KLEINERE SCHRIFTEN

VON

WILHELM WACKERNAGEL.

ERSTER BAND.

ABHANDLUNGEN

ZUR DEUTSCHEN ALTERTHUMSKUNDE UND KUNST-GESCHICHTE.

LEIPZIG
VERLAG VON S. HIRZEL.
1872.

ABHANDLUNGEN

ZUR

DEUTSCHEN ALTERTHUMSKUNDE UND KUNSTGESCHICHTE

VON

WILHELM WACKERNAGEL.

MIT EINER LITHOGRAPHIERTEN TAFEL.

LEIPZIG
VERLAG VON S. HIRZEL.
1872.

Vorrede.

Der Plan, eine Sammelausgabe seiner in verschiedenen Zeit- und Gelegenheitsschriften zerstreuten Abhandlungen zu veranstalten, ist Wackernagel in seinen letzten Lebensjahren mehrfach von befreundeter Seite her nahe gelegt worden. Der Tod schnitt die Ausführung ab, die er für eine spätere Zeit in Aussicht gestellt hatte.

In den hinterlassenen Papieren fanden sich keine Andeutungen vor, wie sich eine solche Ausgabe unter Wackernagels ordnender Hand gestaltet hätte, nur mannigfache Winke in den Handexemplaren der einzelnen Aufsätze sprechen für eine beabsichtigte Erweiterung und wol auch teilweise Umgestaltung namentlich der grössern hieher fallenden Arbeiten.

Es ist von den Erben und der Verlagshandlung gemeinschaftlich beschlossen, eine Auswahl aus Wackernagels zerstreuten Aufsätzen in zwei, eventuell drei Bänden von je 25 bis 30 Bogen zu veranstalten, und der Unterzeichnete mit der Durchführung dieses Beschlusses beauftragt worden. Die Aufgabe gieng zugleich dahin, die zahlreichen in den Handexemplaren sich vorfindenden Nachträge dem Neudruck einzuverleiben.

Indem ich hiermit den ersten Band, Abhandlungen zur Altertumskunde und Kunstgeschichte enthaltend, vorlege, bemerke ich, dass die Auswahl der bezüglichen Arbeiten in Gemeinschaft mit einem Schüler und Freunde des Verewigten, Hrn. Universitätsbibliothekar Dr. Ludwig Sieber hier, vorgenommen ist. Anstatt der rein chronologischen Anordnung der Aufsätze beschlossen wir eine solche nach der innern Zusammengehörigkeit, so dass

die Nummern 1 und 2 allgemeine Seiten des deutschen Altertums, die Nummern 3. 4. 5 Einzelheiten des mittelalterlichen Lebens beschlagen, die Nummern 6 und 7 sich auf Symbolik beziehen, die 8 bis 10 aber speciell Baslerisches schildern, wobei die beiden letzten Nummern zugleich in das eigentliche Gebiet der Kunstgeschichte fallen. Nummer 11, ein frischer und feiner Scherz Wackernagels, fand anhangsweise hier einen Platz.

Ausser den bereits früher gedruckten fanden sich zwei noch ungedruckte Aufsätze in Vortragsform (die Nummern 5 und 6) vor, die ein besonderes Interesse erwecken dürften. Einen weiteren ungedruckten Vortrag wird der nächstens erscheinende zweite Band bringen, welcher die Abhandlungen zur deutschen Litteraturgeschichte enthalten soll.

Basel den 5. September 1872.

Moritz Heyne.

ABHANDLUNGEN

ZUR

DEUTSCHEN ALTERTHUMSKUNDE UND KUNSTGESCHICHTE.

Familienrecht und Familienleben der Germanen.

(H. Schreiber's Taschenbuch. 5. Jahrg. Freiburg 1846, S. 259—316.)

Ein verehrtes Mitglied der naturforschenden Gesellschaft hat uns im Laufe dieses Winters einen unterhaltenden und lehrreichen Blick eröffnet auf den vorweltlichen Zustand der Erde und unsers Landes, auf die Berge und Gewässer, die Thiere und die Pflanzen jener Zeit, da der Mensch noch unerschaffen war. Die Zeit, in welche ich Sie heut einzuführen gedenke, liegt uns um manches Jahrtausend näher: es ist die Anfangszeit der Geschichte des deutschen Volkes; aber auch sie hat, namentlich in den Zuständen, deren besondere Schilderung ich mir zur Aufgabe gesetzt, des Vorweltlichen genug, das uns mit fremden unheimlichen Augen anschaut, so dass wir uns freuen, längst darüber hinaus und auf einen andern Boden gestellt zu sein. Indessen so gänzlich darüber hinaus sind wir dennoch nicht; vielmehr, wie man in unsern Aeckern und Gärten eben nicht tief zu graben braucht, um auf das Flutgerölle der Vorwelt zu stossen, wie die Fundamente unserer Häuser in dieses Gerölle selbst gegründet sind: so wandeln auch wir mit Ansichten und Gebräuchen, mehr als wir selber wissen, immer noch auf dem Boden unsrer ältesten Väter, nur dass er erhöht und cultivirt ist; Vieles, das uns neu erscheint, ist doch uralt, und viel Uraltes, das wir abgethan meinen, erneut sich noch täglich. Um so nöthiger aber ist es und um so belohnender, dem Alten nachzuforschen.

Ich will Ihnen von dem Familienrecht und dem Familienleben der Germanen ein Bild zu entwerfen suchen, so voll-

Anmerkung. In Anschluss an einen Brauch der Basler Gelehrten, der ohne Zeitungsgeräusch schon seit einer Reihe von Jahren besteht, ist obiger Vortrag im Frühling 1844 öffentlich vor einem gemischten Publikum gehalten worden. Ich gebe denselben am liebsten vollständig und unverändert wieder, und füge nur hie und da die erforderlichsten Belege bei. Der Leser möge ihn, unter Berücksichtigung jener nächsten Bestimmung, als Probe eines ausführlichen Werkes über die germanischen Alterthümer betrachten. *W. W.*

ständig als eine gewissenhafte Benützung der einheimischen und der fremden Quellenschriften es gestattet; der Germanen, d. h. der Bewohner Deutschlands und der scandinavischen Reiche, von den ältesten Zeiten an, da die Geschichte ihren Namen nennt, bis herab zu denen, wo die Völkerwanderung das Scepter der Weltherrschaft in ihre Hände gab, und zugleich auch über den kalten dunkeln Norden das Licht des Christenthumes aufgehen liess; vom Zuge der Cimbern und Teutonen bis dahin, wo unter den Mauern der alten Basilia Alamannen ihre Rosse tummelten und Weiler und Kirchen bauten; mit andern Worten, ein Bild von Familienrecht und Familienleben der heidnischen Deutschen.

Es ist mir nicht unbekannt, dass hierüber wie in Bezug auf das Leben der Germanen überhaupt mehr irrthümliche Ansichten und Darstellungen im Umlauf sind, als richtige und der Wahrheit getreue. Vielleicht mit keinem Volke des Alterthums ist die moderne Betrachtungsweise schon so unhistorisch verfahren und verfährt sie noch immer so unhistorisch, als mit den Germanen. Die Einen, im Hochmuth der allerneuesten Bildung, oder wohl auch derselben krankhaft überdrüssig und nun sich begeisternd für ein erträumtes Gegentheil, können die Bewohner Germaniens nicht barbarisch genug schildern: da müssen sie nackt, höchstens ein noch blutiges Thierfell um die breite Schulter, ohne Haus, ohne Herd, ohne Ackerbau, die unermesslichen Wälder durchstreift und sich zur Kost Eicheln aufgelesen haben. Die Andern, deren sich mehr die moderne Sentimentalität bemeistert hat, rühmen wieder dieselben Germanen um ihres Zartgefühls, um der schwärmerischen Verehrung willen, die sie dem ganzen weiblichen Geschlechte gezollt hätten. Aber so treffen die Einen und die Andern neben das Ziel des Wahren und Beglaubigten. Weder sind die Germanen wilde Indianer gewesen noch empfindsame Troubadours, weder so gänzlich ungebildet noch so überbildet. Will man sichs richtiger denken, so standen, um mit einer kurzen Vergleichung so viel zu sagen als eine Vergleichung sagen kann, die Germanen auf derselben Stufe sittlicher und bürgerlicher Entwickelung, auf der uns in den Homerischen Gedichten die Griechen geschildert werden. Auf dieser, keiner höhern, keiner tiefern, wird sich uns auch ihr Familienleben zeigen.

Eine sittliche Grundlage hat das Familienleben überall

erst durch das Christenthum empfangen, oder empfangen sollen; das der heidnischen Deutschen beruhte ganz und allein auf der natürlichen; aber weil es eben eine natürliche Grundlage war, hat auch die spätere christliche, hat selbst unsere Zeit noch genug davon in Sitte und Recht festhalten können.

Es begreift aber das Familienleben, indem Mann und Weib sich verbinden, indem auch Söhne und Töchter geboren werden, vor allem den Gegensatz beider Geschlechter in sich, einer passiven und einer activen Menschenart; eines Geschlechtes, das von Natur aus schwach und hülfsbedürftig, und eines andern, das ebenso von Natur stark und fähig ist zu helfen und zu schützen; den natürlichen Gegensatz von Herz und Kopf, von Gemüth und Geist. Auf diesen Unterschied der Geschlechter, bei welchem einmal das männliche zu gewinnen scheint, gieng das altdeutsche Familienleben in seinen Hauptverhältnissen zurück und verlieh ihm eine streng rechtliche Befestigung; räumte dem Mann vor dem Weibe, dem Bruder vor der Schwester [1]) Vorzüge und Vortheile jeglicher Art ein. Kein Weib, Frau oder Jungfrau, durfte vor Gericht selber klagen noch gegen eine Klage sich vertheidigen, noch von sich aus irgend eine rechtsgültige Handlung vollziehn; überall bedurften sie eines Vormundes,[2]) die Frau war vom Manne, die Wittwe vom Sohn, die vaterlose Tochter vom Bruder bevogtet; und starb der Hausherr, so fiel alles Erbe den Söhnen zu; der Wittwe, der Tochter blieb davon nichts. Kurz, das Weib hatte nie seine eigene Freiheit, sein eigenes Recht, sein vollkommen eigenes Besitzthum;[3]) alles dessen erfreute sich nur der Mann, der von Natur allein befähigt schien, so hohe Güter zu erwerben und zu behaupten. Ja schon bei der Geburt eines Kindes äusserte sich diese geringere Schätzung des schwachen Geschlechtes, es schien eher erlaubt ein neugeborenes Mädchen auszusetzen als einen Knaben; noch bis auf neuere Zeit erhielt zu Näftenbach der Vater eines Knaben zwei Wägen Holz zugefahren, der eines Mädchens nur einen, und zu Schaffhausen

---

1) Vergl. den Zusammenhang von mannus, manus, mundium. Unter den Merowingern wird in einer Kirchenversammlung die Frage erörtert, ob die Weiber auch Menschen seien? Gregor. Tur. 8, 20.

2) Ed. Rothar. 205.

3) Keine selbmundia. Edict. Rotharis 205.

schmückte sich die Magd, die ein Kindbett ansagte, mit éinem Freudmaien, wenn das Kind nur ein Mädchen, dagegen mit zweien, wenn es ein Knabe war.[1])

Aber die Familie enthält nicht bloss den Gegensatz von Mann und Weib: sie enthält auch den von Vater und Kind. Und der Vater ist seinem Fleisch und Blut, das weise Alter der unerfahrenen Jugend (jung und dumm sind in der alten Sprache gleichbedeutend) ebenso von Natur aus übergeordnet, wie das männliche Geschlecht dem weiblichen; daher genoss der germanische Vater eben derselben Rechte und Vorrechte gegenüber dem Sohn, deren der Mann gegen die Frau, der Bruder gegen die Schwester genoss, und diese Vorrechte erloschen erst dann, wenn der Sohn im Stande war, selbst auch Mann und Vater und Haupt einer neuen Familie zu sein; bis dahin war auch er vollkommen unfrei oder doch nur unvollkommen frei.

Ziehen wir die Summe des Bisherigen, so ergiebt sich, dass in der germanischen Familie nur Einer berechtigt war und die Andern alle diesem Einen unterthan; der Mann und Vater befahl als Herr, verfügte als Eigenthümer; Weib und Sohn und Tochter gehorchten und gehörten ihm wie das übrige leibeigne Hausgesinde, natürlich zwar als die Vordersten in der Zahl der Knechte und der Mägde.

Und damit war auch bei den Germanen die Familie das Vorbild und das Gegenbild der ganzen Staatseinrichtung. Aber während das Volk sich vierfach ständisch gliederte, sich abtheilte in Priester, Edle, Freie und Unfreie; hier, im engeren Rahmen des Hauslebens, galt nur noch der einfachere Unterschied von Freiheit und Unfreiheit, von Herrscher und Beherrschten;[2]) und welchem Stande auch der Vater ausserhalb des Hauses mochte beigezählt werden, im Hause war er, nur er allein, König und Priester und edler Herr und Freier zugleich, und führte nicht blos den Pflug, sondern auch das Schwert für die Seinen, das Schwert des Krieges und des Gerichtes, und opferte für sie und befahl ihnen; sie aber verehrten ihn und gehorchten und dienten.[3])

---

1) Jac. Grimms Rechtsalterth. 404. Joh. Müller 1, 440. Stalder 2, 355; vergl. auch 3. Mos., cap. 12.

2) Vgl. das römische patres et liberi, Väter und Kinder, Adlige und Gemeinfreie.

3) Im Altnord. bezeichnet drôttin sowohl den König als den Hausvater.

Das alles galt aber blos von dem Manne und von dessen Weib und Kindern, der freien Geschlechts war. Der Unfreie war keines Eigenthumes fähig und keiner Verfügung nach eigenem Willen; deshalb war auch der unfreie Mann nicht selbst der Herr seines Weibes noch seiner Kinder, er selbst hatte keine Familie; Weib und Kind gehörten mit ihm seinem Herrn, und schlossen sich unten an dessen Familie an.

Diess sind in wenigen schnellen Strichen die Grundzüge des germanischen Familienrechts und Familienlebens. Nachdem diese entworfen, können wir die einzelnen Theile des Bildes durch Farbe und Licht und Schatten bestimmter und anschaulicher zu gestalten suchen.

Wir sprechen zuerst vom Verhältniss des Mannes zum Weibe.

Als der Zeitraum der vollsten Lebenskraft wurden für den Mann die Jahre vom 20. bis zum 50., für das Weib die vom 15. bis zum 40. betrachtet;[1]) vor dieser Zeit pflegten sich daher beide nicht zu verehlichen.[2]) Bei der Verehlichung ward aber vor allem auf Standesgleichheit geachtet. Zwar Edle und Freie durften sich meist ohne Strafe und ohne Schaden verbinden; zwischen ihnen war der rechtliche Abstand minder gross:[3]) nicht so Edle oder Freie und Unfreie, die einen Leibeigenen zum Manne oder der eine solche zum Weibe nahm; beide wurden damit, wo man noch milde verfuhr, selbst leibeigen, sie und ihre Kinder.[4]) Um vor solchen Missheirathen zu warnen, bestimmte das Recht der ripuarischen Franken,[5]) wenn eine Freie wider den Willen der Ihrigen sich mit einem Unfreien verbunden, so solle ihr der König oder des Königs Stellvertreter, der Graf, ein Schwert und eine Spindel überreichen; greift sie nach dem Schwerte, so erschlage sie damit den Knecht; wählt sie die Spindel, so verbleibe sie mit in Knechtschaft: d. h. wenn es einmal so weit gekommen,

1) Lex Visig. 8, 4, 16; Lex Ripuar. 12, 1. 14, 2. Renner, Bamb. Ausg. 8a. 233a. (v. 11. 20980); Amis 211; vgl. Lex Sal. 75, 3.

2) Cæs. B. G. 6, 21; vgl. Tac. Germ. 20. Wernher, Mar. Leb. 151, 15. Raumer Hohenst. 6, 549.

3) Vgl. Renner 23a (1442 ff.)

4) L. Sal. 14, 7. 11. 29, 5; L. Mam. 18; Decr. Tassil. de popul. legibus 12; L. Fris. 6, 2; Ed. Roth. 218 sqq.; Papencordt Vand. 255.

5) L. Ripuar. 58, 18.

kann sich das Weib nur noch durch eine unweibliche Gewaltthat retten; hält sie aber fest an Liebe und Weiblichkeit, so ist ihr Standesrecht unwiderbringlich verloren: darum lasset es lieber nicht so weit kommen! Bei den Longobarden aber ward ein Knecht, der eine Freie zu ehelichen gewagt, hingerichtet, und auch sein Weib konnten die Angehörigen tödten oder ins Ausland verkaufen;[1]) die Westgothen ahndeten die Vermählung einer Freien und ihres Knechtes oder Hörigen mit Geisselhieben und Verbrennung beider;[2]) ähnlich die Burgunder.[3]) Das strengste Recht jedoch hielten die Sachsen: hier war auf ungleiche Ehen jeglicher Art, selbst auf Ehen Adlicher mit Freien, die Todesstrafe gesetzt.[4])

Hatte nun der Germane oder die Seinen für ihn, eine an Stand und Alter passliche Jungfrau gefunden, so kaufte er sie dem Vater oder dem Bruder ab, oder wer sonst ihr Vormund war;[5]) entweder bezahlte er sie gleich, und sie ward ihm zum Weibe sofort gegeben, oder Kauf und Kaufsumme wurden vorläufig nur verabredet, die Vollziehung aber auf später anberaumt, und sie ward ihm zum Weibe nur gelobt.[6]) Die Vermählung war ein Kauf:[7]) lange Zeit hindurch hatte der ganze Vorgang keinen andern Sinn als diesen, und wiederum lange Zeit wenigstens keine andere Form. Das Christenthum hat manches Jahrhundert gebraucht, es hat sich erst die ganze Romantik des Mittelalters, das Ritterthum, der Minnegesang, die Verehrung der Mutter Gottes ausbilden, es hat erst die schwärmerische Liebe auch auf den Ehebund, und dies eine vergöttlichte Weib auf das ganze Geschlecht ein glänzendes Streiflicht werfen müssen,[8]) ehe für das Familienleben ein anderer und besserer Grund, für das Weib eine ehrenvollere Stellung gewonnen war, als der Abschluss der Ehe durch Kauf gewähren konnte. Es kaufte sie also der Bräutigam dem Vater ab, bezahlte sie demselben; sei

---

1) Ed. Roth. 222. 2) L. Visig. 3, 2, 2. 3) L. Burg. 35.

4) Translatio L. Alex. 2; bei Pertz 2, 675.

5) L. Burg. 12. 34, 2. 52. 61; L. Sax. 7, 3; L. Visig. 3, 4, 7.

6) L. Sal. 14, 9; L. Alam. 52, 53; L. Baiwar. 7, 15. 16; L. Sax. 10; Ed. Roth. 178. 179. 180.

7) Ein wîp koufen, es ehelichen: Haupts Zeitschr. 2, 463. (König und Königin) u. a. Heliand 9, 11.

8) Haupts Zeitschr. 2, 89, 1539 ff. Wolfram Lieder 4, 9.

es mit andern Waaren, wie Sclaven, Rindern, Pferden, Waffen, liegenden Gütern, sei es mit Ringen, der ältesten Art germanischen Geldes, sei es mit baarer Münze selbst.[1] Als Theoderich der Grosse dem Thüringerkönig Hermanafrid seine Nichte Amalaberga vermählte, sandte dieser, der König dem Könige, einige silberweisse Pferde als Kaufpreis;[2] bei den Sachsen zahlte man festgesetztermassen bis auf 300, bei unsern Vorfahren, den Alamannen bis auf 400 Schillinge,[3] d. h. 560 fl. reinen Silbers: ein ganz hübsches Geld, indem der damalige Metallwerth so hoch über dem jetzigen stand, dass z. B. nach altsächsischem Anschlage[4] ein Schilling, d. h. 1 fl. 24 kr.,[5] den Werth eines Ochsen von sechzehn Monaten darstellte.

Nur wer ein Weib auf solche Weise nahm, nahm sie wirklich zur Ehe, d. h. auf gesetzliche Weise: denn eigentlich ist Ehe so viel als Recht und Gesetz. Eine Verbindung, die anders begonnen, ward als Unzucht oder als Raub angesehen und hart bestraft.[6] Arminius hatte seine Thusnelda durch Raub, sie war die verlobte Braut eines Andern gewesen; strafen konnte ihn deren Vater dafür nicht, er rächte sich durch Bürgerkrieg und Vaterlandsverrath.[7]

Was und wie viel man aber für das Weib erlegen mochte, es ward, damit der Handel rechtsgültig sei, öffentlich in Gegenwart von Zeugen aus der Verwandtschaft Beider erlegt oder zu erlegen gelobt;[8] und wie das Alterthum jede Rechtshandlung mit einfach bedeutungsvollen Symbolen begleitete und heiligte, so auch diese, die vor allen einer bekräftigenden Weihe werth war. Es ward die Braut dem Bräutigam gegenübergestellt, das Haar, das sie bisher frei hatte wallen lassen, aufgebunden und mit einem Schleier verhüllt;[9] denn diejenige Freiheit, deren sie

1) Rechtsalterth. 427 ff. Tacitus Germ. 18.

2) Cassiod. Var. Epist. 4, 1.

3) L. Saxon. 6, 1; L. Alam. 51, 1. 52, 2. 55, 2.

4) L. Saxon. 19, 2. Vgl. L. Rip. 36, 11; L. Alam. 78.

5) Zellwegers Appenz. 1, 42.

6) L. Sal. 14; L. Alam. 54; L. Baiwar. 7, 16; L. Burg. 12; Ed. Roth. 186 sqq.; L. Visig. 3, 3. u. a.

7) Tac. Ann. 1, 55. 8) Tac. Germ. 18; L. Sal. 70.

9) Thryms kvida 18 sqq. u. a.; goth. liugan (verhüllen), mhd. binden (das Haar) s. v. a. sich vermählen.

bisher noch genossen, war nun zu Ende: langes Haar aber galt für ein Zeichen der Freiheit; ihr am Gürtelband klirrten Schlüssel:[1]) denn von nun an sollte sie Kisten und Kasten des Mannes besorgen; vor ihr her gieng ein Jüngling mit blossem Schwerte,[2]) das sodann Vater oder Vormund dem Bräutigam überreichte:[3]) denn nunmehr war dieser zugleich Herr und Beschützer ihres Lebens;[4]) und damit sie stets sich erinnere, dass sie um Ringe erkauft, und dass ihr freier Wandel nun durch den Willen des Mannes gebunden sei, bekleidete dieser ihre Hand mit einem Ring[5]) und ihre Füsse mit Schuhen.[6]) Sie aber theilte, um sich heut schon der ganzen Freundschaft als mild spendende Hausfrau zu erweisen, allen Zeugen und Gästen Geschenke aus:[7]) eine Sitte, die noch jetzt z. B. in Zürich gilt; es ward dazu namentlich das Geschmeide verwendet, mit dem ihr heut die Eltern Arm und Hals reichlich bekleidet hatten:[8]) denn das Alterthum schenkte gern vom Leibe fort, und ehe man Geld hatte, waren Ringe und Spangen das Hauptgeschenk.[9]) Zuletzt noch eine Art religiöser Weihe: ein Hammer, wie man sich ihn als Waffe des Donnergottes dachte, ward der Braut in den Schooss gelegt;[10]) das heisst wohl, es ward auf den, welcher den Kauf und die Treue brechen würde, der strafende Blitz der Gottheit herabgewünscht. Während alles dessen und noch Tage lang nachher ein stattliches Gastmal; oft schmausten da mehrere Hunderte zusammen, und alle wetteiferten in Pracht und Fröhlichkeit.[11]) Nur die Freundinnen der Neuvermählten härmten sich und sangen wehklagende Hochzeitlieder.[12]) War endlich auch das überstanden, so bestieg das junge Weib einen Wagen und fuhr

---

1) Thryms kvida a. a. O.; Rigs mâl u. a.

2) Rechtsalterth. 167. 742. 3) Altd. Leseb. 190.

4) Mundium Schutzherrschaft und Kaufpreis: L. Alam. 54, 2. 3; Ed. Roth. 182. 183. 187 sqq.

5) Rechtsalterth. 432. 6) Ebendas. 155.

7) Thryms kvida 29 sqq.; Ed. Roth. 184.

8) Gûdr. kvida 2, 1; Beov. 2023 f.

9) Altd. Leseb. 65, 9. 10; Chron. Novalic. 3, 24; Nib. 1493.

10) Thryms kvida 30. Noch bei Frauenlob (Ettm. 7) sagt Maria: „Der smit vom Oberlande (Gott) warf sinen hamer in mîne schôz.“

11) Thryms kv. 24 sqq.; Gripis spâ 44; Wilda Gildenw. 5.

12) Altd. gehîleih, brûtleich; Mærch. d. Br. Grimm Nr. 56; Wunderh. 2, 12. 5.

verschleiert, von Brautführern und Brautführerinnen begleitet oder eingeholt,[1]) der neuen Heimat zu; mit ihr die beweglichen Güter, das Hausgeräthe, die Kleider u. s. f., mit denen Vater und Mutter und Freunde sie etwa beschenkt und ausgestattet hatten.[2])

So war nun das Weib unwidersprechliches Eigenthum des Mannes geworden, wie jedes andere Gut, das er mit Wissen so vieler Zeugen, unter dem Schutze so vieler rechtlicher Formen erkauft hätte; darum sagt man auch, als wäre das Weib nur eine Sache, im Deutschen eben das Weib, nicht die Weib. Sie war Eigenthum des Mannes, mit all ihrem Thun und Lassen an seinen Befehl gebunden;[3]) darum ward auch jener Kaufpreis Reif[4]) oder Witthum d. h. Fessel genannt: denn ursprünglich gilt letztres Wort nur von dem Kaufpreise.[5]) Sie war Eigenthum des Mannes, und er beschützte dasselbe freilich gern; aber er durfte sie auch züchtigen gleich einer andern Magd; durfte sie, wenn es ihm beliebte, wieder verkaufen wie ein anderes Gut; durfte sie ungestraft tödten, wenn sie es durch Untreue zu verdienen schien. Körperliche Züchtigung konnte selbst die vornehmsten Frauen treffen. So wird im Nibelungenliede erzählt, wie Kriemhild, die Gemahlin König Siegfrieds, durch voreilige Reden Zwist in die Familie bringt; da sagt denn Siegfried nicht blos, man solle alle Frauen so ziehen, dass sie unnützes Geschwätz unterwegen lassen, sondern führt das auch aus, und Kriemhild, die Königstochter, kann nachher versichern: „mich hat mein Thun gereut, Siegfried hat deswegen mir den Leib zerbläut.“[6]) Das Nibelungenlied ist erst zu Anfang des XIII. Jahrhunderts verfasst worden, und Siegfried und Kriemhild sind durch die zärtlichste Liebe verbunden. Nur das Gegentheil, Misshandlung des Mannes durch die Frau, schien ein Unrecht, und ein so grosses, dass solch ein Haus keinen Anspruch mehr auf Fortbestand hatte; noch bis gegen Ende des vorigen Jahr-

---

1) Rigs mâl; Lex Sal. 14, 10; Leg. Aistulphi 6.

2) Tac. Germ. 18? L. Baiwar. 7, 14, 2; L. Alam. 55; Ed. Roth. 181. 182. 184. 199; L. Burgund. 51, 3. 4.

3) Si was dem besten manne Sifride undertân. Nib. 1097, 2.

4) Vgl. Rechtsalterth. 425; Haupts Zeitschr. 2, 553.

5) Wittemo: L. Burg. 66. 69. 84, 2. 3. addit. 1, 14.

6) Nib. 805. 837.

hunderts war es hin und wieder in Deutschland Sitte, dass sich, wenn das Ungeheure geschehn war, die Nachbarschaft versammelte und dem Ehepaar das Haus überm Kopf abdeckte.[1] Untreue der Gattin ward an Leib und Ehren und mit Verstossung bestraft; zum Hause hinaus, durch die ganze Ortschaft hin, geisselte der Gekränkte das kahlgeschorene, der Kleider beraubte Weib;[2] falls er aber im Jähzorn sie und ihren Buhlen tödtete, so hatte er dafür Niemandem zu büssen.[3] Bei den Burgunden ward diejenige, die den Gemahl nur verlassen hatte, im Schlamm erstickt;[4] dem Friesen war ausdrücklich freie Wahl gegeben, ob er die Ehebrecherin schinden wolle oder hängen oder verbrennen oder erschlagen mit dem Schwerte, darunter sie gieng, als er sie zur Ehe nahm.[5] Die Dänen verkauften dergleichen Weiber in die Sclaverei;[6] bei den Angelsachsen musste der Buhle dadurch Schadenersatz leisten, dass er dem Gatten ein andres Weib kaufte;[7] den Nachkommen der Angelsachsen, den Engelländern, ist es noch heut zu Tage gestattet, ihre Frauen, auch wenn sie nichts dergleichen verschuldet, an einem Strick auf öffentlichen Marktplatz zu führen und feil zu bieten; erst vor wenigen Monaten ist zu Nottingham eine Frau um 36 Kreuzer losgeschlagen worden.[8] Denn was man, nach altem Rechte, gekauft hat, darf man auch wieder verkaufen.[9]

Bei solcher Entstehungsart des Ehebundes war die Vielweiberei, wenn schon immer etwas Seltenes, doch nichts Unerhörtes, noch weniger etwas, das unerlaubt schien, so lang die Germanen noch Heiden waren. Gewöhnlich aber kam dergleichen nur bei Königen und Fürsten vor, die reich genug dazu waren, und denen es wohlgethan dünkte, sich mehr als Ein mächtiges Haus zu verschwägern.[10] So besass König Ariovist zwei Gemahlinnen,[11] Harald der Schönhaarige von Norwegen sogar neun.[12]

---

1) Rechtsalterth. 723. 2) Tac. Germ. 19.
3) L. Baiwar. 7, 1. 2; L. Fris. 5, 1; L. Visig. 3, 4, 3—5; Ed. Roth. 213; L. Burg. 68.
4) L. Burg. 34, 1; vgl. Tac. Germ. 12. 5) Rechtsalterth. 742.
6) Ad. Brem. de situ Daniæ 213. 7) Rechtsalterth. 422; vgl. L. Alam. 51.
8) Augsb. Allg. Zeitg. 1844. Nr. 8.
9) Die „gute Frau“ verkauft ihr Eheherr in Nöthen der Armuth: Haupts Ztschr. 2, 443 ff.
10) Tac. Germ. 18. 11) Cæs. B. G. 1, 53. 12) Haralds Hârf. Saga 21.

Nur bei den Schweden pflegte auch der gemeine Mann wenigstens zwei Weiber zu haben, die Fürsten und die Reichen unzählige, und die Kinder von allen waren legitim.[1])

So viel für jetzt von der rechtlichen Stellung der Frauen. Nun von den Kindern.

Die Kinder waren entweder eigne oder angenommene. In beiden Fällen gehörten sie dem Vater. Die Adoption geschah meist unter Förmlichkeiten, die den Adoptirten als unfrei, den neuen Vater als Herrn über all sein Wollen und Thun bezeichneten; es ward ihm z. B. das Haar, das äussere Merkmal der Freiheit, abgeschoren, oder auch er musste, wie dort die Braut, in einen Schuh des Vaters treten.[2]) Aber die Rechte des Vaters über Leib und Leben der Nachkommenschaft waren schon beschränkter, als die des Mannes über Leib und Leben der Frau. Es galt hier eben die Nachkommenschaft, die Erhaltung des Geschlechtes,[3]) und selbst der Heide mochte mit scheuem Staunen das Wunder verehren, das in der Geburt eines Menschen sich ereignet. Deswegen ward auch bei den Franken und den Thüringern der Todtschlag einer solchen Frau, von der noch Kinder zu erwarten waren, dreimal so hoch als der Todtschlag eines Mannes gebüsst; während eine Frau von weiter vorgerücktem Alter und eine Jungfrau nur eben so viel galten als ein Mann, und bei andern Völkern jegliches Weib nur halb so viel;[4]) hier zu Lande jedoch, in Alamannien, und ebenso in Baiern, hatten alle Weiber, gleichviel ob jung oder alt, ob verheirathet oder unverheirathet, doppelten Mannswerth: es wurden z. B. für einen erschlagenen freien Alamannen 160, für ein Weib von gleichem Stande 320 Schillinge gezahlt, d. h. für jenen 224, für dieses 448 Gulden.[5])

Es stund also bei dem Vater, ob er das neugeborene Kind, das ihm zu Füssen gelegt worden, wie etwas Fremdes, ihm nicht Angehöriges, wollte am Boden liegen lassen, oder als das seinige aufheben,[6]) mit eigener Hand oder durch die Hand der Heb-

1) Ad. Brem. de situ Daniæ 229. Ein mittelalterlicher Nachlass der früheren Vielweiberei sind die häufigen Concubinate.

2) Rechtsalterth. 146. 155. 3) Tac. Germ. 19. 20.

4) Rechtsalterth. 404—406. Id. u. Herm. 1813, 94 fg.

5) L. Alam. 48, 2. 49, 2. 50, 2. (vgl. 58, 3.) 67. 68, 3. 91. addit. 22; L. Baiwar. 3, 13, 3; vgl. Tac. Germ. 8. 6) Rechtsalterth. 455.

amme, die davon noch ihren Namen führt (ahd. hevanna); aber wars einmal aufgehoben, so musste er ihm auch ferner das Leben in der Familie gönnen. Es stund mithin beim Vater, ob er sein Kind wollte aussetzen lassen oder nicht;[1]) aber war demselben auch nur die geringste Nahrung schon zu Theil geworden, hatte ihm auch nur ein Tröpfchen Milch oder Honig den Mund berührt, so war ihm sein Recht aufs Leben gesichert, und der Vater musste es aufheben und anerkennen und gross ziehn lassen.[2]) Es stund sodann auch späterhin noch beim Vater, das Kind in die Sclaverei zu verkaufen; aber er durfte es nur in dringendster Noth thun, wenn nichts als diess ihn erretten, wenn er nicht anders als so für das weitere Leben des Kindes selbst sorgen konnte.[3]) So gaben einmal die Friesen, nachdem sie alles erschöpft hatten, um eine von den Römern auferlegte Abgabe zu entrichten, endlich noch anstatt des Zinses die eigenen Weiber und Kinder in römische Knechtschaft;[4]) ja noch um das Jahr 1500 (so lange unanstössig blieb dieser Rechtssatz in der Ansicht des Volkes) konnte Geiler von Kaisersberg sagen, der berühmte Strassburgische Prediger, in seiner Schrift: Wie ein Kaufmann sein soll:[5]) „Der Vater, in Hungersnoth mag er den Sohn verkaufen, und sonst nicht; die Mutter mag den Sohn nicht verkaufen, sie leide Hunger oder nicht.“ Natürlich, die Mutter war selber gekauft, selber unfrei: sie hatte an den Sohn ihres Leibes kein Eigenthumsrecht.

So waren die Kinder wohl in etwas besser gestellt, als man nach jener strengen Unterwürfigkeit des Weibes erwarten dürfte, aber Diener von Rechtswegen waren auch sie; und wie die alte Sprache ein Wort hatte für die Begriffe Eheweib und Dienerin, das Wort hîâ, wovon unser Heirath, so sind die hauptsächlichsten Ausdrücke für das Verhältniss der Dienstbarkeit von der Kindschaft hergenommen. Knecht ist eigentlich s. v. a. Knabe, Magd s. v. a. Jungfrau, und die Dirne hat ihren Namen vom Dienen. Demgemäss führten im germanischen Hause die Kinder des freien oder edeln Herrn und die Kinder der Knechte und der Hörigen ein ungetrenntes Jugendleben; gemeinsamer

1) Schwabensp. Landr. 298. 2) Rechtsalterth. 456 ff.

3) Jordanes 26; Ed. Theoderici 94; Capit. 864, 33; Schwsp. L. R. 291; vgl. L. Sax. 15, 3.

4) Tac. Ann. 4, 72. 5) Bl. 92b.

Dienst, gemeinsames Spiel, gemeinsame Uebung und Kräftigung des jungen Leibes durch Tanz und Ritt und Bad, und die arglose Unschuld schied auch die Geschlechter nicht.[1])

Besonders aber in rechtlichem Nachtheil waren die Töchter. Die Dienstbarkeit der Söhne nahm einmal und nicht gar spät ihr Ende, die der Töchter niemals. Sofern Kindschaft und Dienstbarkeit den alten Germanen gleichbedeutende Begriffe waren, kamen die Töchter nie aus der Kindschaft heraus; woher es rühren mag, dass noch jetzo hie und da die Volksmundart unter Kindern blos Töchter versteht: Johannes habe zwei Buben und ein Kind. So lang es auch beim Vater lebte, so alt es auch ward, stets war und blieb das germanische Mädchen unfrei; und gieng es als Braut, als Frau in ein anderes Haus über, so ward es in diess andere Haus eben nur verkauft, und tauschte die enge Dienstbarkeit der Tochter gegen die noch engere des Eheweibes. Nur einen Trost vergönnte man ihr bis dahin, der weiblich genug ist: sie durfte als Jungfrau noch ihr Haar frei wachsen lassen;[2]) es hieng herab, in Zöpfe geflochten, oder dass die Locken schier den ganzen Leib verhüllten; wie sich Aslaug, die schöne Tochter Sigurds, allein in das Gold ihrer Haare kleidete;[3]) als Braut aber, wenn sie unter den Schleier kam (wir sagen jetzt „unter die Haube“), musste sie die Locken verschneiden und die Zöpfe wurden ihr aufgebunden.[4]) Um so viel war der Ehemann noch ein strengerer Herr als der Vater. Die Knaben dagegen wurden, so lange sie noch in der Gewalt des Vaters waren, stets von Frischem geschoren; von ihnen besonders mag man die Haare genommen haben, die aus Germanien nach Rom verkauft wurden, wo sich Kaiser und Senatoren und Senatorenfrauen schön rothblonde Perüken daraus machen liessen.[5]) Nur den Söhnen der Fürsten und Edeln war vielleicht schon in unmündigen Jahren der freie Haarwuchs vergönnt.[6])

Die Töchter trugen in Unfreiheit den Schmuck der Freien; die Söhne, dieses Schmuckes beraubt, wuchsen stufenweise zu

1) Tac. Germ. 20. 32; Cæs. B. G. 6, 21.
2) L. Sal. 28, 3; L. Liutpr. 6, 11.
3) Ragnars Lodbrôkar Saga 8; vergl. Maerchen Nr. 3, 12.
4) „Gebende“ der mittelalterliche Kopfschmuck verheiratheter Frauen.
5) Herodian. 4, 7; Böttigers Sabina 121 ff.
6) Gregor. Tur. 2, 41. 3, 18. 6, 24; L. Sal. 28, 2.

immer grösserer Freiheit heran. Etwa ihr erstes Jahrzehend hindurch lebten sie noch, vom Vater wenig beachtet, unter besonderer Hut der Frauen,[1]) zumal der Mutter; wurden von dieser selbst und nicht mit Sclavenmilch gesäugt,[2]) von ihr erzogen und, so viel es da zu lernen gab, belehrt,[3]) z. B. etwa im Lesen und Schreiben der Runen, jener urdeutschen Buchstabenschrift.[4]) Dann, im 12., 13. Jahr, begann sich ihrer der Vater anzunehmen; nun kamen auch, von diesem geleitet, jugendliche Waffenübungen.[5]) Hiemit verknüpft sich die Erklärung eines eigenthümlichen Gebrauchs früherer Jahrhunderte, dass nämlich, wenn die ganze Familie über die Strasse schritt, zuerst die Töchter, dann die Mutter, sodann der Vater und dann erst die Söhne kamen. Es gehn also die Weiber insgesammt den Männern voran, wie auch sonst das Gesinde voranzugehen pflegte, um der Herrschaft den Weg zu räumen;[6]) und unter den Weibern wiederum die Töchter vor der Mutter, weil sie in ihrer Dienstbarkeit zunächst dieser untergeben sind; die Söhne jedoch folgen dem Vater, denn sie bilden gleichsam das stehende Heer des Hauses, da müssen sie ihn, ihren Waffenmeister und Feldherrn, an der Spitze haben.[7]) Das Ansehen aber einer gewissen Mündigkeit, deren sich der Sohn immer mehr erfreut hatte, seitdem er zurechnungsfähig und der mütterlichen Zucht entwachsen war,[8]) vollendete sich nach einiger Zeit, etwa im 15. Jahre, durch die feierliche Wehrhaftmachung.[9]) Oeffentlich, vor dem Volke, vor Freunden und Verwandten, wurden dem Jüngling die ersten Waffen überreicht, vom Vater oder von einem befreundeten Edeln,[10]) und mit dem ersten ihm selbst gehörenden Schwerte ward er als fähig bezeichnet sich und Andere zu beschützen.[11]) Das war für ihn ein wichtiger entscheidender Tag, ja indem er nun erst ein Leben seinem Stande gemäss, nun eigentlich erst sein Leben begann, nach germanischer wie nach

1) Gudr. 89 ff. u. a. vgl.; Cæs. B. G. 4, 1.
2) Tac. Germ. 20. 3) L. Visig. 10, 1, 17.
4) Schriftkenntniss war besonders Frauensache; aus dem Mittelalter zahlreiche Beweise. Sigurdrifu mâl 7—20.
5) Seneca Epist. 37; Rigs mâl. 6) Welscher Gast 10, 2.
7) Vgl. Rechtsalterth. 409. 8) L. Sal. 28, 1. 6; L. Visig. 4, 3, 4. 4, 3.
9) Helga kvida 1, 10; L. Burg. 87; L. Visig. 4, 3, 1.
10) Tac. Germ. 13; Paul Diac. 1, 23. 24. 11) Renner 25a.

indischer Anschauung der Tag seiner zweiten Geburt.[1]) Der Stand der Freien zwar hat im Mittelalter diese bedeutsame Feierlichkeit wieder fallen lassen; nicht so der Adel, der Ritterschlag[2]) ist nichts anderes als die alte Wehrhaftmachung. Vollkommen frei war aber der Sohn auch jetzt noch nicht; das ward er erst mit Antritt des 21. Jahres,[3]) wo es erlaubt und nöthig schien, dass er ein Weib nehme, und selbst auch Vater und Herr von Kindern werde. Bis dahin durfte er noch, wenn er wollte, sich vom Vater bevormunden lassen;[4]) jetzo nicht mehr, jetzt musste er frei und selbstständig sein. Er ward vom Vater vor die Thüre gestellt, gleichsam in den Wald, in den Hag hinaus; er ward ein Hagestalt, oder wie die neuere Sprache das Wort verderbt hat, ein Hagestolz. Mochte er nun mit dem, was der Vater ihm vorläufig herausgegeben,[5]) sich selber helfen! Beweibte er sich nicht, gründete er keinen eigenen Haushalt, so blieb ihm nur übrig, bei seinem Vater oder sonstwo um Lohn zu arbeiten oder in die Dienste eines Kriegsfürsten zu treten, beider Art Leute, Tagelöhner und Soldkrieger, werden in der alten Sprache Hagestalde genannt.[6])

In solcher Weise hatte der germanische Hausvater nur Unfreie neben sich und unter sich; sein Weib war ihm dienstbar so lange sie lebte, die Tochter bis sie verheirathet, der Sohn bis er wehrhaft gemacht und bis auch er beweibt war. Aber auch rückwärts erstreckte sich diese alles beherrschende Stellung des Mannes, auch rückwärts über die grau gewordenen Eltern, die etwa sein Gnadenbrot genossen. Nach altdeutschem Rechte sank der Mann, der das 60. Jahr überschritten, allmählig wieder der Unmündigkeit entgegen;[7]) denn er ward ja wiederum unfähig die Waffen zu führen, zuletzt wohl gar kindisch an Verstand. Waren die Zeichen solcher Altersschwäche unzweifelhaft, hatte der Greis, wie die Probe mehrfach angegeben wird,[8]) nicht

1) Bei den Longobarden heisst widerboran s. v. a. frei: Ed. Roth. 223; Liutpr. 6, 53; vgl. Bohlen, das alte Indien 2, 14.

2) Mhd. swertleite d. h. Schwertführung.

3) L. Visig. 4, 2, 13. 3, 3. 4) Sachsensp. L. R. 1, 42.

5) L. Burg. 51; Sachsensp. L. R. 2, 19.

6) Jüngere Söhne auf die See gewiesen: Geyer Gesch. Schwed. 1, 265.

7) Sachsensp. L. R. 1, 42; Schw. Sp. L. R. 47; vgl. Berthold 238; Renner 240a. 263b.

8) Rechtsalterth. 96.

mehr das Vermögen zu gehn oder zu stehn und zu reiten ungehabt und ungestabt, mit wohlbedachtem Muthe, freiem Willen und guter Vernunft; dann vertauschten Vater und Sohn die Stellung, in der sie vormals sich gegen einander befunden, nun ward der Sohn Vormund des Vaters und damit auch der Mutter, und Vater und Mutter wurden abhängig von ihm; abhängig auch in so fern, als sich der Greis den Dienstleistungen nicht entziehen durfte, die der Befehl des liebloseren Sohnes oder der dringende Bedarf der Wirthschaft von ihm forderte; als derselbe, dem noch vor wenigen Jahren alle diese gehorcht hatten, nun mit den Kindern und den Knechten arbeiten musste im Hause, oder das Vieh hüten, oder den Acker bestellen,[1]) je nachdem sein Leib noch taugte. Da mochte den Greisen oft von harten Söhnen, von übermüthigen Enkeln schmerzlich vergolten werden, was sie selbst in kräftigern Jahren an Liebe und Milde versäumt hatten; sie fühlten sich unnütz auf Erden und Allen im Wege.[2]) Bringt man dazu noch den natürlichen Widerwillen in Anschlag, den alles Heidenthum gegen ein sieches gebrechliches Alter hat, und den besondern Glauben des germanischen Heidenthums, dass die im Krankenbett gestorbenen nicht nach Walhalla, dem Aufenthalt der seligen Götter und Helden, gelangten;[3]) gedenkt man etwa auch der rührenden Verirrung jener Greisin in Schlesien, die sich vor einigen Jahren selber den Tod gab, weil sie meinte, Gott habe es vergessen sie abzurufen: so wird man begreiflich finden, dass in Germanien dergleichen öfter geschah, wie z. B. an der Grenze Westgothlands ein Felsen lag, von dem sich die lebenssatten Greise und Greisinnen der Umgegend mit heiterer Freiwilligkeit hinabzustürzen pflegten.[4]) Ja

---

1) Tac. Germ. 15; Rigs mâl. Enke, Knecht auf dem Acker und beim Vieh, ist Verkleinerung von Ahn.

2) Vgl. Pfuchähni und Stinkähni, schweizerische Namen der gebrechlichen Urväter; Haupt Ztschr. 1, 23.

3) Die natürlichen Todes sterben, lassen sich ritzen mit Schwertesspitze, „für Odin zeichnen." Ynglinga Saga. Einem kranken Edeln im überrheinischen Thüringen wollen (bald nach 622) die Seinigen den Kopf abschneiden und den Leichnam verbrennen, nach heidnischer Sitte: Vita Arnulfi, Mabillon acta Sanct. Ben. saec. II, p. 152. (Acta sanct. Bolland. 18. Juli IV, p. 436 F.)

4) Rechtsalterth. 486; Geyer, Gesch. Schwed. 1, 102 ff.

sogar das kam vor, im Volke der Heruler,[1]) dass die überalt gewordenen von den Ihrigen selbst wie aus Erbarmen und nach Sitte und Recht getödtet wurden;[2]) auf Island gab man in Zeiten der Noth die Unmündigen, Kranken und Alten dem Hungertode preis.[3]) Erschrecken wir nicht vor unsern Vätern, als wäre blos ihnen diese Grausamkeit eigen gewesen; sie war ihnen mit zahlreichen andern Völkern Europens und Asiens gemein, auch mit solchen, deren Bild idealisch reiner vor uns steht: es gab auch in Rom eine Zeit, wo man die sechzigjährigen Greise über die Brücke hinab in die Tiber warf.[4])

Zu unterst endlich in der Familie stunden diejenigen, die nicht ihr Geschlecht, nicht ihre Jugend noch ihr Alter unfrei machte, sondern der angeborene Stand; also die Hörigen und die Leibeigenen, welche zeitlebens, jene in milderer, diese in strengerer Art, unfrei waren; welche dem Hausherrn zeitlebens zu dienen hatten, die Leibeigenen im Hause selbst, mit allem was sie thaten und schafften, die Hörigen nur mit einem Theile dessen, was sie auf abgesonderten Höfen durch Landwirthschaft und häuslichen Fleiss gewannen.[5]) Der Hörige durfte sich noch mit Bescheidenheit der einen und der andern Berechtigung erfreuen; der Leibeigene nicht, die alten Gesetzbücher zählen ihn ohne Bedenken neben andern Thieren auf.[6]) Aber vom eigenen Besitzthum waren beide ausgeschlossen, sogar Weib und Kind gehörten dem Unfreien nicht, wie sie dem Freien gehörten;[7]) er durfte nur die zum Weibe nehmen, die der Herr ihm erlaubte, und musste zum Weibe nehmen und geben, die der Herr ihm befahl;[8]) noch bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts genossen der König und die Fürsten Deutschlands in ihren Städten grundsätzlich das Recht des Ehegebots, bei Gelegenheit, indem sie die Ausübung des Rechtes sich abkaufen liessen, eine wohlergiebige

1) Procop. B. G. 2, 14.
2) Hieraus die Erklärung der Keule. Kol. Cod. 187.
3) Rechtsalterth. 487.
4) Fest. v. depontani u. sexagenarios; Cic. p. Rosc. Amer. 35.
5) Tac. Germ. 25.
6) L. Fris. 2, 10 (addit.) 4. addit. 8. 9; L. Sal. 50; L. Burg. addit. 1, 8; um ein Pferd verkauft: Diut. 3, 190.
7) Vgl. Rechtsalterth. 439. Der Wende zahlte beim Tode eines seiner Kinder Geld an den Herrn: Raumer Hohenst. 5, 451.
8) L. Sal. 16, 4. 29, 4; L. Fris. 9, 13; L. Sax. 18.

Geldquelle.[1]) Ferner, wenn der Unfreie vor Gericht sollte, als Kläger oder als Verklagter, so musste er durch seinen Herrn vertreten werden; schädigte ihn aber der Herr selbst an Leib oder Leben, so galt keine Klage, keine Bestrafung. Denn der Unfreie war erkauft (im Norden und Nordosten gab es eigentliche Sclavenmärkte),[2]) oder er hatte als böser Schuldner sich selbst an Zahlungsstatt, als Verbrecher anstatt der unerschwinglichen Gerichtsbusse sich selbst hingeben müssen,[3]) oder er war ein kriegsgefangener Feind,[4]) oder wie z. B. die Slaven, nach denen man jetzt in aller Welt die Sclaven benennt, der miteroberte Einwohner eines eroberten Landes; lauter Verhältnisse, die eine so harte Behandlung, eine so weit gehende Entziehung aller Freiheit des Thuns und Lassens zu rechtfertigen schienen, zum Theil auch für jenes Zeitalter wirklich rechtfertigen. Hier hat das Christenthum, die Religion der Liebe und der Freiheit, am spätesten mildernd eingegriffen. Die ersten Apostel der Deutschen begnügten sich, wenn nur die Neubekehrten keine Sclaven mehr an die Heiden, für die heidnischen Menschenopfer, verkauften;[5]) und als die Kirche sich in zahlreichen Klöstern verpflanzte, duldeten diese gern, dass ihnen Hörige und Leibeigene geschenkt wurden, ja dass mancher freie Mann aus Glaubenseifer sich und die Seinen selber schenkte.[6])

In solcher Art war, von den greisen Eltern an bis zu dem Hörigen gerechnet, der im entfernten Gehöfte selbst wieder mit Weib und Kindern sass, der eine freie Mann der alles beherrschende Mittelpunkt des gesammten Familienlebens, der Mittelpunkt, von dem alle Befehle aus, auf den alle Dienstleistungen zurückgiengen; und wahrlich, der germanische Mann wusste auch zu befehlen und sich bedienen zu lassen; und wie der Bedürfnisse wenige und alle einfach waren, mochte selbst der Aermere, der Geringere ein gar bequemes Leben führen. Bis in den Tag hinein, so wird ausdrücklich berichtet,[7]) schlief der Herr, dann wusch er sich oder nahm ein Bad, warm, wie die Völker des

1) Rechtsalterth. 437; Fichard, Frankf. 109.

2) Fischer, Handel 1, 43 ff.

3) Tac. Germ. 24; Ann. 4, 72; Lex Baiwar. 1, 11; Rechtsalterth. 613 ff. Schalk, Knecht ist eigentlich s. v. a. Schuldner.

4) Tac. Germ. 25. 5) Fischer, Handel 1, 59. 63.

6) L. Alam. 1, 1; L. Sax. 15, 2. 3. 7) Tac. Germ. 22.

Nordens es lieben,[1]) und sorgte sonst noch für die Pflege und den Schmuck des Leibes.[2]) Eine Hauptsache dabei waren Haar und Bart, die Zeichen der Freiheit und Männlichkeit. Beide wurden, je nach Volks- und Standessitte, geordnet und zurecht gestutzt; und da besonders die Farbe derselben dem Germanen nicht gleichgültig war, da dem Edeln die blonde, dem Freien die röthlichte zuzukommen schien, während man die schwarze Farbe des Haares den Unfreien gönnte;[3]) so musste dem, was etwa die Natur versagt hatte, die Kunst nachhelfen, und es wurden eigens bereitete Seifen und dergleichen Mittel angewendet, um dem Haar die erwünschte Farbe zu geben.[4]) War das geschehn, so ward gespeist und getrunken.[5]) Alles dies nach der ernsten Lebensregel des Nordens: „Gekämmt und gewaschen soll Jeder sein und zu Morgen gespeist haben; denn ungewiss ist, wohin er zu Abend kommt.“[6]) Erst wenn in solcher Weise jeder Bedarf des Leibes befriedigt und mit demselben gleichsam abgerechnet war, gieng der Mann, gewaffnet und auf alles gefasst, an die Geschäfte des Tages;[7]) aber nur an Geschäfte, die des Mannes, des Freien würdig schienen, d. h. wenn nicht Krieg war, die höchste Ehre und Freude Aller, wenn er nicht mit dem waffenfähigen Häuflein seiner Söhne im Heere des Volkes stand,[8]) dann etwa mit Axt oder Bogen in den Wald, mit dem Pfluge aufs Feld, zum Vieh auf die Weide. Und auch hiebei durfte, wo irgend möglich, die Begleitung und Hilfe der Dienenden niemals fehlen; Adlige, die den Krieg zum Gewerbe gemacht hatten, thaten selber gar nichts; sie überliessen alle Sorge für Haus und Feld den Weibern und den Alten;[9]) weniger aus Stolz, denn der Pflug in der Hand hätte selbst den Edeln nicht entehrt, als aus Trägheit, aus Ueberdruss an so beschwerlicher und doch so ungefährlicher Beschäftigung.[10])

Noch aber bedurfte das Leben mancher Dinge, die nicht vom Feld und aus dem Walde zu holen waren, und auch was man von daher holte, bedurfte für den Gebrauch erst der Zubereitung. Handwerker, die für Andere um Lohn gearbeitet

---

1) Tac. Germ. 22. 2) Ebendaselbst 43. 3) Rigs mâl.
4) Amm. Marc. 27, 2; Plin. H. N. 28, 51; Martial. 14, 25. u. a.
5) Tac. Germ. 22. 6) Uni Hnikar 10. 7) Tac. Germ. 22.
8) Ebendaselbst 7. 9) Ebendaselbst 15. 10) Ebendaselbst 14.

hätten, gab es in Germanien nicht; denn das wäre ein Dienst gewesen, und der Freie diente Niemanden, der Unfreie nur seinem Herrn. Ein einziges Gewerb ward damals schon auf Bestellung und Kauf betrieben,[1]) die Schmiedekunst, wirklich auch als Kunst, so dass der Schmied in Gold wie in Eisen arbeitete und zugleich auch Metalle goss;[2]) eine Fertigkeit, welche die kriegerischen Waffen schuf und die Bilder und Sinnbilder der Götter,[3]) wie z. B. den ehernen Stier, den die Cimbern bei sich führten,[4]) oder die drei vergoldeten Götter zu Bregenz, die St. Gallus kühnlich in den See warf;[5]) solch eine Fertigkeit zu üben schämten sich auch Fürsten nicht, noch freie Männer davon zu leben.[6]) Ein vorzüglich gefeierter Held von königlicher, ja von übermenschlicher Herkunft, ist Wieland der Schmied, und eben als Schmied so gefeiert; sein Sohn Wittig führt als ererbtes Zeichen Hammer und Zange im kriegerischen Wappenschild.[7]) Selbst das Gesetz zeichnete solche Künstler aus; bei den Thüringern stund auf die Tödtung eines Goldschmieds wie auf die eines Harfenspielers eine vierfach erhöhte Busse.[8]) Sonst aber gab es kein Handwerk in Germanien, und der wenige Handel, den es gab, führte auch nur rohe Stoffe zu: Bernstein von den Esthen[9]) und Pelzwerk bis von den Küsten des Eismeeres her;[10]) nur die an den Grenzen gegen Süden und Westen konnten sich auf den benachbarten Märkten des Römerreiches oder bei herüberkommenden Hausirern besser versehen, meistens aber auch nur mit allerhand unnützen Kleinigkeiten.[11])

So war denn der germanische Haushalt für die Beschaffung fast aller der Dinge, die uns jetzt auf tausend sich durchkreuzenden Wegen des Handels und des Gewerbfleisses ins Haus gebracht werden, auf sich selbst angewiesen, auf die Kraft und die Geschicklichkeit seiner Glieder; in und von der Familie selbst

---

1) Vgl. Klemm, Germ. Alterthumskunde 152.
2) J. Grimm, Mythol. 20.
3) Paul Diac. 1, 26; Tac. Germ. 7; Hist. 4. 22.
4) Plut. Mar. p. 846. 5) Pertz 2, 7.
6) Fischer, Handel 1, 53; Rîgs mâl.
7) Wilh. Grimm Heldens. 268. 322. Geiserich erhob einen kunstreichen Schmied zum Grafenrange; Papencordt 261.
8) L. Angl. 5. 20. 9) Tac. Germ. 45. u. a.
10) Ebendaselbst 17; Jordanes 3; Fischer, Handel 1, 95.
11) Tac. Germ. 5, 17. 41; Ann. 2, 62; Hist. 4, 15.

musste bereitet werden, was sie an Nahrungsmitteln, an Kleidern, an Geräthschaften, an Gebäulichkeiten brauchte. Den Arbeiten nun, die unsauber oder zu beschwerlich waren oder des Mannes unwürdig schienen, entzog sich der Hausherr; er war etwa nur der Schmied und der Zimmermann, baute das hölzerne Haus und malte die Wände,[1] und hämmerte und schnitzte das Geräth in die Wirthschaft und die Waffen für Jagd und Krieg;[2] alles andere fiel den Weibern, den Kindern, den Greisen, den Knechten zu,[3] und vermochte er es, wohl auch noch jene Arbeiten; reiche Herren hatten unter ihren Sclaven eigene Bäcker, Schneider, Schuster, Schmiede, Zimmerleute etc.,[4] und auch an den Mühlstein war eine besondere Magd gestellt.[5] Indessen so wohl bediente Haushaltungen waren doch nicht häufig, und selbst in solchen blieb immer noch ein Geschäft vorzüglich der Frau und den Töchtern zugewiesen, das Spinnen und Weben der Gewandstoffe[6] und die Anfertigung der Kleider, wenigstens der feineren und schöneren; geringere spann und wob schon die Magd und schneiderte der Knecht und lieferte als jährlichen Zins das Weib des Hörigen;[7] denn die Germanen bekleideten sich allerdings mehr und besser als man es gewöhnlich schildert. Wenn sie ihre Blösse nur mit Fellen deckten, so thun wir das auch; sie trugen nämlich, wenn's kalt war, Pelze wie wir;[8] aber nicht blos Pelze, auch Röcke von Wollenzeug und von Leinen, letztere buntgestreift und mit farbigem Saum;[9] und das pflegten Frau und Tochter alles vom ersten Faden an zu besorgen. Die Webstätte war, wie das noch jetzt für zweckmässig gilt, meistens ein unterirdisches Gemach[10] gleich der Winterwohnung und dem Aufbewahrungsort der Früchte.[11] Die kreisförmigen Vertiefungen,

1) Tac. Germ. 16. 2) Rîgs mâl. 3) Tac. Germ. 15. 25.

4) L. Sal. 11, 6; L. Alam. 79. addit. 44; L. Burg. 10; Capit. de Villis 45. 62; Tac. Germ. 44.

5) Helga kviđa 1, 35. 2, 2. 4; Grôttasaungr; L. Fris. 13.

6) L. Angl. 5, 20.

7) L. Alam. 80; Ed. Roth. 222; Tac. Germ. 25.

8) Tac. Germ. 17.

9) Tac. a. a. O.; Trajanssäule; Paul. Diac. 4, 23.

10) Plin. H. N. 19, 2.

11) Tac. Germ. 16; Helbling 1, 622. 836. 15, 114; fimo onerant, sagt Tacitus, und im Altd. heisst tung sowohl fimus (Dung, Dünger) als eine unterirdische Webstätte oder Winterwohnung.

die unser thätiger Alterthumsforscher, Hr. Prof. Wilhelm Vischer, im Dickicht der Hard aufgefunden hat, mögen dergleichen Ueberreste germanischer Wohnungen sein; es mögen vor anderthalb Jahrtausenden Alamanninnen in diesen Kellern gesessen und für sich und die Männer des Hauses das Webschiff getrieben haben.[1]) Spinnen und Weben, dies beides hängt in allem und namentlich auch im deutschen Alterthum der geschickteren Frauenhand wie durch Naturbestimmung an;[2]) was jetzt das Strickzeug, war damals die Spindel und der Webstuhl, nur dass wenigstens letzterer nicht so leicht überall mitzunehmen war. Selbst Königinnen schafften daran, wie die Töchter Karls des Grossen.[3]) Die Spindel aufs Knie gestützt, ritt die Spinnerin Bertha, deren die Volkssage der welschen Schweiz heute noch gedenkt, segnend durch ihr Königthum,[4]) und die Göttinnen des Schicksals und des Krieges, die Nornen und die Valkyrjen, sassen und spannen den Lebensfaden und woben das Glück der Schlacht.[5]) So ward, angemessen genug, die Spindel das Symbol des weiblichen Geschlechtes wie Schwert und Speer des männlichen;[6]) wir haben schon vorher aus dem Gesetzbuch der ripuarischen Franken ein Beispiel davon kennen gelernt, und es ist nicht unmöglich, dass die Weiber überhaupt diesen ihren Namen vom Weben haben.

Wie die Bereitung der Gewandstoffe, so war auch die der Gewänder zunächst Sache der Frauen, noch im 13. Jahrhundert sogar königlicher Frauen. So erzählt das Nibelungenlied,[7]) wie Kriemhild mit dreissig ihrer Jungfrauen sieben Wochen lang gesessen habe, um ihrem Bruder dem König und noch dreien Helden festliche Kleider zu machen von Seiden und Pelzwerk mit Gold und Edelsteinen; und sie selber schnitt alles zu. So herrlich waren nun zwar die Kleider der Germanen nicht, aber gerade

---

1) Für keltische Mardellen halte ich diese Vertiefungen darum nicht, weil sie alle Spuren einer nachrömischen und wenig gebildeten Bevölkerung tragen.

2) Maria im 9. 12. Jahrh. mit Haspel oder Spindel dargestellt: Engelhards Herrad 98. XII. Taf. 4; vergl. Hoffmann Fundgr. 2, 176. Eine silberne Spindel auf dem Grabmale der Tochter Kaiser Ottos I: Thietmar 2, 24.

3) Einh. 19. 4) Vulliemins Lausanner Neujahrsblatt für 1843.

5) Mythol. 385 ff. 397; Märch. 14, 50.

6) Rechtsalterth. 171. 163; Sagen d. Br. Grimm 1, 52 ff.

7) 351 ff.

mit Pelzwerk trieben auch sie schon einen gewissen Aufwand; es ward z. B. Geringeres mit Kostbarerem besetzt und angenäht.[1])

Die Frauen konnten sich aber solchen Arbeiten um so ungestörter widmen, als sie eines andern Geschäftes, das jetzt in den weiblichen Bereich zu gehören pflegt, damals noch überhoben waren: der Sorge für die Küche. Ich weiss nicht, wie es in ärmeren Haushaltungen mag gewesen sein, wo man kein Gesinde hatte, aber solche gab es wohl überhaupt selten; in besser versehenen brauchten weder Frau, noch Tochter, noch selbst die Mägde sich um das Küchenwesen zu kümmern, das besorgten männliche Dienstboten.[2]) Nicht dass dieser Theil der Haushaltung den Germanen etwa noch gefehlt, dass die Frauen es in diesem Stücke nur darum so bequem gehabt hätten, weil man doch nur rohes Fleisch und Eicheln ass. Einfach waren die Speisen allerdings;[3]) einfacher als jetzt, aber doch nicht so, dass sie besser für Thiere gepasst hätten. Man hatte ja Getreide verschiedener Art;[4]) man hatte Milch, Butter und Honig;[5]) man hatte Fische und Wildpret, das man schmackhafter fand, wenn es noch nicht roch,[6]) und zahmes Fleisch; besonders liebte man das der Pferde und der Schweine,[7]) letzteres noch im Verlauf des Mittelalters so, dass z. B. für den Haushalt des Erzbischofs von Cöln täglich nicht weniger als 24 grosse und 8 mittlere Schweine erfordert wurden.[8]) Auch an essbaren Kräutern und Wurzeln fehlte es nicht,[9]) es gab schon damals in Germanien Spargel oder, wie sich Kaiser Tiberius scherzend ausdrückte, ein Kraut, das dem Spargel sehr ähnlich sehe;[10]) ferner Rettige, gross wie Kinder, und Zuckerrüben so gute, dass derselbe Tiberius sich davon alljährlich nach Rom kommen liess.[11]) Zu solchen Speisen trank man auch, gut und viel, entweder Bier oder Meth[12]) oder, wo

---

1) Tac. Germ. 17.

2) Greg. Tur. 3, 15; L. Alam. 79, 5; Grimm, lat. Ged. 386; NN. 10, 900 u. a.

3) Tac. Germ. 14. 23.

4) Tac. Germ. 5. 23; Plin. H. N. 18, 44; Strabo 4, 5.

5) Caes. B. G. 4, 1. 6, 22; Strabo 4, 5; Plin. H. N. 16, 1. u. a.

6) Recens fera, Tac. Germ. 23.

7) Plin. H. N. 10, 22; Mythol. 41 fgg.; Grimm, lat. Ged. 384.

8) Kindlingers Beitr. 2, 126. 9) Strabo 4, 5.

10) Plin. H. N. 19, 42. 11) Ebendaselbst 19, 26. 28.

12) Tac. Germ. 22, 23; Strabo 4, 5.

man den Römern näher wohnte, Wein.[1]) Aber Alles das beschafften die Weiber nicht; sie hatten nur, wenn es ein Gastmahl gab, den Herrn und seine Gäste zu bedienen, namentlich das Horn (denn aus silberbeschlagenen Hörnern der Auerochsen pflegte man zu trinken[2]) der Reihe nach umherzubieten. Das thaten gelegentlich selbst Königinnen.[3]) Und das allein war schon Arbeit genug, denn die Schmausenden sassen weit vertheilt durch die ganze Halle, je zwei oder je einer am besonderen Tisch,[4]) und alle tranken gern. Das ist die alte Untugend der Deutschen.[5]) Da namentlich, im Rausch des Trunkes und erhitzender Gespräche, mochte es geschehen, dass jenes hohe Würfelspiel, von dem man berichtet,[6]) geübt ward; dass die gefällig umherwandelnde Frau mit anhören musste, wie ihr Herr im wachsenden Zorn des Verlustes nach einander Haus und Hof, Weib und Kind und mit dem letzten Wurfe die Freiheit des eigenen Leibes aufs Spiel setzte. Da aber auch, erfreulicher für Alle, dass man die Lieder anhub zu Ehren der Helden und der göttlichen Ahnherrn des Volkes,[7]) oder dass die rüstigen Knaben des Hauses kamen und das älteste und keckste Turnspiel, das Germanien kennt, zu Schau stellten, einen Tanz mit nackten Leibern zwischen nackten Waffen.[8])

Es gab auch öffentliche Gelage,[9]) so namentlich bei den grossen Opferfesten, wo das ganze versammelte Volk die Speisen und Getränke, die jeder Einzelne dazu mitgebracht,[10]) so wie die geopferten Thiere gemeinschaftlich verzehrte; es opferten aber Scandinavier und Alamannen vorzüglich Pferde,[11]) Küchenmeister waren da die Priester,[12]) und die volkshörigen Tempeldiener rüsteten und warteten auf. Wir haben jedoch hier nur von den Privatgelagen zu sprechen, von den Gastmahlen der Familie.

Anlässe zu solchen stellten sich genug ein, und der Germane gieng ihnen nicht wohl aus dem Wege.[13]) Bei der Gastfreund-

1) Caes. B. G. 2, 15. 4, 2; Tac. Germ. 23.
2) Caes. B. G. 6. 28; Isid. Or. 12, 1, 34.
3) Beow. 616. 624. 1169. 2021.
4) Tac. Germ. 22; Wilda Gildenw. 16.
5) Tac. Germ. 4. 22. 23. 6) Ebendaselbst 24.
7) Tac. Germ. 2. 3; Beow. 90. 496. 1064. 1160. 8) Tac. Germ. 24.
9) Tac. Germ. 22; Ann. 1, 50; Hist. 4, 14. 10) Wilda Gildenw. 8.
11) Mythol. 41 fg. 12) Vgl. Grimm, lat. Ged. 386.
13) Tac. Germ. 21.

schaft, welche durch Sitte geheiligt,[1]) ja durch Gesetze geboten war, so dass z. B. die Burgunden dem eine nicht unbeträchtliche Geldbusse auferlegten, der einem Fremdling die Herberge weigern würde,[2]) bei dieser Gastfreundlichkeit ward der Empfang des Wanderers alsbald zu einer Reihe von Schmäusen durch die ganze Nachbarschaft;[3]) denn waren die Vorräthe des ersten Hauses, darein er getreten, aufgezehrt, so giengen Wirth und Gast zusammen ins zweite Haus und setzten da, zur Freude von dessen Herrn, die unterbrochene Mahlzeit fort. Zuletzt entliess man den Fremdling noch mit Geschenken; er mochte selber verlangen, was ihm gefiel.[4])

Namentlich aber gieng, wie auch natürlich ist, kein Fest des Hauses, ja selbst das schmerzlichste Ereigniss des Familienlebens nicht vorüber, ohne dass Freunde und Verwandte sich zu geselligem Mahl vereinigten. So bei Verheirathung der Tochter, bei Wehrhaftmachung des Sohnes; vorzüglich aber, wenn ein Kind geboren, und ebenso auch wenn der Vater des Hauses gestorben, wenn ein Mensch zur Welt gekommen oder von der Welt geschieden war.

An die Geburt eines Kindes knüpften sich bereits im Heidenthum Feierlichkeiten, äusserlich ganz wie die unsern, nur allerdings in anderem Sinne;[5]) schon die Germanen tauften ihre Kinder, d. h. tauchten sie in frischkaltes Wasser zum Zeichen der Reinigung und Heiligung;[6]) zugleich legte ein erbetener Taufzeuge ihnen den eigenen oder sonst einen Namen bei; besonders gern hatte man den Namen des Mutterbruders, denn dieser galt nach dem Vater für den nächsten Verwandten; oder auch den des Grossvaters,[7]) wobei man, falls dieser schon gestorben war, von dem Glauben ausgehn mochte, dass er in dem Kinde wiedergeboren, dass seine Seele nun in den Leib des Kindes gewandert sei: denn auch die Germanen glaubten die Unsterblichkeit in Form einer Seelenwanderung und Wiedergeburt.[8]) Der namengebende Taufzeuge war aber gehalten, dieser Gabe noch ein weiteres eigentliches Geschenk beizufügen.[9]) Daraus erklärt

1) Caes. B. G. 6, 23. 2) L. Burg. 38, 1. 3) Tac. Germ. 21.
4) Tac. a. a. O. 5) Stuhr, Nord. Alterth. 196. 6) Rîgs mâl.
7) Schweizerisches Mus. f. hist. Wissenschaften. 1837. S. 97 fg.
8) Lucan. 1, 458; Appian. 4, 3; Helga kviða 2, 50.
9) Mährchen. 2 (1819) x.

sich ein ansprechender Zug in der Stammsage der Longobarden.[1]) Ursprünglich hätten dieselben Winiler geheissen. Auf ihrer Wanderung nun von Scandinavien gen Süden seien die Winiler auf die Wandalen gestossen, und von diesen zum Kampfe gefordert worden. Es waren die Winiler muthige und kräftige Helden, an Zahl jedoch gering. Nun traten die Wandalen vor Wodan, den obersten und flehten um Sieg über die Fremden. Der Gott antwortete: „Denen will ich den Sieg verleihen, die ich bei Sonnenaufgang zuerst erblicke.“ Aber Gambara, die weise Mutter des Winilerfürsten, trat vor Wodans Gemahlin Frea, und flehte um Sieg für die Winiler. Da gab Frea den Rath, die Frauen der Winiler sollten ihre Haare auflösen und um das Antlitz wie einen Bart zurichten, dann aber früh morgens sich mit ihren Männern dem Wodan zu Gesichte stellen, vor das Fenster gen Osten hin, aus dem der Gott zu schauen pflege. Sie stellten sich also dahin, und als Wodan bei Sonnenaufgang hinausschaute, da rief er: „Was sind das für Langbärte?“ Alsogleich sprach Frea: „Wem du den Namen gegeben hast, dem musst du auch den Sieg dazu schenken.“ Da verlieh Wodan den Winilern den Sieg, und seit der Zeit hiessen sie nicht mehr Winiler, sondern Langbärte, Longobarden.

Dieser Gebrauch eines Pathengeschenkes hat sich im Christenthume fort erhalten; eben so ist auch die in oberdeutschen Mundarten übliche Benennung der Pathen, Götti und Gotte, noch ein Ueberrest der altgermanischen Zeit, im Heidenthume nannte man so den Priester und die Priesterin.[2]) Der Taufe und Namengebung folgten Darstellung des Kindes im Tempel, Opfer und Gelübde; die Gottheiten, deren man dabei zumeist gedachte, waren die Nornen, die Schicksalsgöttinnen, die je nach Gunst oder Ungunst dem Neugebornen einen guten oder einen bösen Lebensfaden knüpften;[3]) darum mochte besonders bei Tauffesten die Befragung des Schicksals durch das Loos vorkommen, das der Vater, diesmal als der Priester seines Hauses warf, die Ausdeutung der Buchstaben auf den hingeworfenen Buchenstäben.[4])

1) Paul. Diac. 1. 8. Haupts Zeitschr. 5, 1.
2) Ahd. cotinc, altn. godi.
3) Helga kvida 1, 2—4; Mytholog. 385 fgg.; Märch. 50.
4) Tac. Germ. 10.

Mit dem Opfer aber, das gebracht worden, verknüpfte sich von selbst ein feierliches Gastmahl der Familie und ihrer Freunde.

Gegenüber, am andern Ende der Lebensbahn, lag das Leichenbegängniss; mit ihm, wenn es den Vater betraf, löste sich die Familie auf, um sich, eine Stufe weiter, nach altvererbter Form wieder zu gestalten. Und, wie es sich gebührt, kein Ereigniss scheint die Familie so tief empfunden, keines so heilig gehalten, mit so ernst gemeinten Bezügen auf Vergangenheit und Zukunft gefeiert zu haben als dieses; als den Tod eines ihrer Glieder, und namentlich den des Hauptes. Im letztern Falle zog sich die Feier längere Zeit hindurch, nahm ihren Anfang mit der Bestattung, und schloss erst eine Woche oder gar erst einen Monat später mit dem Leichenmahle. Bei andern Todten begnügte man sich wohl mit der blossen Bestattung,[1]) diese jedoch war unerlässlich, sie schien nothwendig für die Ruhe der dahin geschiedenen Seele; darum war es Pflicht des Wanderers, der im Feld einen Todten traf, für dessen Bestattung zu sorgen;[2]) selbst dem erschlagenen Feinde durfte der Sieger die letzte Ehre nicht entziehen.[3]) Es gab aber der Bestattung mehrere Arten;[4]) bald vernichtete man den Leichnam, bald versuchte man ihn noch für einige Zeit zu erhalten; bald überliess man ihn diesem, bald jenem Elemente, er ward verbrannt, oder in der Hülle von Wachstüchern vergraben, oder in einem Schiff dem Meere preisgegeben;[5]) zuweilen so, dass Feuer und Wasser zusammenwirkten und das Schiff mit lodernden Segeln und Flaggen in die See hinausfuhr. Und selten liess man den Leichnam allein, man gab ihm mit in die Erde, ins Feuer, ins Wasser, was ihm hienieden besonders lieb gewesen, und was er auch drüben wieder gebrauchen sollte; dem Kinde sein Spielzeug,[6]) dem Weibe seinen Schmuck, dem Manne Ross und Waffen, etwa auch sein Schmiedegeräth,[7]) und beiden einige auserwählte Diener und Dienerinnen. Oder war der Bestattete nicht so reich, dass er ein Pferd ver-

1) Tac. Germ. 27. 2) Ettmüller, Beow. S. 53.

3) Stuhr Nord. Alterth. 196; Grimm, lat. Ged. 93.

4) Ettm. a. a. O. Im Sande: Vilmar Heliand 38 (2. Aufl. 51).

5) Vgl. Rechtsalterth. 701. Wachsüberzug noch bei den Normannen in Italien: Raumer Hohenst. 6, 570.

6) Klemm 83.

7) Leitfaden zur Nord. Alterthk. 44; Altd. Bl. 1, 292 ff.

mochte, so zog man ihm doch neue feste Schuhe an, damit er zu Fuss nach Walhalla gienge; dem Vornehmen aber warfen die umherstehenden Freunde, während die Flamme schon den Leichnam verzehrte, immer neue Geschenke an Schmuck und Waffen in den brennenden Holzstoss, denn man glaubte je höher der Rauch emporstieg, mit um so grösserer Ehre würde der Verstorbene droben empfangen werden. Als den Westgothen ihr König Alarich gestorben war, eben da er von Italien nach Afrika hinüber wollte, bestattete ihn das Volk, obwohl längst schon zum Christenthume bekehrt, noch in eigenthümlich heidnischer Art. Ein Haufe von Kriegsgefangenen musste den Fluss Busento ableiten, und in dem geleerten Bett eine Gruft aushöhlen; in diese ward Alarich sammt vielen Schätzen versenkt. Dann liess man die Wasser wiederum darüber strömen; jene Gefangenen aber tödtete man, damit sie die Stätte nicht verrathen möchten.[1]) Sonst jedoch ward der unverbrannte Leichnam oder das Gefäss, worein die Asche des Verbrannten gesammelt worden, mit Erde beschüttet, oder mit Steinplatten umstellt, oder in einen Sarg von Stein gelegt, darüber sodann ein Hügel errichtet, von Erde und befestigt mit Felsbruchstücken, einsam oder neben andern Gräbern, gern auf Höhen, oder wenn das Volk am Meere wohnte, zuäusserst auf einer Landzunge, damit der heimkehrende Schiffer von ferne schon das Grab des Helden erblicke;[2]) häufig nannten auch eingegrabene Runen den Namen dessen, der hier bestattet sei, und dessen, welcher ihm das Denkmal gesetzt. Und war der Hügel vollendet, was oft, da man ihn hoch aufwarf, das Werk vieler Tage war, so umwandelte oder umritt ihn der Zug der Leidtragenden, unter Gesängen, die das Leben des Dahingeschiedenen verherrlichten, und seinen Tod beklagten.[3])

Diese und dergleichen Feierlichkeiten mögen sich noch während einiger Zeit täglich wiederholt haben bis zum siebenten oder nach Umständen bis zum dreissigsten Tage;[4]) da erst kehrte die

---

1) Jordanes 30; vgl. 49 und Tac. Germ. 40.

2) Ragn. Lodbr. Saga 22. Vilmar Alterthümer im Heliand S. 38 (2. Aufl. S. 51).

3) Vgl. Jordanes 49; Grimm, kl. Schriften 3, 135.

4) Wilda Gildenw. 12; Sachs.-Sp. L. R. 1, 20. 22. 28. 33. 3, 15. Ragn. Lodbr. Saga 23; sacrificia mortuorum Bonifac. Ep. 82, pag. 235 ed.

Familie aus dem verwaisten herrenlosen Zustande, worein der Tod des Vaters sie versetzt, wieder zu regelrechter Ordnung zurück, und vereinigte sich in erneutem Haushalt um ein neues Haupt. Und dieser Schluss der Todtenfeier ward durch ein Gastmahl bezeichnet,[1]) ein Gastmahl jedoch, welchem Schmerz und Ernst und das Bewusstsein, dass man auf einem Wendepunkt des Familienlebens stehe, die höhere Weihe gaben. Denn an diesem trat der Sohn, oder wer sonst der nächstberufene Erbe war, an die Spitze des Hauses; mit einem Spruch zum Andenken des Verstorbenen[2]) und mit Gelübden für sein eigenes Leben begleitete er den ersten Trunk aus dem kreisenden Horne, dann erst nahm er den verlassenen Ehrensitz des Vaters ein; die Gäste tranken ihm nach und fügten neue Sprüche der Erinnerung und des Gelöbnisses hinzu.

Noch bedeutsamer war die letzte Feierlichkeit, wenn der Söhne mehrere hinterblieben oder sonst mehrere gleichberechtigte Erben; so dass sich heut der altgewohnte einige Haushalt und Güterbesitz in mehrere neue aus einander spaltete. Denn eine ausschliessende Bevorzugung der Erstgeburt war der Regel nach den Germanen unbekannt,[3]) alle Söhne erbten zu gleichen Theilen; der älteste hatte nur, so lange die jüngeren noch unmündig waren, die Rechte und Pflichten eines Vogtes zu üben, desshalb empfieng er aus den väterlichen Waffen das Schwert, das Zeichen der Vormundschaft zum Voraus.[4]) Aber die Weiber waren vom Erbe ausgeschlossen, die Töchter, die Wittwe;[5]) ihnen blieb von diesem 30. Tage an,[6]) ausser dem, was die Frau etwa mit ins Haus gebracht[7]) oder als Morgengabe von ihrem Mann empfangen hatte,[8]) nur noch der Gnadentheil, den ihnen Sohn und Bruder, jetzt zugleich an des Vaters Stelle ihr Vormund,[9]) fernerhin ge-

---

Würdtwein. Indic. superst. et pag. 1. 2. sacrificia circa defuncta corpora vel super sepulcra eorum: Bonifac. Serm. VI.

1) Wilda Gildenw. 6—8; Stuhr 198.

2) viris honestum meminisse. Tac. Germ. 27. Er erbt die Blutrache; tritt nicht ins Erbe ein, so lang der Vater ungerächt liegt: Geyer 1, 266.

3) Tac. Germ. 20, 32; L. Alam 88; L. Baiwar. 14, 8.

4) Haupt Zeitschr. 2, 543. 5) Rechtsalterth. 407. 472.

6) SSp. L. R. 1, 20. 33. 7) L. Sax. 8. 9.

8) L. Alam. 55. 56; L. Burg. 51, 3; L. Angl. 6, 6; Ed. Roth. 199.

9) L. Sal. Eccard. 40. Das altn. eckja, schwed. enka, Wittwe, ist eigentlich s. v. a. Dienerin, nämlich des Sohns. L. Sax. 7, 2. 5. 6. 7.

statten mochte. Erst das Mittelalter hat nach und nach der Erstgeburt ein allgemeineres Vorrecht, und der Wittwe und den Töchtern ein Anrecht an der Verlassenschaft des Vaters eingeräumt.[1])

Mancher Frau jedoch ward es nicht einmal so gut, wenn der Gatte begraben war, den Rest ihrer Jahre auf dem Wittwenstuhle versitzen zu können; manche durfte den Gemahl nur um wenige Tage, wenige Stunden überleben. Denn gleich ihren Stammverwandten, den Indern, betrachteten auch einige Völker Germaniens den Ehebund insofern als einen Bund fürs Leben, und das Weib bis zu solchem Grade als Eigenthum ihres Mannes, dass sie gehalten war, ihm nachzusterben, wenn er starb; wenn er begraben oder sein Leichnam verbrannt ward, sich mit ihm einscharren oder verbrennen zu lassen oder auf seinem Grabhügel sich selbst den Tod zu geben. So bei den Herulern, wo die Wittwen sich erhenkten;[2]) so bei den Teutonen, deren in römische Gefangenschaft gerathene Weiber, da man sie nicht zu Priesterinnen annehmen wollte, sich mit den eignen Haaren erdrosselten;[3]) so auch einst bei den Scandinaviern.[4]) Als Sigurd ermordet war, stiess Brünhild, die Verlobte seiner Jugend, sich das Schwert ins Herz, und beide Leichen verzehrte das Feuer eines Scheiterhaufens, und mit den Leichen die Zelte über ihnen[5]) und den Wall von Schilden, der sie umfieng, und andere Waffen und Kleider, und Sigurds Ross und zwei Hunde und zwei Falken, und zehn Diener und fünf Dienerinnen. „Nun stürzen ihm nicht," sprach Brünhild, da sie sterbend alles dies verordnete, „nun stürzen ihm auf die Ferse nicht die Thüren der Halle, die ringgeschmückten, wenn ihm folgt meine Begleitung dahin."

Aber im Allgemeinen war dergleichen doch nicht Sitte noch Recht;[6]) es mochte ausser Uebung kommen, seitdem man nicht mehr ein einziges Todtenreich glaubte, sondern deren zwei verschiedene,[7]) ein höheres für die Männer, die ruhmreich im Kampf gefallen, ein niederes für solche, die im Krankenbett gestorben,

---

1) Geyer, Schweden 1, 157. 264; Dahlmann, Dänem. 1, 165. 2, 347 ff.; vergl. Haupt Zeitschr. 7, 542.

2) Procop. B. G. 2, 14. 3) Val. Max. 6, 1; Flor. 3, 3.

4) Kvida Sigurdar 46 sqq. 5) Vgl. Jordanes 49.

6) Tac. Germ. 27. 7) Mythol. 778 ff.

und für die Weiber; da hatte es keine Bedeutung mehr, mit der Leiche des Helden die seines Weibes zu vereinigen, gerade wie auch das Mitverbrennen der Knechte zwecklos ward, sobald man zu glauben begann, sie kämen zum Gotte Thor,[1]) nicht wie ihre Herren zu Oðin. Sondern das nur galt als Recht, dass die Frau von der Stelle, die sie bisher an der Seite des Mannes eingenommen hatte, zurücktrat, und zum Zeichen dessen ihre Schlüssel auf den Leichnam niederlegte;[2]) woher es kommen mag, dass man so häufig Schlüssel in germanischen Grabhügeln findet; und so viel nur als Sitte, dass sie auch dem Gestorbenen die eheliche Treue hielt, dass sie mit keinem Zweiten sich verband[3]) oder, wie der alte Ausdruck ist, den Wittwenstuhl nicht verrückte. Die zweite Ehe war etwas so Ungewöhnliches, dass auch die Sage sie nur als tragisches Motiv benützen mag,[4]) und so ungern gesehn, dass gesetzliche Bestimmungen sie ausdrücklich erschwerten.[5])

So hätte sich nun das ganze germanische Familienleben uns vor Augen gestellt, von seiner Begründung an durch den Kauf eines Weibes bis zu seiner Auflösung durch den Tod des Eheherrn, und mit den verschiedenen Ereignissen, welche besonders hervorstechend den Raum zwischen jenen beiden Endpunkten ausfüllen, der Geburt des Kindes, dem Verkauf der Tochter, der Wehrhaftmachung des Sohnes. Wir haben da nur Einen frei und selbständig gesehen, alle Uebrigen, vom Kinde bis zum Ahnen hinauf, unmündig und dienstbar; ein Gebäude strenger Rechtsconsequenzen auf dem Grunde natürlicher Verhältnisse; wir stehn am Ausgange, wir könnten die Thüre schliessen und von dannen gehn. Und doch, lassen Sie uns noch einmal inne halten, noch einen Blick hinter uns werfen und schauen, ob denn wirklich gar keine Milde in diesem Gebäude wohne, gar keine Schonung und Freundlichkeit neben all dieser Zucht des Befehlens und des Gehorchens?

Wohl, der sittliche Sinn des Volkes hat auch hier viel vergütet und ausgeglichen.[6]) Wie rührend schön ist nicht durch

1) Uhlands Thor 93. 2) Rechtsalterth. 176. 453.

3) Tac. Germ. 19. 4) Alboins und Siegfrieds Wittwen.

5) L. Sal. 47; Rechtsalterth. 425.

6) Vergl. über das Verhältniss vom ältern zum jüngern Bruder: Haupt Ztschr. 2, 542. Milchbrüder: Paul. Diac. 2, 28. Blutsbrüder: Rechtsalt. 192.

ihn das Verhältniss zwischen Bruder und Schwester gestaltet worden! In allen Stücken dem Bruder rechtlich nachgesetzt, zeitlebens unfrei und beinahe eigenthumslos, bedurfte die Schwester stets eines Beschützers, der ihre Jugend schirme, der auch vielleicht noch in ihr Eheleben vermittelnd eingreife. Dazu war nach dem Tode des Vaters der Bruder berufen durch das Recht, das ihn zu ihrem Vormund, noch mehr aber durch die Sitte, die ihn wirklich zum zweiten Vater machte, und ihn für die Kinder der Schwester liebevoll wie für die eignen oder für Enkelkinder sorgen liess;[1]) das Wort Neffe gilt auch in der frühern Sprache zugleich für Enkel und für Schwesterkinder. Geschichte und Poesie erzählen von dieser zärtlichen Geschwisterliebe der alten Deutschen;[2]) im Liede von der Nibelungen Noth wirkt es als ein tragisches Hauptmotiv, dass es die eignen Brüder sind, die zuerst Kriemhilden den Gemahl ermorden, und dann zur Rache von Kriemhild ermordet werden; und schon vorher haben wir auf eben diesem Wege die Erklärung eines alten Gebrauchs gefunden, des Gebrauchs, die Söhne gern nach dem Oheim zu benennen.

Was ferner das Verhältniss zwischen Mann und Weib betrifft, so kann allerdings nicht geläugnet werden, gleich die Form, in welcher die germanische Ehe geschlossen ward, ist an und für sich roh und lieblos, und muss unser Gemüth verletzen; aber dem Germanen diente sie nur zu festerer Bekräftigung des Bundes, ja zur Heiligung desselben, er kannte zwischen Religion und Recht keinen Unterschied, und so war für ihn, was in rechtlicher Form, unter Begleitung üblicher Rechtssymbole, zu Stande kam, durch eben diese Symbole auch religiös geheiligt;[3]) noch bis gegen Ende des Mittelalters bedurfte es der kirchlichen Einsegnung nicht, es genügte immer noch an dergleichen symbolischen Handlungen, damit die Ehe gültig und unverbrüchlich

---

Gefolge durch Adoption: Tac. Germ. 13. Dienertreue: Mährchen 1. 6. 22. 48. Hausgeister: Sagen 1. 39. 50. 56. 90. 93—128. 222; Mährch. 39. 56; Püttmann 138 ff. Hausthiere: Rechtsalt. 588; Mährch. 27. 48; Sagen 1. 202. 2, 17. 104. Storch, Symbol der Treue: Renner 207a. (v. 18303 ff.)

1) Tac. Germ. 20; Walthar. 846 sqq. 1272 sqq.; Schweiz. Mus. 1837. S. 98; Altd. Bl. 1, 199; vgl. Nib. 936; Helmbr. 428; Helbling 1, 801. 3. 244; Ottocar 53b. 533b.

2) Kvida Sigurdar 23; Märchen 9. 11. 15. 20. 47. 49. 51.

3) Saxo Gramm. 5. p. 88.

sei.[1]) Dazu die angeborene, von allen Zeugen gerühmte Keuschheit unserer Väter;[2]) wohl enthielt die Form des Eheabschlusses nur für das Weib eine Nöthigung zur Treue, es gab hier keinen gegenseitigen Vertrag, jene Tugend ersetzte den Mangel der Form, und obwohl dem Weibe nicht verantwortlich, hielt und hieng der Gemahl an ihr wie sie an ihm; Scheidung der Ehe, Verstossung des Weibes, ausser um Untreue desselben, erlaubte man sich in den frühesten Zeiten kaum.[3]) Ueber Leib und Leben der Gattin war der Mann zum Herrn gesetzt, aber dies Recht schloss keineswegs die Liebe aus; man hatte ihm bei der Verlöbniss das Schwert überreicht, nicht allein dass er die Gattin tödten dürfe, sondern auch, dass er sie, die Schwache Wehrlose, schirmen und schützen solle. Und wir wissen aus mehr als einem Beispiel, wie zärtlich diese Liebe war, wie sich die Weiber sogar in die Nähe kämpfender Heere wagten, um den Ermüdeten, den Verwundeten mit Hilfe und Labung nahe zu sein.[4]) Ja es singt eine Sage des Nordens von solcher Liebe und Treue über den Tod hinaus, von so schweren und heissen Thränen der Wittwe nach dem ermordeten Gemahl, dass dieser genöthigt wird, aus Walhalla zurückzukehren in sein irdisches Grab und wieder wie vormals in den Armen der Gattin zu ruhn.[5])

Sodann, das Weib war allerdings nur insofern über die Hausdienerschaft erhoben, als es an deren Spitze stand, neben eignen Diensten den Dienst der Andern leitete; den Mann durfte das Hauswesen wenig berühren, fast alles war ihr übertragen, aber eben damit fast alles ihr auch überlassen, und sie ward, ohne die angewiesenen Schranken zu übertreten, ohne die Form der Dienstbarkeit zu verletzen, leichtlich, wenn auch nicht die Herrin der Familie, doch die Herrin des Hauses. Die Gemahlinnen der fränkischen Könige sind durch ihre Verpflichtung Haus und Hof und die ganze Oeconomie zu überwachen, bis zu einer Art von Theilnahme sogar an der Regierung, bis zu einer gewissen Mitherrschaft über das ganze grosse Königthum gelangt.[6])

---

1) Haupt, Zeitschr. 2, 548 ff.

2) Caes. B. G. 6, 21; Tac. Germ. 18. 19. 20.

3) L. Baiwar. 7, 14, 1; L. Burg. 34, 2; L. Fris. addit. 3, 77. 78; Ed. Theod. 51.

4) Tac. Germ. 7. 5) Altd. Bl. 1, 177. 178.

6) Fischer, Handel 1, 53 ff.

Vorzüglich dann aber musste das Ansehen des Weibes steigen, und ihr Wort auch in solchen Dingen von Gewicht werden, die über den Kreis der Haushaltung hinaus in höheren Gebieten lagen; wenn sie, was in Germanien nicht selten vorkam, prophetischen Geistes war,[1]) wenn ihr Blick in die Zukunft schaute und die Bedeutung der Loose und der Vorzeichen errieth.[2]) Da war etwas Uebermenschliches vorhanden, solche Weiber waren von selbst alles dessen entbunden, was sonst ihr Geschlecht beschränkte; Königinnen duldete kein Land über sich,[3]) aber prophetischen Weibern, ihren Weissagungen, ihrem Rath mochte man die Geschicke der Völker wohl anvertrauen.[4]) Einer Schlachtgöttin gleich, unnahbar und für Keinen zu sehn, leitete Veleda von ihrer Burg herab den ruhmreichen Aufstand der Batayer.[5])

Wohl also mögen wir uns ob unserm Familienleben glücklich preisen, wir haben das Recht und die Pflicht dazu; und haben die Pflicht, zu sorgen, dass ihm der Grund der christlichen Sitte nicht entzogen werde. Ueberheben wir uns aber nicht, als hätten wir schon das ganze Heil, es gebricht noch an Manchem; und als hätten wir es allein und wir zuerst: auch im rauhen Germanien schon ist die Natur durch Sitte veredelt, das Recht durch Liebe gemildert, das blos menschliche in das rein menschliche verklärt worden; und schon dem Heiden hat geahnt, wie vor Gott kein Unterschied des Geschlechtes noch des Standes sei, wie die beschränkenden Formen menschlicher Willkür brechen, wenn ein Hauch von oben sie berührt.

---

1) Tac. Germ. 8; Hist. 4. 61.
2) Caes. B. G. 1, 50. 3) Tac. Germ. 45; Paul. Diac. 3, 36.
4) Paul. Diac. 1, 3. 7. 8; Schweiz. Mus. 1837. S. S. 108 ff.
5) Tac. Hist. 4, 61. 65. 5, 22. 24. 25; Germ. 8.

Gewerbe, Handel und Schifffahrt der Germanen.

(Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum, Bd. 9, 530—578.)

In dem kleinen Theile des germanischen Ländergebietes, den das römische Reich bereits früh und für längere Zeit in sich aufgenommen, dem schmalen Landstrich jenseit des Rheines und dem südwestlichen Oberland diesseit desselben, mögen die Bedürfnisse der römischen Besatzungen und mag das Beispiel der römischen und gallischen Ansiedler wohl einigen Gewerbfleiss schon geweckt und genährt haben, kaum jedoch einen sonderlich bedeutenden, da alle Berichterstatter davon schweigen, da aus den versunkenen Wohnstätten der Lebenden und der Todten weniges nur zu Tage kommt, das eine höhere Stufe gewerblicher Entwickelung bezeugte, da auch die grossen Fabrikanlagen, welche das spätere Kaiserthum zu Trier gegründet hat[1]), ihrer ganzen Einrichtung nach den Fleiss der germanischen Nachbarn eher nur erdrücken als heben konnten. Einzig die Töpferei scheint überall in jenen Landen zu einer gewissen Blüthe und Fruchtbarkeit gelangt zu sein: blos in Riegel, einem Marktflecken des Breisgaus, zeigen die Gefässe und Gefässscherben, welche man ausgegraben, die Namen von nicht weniger als dreiundfünfzig Leuten dieses Handwerks[2]).

1) *Triberorum scutaria, Triberorum balistaria (fabrica):* notitia dignitatum in partibus occidentis 8. 1; *procurator gynaecii Triberorum, praepositus branbaricariorum sive argentariorum Triberorum* ebd. 10. 1.

2) Darunter einen, der ebendort und in der Umgegend noch heut besteht, den Namen *Loscius,* jetzt *Lösch:* Schreibers Taschenbuch f. Ge-

Dem Germanien aber, das frei von der römischen Herrschaft und dessen Leben unverfälschter durch ausländischen Einfluss blieb, der Germania magna blieb selbst ein bescheideneres Mass von Gewerbsthätigkeit fast gänzlich fremd. Abgesehen von der Sitteneinfalt des Volkes, dem eine eben ausreichende Befriedigung der Alltagsbedürfnisse noch denselben Werth als eine prunkende besass[1]), schon die Art wie es zu wohnen pflegte, nicht in Städten noch zusammenhängenden Dörfern, sondern auf zerstreuten Gehöften[2]), machte das Handwerk, machte die Anfertigung verschiedener Gegenstände auf Bestellung und Kauf im Allgemeinen zur Unmöglichkeit und muste die einzelnen Haushaltungen nöthigen und durch die Nöthigung befähigen fast alles, dessen sie an Kleidern und Geräthen bedürftig waren, sich selbst zu schaffen.

Zwar den Mann, den Herrn des Hauses, berührte all dergleichen Arbeit wenig: der sorgte wohl, soviel Zeit ihm Krieg und Schlaf und Gastmahl und Volksgemeinde übrig liessen[3]), als Jäger, Fischer, Ackerbauer für den Leibesunterhalt, und nicht einmal das, wenn er jener Adlichen einer war, die den Krieg als Beruf trieben[4]); schwere und unsaubre und lange an denselben

---

schichte u. Alterthum in Süddeutschland 1, 317; zu vergleichen, falls derselbe germanisch ist, das ahd. *loski*, nhd. *lösch*, ein feineres, besonders rothgefärbtes Leder. Von den Töpfereien zu Rheinzabern Mones Urgeschichte d. badischen Landes 1, 265 fgg. Hier (gegen Mone 269) noch mehr germanisch klingende Namen, *Reginus*, *Viducus*, *Abbo*. — „Besonders muss in Südwestgermanien das Gewerbe der *Töpfer* und *Zegler* geblüht haben, wie die grosse Anzahl der an den verschiedensten Orten, z. B. in Waiblingen, Canstatt, Güglingen, aufgefundenen Töpfereien bezeugt, und wie man auch schon daraus muthmassen könnte, dass der Hauptbestandtheil der Häuser Zieglerarbeit war.“ Staelin Würtemb. Gesch. 1, 107.

1) *Est videre apud illos argentea vasa, legatis et principibus eorum muneri data, non in alia vilitate, quam quae humo finguntur:* Tac. Germ. 5.

2) Tac. Germ. 16; vgl. hist. 4, 64 und in Bezug auf die Alamannen Amm. Marcell. 16, 2. Doch hat es auch an Städten nicht gefehlt: Ptolemäus namentlich führt deren genug, besonders im Osten, fern den Römern und Galliern, an; der heil. Bonifacius epist. 132 sagt von Erfurt *fuit iam olim urbs paganorum rusticorum*, und schon die Cimbern forderten für sich und die Teutonen χώραν καὶ πόλεις ἱκανὰς ἐνοικεῖν: Plut. Mar. 24; vgl. unten Anm. 51. So hatten auch die Gallier Städte, und doch beschreibt Cäsar B. G. 6, 30 deren übliche Wohnart fast ebenso wie dort Germ. 16 Tacitus die der Germanen.

3) Tac. Germ. 22.

4) Germ. 15: eine Stelle, die man aus dem Zusammenhange zu reissen

Ort festbannende Handarbeit aber schien dessen unwürdig, der allein im Hause frei und König und Priester seines Hauses war [1]): diese war, wie meist die ebenso unsaubern Geschäfte der Viehzucht [2]), denen überlassen, die ihm dienten; und alle, die sein Grund und Boden trug und sein Brot ernährte [3]), dienten ihm; war also überlassen den Leibeigenen, den Hörigen, den Kindern, dem Weibe, den abgelebten Eltern [4]). Natürlich, je näher ein Glied des Hauses dem Haupte durch Blutsverwandtschaft oder Liebe stand, oder wenn seine Unfreiheit schon rechtlich eine minder strenge war, fiel einem solchen auch die leichtere Dienstleistung zu: während die Sclavin unter saurem Schweisse den Mühlstein trieb [5]), hatte der Hörige von dem Haus und Lande,

---

und, wenn von dem Ackerbau der Germanen gehandelt wird, zu missbrauchen pflegt. Noch unbesorgter *(nulli domus aut ager aut aliqua cura: prout ad quemque venere, aluntur)* lebten die erlesenen Krieger der Chatten: Germ. 31. So wird denn auch was Plutarch von den Bastarnen sagt, ἄνδρες οὐ γεωργεῖν εἰδότες, οὐ πλεῖν, οὐκ ἀπὸ ποιμνίων ζῆν νέμοντες, ἀλλ' ἓν ἔργον καὶ μίαν τέχνην μελετῶντες, ἀεὶ μάχεσθαι (Aem. Paul. 12), auf die Krieger des Volks, wie sie eben in ausländischen Solddienst traten, zu beschränken sein.

1) Altn. *dróttinn* König und Hausherr. Der Hausherr als Priester Germ. 10.

2) Anm. 5 unten. Die deutschen Frauen in dem Mittelalter v. Weinhold 311 fgg. Schweine mästen, Ziegen hüten, Mist auf den Acker führen als bezeichnende Arbeit der Knechte nennt das Rîgsmâl 12 (Helgakvida Hundiagsbana 34 = Võls. Saga Cap. 17.) Doch werden die Stiere von dem Freien, die Rosse von dem Edlen selbst gezähmt: ebd. 19. 39. Der Riese Thrym schlichtet seinem Rosse die Mähne: Thrymskv. 5. Die vornehmsten Männer Hirten: Adam Brem. IV, 31. Ahd. *suein,* ags. *swân* ein Kuh- oder Sauhirt und altn. *sveinn* ein edler Jüngling (Rigsm. 38) mögen lediglich in dem Mittelbegriff eines Knaben zusammentreffen.

3) Ags. *hlâfweard, hlâford* Brotbewahrer, Herr, *lord;* sein Weib die *hlâfweardige, hlæfdige, lady; hlâfæta* Brotesser, Diener. Vgl. Leos rectitudines sing. personarum 144.

4) Germ. 15. 20. (Die Kinder des Herrn und des Knechtes gleich gehalten und im gleichen Dienst, *inter eadem pecora).* 25. Wie die Sprache für Kind und Knecht mehrfach dieselben Worte hat, ist bekannt; ebenso für den Knecht und den Alten. Das Rîgsmâl lässt die Unfreien von *Ai* und *Edda* kommen; *enke* ein Vieh- und Ackerknecht ist Verkleinerung von *ane* wie *ancilla* von *anus;* ebenso vergleicht sich *famulus* mit χαμαλός, *humilis,* ahd. *gamal* alt.

5) Weinhold 313; *ancilla, quae nec mulgere nec molere solet:* Lex Fris. 13, Ein Mann die Mühle treibend und Wolle kämmend (doppelter

worauf er abgesondert sass, nur etwa eine Jahresabgabe an Kleidern einzuliefern[1]).

Vorzugsweis aber beschafften eben dieses leibliche Bedürfnis diejenigen, denen es überhaupt oblag die meiste Arbeit, welche daheim geschah, zu verrichten oder doch zu leiten[2]), die Weiber im Haus, die Gattin selbst mit den Töchtern und der alten Mutter. Es ist bekannt, wie die Bereitung des Gewandes, von dem Werke der tanzenden Spindel an bis zum fertigen Kleide, in alten und noch in späteren Zeiten und im Morgen- wie im Abendlande das bezeichnende Merkmal des weiblichen Geschlechtes und das nicht entehrende Geschäft auch königlicher Frauen gewesen ist: ich erinnere an Penelope, an Caia Caecilia, des älteren Tarquinius Gattin, nach der sich jede römische Braut bei der Vermählungsfeier Caia nannte[3]), an das tugendsame Weib, wie es die Sprüche Salomonis[4]), an die Jungfrau Maria, wie sie im Werkhause des Tempels zu Jerusalem die Legenden schildern[5]), an Bildwerke der altchristlichen und der mittelalterlichen Kunst,

---

Schimpf, Unfreiheit und weibisches Geschäft): Gregor. Tur. 7, 14; vgl. Kaiserchron. 13970. Helgakvida Hund. 1, 35 = Völs. Saga Cap. 17. Greg. Tur. 9, 38.

1) *Frumenti modum dominus aut pecoris aut vestis ut colono iniungit:* Germ. 25; wie durch alle späteren Zeiten Kleiderzins neben dem Zins in Frucht oder Vieh und beim Sterbefall das beste Gewand neben dem besten Haupte.

2) Das Backen, Brauen, Kochen, Waschen: Weinhold 316. 321. 326; damit denn auch die Bereitung der Seife (vgl. Haupt 7, 460). So ist das *Weib* unausgesetzt in Bewegung und Geschäftigkeit; das besagt auch dieser Name des ganzen Geschlechtes (Weinh. 3) und *Embla*, in der Schöpfungsgeschichte der jüngeren Edda der Name des ersten Weibes: J. Grimms Mythol. 537; vergl. Uhland in Pfeiffers Germania 8, 80 ff.

3) *Caeterum Caia usu super omnes celebrata est. Fertur enim Caium Caeciliam, Tarquinii Prisci regis uxorem, optimam lanificam fuisse, et ideo institutum fuit, ut novae nuptae ante ianuam mariti interrogatae, quaenam vocarentur, Caiam esse se dicerent:* Probus de nominibus in Gothofredi auct. Lat. ling. 1400. Rocken und Spindel dieser Caia oder Tanaquil und ein von ihr gewobenes Gewand noch zu Varros Zeiten gezeigt; *inde factum, ut nubentes virgines comitaretur colus compta et fusus cum stamine:* Plin. H. N. 8, 74.

4) Cap. 31.

5) Wernher in Hoffmanns Fundgruben 2, 163. 175 fgg. u. a.; auch in bildlichen Darstellungen mit der Spindel: z. B. Herrads Hortus deliciarum 98. XII u. Taf. 4; vgl. oben S. 22.

welche Adam mit einer Garbe oder einer Hacke, Eva mit dem wolletragenden Schaf oder einem Rocken zeigen[1]). So denn auch und so von jeher ganz besonders bei den germanischen Völkern[2]). Noch Karl der Grosse liess seine Töchter zu dem Kunstfleisse der Spindel und des Webestuhls erziehen[3]), spinnend durchritt Bertha von Burgund ihr Königreich[4]), im Nibelungenliede ist es Kriemhild die Königstochter selbst, die mit Hilfe von dreissig Jungfrauen ihrem Bruder und dessen Gefährten festliche Kleider bereitet (sieben Wochen lang haben sie daran zu schaffen[5]), und *spindelmage* sind in der Sprache des Rechts Verwandte von weiblicher wie *schwertmage* Verwandte von männlicher Seite, *kunkellehen* ein Lehn, das auch auf Weiber geht[6]). Schwert und Spindel

---

1) Garbe und Schaf: d'Agincourt, scult. t. 6; Didron, histoire de dieu 100; Pipers Mythol. u. Symbolik d. christl. Kunst 1, 1, 353. Hacke und Rocken: Herrad 30. 99; Relief einer Seitenthür des Münsters zu Freiburg im Breisgau; d'Agincourt, scult. t. 32; der alte Reim 'als Adam hackt' und Eva spann, wer war denn da der Edelmann?' Da Adam reutet und Eva span, wer war da ein Edelman? Schöne weise Klugreden (Frankf. 1560) Bl. 161a; Adam hackend, Eva mit der Spindel und zwischen den Knieen den Rocken: Relief Nicolas v. Pisa an der Cathedrale von Orvieto: d'Agincourt. scult. t. 32.

2) *Ut, sicut dicta eclesia masculorum utitur obsequio, sic etiam in lineis, laneis, vel sericis ecclesiae ornamentis femineo quandoque honoretur artificio*: Urk. Otto's II. bei Gudenus. Cod. dipl. 1, 349.

3) *Filias lanificio adsuescere coloque ac fuso, ne per otium torperent, operam impendere atque ad omnem honestatem erudiri iussit:* Einhard 19.

4) Person und Thatsache beide so geschichtlich (La reine Berthe par Vulliemin s. 6), dass man gegen die Vermengung dieser Bertha mit der sagenhaften Mutter Karls des Grossen, mit der reine Pédauque d. h. der Königin von Saba, deren Standbild sich öfters an französischen Kirchen findet (mag. pittor. 4, 376) mit Freya u. s. w. billig Bedenken tragen darf. Zuletzt und am ausgeführtesten giebt Simrock diese mythologische Combination. Bertha die Spinnerin S. 124 fgg. Von einer Zeitgenossin Berthas, Liutgard, Tochter K. Ottos I. und Gemahlin K. Konrads von Lothringen, berichtet Dietmar b. 2, s. 42: *in ecclesia Christi martyris Albani in Mogontia flebiliter est sepulta, cuius fusum argenteum in eius memoriam ibidem est suspensum.*

5) Str. 349 fgg.; vergl. auch 66. 261 ff. Engelh. 2806.

6) Haltaus 1706. J. Grimms Rechtsalterth. 163. Unter den drei einem Hause verliehenen Wundergaben auch eine Spindel, welche der Tochter bestimmt oder das Sinnbild zahlreicher Nachkommenschaft, eines Segens also von weiblicher Seite ist: Sagen der Br. Grimm 1, 52. 53. Silberne

Mann und Weib. Das Gesetz der ripuarischen Franken bestimmt, wenn eine Tochter freier Eltern sich wider deren Willen mit einem Unfreien vermähle, so solle ihr der König oder der Graf ein Schwert und eine Spindel überreichen; greift sie nach dem Schwerte, so erschlage sie damit den Knecht; wählt sie die Spindel, so verbleibe sie mit in Knechtschaft: d. h. ihr wird gestattet in nochmaliger und letzter Entscheidung entweder durch mannhafte Gewaltthat die ungleiche Ehe wieder aufzulösen oder aber für immer sich als Eheweib zu bekennen[1]).

Ebenso denn, wie allerdings nirgend ausdrücklich berichtet, aber mit sicherer Ergänzung zurückgeschlossen wird, schon bei den Germanen des früheren und des frühesten Alterthums. Auf ihren Triften fehlte es an Schafen nicht[2]), und wie noch heut in Schwaben, so wurden deren namentlich von den Sueven schon gezogen[3]); und nicht an Flachs auf den Feldern: haben doch die Heruler, da sie einmal in Verwirrung vor den Longobarden flohen, ein blühendes Flachsfeld für Wasser angesehn und haben gemeint hindurchschwimmen zu können[4]). Die Wolle gab den Stoff zu dem Ueberwurfe der Männer, dem ein- und missfarbigen[5])

Spindel der Herzogin Liutgard: Thietmar 2, 24. Vergl. englisch *spinster*, lediges Frauenzimmer. — In Corsica Aufzug einer Braut (Greg. 1, 196): „ein Jüngling trägt den Freno, das Symbol der Fruchtbarkeit (?), einen Spinnrocken, welcher oben mit vielen Spindeln umgeben und mit bunten Bändern geschmückt ist. Als Banner weht darauf ein Tüchlein. Diesen Freno in der Hand geht der Freniere stolz und freudig dem Zuge voran.“

1) Lex Ripuar. 58, 18; vgl. oben S. 5. Die *conucla* bezeichnet hier also nicht unmittelbar das Leben in der Knechtschaft (Rechtsalterth. 171), sondern auch hier nur das eheliche Verhältnis des Weibes.

2) *Quibus ille primum obsides imperavit, qui statim dati sunt; deinde frumentum, postremo etiam vaccas atque oves:* Vopisc. Probus 14.

3) Strabo 7, 1, 3, den das Wandern der Schafherden verleitet die Sueven selbst zu einem Wandervolk zu machen. Uebrigens bezeichnet das Wort θρέμμα, dessen er sich bedient, nicht allein Schafe; ebenso allgemein bei Cäsar B. G. 6, 35, bei Tacitus Germ. 5. 11. 21, bei Ammianus 17 1 *pecus, pecora*.

4) Haupts Zeitschr. 6, 257 fg.

5) Nur dieses Stoffs und der Missfarbe wegen konnten die Römer und Griechen die sonst nicht eben passenden Namen *sagum* und χλαμύς gebrauchen: Pomp. Mela 3, 3. Tac. Germ. 17. Sidon. Apoll. ep. 4, 20; Herodian 4, 7; *sagulum* Germ. 6. — Duo *saga* veneti coloris et totidem lintea, quae Germanice *glizza* vocantur: Serv. Lupus ep. 68, p. m. 111; vgl. pg. 501. Graff Sprachsch. 4, 291. Es könnte dieses Wort für sagum oder

oder buntgestreiften [1]) (nicht alle trugen darunter auch noch Rock und Hosen)[2]), der Lein zu dem leichteren, schöneren, noch mit einem rothen Saum verzierten Kleide der Weiber selbst[3]): so mit Leinwand angethan werden uns schon die weissagenden Frauen der Cimbern, ebenso aber bei den Longobarden und den Angelsachsen auch die Männer geschildert[4]). Die Stühle zum Weben des Leins pflegten schon damals, wie das hin und wieder noch jetzt geschieht, in Gemächern unter der Erde zu stehn, sogenannten *tungen*, wegen des Düngers, den man zur Winterzeit vorsorgend gegen die Kälte darum häufte[5]). Gleich der Wolle

---

Leinenkleid als deutsches und von der Wurzel *glizan* gebildet scheinen: indess weisen Nebenformen auf Ursprung aus κιλίκιον, *cilicium* (Du Cange), *cilicinum* hin. Anon. sec. XII. de Alamannicae eccl. fraternitatibus bei Goldast 2, 152 ed. Senckenb. (ao. 908): „quibusdam autem pallia viridia cum camisilibus seu *glizis* donavit," pag. 153: „mensasque omnes operimentis mandavit *glizinis* vestiri." Bei dem Monachus Sgall. 1, 34 (Pertz 2, 747) camisia *clizana* od. *glezina* od. *cilicina, cilizina* als fränkische Tracht. Gl. Herrad. 184b. 185a. saga *cilicina* filze vel tepit, quae et vela caprilatia, *geizzin* (l. *glizzin*), quandoque vocantur, quia de pilis caprarum ad differentiam lanae ovium facta erant, de quibus et cilicia fiunt, unde et illa saga cilicina dicta sunt.

1) *sagulis versicoloribus* Tac. Hist. 5, 23. Vielleicht, da hier von Batavern die Rede ist, Nachahmung der angrenzenden Gallier, als deren bezeichnende Eigenheit man das bunt gestreifte und gewürfelte Kleid betrachtet: vgl. die Marcellus-Schlacht v. Schreiber 49. Tac. Hist. 2, 20. Später indessen auch bei Burgunden oder Westgothen *vestis versicolor:* Sid. Apoll. ep. 4, 20.

2) Vgl. Tac. Germ. 17 und, die anschaulicher als seine Beschreibung sind, die Bilder der Ehrensäulen und Triumphbogen Roms.

3) Germ. 17. *Nec pulchriorem aliam vestem eorum feminae novere:* Plin. H. N. 19, 2. Leichter auch darum, weil sie keine Aermel hatten, wie die Röcke der Männer (Tac.). Indess bei Sidonius Apollinaris ep. 4, 20 auch als Männertracht *manicae sola brachiorum principia velantes,* und von eben solcher ein ganzes Volk benannt, das der *Armalausi:* J. Grimms Gesch. d. d. Sprache 1, 499 fg.

4) Strabo 7, 2, 3. Paul. Diac. 4, 23. Nach den *institis vario colore contextis,* von denen hier der Langobarde spricht, möchte ich auch das *purpura variant* der Germ. 17 lieber, wie oben geschehen, auf einen Saum von dieser Farbe als auf Streifen ausdeuten. Die *viridantia saga limbis marginata puniceis* bei Sid. Apoll. ep. 4, 20 hat man sich wohl ebenfalls von Leinwand zu denken: vgl. dessen carm. 7, 456 *sordida macro lintea pinguescunt tergo.*

5) Haupts Zeitschr. 7, 128; vgl. oben S. 21 fg. *gynæceum:* du Cange;

vorzüglich zur Männerkleidung, als Wammes, scheint sodann noch die Haut des Rennthiers[1]) oder des Pferdes gedient zu haben[2]). Die Pelze endlich, die bei strengerem Froste gleichmässig beide Geschlechter trugen[3]), nahmen nur die Kunst der Scheere und der Nadel in Anspruch, aber wirklich die Kunst derselben, da auf geringeres Pelzwerk noch Zierrathen und Besatz von mehr kostbarem, das man weit vom Norden her bezog, genäht wurden. So im Binnenlande wenigstens, bis wohin kein Putz nach fremder Art und von fremder Herkunft gedrungen war[4]). Ob die Weiber der Germanen schon früher, als für Scandinavien das bezeugt wird[5]), und noch in anderen Ländern auch auf Bildwirkerei und Stickerei sich verstanden haben, möge dahingestellt, aber nicht grade bezweifelt werden[6]): denn sonst war, wie sich gleich uns

---

Haupt 7, 130. Capit. de Villis 43. 49. Greg. Tur. IX, 38. Fischer Handel 1, 4 fg. 9 fg. Anton Landwirthsch. 1, 212. 219. 346 fgg. Roquefort vie privée 1, 58 fg. Bei geistlichen Stiften: Fischer 1, 7. Fundgr. 2, 175 fg. *werchgadem* (ergasterium): Sumerl. 35, 28. Iwein 6187 fg. Krone 7080. 10361. 25729. Frauen werden hier von Männern in Frauenkleidern besucht: Saxo Gr. pag. 172. Hugdietr. Str. 84 ff. Frauenhaus lupanar. Schmeller 1, 803 Frommann.

1) Denn dieses lebte, wie aufgefundene Reste und die Nachrichten Cäsars B. G. 6, 26 und des Plinius H. N. 8, 15 zeigen, zur Germanenzeit nicht blos in Scandinavien, sondern südlicher auch noch in Deutschland.

2) Paul. Diac. 1, 5. *Rheno* als Name eines den Germanen eigenen Kleides, der Beschreibung nach eines Wammses, bei Cäsar B. G. 6, 21 und anderen, welche dessen Erklärer vergleichen. Das Rennthier aber heisst bei den Lappen *raingo,* altn. *hreinn,* ags. *hrân,* das Pferd (nach J. Grimms Vermuthung, Gesch. d. d. Spr. 1, 31, erst durch spätere Uebertragung) ahd. *reinno,* alts. *wrênno,* mnd. *wrêne.*

3) Tac. Germ. 17, nachdem er von den Pelzen gesprochen, *neque alius feminis quam viris habitus.* Pelzröcke (oder Röcke von Leder wie die *rhenones?)* gothische Kriegertracht: Claudianus de bello Getico 481 *pellita Getarum curia;* Sidon. Apoll. ep. 1, 2 *pellitorum turba satellitum;* carm. 7, 457 *nec tangere possunt altatae suram pelles.*

4) Tac. a. a. O. und unten S. 70, Anm. 3. Die Worte *proximi ripae negligenter* mögen erklären, wie Cäsar B. G. 4, 1 so kurz, dass er allerdings blos Felle zu meinen scheint, als die Kleidung der Sueven *pellis* nennen kann.

5) Z. B. Gûdrûnarkvida 2, 14—16: Thora und Gudrun sticken und wirken ganze Heldengeschichten. Glasmalerei S. 148.

6) Freilich wird in der lex Angl. et Werinorum, iudicia Wlemari 10, wo ein Weib von höchster Kunst zu bezeichnen ist, nur eine *femina fresum faciens* genannt; *frisus, fresus, fresius* sind Borten oder Franzen:

zeigen wird, weder in Farben noch in Metallen die Bildnerei dem Volk nicht fremd.

Bei all dem aber halfen und dienten dem Weibe des Herrn nicht blos die Mägde, sondern auch, da an Unfreien das Geschlecht keiner ehrenden Unterscheidung werth schien, Knechte[1]); nicht so leichte und nicht so reinliche Arbeit war gewiss hauptsächlich diesen und in grösseren Haushaltungen jedem sein besondres Geschäft und Handwerk auferlegt[2]): wer einen Sclaven kaufte, befragte denselben zuerst, auf welches Werk er sich verstünde[3]). Dabei mochte wie von selber kommen, was anderswo unter entsprechenden Verhältnissen gesetzliche Vorschrift war[4]), dass der Sohn eines Knechtes wieder dasselbe Handwerk als sein Vater übte.

Nur éine Arbeit und gerad eine solche, die für ein Volk besonders wichtig war, das ebenmässig den Ackerbau und den festen Wohnsitz schätzte und Freude hatte an Jagd und Krieg, éine Arbeit lag nicht so in der Kraft und dem Geschick eines jeglichen und konnte deswegen nicht so ganz dem Gesinde und noch weniger den Weibern im Haus überlassen bleiben, die näm-

---

du Cange. Dagegen ist schon bei Herodian 4, 7 von χλαμύσιν ἀργύρῳ πεποικιλμέναις als einer gewohnten Germanentracht die Rede. Ausführlicher, als ich oben gethan, habe ich mich schon deshalb auf unsre alte res vestiaria nicht einzulassen brauchen, weil dieser Gegenstand in Weinholds reichhaltigem Buch über die deutschen Frauen eine fast erschöpfende Darstellung gefunden hat. [Vergl. auch Müllenhoff bei Haupt 10, 553 ff.]

1) S. 51, Anm. 3. Knechte namentlich auch im Küchendienst: *coquus, pistor* lex Alam. 79, 5. 6; an fürstlichen Höfen *coquorum praepositi* (lex Wisigoth. 2, 4, 4), gleich anderen Hofbeamten angesehen und allgemach der Unfreiheit entwachsend: lat. Gedichte v. J. Grimm u. Schmeller 386. Bischofs- u. Dienstmannenrecht v. Basel 14. Doch wird noch im Nibelungenliede Rumold mit einem gewissen Spott und gerade auch dem der Unmännlichkeit gezeichnet, Str. 720. 1406 fgg. *Artifex lanarius* des Königs: Greg. Tur. 4, 26; vergl. 7, 14.

2) Vgl. S. 51, Anm. 2. 3. Von Tacitus Germ. 25 ausdrücklich geleugnet, der jedoch in Darstellung dieser Seite des germanischen Lebens auffallend ungenau und unvollständiger ist als irgend sonst.

3) *Sciscitatus autem emptor a rudi famulo, quid operis sciret, respondit 'in omnibus, quae mandi debent in mensis dominorum, valde scitus sum operi'* u. s. w. Greg. Turon. 3, 15.

4) Bei den Sudras Indiens und in den Fabriken der römischen Kaiser: cod. 11, 7. Vgl. Wilda Gildenw. 329 fg.

lich, welche mit Metallen und aus Metallen[1]), welche die mancherlei Acker- und Hausgeräthe und die Häuser selbst mit den buntgemalten Wänden schaffte[2]), für die Gastlichkeit das silberbeschlagene Trinkhorn[3]) und das Saitenspiel[4]), für Jagd und Krieg die ehernen zuerst, dann eiserne Waffen[5]) und die Malerei

---

1) Das s. g. Steinzeitalter, falls die Germanen wirklich auf einer so niedrigen Stufe begonnen haben, liegt jenseits aller zuverlässigen Beurkundung. Ich möchte jedoch an dem Vorgang eines solchen zweifeln. Die Gräber mit Steinwaffen brauchen nicht immer germanische, die Steinwaffen brauchen nicht die einzigen, deren sich auch die Lebenden bedient, zu sein. Man kann sie, ähnlich denen von Bernstein, nur anstatt der leichter zerstörbaren von Metall mit in die Erde versenkt, man kann sich bei der und jener Gelegenheit aus irgendwelchem religiösen Grunde der metallenen Geräthe enthalten und sich mit steinernen beholfen (vgl. Mose 5, 27, 5. Josua 5, 2 fg. Kön. 1, 6, 7; *clausum omne ferrum* Germ. 40, *porcum saxo silice percussit:* Liv. 1, 24), man kann auch anderweitig Stein und Metall neben einander, wie noch jetzt z. B. Mörser und Mörserkeulen von beiderlei Stoffen, gebraucht haben. Mag also *hamar* eigentlich s. v. a. Stein bedeuten und *sahs* ein Wort mit dem lat. *saxum* sein (Graffs Sprachsch. 6, 88 ordnet es wohl richtiger in einen anderen Zusammenhang), es beweist das ebenso wenig für ein einstmaliges Steinzeitalter, als wenn ein Anker im ahd. *senchilstein* (Anm. 270) und landschaftlich jetzt ein eisernes Gewicht oder ein Plätteisen ein *Gewichtstein,* ein *Glättestein* heisst. Und die Steinwaffen der alten Gräber selbst, wie sie gestaltet und zuweilen sogar verziert sind, verrathen die Anwendung eigener Werkzeuge (Klemms Handbuch der germ. Alterthumskunde 159. Dänemarks Vorzeit v. Worsaae 18); ja es finden sich Stein und Eisen oft genug in einem und demselben Grabe: Lischs Andeutungen über die altgerm. u. slav. Grabalterthümer Mecklenburgs 25.

2) Tac. Germ. 16.

3) Cäsar B. G. 6, 28. *uri agrestes breves sunt in Germania habentes cornua in tantum protensa, ut regiis mensis insigni capacitate ex eis gerulae fiant:* Isid. orig. 12, 1, 34. Gelegentlich, für Opfergelage etwa, wurden auch die Trinkhörner ganz von Gold gebildet; mehrere der Art sind wieder aufgefunden worden; die Runeninschrift eines solchen deutet Müllenhoff, zur Runenlehre s. 4 fgg. vgl. S. 51, Anm. 1. Trinkgefässe aus Röhrknochen; J. Grimm über Schenken und Geben S. 6. *Schenken* den Röhrknochen füllen: c. gen. Ludwigsleich (53); *mit:* Gregor 3464. Barbarischer Sinn schuf nicht so die Beute der Jagd, sondern als dauerndes Siegeszeichen den Schädel eines Feindes zur Trinkschale um: Paul. Diac. 1, 27. 2, 28. Völundarkvida 23. J. Grimms Gesch. d. d. Sprache 1, 145. Gleiches berichtet von den Boiern Livius 23, 24.

4) Litt. Gesch. § 3, 20. 7, 8 fgg. 22, 13. In den Alamannengräbern zu Oberflacht eine Geige.

5) Die Unterscheidung einer Erz- und einer Eisenzeit ist sicherer als

auf dem Schild[1]) und die Helmzier[2]) und die Musik der Hörner und der Pauken lieferte[3]), dem Gottesdienste die heiligen Wagen[4]) und, gleich den Häusern auch sie von Holz, die Tempel[5]) und die Bilder (S. 49 Anm. 4 fgg.) und Opferbecken[6]) und noch dem Todten mit in die Gruft die Freude des Lebens[7]), den Schmuck

---

die Annahme eines Steinzeitalters: die Ausgrabungen fordern sie; eine Begründung aus der Sprache giebt J. Grimms Geschichte 1, 10. Doch möchte die Grenze schwerlich mit Schärfe zu bestimmen sein. Die Cimbern, wie Plutarch ihre 15000 Reiter in der Schlacht von Vercellae schildert (Mar. 25), waren schon vollständig und reich mit Eisen, die s. g. Galater Diodors 5, 30 wieder noch in beiderlei Metall gewaffnet. — [Eigennamen mit *îsan* (und *gold)*, keine mit *êr* (und *silber)* gebildet].

1) Tac. Germ. 6. 43 u. Ann. 2, 14. Haben die Germanen auch dazu wie zur Bemalung der Zimmerwände (Germ. 16) mineralische Farben genommen (altn. *steina* malen), so mag der *staimbort* des Hildebrandliedes hier allerdings die rechte Erklärung finden: ein mit Steinfarben gemalter Schild; an Verzierung mit Edelsteinen wie Nib. 37 wird dabei kaum dürfen gedacht werden. Von ehernen Thiergestalten auf den Schilden Diod. 5, 30.

2) Thier- und Vogelköpfe, Flügel, Hörner: Plut. Mar. 25. Diod. 5, 30.

3) Litt. Gesch. § 3, 19. Lucan 1, 431. Abbildung eines ehernen Kriegshornes bei Worsaae 27.

4) Germ. 10. 40. J. Grimms Mythol. 95 fg. Vgl. Rechtsalterth. 262 fg.

5) Häuser von Holz: Germ. 16; Strohdächer: Plin. H. N. 16, 64. Die πόλεις und οἰκήσεις der Germanen leicht abzubrennen, da sie selten mit Stein und Ziegeln, meist aus Holz bauen: Herodian 7, 2. Holzbau der Langobarden: Ed. Roth. 287. 288; der Franken: Greg. Tur. 4, 41. Nicht anders die Tempel (S. 50, Anm. 1.): Nachrichten über schnelle Abbrennung derselben in J. Grimms Mythol. 71 fgg. Adams von Bremen romanhafte Meldung von dem Tempel zu Ubsola, *quod totum ex auro paratum est* (4, 26), hat bereits der Scholiast in solcher Weise berichtigend erklärt, dass auch hier ein Holzbau anzunehmen bleibt. In den Anfängen des Christenthumes der Franken eine Basilica S. Martini zu Rouen, *quae super muros civitatis ligneis tabulis fabricata est:* Greg. Tur. 4, 2. Vgl. *poumina chiricha, steinina chiricha* in Schmellers bair. Wb. 4, 174 und Dahls Denkmale der Holzbaukunst aus den frühesten Jahrhunderten in Norwegen. Bezeichnend genug vereinigt das alte *zimbar* die Begriffe *aedificium* und *materia.* Hölzerne und steinerne Kirchen: Rettberg 2, 806. Stälins würtemb. Gesch. 1, 401. Kirche von Holz: Thietmar 2, 21 (26); von Stein: ebenda 23. 26. Kirchthurm von Stein: 7, 22. Kirche von Holz und Stein: Ad. Brem. 1, 20. 2, 67. 68; ex lignis et ex cortis lateribus: Chron. Mont. Ser. 135.

6) Bei den Cimbern: Strabo 7, 2, 1. 3.

7) Wieland zählt seine Ringe: Völundarkvida 11. Der Westgothen-

aus Erz und edleren Metallen gab[1]), namentlich also die Giess- und Schmiedekunst, das Zimmerhandwerk sodann und das des Wagners, kurz, der Inbegriff all jener Fertigkeiten, deren Meisterschaft auf lateinisch mit dem einen Worte *faber* bezeichnet wird[2]). Zwar kommen auch für dergleichen Arbeit besondere Knechte vor, Sclaven welche Gold- und Silber- und Eisenschmiede sind und Wagner und Zimmerleute[3]). Wie aber solche höher geschätzt wurden als andere Knechte und ihre Tödtung mit viel grösseren Summen Geldes gebüsst ward, die eines Goldschmiedes mit der grösten[4]), so haben, Geschichte und Sage bezeugen uns das mannigfach, auch freie, ja edle und fürstliche Männer diese Künste geübt ohne sich des zu schämen, und sie mit Ehren geübt und Ehre damit erworben. Jenes altnordische Gedicht,

---

könig Theodorich II *surgit e solio aut thesauris inspiciendis vacaturus aut stabulis:* Sidon. Apoll. ep. 1, 2.

1) *Pecuniam hominis tumulant cum eo armaque et cetera quae ipse vivens habuit cariora:* Adam v. Br. 4, 31 Schol.; vgl. Jornandes 30. 49. Tacitus Germ. 27 gedenkt nur der Waffenbeigabe: aber die geöffneten Gräber zeigen auch des Schmucks genug (Schmuck im Jenseits: Friðthiofs Saga Cp. 6), namentlich die *torques* und *fibulae*, die Tacitus an andren Stellen nennt (Germ. 15. 17), Ringe um Hals und Arm und Spangen. Meist von Erz und öfter golden als silbern: schon damals mochte Gold für die ritterlichere Zierde gelten (Helbling 8, 660. Closener 114. Königsh. 362. Völs. Saga Cap. 31. Didr. Saga 185). Von dem goldnen Schmucke der Vandalen Procop. B. Vand. 2, 3; der Gothen B. Gotth. 2, 23. 3, 24. Vgl. S. 57, Anm. 8; S. 64, Anm. 1. Den eisernen Fingerring aber trug der chattische Krieger nicht als Zierde, sondern *ignominiosum id genti, velut vinculum*, als Merkmal des noch ungelösten Gelübdes (Germ. 31). In der Vita S. Galli 2, 34 kommt ein Priester vor, der zur Busse für eine Mordthat an Hals und Armen voll von eisernen Ringen ist. Hospitius, reclusus zu Nizza hat eine schwere eiserne Kette auf dem nackten Leibe; die in Gallien eingebrochenen Langobarden halten ihn deshalb für einen Mörder. Greg. Tur. 6, 6. Paul. Diac. 3, 1 f. Plinius H. N. 33, 4 von dem Ringe des Prometheus *vinculum illud, non gestamen intelligi voluit antiquitas.*

2) *smîda, gesmîde* Metall: Graff Sprachsch. 6, 827 fg. Schm. 3, 465. Voc. opt. XI, 23. metallum: gl. Trev. 5, 7. gl. Im. 290. *gesmîde*, Schmiedearbeit, Geschmiedetes: Renner 198a. *smeidar* artifex, Daedalus: Graff Sprachsch. 6, 828. *Kleinschmid* Schlosser: Kirchhof Wendunm. 1, 254. Baumeister *smið:* Sn. Edda D. 42.

3) Lex. Sal. nov. 106. Vgl. S. 51, Anm. 2.

4) Lex Burgund. 10, 3—6. L. Alam. Cap. add. 44. L. Angl. et Werin., iudicia Wlemari 10.

das in mythischer Weise den Ursprung der verschiedenen Stände erzählt, schildert gleich den ersten Freien, wie er Stiere gezähmt, Pflüge und Boote gezimmert, Häuser und Scheuern aufgerichtet und den Acker bestellt habe, und seiner Kinder eines ist *Smiðr*, der Schmied; von den Söhnen aber des ersten Adlichen wird gesagt 'sie zähmten Hengste, zierten Schilde, schliffen Pfeile, schälten (für den Speer) den Eschenschaft' [1]. Bei den Vandalen, die auf bildende Kunst überhaupt viel mehr als ihrem Bestande dienlich war, vorzüglichen Werth aber auf kunstreiche Metallarbeiten setzten, ward einmal, von König Geiserich, ein geschickter Schmied zum Grafenrang erhoben [2]; Wieland, der Vulcan und Daedalus der Germanen, ist ein Königssohn und zugleich von halbgöttlicher Abkunft [3], und dem Vater zu Ehren führt noch der Sohn Wielands, Witege, Hammer und Zange in seinem Wappenschild [4]; auch den jungen Siegfried lässt mindestens die spätere Gestaltung seiner Sage die Schmiedekunst erlernen [5]: sein und Wielands Lehrmeister aber [6] und überhaupt die gerühmten Meister dieser Kunst [7] sind wiederum Wesen über-

---

1) Rigsmál 19. 21. 32. 39.

2) Papencordts Gesch. d. vandalischen Herrschaft in Africa 161 fg. Goldschmied mit Land belohnt: Grein, Bibl. der ags. Poesie 1, 209, 72 ff.

3) Nach der prosaischen Einleitung der Völundarkvida Sohn eines Finnenköniges, nach der Viltinasaga Cp. 18 Enkel einer Meerfrau, welche das md. Gedicht von der Schlacht vor Ravenna 969, die genealogische Allitteration (*Viltinus, Vade, Velint, Vidga*) festhaltend, *Wâchilt* nennt.

4) Als Helmschmuck aber und als Zeichen seiner zornigen Tapferkeit eine Schlange. Daher diese drei Stücke, Hammer, Zange und Schlange, noch in den Siegeln alter Schmiedezünfte, zu Halle, Mainz, Augsburg (W. Grimm in Haupts Zeitschr. 2. 248 fgg.), Schaffhausen, Zürich, Bern u. a. Auch das Wappen von Velandsherrad in Schonen: Grimm Heldens. 322. Wappen Wittigs das. 173. 148. 268.

5) Die deutsche Heldensage v. W. Grimm 72 fg.; unklar, ob auch schon die prosaischen Beigaben der Sigurdarkvida.

6) Sigurdarkvida und Viltinasaga Cp. 25. Eine zurückweichende Felsenwand, eine Felshöhle heisst *balma* (Schmellers bair. Wb. 1, 172): daher *Balmunc*, der Name von Siegfrieds Schwert? Der Felsensohn? Der aus der Zwergenhöhle Gekommene? Wieland Elberichs Geselle: Heldens. 196. 288, selbst ein Zwerg: Völ. kvida 11. 14. 30. Heldens. 56 f. 210. 318. 392.

7) Jüng. Edda 61. W. Grimms Heldensage 56—59 u. a.; vgl. S. 60, Anm. 8; S. 61, Anm. 1. Sagenhafte Schmiede: Mime, Hertrich: das. 146 ff. 73. Didr. Saga 57. 163 ff. Eckenbrecht: das. 245. Mimringus: Saxo Gramm. pg. 40.

menschlicher Art, sind Zwerge. Ja nach der uralten Lehre der Völuspâ haben die himmlischen Götter selbst, da sie eben erst das Weltall, aber noch die Menschen nicht erschaffen, schon Essen gebaut und das Erz geschmiedet[1]). Damit ward die Kunst, welche das Vorrecht des Mannes und des Freien, das Schwert, verschafft, ebenso zu einem Merkmale des Mannes selbst in der Götterwelt erhoben, wie man sich weibliche Gottheiten, die Schicksalsgöttinnen, die Schlachtgöttinnen[2]), gleich den Weibern der Menschen spinnend und webend dachte. Und wie der Kunst des Dichters sowohl eine weibliche Gottheit, Saga, als eine männliche, Bragi, vorstand, so ward dieselbe ebenmässig als eine Gewandbereitung[3]) und als Schmiedewerk aufgefasst[4]).

Madelgêr: Ruol. 58, 17. Amilias: Vilt. Saga. Kobold im Hause eines Schmieds: Mon. S. Gall. 1. 23. Vgl. Mythol. 475.

1) Völuspâ 7. Vgl. jüng. Edda 14. (Der Riese Thrym dreht seinen Hunden goldne Bänder: Thrymskv. 5). Auch das dreizehnte Jahrh. kennt den Bilder messenden und giessenden Gott (J. Grimms Mythol. 20), jedoch nur im Witze der Minnesinger, so dass kein Ueberrest des früheren Heidenthumes darin zu liegen braucht. Der Schmied von Oberland aber, der einen Hammer in den Schooss der Jungfrau wirft (Frauenlob Ettm. 7), ist noch der Donnergott und der Hammerwurf das alte Vermählungszeichen und auch auf jenen scheint der von Gott geworfene Schlegel zurückzugehn: vgl. Mythol. 125. 1205. *Wer meint, das im ganz nütz gebrest und er glück hab uffs aller best, den trifft der schlegel doch zur lest. — der wart des schlegels uff dem tach:* Narrenschiff 124 Strobel. Christus und Petrus Schmiede: Br. Grimm Maerchen 147. Haupt Ztschr. 8, 537. Der Schmied über Tod und Teufel: Märch. 3, 138 ff. Vgl. die Teufelshufeisen: Sagen 1, 284.

2) J. Grimms Mythol. 379 fgg. Die Walkyrien v. Frauer 12 fgg. Die weissagung- und zauberkundigen und durch die Lüfte fahrenden Unholden des Mittelalters sind grossentheils nur eine Wiederbildung der früher geglaubten Nornen und Walkyrjen: ist deshalb *dâse,* wie in der Kaiserchr. 12199 Crescentia gescholten wird, neben *hornblâse* und *unholde,* s. v. a. *dahse* und von der Wurzel *dehsen, texere* gebildet? Vgl. Mythol. 1014. Lokis Mutter heisst *Nâl* d. i. Nadel? ebd. 225. 841. *Kotaweppi* Göttinnengewebe? Gewebe (wie) für Götter? Es ist Umdeutschung aus *gossypium.*

3) Litt. Gesch. § 3, 25. Gottfr. Tristan 119. 14. 21. Anspinnen, anzetteln; Lügengewebe; Faden der Erzählung.

4) W. Grimm zu Konrads goldener Schmiede XII. 145; *aurea fabrica* Zeitschr. 2, 168; der Eingang des Pilatus (danach Herborts Troj. Kr. 90); Lieders. 3, 460 u. a. Bragi selbst wird *frumsmidr bragar* genannt: J. Grimms Mythol. 215. Zuweilen treffen beide Bildlichkeiten auf demselben Punkte zusammen und es heisst ags. *vrôhtsmid* und *vrôht vebban*

All diese Auszeichnung begreift sich wohl, wenn man in Geschichten und Gedichten von der vorzüglichen Bewaffnung z. B. schon der Cimbern[1]), und von der Art und Mannigfaltigkeit dessen liest, was sonst noch aus Metallen, z. B. in jenes Wielands Schmiede, ist gebildet worden[2]), und begreift sich noch beim Anblicke der Waffen und der Schmucksachen selbst, die unsre Alterthumsforschung aus den Gräbern wühlt. Denn, zerbrochen oder verrostet, wie dieselben meistens sind, immer doch zeigen sie diejenige Schönheit der Gesammtform, die mit strenger Zweckmässigkeit nothwendig verbunden ist[3]), und ein feines Gefühl für Schönheit der Linie und der Linearverzierung[4]). Die Nachahmung aber der Menschen- und der Thiergestalt ist hier wie überall im

---

(Andr. u. Elene S. 98 fg.) wie *Lügenschmied* und bei Sidonius Apoll. 3, 13 *sutor fabularum.*

Musik und Schmiedekunst sind die ältesten Gewerbe: 1 Mos. 4, 21 fg. Paulys Real-Encyclop. 2, 494 (Jubal und Tubalkain: Oberbair. Archiv 2, 172. Abr. a Santa Clara 14, 137). *Dichtende Schmiede:* Heinrich Rafolt (Litt. Gesch. § 66, 18, S. 217. 218), Regenboge (Minnes. Hagen 4, 634); ihr Gewerbe mit Poesie umkleidet: Wunderhorn 2, 70. 74. Der *Kampf* wird dichterisch mit dem *Schmieden* verglichen: Atlakvida 24. Ruolant 328. Eracl. 4790. Parz. 112, 28; ags. *rigsmid:* Cädmons Genes. 2703. bi manna môde 14 (Grein 1, 210). So ist auch das *Dichten* ein *Schmiedewerk:* Gottfrieds Trist. 124, 10 ff. Krone 29917. 29968. Lohengrin S. 192. Minnes. Hagen 1, 68a; altn. *liodasmidr.* Yngl. Saga 6. *galdrasmidr:* ebenda 7: ahd. *leodslahn. reyenslahen* Leseb. 1, 826. Auch die Wissenschaften: Renner 198a. (17545 ff.) Ueberhaupt alles Machen und Gestalten ein Schmieden: Oegisdrekka 41. Fafnismâl 33. Edda d. B. Grimm 1, 199. *bölrasmidr* Fafnismâl 33; ags. *hleahtorsmid* Exod. 53. *grynsmid* Andreas 919. *lârsmid* 1222. *teônsmid* Gudlâc 176; hd. *urtailsmit* Suchenwirt 3, 112. *schriftengeschmied* Sittew. 184. Schuppius 1, 181. *suppenschmied* Abr. a. S. Clara 5, 88. Schade Sat. 2, 258 ff.; es heisst *ein schönes Jahr schmieden* Spee 297. *Glück und Unglück* Schmolck Schmuck und Asche 69. *Predig* Abr. a. S. Clara 19, 211. *Ränke, Anschläge, Pläne; Lügen schmieden* Göthe 9, 63 (Iphig. 4, 1). Zu Frankfurt erschien 1697 *der neu vermehrte politische Glücks-Schmid* von Bessel.

1) Plut. Mar. 25; vgl. unten S. 60. Anm. 5.

2) Schwerter: Heldens. 41—43. 147. 148. 278. Völundarkv. 17. Helm: Heldens. 226. Panzer: das. 29. Gold und Edelsteine: Völ. kv. 6. 20 ff. Heldens. 29. 41.

3) Beispiel die zwei in Dänemarks Vorzeit von Worsaae 25 u. 31 abgebildeten Streitäxte.

4) Die vier Haupt- und Grundformen sind die einfache, die doppelte Spirale, der Ring und die Wellenlinie: Worsaae 33.

Beginne der Kunst noch selten und deshalb roh. So haben denn auch die Germanen nur wenig Götterbilder besessen und erst da ihr Heidenthum sich schon dem Untergang entgegenneigte[1]), und die sie besassen, mögen öfter nur Versuche einer mehr sinnbildlichen als wirklich einer menschenähnlichen Darstellung gewesen sein[2]). Der reinern Andacht ihrer ersten Zeiten hatten lediglich noch Sinnbilder und solche genügt, die weitab von aller Vermenschlichung der Gottheit lagen, wie das Schiff der s. g. Isis[3]), das Schwert des Kriegsgottes[4]), die Eberbilder, welche die Aestier[5]), der eherne Stier, welchen die Cimbern[6]), die sonstigen Zeichen in Thiergestalt, welche im Krieg die germanischen Völker alle mit sich führten[7]).

---

1) 'Das älteste Zeugnis führt erst in die zweite Hälfte des vierten Jh.' und zu den Gothen (J. Grimm, Mythol. 95), während nur um hundert Jahr früher noch Gregorius, Bischof von Neucaesarea, über eben dieselben berichtet, dass sie keinen Götzen opferten: Opp. pg. 37 ed. Paris. 1622. Max. bibl. patr. 3, 316b. Sodann in das fünfte Jh. zu den Franken *(dii — aut ex lapide aut ex ligno aut ex metallo aliquo sculpti:* Greg. Tur. hist. Fr. 2, 29; vgl. ebd. 2, 10 und denselben über die Götzenbilder eines Tempels bei Köln zu Anfange des sechsten Jh. Vitae patr. 4, Max. bibl. patr. 11, 938b) und so fort zu den Alamannen an Boden- und Zürichsee *(tres imagines aereas et deauratus* Mythol. 97 fgg.), zu den Friesen (Wilibaldi vita s. Bonifacii, Pertz Mon. 2, 339), zu den alten Sachsen *(idola manu facta, aurea, argentea, aerea, lapidea vel de quacunque materia facta:* Bonif. ep. 121), zu denen in England (Kemble 1, 273) und in den Norden (Ermoldus Nigellus 3, 8 fgg. 4, 451 fgg. *de Jove fac ollas nigras furvosque lebetes — Neptuno fabricetur aquae gerulus tibi iure urceus;* Adam v. Br. 4, 26). Keilbilder des Donnergottes: Balt. Studien 11, 2, 42 fg. Wahrscheinlich, dass zu dieser Entartung die Götter- und Heiligenbilder mitgewirkt, welche die Germanen auf römischem Boden fanden, eben wie daher auch ein Anstoss mag gekommen sein öfter, als schon früher das geschehen, den Dienst in Hainen gegen den in Tempeln zu vertauschen. Jene Alamannen bei Bregenz hatten ihre Götzen in einer alten Kirche aufgestellt.

2) Daraus zu schliessen, dass germanische Keuschheit sogar ein *simulacrum* Friccos *cum ingenti priapo* (Adam v. Br. 4, 26), ein *simulachrum Priapi* (Kembles Sachsen in England 1, 295) zuliess.

3) Tac. Germ. 9.

4) J. Grimms Mythol. 185.

5) Germ. 45. Mythol. 194 fg.

6) Plut. Marius 23. Daher die Kuh Ragn. Lodbr. Saga Cap. 9?

7) Tac. Germ. 7. Hist. 4, 22. *Signum, quod apud eos* (Saxones) *habebatur sacrum, leonis atque draconis et desuper aquilae volantis insignitum*

Blicken wir zurück, so erscheint kaum zweifelhaft, wie es denn für einen Fall oder zwei, jenen von Geiserich zum Grafen gemachten Schmied und den Meister des einen goldenen Hornes von Gallehuus[1]), wirklich unzweifelhaft ist, dass wenigstens dies eine Gewerb, dass die Schmiedekunst auch von freien Männern eben als Gewerb, nicht allein für das eigne Bedürfnis, sondern auch auf Bestellung und Kauf sei betrieben worden. Dass Knechte zum Nutzen ihrer Herrn sie so betrieben haben, dass es öffentliche, aber leibeigene Schmiede gegeben, wird gerad am Ablauf des Germanenalters auch gewiss[2]); neben solchen und zu derselben Zeit ist dann einmal auch die Rede von öffentlichen leibeigenen Schuh- und Kleidermachern, Knechten mit Weiberarbeit[3]).

Mit diesen dreien also, die den Leib bedecken und waffnen und schmücken, hat das gewerblich ausgeübte Handwerk seinen Anfang genommen, und von da an noch manches Jahrhundert hindurch ist die künstliche Metallarbeit und die in Holz und Stein ein vorzüglicher Ruhm der Deutschen[4]), ist die Malerei

---

effigie, quo ostentaret fortitudinis atque prudentiae et earum rerum efficientiam — mane autem facto ad orientalem portam ponunt aquilam aramque victoriae construentes secundum errorem paternum sacra sua propria veneratione venerati sunt: Widukind 1. 11. 12.

1) S. 44. Anm. 3. Die allitterierende Runeninschrift lautet *ek hlevagastim holtingam horna tavido,* ich habe den Laubengästen, den Waldbewohnern Hörner gemacht; ags. *hleo,* goth. *hlija* ist ein Schattendach, eine Laubhütte: *hleogasteis,* wenn man es mit dem zweiten Bestandtheile genauer nimmt, können etwa nur solche sein, die zu einem Opfergelag im heiligen Haine kommen.

2) *Faber, aurifex aut spatarius, qui publice probati sunt:* lex Alam. 79. 7.

3) *Quicunque vero servum suum aurificem, argentarium, ferrarium, fabrum aerarium, sartorem vel sutorem in publico attributum artificium exercere permiserit, et id, quod ad facienda opera a quocunque suscepit, fortasse everterit, dominus eius aut pro eodem satisfaciat aut servi ipsius, si maluerit, faciat cessionem:* lex Burgund. 21. 2. Die Schuster und Schneider vergleichbar den Knechten im Küchendienst Anm. 38.

4) *Illic invenies, quicquid in diversorum colorum generibus et mixturis habet Graecia, quicquid in electrorum operositate seu nigelli varietate novit Tuscia, quicquid ductili vel fusili seu gemmarum ossiumve sculptura auro et argento inclyta decorat Italia, quicquid in fenestrarum pretiosa varietate diligit Francia, quicquid in auri, argenti, cupri et ferri, lignorum lapidumque subtilitate sollers laudat Germania:* Theophilus presb. Paris 1843, S. 9. Im 10. u. 11. Jh. zu Monte Casino sächsische und eng-

mit den übrigen Gewerben, die den Krieger rüsteten, enge verbunden[1]), ist alles Handwerk, mit Ausnahme wieder etwa nur der Schmiedekunst[2]), eine Sache der Unfreien und sind die Handwerker die angehörigen Leute dess gewesen, auf dessen Grund, in dessen Schutze sie wohnten[3]). Die Entstehung und Erstarkung

---

lische Gold- und Silberarbeit: Muratori Antiq. Ital. 4, 367. 486; 360. 432. Fiorillo Deutschl. 2, 172.

1) *Schiltære* (davon unser *schilderei* und *schildern)* der Name jedes Malers, und an mehr als einem Orte die Maler mit den Schreinern und den Sattlern zünftig, d. h. mit denen, die das Holzwerk und den Lederüberzug des Schildes lieferten. *Scutator:* Cap. de villis 45. 62. Du Cange. Zu Bologna bis 1569 die Maler mit den Sattlern und den Schwertfegern in einer Zunft: Fiorillo Ital. 2, 706. Zu Venedig bis gegen 1700 mit den Kistenmachern: ebenda 199; ebenso um 1500 zu Lüneburg Maler und Glaser mit den Kystemakern d. h. Schreinern: Gebhardi in Spangenbergs neuem vaterl. Archiv XI (1827) 154 fgg. Zu Köln (Verfassung von 1396) Gaffel der Schildere, darin auch die Wappensticker, Sattler und Glaser: Hüllmann Städtew. des MA. 3, 587. In Basel Maler, Sattler und Glaser: Ochs 1, 377. 2, 162. In französischen Städten pictores armorum und Gerber: Fiorillo Frankr. 47.

2) Namentlich der Goldschmiedekunst: vgl. Fichards Entstehung der Reichsstadt Frankfurt 129, 168; im h. Oswald (Ettmüller S. 68 fg.) wandernde Goldschmiede sogar vom Ritterstande. Zwar König Ruther hat eigene Goldschmiede unter seinem Gesinde (2015 fgg. Sie giessen Schuhe von Gold und Silber: vgl. *skôsmidr* Hâva mâl 128): wie aber auch solche stets noch besonders geehrt gewesen, zeigt die Geschichte der Städte: aus ihnen gehn die Münzer oder Hausgenossen des Herrn hervor (Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel S. 10), die allein sich zur Gilde vereinen dürfen (Wildas Gildenwesen 169) oder doch den übrigen Gilden voranstehn (ebd. 195). Das älteste Rathhaus von Speier war die Münze, das Zunfthaus der Hausgenossen: die freie Reichsstadt Speier von Zeuss 14 fg.; vgl. unten S. 66. Anm. 5. 6. Woher nun dem gegenüber die an Rechtlosigkeit grenzende Unehre der Kaltschmiede (Sattler vom Kessler- od. Kaltschmieds-Schutze. Tüb. 1781)? Weil sie im schlechtesten Metall, dem Kupfer, oder weil sie ohne das heilige Feuer arbeiten? *Eldr er beztr med yta sonom:* Hâva mâl 68. Oder wegen ihres heimatlos umherschweifenden Lebens? Oder weil sie Anfangs ein unheimlich fremdes Volk, Zigeuner vor den Zigeunern, ähnlich den Mandopoles der Legende von den h. 3 Königen Cp. 41, gewesen? *Dannen choment Ismahelite; die varent in dere werlt wite, daz wir heizzen chaltsmide* u. s. w. heisst es schon um das J. 1100: Fundgr. 2, 31. 21; *wie si Joseben bestrouften, ze den chaltsmiden verchouften* ebd. 71. 26.

3) Die Bürger von Strassburg, auch die Schmiede, diese jedoch mit einiger Erleichterung, dem Bischofe zu allerhand ordentlichen und ausser-

der Zünfte hat das allgemach beseitigt[1]): noch aber haften bei aller Freiheit nach oben hin Spuren der alten Unfreiheit an den Zünften selbst: die Erblichkeit des Zunftrechtes, die Vergünstigungen, deren der Sohn oder Schwiegersohn eines Zunftbruders geniesst[2]), erscheinen ganz wie eine Nachwirkung jener ursprünglichen Zustände, da sich das Handwerk eines Knechtes auf Sohn und Enkel fortvererbte.

So viel oder so wenig von der germanischen Gewerbsbetriebsamkeit. Gewerb und Handel stehn aber in nothwendiger Wechselwirkung, eines nährt und mehrt das andre. Und so wird, da den Germanen ausser dem einen ausführlicher besprochenen schwerlich noch ein Gewerb von öffentlicher Art bekannt gewesen, nun auch von germanischer Handelsbetriebsamkeit nicht sonderlich viel zu berichten sein. Ja eigentlichen Handel, Waarenumsatz um des Gewinnes willen, hat das Volk beinahe nur im Verkehr mit Fremden gekannt: im inneren Verkehr dagegen wuste es eher nur von Kauf, vom Gütererwerb blos um des Besitzes, um der Befriedigung des nächsten Bedarfes willen, wuste es nur noch von dieser Schwelle und Vorbereitungsstufe des eigentlichen Handels. Wenden wir zuerst hierauf unser Auge.

Gegenstände des Kaufes gab es verschiedene, gar vielerlei jedoch natürlich nicht. Ein Hauptgegenstand, als Erwerb und Besitzthum wichtig für ein Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk, waren liegende Güter, Feld und Wald und Weide, wo nämlich letztere schon aus der Almeind ausgeschieden waren: die Förmlichkeiten, mit denen schon die ältesten Aufzeichnungen deutscher und nordischer Rechtsgebräuche den Uebergang solches Eigenthumes aus einer Hand in die andere begleitet zeigen, die Ueberreichung einer Erdscholle, eines Rasenstückes, eines Halms, eines Zweiges[3]), diese ganze feierliche Rechtssymbolik lehrt uns, dass die Veräusserung von Grund und Boden auch bei den Ger-

---

ordentlichen Dienstarbeiten und Lieferungen verpflichtet: Gaupps deutsche Stadtrechte d. Mittelalters 1, 71. 73 fgg.

1) Allgemach, da z. B. in Basel die Errichtung einer Zunft abhieng von der Erlaubnis des Bischofs und er jeder Zunft ihren Meister und über dieselbe noch einen seiner Dienstmannen setzte: Bischofs- und Dienstmannenrecht S. 8. 12.

2) Wildas Gildenwesen im Mittelalter 329 fg.

3) J. Grimms Rechtsalterth. 110 fgg.

manen schon ein häufiges Vorkommnis gewesen[1]) und von Urzeiten her rechtlicher Regelung muss unterlegen sein, freilich das im Widerspruch gegen eine bekannte Angabe Julius Cäsars, nach welcher man sich die Germanen noch ohne alles fest liegende und fest getheilte Eigenthum und Jahr für Jahr einen Wechsel desselben zu denken hätte[2]), eine Angabe jedoch, die nur eine von den manchen Unzuverlässigkeiten dieses Berichterstatters ist[3]). Von fahrender Habe sodann waren Gegenstände des Kaufs und Verkaufs Waffen, Vieh und Weiber. Denn auch das Weib in seiner Unfreiheit war lediglich eine Sache, war als Jungfrau Eigenthum des Vaters, als Gattin Eigenthum des Mannes[4]): der Vater verkaufte, der Gatte kaufte sie[5]), und auf dem gleichen Wege entäusserte sich in Dänemark der Mann seines ehebreche-

1) Als germanisches Symbol der Ergebung an den Sieger führt die Ueberreichung von Rasen schon Plinius an, H. N. 22, 4. Das Wort *cespes* selber im Sinne von Grundstück bei Cassiodor. var. ep. 5, 14: *antiqui barbari, qui romanis mulieribus elegerint nuptiali foedere sociari, quolibet titulo praedia quaesiverint, fiscum possessi cespitis persolvere — cogantur.*

2) Blos von den Sueven B. G. 4, 1; von den Germanen überhaupt 6, 22 Die Nachricht des Tacitus Germ. 26, welche man hiermit zusammenzustellen pflegt (zuletzt Bethmann-Hollweg über die Germanen vor d. Völkerwanderung 9 fgg.), stimmt doch so wenig überein, dass sie vielmehr von sofortiger Theilung des Ackerlandes spricht: sie kann nur auf solche Fälle Bezug haben, wo ein Volk durch Auswanderung oder Eroberung frischen Boden in Besitz nahm; *invicem* ist wie sonst im silbernen Zeitalter adverbium des Gegensatzes, des Gegensatzes zu dem, was unmittelbar vorher von Wucher gesagt worden, und *arva per annos mutant* bezeichnet allerdings den Wechsel von Bau und Brache. *Camporum spatia, arva mutant, superest ager:* hierin denn mag der Anlass von Cäsars Irrthum liegen. Mit ähnlicher und auch nicht anlassloser Irrung macht Strabo aus den Sueven ein wanderndes Hirtenvolk: oben S. 40, Anm. 3.

3) Wie unmöglich ist, um nur das nächstliegende Beispiel anzuführen, was er B. G. 4, 3 von der grossen Wüste auf der einen Seite der Sueven sagt!

4) Die Friesen, weil sie eine von den Römern ihnen auferlegte Abgabe nicht erschwingen konnten, *corpora coniugum aut liberorum servitio tradebant:* Tac. Ann. 4, 72. Auch die gute Frau verkauft ihr Eheherr in Nöthen der Armuth: Haupts Zeitschr. 2, 443 fg. Im ags. *fäle* ein Beiwort der Weiber: J. Grimms Andr. u. Elene S. 141. — *Freien* zur Ehe nehmen, so viel wie loskaufen? vgl. Schmeller 1, 607. *der mîne tohter hât gefrît ze kebse:* Fragm. XXIIIc.

5) Ausgeführt in Weinholds deutschen Frauen 209 fgg.

rischen Weibes[1]) und hatte bei den Angelsachsen dem gekränkten Gatten der Buhle ein neues Weib zu schaffen[2]). Noch in der Sprache des späteren Mittelalters, allerdings aber nur noch in der Sprache, ist *ein weib kaufen* s. v. a. heirathen, und selbst von Königen, die sich vermählen, wird so gesagt[3]).

Bei all solchen Käufen aber ward der Kaufpreis nicht in Geld entrichtet: Geld, eigenes Geld besassen die Germannen nicht, und immer erst der wirkliche Handel führt dessen Gebrauch mit sich; die runden Goldbleche mit eingeprägten Bildern und Runen, die man öfters und bis auf einen halben Fuss breit in nordischen Gräbern findet, sind Brustzierden, sind Amulete, keine Münzen[4]). Sondern man tauschte Gut gegen Gut, brauchte bei Gelegenheit und auf der einen Seite als Kaufmittel, was für den Andern und bei andrem Anlass Gegenstand des Kaufes war[5]). Vorzüglich aber und am häufigsten und mehr noch als Waffen dienten zum Kaufmittel Rinder, Pferde, alles Vieh: dies gieng an Geldes statt[6]),

---

1) *Mulieres, si constupratae fuerint, statim venduntur:* Adam v. Br. 4, 6.

2) *Aliam uxorem propria pecunia mercetur:* lex Aethelb. 32. Bei den Alamannen büsste der Entführer, wenn er dem Gatten das Weib zurückgab, *octuaginta solidis,* wenn nicht, *quadringentis* (dem gesetzlichen Kaufpreis einer Braut: S. 57, Anm. 4); die Kinder, welche er vor Erlegung dieses Geldes mit ihr erzeugte, gehörten noch dem früheren Gatten: lex. Alam. 51.

3) *Der künec si an der stunde enpfie, ze rehte er si koufte:* gute Frau 2415. Vgl. J. Grimms Rechtsalterth. 421. Ebenso in der altsächsischen Evangelienharmonie 9, 12 *buggean* von Joseph und Maria; altfr. *acater* von der Gemahlin des h. Alexius: Haupts Zeitschr. 5, 303.

4) Gelegentlich aber fremden Münzen nachgeahmt (S. 61, Anm. 2): Dänemarks Vorzeit v. Worsaae 44 fg. Historisch-antiquarische Mittheilungen, Kopenh. 1835, S. 93 fgg. [*pleh* phylacterium: Graff Sprachsch. 3, 243]. Das Geld, um welches die Trevirer jenseits des Rheines Hilfstruppen suchten (Cäsar B. G. 5, 55. 6, 2), ist sonach wohl gallisches, das, welches Arminius den römischen Ueberläufern verhiess (Tac. Ann. 2, 13), schon der bezeichneten Summe wegen (100 sestertien täglich) römisches gewesen.

5) *Interiores simplicius et antiquius permutatione mercium utuntur:* Tac. Germ. 5. *Handel und Wandel:* Wandel-Tausch. Graff 1, 763. 765. Froschmäus. Gg 1a. Sclaven neben Geld als Kaufmittel: Jorn. 26.

6) Die lex Saxonum 66 bestimmt den Werth der verschiedenen solidi und andre Geldwerthe in Rindern und Schafen; vgl. S. 56, Anm. 5 und für die Römer die Vorschrift noch des Codex 4, 44, 9 *pretii causa non pecunia numerata, sed pro ea pecoribus in solutum consentienti datis contractus non constituitur irritus.* Im Norden der Werth einer Kuh als Rechnungs-

und ein grosser Viehstand und Reichthum waren eins[1]). Daher denn auch in der deutschen Sprache, was man anderswo schon wahrgenommen[2]): Worte, die ursprünglich den Begriff des Viehes bezeichneten, sind später und sobald das Geld in Gebrauch kam, auf dieses übertragen worden, *faihu* selbst schon im Gothischen[3]). Rosse also wie Waffen waren ein Geschenk der Milde und der Ehrerbietung[4]), in Vieh und in Waffen wie später in Geld wurden die gerichtlichen Bussen[5]) und ebenso wie später in Geld ward der Kaufpreis für ein Weib in Rindern, Pferden und Waffen

---

einheit: Wildas Strafrecht der Germanen 331. Saxones ... *quingentas vaccas* inferendales annis singulis a Chlothario seniore (I. 511—61) censiti reddebant; quod a Dagoberto (631) cassatum est: Fredegar Chron. 74. Die Sachsen geloben K. Pippin als jährlichen Zins *300 Pferde:* Ann. Mett. 573. Einh. Ann. 758. *Pferde als Busse* (bei den Sachsen): Thietm. 2, 18. *Porcorum census:* das. 5, 9.

1) *Numero gaudent, eaeque solae et gratissimae opes sunt:* Germ. 5. Im alts. *feho* und *mêthom*, ags. *mâdum*, altn. *meidm* (unten Anm. 4) Reichthum, Schatz: Vilmars deutsche Alterthümer im Hêliand 32 fg. Auch *opes* eigentlich s. v. a. Rinder: Haupts Zeitschr. 2, 559; vgl. S. 66, Anm. 1.

2) *Pecunia ipsa a pecore appellabatur. — Servius rex ovium boumque effigie primus aes signavit:* Plin. H. N. 18, 3. *Servius rex primus signavit aes. — Signatum est nota pecudum, unde et pecunia appellata:* ebd. 33, 13. Varro de re rust. 2, 1, 9. 11. Vgl. S. 59, Anm. 1 und Haupts Zeitschr. 6, 290. Diez altrom. Gloss. S. 44 ff.

3) *Feoh* im ags.; das langob. *faderphium* (Graffs Sprachsch. 3, 430) habe ich Zeitschr. 2, 558 anders zu erklären gesucht, und erkläre *mêfium*, *methium*, *mephium* (Sprachsch. 2, 703) ebenso. Im altn. *naut* Rind und Geld, im Slavischen *skot* Vieh, im Altfries. *sket* Vieh und Geld, im Goth. *skatts* und hochd. *scaz* Geld: Schmellers bair. Wb. 3, 420. Mit umgekehrtem Begriffswechsel zuweilen im Mittellateinischen *pecunia* s. v. a. *pecus:* lex. Fris. add. 11 *equam vel quamlibet aliam pecuniam;* gl. Cassell. F 12 *pecunia fihu. Schaap* eine ostfries. Münze, 11 Pfenninge an Werth: Brem. Wörterb. 4, 606.

4) Tac. Germ. 14. 15. J. Grimm über Schenken und Geben 8. Mhd. ist *meidem* ein Pferd, eigentlich ein verschnittenes (Schmeller 2, 551 fg.), von der Wurzel *midan:* Ulphilas übersetzt δῶρον mit *maithms;* vgl. Anm. 99. *brûdfê* Geschenk der Braut an die Verwandten des Mannes: Thryms kviđa 29. 32.

5) Germ. 12. 21. Noch die lex Rip. 36, 11 gestattet die Entrichtung des Wergeldes auch in Vieh oder Waffen und verzeichnet die entsprechenden Geldwerthe beider. Condempnavit Evurhardum *centum talentis æstimatione equorum:* Widuk. 2, 6. Vgl. *mulcta — bubus et ovibus:* Varro de re rust. 2, 1, 9. Plin. H. N. 18, 3.

entrichtet[1]). Selbst Theodorich der Grosse, da er seine Nichte Amalaberga dem Thüringerkönige Herminafrid zum Weibe gab, erhielt dafür von diesem einige weisse Pferde[2]); daneben kommt, bezeichnend genug, noch im neunten Jahrhundert vor, dass um Pferd, Schild und Lanze eine Sclavin verkauft wird[3]). Wie hoch aber der Kaufpreis eines Eheweibes geschätzt worden, ist aus einigen späteren Geldansätzen, die uns überliefert sind, zu schliessen. Bei den Sachsen kostete ein Weib bis auf 300, bei den Alamannen wie den Langobarden bis auf 400 Schillinge[4]): eigentlich gar keine so geringe Summe, da gleichzeitig bei den Sachsen éin Schilling den Werth eines Ochsen darstellte[5]), bei den Alamannen ein bis zwei Schillinge[6]). Die Männer, die in England nach jetzt noch geltendem Gewohnheitsrecht ihre Weiber auf offenem Markt verkaufen, pflegen dieselben wohlfeiler zu geben[7]).

Noch éin Zahlungsmittel bildete gleichsam den Uebergang von dem Kaufe durch Tausch zu dem Kaufe um Geld, die ehernen und goldnen Ringe nämlich, Ringe um Hals und Arm, welche, wie noch die Gräber zeigen (S. 46, Anm. 1), den Germanen aller Stämme die beliebteste Zierde und ein nicht seltener Schmuck noch im Mittelalter waren, Metall gleich dem Golde, aber zunächst für einen anderen Zweck verarbeitet, als den das Geld besitzt. Ringe wurden wie Geld als Geschenk gereicht[8]) und als

1) Das älteste, zwar missverständlich vorgetragene Zeugnis Tac. Germ. 18; vgl. Weinhold 212. [Raub einer Jungfrau — quia legitime eam secundum canonica praecepta habere nequiverit, amicis illius *XII scuta et totidem lanceas* et unam libram denariorum pro reconciliatione persolvat: Leges familiae S. Petri, Weist. 1, 806].

2) *Indicamus nos venientibus legatis vestris impretiabilis quidem rei, sed more gentium suscepisse pretia destinata, equos argenteo colore vestitos, quales decuit esse nuptiales:* Cassiod. var. ep. 4, 1. Femina — morgengeba — computet, quantum valet aut in auro aut in argento aut *in mancipiis aut in equo,* pecuniam duodecim solidos valentem: L. Alam. 56.

3) Der Abtei Fulda: Cod. dipl. Fuldensis von Dronke S. 162.

4) Lex Saxonum 40; L. Alam. 55, 2; vgl. 51, 1. 52, 2; oben S. 55, Anm. 2; Liutprandi leg. 88.

5) L. Sax. 66.

6) L. Alam. 78. Nach der lex Ripuar. 36, 11 zwei Schillinge.

7) Einer zu Nottingham im J. 1843 um 36 Kreuzer: Augsb. allg. Zeitung 1844, Nr. 8.

8) Tac. Germ. 15. Hildebrandslied Leseb. 1, 65. Ruodlieb 3, 333.

Busse gezahlt[1]), ein Reichthum an Gold ward in Gestalt von Ringen aufgesammelt[2]), der sagenhafte Landkauf, der die Sachsen zu Herrn in Hadeln machte, geschah um die goldenen Ringe, die einer von ihnen an Hals und Armen trug[3]), Ringe waren der Kaufpreis auch für Weiber[4]), und wenn man öfters Ringe, von denen etwas abgehauen, und abgehauene Ringstücke findet[5]), so scheint es sind dieselben gleichsam in Scheidemünze getheilt worden um eine Sache von geringerem Werthe dafür zu kaufen. Die Nachbarn der Germanen, die Gallier, hatten schon gemünztes Geld: aber das Gepräge weist auf ältere Vorgänge der gleichen Art wie bei den Germanen hin: ihre Münzen pflegen als Bild

---

Ermenrich und Günther der Burgunde lohnen jeder Vidsîds Sang mit einem Ringe (65. 90); den von Ermenrich erhaltenen giebt er dankbar seinem Könige und wird dafür von dessen Gemahlin mit einem andern beschenkt (93 fgg.); der mildeste aber ist ihm (71 fgg.) Alboin: *se häfde moncynnes mine gefræge leóhteste hond lofes tô vyrcenne, heortan unhneáveste hringa gedâles, beorhtra beága, bearn Eádvines.* Genelun im Rolandsliede S. 57: *umbe sinen hals lac ein bouch vile wæhe, daz were seltsæne ûzzer golde unde ûzzer gimme; den sante ime ze minnen der kunc von den Britten.* J. Grimm über Schenken u. Geben 19 fgg. Ringe als Bezahlung: Andreas 271. 303. 476. Nib. 1493; als Belohnung: Nib. 522. Ruol. 91, 11.

1) Gerichtliche Busse heisst altn. *baugr:* Wildas Strafrecht der Germanen 345. Auch das Gold, welches die Asen als Wergeld für Otr entrichten müssen, hat man sich in Ringen zu denken, da Odinn zuletzt das eine noch unverhüllte Barthaar des Erschlagenen mit einem Ringe bedeckt: Sigurdarkvida 2. Edda Sn. 62.

2) Auf Schnüre gezogen: Völundarkvida 6 fgg. Beovulf 2763. Noch im Parzival 123, 29 *miner muoter juncfrouwen ir vingerlîn an snüeren tragent.* Je in der neunten Nacht träufelt Odins Ring Draupnir acht ebenso kostbare Ringe nieder (Sn. Edda 61): ein Wunschding wie der Brautpfennig des späteren Aberglaubens.

3) Widukind 1, 5.

4) *Reipus* im salischen Recht der Name des Geldes, das der Bräutigam einer Wittwe an deren Verwandte zahlt: s. Weinhold in Haupts Zeitschr. 7, 542; *reif* (Schmellers bair. Wb. 3, 59 fg. J. Grimm über Schenken und Geben 19) und ebenso das *gewundene Gold,* die *gewundenen Ringe* der Sachsen und der Angelsachsen (J. Grimms Gramm. 4, 752) heben den Begriff des Windens und Umschlingens mit besonderem Nachdrucke hervor: es werden Armringe von Spiralform gemeint sein.

5) Historisch-antiq. Mittheilungen Kopenh. 1835, S. 96. Leitfaden z. nord. Alterthumskunde S. 50. Theilung von Ringen unter mehrere: Rigsmâl 35. Fridthiofs Saga Cap. 6.

ein Pferd oder einen Ring zu zeigen, das Pferd, den Ring, mit denen auch die Gallier zahlten, ehe sie Geld besassen[1]).

Jetzt von dem Handel, dem eigentlichen Handel, den es, wie bemerkt, zumeist nur im Verkehre mit Fremden gab. Und längere Zeit hindurch war auch dieser so schon beschränkte Verkehr noch insofern ein einseitiger, als die Germanen selbst beinahe nichts ausführten, nur die Fremden zu ihnen kamen und brachten und holten. So von Westen her gallische Handelsleute[2]). Zwar die Nervier versperrten vor ihnen ihr Land um nicht durch Wein und andre dergleichen Ueppigkeiten verweichlicht zu werden, und auch die Sueven mochten den gallischen Wein und die gallischen Pferde nicht[3]): sonst aber ward von eben denselben und ward von den Germanen überhaupt die Handelschaft nicht zurückgewiesen[4]): denn sie brauchten Abnehmer für überflüssige Kriegsbeute[5]) und bedurften, damit ihre Schmiede zu schmieden und zu giessen, damit sie Schmuck und Waffen und ihre Weiber den rothen Saum des Gewandes hätten, der Zufuhr an Gold und Silber und Erz und Eisen und Färberröthe: ihr eigener Boden brachte ihnen jetzt noch alles dessen nichts oder doch nur in höchst unzulänglichem Masse[6]), Gallien aber

1) Vgl. Schreiber in seinem Taschenbuch f. Geschichte u. Alterthum in Süddeutschland 2, 67 fgg. 240 fgg. 3, 401 fgg. Pferdezucht und Pferdeliebhaberei der Gallier: Cäsar B. G. 4, 2. Tac. Ann. 2, 5. Vgl. S. 68, Anm. 5. Auf Theseus Münzen das Bild eines Stieres; δεκάβοιον, ἑκατόμβοιον attische Münznamen: Plut. Thes. 19; vgl. S. 56, Anm. 2. Wein gekauft um Erz, Eisen, Rinderhäute (vgl. Tac. Ann. 4, 72), Rinder selbst und Sclaven: Ilias 7, 472 ff. Rinder, Sclaven, rohes Silber und Gold alterthümliches Kaufmittel: Paus. 3, 12, 3.

2) Cäsar B. G. 1, 39.

3) Ebd. 2, 15. 4, 2.

4) Besonders von den Ubiern nicht: *multum ad eos mercatores ventitant;* aber *et ipsi propter propinquitatem Gallicis sunt moribus adsuefacti:* ebd. 4, 3.

5) Ebd. 4, 2; vgl. S. 69, Anm. 1.

6) Noch Tacitus sagt Germ. 6 *ne ferrum quidem superest;* Eisenbergwerke bei den Gothinen ebd. 43, sicherlich, da er dieses Volk den Quaden zinsbar nennt, eins mit den Eisenbergwerken der Quaden, von denen Ptolemäus 2, 14. Keine Gold- und Silberbergwerke: Germ. 5; von neuen und schlecht ergiebigen *venis argenti* im Lande der Mattiaken Ann. 11, 10. galmei: Plin. H. N. 34, 1 *ferunt nuper etiam in Germania provincia repertum.* Die Vorrichtungen zum Schmelzen und Giessen des Erzes, die man in Germanien gefunden (Klemms Handb. d. germ. Alterthumskunde 151

war reich an solchen Dingen, reich schon für sich[1]) und von Spanien und Britannien her[2]), und versorgte mit seinem Erze nicht blos die Germanen[3]).

Lebhafter, auch nach dem Süden, auch als Ausfuhr und in einer grösseren Mannigfaltigkeit von Gegenständen sich bewegend ward der Handel der Germanen in den Kaiserzeiten. Zwar ihnen Eisen zu bringen war im Reich verboten[4]): daher nach der früheren Fülle und Pracht[5]) jetzt Aermlichkeit der kriegerischen Ausrüstung[6]), bis seit Beginne der Völkerwanderung[7]) die besiegten Heere, die geplünderten Provinzen wiederum reichere Waffen, bis namentlich die Noriker als Beute und als Zins ihr Eisen[8]) und

---

fg.), lassen unentschieden, ob die Germanen dieses selber erst gemischt oder bereits gemischt von den Galliern empfangen haben.

1) Gold: Plin. H. N. 33, 23. Kupfer ebd. 34, 2. Blei ebd. 49. Erzmischungen ebd. 20 u. 48. Waffen, Geräthe und Schmuck aus letzteren überall in altgallischem Boden; häufige Goldmünzen, deren eine Art der deutsche Aberglaube Regenbogenschüsselchen nennt: Prunk mit goldenen Zierden des Leibes, der Kleider und der Waffen: Virg. Aen. 8, 659 fgg. Sil. Ital. 4, 155. Liv. 7, 10. Plin. H. N. 35, 5. Färberröthe (S. 41, Anm. 3. 4): Plin. H. N. 22, 3. — Helvetisches Waschgold: Mittheil. der antiq. Gesellschaft in Zürich 7, 245. Regenbogenschüsseln: ebenda 249 fg.

2) Spanisches Gold: Plin. H. N. 33, 21. Silber 31. Kupfer 34, 2. Eisen 41. 43. Zinn 47. Blei 49; brittisches Zinn: Cäs. B. G. 5, 12. Diod. Sic. 5, 22 u. Plin. 34, 49.

3) Auch die Britten: Cäs. B. G. 5, 12.

4) Gewiss schon früher als erst durch K. Marcianus, Cod. 4, 41, 2.

5) Der Cimbern, wie Plutarchs, der Galater, wie Diodors Bericht (S. 44, Anm. 5), der Sueven Ariovists, wie das Stillschweigen Cäsars sie uns zeigt.

6) Tac. Germ. 6. Ann. 2, 14.

7) Ruhm vandalischer Schwerter in einem Briefe Theodorichs: Cassiodor 5, 1. *Arma quoque praecipua sub eo* (Alboin) *fabricata fuisse a multis huc usque narratur:* Paul. Diac. 1, 27.

8) Das schon von den Römern mannigfach verkündete Lob des Eisens und der Waffen von Noricum hat auch im Mittelalter stets noch fortgedauert, bei den Gelehrten wie beim Volke. [Noricum unter Justinian in der Gewalt der Langobarden: Procop B. G. 3, 33. Paulus Diaconus von Alboin an eben citirter Stelle.] *Noricus ensis, daz diudit ein suert beierisch:* Anno 301. Im Roland S. 58 ein Schwert aus Baiern, welches in Regensburg Madelger geschmiedet. Tirol die Hauptheimat der Sagen von den übermenschlichen Bergleuten und Schmieden, den Zwergen: die deutsche Heldensage v. W. Grimm 58. 172. 302. 309. Ein lebensvolleres Festhalten an Ueberlieferungen des Alterthums, als wenn man der Cha-

zum Schmucke mehr Gold noch als der Rhein[1]) die Fremden und die Feinde gaben[2]). Eisen den Germanen zu bringen war verboten: wie hätte Rom selber sie bewaffnen dürfen[3])? Es trachtete

---

lyber wegen auch den Caucasus in die deutsche Zwergensage zog: W. Grimm 196. 227. 288.

1) Unter den goldführenden Flüssen Deutschlands (Otfr. 1, 1, 72 *joh lesent thar in lante gold in iro sante)* wird zuerst des Rheins und dessen erst vom fünften Jahrh. an gedacht (Schöpflins Alsatia illustr. 1, 29 fgg.), früher nicht, z. B. nicht von Plinius H. N. 33, 21. Dennoch möchte Gold von solchem Ursprunge den Germanen schon früher bekannt gewesen sein. Es ist ein im Wasser hausender Zwerg, welchem die Asen seinen Schatz und damit den verderbenbringenden Ring abnehmen (Sigurdarkvida 2), und wieder ins Wasser kehrt mit Siegfrieds Schatze dieser Ring zurück. Dieselbe Beziehung des Goldes zu dem Wasser zeigt was Orosius 5, 16 von den Cimbern und Teutonen nach der Besiegung Manlius und Caepios erzählt, *aurum argentumque in flumen abiectum*, und Strabo 4, 1. 13 und Justinus 32, 3 von den Tectosagen in Tolosa. Ob auch die Bestattung Alarichs *cum multis opibus* im Barentinus (Jornandes 30) hier anzuführen? Der zwergische Königsname *Alberich* lässt sich in seinem ersten Bestandtheile sowohl mit *Albis* und dem nord. *elf* (Fluss) als mit *Alpes*, hochd. *alpûn* verbinden. *Brîsinga men* (Haupts Zeitschr. 6, 157) von Rheingold aus dem Breisgau? Rheingold: Völundarkv. 15. Sigurdarkv. 3, 16. Schöpflin Hist. Zar. 5, 141. Schriften des Alterthumsvereins für Baden 1, 259. *„Nobis est aurea harena“* der Rhein bei Erm. Nigellus, Pertz 2, 518; *aurum arenarium, quod reperitur in littoribus Rheni:* Theophr. Presb. 3, 48.

2) Im Handel S. 64, Anm. 2. Früher um Kriegs- und Volksfürsten zu gewinnen und zu unterstützen: Tac. Germ. 15. 42. Hist. 4, 76; jetzt um den Frieden zu erkaufen: Herodian 1, 6. 6, 7. Claudian Stil. 1, 204. 210. Daneben wie eine Selbstverhöhnung das kaiserliche Gebot *barbaris aurum minime praebeatur:* Cod. 4, 63, 2. Römische Goldmünzen von den Germanen als Schmuck verwendet: historisch-antiq. Mittheilungen, Kopenh. 1835, S. 94. 98. Leitfaden zur nord. Alterthumskunde 83. Dänemarks Vorzeit v. Worsaae 45. (vgl. die Sgallische Glosse *lunulas — scillingas* bei Hattemer 1, 243; in den ags. Glossen von Epinal *lunulae* übersetzt *menescillingas;* ahd. *insigili moneta* und *lunula:* Graff 6, 144 fg.): zu dem gleichen Zwecke Goldblech ihnen nachgeprägt: S. 55, Anm. 4. Eingeschmolzen und zu Ringen und sonst verarbeitet: Vîdsîd von dem Ringe, welchen ihm Ermenrich gegeben (S. 57, Anm. 8), 91 *on tham sixhund väs smätes goldes gescyred sceatta scillingrime;* Hildebrandslied *uuuntanê bougâ, cheisuringû gitân.*

3) *Perniciosum namque Romano imperio et proditioni proximum est barbaros, quos indigere convenit, telis eos, ut validiores reddantur, instruere:* Cod. 4, 41, 2. Probus mutete unterworfenen Germanen zu, *ut gladiis non uterentur, Romanam exspectaturi defensionem, si essent ab aliquibus vindicandi:* Vopiscus 14.

lieber durch Schwelgerei und Ueppigkeit sie zu entwaffnen[1]). In der That auch wurden nun die Grenzanwohner minder streng gegen die Sitte und Unsitte des Auslandes und kauften nun begierig Wein[2]) und mancherlei Tand zu Schmuck und Kleidung[3]); der Wein war ihnen noch näher gerückt, seitdem es, wie man annimmt, durch des Kaisers Probus Gestattung oder Anordnung[4]), auch den Rhein entlang Rebberge gab: Valens und Gratianus freilich wollten auch dessen Zufuhr wieder untersagen[5]).

Nicht besserer Art jedoch, als was die Römer den Germanen, war was Germanien nun den Römern sandte, lauter Bedürfnisse nur des weichen und eitlen Lebens, in welchem Rom zu Grunde gehn sollte: Zuckerrüben zum Beispiel: Kaiser Tiberius liess sich deren alljährlich für seine Tafel kommen[6]); Gänsefedern: die germanischen galten für die besten und wurden so theuer bezahlt, dass man nicht selten in Germanien ganze Cohorten sich zerstreuen liess um die gewinnreichen Vögel beizufangen[7]); Laugenseife, eine Erfindung des Nordens[8]) und ein Erzeugnis namentlich der Batavar und der Mattiaken[9]), schon in Germanien von anders behaarten Männern[10]) und nun auch in Rom gebraucht

---

1) *Si indulseris ebrietati suggerendo, quantum concupiscunt, haud minus facile vitiis quam armis vincentur:* Tac. Germ. 23.

2) Germ. 23 *proximi ripae et vinum mercantur.*

3) *Promiscua ac vilia:* Germ. 5; *gerunt et ferarum pelles, proximi ripae negligenter — per commercia cultus* ebd. 17.

4) Obschon Vopiscus 18 und Aurelius Victor Caes. 37 zwar genug andere Namen, aber den Rhein und das Rheinland nicht ausdrücklich nennen. An der Mosel war nach Böckings Meinung (Moselgedichte S. 74) der Weinbau schon um Vieles älter. Sagenhafte Erinnerung des Mittelalters an den römischen Ursprung des Rhein- und Moselweines: Haupts Zeitschr. 6, 265 [vergl. die folgende Abhandlung].

5) Cod. 4, 41, 1: wie Gothofredus erklärt, *ne alioquin degustationis causa illecti promptius invadant fines Romanorum.*

6) Plin. H. N. 19, 28. Später auf der Tafel der Ostgothenkönige Fische aus Rhein und Donau: Cassiod. var. ep. 12, 4.

7) Plin. 10, 27; *gantae vocantur, pretium plumae eorum in libras denarii quini.*

8) J. Grimm in Haupts Zeitschr. 7, 460.

9) Martial 8, 32. 14, 25.

10) Vielleicht von Greisenden und gewiss von Dunkelhaarigen, da letztere Farbe als die der gefangenen und zu Sclaven gemachten Fremden ein Zeichen der Unfreiheit schien: das Rigsmâl unterscheidet die Knechte, die Freien und die Edeln zugleich als schwarz und roth und weiss. Dass die

um die Haare roth zu färben[1]); germanische Haare selbst[2]): denn so schön dünkte deren röthliches Gold den Römern und gar den Römerinnen, dass ein Aufsatz ganz von echten Germanenhaaren noch höheren Modewerth besass als die blos gefärbten eigenen.

Weit über die Grenzen hinaus, über die Ufersäume des Rheines und der Donau, gieng indessen auch jetzt der unmittelbare Verkehr des Handels nicht. Namentlich die Germanen blieben stets noch zurückhaltend und scheu, und es war schon viel und den Römern selbst auffallend, dass die Hermunduren der Handelschaft wegen mit stolzer Unbesorgtheit bis nach Augsburg kamen[3]). Die Römer ihrerseits waren schon zudringlicher: sie wagten sich um ein gutes tiefer in das fremde Land hinein[4]) und kamen nicht blos und kauften und verkauften und giengen dann wieder: sie machten sich auch wie im römischen Germanien[5]) so bei Gelegenheit inmitten des noch fremderen Lands mit ihrem Kram haushäblich. Als der Gothe Catualda die Hauptstadt des Marcomannenköniges Maroboduus eroberte, fand sich daselbst eine ganze Anzahl solcher niedergelassenen Krämer und Handelsleute aus dem römischen Reiche vor[6]).

Unter einander selbst und mehr im Binnenlande übten die Germanen nur den Verkauf von Gut um Gut, nur den Gütertausch: an den Grenzen jedoch, jenseits deren man allgemein Geld gebrauchte, gegenüber den Galliern und dann den Römern, die sonst keinen Handel mehr als um dieses Mittel kannten, hier im eigentlichen Handelsverkehr konnten die Germanen jenes alter-

---

Germanen selbst sich die Haare geröthet, bezeugen Diodor 5, 28 u. Plin. H. N. 28, 51 (*maiore in usu viris quam feminis,* weil für letztere solch ein Merkmal des freien Standes nicht den Werth besass); *granos et cinnabar Gothorum:* Isidor origg. 19, 23, 7. Als Vorbereitung zur Schlacht die Alamannen: Ammian 27, 2; als Zeichen eines Rachgelübdes der Bataver Civilis: Tac. Hist. 4, 61. Von den Gallograeken Liv. 38, 17 rutilatae comae.

1) Ovid a. a. 3, 163. Martial 8, 32. 14, 25.

2) Ovid am. 1, 14, 45. Martial 14, 24. Caracalla trug, um sich den Germanen beliebt zu machen, einen blonden und nach germanischer Art geschnittenen Haaraufsatz: Herodian 4, 7.

3) Tac. Germ. 41.

4) Dio Cass. 53, 26. Tac. Hist. 4, 15.

5) Mones Urgeschichte d. bad. Landes 1, 296 fgg.

6) Tac. Ann. 2, 62. *Jus commercii* sagt Tacitus: also ein durch Verträge gesicherter Handelsverkehr.

thümlich einfache Verfahren auf die Dauer nicht behaupten: hier musten auch sie des Geldes sich bedienen lernen. Eigenes prägten sie darum nicht: sie begnügten sich mit fremdem, mit römischem. Und während sie sonst, wo es Schmuck betraf, den Vorzug dem edleren Golde gaben und Silber da nur ausnahmsweise gebraucht ward[1]), zogen sie hier das geringere Metall vor, da Silbergeld für den Kleinhandel besser taugte[2]). Es scheinen aber die Römer ihre barbarischen Handelsfreunde gern betrogen zu haben mit falscher oder schlechter Münze: so erklärt sich, was berichtet wird[3]), dass die Germanen nur gewisse Arten Geldes anzunehmen pflegten, altbekanntes oder von solchem Gepräge, das die Verringerung des Werthes hinderte, namentlich deshalb Münzen mit ausgezahntem Rande, die nicht wohl zu beschneiden waren, auf lateinisch sogenannte *serrati*. Von daher kommt *saiga* als Münzname noch im Beginn des Mittelalters bei den Alamannen und den Baiern vor[4]). In der Art war das römische Geld anfänglich nur ein Nothbehelf und für den geringen Bedarf auch ausreichend: aber die Germanen gewöhnten sich an den Gebrauch desselben so, dass sie auch, da schon das Bedürfnis wuchs, sich immer noch mit dem fremden Geld behalfen und die Münzprägung ihnen nach wie vor ein Recht allein des Kaisers, dessen in Rom wie des in Ostrom, schien. Zuerst die fränkischen Könige prägten Gold mit ihrem Bilde[5]): der Ostgothe Theodorich hatte noch ebensowohl auf das der Kaiser[6]) als auf das eigene münzen lassen[7]). Es ist mit eine Nachwirkung dieser staatsrechtlichen Verhältnisse und schwerlich blos aus den späteren Strömungen des Handels und des Geldes zu erklären, dass noch das ganze Mittelalter hindurch jede, auch ungriechische Goldmünze ein By-

---

1) S. 46, Anm. 1; S. 61, Anm. 2. Silberbeschlag der Trinkhörner: Cäsar B. G. 6, 28; silbergestickte Mäntel: Herodian 4, 7; *argentea vasa legatis et principibus eorum muneri data:* Tac. Germ. 5.

2) Tac. Germ. 5.

3) Tac. a. a. O.

4) J. Grimms Grammatik 1, 1840, 103.

5) Procopius B. Gotth, 3, 33. [Fränkische Münzen mit Bild und Namen des Kaisers Mauritius: Loebells Greg. v. Tours 240].

6) Eccard de nummis quibusdam sub regimine Theodorici in honorem Zenonis et Anastasii cusis, Hanov. 1720. Auf der einen Seite des Kaisers auf der andern des goth. Königs Bild: Muratoris 27. Diss.

7) Cassiod. var. epist. 7, 32.

zantiner[1]) und der Griechen Gold s. v. a. ein grosser Schatz an Golde hiess[2]).

Dieser Handel mit den Römern und um römisches Geld ist nun der Hauptsache nach allerdings von römischen Handelsleuten betrieben worden: es hat aber (ein anderes wäre undenkbar) unter den Germanen selbst auch Handelsleute, es hat deren, wie wir gesehen haben, bei den Hermunduren und sicherlich nicht bei diesem Volk allein gegeben. Weit im nordischen Boden hat man Probiersteine[3]), hat man Wagen und Gewichte aufgefunden[4]). Zudem lag in solch einem Berufe nichts, das dem germanischen Sinn widerstrebt hätte. Zwar des Handwerks haben die Männer und die Freien sich lange genug geschämt, nicht so des Handels. Ja es hätte ein Unfreier denselben gar nicht treiben dürfen, da ein Unfreier nicht des Eigenthumes und nicht befähigt war ein zu Recht bestehendes Geschäft abzuschliessen. Dem Freien aber stand ein Beruf wohl an, der Reichthum (und für Geld und Gut

---

1) Du Cange unter *Byzantius;* im Ruodlieb 3, 315 der Plur. *byzantes.* mhd. *bisant:* Aen. 241, 30 *einen troischen bisant, der zwelfe geltent eine mark;* auch *bisanta:* Ruol. 15, 3; *besande* Hoffm. Fundgr. 2, 319, 18; *besanczen, beczanczen:* Mones Schausp. 136; *bisantinch* Ruol. 25, 6. Letzteres gebildet wie das gleichbedeutende ahd. *cheisuring* im Hildebrandsliede, ags. *câsering.*

2) Bei Enenkel sagt sogar Deidamia *daz næm ich für der Kriechen golt:* Misc. 2, 166. Statt des Geldes nach alterthümlicher Art Ringe genannt (S. 57, Anm. 8 fg.): *die ich lieber hân dann al der Kriechen bougen* vdH. MS. 1, 87 a; vgl. Amis 1603 *nu saget diu werlt gemeine von dem grôzen guote, daz ze Kunstenôpel si;* Besançon, das auch Bisantium hiess, deshalb in gelehrter Umnennung *Chrysopolis:* J. Grimms Gedichte auf Friedrich I. S. 23.

3) Leitfaden z. nord. Alterthumskunde 39.

4) Historisch-antiquar. Mittheilungen, Kopenh. 1835, S. 103 fgg. Heimatlicher und alterthümlicher jedoch und ausserhalb des Handels ward das Gold und wurden Ringe mit Grossartigkeit in Schilden gemessen und gewogen und nach dem Klang in deren Wölbung geschätzt: J. Grimms Rechtsalterth. 77. 425. Lateinische Gedichte 73 fg. Schenken und Geben 24. Orendel S. 68. Nib. 1427. 2067. Lohengrin S. 74. Lanz. 7707. Wigal. 286, 28. Didr. Saga 378. 387. Dies noch übertreibend Nib. 349 sogar *nu schaffet, daz man trage gesteine uns ûf den schilden.* Vgl. das Geldmessen im Scheffel lat. Ged. 382. Ein Berliner Kinderreim:
„wo die reichen Bauern sitzen mit den langen Zipfelmützen,
die das Gold mit Scheffeln messen und das Fleisch mit Löffeln fressen.“

waren auch die Germanen nicht unempfindlich)[1]) forderte und gab, und dessen Betrieb, damit die Waarenzüge auch auf unsicherem oder verfeindetem Boden geschützt wären, streithafte Männer brauchte[2]); er hätte sogar dem Adel angestanden[3]); und wie er denen, die ihn übten, zum Adel verholfen hat[4]), lehrt uns die Geschichte der Städte. So lange da die Handwerker sich noch in Unfreiheit befanden, war das Geschäft der Freien, der eigentlichen Bürger, Feldbau und Handelschaft[5]); als die Handwerker sich zur Freiheit emporarbeiteten, rückten ebenmässig die Handelsleute zur Stufe des Adels hinauf, und an die Stelle des früheren Gegensatzes von Bürgern und Handwerkern trat nun der Gegensatz von Herren und Bürgern[6]).

Es müssen aber die Germanen um so mehr auch einen Handelsstand, wenn man so sagen darf, besessen haben, als es ausser den Dingen, welche sie blos unter einander zu verkaufen, und ausser denen, welche sie blos an die Fremden zu verhandeln pflegten, endlich auch noch solche gab, die zugleich Gegenstand des Kaufes und Gegenstand des Handels waren, die vielleicht aus weiter Entfernung herbei und durch ganz Germanien geführt wurden, damit sie schon bei den Bewohnern des Landes und auf

---

1) Τὸ βάρβαρον φιλοχρήματον Herod. 1, 7. φιλάργυροι 6, 7; und da noch Vieh anstatt des Geldes gieng (S. 55, Anm. 6), *pecoris cupidissimi:* Cäs. B. G. 6. 35.

2) Bei Saxo gramm. 8, S. 145 *Simundus ex Sigtun oppido, forensis athleta, emptionumque ac venditionum contractibus assuetus.* Friedrichs I Verordnung über das Waffenrecht der Kaufleute in seinem Friedebrief v. 1156 § 13 (Pertz Mon. 4, 103) *mercator negotiandi causa per provinciam transiens gladium suum sellae alliget et super vehiculum suum ponat, ne unquam laedat innocentem, sed ut se a praedone defendat.*

3) Die hegelingischen Helden, die zu K. Hagenen kommen, gaben sich ohne doch ihre Vornehmheit sonst zu verbergen und bei Hof an Ehren einzubüssen, für Kaufleute aus: Kudr. 294 fgg.

4) *Din sun der ist ein koufman — der sol dienstmannes reht enphâhen unde leiten swert, in riterschefte werden wert:* Rudolfs guter Gerhard 3368.

5) Das bevorzugte Gewerb der Goldschmiede (S. 52, Anm. 2) griff durch Münze und Wechsel mit in den Handel und den Handelsstand ein.

6) Fichards Entstehung der Reichsstadt Frankfurt 27 fgg. 168. 187 fg. Bluntschlis Staats- u. Rechtsgeschichte v. Zürich 1, 154. 2, 12. In Basel bilden die Handelsleute die erste, die Hausgenossen (S. 52, Anm. 2) die zweite Zunft.

den Märkten, welche sich mit den grossen Opferfesten verbinden mochten[1]), zuletzt aber, wenn die Grenze erreicht und überschritten war, auch bei den Ausländern Absatz fanden, bei den Germanen um andere Güter, die sofort auch zur Ausfuhr, bei den Fremden um Geld oder gleichfalls um Waaren, die wiederum zur Einfuhr taugten. Der Art nun weit sich erstreckende Handelsreisen (noch jetzt bezeichnen mehr, als wir beachten, die sprichwörtlichen Ausdrücke *Handel und Wandel* (vgl. S. 55, Anm. 5), *Kauf und Lauf* das Kaufmannsleben als ein fahrendes) sind allerdings zuweilen auch von ausländischen, natürlich aber noch öfter und zumeist von eingebornen, von germanischen Handelsleuten gemacht worden.

Der Waaren, welche hier in Betracht kommen, sind mehrere und sehr verschiedenartige zu nennen. Erstlich Pferde. Das germanische Pferd war im Allgemeinen unansehnlich[2]), aber (die Geschichte erzählt davon ein frühes Beispiel[3])) wunderbar ausdauernd[4]), und einzelne Völkerschaften wie die Tencterer trieben die Zucht mit solcher Vorliebe[5]) oder erfreuten sich wie die Thüringer[6]) und die Schweden[7]) sonst schon eines so schönen Pferdeschlags oder bedurften als Reitervölker wie abermals die

1) Das Gildenwesen d. Mittelalters v. Wilda 10.

2) Tac. Germ. 6. Cäsar B. G. 4, 2. 7, 65. Unansehnlich schon deshalb, weil es auch wilde Pferde gab und so immer frische Zähmung vorkam: Plin. H. N. 8, 16; vgl. Strabo 4, 6, 10. Spätere Zeugnisse Bonif. ep. 122 *agrestem caballum — domesticum; 142 equi silvatici;* Ekkehardi benedictiones ad mensam 127 *feralis equi caro;* Winsbecke 46 *ein vol in einer wilden stuot;* Kindlingers Münst. Beiträge 1, 21 (1316) *vagi equi; stuotros equi feri* Gl. Trev. 3, 36. *Equi feri, equi* (lies: qui) *de agresti genere sunt orti, stutros:* Nyerup symb. 274; ähnl. Schmeller 3, 673. Wilde und Gezähmte: gleichwohl berichtet Procop. B. Gotth. 4, 20, die Angeln wüsten nicht einmal, wie ein Pferd aussehe.

3) Cäs. B. G. 4, 4.

4) *Summi laboris:* B. G. 4. 2.

5) Germ. 32.

6) Cassiod. var. ep. 4, 1. Jornandes 3. Vegetius de arte veterinaria, welcher 4, 6 gleichfalls die thüringischen und neben ihnen die burgundischen und, wie es scheint, die friesischen Pferde *(Frigiscos)* rühmt, ist kein echter und alter, sondern erst ein Schriftsteller des 12. oder 13. Jahrh.

7) Jorn. 3. Ad. Brem. 4, 21.

Tencterer, die Quaden[1]), die Vandalen[2]), die Alamannen[3]) deren eine solche Menge, dass es sowohl ihnen selbst nur erwünscht sein konnte gute Zuchtthiere auch von ausserhalb noch zu erwerben als anderen erwünscht eben dergleichen von ihnen zu erstehn. Und wirklich ist kaum zu bezweifeln, dass gallische Pferde in Germanien[4]), germanische in das römische Reich seien eingeführt worden: *marah*, eine der ältesten Benennungen dieses Thiers, ist in Gallien daheim[5]), und wenigstens Probus meinte die Rosse der Barbaren auch für seine Reiterei wohl brauchen zu können[6]).

Sodann eine Waare, welche die Germanen unter einander selbst eben um Pferde zu vertauschen[7]), welche sie gleich Pferden und anderem Vieh beim Weiberkauf dahinzugeben[8]), welche sie überhaupt in der rechtlichen Betrachtung dem Vieh ganz gleich zu stellen pflegten[9]), Sclaven nämlich, leibeigene Knechte und Mägde. Die Verkäuflichkeit, der als Eigenthum seines Herrn jeder Sclave unterlag[10]), traf namentlich solche, die in der ernsthaften Raserei des Würfelspiels ihre Freiheit auf den letzten Wurf gesetzt und durch denselben verloren hatten: der Gewinnende aus billiger Scham entäusserte sich alsbald des Sclaven durch Verkauf[11]). Noch häufiger aber, weil deren Zahl grösser

---

1) Ammian 17, 12; *equorum plurimi ex usu castrati* (S. 56, Anm. 4) wie nach Strabo 7, 4, 8 bei Scythen und Sarmaten.

2) Procop. B. Vand. 1, 8.

3) Aurel. Victor Caes. 21. Amm. Marc. 15, 4.

4) Cäsars gewundener Ausdruck B. G. 4, 2 kann dagegen und dafür zeugen; vgl. S. 59, Anm. 1.

5) J. Grimms Gesch. d. d. Spr. 1, 31.

6) Vopisc. 15. Neros Zwitterstuten aus der Gegend von Trier: Plin. H. N. 11, 109.

7) Bonif. ep. 100; Adam v. Br. 1, 43; oben S. 57, Anm. 3. Bei den Franken ein Sclave *duodecim aureis* verkauft: Greg. Tur. 3, 15.

8) Lex Wisigoth. 3, 1, 5. L. Alam. 55, 2. Atlamâl 93.

9) Z. B. *servum aut cavallum vel iumentum:* L. Sal. 10, 1. *Servum aut caballum vel bovem aut quodlibet pecus* ebd. 47; L. Baiwar. 15, 9. L. Fries. 3, 10 u. add. cap. 8; vgl. ebd. 4, 1. 2. u. Ed. Roth. 234 fg. 252 fg. 338 fg.

10) Ags. *fäle* verkäuflich, eigen, lieb: J. Grimms Andr. u. Elene S. 144.

11) Tac. Germ. 24.

war, wurden Kriegsgefangene[1]) und versprengte Fremdlinge[2]) wie zu Leibeigenen so zum Kauf- und Handelsgute gemacht. Und so geschah es, dass Germanen durch Germanen selbst bis in die Knechtschaft der Römer gelangten[3]). Da gab es germanische Sclaven in gröster Anzahl schon zu einer Zeit, wo deren durch Sieg und Eroberung die Römer noch nicht so viele hatten erbeuten können[4]). In dem letzten und gefährlichsten Sclavenkriege, dem des Jahres 71 v. Chr., kämpfte M. Crassus mit einem Heereshaufen, der blos aus Galliern und Germanen bestand, und ihrer 35000 wurden niedergemetzelt[5]). Auch das Christenthum, da es zu den Germanen kam, machte diesem Sclavenhandel noch kein Ende: die Glaubensboten waren in ihrer Heimat selbst keines anderen Verfahrens gewohnt; das einzige was sie forderten und erlangten war dass die Bekehrten keine Sclaven mehr an Heiden und gar zu heidnischen Menschenopfern verkaufen sollten[6]). Wie aber heut in der Sclaverei der Neger mit Recht eine göttliche Führung erkannt und gepriesen wird. welche so diesen Armen den Weg zu der höheren Freiheit des Christenthumes eröffnet: eben solch eine Führung tritt uns schon

1) Ann. 2, 24; mit einbegriffen in das *quae bello ceperint* Cäsars B. G. 4, 2. Paul. Diac. 1, 1.

2) Die Ampsivarier *errore longo, hospites, egeni, hostes, in alieno, quod iuventutis erat, caeduntur; imbellis aetas in praedam divisa est:* Tac. Ann. 13, 56; die indischen Kaufleute Pomp. Mela 3, 5. Plin. H. N. 2, 67. Späterer Ueberrest dieses Verhaltens gegen Fremdlinge das Wildfangsrecht (J. Grimms Rechtsalterth. 399), *droit d'aubaine:* ein Wort, welches schwerlich von *advena* kommt (du Cange v. *albani),* eher vom ahd. *elibenzo.* [Grimm, Wb. 1. 204 f.]

3) Vgl. S. 84, Anm. 2. Der Codex 4, 63, 2 verbietet den Barbaren Gold für die Sclaven zu geben.

4) [Die Tausende germanischer Sclaven in Rom, als Alarich es belagerte: Aschbach Westg. 83 ff.]

5) Livius epit. 97.

6) *Et ut mancipia christiana paganis non tradantur:* Karlmanns capitulare Liftinense v. 743 (Pertz Mon. Germ. hist. 3, 18). Auch in England verboten: Kembles Sachsen in England 1, 174. *Dixisti, quod quidam ex fidelibus ad immolandum paganis sua venundent mancipia. — nec sinas fieri ultra:* P. Gregorius in Bonif. ep. 122. Sclaven zu solchem Zwecke kauften z. B. die Esthen: Adam v. Br. 4, 17. Sclaven sollen nicht an Heiden verkauft werden: Thietmar 6, 21. Weder an Heiden noch an Christen ausserhalb Landes: L. Alam. 37, 1. Sclaven von der Kirche selbst gekauft: ein Beispiel S. 57, Anm. 3.

vor beinahe 1300 Jahren in der Geschichte Englands entgegen[1]). Angelsächsische Jünglinge, die in Rom als Sclaven feilgeboten wurden, lenkten durch ihr englisches Aussehen (der Heilige selber konnte sich dem Wortspiel nicht entziehen)[2]) die Aufmerksamkeit Gregorius des Grossen auf sich: ihn erbarmte, dass solch ein Volk im Schatten des Unglaubens wandeln sollte, und von da an war ihm die Bekehrung der Angelsachsen ein mit Eifer betriebenes, mit Erfolgen gekröntes Werk.

Gehen wir von den Sclaven jetzt zu andren Waaren über. Schon vorher ist der schmückenden Sorgfalt gedacht worden, welche die Germanen des Binnenlandes auf ihre Pelzbekleidung wendeten, indem sie geringere Felle stückweis mit schöneren besetzten. Diese schöneren Felle kamen ihnen weit von den nordischen Küsten und vom Eismeer zu[3]), und nicht blos ihnen: von Schweden aus[4]) giengen die glänzend dunklen Zobelfelle durch all die vielen germanischen Völker hindurch bis zu den Römern[5]).

Endlich noch zwei Dinge, die nicht so wie der schönste Pelz voraus zur Bekleidung, die lediglich zum Schmuck, besonders also dem weiblichen Geschlechte dienten, und das wiederum auch

---

1) Beda Hist. eccl. 2, 1.

2) *Rursus interrogavit, quod esset vocabulum gentis illius. Responsum est, quod Angli vocarentur. At ille 'bene' inquit: 'nam et angelicam habent faciem et tales angelorum in caelis decet esse cohaeredes':* Beda.

3) Tac. Germ. 17. Unter den *maculis pellibusque beluarum, quas exterior oceanus atque ignotum mare gignit*, mögen auch Fischhäute gewesen sein, wie deren als Kleiderfutter und mond- und sternenförmig in Pelzwerk eingesetzt noch das Nibelungenlied 354 und Wolfram und Wirnt u. A. kennen: Parziv. 570, 2. Beneckes Wigalois S. 441 fg. Dietleib 1156. Vergl. Lanz. 4838.

4) Ad. Brem. 4, 21. [*von der Riuzen lande:* Beafl. 41, 19.] Schweden aber, da die Heimat des Thieres noch mehr im Norden und Nordosten ist, bezeichnet nur ebenso den äussersten bekannten Vermittelungspunkt des Zobelhandels wie in Athis und Prophilias D 149 Russland und im Erec 2002. 2006 *Conaelant, Conne,* dem Zusammenhange und dem Wortlaut nach allerdings Iconium, wahrscheinlich aber nur ein Misverständnis für *Konelant* d. h. *Quenolant,* Finnland (die Deutschen von Zeuss 687), eben wie im Lanzelet 8866 *Cûnis,* wobei der Dichter gar an Cumae und die cumische Sibylle denkt. Aehnlich zu erklärende Namenangaben nachher beim Bernstein: S. 75, Anm. 6. 9.

5) Jornandes 3. Seehundsfell den Römern das kostbarste Pelzwerk:

ausserhalb Germaniens und theilweis da noch reichlicher als in Germanien selbst. Zwar was hie und da von germanischen Edelsteinen berichtet wird, die in ihrer Art noch kostbarer als die arabischen sollen gewesen sein[1]), mag als einfacher Irrthum auf einer Verwechselung der Namen *Germania* und *Carmania* beruhen[2]): dafür aber scheint unzweifelhaft, dass mit den Perlen Griechenland wie Rom zuerst von Germanien her ist bekannt geworden. Eingeständlich war *margarita*, der griechisch-lateinische Name dieser thierischen Steinbildung, weder ein griechiches noch ein lateinisches, sondern ein barbarisches Wort[3]). Fast buchstäblich aber hiezu stimmend heisst eine Perle im Althochdeutschen *marigrioz*, im Angelsächsischen *meregreot*, eigentlich s. v. a. Meersand, Meerkies[4]). Das deutet auf Perlenfischerei im Meere und zwar, da Nord- und Ostsee keine Perlenbänke enthalten, in jenem wärmeren Meere, das die Urheimat des germanischen Volks bespült: der Name muss, noch ehe die Germanen in Europa eingewandert, in Asien entstanden sein. Dagegen hat Deutschland in mehr als einem Fluss und Bache Baierns, Sachsens und Böhmens Süsswasserperlen[5]): solche denn zuerst mag der Handel den Völkern Südeuropas und mit solchen die altgermanische Benennung zugeführt haben. Nachgemachte Perlen, Perlen aus Glasfluss, aus Metall und gefärbtem Thon, sind ein häufiger von geöffneten Germanengräbern dargebotener Fund[6]).

Berichte der Gesellsch. d. Wissensch. zu Leipzig, phil.-hist. Classe, 1852, 241. 249.

1) Sudines bei Plin. H. N. 36, 12 und Solinus 23.

2) Den germanischen Onyx des Sudines berichtigt stillschweigends Plinius selber so a. a. O.; für die Callais und die Ceraunia des Solinus nennt er 37, 33. 48 und 51 ebenfalls Carmania als Heimatland. Isidorus origg. 16, 7 *Callaica — Germania*; aber 16, 13 auch *Cerauniorum — Carmania*.

3) *Nomen unionum — apud Graecos non est, ne apud barbaros quidem inventores eius aliud quam margaritae:* Plin. H. N. 9, 56.

4) J. Grimms Mythol. 1169. Gesch. d. d. Sprache 1, 233. *Perle*, ahd. *perula, perala*, altn. *perla*, ags. *pearl* scheint aus *sperula* d. h. *sphaerula* (Ruodlieb 3, 366) entstanden: vgl. altfr. Lieder und Leiche 133. [Anders Diez Wb. der rom. Spr. 1. 1869 S. 312 fg.]

5) *Denn in Teutschladt viel wasser sindt darinn man goldt und perlen findt:* Waldis Esop 4, 38.

6) Klemms Handb. d. germ. Alterthumskunde 66 fg. Dessen Culturgeschichte 9, 13 fg. Dänemarks Vorzeit v. Worsaae 45. Vgl. S. 73, Anm. 5.

Der Hauptgegenstand jedoch, dessen wir hier gedenken müssen, ein Gegenstand des Kaufes durch ganz Germanien und des Handels noch weit über Germanien hinaus war der Bernstein, jenes Baumharz einer früheren Welt, das an den preussischen Küsten die Ostsee auswirft, dem Naturforscher ein noch nicht ganz gelöstes Räthsel, dem Forscher der vaterländischen Geschichte schon deshalb wichtig, weil ihm die frühesten Nachrichten über germanische Dinge verdankt werden: denn um des Bernsteins willen hat Pytheas, ein Handelsmann aus Massilia, bei der Umschiffung Europas, die er im vierten Jahrhundert vor Chr. unternommen und nach der Rückkehr selbst beschrieben hat, auch die Ostsee und deren Anwohner aufgesucht. Als den Ort, woher der Bernstein komme, nennt er Abalus, ein Eiland unweit der von den Guttonen bewohnten Uferniederung Mentonomon[1]); andre, spätere, wo sie nicht gar aus den Grenzen der Ostsee und des Nordens überhaupt und in Unklarheit und Fabel sich verlieren, ein Eiland Basilia[2]) oder Rannonia[3]) oder Osericta[4]) oder Actania[5]) oder Austravia[6]) und das Volk der Aestier oder Haester[7]); als den Namen aber, welchen der Bernstein selbst bei den ihn sammelnden Germanen trage, geben übereinstimmend mehrere *glesum* oder *glessum* an[8]), sichtlich mit nahe liegender Begriffsveränderung zu unserm Worte *glas* gehörig[9]): davon hiess

1) Plin. H. N. 37, 11, 1.

2) Timäus bei Plin. a. a. O. Diodor 5, 23; vgl. Plin. 4, 27 *Baltiam — eandem Pytheas Basiliam nominat.*

3) Plin. 4. 27; vgl. die Deutschen von Zeuss 269.

4) Mithridates bei Plinius 37, 11, 1.

5) Plin. 4, 27. Wohl zu bessern *Actaria:* vgl. die folg. Anm. und S. 73, Anm. 4.

6) Plin. 37, 11. 2. Dieser Name am ungezwungensten unter all den obigen germanisch auszudeuten: J. Grimms Gesch. d. d. Spr. 2, 718; entstellt *Austrania* Plin. 4, 27.

7) *Aestii* Tac. Germ. 45. *Haesti* Cassiod. var. ep. 5, 2. Ob auch, in der geänderten Form 'Ωστιαῖοι, schon Pytheas? Weder die Anführungen bei Strabo 1, 4. 3 u. 5 u. 4. 4, 1 noch die bei Stephanus von Byzanz v. 'Ωστίωνες zeigen den Namen der Ostiäer in Beziehung auf den Bernstein, und die neuesten Herausgeber Strabos schreiben, was von jenen lateinischen Formen noch weiter abliegt, 'Ωστίμιοι. Vgl. J. Grimm. a. a. O.

8) Plin. H. N. 37, 11, 2. Tac. Germ. 45. Solinus 23.

9) Alts. *gles* vitrum: Diut. 2, 194a. Ags. *gläs* glas, *glære* Bernstein; auch das lat. *glarea* wird man herbeiziehen dürfen. [Wigal. 26, 21: des

bei den Römern jene Insel Austravia auch *Glessaria*[1]). Die Scythen sollen *sacrium* gesagt haben[2]): auch das aber ist germanisch, *succari* im Althochdeutschen s. v. a. Feuer[3]), ein Ausdruck also ähnlich unserm *bernstein* d. h. Brennstein. Einzig an einer nur kurzen Uferstrecke gewonnen, zeigt sich dieser durch seine Anziehungskraft[4]), durch Farbe und Glanz und Wohlgeruch anmuthende Stoff dennoch unter alle Völker Germaniens ausgebreitet: bald hie, bald da sind in aufgethanen Gräbern Hals- und Brustgehänge von rohen oder zu Perlen gestalteten Bernsteinstücken[5]) und sind zuweilen auch Waffen und Geräthe, klein und zierlich

---

tages *glôst* er als ein *glas*. 120, 10: diu mûre *glast* alsam ein *glas*. Vgl. 169. 25. 182, 8. 206, 15.]

1) Plin. H. N. 4, 27. 37, 11, 2. u. Solinus a. a. O.

2) Plin. 37, 11, 1.

3) Graffs Sprachsch. 6, 148 fg.

4) Bei Plinius 4, 27 die Bernsteininsel *Actania* oder *Actaria* (S. 72, Anm. 5). Mit demselben ersten Bestandtheile (schon auch Solinus bei seinem *gagates* Cp. 25 hat das Wort im Sinne gehabt) heisst der Bernstein mhd. u. nhd. *agtstein:* Frisch 1, 14. Abr. a SClara 1, 24. 176. *agstein:* Frisch 1, 15. *acstein:* Wigal. 182, 6. *aidstein:* Frisch 1, 14. *aistein:* altd. Mus. 1, 299; letztere Formen mögen dem ethymologisch dunkeln Ausdruck eine Beziehung auf *eiten* d. h. brennen geben, *achstein* (Handschr. des Wigal.) auf *aha* Wasser, *augstain* (Wigal.; altd. Mus. 2, 114 = 143; Hätzl. 207a; Frisch 1, 15) auf das Auge. Die gemeinsame Eigenschaft des Anziehens ist jedoch Anlass gewesen den Namen auf den Magnet, mit welchem die Deutschen erst später bekannt geworden, zu übertragen: schon im ahd. *agatstein, agadstein, agistein* (Graffs Sprachsch. 6, 687); mhd. wieder *agetstein, agtstein, agstein, eitstein:* H. Ernst vdHag. XII fg. altd. Mus. 1, 298 fg. Goldne Schmiede 746. Minne lêre 709. 1733. Müller 3, XXI a. *achstain* Ottoc. 155b. 166a. Darf die Sage vom Magnetberge (vdHag. a. a. O.) aus Ueberlieferungen von einer nordischen Bernsteininsel und zugleich solcher Vermengung des Bernsteins und des Magnetes hergeleitet werden? — In dem Kunstbuche der Strassburger Hdschr. A. VI. 19 (15. Jahrh.) Bl. 176b. 177a. zwei Anweisungen, einen *agstein* zu machen, *der alle ding tut als ein ander agstein — und da us mag man tregen pater noster ring — hie us mag man messer hefftin machen — und wenne* (so) *in ribet so hebt er uff ein helmelin;* wiederholentlich *agstein*, einmal *ögstein* geschrieben. — *nadelstein magnes* Graff 6, 688.

5) Nachweisungen oben S. 71, Anm. 6. [In dem Antiquarium der Residenz zu München ein Halsgehänge von anwachsend immer grösseren Bernsteinstücken (das grösste, zumittelst, wohl 2 Zoll dick), gefunden in einem Grab bei dem Dorfe Harting 1804.] 'Darum stimmt das finn. *merikiwi*, est. *mer-*

in Bernstein nachgebildet[1]), gefunden worden, Nachbildungen, welche vielleicht nur die gewohnte Waffenbeigabe dauerhafter gegen Rost und Fäulnis ersetzen sollten[2]), vielleicht auch Amulete der Lebenden gewesen[3]). Aber der Vertrieb und Verbrauch war nicht auf Germanien eingeschränkt: auch die Griechen Homers[4]), auch die Syrier[5]) und Aegypter und wohl auch schon die Israeliten der Bücher Mose hatten das nordische Schmuck- und Räucherwerk; die Aegypter nannten es *sacal*[6]), die Hebräer *schechelet*[7]), beides Umgestaltungen jenes scythisch-germanischen Wortes *saccari*. Namentlich aber ward der Bernstein, das *sucinum*, wie auf demselben Grunde die Römer sagten[8]), durch ganz Italien hin verwendet, massenweise, da nicht blos edle Frauen, sondern auch Bauernweiber (sie treiben heut noch diese Liebhaberei) sich damit schmückten[9]) und mit der Putzsucht noch der Aberglaube, der den Kindern Amulete von Bernstein gab[10]), und die Kunst der Aerzte wetteiferte, die gegen Uebel aller Art Bernstein verschrieb[11]). Theodorich dem Grossen, der ein germanischer König über Italien war, konnte es so nur doppelt will-

---

rekiwei d. i. Meerstein, obschon Bernstein ausdrückend, wieder zu *marigrioz'*: J. Grimm Gesch. d. d. Spr. 1, 233.

1) Leitfaden z. nord. Alterthumskunde 44. 86. Dänemarks Vorzeit v. Worsaae 16.

2) Vgl. was oben S. 44. Anm. 1 über die Steinwaffen vermuthet worden.

3) Wie in Italien unten Anm. 8. Daraus würde sich die noch spät vorkommende Benennung *zoberstein* d. h. Zauberstein (Frisch 2, 480) sowie etwa in einer Dichtung des Strickers der hohe Preis des Steins erklären, der *den halm ûf haben kan* (Hahn 11, 113). Indessen auch der *calcedonius — wirt er von der sunnen warm, pistrîchet in vinger oder arm, sô hevet er ûf werde den halem von der erde:* Diemers Gedichte d. 11. u. 12. Jh. 365, 16.

4) Buttmann im Mythologus 2, 337 fgg.

5) 6) Plin. H. N. 37, 11, 1.

7) Exod. 30, 34.

8) Plinius freilich 27, 11, 2 und nach ihm Solinus 23 u. Isid. origg. 16, 8 deuten den Namen auf *sucus* aus: *arboris sucum esse prisci nostri credidere, ob id sucinum appellantes.* [Mart. Cap. ahd. S. 55 Graff. Gl. Jun. 392 sq. Metallgefässe mit Bernstein verziert: Beckers Gallus 2, 1849, S. 274. Aus Bernstein falsche Edelsteine: Plin. 37, 12.]

9) Plin. 37, 11 u. 12. Isid. 16, 8.

10) Plin. 37, 12.

11) Plin. 37, 11, 2 u. 12. Solin. 23. Hattemer 1, 414.

kommen sein, dass ihn einst die Haester mit einem Geschenk an Bernstein ehrten[1]).

So denn war der Handel mit Bernstein der wichtigste Handelszweig des germanischen Zeitalters und war, auch abgesehen von jeder Vergleichung, wichtig. Es hatten für den weithin sich erstreckenden Vertrieb desselben drei eigene Handelsstrassen sich gebildet[2]), bestimmte Richtungen, in denen die Kaufleute gewohnt waren ihn den Germanen des inneren und des entfernteren Landes und den ausländischen Völkern zuzuführen. Die eine[3]) lief südwärts, indem sie bei Carnuntum die Donau überschritt, dem adriatischen Meer und Italien zu. Hier war die alte Grenze der italischen und überhaupt der südländischen Welt und Weltanschauung, der Po, der Eridanus: daher die Sage, welche den Bernstein am Eridanus selbst entstehen liess[4]), aus Thränen, welche die in Pappeln verwandelten Heliaden über den Sturz ihres Bruders Phaethon weinten[5]). Auf den Bernstein, den man auch am Ufer Siciliens findet, hat mithin das italische Alterthum noch nicht geachtet: ihm kam dieser Stoff noch lediglich von Norden her. Eine zweite Strasse wendete sich südwestlich: sie brachte den Bernstein zuerst den s. g. Teutonen[6]) oder auch zu Schiff nach der cimbrischen Halbinsel[7]), dann quer durch das germanische und gallische Festland an die Mündungen der Rhone[8]), nach Massilia also, dem Heimatsorte jenes Pytheas. Eine dritte endlich, dem Südosten zugewendet, folgte dem Borysthenes an das schwarze Meer[9]): auf ihr wurden Griechenland und Asien

1) Cassiodor var. epist. 5, 2.

2) Fischers Gesch. d. teutschen Handels 1, 188 fg.

3) Plin. H. N. 37, 11, 2. Solin. 23.

4) Herod. 3, 115, wo die Sage sich bereits mit der genaueren Kunde mischt.

5) Diod. 5, 23. Strabo 5, 1, 9. Ovid. met. 2, 340 fgg. u. a. Die Ausdeutung der Sage bei Plin. 37, 11, 2 und nach ihm bei Solinus 23; vgl. S. 70, Anm. 4.

6) Pytheas bei Plin. 37, 11, 1.

7) Κομίζεται δὲ ὑπὸ τῶν ἐγχωρίων πρὸς τὴν ἀντιπέραν ἤπειρον: Diod. 5, 23. Schleswig der alte Haupthafen des Ostseehandels: Adam v. Bremen 4, 1.

8) Diod. 5, 22. 23. Vermengungen des Rhodanus und des Eridanus: Plin. H. N. 37, 11, 1.

9) An der Mündung des Borysthenes gleichfalls ein Entstehungsort des Bernsteins angenommen: Dionys. perieg. 316 fg.; vgl. Bernhardys An-

gesucht, Griechenland, das allen Bernstein aus dem Norden, die grössere Menge jedoch, wie die Fabel vom Eridanus und den Heliaden zeigt, durch Italien erhielt, und Asien, in welchem bei weiterem Vorwärtsdringen der nordische Bernstein mit dem aus Indien[1]) zusammentraf.

Auf diesen Handelsstrassen also sind germanische Kaufleute wenigstens bis an die Grenze, bis Carnuntum z. B., wo Pannonien begann, gewandert; es versteht sich von selbst. dass ihnen dabei der Bernstein, wennschon der hauptsächliche, doch nicht der einzige Gegenstand wird gewesen sein, den sie den Landsleuten wie den Fremden jenseits zuführten, dass sie namentlich auch nordisches Pelzwerk und einst die Perlen ihrer Bäche auf eben diesen Strassen werden gebracht haben. Aber nicht sie allein, auch Fremde nutzten die gewiesenen Bahnen, römische Käufer zogen desselben Weges nordwärts um den Bernstein an den Fundorten und ausser ihm vielleicht auch noch andere Dinge selbst zu holen. Daher Spuren der Römer auf jener ganzen nach Italien führenden Strasse: römische Münzen, ja römische Begräbnisstätten und Begräbnisurnen in Schlesien[2]) und wiederum römische Münzen in Preussen und sonst den Küstenländern der Ostsee, namentlich aus der Zeit der Antonine und des Septimius Severus[3]), so dass um die Mitte und nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts der Handel besonders lebhaft muss gegangen sein. Ein Beispiel aus früherer Zeit[4]) kann uns zugleich anschaulich machen, wie massenhaft der doch nicht unkostbare Stoff in Rom ist verwendet und verschwendet worden. Für ein Fechterspiel K. Neros brachte ein Ritter, welcher deshalb eigens an die Handelsplätze und bis an die Ostsee gereist, solch einen Vorrath heim (es war darunter auch ein Stück von 13 Pfunden[5]),

---

merkung S. 597 fg. Der Dniepr auch eine mittelalterliche Handelsstrasse zwischen Ostsee und Morgenland: Fischer 1, 354.

1) Plin. 37, 11. Solin. 23.

2) Klemms Handbuch d. german. Alterthumskunde 142.

3) Leitfaden z. nord. Alterthumskunde 84. Dänemarks Vorzeit v. Worsaae 52.

4) Plin. H. N. 37, 11, 2.

5) Solins leichtfertiger Auszug Cp. 23 macht hieraus 13000 Pf. Bernstein, die ein germanischer König dem K. Nero zum Geschenk gesendet habe.

dass man die Netze rings um den weiten Kampfplatz her durch Bernsteinkugeln knüpfen, dass man die Waffen der Fechter und die Bahre der Erschlagenen und alle sonstige Zu- und Ausrüstung, so viel deren für einen ganzen Tag erforderlich war, mit Bernstein zieren konnte[1]).

Der Handelsverkehr der Völker pflegt nicht blos Kaufmannsgüter und vielleicht dem sittlich stärkeren Volk Unsitte und Verweichlichung, er pflegt auch dem minder Gebildeten einiges von den Geistesgütern seiner Handelsfreunde zu bringen. Solch einer Einwirkung können sich auch die Germanen nicht entzogen haben, und wenn nach der bisherigen Darstellung gewiss ist, dass bereits fünf bis sechs Jahrhunderte vor Chr. Bernstein aus dem germanischen Norden nach Griechenland und im vierten Jahrhundert zu den Griechen in Massilia gegangen, und wenn es durch andere Untersuchungen zu einer an Gewissheit grenzenden Wahrscheinlichkeit ist erhoben worden, dass die Runenschrift der germanischen Völker auf dem griechischen, dem dorisch-äolischen Alphabet beruhe und dass die Verpflanzung desselben etwa im fünften Jahrhundert müsse geschehen sein[2]), so verbinden sich diese zwei Thatsachen am besten und wie von selbst in der Erklärung, dass eben der Handel zwischen Germanien und Griechenland auch der Anlass für die Mittheilung der griechischen Schrift gewesen[3]). Denn in andre Berührungen, als die der Handel gab, kamen die zwei Völker nicht; der Handel aber, welcher Aufzeichnung von Zahlen und sonstige Unterstützung des Gedächtnisses durch Merkmale der Art verlangt, ist am ehesten geeignet einem Volke, das noch keine Schrift besitzt, den Gebrauch einer solchen zum Bedürfnis zu machen und die Einführung derselben von aussen her zu vermitteln. Nicht ohne Bedeutung ist Hermes zugleich der Gott des Handels und der Erfinder der Buchstaben. Ob nun die Germanen die Schrift sich geholt, ob griechische Kaufleute sie ihnen gebracht haben, das ist zuletzt gleichgültig: doch wird von Grabdenkmalen mit griechischer Inschrift an der

1) Oder, wenn man den Bericht des Plinius mit wörtlicher Genauigkeit nehmen dürfte, das alles gar aus Bernstein machen, *e sucino*.

2) Bäumleins Untersuchungen über die urspr. Beschaffenheit des griech. u. über die Entstehung d. gothischen Alphabets 8 fg. 108 fg.

3) [Griechische Schrift von den Galliern bei Rechnungen (privatis rationibus) gebraucht: Caes. B. G. 6, 14].

Grenze Rätiens und in fabelhafterer Weise von eben solch einem Altar zu Asciburgium berichtet[1]). Die Nachbarn der Germanen, die Gallier, besassen ein Alphabet, das in der gleichen Verwandtschaft zu dem griechischen stand[2]), und hier ist die Annahme altüblich, dass ihnen dasselbe durch die Bewohner der griechischen Handelsstadt Massilia zugekommen sei[3]).

Aber kehren wir auf unser eigentliches und auf ganz sicheres Gebiet zurück. Die vorher bezeichneten Handelsstrassen zogen sich hauptsächlich über das Festland, zum Theil aber auch durch Flüsse hinab[4]) und über die See: von der preussischen Küste ward mit Bernstein an die von Schleswig, es ward damit auf dem Dniepr und ebenso mit kostbarem Pelzwerk von Schweden aus an das diesseitige Land geschifft. Es gab auch eine Handelsschifffahrt, und nicht allein der unternehmende Muth der Fremden wagte sie, wie dort des Pytheas von Marseille: sie war, wennschon einstweilen nur noch innerhalb enger Grenzen sich hin und her bewegend, ebensowohl die Sache der Einheimischen selbst, in Scandinavien wie in Deutschland.

Seehandel also: eine Beschäftigung mehr und eine friedliche Beschäftigung für die germanische Schifffahrt. Denn der Handel rief dieselbe nicht zuerst ins Leben, und sie diente auch nicht ihm allein: noch öfter und weiter hinaus greifend wurden zur See jetzt kriegerische Fahrten unternommen. Auch das aber war eine Vorschule und ein frühzeitiges Vorbild dessen, was die Völker

---

1) Tac. Germ. 3; vgl. Solin. 25 *Ulixem Calidoniae appulsum manifestat ara Graecis litteris inscripta voto.*

2) Cäsars Angabe, dass sie des griechischen Alphabetes selbst sich bedient hätten (B. G. 1. 29 u. 6, 14). wird durch die Münzen und durch seine eigene Erzählung B. G. 5, 48 berichtigt: er schrieb einen Brief mit griechischen Buchstaben, damit die Gallier, wenn sie denselben auch auffiengen, ihn doch nicht lesen könnten. [Celtisches Alphabet: Paulys Realencyclop. 3, 621. Gallische Münze mit griech. Schrift: Mittheil. d. antiqu. Gesellsch. in Zürich 7, 234. 238. 242; mit nordetruskischer (nach Mommsen): ebd. 229. 250 fg. 255; mit lateinischer: ebd. 238. Gallische Steininschrift in griech. Buchstaben: ebd. 240. — Die Graecae litterae Bell. Gall. 5, 48 könnten auch s. v. a. sermo Graecus, lingua Graeca sein: ebenso Latinis litteris bei Cic. Tusc. 1, 1].

3) Vgl. was Strabo 4, 1, 5 und Justinus 43, 4 über den bildenden Einfluss Massilias auf die Gallier sagen.

4) Handelsschifffahrt auf der Donau: Kurz 4.

germanischen Stammes auch im Seehandel einst noch werden sollten[1]). Dieses vorwärts deutenden geschichtlichen Bezuges wegen erscheint es angemessen, schliesslich noch mit einigen Worten bei der Schifffahrt der Germanen zu verweilen.

Die Schifffahrt der Germanen ist so alt als deren Leben auf dem Boden Deutschlands, oder vielmehr, sie ist noch älter, ist demselben vorangegangen und reicht somit in unvordenkliche, vorgeschichtliche Zeiten zurück. Nach Scandinavien, wo sie von Asien her zuerst sich niederliessen, mochten sie ganz zu Lande gelangt sein: der weitere Zug nach Deutschland konnte nur über die See geschehn. So zeigen uns denn die Geschichtsanfänge mehr als eines germanischen Volkes das nordische Meer durchschnitten von Schiffen der Germanen[2]), und die Scandinavier und die Küstenanwohner Norddeutschlands sind von da an stets, sind wie in unsern späten so schon in den frühesten Tagen kühn und rüstig auch zur See gewesen und in die See hinausgetrieben worden von der zuversichtlichen Ahnung, dass jenseits dieser Wasserwüste und dieser Wogengebirge erst recht eine Welt der Wunder, des Reichthums und der Herrschaft sich eröffne. Und die Ahnung muste zur Gewissheit erhoben werden durch Ereignisse wie jenes wiederholentlich erzählte, dass einstmals indische Kaufleute aus ihrem Ocean bis nach Germanien seien verschlagen worden[3]), durch die Behringsstrasse also, die sie unfreiwillig entdeckten, und das Eismeer des Nordpols. In die offene See hinaus herrschten mit ihren Flotten die Suionen, Bluts- und Namensvorfahren der heutigen Schweden; die Schiffe waren ohne Segel, blos Ruderschiffe, und zur bequemeren Fahrt zwischen Klippenengen so gebaut, dass jedes der beiden Enden ein Vordertheil war und zum Anlaufen und Anlanden diente und dass nach Umständen abwechselnd so links wie rechts allein konnte gerudert werden[4]). Sogar auf Flüssen rüsteten germanische Völker gelegentlich Kriegsflotten aus und stellten auch so, die Bataver an der Maasmün-

---

1) K. Biörn mit dem Beinamen Kaupmadr: Haralds Saga ens hårfagra Cap. 38.

2) Litt. Gesch. § 1. 4.

3) Pomp. Mela 3, 5. Plin. H. N. 2, 67.

4) Tac. Germ. 44. *Est apud illos et opibus honos:* Reichthümer durch Handel oder Raub oder Beides.

dung[1]), die Bructerer auf der Ems[2]), ihren Feinden den Römern sich entgegen. Und doch pflegten die Flussschiffe nicht gerade mit Kunst gebaut, es pflegten nur roh ausgehölte Baumstämme[3]), Stämme namentlich der Esche[4]) zu sein, und anstatt der Segel musten sich dort die Bataver mehr schön als gut mit ihren bunten Mäntelchen behelfen. Aber in eben solchen Schiffen (sie waren um so fester und konnten bis auf dreissig und vierzig Menschen fassen)[5]) getrauten sich Meeranwohner auch kühn in das Meer hinaus auf Kriegs- und Raubzüge: so die Chauken unter Gannascus um längs der Küste Galliens von dem reichen und unkriegerischen Volk Beute zu machen[6]). Wohl ein Wagnis: indes die Germanen alle waren auch gute Schwimmer[7]), die Chauken ein Fischervolk und selbst halb Fische[8]), und ein noch grösseres bestanden die Alamannen, die einst, da zur Flucht ihnen Schiffe mangelten, auf ihren freilich grossen Schilden über den Rhein setzten[9]).

---

1) Mit eroberten römischen und mit zahlreichen eigenen Schiffen: Tac. Hist. 5, 23.

2) Strabo 7, 1, 3.

3) Vell. Paterc. 2, 107. In einer von Lipsius zu Tac. Hist. 5, 23 angeführten Stelle des lateinischen Hegesippus *itaque (Rhenus) iam non copolis Germanorum repletur:* Glossen bei Du Cange erklären *coupulus* (das von *caupo* stammen mag) mit *lignum cavatum.* Zu vergleichen alts. *stamn:* Hel. 89, 14. 90, 10. 91, 4; ahd. *holecha,* ags. *hulce* Ruderschiff, von *hol:* J. Grimms Gramm. 3, 436; altn. *barkr,* fr. *barque* lässt sich mit *börkr* zusammenstellen [über barca Diez Wb. d. rom. Spr. 1, 1869 S. 53]: ein noch leichteres, nur aus Rinde gebildetes Schiff. Baumschiffe der Gallier Liv. 21, 26; *trabariae, caudicae* Isid. origg. 19. 1.

4) Daher das Schiff selbst L. Sal. 21, 4 *ascus,* altn. *askr,* ags. *äsc;* vgl. S. 83, Anm. 9. Die *alni* Claudians de IV cons. Honor. 625 scheinen blos dichterisch.

5) *Germaniae praedones singulis arboribus cavatis navigant, quarum quaedam et triginta homines ferunt:* Plin. H. N. 16, 76, 2. *tricenos quadragenosque:* Tac. Hist. 5, 23. Auch die Bemannung der Schiffe, auf denen die Ansiedler nach Island kamen, pflegte dreissig Köpfe zu betragen: Leo in Raumers histor. Taschenbuch 1835, S. 403 fg.

6) Tac. Ann. 11, 18.

7) Pomp. Mela 3, 3. Herodian 7, 2; vgl. Cäs. B. G. 4. 1. 6, 21.

8) Plin. H. N. 16, 1. Sie mochten ihre Schiffe aus den benachbarten grossen Eichwaldungen holen, von denen Plin. 16, 2. In der eddischen Sprache auch *eikja* s. v. a. Schiff. [Vgl. *ainbaum* Schmeller 1, 66].

9) Amm. Marcell. 16, 12; vgl. den Alpenniedergang der Cimbern auf

Es sind aber Schiffe jener einfachsten Urgestalt, Baumschiffe, auch ausserhalb der wirklichen Fahrt blos sinnbildlich gebraucht worden[1]). Das Heidenthum der Germanen dachte sich gleich dem noch anderer Völker eine Schifffahrt der Gestorbenen in das Jenseits[2]): daher Steinsärge in Form von Schiffen[3]); daher die s. g. Schiffsetzungen des Nordens, Steine um eine Begräbnisstätte zu bezeichnen so neben einander aufgestellt, dass sie den Umriss eines von oben gesehenen Schiffes bilden[4]); daher endlich bei den Franken[5]) und in einem Grabhügel unweit Apenrade[6]) und in den Alamannengräbern von Oberflacht jene Särge, von denen her noch heut im alamannischen Lande jeder Sarg ein Todtenbaum heisst, gehölte Bäume, wie sie zugleich als Schiffe gedient haben[7]).

Raubzüge zur See gleich denen des Gannascus erzählt fortan die weitere Geschichte des endenden Alterthums und des beginnenden Mittelalters genug, Raubzüge, die immer häufiger und

---

Schilden: Plut. Mar. 23. Angelsächsische Sagen erzählen von einem Sceaf, der als Kind auf einem steuerlosen Schiff an die Küste getrieben wird (J. Grimms Mythol. 1835, Anh. XVII fg. 1844. 343); der Eingang des Beovulf nennt statt dessen Scild, den Sohn des Sceaf: war der Held nach älterer Darstellung auf einem Schilde statt des Schiffs gekommen?

1) Signum in modum liburnae figuratum: Tac. Germ. 9.

2) Mythol. 790 fgg. Haupts Zeitschr. 6, 191. Faehrgeld im Munde: Haupt Ztschr. 6. 290. Todte in Schiffen auf das Meer, ebenso zum Tod verurtheilte: Rechtsalt. 701. Beovulf Eingang. Wasserhölle: Haupt 9, 175 fg. Relief K. Dagoberts (um 1250) in der Vorhalle von S. Denis zu Paris (Stark, Städteleben in Frkrch. 326): drei Teufel wollen Dagoberts Seele zu Schiffe entführen.

3) J. Grimm über das Verbrennen der Leichen 52.

4) Leitfaden z. nord. Alterthumskunde 34. Dänemarks Vorzeit von Worsaae 87. Vgl. die aus Stein erbauten griechischen Weiheschiffe bei Procop B. Gotth. 4, 22.

5) *Arborem — praecipit excavari — ibique puellam ut mortuam componens:* Greg. Tur. 5, 3.

6) Worsaae 77. Die Sagen des Nordens erzählen öfters auch von Bestattungen in gezimmerten Schiffen; in den Gräbern selbst ist noch nichts der Art zu Tage gekommen: Leitfaden 31. Worsaae 81. Es scheint, dass man in der Wirklichkeit die alterthümlichere Form des heiligen Gebrauches festgehalten. Leichen und Schiffe mit einander verbrannt: J. Grimm a. a. O. 51.

7) [Die Todtenbäume von Oberflacht sind aber nicht schiffförmig, sondern behalten die Rundform eines nur in Sarg und Deckel gespaltenen Baumes].

aus denen zuletzt noch Eroberungen werden, der Franken[1]), der Sachsen[2]), der Gothen[3]), der Nordmannen. Einige Zeit hindurch und theilweis mag dabei das Schiffwesen ärmlich und einfach wie vordem geblieben sein: noch im fünften, noch im siebenten Jahrhundert werden uns die Schiffe der Sachsen als Boote von Ruthengeflecht mit Fellen umnäht geschildert[4]), und eben dieselben, da sie Britannien in Besitz nahmen, sind der Sage zufolge nur mit drei Schiffen gelandet[5]). Doch aber sollen sie und sollen die Franken schon zu Ende des dritten Jahrhunderts durch den Verrath des Carausius sich die höhere Schifffahrtskunde der römischen Vertheidigungsflotten angeeignet haben[6]), und wiederum eine Sage oder romanhafte Ausschmückung[7]) lässt im sechsten die Angeln von Britannien aus, geführt von ihrer jungfräulichen Königin, auf 400 Schiffen gegen die Varner ziehn: die Schiffe hatten keine Segel, aber mehr als 100000 Krieger sassen darauf und ruderten selbst, da anderes Schiffsvolk nicht mit aufgenommen war[8]). Unzweifelhaft solchen verwirrenden Widersprüchen gegenüber ist die vollkommnere Zu- und Ausrüstung der Schiffe, mit denen, da Franken und Sachsen zur Ruhe gekommen, nun

1) Nazarii panegyr. Constantino 17 *Franci ipsi praeter ceteros truces, quorum vis — ultra ipsum oceanum aestu furoris evecta Hispaniarum etiam oras armis infestus habebat.* Franken durch Spanien nach Africa unter Gallienus (253—268): Aurel. Victor.

2) Schilderung der sächsischen Seeräuber bei Sidonius Apoll. ep. 8, 6. Sachsenland in Gallien: Kembles Sachsen in England 1, 8. *Saxonum gens — praestans caeteris piraticis:* Isid. 9, 2, 100. Inseln der Sachsen Greg. Tur. 2, 19. Löbell 548.

3) Zosim. 1. 31—46. Aschbach Gesch. der Westgothen 9 fgg. Manso 3 fgg.

4) Sidon. Apoll. carm. 7, 370. Isid. origg. 19, 1; vgl. die Lederschiffe der Spanier bei Strabo 3, 3, 7.

5) *Tribus longis navibus:* Beda Hist. eccl. 1, 15. Drei Schiffe wie in der Seewanderung der Gothen Jorn. 17. Haupts Zeitschr. 6, 256: eine Vergleichung, die auch Kemble 1, 18 anbringt.

6) *Iis omnibus ad munia nautica flagitii illius auctoris magisterio eruditis:* Eumenii panegyr. Constantio 12. Wie derselbe früher die Raubzüge der Franken und der Sachsen aus Habsucht nicht gehindert, davon Eutrop. 9, 13.

7) Procop. B. Gotth. 4, 20.

8) Vgl. *quorum quot remiges videris, totidem te cernere putes archipiratas: ita simul omnes imperant, parent, docent, discunt, latrocinari:* Sidon. Apoll. ep. 8, 6.

die Nordmannen das Meer betraten, unzweifelhaft durch die Schilderungen zumal der Edda und schon aus dem, was uns die Sprache lehrt[1]): mochten sie auch gleich den Deutschen des Oberlandes noch keine metallenen Anker haben, sondern Steine dafür brauchen[2]), sie hatten Segel (die Maste wurden selbst in den Steinsetzungen der Gräber nachgebildet)[3]) und wohlgefügtes Holzwerk des Kieles und der Planken; Schnitzarbeit, die den Schnabel zierte, gab dem Ganzen eine ungefähre Thiergestalt[4]), und wirklich ward auch von dem Schiffe wie von einem Thier gesprochen[5]) und wie einem Thiere, das dem Menschen zahm und vertraut ist, ihm gern ein Eigenname beigelegt[6]). Da ziemte schon allein um des Schiffes willen zum Schutz gegen Stürme der Segensspruch eingegrabener Runen[7]). Auf diesen Schutz und auf seine Kraft und auf die mitgenommenen Raben vertrauend, die als Compass dienten[8]), scheute der Nordmann auch die offene See nicht. Wenn gleichwohl die Deutschen noch gegen das Jahr 1100 die Seeräuber des Nordens *ascomanne* nannten[9]), so war das ebensolch ein Rückgriff aus der Wirklichkeit in längst abgethane frühere Zustände, wie ein Jahrhundert nachher ein Vorgriff geübt und in die alten Schiffersagen von Hilde und Ku-

1) J. Grimms Gramm. 3, 435 fgg.

2) Historisch-antiq. Mittheilungen. Kopenh. 1835, S. 83 fg.; ahd. *senchilstein* Anker: Graffs Sprachsch. 6, 689. Haupts Zeitschr. 3, 369.

3) Vgl. die Stellen S. 81, Anm. 4.

4) Haupts Ztschr. 10, 221.

5) Am beliebtesten die Vergleichung mit einem Pferde, z. B. Helgakvida 1, 29. Sigurdarkvida 2, 16. [Erec 1438 von einem Pferde: ez gienc vil dràte über velt schône sam ein schef enzelt]. Vgl. Od. 4, 709 und bei Strabo 2, 3, 4 die mit einem Pferdebild bezeichneten und auch Pferde geheissenen Schiffe der Gaditaner. [Es wird erzählt, dass diese Zurufe so auf das Schiff Ellide wirkten, als wenn es die menschliche Sprache verstanden hätte: Fridthiofs Saga Cap. 6].

6) J. Grimms Gramm. 3, 434 fg.

7) Sigrdrífu mál 10.

8) Leo in Raumers hist. Taschenbuch 1835, S. 388 fg.

9) *Aurum ibi* (Seland) *plurimum, quod raptu congeritur pyratico. Ipsi enim pyratae, quos illi Wichingos appellant, nostri Ascomannos, regi Danico tributum solvunt, ut liceat eis praedam exercere a barbaris, qui circa hoc mare plurimi habundant:* Adam v. Br. 4, 6. Vgl. S. 80, Anm. 4. [Ad. Brem. 2, 29. 30. 74]. — *aschman* eines Fischers: Hartm. Greg. 2866.

drun schon die romanhafte Geographie eingewoben ward, die erst das Kreuzzugalter mit sich brachte[1]).

Zwei Ereignisse aus der Schifffahrtsgeschichte der Germanen haben so viel des volksthümlich bezeichnenden, sind so erlesene Beispiele zugleich der germanischen Vaterlands- und Freiheitsliebe und der germanischen Tollkühnheit eben auch zur See, dass sie wohl eine besondere Hervorhebung verdienen. Einmal die Cohorte Usipier, die von Agricolas Heer in Britannien auf drei mit Gewalt gewonnenen Fahrzeugen entflohen, ohne Steuerleute die Küste plündernd entlang schifften, endlich nach den grausamsten Hungersnöthen schiffbrüchig an das Ufer Germaniens kamen, hier aber, die einen von den Sueven, die andern von den Friesen aufgegriffen und zu Sclaven gemacht wurden: so verkauft und weiter verkauft gelangten ihrer Einige wieder auf römisches Gebiet und erzählten da, was geschehen[2]). Noch abenteuerlicher, was dem ähnlich zwei Jahrhunderte später sich begab. Kaiser Probus hatte eine Anzahl Franken (nach andrer, vielleicht genauerer Bezeichnung Gepiden, Greuthunge und Vandalen)[3]) nach Thracien versetzt. Auch sie aber bemächtigten sich um wieder die Heimat aufzusuchen einiger Schiffe. Vorbeifahrend verheerten sie die Ufer Griechenlands und Asiens, plünderten Syracus, versuchten es auch in Africa, durchschifften die Meerenge und erreichten wirklich, sie selbst ohne allen Schaden, zuletzt ihr Vaterland[4]).

Diese Franken und wieder anderthalb Jahrhunderte später die Vandalen, deren Flotten über dasselbe Mittelmeer den Krieg und Sieg von Spanien nach Africa, von Africa nach Rom trugen und zwischen Karthago und Sicilien und Sardinien und Corsica und den Balearen die verbindende Kette einer weit ausgedehnten Herrschaft bildeten, die Bataver sodann, die Chauken, die Sachsen, die Angeln, die Suionen, wem beweisen nicht all diese schiffs- und kriegsrüstigen Völkerschaften die vorbestimmte und angeborene Doppellebigkeit des Germanen? Und wer erkennt nicht in dem, was von ihnen allen schon die Geschichte einer frühen Zeit

---

1) Litt. Gesch. § 65, 10.

2) Tac. Agricola 28.

3) Vopisc. Prob. 18.

4) So Eumenii paneg. Constantio 18 und Zosimus 1, 71; Vopiscus a. a. O. *per totum paene orbem pedibus et navigando vagati sunt.*

erzählt, ein Vorklingen und den Anfang dessen, was weiter von ihren Enkeln zu erzählen ist? Von den Normannen, die eine unerloschen freudige Lust an Wanderungsabenteuern, an Krieg und Beute und Eroberung zu einem glänzenden Königthume wieder im Mittelmeer und schon im neunten Jahrhundert nach America geführt hat; von den Hauptstädten an Nord- und Ostsee; von den Niederländern, die in Kriegs- und Handelsglück der Hanse gefolgt sind; von den Engländern endlich, den grossen Nachkommen jener Angeln, die auf vierhundert Schiffen, hunderttausend wehrhafte Männer auf einmal und voran die Königin, über die See hin stürmten.

Es ist aber nicht die Nachbarschaft des Meeres, die den Germanen zum Seefahrer gemacht hat: Jahrhunderte, Jahrtausende hindurch haben die Celten von ihren weitauslaufenden Landzungen auf den Ocean hinausgestarrt, ohne Sehnsucht, ohne Ahnung, ohne Thaten: was weiss die Geschichte von celtischer Schifffahrt? Eine höhere Fügung, welche jenseits geographischer Verhältnisse liegt, hat die Seeschifffahrt Europas aus den Meerbusen und dem Binnenmeere des Nordostens hervorgehn lassen, damit der germanische Stamm auch hiedurch der herrschende eines neuen Weltalters würde. Was immer die romanischen Völker durch Entdeckung, durch Eroberung, durch Handel grosses zur See geleistet haben, sie haben es nur geleistet kraft der germanischen Verwandtschaft, in welche sie mit eingetreten sind, und haben es nur als Zöglinge der Germanen geleistet: Zeugnis dessen schon ihre Sprachen, die alles, was zur Seeschifffahrt gehört, die selbst die Himmelsgegenden mit germanischen Worten benennen müssen.

Mete Bier Wîn Lît Lûtertranc.[1])

(Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum, Bd. 6, S. 261—280).

Die einzigen durch Kunst bereiteten Getränke welche bei den germanischen Völkern schon ursprünglich und allgemein in Gebrauch gewesen, sind Meth und Bier: den Stoff dazu gewährte die Heimat selbst in ihren Feldfrüchten und dem Honig ihrer Wälder und Heiden. Den Meth bezeugt schon eine Stelle des Pytheas bei Strabo 4, 5; sein Name, da er durch alle germanischen Sprachen geht (ahd. *metu*, mhd. *mete* oder *met*, ags. *medu*, *meodu*, altn. *miödr*, mlat. *medus*, *medo)* und buchstäblich zu dem griechischen μέθυ Wein und dem slav. *med*, litth. *medus* Honig stimmt ohne doch ganz das gleiche zu besagen, scheint uralt. Des Bieres gedenkt Pytheas gleichfalls und nach ihm wieder Tacitus Germ. 23. Doch möchte diese Benennung des Getränkes nicht die eigentlich deutsche, sondern erst aus dem romanischen *bere* d. h. *bibere* gebildet sein[2]); zwar gilt sie auch im Angel-

1) [Mones Zeitschr. f. d. Gesch. des Oberrheins 3, 257 fgg.: Zur Geschichte des Weinbaus vom 14.—16. Jahrh.].

2) Alt- und mlat. *biber* und *biberis* Getränk und Getränkmass: s. Du Cange. Das mhd. *trinken* wird ebenso gebraucht: eine Hauptstelle im Augsb. Stadtr. S. 116 *er (der burcgrâve) hât ouch daz reht, swer ein fuoder wîns verschenkt, der sol im ein trinken wîns geben; ist aber daz vaz halpfüedere, sô sol man im ein sidlin wîns geben. — elliu wînschaf, alle eimer, alle halb eimer, elliu grôzen vierteil, elliu trinken unde elliu sidlin.* Also ein Trinken gleich zwei Seidlein oder einer Mass. Vergl. ferner ahd. *trinchan*, *potum* Graff 5, 535; mhd. *trinken* Haupts Ztschr. 6, 417. Weisth. 1, 668. 669. 698. [Bier: Diez, Wb. der rom. Spr. 1, 69. Grimm, Wörterb. 1, 1821 fg.].

sächsischen und Altnordischen *(beor, bior)*, daneben aber in eben denselben noch ein zweiter Ausdruck, altn. *aul öl* d. h. *alu*, ags. *ealu*, engl. *ale*, (litth. *alus)*, und dieser darf, wie auch er mit einem pelasgischen Worte von nur halber Sinnverwandtschaft, dem gr. ἔλαιον, lat. *oleum*, etymologisch doch zusammenhängt[1]), vielleicht ältere echtere Deutschheit ansprechen. Es passt zu der Undeutschheit des Wortes *bier* dass auch *brauen* auf eine fremde, eine celtische Wurzel zurückgeht, das von Plinius H. N. 18, 7 als einen gallischen Getreidenamen angeführte *brace* (Jac. Grimm über Diphth. 25): der deutschere Name dieser Thätigkeit ist wahrscheinlich *blandan* gewesen[2]).

Meth und Bier blieben bei den Völkern des äusseren Nordens noch bis tief in das Mittelalter hinab fast die einzig üblichen Getränke[3]): sie selbst erzeugten keinen Wein, und der anderswo erzeugte kam ihnen nur seltener und stäts vertheuert zu. *Potum Normannis et in hoc et in omnibus annis praebebit culmus, non baiula palmitis ulmus* Mones Anz. 7, 507. Anders in Deutschland. Zwar in Cäsars Zeiten schloss man sich da noch ab gegen die fremden Weine (B. Gall. 2, 15. 4, 2), aber schon nicht mehr als Tacitus schrieb: *proximi ripae et vinum mercantur* (Germ. 23); und dann kam durch das Geschenk des Kaisers Probus (Vopiscus Prob. 18) der Weinbau nach Deutschland selbst[4]),

1) Das neu- und mittelhd. umlautende *öl* kommt durch ahd. *oli* und ahd. mhd. *olei* vom lat. *oleum*, während die seltenere Form *ol* (bei Ottocar u. a.: *boumol* statt des unmöglichen *boumwol* Erec 7702) näher bei jenem deutschen *alu* liegt: das goth. *alêr* hat noch ein unverändertes *a*. Es dient zur Vermittelung beider Begriffe dass unser *öl* mundartlich jede flüssige und durchsichtige Arznei bezeichnet; in Baiern wird auch eine Art Bier wirklich *öl* genannt: Schmellers bair. Wb. 1, 45.

2) Goth. *blandan*, ahd. *plantan* mischen (ein Getränk) und bildlicher Weise *plantan*, mnl. *mede blanden* s. v. a. Böses stiften, grade wie auch und zwar häufiger *briuwen* gebraucht wird: Jac. Grimm Reinh. S. 279. Gramm. 4, 336; *enblanden* mühselig werden lassen, eigentlich nicht zu trinken geben. Noch stärker hat sich der Begriff von *brauen* (goth. *briggan?)* entfärbt, falls *bringen*, goth. *briggan brahta* ursprünglich dasselbe Wort ist. [*lasterbier briuwen:* Minnes. Hagen 2, 387b; *bringen* zutrinken: Uhlands Volksl. 598 fg. 586. 590 u. a.].

3) Bier bei einem Wodanfest der Alamannen am Bodensee: vita Columb. 27. Grosses Methgefäss K. Frodis: Yngl. Saga Cap. 14. Meth, aber kein Wein: Ad. Brem. 11, 67. Feuer wird in Meissen mit Meth gelöscht: Thietm. 7, 15.

4) Daher auch die Sprache des Weinbaues fast durchweg auf dem La-

und wiederum nach nicht gar langer Zeit wurden die gepriesenen Rebberge der Mosel deutsches Eigenthum. Nun ward das Weintrinken immer allgemeiner[1]), und stäts weiter nach Norden und nach Westen hin verpflanzte sich der Weinstock; auch in dieser Beziehung werden die Anordnungen und das Beispiel Karls des Grossen (Cap. de villis 8. 48) besonders gewirkt haben. Aber es scheint hier nicht am Ort in die Geschichte der deutschen Weincultur des Näheren einzutreten: statt alles andern genügt die Hinweisung auf Ulm. Dort war das spätere Mittelalter hindurch ein eigentlicher Weinmarkt, auf welchem Rheinwein, Mainwein, Neckarwein, Breisgauer und Elsässer zusammentraf mit Wein von Bozen und andern italiänischen (Jäger, Ulms Mittelalter 715 ff.). Unter solchen Umständen traten Meth und Bier immer mehr zurück, wurden namentlich im Süden Deutschlands immer seltener bereitet und getrunken, sanken bei denen die vornehmer und vermöglicher waren immer mehr in Verachtung. Das zeigt vor allem deutlich die Art in welcher Freidank vom Meth und vom Weine spricht und die Steigerung zu der er die möglichen und üblichen Getränke ordnet: *wazzer bier mete wîn* 9, 5. Gedichte des elften und zwölften Jahrhunderts nennen Meth und Wein[2]) noch ganz geläufig neben einander als gleich angesehene Getränke auch bei herrschaftlichen Gastmälern (Ruodlieb 5, 13. 10, 17. 16, 2. 18b, 2. Hartm. v. Glauben 2467. Warnung 261. 2461. 3361. *Vinum pugnat cum medone* Jac. Grimms Friedr. 1, 92b): die höfischen Epiker des dreizehnten, also auch die Höfe dieser Zeit, kennen den Meth beinah gar nicht mehr (einige Stellen im weitern Verlaufe dieser Abhandlung), und es gehört

---

teinischen beruht: *wein* selbst auf *vinum, winzer* ahd. *winzuril* auf *vinitor, windemôn* mundartlich *wimmen* auf *vindemiare, presse torkel* und *kelter* auf *pressa torcular calcitrare*, während ein viertes Synonym der letzteren, *trotte* ahd. *troto*, von deutscher Wurzel ist: *treten*, goth. *trudan*.

1) Der h. Bonifacius schickt dem Erzbischof Ecberth (ep. 88) *duas vini cupellas*.

2) [*Meodu, ealo, vin:* Grein 1, 208 fg. Meth und Wein auf Holofernes Tafel: Diemer 1, 170, 5. Bei der Bewirtung Mariens auf der Heimkehr aus Aegypten *môraz wîn mete* und *lûtertranc:* Kindh. Jesu 95, 25. *vil köpfe guldine mit mete und mit wine:* Ernst 2194. *met unt win:* Ulr. v. Lichtenstein 539, 30. Wein- und Metschenke auf dem Petersberge: Chron. Mont. Ser. 150. — *süeze als ein mete:* Hartm. Erec 425. Konr. Pantal. 264. *süez als ein honicmete:* 1313.]

zu den Volksmässigkeiten des Nibelungenliedes dass er hier sogar ein fürstliches Trinken ist (251. 909. 1127; vergl. Gudrun 1305. 1329. 1452). Man überliess ihn also jetzt mehr den niederen Ständen: dass diese auch im südlichen Deutschland noch einstweilen bei ihm blieben zeigen z. B. die Zollsätze im Stadtrecht von Augsburg 21—25 und die jährliche Methspeisung, welche Adelheid von Sulmentingen 1388 für die ulmischen Findelkinder stiftete (Jäger 619); bei Vornehmern aber wird es nur als ein Zeichen der Völlerei angeführt, wenn auch sie ihn tranken: *wie wil der ein hêrre sîn, dem dâ hêrschet met unt wîn* Welscher Gast 4, 2. Helbling 7, 832. *Sælc ist der man der sich des went daz er nâch wollust sich niht sent, nâch wîne, mete, nâch zarter spîse* Renner 119b, wobei auch in Betracht kommen mag dass er für ein Reizmittel zur Liebe galt: *vina valent forti, cerevisia grata cubanti, fons valet oranti, sed medo basia danti* Hormayrs hist. Taschenb. 1842 S. 138 aus einer Emmeramer Hs. des 15. Jh. In noch viel geringerem Ansehen stand das Bier: Konrad von Würzburg, der den Meth noch nennen mag, stellt diesen das eine mal mit dem Essig, das andre mal ebenso mit dem Bier zusammen, Engelh. 2116. 3892; vergl. Parz. 201, 6 *ich wær dâ nu wol soldier: wan dâ trinket nieman bier: si hânt wîns und spîse vil*[1]). Zwar Rudolf von Habsburg war ein grosser Freund davon und lief einmal mit dem Bierglase in der Hand und das gute Getränk laut preisend durch die Strassen von Erfurt (Mencken Scr. 2, 563): aber zu eben derselben Zeit schildert ein Dichter der das Leben in einer niedern und verdächtigen Schenke darstellen will diese nur als eine Bierschenke (Zeitschr. f. d. Alterth. 1, 27 f.) und der Unverzagte beantwortet die Frage wo man geizigen Herren am Schicklichsten mit einem Loblied danke, *daz sol man in dem piere: dâ ist daz lop gar êren vrî — pierloterlop dazu ist niht wît bekant* vdH. MS. 3, 46a. Weiterhin ist das Biertrinken immer mehr eine bezeichnende Eigenheit von Norddeutschland geworden[2]), weshalb auch Seb. Brant

---

1) *Ich were liber zue dem wine wen zue bere:* Mones Schausp. 135. Den Herren Wein, den Knechten Bier: Weisth. 1, 249 fg. 260. 266. *Quando bibo vinum, loquitur mea lingua latinum: quando cerevisiam, tunc loquor stultitiam:* Abraham a S. Clara 9, 381.

2) Sachsen und Westfalen Biertrinker: B. Waldis Esop. 4, 19. Schup-

im Narrenspiegel (S. 115 Strobel) die niederdeutsche Form *bier-supper* gebraucht; an den Baiern, jetzt Biertrinkern vor allen, war im Mittelalter noch der Birnenmost sprichwörtlich (Helbling 3, 233) und der schlechte Wein: selbst der Münchener Bock stammt aus dem Norden, aus Einbeck (Schmeller 1, 151). Zu eigenen Bierliedern aber gleich jenem normannischen bei Wolf über die Lais 439 f. hat sich weder in oberen noch in niederen Landen die altdeutsche Poesie jemals verirrt.

Indessen trotz dem zunehmenden Uebergewicht des Weinbaues und des Weintrinkens dürfen wir uns von den Gewächsen die der deutsche Boden während des Mittelalters trug keine allzu günstige Vorstellung machen. Eigentlich guten Wein scheint man nur eben da gezogen zu haben wo dem milderen Klima noch eine von den Römern her überlieferte sorgsamere Pflege der Reben und des Bodens zu Hilfe kam, also namentlich an Rhein und Mosel. Das Lob dieser Weine geht von Jahrhundert zu Jahrhundert fort: auf Ausonius der im vierten, auf Venantius Fortunatus der im sechsten den Moselwein dichterisch gepriesen (s. Böckings Moselgedichte) folgt mit dem zehnten der Verfasser der Ecbasis 733:

ad te cum redii, Trevirensia vina probavi.
ex his sextarium sanxi tibi ferre bibendum.
dulcius ac melius nec habet scrutarier ullus,
quod curas abigit, quod linguae verba ministrat,
morbos avertit, metuenda pericula pellit.
Treririci calices quos non fecere loquaces?

und mit dem zwölften oder dreizehnten das zierliche Strophenpaar eines lateinisch-deutsch-französischen Trinkliedes (Docens Misc. 2, 192 f. = Carmina Burana 242):

Trevir metropolis,
urbs amenissima,
quae Bacchum recolis
Baccho gratissima,
da tuis incolis
vina fortissima per dulzor.

---

pius 1, 991. Norddeutsch *Biergeld* = Trinkgeld. Ueber die *Biergelder* vergl. Rechtsalt. 313 fg.

her wirt, tragent her nu wîn!
vrôlich suln wir bî dem sîn.
Ars dialectica
nil probat verius,
gens teotonica
nil portat melius
et plus munifica
sua dans largius *per dulzor* u. s. w.

Die Sage des Volkes aber nahm gar für die ersten Zeiten des Trierer Weinbaues auch eine solche Fülle der Erzeugnisse an dass sie aus den alten Wasserleitungen von Trier alte Weinleitungen machte: *Triere was ein burg alt: si cierti Rômere gewalt; dannin man unter dir erdin den wîn santi verri mit steinin rinnin den hêrrin al ci minnin di ci Kolni wârin sedilhaft* Anno 512 ff.; vergl. Rettbergs Kirchengesch. Deutschl. 1, 544 f. Dichterstellen über den Rheinwein sind im Nibelungenliede Str. 369 *guoten wîn, den besten den man kunde vinden umben Rîn,* 1127 *den besten wîn den man kunde vinden in dem lande al um den Rîn;* im Renner 131b *al der wîn der ie gwuohs bî dem Rîn und jenhalp mers*[1]*;* ein jüngeres Loblied in der Sammlung der Clara Hätzlerin 66 f. hebt namentlich den von Bacharach hervor, ein lateinischer Spruchvers den aus dem Speiergau, *circa Spirenam Rhenus vinosus abundat* Mones Anzeiger 7, 508. Auch die oberrheinischen Weine genossen schon damals ihren Ruf, der Elsässer (Grimms Friedr. 92a = Carm. Bur. 238b) wie der Breisgauer[2]: dass man hier mit freudigem Stolze, wennschon in schwächerer Abschattung, sogar den Aufzug Kalebs nachbilden mochte zeigt die Herbstordnung von Haltingen (Mones Anzeiger 4, 24) *och sollent die banwart einem herren* (dem Bischofe) *von Basel und nu zemol einem bumeister* (dem Aufseher der Münsterfabrik) *zuo end des herbstes ein hengelin*[3]) *triublen* (nämlich *bringen),*

---

1) Die Mörder des heil. Thomas von Canterbury (1179) gewinnen beim Rheinweine zu Cöln den verlorenen Geschmack wieder, wie den Geruch beim frischen Brot von Mecheln: Wolfs nl. Sagen 246.

2) Elsässer im 9. Jahrh. Pertz 2, 518. 741 (Mon. SGall. 1, 22). guoten *Elseser* und enhein lantwîn: Engelberger Hofrodel, Weisth. 1, 1. — Weinbau im *Breisgau* (Ebringen bei Freiburg) schon 716: Neugart Cod. dipl. Al. 7.

3) 'Henkel nennt man zwei und mehrere Trauben, die mit dem Reb-

der besten die sie in allen bann von iederman gemeinlich schniden ungevorlich, und die selbe hengel sol an einer stangen zuo Basel über die Rynbruck von zweyn bannwarten getragen werden, und sol also lang sin als von iren achslen ein gemünd von dem herd ist[1]). Nächst solchen Gewächsen ehemaligen Römerbodens war nur noch das Würzburgische lobenswerth: *franconicum et forte* (d. i. *italicum) vinum velut procellas in sanguine parat, et ideo qui eum bibere voluerit, aqua temperet* S. Hildegardis physica 45 Reuss; *swenne Würzeburc niht wînes hât* vdH. MS. 2, 384b; *multum Franconia subtilis habet bona vina* Mones Anz. 5, 507; und hin und wieder auch das von Oesterreich: schon das Nibelungenlied nennt Str. 1268 mit Vorliebe den Mölker Wein[2]). Ueberall anderswo aber ist, wie es scheint, die Menge des erzeugten Getränkes das beste oder das einzig gute daran gewesen: Baiern z. B. war von einem Ende zum andern voll von Reben und die gemeinen Leute sassen beim Weine Tag und Nacht (Schmeller 4, 85—87): doch welchen Wein trank man da[3])! Es gieng der Spruch *daz beirisch wîn, juden und jung wölvelîn aller best sîn in der jugent* (Renner 249a). Vielleicht dass man sich selbst zu wenig Aufmerksamkeit und Kraftanstrengung zumuthete, obschon grade ein bairischer Dichter [ein fränkischer: Pfeiffers Wigalois XVII.), der Winsbeke 67, von *bûwen* (d. h. düngen) *houwen unde jeten* des Weingartens spricht: jedesfalls lag über dem mittelalterlichen Deutschland ein viel

---

holz abgeschnitten werden, so dass man sie daran aufhängen kann' Mone. In einer Herbstverordnung Bischof Ottos von Würzburg, Würzb. Miscellanhs. zu München Bl. 252d ist *hengel* ein Korb (zum aufhängen): *swelche wingartman on des herren wizzende deheine bere heim treit oder zechet getragen, der git ie von dem kreben oder hengelen sehtzig pfennige;* und nur ein solcher kann auch hier gemeint sein. [In racemis seu hengelotis: Weisth. 3, 802. Vergl. bendele Weisth. 1, 665].

1) Mone erklärt 'so lang als der Rauchfang (das Gemünd) von der Achsel absteht'; richtiger wohl, dass sie von ihren Achseln bis Handbreit über den Erdboden reicht.

2) Weinbau in *Schwaben* 9.—13. Jahrh.: Stälins würtemb. Geschichte 1, 396. 2, 778. Zur Merovingerzeit im heutigen Würtembergischen noch keine Spur: ebenda 1, 231. *Würzburger* Wein: Bruno B. Sax. 77. Namen *östreichischer* Weine: Abr. a S. Clara 9, 400.

3) So sauer, als wenn er in *Bayern* oder in *Hessen* gewachsen wäre: Simplicissimus 2, 35 (3, 187 Kurz).

rauherer Himmel als jetzt über uns[1]). Johann von Winterthur berichtet in seiner Chronik wörtlich und ausdrücklich folgendes. *anno domini MCCCXXXVI. vineta civium Thuricensium contra naturae suae antiquam consuetudinem tam bonum vinum protulerunt quod vino Alsatico multorum iudicio aequiparabatur. ante vero adeo acre et durum erat quod ferrea rostra vasorum in quibus continebatur et de quibus fundebatur abrasit. tantum autem fuit tunc mitigatum et dulcoratum quod postea pristinam usque in hodiernum diem acredinem non resumpsit:* thesaur. hist. Helvet. 39a. *Mitigatum et dulcoratum:* und doch musten die Züricher noch um das Jahr 1450 ihre Kelterbäume aus den längsten und dicksten Stämmen des Waldes machen, so hart waren die Trauben; und war dann der Wein mit riesenhafter Anstrengung ausgepresst, so muste man noch dreissig Jahr warten bis er zu trinken war: Fel. Hemmerlin (H. war selbst ein Zürcher) *de arbore torculari ducenda in die festo.*

Der beste Beweis von wie geringem Werthe fast aller Wein gewesen den man in Deutschland selbst erzeugte ist einmal der Umstand dass die Vornehmeren und die mehr nur zu ihrem Vergnügen trinken durften solchem Weine der aus Ungarn oder Italien oder sonst von Süden her eingeführt ward den Vorzug vor dem Einheimischen gaben, so vielmal er auch diesen an Theuernis übertreffen muste. Der Ungerwein hiess, da er von Osten herkam, in Oesterreich selber *ôsterwîn* (Helbling 3, 238 ff. Suchenwirt 4, 115),[2]) sonst auch *heunischer wein* (Rosenblut in Canzlers und Meissners Quartalschrift 7, 31; *hunonicum vinum* Hildeg. phys. 45),[3]) falls letzteres nicht eher ein Wein von der Traubenart war die schon auf ahd. *hûnisc drûbo* genannt ward (Graffs Sprachsch. 4, 960). Welscher Wein kommt (ich beschränke mich überall wo die Sache es erlaubt geflissentlich auf Dichterstellen) in Heinrichs Tristan 3363 vor, bei Steinmar vdH. MS. 2, 154a und bei Suchenwirt a. a. O.; mit genauerer Bezeichnung Wein von Chiavenna *(Cleven)* Engelh. 3894, von Bozen

1) Zu *Ueberlingen* vast süesser wein als slehen trank: Oswald v. Wolkenstein 1, 2; besserer zu *Tramynn.* Seeweine: Volksbüchlein 1, 260 fg.

2) *Osterwein:* Uhlands Volksl. 608.

3) *Frensch, hunesch:* Weisth. 1, 527. 2, 228 fg. 3, 487 (frensch der bessere).

üb. Weib 554, von Rivoglio *(Rainfal)* Suchenw. 4, 116. 408. Griechischer Wein: *daz fröut mich baz dann al der wîn der ie gewuohs in Kriechenlant* Müller 3, XVIa[1]). *Wyn von Romenie* Farbenbuch des 15. Jh. auf der Bibliothek von Trier; *Kipper und Vinepôpel* (Philippopel) Wilh. 448, 8, *edelen kiprischen wîn* Heinr. Trist. 908, *cipperwîn* Weckherlins Beitr. 89[2]); hieher nach Basel kam Cyperwein zuerst im J. 1288 (Ann. dominic. Colm.). Der Haupthandelsplatz für diese Südweine war, wie zu erwarten ist, Venedig: vergl. Ottocar Cap. 352, wo noch ein viel längeres Namensverzeichnis.

Was aber ward nun aus all der Menge des in Deutschland selbst gewachsenen Weines? Rein wie er von der Kelter kam scheint ihn zunächst nur der gemeine Mann getrunken zu haben, obwohl dieser sein Bedürfnis noch gewöhnlicher mit Meth oder Bier oder Cider befriedigen mochte: *apfeltranc epfeltranc* Neidh. 34, 1 Ben. Engelh. 3895; *birn most* vdH. MS. 2, 118b, als übliches Getränk der Baiern Helbl. 3, 233. Die reicheren aber, damit er auch ihnen geniessbar werde, pflegten ihn mit allerlei Zuthaten künstlich anzumachen, mit Honig, mit Kräutern, mit Früchten, mit Gewürzen. Und das geschah nicht blos mit den geringeren Arten, nicht etwa blos um einen zürcherischen Hahnenbeisser zu zähmen: selbst der Rheinwein ward einer solchen Behandlung noch für bedürftig und fähig gehalten, wie aus dem s. g. Maitrank zu schliessen ist den man noch jetzt bereitet: ja auch die Südweine, die doch an sich schon heiss und süss und wohlriechend genug waren, verschonte man damit nicht: *vinum cypricum pigmentatum et clarificatum* Du Cange unter *pigmentum; und von Kîper trinket wîn, der sol wol gemischet sîn* Eracl.

1) Bozner Wein schon im 10. Jahrh.: *Bozonarium* Ekkehart Cas. S. Galli 3. Pertz 2, 108. Vergl. auch Wolframs Willeh. 136, 10. — Rainfal Schmeller 3, 35. Die besten wein, reinfal und malvasiere: Uhlands Volksl. 33. Weitenfelders Lobspr. d. Weiber S. 28. Kriechel, Româner, Malfasier: Stadtrecht von Meran, Haupts Ztschr. 6, 417. Falerner: Mon. SGall. 1, 22. cum .. *graecingario* forti incaluissent *(persische* Gesandte an Karls d. G. Hof): ebenda 2, 8.

2) *Ciperwîn:* Uhlands Volksl. 881. 883. 884; der edele *kipperwîn* und der kreftige *lûtterdranck:* Altd. Bl. 1, 361. der guote wîn ûz *Kipperlant:* Ernst 3517.

3391. Denn es stand einmal fest, künstlicher Wein sei besser als natürlicher: *clâret ist bezzer danne wîn* (Keinrichs Krone 39[1]).

Es kamen um diesen Brauch zu begünstigen zu der Schwäche und Säure und Kälte der einheimischen Weine noch mancherlei andere Umstände. Die Luft war eben kalt, der Winter streng: da meinte man zu besserer Gegenwehr selbst gute Weine noch verstärken zu müssen; und wenn man aus dem gleichen Grunde die Speisen in unsinnigem Uebermass würzte, so führte auch dies wieder zu einer entsprechenden Würzung der Getränke. Die Trunksucht steigerte diese Reizung noch: man liess, nur um desto mehr trinken zu können, viel Gewürz in die Speisen thun (Steinmar in vdHagens MS. 2, 154. Wiener Meerfahrt 95); ja man ass zum Trinken die blossen Gewürze selbst, roh oder eingemacht: *lactwarje muschâte ingebêr galgen kubêben nêlikin* Wiener Meerf. 227 ff.[2]); eine unschuldigere aber auch nicht unwirksame Zukost war das begossene d. h. mit Fett beträufelte Brot (Zeitschr. f. d. A. 4, 578. vdH. MS. 2, 287b. 299. Alphart 309. Martina altd. Leseb. 758, 19. Renner 198a. Graffs Diut. 1, 325. Voc. opt. 10, 143): in all solchen Fällen hätte ein natürlicher ungesüsster ungewürzter Wein keinen Geschmack mehr gehabt oder schlechten. Und endlich trank man die angemachten Weine gelegentlich noch zur Arznei oder doch unter dem Vorwand einer solchen, so dass auch die alten Heilmittellehren von ihnen sprechen[3]) und Anweisungen zu ihrer Bereitung geben, z. B. eine Zürcher Hs. des 12. Jh. folgende: *siut die rûtûn mit dem wîne unde mache ein lûtertranc mit der poleiûn unde mit dem honege unde gib daz zi trinchenne* Diut. 2, 277[4]).

Diese Liebhaberei nun, man könnte vermuthen, sie sei uralt, sie habe wenigstens im vierten Jahrhundert schon bestanden.

---

1) Ich citiere dieses Gedicht nach den Absätzen der Wiener Handschrift.

2) Hier liegt wohl auch die Erklärung der öfter erwähnten Sitte Ingwer oder sonst Gewürze bei sich zu führen und zu naschen: Neidh. Ben. 2, 5. 21, 6. Engelh. 516 ff.

3) *Trang* im Gegensatz zum Wein und Kräuterwein, Haupts Ztschr. 6, 351 fgg.; *abe boleien trinken:* das. 354; *abe salbeijen und abe rûten:* 358; *abe salbeien und abe wermuote:* 359; *abe boleie und wermuote:* 361.

4) Auch der Branntwein, dessen älteste Erwähnung nach Frankfurt und in das Jahr 1360 fällt (Senkenbergs Selecta 1, 11. 15), hat ursprünglich nur eine Arznei sein sollen.

Denn dasselbe Wort welches im dreizehnten Heinrich von dem Thürlein gleichbedeutend und abwechselnd mit *clarêt* und *pigment* und *lûtertranc*, also zur Bezeichnung eines so gemischten Weines braucht (Krone 31—55. *süezez lît von pigmenten rîchen* 182), dasselbe kennen auch schon im neunten Jahrhundert der Uebersetzer des Ammonius und andre Althochdeutsche, dasselbe zu gleicher Zeit die Sachsen und die Scandinaven, dasselbe schon Ulphilas, nämlich *leithu lîðr lîth lîd lît.* Und da in den Ländern bairischen Stammes jede Schenke ein *lîthûs*, der Wirth einer solchen *lîtgebe*, der Gelöbnistrunk beim Abschlusse eines Handels *lîtkouf* hiess (Schmeller 3, 520 f.), so würde sich noch die zweite Folgerung ergeben dass man namentlich in Baiern ganz allgemein und bis auf den Niedersten herab nur angemachte Weine getrunken habe. Indes gegen beides ist mit Triftigkeit mancherlei einzuwenden. Einmal dass sich nicht annehmen lässt, es sei schon in so frühen Zeiten der Wein überall hin verbreitet gewesen. Sodann, Ulphilas und der Uebersetzer des Ammonius 3, 6 und der Dichter der altsächsischen Evangelienharmonie 4, 12 verdeutschen mit dem Worte *leithu lîd* das griechisch-lateinische *sicera* Luc. 1, 15: *vein jah leithu ni drigkith; uuîn noh lîd ni trinkit; that ni scal an is lîva gio lîdes anbîtan, uuînes an is uueroldi):* Ulphilas aber konnte und muste aus dem lebendigen Sprachgebrauch und die zwei andern musten es wenigstens aus dem Isidorus wissen dass der Wein, gemischt oder ungemischt, ausdrücklich nicht zu den Getränken gehörte die unter den Gattungsnamen *sicera* begriffen wurden: *sicera est omnis potio quae extra vinum inebriare potest; cuius licet nomen Hebraeum sit, tamen Latinum sonat, pro eo quod ex succo frumenti vel pomorum conficiatur, aut palmarum fructus in liquorem exprimantur, coctisque frugibus aquae pinguior quasi succus colatur: et ipsa potio sicera nuncupatur* Isid. orig. 20, 3. Also Bier, Apfelwein, Palmenwein: letzterer fiel für die Deutschen natürlich weg; auf die beiden ersteren wendet auch das Capitulare de Villis den biblischen Namen an: *siceratores, id est qui cervisam vel pomatium sive piratium, vel aliud quodcumque liquamen ad bibendum aptum fuerit, facere sciunt* Cap. 45; vgl. *appeltranc sicera* Hor. Belg. 7, 8a. Während nun der angelsächsische Uebersetzer des Evangeliums unter *sicera* nur Bier verstand (*he ne drincð vîn ne beór),* an welches ihrer heimatlich gewohnten Getränke dachte

der Gothe, der Franke, der Sachse bei dem Worte *lîd?* An Wein also nicht, auch nicht an Bier oder Meth[1]): denn letztere führten eben schon diese Namen; es bleibt nur der Apfelwein übrig, und somit käme zu Bier und Meth als drittes alteinheimisches Getränk, nur als ein minder allgemein verbreitetes (denn nicht überall gab es Obst), der ausgepresste und gegohrne Saft der Aepfel und Birnen[2]). Bloss auf solchen, da von gewürztem Weine so grosse Vorräthe unmöglich waren, passen auch die Worte Notkers Ps. 143, 13 *promptuaria eorum plena, eructantia ex hoc in illud: iro chelleru sint folle, mûzônde daz lîd fone einemo ze anderemo.* Und *leithu lîd* ist dafür eine ganz schickliche Benennung, da *leithan lîdan* nächst dem Urbegriffe des Gehens auch den des Vergehens und Verderbens hat (Vilmar, Alterth. im Heliand 22), dies Getränk aber nur aus verdorbenem Obste entsteht; oder bezieht sich der Name auf das Durchgehen des Saftes durch ein Tuch? *Seim* kommt ebenso von *seihen* her.

Lît also ein Obstwein. Diese Erklärung wird dadurch unterstützt dass dieselben Baiern bei denen das Wort so besonders üblich war ausdrücklich als Obstweintrinker bezeichnet werden (Helbl. 3, 233). Dabei ist jedoch zuzugeben dass man schon früh, schon in der Merovingerzeit, gelegentlich den Rebenwein mit einfachen Zuthaten, ja selbst mit Gewürzen gemischt, und dann mit nahe gelegter Uebertragung auch dergleichen Getränke *lîd* genannt habe: Gregor Tur. 7, 29 spricht von Weinen die mit *odoramentis* stärker gemacht, 8, 31 von solchen die mit Honig und Wermut versetzt seien, und im Ludwigsliede von 881 heisst es *her skancta ce hanton sînân fîanton bitteres lîdes.* So denn nun auch Jahrhunderte später an jenen Stellen Heinrichs v. d. Thürlein. Ja das Wort muss allmählich den ganz allgemeinen Sinn von Wein angenommen haben: nur so erklärt sich dass die Häuser in denen die Baiern Tag und Nacht bei ihrem Wolfsweine sassen ebenfalls *lîthûs,* und die Kauftrünke sowohl *lîtkouf* als *wînkouf* genannt wurden[3]). Das konnte aber deshalb leicht geschehen

---

1) [*meddis* undi *winis,* dis allir bezzistin *lidis:* Diemer 1, 109, 4].

2) *Sicera* Apfeltrank, mit Honig berauschend wie Wein und länger sich erhaltend: Ekkeh. Bened. 249.

3) Die Lassbergische Handschrift des Schwabenspiegels unterscheidet *wînhûs* und *lîthûs,* Landr. 255, aber wohl nur durch Ausspinnung eines

weil *lît* als selbständiges und selbstverständliches Wort schon mit dem zwölften Jahrhundert so gut als abgekommen war: das Trierer Glossar z. B. wo es die Getränknamen anführt kennt es bereits nicht mehr, wohl aber *ephiltranc* als Uebersetzung von *hydromellum* oder *hydromali* 15, 32; Hartmann v. Glauben 3104 irrt schon im Geschlecht und setzt es männlich statt neutral: *den allir bezisten lît;* das weitere Mhd. hat es fast nur noch in jenen Zusammensetzungen *lîthûs lîtgebe lîtkouf.* Daneben kam als neue Benennung dessen was ursprünglich *lît* geheissen *most* in Gebrauch: *most ûzzen rôten epfelen gedûhtan* Williram LXIX, 19; ebenso *birn most* an schon oben citierten Stellen[1]). Endlich heut zu Tage wird in den baierschen Leithäusern alles getrunken was berauschen kann; oder vielmehr in den *leuthäusern:* denn auch hier hat die Sprache einem unverstandenen alten Worte durch Entstellung wieder einen Sinn zu geben gesucht[2]).

Würzung des von Reben gezogenen Weines kann als allgemeinerer Gebrauch nicht vor dem elften Jahrhundert nachgewiesen werden[3]). Wäre sie es z. B. schon in den Zeiten Karls des Grossen gewesen, sein Capitulare de Villis würde sich darauf beziehen, in den Abschnitten wo es vom Wein und von den Kräutern handelt. Aber nichts der Art; es macht nur Cap. 34 unter andern Dingen die mit Sorgfalt zu bereiten seien und neben dem Meth und dem Bier auch *vinum, moratum* und *vinum coctum* namhaft[4]), und ebenso spricht es Cap. 62 nur *de morato, vino cocto, medo et aceto, de cervisa, de vino novo et vetere.* Hier erscheinen als etwas besonderes und gekünsteltes nur das *moratum* und das *vinum coctum.* Letzteres könnte eben dasselbe sein was man jetzt noch hin und wieder am Rheine macht und vor Zeiten

Schreibfehlers, indem die übrigen (Cap. 210 meiner Ausg.) entweder nur *lithûs* oder *winhûs* haben. *Wein* im *leithûs* durch den *leitgeben* verwirtet: Stadtrecht von Meran, in Haupts Ztschr. 6, 416 fg. 428 fg.

1) Noch jetzt wird landschaftlich der Cider *most* genannt. Sonst aber hat dieses Wort auch im Altdeutschen, z. B. gl. Trevir. 15, 29. Müller 3, XXX*bc*. Renner 159*a*, den Sinn seines Grundwortes *mustum.* [*mustum most* Voc. opt. 19, 30].

2) Die Entstellung beginnt übrigens schon im Mhd.: Schwabensp. Landr. 210, 3. 5 hat die beste Hs. *liuthus.*

3) [Mon. SGall. 1, 18 (Tafel eines Bischofs unter Karl d. Gr.): Potuum diversissima genera *variis pigmentis* aut *medicaminibus temperata.*]

4) *Vinum coctum* Ekkeh. Bened. 251.

noch öfter gemacht hat, neuer noch süsser Wein der im Fasse selbst an und über lebhafte Glut gestellt und so gekocht und süss erhalten wird, sogenannter Feuerwein, verschieden also von dem bloss gelegentlich bereiteten Glühweine, den man übrigens im Mittelalter auch schon kannte: *dar nâch trunken si den wîn, den gewermet, disen kalt* Wiener Meerf. 233; vergl. *vinum album bullitum cum ruta* bei Du Cange unter *vinum*, und Notk. Ps. 10, 6 *kalix (stouph) ist gesprochen fone calido liquore (uuarmemo lîde). Moratum* aber[1]), gleich dem Maulbeerblute Maccab. 1, 6, 14, war entweder der gegohrene Saft der Maulbeeren, ein feineres *lîd* also, oder Wein über Maulbeeren abgezogen: der Name, jedoch eben nur der Name, kommt auch späterhin in lateinischen Schriften wie in französischen und deutschen so häufig vor dass man sieht, dieses Getränke sei fort und fort eines der beliebtesten gewesen. Auf französisch ward es *morês*, auf deutsch *môraz* genannt: letzteres z. B. in einem botanischen Vocabular des 12. Jh. Diut. 3, 339 [nach Hoffmann des 11., Sumerl. 63, 6] *morus mûlboum, moratum môraz;* bei Hartmann v. Glauben 2468 *beide mete unde wîn, môrz unde lûtertranc;* im Parz. 244, 13 *môraz wîn unt lûtertranc;* in den Nib. 1750 *dô schancte man den gesten in wîten goldes schallen met môraz unde wîn;* in der Weinprobe Lieders. 3, 333 *ich bruoft eins andern trunkes kraft: dem gab ich die meisterschaft an süeze für den môraz;* in Dieterichs Ahnen 4934 *manc guldîn schenkvaz: dar in was wîn und môraz.*[2]) Rechnet man zu diesem Maulbeertrank und zu dem Feuerwein noch die Mischung von Wein und Honig die mit antikem Namen *mulsum* oder *mulsa*[3]) hiess (s. Du Cange), so wird man ziemlich alles bei einander haben womit die Trinker früherer Jahrhunderte allgemeiner gewohnt waren den geringen heimatlichen Wein theils zu verbessern theils zu ersetzen.

Erst mit dem elften zwölften Jahrhundert, als vor und mit den Kreuzzügen der südöstliche Handel einen höheren Aufschwung nahm und die Weine des Südens und die Gewürze des Ostens

---

1) *Moracetum* Ekkeh. Bened. 250. *moretum mûlberwîn* voc. opt. 19, 38.

2) Wilh. 274, 27. *môraz, wîn, claret.* — *môraz wîn* unde *mete*, daz stuont allez dâ ze stete. und daz aller beste *lûtertranc*, daz ie dehein keiser getranc: Kindh. Jesu 95, 25. — *môraz, mete und wîn:* Beafl. 185, 39. 222, 7. 232, 27.

3) *Mulsa* Wasser und Honig: Ekkeh. Bened. 254.

in grösseren Massen auch durch Deutschland anfieng zu vertreiben, erst da ward es zur eigentlichen Sitte den Wein auch zu würzen und, während man ihn früherhin bloss mit Honig gesüsst hatte, ihn jetzt vermittelst noch anderer Zuthaten auch stark und heiss und duftig zu machen gleich jenen Südweinen. Es scheinen aber die Deutschen nicht aus sich selbst darauf verfallen zu sein, wenigstens nicht ganz aus sich selbst: in eben dieser Zeit begann ihr engerer Verkehr mit den Nachbarn im Westen einen umgestaltenden Einfluss auf die gesammte Lebensweise, namentlich der höheren Stände auszuüben. Auch die Franzosen liebten den künstlichen Wein (Le Grand und Roquefort, vie privée des François 3, 63 ff.), und die Kunstweine der Deutschen tragen Namen die entweder selbst französisch oder doch dem Französischen nachgebildet sind. Verschiedene Namen in denen allein schon mehr oder weniger deutlich auch verschiedene Bereitungsarten sich zu erkennen geben.

Der alterthümlichste und im Deutschen selbst der am wenigsten gebrauchte ist lat. *pigmentum pimentum*, fr. *piment*, mhd. *pigment: ez (daz clarêt) ist lûter unde dünne, gesmac unde ræze, unde sint sîn wæze süeze unde vil starc: ez muoz kosten mange marc ditz vil edel pigment* Heinr. Krone 55; vergl. *gepîmentetêr wîn* Williram LXIX, 19 (*vinum conditum* Cant. 8, 3) und *pimentatos crateres* Walthar. 301. Da *pigmentum* eigentlich ein stark und wohl riechendes Gewürz (Aroma, Spezerei) bezeichnet und ebenso das Alt- und Mittelhochd. *pigment pigmento pîmento bîmente*[1]), so mag zuerst ein solcher Wein so geheissen haben der bloss oder doch vorzüglich mit Gewürzen versetzt war: vergl. im Ruodlieb 5, 13 *vinum piperatum*, in der Ecbasis 806 *potus piperatus*. Indessen wird ausdrücklich auch des Honigs als einer Hauptzuthat und des milden Geschmackes erwähnt (Du Cange), und Heinrich an der oben angeführten Stelle braucht *pigment* ganz in der gleichen Bedeutung mit *clarêt*, so dass wenigstens nicht immer und überall die stärkere Würzung ein unterscheidendes Merkmal abgegeben hat.

Häufiger auch bei den Deutschen ist das schon früher und

---

1) *Pigmentum* s. Eckh. Franc. Or. 2, 517 f.; *pigment* Parz. 789, 26; *pigmente* altd. Leseb. 197. 22. Ruol. 260, 27; *pimento* Williram; *pimente* Fundgr. 2. 83, 24; *bimente* 33, 31. Gl. Herrad. 186 u. a.

eben jetzt wieder verglichene Wort *clarêt*[1]): es findet sich nächst Heinrich v. d. Thürlein, der *clarêt pigment lît* und *lûtertranc* alle zur Bezeichnung einer und derselben Sache verwendet und *clarêt* mehrmals in bestimmten Gegensatz zum blossen Weine bringt (*nemt carêt alde wîn 36. clarêt ist bezzer danne wîn 39. mîns herren wîn und sîn clarêt 54*), noch im Nicodemus 56a *so im div genade geschach vnde er darnach vf gesach gein dinem tissch da dv sœzze, beidev trunch vnde æzze, swes din lip erdenchen mohte, daz richen manne tohte ze habn vf sînem tische, wiltprœt vnde vische, claret moraz met unde win*[2]); in Freibergs Tristan 4802, in Wolframs Parz. 809, 29 und bei Reinbot im Georg 2089, hier jedoch mit ungenauer Verkürzung der Schlusssilbe und verlängernder Betonung auch der ersten (*Gahmuret, met: clâret*), während Heinrich richtiger *clarêt* aussprach (: *stêt* 54); im h. Wilhelm des Thürheimers wird die Schlusssilbe auch verkürzt, aber doch nur sie betont (*met : claret*). Zum Grunde liegt nämlich das altfranzösische *clarês*, acc. *clarêt*, auf lateinisch *claratum* oder auch, näher angeschlossen jener französischen Form, *claretum*, grade wie neben einander *moratum* und *moretum* gelten. Jetzt bezeichnet *clairet* im Französischen einen blassrothen Wein, s. g. Bleicher oder Schiller, *claret* in England einen französischen Rothwein. Man hat mithin zu dem Claret des Mittelalters gewöhnlich oder gar immer rothen Wein genommen; die weitere Mischung und Behandlung[3]) zeigt eine von Du Cange angeführte Stelle des Bartholomaeus Anglicus (de proprietatibus rerum 19, 56) die es erlaubt sein wird hier zu wiederholen. *Claretum ex vino et melle et speciebus aromaticis confectum: nam species aromaticae in subtilissimum pulverem conteruntur et in sacco lineo vel mundo cum melle vel zucara reponuntur. Vino autem optimo species perfunduntur et reperfunduntur, quemadmodum fit lexivia, et tamdiu renovatur perfusio donec virtus specierum vino incorporetur et optime clarificetur; unde a vino contrahit fortitudinem et acumen, a speciebus autem retinet aromaticitatem et odorem,*

---

1) *Brauen* vom Bereiten solches Weines: Krone 1705. 2503; 3673: dô er saz bî dem braisiere mit gemacher eisiere und tranc dâ vil guoten wîn.

2) *Môraz, klâret unde wîn:* Meleranz 6901. 8698. 12202.

3) Für diese gebraucht Heinrich in der Krone *briuwen*, vergl. oben die Anm. 1.

sed a melle dulcedinem mutuatur et saporem. Also *donec clarificetur:* daher der Name.

Eine Art des Claretes mochte vorzugsweise auf arzneiliche Wirkung berechnet sein[1]), da man ihr den Namen des sprichwörtlich berühmtesten Arztes, des Hippocrates, gab, nur auch hier wie sonst in *Hippocras* entstellt[2]): vergl. *Pasicrates* und *Passecras* Reinh. Georg s. v. f. Das Getränk war in Frankreich, es war auch in Deutschland üblich: als Heinrich VI von England in Paris einzog, war bei der Brücke von S. Denis ein Springbrunnen angebracht, *jettant hypocras et trois seraines dedans* (Monstrelet, chroniques 2, 77); gleichzeitig fasst ein deutscher Dichter den Namen noch persönlich auf: *die knaben laben kanst du bas* (der Rheinwein nämlich) *dann herr Yppocras* Liederb. d. Hätzlerin 66. Und noch jetzt wird es unter der alten Benennung hier in Basel und in Frankreich bereitet, aus rothem Wein und duftigen Gewürzen.

Der rothe Wein ist schon von Natur besser für solche Anwendung geeignet: sicherlich aber gab man ihm auch den Vorzug seiner lebhafteren Farbe wegen. Denn die Farbe des Weines ward nicht mit Gleichgültigkeit betrachtet: ein Gedicht der Würzburger Miscellanhandschrift Bl. 42a rechnet sie mit zu den Hauptmerkmalen eines guten Weines.

Versus de consideracione boni vel mali vini.
Hec est doctrina. que describit bona vina.
Uini constat honor in odore. colore. sapore.
Spuma boni vini medio stat. margine praui.
Vinum spumosum. cito ne fluat. est uiciosum.
Clangit subtile fusum. reticet tibi vile.
Dum saltant athomi. patet excellencia vini.

Die Trierer Glossen *rôt wîn, goltfar wîn, wîz wîn* (Hoffm. 15, 29. 30) geben nur noch eine technische Unterscheidung: aber Dichterworte wie das im Weinschwelg altd. Leseb. 583, 7 *swenne*

1) Wermut- Salbei- Alant- Quitten- und Citronenwein muste neben dem *Hippocras* den Säufern ihre Köpfe und Mägen wieder begütigen: Simpl. 1, 116 (1, 121 Kurz).

2) Der Name steht für einen Arzt im Allgemeinen: hic jaceo funus, victurorum tamen unus. quod mihi nunc, tibi cras, non te salvabit Ipocras: Inschrift einer Grabplatte aus dem 13/14. Jahrh. im Anzeiger des germ. Mus. 1863, 439.

er schœne als ein golt von dem zaphen schiuzet und das jüngere des schon mehr citierten Rheinweinliedes Hätzl. 66 *du scheinst durch ain glas grœner dann gras*[1]) zeigen über die Technik hinaus eine Herzensfreude. Und so gab es auch eine Art Claret deren Roth man zu besonderer Kraft und Helle brachte, und die man eben dieser Farbe wegen *sinopel* hiess. Zwar könnte man, wenn blos solche Stellen vorlägen wie Parz. 809, 29 *mit zuht man vorem grâle nam spîse wilde unde zam, disem den met und dem den wîn, als ez ir site wolde sîn, môraz sinopel clâret,* eher an ein Getränk von grüner Farbe, z. B. an Wermutswein denken: denn das buchstäblich übereinstimmende französische Wort *sinople* bedeutet so viel als grün. Indess andere nennen den *sinopel* ausdrücklich roth: Parz. 239, 1 *môraz, wîn, sinopel rôt;* Thurh. Wilh. (Lanzelet S. 251) *den rôten sinopel,* und brauchen eben dies Wort als Namen eines rothen Farbstoffes: Lanzelet 4421 *sîn schilt was von sinopele rôt genuoc*[2]). Und das wird unzweifelhaft derselbe Farbstoff sein der auf lat. *cinnabaris* oder *cinnabar* und mit geringerer Entstellung auf Neuhochdeutsch und schon im 15. 16. Jh. (z. B. in dem Trierer Farbenbuch und der Wiener Hs. des Erec 2295) *zinober* genannt wird; wirklich hat auch in jener Stelle des Lanzelet die Hs. *zinopel.* Es scheint jedoch der Sinopel, wie er verhältnismässig nicht gar oft bei den Dichtern vorkommt, kein gar häufiges und gleich anderen allbekanntes Getränk gewesen zu sein: man darf das aus der Verderbnis schliessen in welcher die Schreiber öfters den Namen wiedergeben: *siropel* dort in mehreren Handschriften des Parzival, und ebenso im h. Georg 2089 *môraz wîn oder met, syropel oder clâret* und im Wigamur 81 *wîn unde lûtertranc, siroppel und ouch môraz, des wâren dô diu goltvaz voll zallen stunden dâ zer tavelrunden.* Sie mochten dabei an Syrup denken[3]). Oder gab es wirklich auch ein Getränk das vom Syrup (fr. *sirop,* mittellat. *siruppus)* seinen Namen hatte?

Am öftersten jedoch, öfter als *môraz pigment clarêt hippocras sinopel* und *siropel,* erscheint in unsern Quellen der ange-

1) Danach wäre der Rheinwein früher noch entschiedener und schöner grün gewesen als jetzt; kommt daher die grüne Farbe der Rheinweingläser?

2) *Rot von sinople:* Wöchentl. Nachr. 2, 111.

3) [„Der *Siropel* (Ortolph), Sirup“: *Schmeller* 3, 280].

machte Wein unter dem Namen *lûtertranc*[1]). Noch einige Citate zu den andern die gelegentlich schon früher vorgekommen: *man schancte im lûtertranc* Nib. 473, 1. *der künec Artûs hiez in geben lûtertranc met unde wîn* Lanzelet 8603; *lûtertranc, clârer wîn* Flore 3005; *man gôz in diu trincvaz lûtertranc und môraz und edelen kîprischen wîn* Heinr. Trist. 908; *lûtertranc: ûz einem velse der entspranc; den trunken die gelieben hie, wærlich, unde dûhte sie der beste welhische wîn der in den landen mohte sîn* 3359; *er* (der Wunderbrunnen) *ist wîn, sô einer wînes gert; wil er met, sô ist er ouch gewert; dem aber dar stât sîn gedanc, demst er môraz oder lûtertranc* Wigam. 1631; *dâ wart der wîn niht gespart, môraz unde lûtertranc; der kamerære habe danc der in hiez dâ für tragen* 4551; endlich eine Stelle der h. Martina die uns zugleich den technischen Namen des künstlich gemischten Stoffes kennen lehrt mit welchem versetzt der Wein zu Lautertranc ward: '*heiz schenken unde giezen her mîn* (des Teufels) *altez lûtertranc! daz sol er* (der Verdammte) *haben wol ze danc!' sus heizet er im schenken und âne durst trenken. nu hœrent ouch dâ bî wie diz lûtertranc sî. ez ist bech unde swebel, daz dâ riuchet dur den gebel; diu salbe diu dar inne swebet, diu ouch stætechlichen lebet, als ich mich kan versinnen, daz sint kroten und spinnen* 217ab[2]). Schon im Ahd. sind *salbâ selfsalbâ* s. v. a. *temperamentum migma aroma* (Graffs Sprachsch. 6, 191 f.)[3]). Der Name *lûtertranc* aber ist sichtlich dem ausländischen *clarêt claratum* nachgebildet: eine Schlettstäder Glosse (Zeitschr. f. d. A. 5, 367b) stellt das lateinische und das deut-

---

1) *Mulsum lûtertranch* Haupt Ztschr. 3, 375b. *claretum lûtertrank* Voc. opt. 19, 37. Haupt 3, 369b. *mulsum dulce lûtertranc* Sumerl. 11, 54.

2) Anderswo spricht derselbe Dichter auch von einer *salben* im Biere, woraus jedoch bei dem Ungeschick und der Willkürlichkeit seiner Rede weder zu schliessen ist dass *bier* mit *lûtertranc* gleich bedeutend noch dass es Sitte gewesen sei das Bier ebenso mit Zuthaten zu mischen wie den Wein. *daz helletranc er sûfet, swie lützel in doch dürste. — dar zuo wil im briuwen der helleschenke ein sunder bier. — ein salbe* (Hs. *salbeie) hœret ouch dar zuo, dar abe si spât unde fruo über maht sun trinken. — ich wil die salben* (Hs. *salbeien) nennen: die sunt ir sus erkennen: muggen unde spinnen* u. s. w. Bl. 60d.

3) [*Selfsalba* migma, commixtum vel mixtum Graff Sprachsch. 6, 192. Schmeller 3, 231 lies *seifsalba:* Haupts Ztschr. 3, 375a. *seifa* smigma Sprachsch. 6, 172. *seipha* Haupt 3, 380b; 7, 460.]

sche Wort zusammen[1]), und Heinrich in der Krone 31—46 wechselt mit *clarêt* und *lûtertranc* als völlig gleichbedeutenden Ausdrücken ab. Dennoch muss zwischen beiden ein Unterschied bestanden haben, da Ulrich von Thurheim in einer Stelle seines h. Wilhelm (Lanzelet S. 251) sie neben einander als zweierlei Getränke aufführt: *si heten wîn und den met, den lûtertranc und daz claret, dar zuo den rôten sinopel;* Heinrichs Redeweise hat dem gegenüber nur wenig Geltung: denn auch *pigment* und sogar *lît* sind ihm Synonyma von *lûtertranc*. Der Unterschied war etwa dieser. Claret ward nur aus rothem Weine bereitet [in Südfrankreich ist *clairet* ein weisser Wein]: Lautertrank zwar auch in den meisten Fällen, wie sich aus einer Vorschrift des Zürcher Richtebriefes (Helvet. Bibl. 2, 47) entnehmen lässt: *swer ze wîne rüefet, der sol niht wan zeinem wîne rüefen, ez ensî daz ein man in eim kelre habe lûtern und rôten wîn veile:* denn hier kann der *lûter wîn* doch wohl nur ein aus dem Rothweine gemachtes *lûtertranc* bezeichnen[2]). Der Maitrank aber, den man noch jetzt am Rheine macht, wird gemacht aus weissem Weine, und doch ist er um so sicherer für einen auf den Maimonat beschränkten Ueberrest des mittelalterlichen Lautertrankes anzusehen, als er mit diesem noch ein zweites Unterscheidungsmerkmal theilt, die Kräuterzuthat nämlich. Von Claret und all den übrigen fremdbenannten Getränken wissen wir nur, so viel wir überhaupt von ihnen wissen, dass sie aus Wein Honig und Gewürzen seien gemischt worden: also Gewürz im Wein, wie man auch zum Weine Gewürz ass. Dagegen wie in Deutschland auch die Sitte galt mit dem Genusse scharfer und wohlriechender Kräuter sich auf das Trinken vorzubereiten (Lohengr. S. 26)[3]),

1) Es folgen sich da in bezeichnender Verbindung *Vinum wîn, Medo meto, Claratum luttirtranc, Botrus trubo, Ceruisia bier, Piper phefir.*

2) Sonst freilich ist *lûter wîn*, verschieden von *lûtertranc*, nur ein heller reiner Wein: *von benche ze benche hiez man allûteren wîn scenchen:* Fundgr. 2, 35, 7; *lûter wîn rein unde guot der junget alter liute muot: kranker wîn trüeb unde kalt der machet schiere jungen alt* Freid. 132, 16. Die Trierer Glossen 15, 30. 31 haben *lûter wîn, limpidum vinum* und *lûtertranc, mulsum.* Die Worte der Warnung (Zeitschr. 1, 446) *der süeze met, der lûter wîn muoz in dâ vil tiwer sîn* sind unentschieden und unentscheidbar.

3) *Latiche mit essiche, holder bluete essen:* Haupts Ztschr. 6, 358; *rûte und garwele und steinbreche:* 359.

ebenso war auch bei dem deutschen Lautertranke die Einmischung frischgewachsener oder auch gedörrter Kräuter die Hauptsache und überwog, wennschon die Gewürze nicht fehlen durften, diese doch um ein beträchtliches[1]). Es ist schon oben eine kurze Anweisung zur Verfertigung solches Kräuterweines mitgetheilt worden; jetzt noch eine zweite, ausgeführtere, und bisher ungedruckte: sie stammt mit jener aus derselben Quelle, dem *Liber de naturali facultate* in der Handschrift C $^{58}/_{275}$ auf der Wasserkirchbibliothek in Zürich. Und damit möge denn der ganze Excurs über eine Angelegenheit geschlossen sein die nicht zu den unwichtigsten im Leben unserer Väter gehört hat.

(S. 91 b) *iN dirre stete ist gescibin* (so) *.v. geordonot. wie man ineineme iegelichen manote sol lutertranc machon. vzzer crvteren. vnde picmentis. Diz lvtertranc ist vil gvot. v. heilit. v. gehaltet. v gedovbit die vberfluzzigen humores. die dir sint indem menneschin.*

Zidirre wis sol man ez machon. In martio[2]). *sol man ez machon uzir einem teile saluiun. v sol man da zvo nen* XII. *corn piperis. pertheram. gingiber. spic. wol gesotin honec. vnde. XXX. mez wines. Disv alliv suln wol gemilwet sin. dar nach gestan daz sie gelvteren. v daz div clara potio svze si zitrinchinne. Man sol si ovch uastende trinchin. v nach mvose aller tegelich. indisen manodin. so wirt er vil gesunt. In aprile sol man zvo disime tranche tvon die wormate. v allez daz da vor gescribin ist. In maio. sol man lvbestechil dir zvo tvon. et prędicta. In iunio. betoniam. et prędicta. In iulio gamandream. In augusto agrimoniam*[3]). *In octobre. fimbrate. In nouembre. millefolium. In decembre. hagvn die die* (so) *dir wahsint vfen dē wizin hegene. In ianuario. seuinum et poleium* (so). *In februario. lorber. vnde cost. Der disis lutirtranches spvlgit. der wirt vil gesvnt.*

---

1) *Sarinatum* Ekkeh. Bened. 248; *salviatum selbinwîn:* Voc. opt. 19, 39: *ain guten salven wein* Uhland Volksl. 610; *krausemintc, salveie, poleie:* Refrain eines Trinkliedes das. 587. — Vergl. *Weinkraut, Weinraute, Weinnägelein* bei Schmeller 4, 87 fg., auch *Weinrauten* 3, 157 fg.

2) Der alte Jahresanfang mit dem Frühling, den ausser andrem schon die Sprache bezeugt, da unser *jâr* dasselbe Wort ist mit dem gr. ἔαρ und dem lat. *ver*.

3) Der September fehlt.

Das Schachspiel im Mittelalter.

(Erster Theil der Abhandlung über das Schachzabelbuch Konrads von Ammenhausen und die Zofinger Handschrift desselben, in: Kurz und Weissenbach, Beiträge zur Geschichte und Litteratur, vorzüglich aus den Archiven und Bibliotheken des Kantons Aargau. Aarau 1846. Bd. 1. S. 28—45).

Die erste Erfindung des Schachspieles ist anerkannter Massen in Indien zu suchen: neuerlich hat davon wieder Bohlen gesprochen, und zugleich treffend nachgewiesen (das alte Indien 2, 68), wie die Stellung der Figuren und deren Verhältnis unter einander nur das Bild einer Schlachtordnung nach altindischer Art sei.

Auf welchem Wege nun und zu welcher Zeit ist das Spiel auch nach Europa, auch zu uns Deutschen gelangt?

Frühere Alterthumsforscher, der Schotte Thomas Dempster in seinen Nachträgen zu den *Antiquitates Romanæ* des Rosinus, der Niederländer Daniel Souter in seinem *Palamedes* u. A. lassen den Uebergang schon unter der Römerherrschaft und vermittelt durch die Eroberungen Roms in Vorderasien geschehen, indem sie den römischen *ludus latronum* oder *latrunculorum* bereits für ein und dasselbe Spiel mit dem Schachspiel halten. Indes war dieser *ludus*, soviel aus den Zeugnissen der Alten irgend abzunehmen ist, nur etwa unserem Damenspiel ähnlich: es war ein Kriegsspiel mit blossen Steinen; schon das Brett, dessen man sich dafür bediente, scheint sich in der Zahl seiner Felder von dem Schachbrett unterschieden und auf jeder Seite nur Raum für zweimal sechs Steine gewährt zu haben. Und was vollständig entscheidet, wir wissen aus dem Bidpai und sonst,

dass erst unter der Regierung Kosroes des Grossen, also nach der Mitte des sechsten Jahrhunderts, die Perser mit dem Schachspiel bekannt geworden, dass sie es da erst von Indien her erhalten haben. Ein entfernterer Zusammenhang des *ludus latrunculorum* und des Schachspieles ist damit nicht in Abrede gestellt: Griechen und Römer führten alles Brettspiel mit Würfeln und mit Steinen auf Palamedes und die Belagerung Trojas, d. h. auf asiatischen Ursprung zurück, und so abgeändert, konnte schon frühzeitig das Schachspiel der Inder bis in den Westen Asiens vorgedrungen sein.

Unzweifelhaft nachzuweisen wird die Bekanntschaft der Europäer mit dem Schachspiel erst im Mittelalter, gegen Ablauf des ersten Jahrtausends nach Christo. Da ward es durch Nachbarschaft und Handelsverkehr den Griechen aus Persien, den übrigen Völkern Europas von Griechenland her zugeführt. Die rechte Ausbreitung aber kam erst, als die Kreuzzüge und in deren Gefolge der Handel, namentlich der italiänischen Städte, den Westen selbst in unmittelbare Berührung mit dem Orient, und Orientalen sogar in das fernere Europa brachten. Florentinische Chronisten erzählen von einem Saracenen Namens Borzaga, der 1265 in ihre Vaterstadt gekommen sei und da zugleich mit dreien der besten Schachspieler von Florenz gespielt habe, zwei Spiele aus dem Kopf und nur das dritte selber gegenwärtig; dennoch habe er in Frist einer Stunde zwei Gegner matt gemacht; das dritte Spiel sei nicht entschieden worden (Raumers Hohenstaufen 6, 589).

Für Deutschland das älteste Zeugnis und überhaupt eins der ältesten von allen möchte eine Stelle in den Fragmenten des Ruodlieb sein, welches Gedicht nach Schmellers, seines Herausgebers, Meinung von dem Tegernseeischen Mönche Froumunt, also um das Jahr 1000 ist verfasst worden. Da wird (2, 187 fgg.) in geläufig fliessenden Reimhexametern erzählt, wie ein Gesandter erst von dem Vitzthum eines Königs, dann von dem Könige selbst, dann auch noch von dessen übrigen Hofleuten zum Schach *(scachorum ludo)* genöthigt wird, aber allen ein Spiel nach dem andern und den stäts erneuten reichen Einsatz abgewinnt. Häufig jedoch werden auch für Deutschland die Zeugnisse erst mit dem zwölften Jahrhundert, nach Beginn der Kreuzzüge.

Die Namen des Spiels und Bedeutung und Benennung der einzelnen Figuren blieben in Europa, allgemein genommen, die persischen, während die persischen ihres Theils wieder nach Indien wiesen. Die Indier hatten das Spiel *tschatur anga*, d. h. vierkörperig genannt, sonst auch der Beiname eines wirklichen Heeres wegen seiner Zusammensetzung aus Reitern, Wagen, Elephanten und Fussvolk; daraus machten die Perser *schatreng* oder *schatrak*, hieraus zuletzt die Griechen *zatrikion*: z. B. (die Stelle ist zugleich ein historisches Zeugnis) in der Alexias der Anna Comnena S. 360: εἶχε τῶν συγγενέων τινὰς παίζων τὸ ζατρίκιον· παιδιὰ δὲ τοῦτο ἐκ τῆς τῶν Ἀσσυρίων τρυφῆς ἐξευρημένον καὶ ἐς ἡμᾶς ἐληλυθός. Die Latinität aber und die Volkssprachen des Abendlandes sagten *scachus* oder *scaccus*, französisch *eschec*, deutsch *schâch*, nach dem persischen Namen der Hauptfigur, des *schah*, des Königs; besonders passlich im Deutschen, da hier dasselbe Wort im Sinne von Raub schon von jeher gebräuchlich gewesen: blos dem Wortlaute nach ist unser Schachspiel allerdings ein *ludus latronum*. Das Schachbrett aber hiess auf altdeutsch (zuerst in Glossarien des 11. 12. Jh.) *schâchzabel*[1]), wie das Würfelbrett schon früher *wurfzabal* geheissen hatte: *zabel* aus lateinischem *tabula*[2]). Wenn sodann von der ungebildeten Rede des 14. und des 15. Jh. *schâchzabel* in *schâfzabel* und noch weiter sogar in *schâfzagel* (Schafschwanz) entstellt ward, so sollte das einem nicht mehr verstandenen Ausdruck wieder eine Art von Sinn geben: ganz ähnlich hat die neuere Sprache das Wort Schachmatte, d. h. Raubmatte, den urkundlich alten Namen des bekannten Jurapasses, in Schafmatte verkehrt und umgedeutet.

Der König selber ward nun eben König genannt; aus seinem Feldherren (denn diesen Sinn hat ursprünglich die Figur zur Seite des Königs und ebenso deren persischer Name *ferz*) machten die Franzosen mit allmählicher und immer nur geringer Veränderung des Wortes, in der Sache jedoch höchst unorientalisch, eine *vierge*, dann eine *dame* oder *reine*, danach die Lateinischredenden eine *virgo, domina, regina*, die Deutschen eine Königin. Die somit aufgegebene Urbedeutung dieser Figur ersetzte man

---

1) *Alea scâhzabel:* Gl. Trev. 9, 10; Summ. Heinr. 257.

2) (*Tafl* Völuspâ 59, Rîgsmâl 38).

theilweis durch die Auffassung der jetzt sogenannten Läufer: man hiess sie auf Deutsch die Alten, auf Lateinisch *sacerdos, presbyter, episcopus,* wie jetzt noch englisch *bishop;* auf dem persischen Brett waren es zwei Elephanten, persisch *fil* oder mit arabischem Artikel *al fil* genannt: daher lateinisch auch *alphinus,* französisch *fol* und *fou* oder *dalphin, dauphin*[1]). In den Namen also noch ein Ueberrest von dem morgenländischen des Elephanten: dessen Gestalt jedoch übertrug man zuweilen mit weiter gehender Verschiebung auf die beiden Endfiguren in der Reihe der Officiere: im Persischen hiessen sie *rokh,* d. i. Kamel (denn es stunden da zwei Kamele mit Bogenschützen), und ebenso lat. *roccus,* altdeutsch *roch:* diess aber führte durch *rocca* (Schloss) auf das Bild eines Thurmes und eines Elephanten mit aufgesetztem Thurme: darum auch franz. *tour,* englisch *castle.* Die Figur zwischen den Alten und den Rochen war überall, auch im Orient, ein Reiter oder Ritter, und die vordere Figurenreihe überall eine Reihe von Fusskriegern, pers. *peada,* lat. *pedes,* fr. *pion,* altdeutsch *vende*[2]); letzteres zugleich ein echt einheimisches Wort für diesen Begriff: vgl. Schmellers Bairisches Wörterb. 1, 545 u. Jac. Grimm zu Andreas u. Elene S. 111 fg.

Vielleicht jedoch, ja wahrscheinlicher, sind die angeführten Abweichungen von der persischen Stellung der Bilder nicht so bloss durch Misverstand und Misdeutung der Namen veranlasst worden, wie freilich die gewohnte Ansicht ist. Auffallender Weise nämlich trifft diese europäische Anordnung wieder zusammen mit der ursprünglichsten, der indischen, wo die Elephanten gleichfalls auf den beiden Flügeln stehn, und zunächst dem König und dem Feldherrn keine Elephanten, sondern Streitwagen. Und selbst diese Streitwagen kannte man im europäischen Schach: die grossen Elfenbeinfiguren aus dem elften oder zwölften Jahrhundert, die man als Schachspiel Karls des Grossen in der Kunstsammlung des Louvre zeigt (abgebildet im *Magasin pittoresque* 1834.

---

1) *Altfil* Eigenname: Haupts Zeitschr. 6. 400. Grimm, Gesch. d. d. Spr. 2, 947.

2) *Roch, pedes, regina, senex, eques insuper et rex:* Carmina Bur. 246; *rochus, eques, alficus, rex, femina, pedes:* das. 247; *pedes, pedestris fendo:* Schlettst. Gl. 6, 506. Vergl. ferner die weiter unten ausgehobene Stelle v. Reinmar v. Zweter, Minnes. Hagen 2, 204 b.

pg. 15. 16), sind ein König, eine Königin, ein Wagen mit einem Viergespann, ein Reiter, ein Elephant und ein Fusskrieger. Also über das persische Vorbild hinaus zugleich noch Einwirkung des indischen: der Handelsverkehr schon des früheren Mittelalters muss weiter gegriffen haben, als man sich gewöhnlich denkt.

Ausserdem hat bei dieser Abänderung etwa noch ein zweiter Umstand mitgewirkt und sie befestigen helfen. Das Schach der Inder und der Perser war nur das Abbild eines indischen, eines persischen Kriegsheeres gewesen, in welchem alle, vom Könige bis zum Fusssoldaten, zu einer und derselben Kaste gehörten: das europäische nun stellte eher die Gliederung eines germanischen Staates dar, die ganze Abstufung von höheren zu niederen Ständen: an König und Königin reihen sich zunächst die Priester, an diese die Ritter, an diese, bezeichnet durch die Burg, die Bürger an, und das Vordertreffen bildet der grosse Haufe des gemeinen Volkes, der Bauern.

Nach allem Bisherigen waren Zahl und Stellung der Figuren dieselben schon im Mittelalter wie noch jetzt, und demgemäss auch die Zahl der Felder, in welche das Brett getheilt war. Wenn ein Bild in der Stuttgarter Handschrift des Schachzabelbuches von Konrad von Ammenhausen (Aufsess Anzeiger 1832. Sp. 148.) dem Brette nur 36 Felder giebt, so ist das um so eher bloss ein Versehen des Malers, als grade dieses Buch die Zahl 64 ausdrücklich bezeugt[1]).

Auch der Gang der Figuren hatte nur wenig abweichendes, und ebenso wenig, wie es scheint, die ganze Spielart[2]). Den ersteren beschreibt ein dem Ovid untergeschobenes Gedicht *de Vetula* folgender Massen (*Ovidii Erotica ed. Goldast* pg. 128):

Sex species saltus exercent sex quoque scacci,
Miles et Alphinus, Roccus, Rex, Virgo Pedesque.
In campum primum de sex istis saliunt tres,
Rex, Pedes et Virgo. Pedes in rectum salit, atque
Virgo per obliquam; Rex saltu gaudet utroque.
Ante retroque tamen tam Rex quam Virgo moventur.

1) Auf dem Bilde Ottos mit dem Pfeile (le Bas, Allemagne 1. tav. 81) 7mal 7 Felder.

2) [Lat. Gedicht in den Carm. Bur. 246—218].

Ante Pedes solum, capiens obliquus in ante;
Cum tamen ad metam stadii percurrerit, extunc
Sicut Virgo salit. In campum vero secundum
Tres alii saliunt, in rectum Roccus, eique
Soli concessum est ultra citraque salire.
Oblique salit Alphinus, sed Miles utroque
Saltum componit.

Schach und matt wurden mit eben diesen Worten angekündigt, und auch das Abschach hiess schon so. *Der künic sprach zer küniginne „dâ schâch!“ „Dâ schâch!“ sprach diu künigîn; „hie buoz mit dem ritter mîn!“ „Abschâch“ sprach der künic sân. Si gedâht „Abschâch wirt iu getân“:* Heinrichs v. Freiberg Tristan 4155 fgg. Den Persern bedeutet *schah mate* der König ist todt; die Franzosen dachten dabei und bei dem Zeitworte *mateir* (matt machen) zugleich an das lateinische *mactare*[1]).

Nur ausnahmsweise kamen auch schon im Mittelalter erschwerende Ueberkünstelungen des Spieles vor. So das Courrierspiel mit zweimal 24 Figuren auf achtmal 12 Feldern: wenigstens werden im Wigalois (V. 10582) *wurfzabel unde kurrier,* d. h. Würfelbrett und Courrierbrett, als Mittel geselliger Unterhaltung genannt; ein andres Zeugnis, das mit ausdrücklicher Bestimmtheit davon spricht, ist im Schachzabelbuch Konrads von Ammenhausen enthalten.

Es war aber, wie bei allen Völkern des Mittelalters, so auch und vorzüglich bei den Deutschen das Schach ein beliebtes und vielgeübtes Spiel. Da es gelegentlich um Gewinn und Verlust grosser Einsätze gieng (Ruodlieb a. a. O., Konrads Flore S. 35 fgg., Diderics Floris S. 74 fgg.), so fand die Spielsucht, die Tacitus schon an seinen Germanen zu rügen hatte *(Germ. 24),* hier ein verlockendes und erwünschtes Feld[2]). Leute geringeren Standes freilich und geringerer Bildung blieben nach wie vor

1) *Schach roch:* Carm. Bur. 246; *hie mat!* das.; *mattum:* das. 247. — Schachaufgaben aus dem 14. Jahrh.: Haupts Ztschr. 14, 179 ff.

2) Spiel *umbe guot* (Wolf und Mann) Hagens Minnes. 2, 375a; *um das Haupt:* Sal. u. Mor. 13a; *um ein Weib:* Simrocks deutsche Sagen 1, 245. 524; *um ein Glied des Leibes:* Reinh. CXXXVI. Balduin von Flandern verspielt bei Heinrich IV. Krönung zu Achen sein Land an Floris von Holland; Gent zahlt die Wiederkaufsumme; daher der Freiheitsbrief der Genter der Kauf von Flandern heisst: Wolf deutsche Sagen 414.

lieber bei den altgermanischen Würfeln: Vornehmere jedoch zogen die Schachfiguren oder zogen den Damenstein im Brett. Und vielleicht war letzteres Spiel auch nur eine Abart des Schachs, und neben diesem schon im Orient aufgekommen: strenggläubige Moslemim spielten auch das Schach mit blossen Steinen statt der ihnen verbotenen Bilder; im bairischen Unterlande und zu Nürnberg versteht man jetzt unter Schafzägel das sonst sogenannte Mühlenspiel (Schmeller, Bair. Wörterb. 3, 334). Als eine zweite, noch weiter gehende Umgestaltung, auf die zugleich das Würfelspiel mag eingewirkt haben, ist mit Hüllmann (Städtewesen 4, 253) das Karten- oder eigentlich Quartenspiel anzusehn, diess eine europäische, eine französische Erfindung, und nach Deutschland schon im J. 1300 eingeführt (Breitkopf, Urspr. d. Spielkarten S. 9).

Das Schach war ein Spiel der Vornehmeren, Herren wie Frauen übten es, und Herrn und Frauen gerne mit einander[1]; man betrachtete es mit als ein Vorrecht und ein Kennzeichen der Edeln: *Vir nobilis dominus Rizardus de Camino, dum more nobilium scacchis luderet pro solatio (Muratori, Rer. Ital. Scriptt.* 12, 783). Auf andre Spiele verzichteten sie wohl, wenn die Noth es forderte, auf dieses nicht: so reversierte sich im J. 1461 Peter Kraft der jüngere, ein Geschlechter von Ulm, gegen seine Eltern, nachdem er sich eine Zeit her im Spielen und Karten nicht wohl gehalten und sich dadurch merklich Schulden zugezogen, hinfort nicht mehr zu spielen noch zu karten noch ein andres Spiel zu thun, als allein den Schachzagel zu ziehn und Armbrust zu schiessen (Jäger, Ulms Mittelalter 543 fg.); und ebenso nahm der Rath von Regensburg, als er im Jahre 1393, um der zunehmenden Ueppigkeit zu steuern, ein allgemeines Spielverbot erliess, selber gleich das *Schafzaln* und das Spielbrett davon aus (Gemeiners Regensb. Chronik 2, 301). Mehr denn hundert Jahre früher, wo auch ein Regensburger, der Franciscanermönch Berthold, die weltlichen Herrn ermahnt, Geistlichkeit und Laien zu beschirmen, macht er es ihnen angelegentlich mit den Worten:

1) Fridthiof und Biörn spielen es mit bildlich bedeutsamen Reden: Fridthiofsaga Cap. 3; vgl. Mohnike S. 84. Konradin und Rudolf von Habsburg vernehmen beim Schachspiel dass sie sterben sollen. Vergl. Paul. Diac. 1, 20. Mann und Frau: Minne Lehre 443.

Ez sol iuwer schâchzabel sîn und iuwer vederspil und iuwer tagalt und iuwer kürzewîle (S. 38). Zwar Ausbrüche der Sittenroheit konnten sich auch hiebei ereignen, wie z. B. einmal der Graf Ferrand von Flandern seine Frau prügelte, weil sie ihn matt gesetzt, was mit ein Anlass war, dass König Philipp August ihn bekriegte *(d'Achery, Spicil.* 2, 626); ähnlich der altfranzösischen Sage von den vier Haimonskindern, wo als erstes Motiv der Feindschaft zwischen diesen und Karl dem Grossen gleichfalls ein Schlag vorkommt, den ein Neffe des letzteren aus Zorn über viermaligen Verlust im Schach dem jungen Helden Regnaut gegeben (Bekkers Fierabras S. IV). Dennoch ward unter die *septem probitates,* die man von den edlen Laien forderte, im Gegensatze zu den sieben Künsten der Gelehrten und der Geistlichen, ausdrücklich auch das Schachspiel gerechnet *(Probitates vero hæ sunt: equitare, natare, sagittare, cestibus certare, aucupare, scacis ludere, versificari: Petri Alf. Discipl. cleric.* 44), und eben dieses unter die nothwendigen Unterrichtsgegenstände bei der Erziehung fürstlicher Kinder: wo der Chronist und Dichter Philipp Mouskes darstellen will, wie vortrefflich und in welchen Dingen allen die Kinder Karls d. Gr. seien unterrichtet worden, fehlt das Schachspiel nicht: *s'aprisent d'escies et de tables* (V. 2844). Darum legen die Dichter den Helden ihrer Abenteuer neben all den übrigen Tugenden gern auch diese Kunst noch bei[1]): so dem Ruodlieb, wie wir gesehen haben, dem Regnaut *(Regnaut savoit du jeu assés et largement,* Bekkers Fierabras S. IV), Karl dem Grossen *(si runden den keiser zwâre ob deme schâchzable,* Pf. Konrad 22, 17), dem Tristan (Gottfr. 2247 fgg.) und der Geliebten Tristans, der Königin Isolde (Heinr. v. Freiberg 4144 fgg.), selbst dem grossen Alexander *(Carpentier, Supplem. ad Cangii gloss. v. scacci);* ja der Verfasser des erwähnten Gedichtes *de Vetula* macht zum Erfinder des Spiels den weisen Ulysses, mit Uebertragung dessen, was sonst von Palamedes erzählt wird[2]),

---

1) Konrad von Würzburg d. Welt Lohn 28.

2) Im Renner mit einem leicht erklärbaren Irrthume von einem Ritter Aleo: *Noch ist einer leie spil, des herren spulgent, von dem doch vil sünden und schanden kumt etswenne: wurfzabel ich daz spil iu nenne; daz vant ein ritter, hiez Aleo, vor Troie.* Der alte Druck liest *Abeo,* der neue Bambergische 133 a. *alco:* der Dichter hat das lateinische Appellativum *aleo* (s. v. a. *aleator)* für einen Eigennamen angesehn.

auf das Schach und diesen berühmteren Namen des Trojanischen Krieges *(ed. Goldast* pg. 127):

Est alius ludus scacorum, ludus Ulixis,
Ludus Troiana quem fecit in obsidione,
Ne vel tæderet proceres in tempore treugæ,
Vel belli, si qui pro vulneribus remanerent
In castris; ludus qui castris assimilatur.
Inventor cuius jure laudandus in illo est.
Sed causam laudis non advertunt nisi pauci.

Nach allgemeinster Sage jedoch, die aus dem Orient stammte, war es eben als Königsspiel zur Belehrung eines Königes erfunden worden; der Name des letzteren wird dann verschiedentlich angegeben[1]).

---

1) Im Schachzabelbuch Konrads von Ammenhausen. Bl. 13a. der Zofinger Handschrift:

ein künig was von hoher art,
bi des zitten der fund beschach:
der hies Enilmoradach
und was Nabuchodonosors kint,

ein Wütherich gegen sein Volk, ein Frevler selbst an dem Leichname seines Vaters, den er in dreihundert Stücke zerschneiden und so von dreihundert Geiern aufzehren liess, damit derselbe nicht wieder ins Leben kehren und ihm die Herrschaft benehmen möge. Zwar

15 *a.* ir ist vil, die wenent, daz
Das spil würde ouch funden
Vnd erdacht an den stunden
Vor troiye, do diu besessen was.
Aber der meister schribet, das
Er (Es) wurde in chaldea erdacht,
Vnd würd dannan in krihen bracht
Von einem meister, der bracht es:
Der hiess dyomedes.
Vnd do es gesahen
Die meister ze krichen, do iahen
Si, es were ein chluog sin.
Vnd vobtens vast vnder in.
Dar nach bi allexanders zitt,
Des gewaltigen, do wart es wit
b. Vnd breit über alles egypten land.
Dar nach wart es aber erkant,
Das mans recht als einen bal
Gab in der welt über al.
Alsus ist es ouch zuo üns komen.

Solcher Vornehmheit des Spieles angemessen, ward auch das Spielgeräthe gern aus vornehmen kostbaren Stoffen und oft nicht

---

Der Erfinder aber war ein chaldäischer Philosoph, Xerxes oder Philometor genannt.

15 *b.* ICh vand an dem buoch alsus:
Es was ein guot Phylosophus,
Der ein rechter meister was
Von natur, als ich las,
Von orient: der hiess ierses
In chaldeyscher zungen; der vand es.
Och hat er noch einen namen
In kricher zungen, des er sich schamen
Nicht dorfft: wann er was sicherlich
Im gebere vnd loblich.
Da von er im wol getzam;
Phylometor was der selb nam.
Was nv phylometor sie
In latine, das sage ich hie:
Es spricht *amator iusticie.*
Ich sag iuch von dem namen me,
Das es in diutsch ist geseit
Der masse oder der gerechtikeit
Ein rechter mynnere.
Der nam was im gebere:
Wann er wolt sin leben
Gerne vmb dye gerechtikeit geben,
b. E er die gerechtikeit liesse varn.
Es wart nach im meniger muter barn
Sit genemmet, alls noch dike gesicht (geschicht):
Wa man einen biderben man sicht,
Dem bœsen ding vnmere sind,
Nach dem nemmet einer gerner sin kint
Denne nach einem bœsen wihte.
Nu merkent an disem gedichte:
Er wolte gerner sterben
Durch gerechtikeit denne erberben
Mit gelichsenne des kuniges hulde:
Wan der was in der schulde,
Das er also griulich was:
Er hette vil wiser meister vmbe das
Verderbet, das si getorsten in
Gestraffen: Sus griuwlich was sin sin.
§ Nu erkande man disen meister wol,
Das er gerechtikeit was vol,'
Vnd batent in dye liute do,

ohne Kunst gefertigt, die Figuren z. B. aus Elfenbein. Derer, die im Louvre sich erhalten haben, ist bereits Erwähnung geschehen; in der Verlassenschaft Graf Sibotos von Neuenburg, gegen Ende des 12. Jahrhunderts, befanden sich *unum scahzabel, unum wurfzabel* und noch einmal *tria scahzabel, tria wurfzabel* und *elefantei lapides tam ad wurfzabel quam ad scahzabel pertinentes (Mon. Boica* 7, 502): in Gottfrieds Tristan 2219 fgg. kommt ein *schâchzabel* vor, *an brete und an den spangen*[1]) *vil schône und wol gezieret, ze wunsche gefeitieret; dâ bî hienc ein gesteine*[2]) *von edelem helfenbeine ergraben meisterliche.* Wirnt von Gravenberg in seinem Wigalois 10582 fgg. lässt sogar auf einem Brette von Elfenbein mit Figuren von edlen Steinen spielen[3]); zugleich aber bezeugt er, dass der übliche Stoff der letzteren einfach Holz gewesen sei: *dâ lâgen vor der frouwen fier wurfzabel unde kurrier, geworht von helfenbeine; mit edelem gesteine spilten si, mit holze niht, als man nu frouwen spilen siht.* Dennoch sind die Edelsteine kaum eine bloss romanhafte Uebertreibung, so wenig als das Schachbrett von Gold und Silber in einem altfranzösischen Trojanerkriege *(Du Cange v. scacarium):* denn wirklich werden auch in einer historischen Schrift *scachi crystallini* genannt, und in einer Pariser Urkunde vom J. 1320 *unum scacarium de jaspide et calsidonio cum familia* (den Figuren), *videlicet una parte de jaspide et alia parte de cristallo (Du Cange v. Scacci).*

Wie aber sahen die Figuren aus? Das vorher schon angezogene Bild der Stuttgarter Handschrift (es rührt aus dem 15.

Das er etwas also
Von sinem hertzen erdechte,
Da mit er den künig brechte
Von vnart vnd vnsiten:
Des begondens in sere bitten.

Da ersann er um ihnen zu helfen das Schachspiel.

1) *Spange* der erhöhte Rand des Schachbrettes.

2) Auch das Brett hieng, V. 2219; vgl. bei Du Cange *v. scacarium: Tabulam scacorum ibi pendentem.* Die Steine hat man sich in einem Beutel zu denken: vgl. die am Schlusse angeführte Predigtstelle.

3) In wälschen, altfranz., altengl. Romanen Schachbretter, deren Figuren von selbst spielen: S. Martes Arthursage 214 fg. — Orendel 919 fg. *bret rischîn, gesteine guldîn, ergraben harte cleine;* Var. *(schâchzabel) die spangen rôtguldîn.* Morolf 13a *schâchzabel mit golde durchslagen,* besetzt mit *smaragd und jâchant; daz gesteine wîz unde rôt.*

Jahrhundert her, kann jedoch sehr wohl Copie eines älteren sein) zeigt uns bereits eine solche Umformung ihrer ursprünglichen und eigentlichen Gestalt, dass der König, der Ritter u. s. f. nicht sowohl mehr einen König und einen Ritter darstellen, als nur, wie bei uns, bedeuten; ebenso schon im 14. Jahrhundert [und schon im 13. das Bild der Carmina Burana 246] das Bild, das in der s. g. Manessischen Handschrift den Liedern des Markgrafen Otto mit dem Pfeil vorangesetzt ist *(le Bas, Allemagne,* Th. 1, Taf. 81): jene Pariser Figuren sind alle noch wirkliche Abbildungen[1]). Die Entstellung der Bilder fällt danach zwischen das zwölfte und das vierzehnte, fällt in das dreizehnte Jahrhundert, wo die allgemeinere Uebung des Spieles wohl ein Anlass werden konnte, die Figuren mit geringerem Zeitaufwande anzufertigen.

Das Schach war ein Spiel der Vornehmen, und zwar eigentlich nur derer von weltlichem Stande: der Geistlichkeit war es gleich allen anderen Spielen grundsätzlich verboten[2]): von dem Concil zu Trier im J. 1310 wurden den Mönchen *scaci* und *globi,* d. h. Schachfiguren und Brettsteine untersagt *(Martene et Durand, Thesaur.* 4, 249), und mit noch ausführlicherer Aufzählung verfügte 1329 eine Würzburger Synode: *Ludos alearum, cartarum, schacorum, taxillorum, anulorum et globorum monachis et monialibus prohibemus districte (Würdtwein, Nova subsid. diplom.* 2, 272). Dass, wie Manche behaupten wollten, ein Unterschied zu machen sei zwischen Würfelspiel und Schach, räumte die strengere Kirchenzucht nicht ein (Du Cange a. a. O.), und nur den Ordensrittern gestattete man, eben weil sie Ritter waren, Schach zu spielen, während man die Würfel ihnen so gut als andern Geistlichen untersagte (Voigt, Gesch. v. Preussen 6, 504). Indess die Letzteren, Priester wie Mönche, achteten des unbequemen Verbotes wenig: Du Cange unter d. W. *scacci* gewährt dafür hinreichende Beispiele; in dem wilden Klosterleben auf dem Petersberge bei Halle waren diejenigen noch die ruhigern und besser gesitteten, die bloss Schach und Würfel spielten (Raumer, Hohenst. 6, 430).

---

1) Wirkliche Königsbilder die altdänischen Schachfiguren von Wallrosszahn: Leitfaden zur Nord. Altertumskunde 67 fg.

2) Schachspiel Geistlicher: Chron. Mont. Ser. 57. 150.

Das hauptsächlichste Zeugnis aber, wie gern von beiderlei Ständen und beiden Geschlechtern und wie allgemein das Schachspiel getrieben worden[1]), ist das Eintreten bildlicher Ausdrücke, die von demselben hergenommen sind, in die Sprachen des Mittelalters und bis in den Kreis der sich ganz alltäglich wiederholenden Begriffe. Schon das Würfelspiel hatte solcher Ausdrücke genug an die Hand gegeben: das Schach vermehrte deren Zahl. Wer z. B. sich in irgend welcher Noth befand, dem war nach allgewohnter Redweise Schach, wer darin verlor oder untergieng, dem war Matt geboten; von zahllosen Stellen bloss einige: *Allen iren fröuden mat wart dâ gesaget sunder schâch,* Heinrichs Tristan 1560 fg. *Drien herzen was nu mat geseit mit eines valles steine; der meisterzuc was worden eine, schâch roch, ûf künegîn und ûf rîter. ist uns der zuc nu worden witer, sô fröuwe dich, ellende vrouwe,* Ulrichs v. d. Türlein Wilhelm 107b. *Die tage slîchent hin, und der tôt allez nâch: der sagt uns mit den alten schâch; dar nâch erzeiget er sîn mat,* Koloczaer Codex 153; unser Adjectivum *matt* kommt nur daher, sammt dem Wortspiel *Matthäi am letzten*[2]). Fernere Bildlichkeiten sind, wenn Reinmar von Zweter von seinem Leben am böhmischen Hofe, wo ihm nur der König Gunst erweise, sagt und klagt: *Ich hân den künic alleine noch und weder ritter noch daz roch, mich stiuret niht sîn alte noch sîn vende* (v. d. Hagens Minnesinger 2, 204b.), und wenn Hugo von Trimberg einmal das Hin- und Herschieben der Brotstückchen auf dem Tisch eines Geizigen mit dem Schachzabelziehen vergleicht: *Got, lâ mich nimmer dâ gesitzen, dâ man mit brôtes snitzen schâchzabel ziuhet ob den tischen! möhte ich ein künic dâ erwischen oder ein roch, sô füere ich wol: mit venden wird ich dâ selten vol* (Renner 65b.)[3]). Vorzugsweise passlich war es, den Krieg der Waffen wie den der Worte in Bildern des Schachspieles darzustellen. So Herbort von Frizlar S. 166 fg. einen Kampf der Amazonen und der Griechen: *Die frouwen fol-*

1) Mönch mit einem Gespenst (dem Teufel) um seine Seele spielend; Sieger, baut er von dem gewonnenen Gold und Silber das Kloster Clairmarais (bei Cambrai). Wolfs nl. Sagen 282 fg.; vergl. Engel und Teufel um eine Seele würfelnd: ebenda 212.

2) *Matthaei am letzten:* Abr. a SClara 8, 77.

3) *Da wurden die Beiner so sauber abgeschleckt, dasz man alsbald Schachsteine daraus hätte drehen können:* Simpl. 1, 349 (1, 348 Kurz).

geten in nâch und tâten in einen schâch ûf und nider umb den stat. sie wâren vil nâch worden mat. dâ mohte der vuozgenge genesen niht die lenge; sich enkunden die alden nieren behalden. diu schif si in enbranten. swaz sie ir beranten, die ritter mohten niht genesen. der künic wêre mat gewesen, wan daz er vaste vor flôch swa diu küniginne nâch zôch. von den schiffen unz an diu gezelt dâ newas dehein felt, ez enwêre von warte vol. wan daz er die züge kunde wol, er müeste mat sîn beliben; und hete diu naht ouch niht vertriben die küneginne dannen, im und sînen mannen wêr zegangen der maht. dô gehalf im diu naht, diu sie von dem schâche treip, daz er ûf dem felde bleip. Veit Weber in dem Murtner Siegesliede (Altd. Leseb. 1054) den Zug der Eidgenossen gegen den Grafen von Romont: *Man treib mit im schafzabelspil: der venden hat er verloren vil, die huot ist im zwürent zerbrochen*[1]*; sîn roch die mochten in nit verfân, sîn ritter sach man trûrig stân: schôch matt ist im gesprochen.* Und im Kriege auf Wartburg (v. d. Hagens Minnes. 2, 15b.) rühmt sich Klinsor, Ritter und Roch zu haben, während sein Gegner Wolfram nur einen Venden besitze, und der sei nicht einmal gedeckt[2]).

Aber auch die Sprache der ritterlichen Liebe und des weltlichen und des geistlichen Minnegesangs holte Anschauungen vom Schachspiel her. „Ehe ich“, singt der Franzose Cunes de Bethune (Altfr. Lieder 24, 3), „von dieser Liebe ergriffen war, wuste ich andre Leute das Spiel zu lehren, und auch jetzt weiss ich wohl eines Andren Spiel zu ersinnen, und mein eignes weiss ich nicht zu spielen. Ich bin wie jener, der klar beim Schach sieht und andre Leute gar wohl lehrt, und wenn er spielt, so seinen Sinn verliert, dass er sich nicht vor dem Matt zu decken weiss.“ Andre mit Beziehung auf die bekannte Geschichte, wie der orientalische Erfinder des Schachspieles als Lohn dafür eine von Feld zu Feld sich verdoppelnde Zahl von Weizenkörnern gefordert habe: „Ich kann die Felder des Schachbrettes mit meinem Leid verdoppeln“ (Guiot von Provins a. a. O. 13, 5., ähnlich Folquet v. Marseille bei Raynouard 3, 159) und: „Man kann

1) *Die huote brechen* oder *zerbrechen:* bis in die Felderreihe der Officiere vordringen.

2) *Die vröude mak sich wol vergan* ist nämlich in *Din vende* u. s. f., weiterhin *den venden* in *dem venden* zu bessern.

mit all dem Guten, das zu deinem (der heil. Jungfrau) Lobe gehört, tausendmal die Felder des Schachbrettes verdoppeln" (Altfr. Lieder 41, 3).

Und nicht bloss auf Sprache und Poesie, auch auf die bildende Kunst wirkte das Spiel, indem man einen bunten Wechsel von Feldern, wie der auf dem Schachbrett ist, häufig und gern auch zur Verzierung von andern Geräthen, von Wänden und Fussböden, von Fahnen und Wappenschilden gebrauchte: die altdeutsche Heraldik nannte das *underschakieret* (Herbort 1312) oder mit mehr deutsch gebildetem Ausdrucke *schâchzabeleht* (Konrads v. Würzb. Trojanerkr. 23a. Turnier v. Nantes 99)[1]). Von solch einem geschachten Tisch oder Boden hiess bei den Normannen in Frankreich und in England der oberste Gerichtshof *scacarium*, französisch *eschequier* oder *eschiquier* (Du Cange v. *scacarum*, Warnkönigs Französ. Staats- und Rechtsgesch. 1, 345 fg.)[2]). Bei einem herzoglichen Gastmahle zu München im J. 1476 war das achte Essen *ain schâchzagl von mandlmilch praun und weiss; di roch und all stain waren von zucker* (Westenrieders Beitr. 3, 139): man kann das auch zur bildenden Kunst rechnen.

Dieser Eingang des Schachspieles in die Sprache des Alltaglebens und die Formen der Kunst hieng aber, als Ursache zugleich und als Wirkung, mit der symbolischen Betrachtung zusammen, die man der allgemeinen Neigung gemäss ihm auch zuzuwenden liebte. Das Mittelalter begnügte sich ungern mit der blossen Aeusserlichkeit: das Nächste, Gewöhnlichste muste immer noch etwas Ferneres und Höheres bedeuten und nur die verkörpernde Hülle eines tiefer liegenden Sinnes sein. Mochten auch Symbol und Symbolisiertes nicht aufs schicklichste zu einander passen und die Verbindung beider das ethische und ästhetische Gefühl verletzen, um so willkommener grade dem deutenden Scharfsinn. Dass man z. B. (vgl. Oberlins *Bihtebuoch*) die einzelnen Theile der Priesterkleidung auf Theile der Glau-

---

1) *Geschâzarelt genôte, wîz unde rôte, wârn die steine* (der Mauer) *gerieret:* Lanz. 4107. Ernst 2026.

2) *Blans est li marbres, dont il (le murs) sont et vermel aval et amont, tot à eschickier par quareaus:* Partenop. Massm. 138; vergl. unser *Schecke' scheckicht.*

benslehre, dass Reinmar von Zweter (v. d. Hagens Minnes. 2, 184b.) auch die Kleidung und den Schmuck der Frauen Stück für Stück auf die Tugenden auslegte, die eine Frau besitzen solle, das finden wir etwa noch annehmlich, zumal dergleichen nur eine Weiterführung biblischer Vorgänge ist (Ephes. 6, 11 fgg. u. a.): nicht aber so, wenn im Kriege auf Wartburg der Würfel mit dem *quater* und der *drîe* als Symbol des Christenthumes mit seinen vier Evangelisten und dem dreieinigen Gotte gebraucht wird (a. a. O. 2, 11b.), während ein anderer Dichter der Zeit, eben jener Reinmar von Zweter, gerade dem entgegen erklärt, das Würfelspiel habe der Teufel erfunden, um mit den Zahlen der verschiedenen Würfe Gott und die Werke und Gebote Gottes zu verhöhnen und den Menschen an sich zu ziehn: in solchem Sinn ziele das *esse* auf Gottes Einheit, das *tûs* auf Himmel und Erde, die *drîe* auf die drei Personen Gottes, das *quater* auf die vier Evangelisten, der *zinke* auf die fünf Sinne des Menschen, das *ses* endlich auf die sechswöchigen Fasten (a. a. O. 2, 196b.).

Wie hier das Würfelspiel[1]), ebenso ward nun auch das Schachspiel symbolisch aufgefasst; letzteres um so eher und lieber, als bereits seine allererste Erfindung einen moralisch lehrhaften Zweck sollte gehabt haben. Diesen Zweck wieder aufnehmend und nach allen Seiten des menschlichen, besonders aber des bürgerlichen Lebens hin verfolgend, machte gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein französischer Geistlicher, Jacobus de Cessolis, Predigermönch in Rheims (vgl. *Quétif et Echard, Scriptt. Ord. prædicat.* 1, 471. 2, 818), das Schachspiel zum Gegenstande einer lang fortlaufenden Reihe von Kanzelvorträgen, in welchen er all die einzelnen Figuren nach einander durchgieng, um die Sitten von König und Königin, von Räthen und Rittern, von Gewerbsleuten und Ackerbauern zu schildern und die religiösen und moralischen und politischen Pflichten zu entwickeln, die jeglichem Beruf und Stande zugetheilt seien. Das war aller-

---

1) Bretspiel dessen Steine mit den Namen christlicher Tugenden bezeichnet, erfunden vom Bischof Wibold von Cambrai um die Geistlichen seines Sprengels von dem gewöhnlichen Spiel abzuziehen: Neanders Kirchengesch. 4, 199. — Geistliche Ausdeutung des Schachspiels in Ulrichs v. d. Thürlein Wilhelm 56a.b.

dings eine gründliche Ehrenrettung des Spieles gegenüber jenen Satzungen, die es als unsittlich verwarfen und den Geistlichen untersagten, es zu üben. Dass der Mönch für diese Arbeit zuerst die Predigtform wählte, darf uns wenig auffallen: hat doch auch Geiler von Kaisersberg über das Narrenschiff, ja ein Erzbischof von Canterbury, Stephanus de Langeduna (Langton), über ein französisches Tanzlied, *Bele Aliz matin leva*[1]), gepredigt, indem er die *bele Aliz* in die heil. Jungfrau umdeutete (Haupt und Hoffmann, Altd. Blätter 2, 143—145); und besser so, als wenn mit frevelhafter Verkehrung des Heiligen in Unheiliges die *Sequentia evangelii secundum Marcum* in eine *Sequentia evangelii secundum Marcam* (Mark Silbers) parodiert, aus dem *Dominus* ein *Decius*, der personificierte Würfel, aus dem *Pax vobis* ein *Fraus vobis* gemacht wurde u. s. f. (Jac. Grimm, Friedr. I. S. 92). Uebrigens hat Jacobus, als seine Zuhörer ihn zur Veröffentlichung drängten, die Form der Predigt gegen die freiere, bloss abhandelnde vertauscht; nur diese Um- und Ausarbeitung hat sich erhalten; sie führt den Titel *De moribus hominum et de officiis nobilium super ludo scaccorum*.

Der Ernst und Eifer, womit Jacobus sein Werk durchgeführt hatte; die vielen beispielsweise erzählten Geschichten, durch die es unterhaltend und anziehend ward; die gehäuften Citate aus kirchlichen und profanen Schriftstellern, auch des classischen Alterthumes, die es zu einer wahren Fundgrube litterarischer Gelehrsamkeit machten: all diese Vorzüge verschafften ihm eine Stelle unter den beliebtesten Büchern der Zeit: es verbreitete sich alsbald in zahlreichen Abschriften über Europa hin; späterhin war diess eines der ersten, deren sich die neu erfundene Buchdruckerkunst annahm: es giebt davon mehr als einen Druck: der älteste soll der Mailändische von 1479 sein (*Panzer, Annal. typogr.* 2, 37); und noch während des Mittelalters ward es wiederholendlich aus dem lateinischen Urtext in die Volkssprachen übertragen, in die französische, die italiänische[2]), die niederlän-

1) Eigentlich fieng es an *Main se leva bele Aeliz:* vgl. Kellers Romvart 585.

2) [Jac. de Cessole, volgarizzamento del libro de' costumi e degli offizii de' nobili sopra il giuoco degli scacchi, tratto nuovamente da un co-

dische, in die hochdeutsche mehrfach, sowohl prosaisch als poetisch. Eine prosaische Verdeutschung ward noch früher als das Original selbst gedruckt, schon im J. 1477 (Panzer, Ann. d. ält. deutschen Litt. 1, 96 fg.). Poetischer Bearbeitungen giebt es zwei, die eine von Heinrich von Berngen (Mone, Anzeiger 1838. Sp. 287), die andre von Konrad von Ammenhausen, Leutpriester zu Stein am Rhein, verfasst im J. 1337. Letztere, ein Erzeugnis also aus dem engeren Kreise der Schweizerischen Litteratur, gehörte nicht minder als das Original zu den eigentlichen Lieblingsbüchern: das beweisen die vielen Handschriften, die sich in allen Theilen des deutschen Sprachgebietes auch davon erhalten haben. Es möge ferner, zu weiterem Beleg für die litterarische Bedeutung, deren das Buch des Jacobus de Cessolis genoss, darauf hingewiesen werden, wie ein Capitel der *Gesta Romanorum,* jener allgelesenen Sammlung von Novellen und Parabeln, das 166ste nämlich, welches auch vom Schachspiel handelt, in seiner mystischen Ausdeutung des ganzen Spieles und der einzelnen Figuren unzweifelhaft auf Jacobus de Cessolis als Muster und Anlass zurückgeht, wie es trotz dem gänzlich veränderten Standpunkte, indem es z. B. den König auf Christum, die Königin auf die Seele bezieht, dennoch das Werk des Jacobus und dessen mehr politische Erklärungs- und Benennungsart als bekannt voraussetzt und beibehält, und nur mit Vergleichung dieser recht verständlich wird. So sprechen die *Gesta* unter den Figuren kurzhin und ohne weitres auch von einem Ackerbauer, einem Wollenweber, einem Handelsmann: im wirklichen Spiele selbst gab es dergleichen nicht, aber Jacobus hatte drei von den Figuren der vorderen Reihe so benannt und dahin ausgelegt. Sein Buch also das Vorbild und die Quelle, die *Gesta Romanorum* es benützend und mithin jünger: ein Einwand mehr gegen die wenig unterstützte Behauptung Grässes (*Gesta Rom.* 2, 294 fgg.), dass letztere schon vor dem J. 1227 seien abgefasst worden.

Aber die nachahmende Benützung gieng noch weiter: man wandte das Verfahren des Jacobus nun auch auf andere Spiele, zunächst auf das Kartenspiel an, das schon historisch mit dem Schachspiel zusammenhieng, und machte nun auch diese zur

---

dice Magliabechiano. Milano 1829, mit einem Facsimile der Miniaturen in der Handschrift].

Grundlage einer bald moralischen, bald mystischen Erklärung und Belehrung. So schrieb im J. 1377 Bruder Johannes, ein Predigermönch, vielleicht zu Basel[1]), einen *Ludus cartularum moralisatus (Denis, Catal. codic. theol. Vindob.* 1, 2, 1234 *sqq.)*; dann im J. 1429 und gleichfalls hier zu Basel *Petrus Johannes Huller alias de Wiscellach, civis et scolaris basiliensis,* einen *Tractatus de moribus et disciplina humanæ conversationis, id est ludus cartularum* (Ochs, Gesch. v. Basel 2, 450)[2]); und einige Jahrzehende später, um das J. 1450, behandelte Meister Ingold, ein Priester des Predigerordens, in einem nachher auch gedruckten Buche, *das guldin spil* genannt, nicht weniger als sieben Spiele, um an jedem eine der sieben Hauptsünden zu entwickeln: da legte er *schaffzagel wider hoffart* aus, *bretspil mit den Scheiblachen* (den runden Steinen, *globis) wider frassheyt, kartenspil wider vnkeusch, wirffelspil wider geitikeit, Schiessen wider zorn, tanczen wider trackeit, seitenspil wider neid vnd hass* (Panzer, Ann. d. ält. deutschen Litt. 1, 65). Ingold im fünfzehnten, Johannes im vierzehnten Jahrhundert, beide Predigermönche; eben ein solcher war im dreizehnten Jacobus de Cessolis gewesen: die Symbolisierung der Spiele gieng wie eine Ordensüberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht; Ingold bemerkt ausdrücklich, dass er von jenem ältesten Vorgänger vieles entlehnt habe: *Von dem ersten, schaffzagel spil, lass ich wissen, das ein prediger was, der hiess bruder iacob von tessalis, der hat darüber geschriben, darauss ich vil hab genomen.*

So war denn das Schachspiel, das im Sinne seiner ersten Erfinder nur ein Abbild und eine Lehre des Krieges gewesen, im weitern Verlauf seiner Wanderung durch die Völker und die Zeiten zunächst ein Bild der germanischen Staatseinrichtung, dann sogar des Lebens aller Welt geworden, ein Bild für jegliches Verhalten der Menschen unter sich und gegen Gott. Und umgekehrt erschien die ganze Welt nun als ein Schach, das der Allmächtige spiele, auf dem er nach Belieben Könige und Bauern

1) Er sagt: *ludus cartularum — ad nos pervenit —* 1377, und grade in diesem Jahr ist das Kartenspiel nach Basel gekommen (Ochs, Gesch. v. Basel 2, 451).

2) Oder ist dieses Werk eins mit dem vorigen, und Huller nur der Schreiber, nicht aber der Verfasser? Die Handschrift findet sich auf der öffentlichen Bibliothek nicht vor.

hin und her rücke, gewinnen lasse und verloren gehn: *Disiu werlt ist als ein goukeltabel: wan si hât als ein schâchzabel künig unde ouch künigîn, roch, ritter, alten, vendelîn. des hât got wol sîn goukelspil mit uns, derz rehte merken wil. der goukler sprichet „wider in die taschen!“ sô sprichet got „wider in die aschen, von der ir alle sît bekomen, rîch unde arm, bæse mit den fromen!“* Renner 248a[1]); oder aber, wenn das Spiel des Lebens beendigt sei, komme der Tod und räume die Figuren zusammen und werfe sie unterschiedlos durch einander ins Beinhaus: *Ein meister glîchit dise werlt eime schâfzabele; dâ stân ûffe kunige und kuniginnen und ritter und knappen und venden; hie mite spilen si. wanne si mûde gespilet haben, sô werfen si den einen under den anderen in einen sack. Alse tût der tôt: der wirfet iz allez in di erden. Welich der rîche sî ader der arme sî ader der bâbist sî ader der kunic, daz schowet an deme gebeine: der knecht ist dicke uber den herren geleget, sô si ligen in deme beinhûse:* Pfeiffers Deutsche Mystiker 1, 164.

Und mit diesen Worten, dem kürzesten Inbegriff der symbolischen Betrachtungsart, möge die allgemeinere Darstellung des mittelalterlichen, namentlich des altdeutschen Schachspieles beschlossen sein. Nur das noch glaube ich mir zur Entschuldigung bemerken zu sollen, dass ich keines weder der ältern noch der neueren Werke über die Geschichte dieses Spieles habe benützen können[2]), und dass auch mir das niederdeutsche Schachgedicht eines Ungenannten, von welchem es eine Lübecker Incunabel giebt, sowie das hochdeutsche von Jacob Mennel, verfasst zu Constanz im J. 1507 und gedruckt um 1520 zu Oppenheim, nur aus den Anführungen der Bibliographen (Panzer, Ann. d. ält. deutschen Litt. 1, 97. 446) bekannt ist; dem Titel nach zu urtheilen handelt das letztere lediglich und einfach von dem Spiele selbst, ist eben nur eine Geschichte des Schachspiels, hauptsächlich aber eine Anweisung dazu, und dann von den Büchern dieser Art das älteste, während es das jüngste

---

1) Vergl. auch Zarnckes Narrenschiff S. 153 fg.

2) [Schachzabel. Ein künstlich, erbar und lustig Spiel, Strassb. 1606. 8°. — Gesch. des deutschen Schachspiels von Massmann, Quedlinb. u. Leipz. 1839].

ist von der gesammten Schachspiel-Litteratur des Mittelalters. Der Titel lautet: *Schachtzabel Spiel. Des Ritterlichen, kunstlichen Schachtzabel Spiels vnderweysung, erclärung, vnd verstant, wo here das kommen, were das am ersten erfunden, vnnd auss was vrsach es erdacht sey, Auch wie man das künstlich lernen ziehen vnd spielen solle, sampt etlichen künstlichen geteylten spielen etc.*

Ueber die Spiegel im Mittelalter

(nebst Erklärung einiger Elfenbeinreliefe der Mittelalterl. Sammlung).

Vortrag, gehalten in der antiquarischen Gesellschaft zu Basel am 28. October 1861.

Bekanntlich gehörten zu den Putzgeräthschaften der Frauen des griechisch-römischen Alterthums bereits auch Spiegel, kleinere Handspiegel, von geglättetem Metall, von Bronze oder auch dem edleren Silber; die nicht so polirte Rückseite pflegte mit Bildwerk, figürlichem oder sonstigem, bedeckt zu sein. Eine Anzahl solcher Spiegelbilder hat namentlich Gerhard veröffentlicht[1]; Beckmann in den Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen[2] und Becker in seinem Gallus[3]) behandeln ausführlich und mit den gehörigen Nachweisungen die antiken Spiegel überhaupt.

Der Gebrauch der Spiegel zeigt sich frühzeitig auch schon bei den germanischen Völkern, und auch im Mittelalter war es Sitte, die Rückseite derselben bildlich auszuschmücken.

Eine Sage des Nordens scheint zwar auf Zeiten zurückzuweisen, wo es in den Häusern selbst der Könige dort noch gar keine Spiegel gegeben habe: der Königssohn Högni, unser Hagene, der sich überzeugen wollte, ob er wirklich so grauenhaft aussähe, wie ihm vorgeworfen ward, gieng (so erzählt mit Unbefangenheit die Dietrichssage)[4]) gieng zu einem Wasser und beschaute sein Bild darin.

---

1) Etrusk. Spiegel, Berlin 1845.
2) 3, 467 fgg.
3) 2, 216 fg. und 260 fg. der Ausg. v. Rein.
4) Saga Thiðriks konungs af Bern Cp. 169.

Gleichwohl haben sich bereits in germanischen Gräbern Spiegel vorgefunden[1]), und die ältere Sprache weist dafür auch ein eigenes deutsches Wort auf, im Gothischen *skuggva*[2]), im Althochdeutschen, mit *char* s. v. a. Gefäss, Geräth zusammengesetzt, *scûchar*[3]): unser *schauen* und *sehen* beruhn auf eben dieser Wurzel. Doch ist schon im Althochdeutschen *spiegal*, die Umbildung des lat. *speculum*, der gewöhnlichere Ausdruck; das Mittelhochdeutsche braucht ihn auch um eine Brille zu bezeichnen[4]). Noch eine dritte und wiederum deutsche Benennung werden wir gleich nachher kennen lernen.

Auch im Mittelalter waren die Spiegel wesentlich Frauensache: sie gehörten selbstverständlich mit zu der sogenannten *gerâde*, dem Weibesantheil am fahrenden Gut[5]); eine althochdeutsche Glosse sagt *Specula sunt, in quibus feminæ vultus suos intuuntur, i. e. scûcar francice vel spiegal francice*[6]); der welsche Gast, wo er die regierenden Herrn ermahnt den Ihrigen ein gutes Vorbild zu sein, *wir suln uns gar an iu schouwen: ir sît der spiegel, wir die vrouwen*[7]), und die Vorrede des Sachsenspiegels, *Spiegel der Saxen sal diz bûch sîn genant: wende Saxen recht ist hir an bekant, als an einem spiegele de vrouwen ire antlize beschouwen*[8]). Und so nicht allein die Frauen höheren Standes: wohlhabend üppiges Landvolk machte ihnen auch dieses nach: in den Dorfliedern Neidharts kommt wiederholendlich oft der kostbare Spiegel einer Bauerndirne Namens Friderune vor[9]); er

---

1) Von Klemm belegt und bezweifelt: Handb. d. Germ. Alterthumskunde S. 64.

2) Uebersetzung von ἔσοπτρον 1 Cor. 13, 12.

3) Graffs Althochd. Sprachsch. 4, 464. 6, 420. Das einfache *scûwo* hat den Sinn von *spectaculum* oder wie altnord. *skuggi* und angelsächs. *scûra* den von *umbra:* Sprachsch. 6, 305.

4) Meine deutsche Glasmalerei S. 128; v. d. Hagens Minnes. 2, 224b.

5) *Noch is manger hande klênôde, dat in gehôrt, al ne nenne ik is nicht sunderlîken, als borste, schêre, spêgele:* Sachsensp. Landr. 1, 24, 3. Vgl. Troj. 28299.

6) Hattemers Denkmahle d. Mittelalters 1, 305. Schlettstädter Glossen 19, 18.

7) 2, 1. Z. 1762.

8) Præf. rhythm. 181.

9) Haupt 26, 22. 32, 2. 56, 3. 59, 14. 70, 38. 78, 8. 35. 81, 16. 88. 27. 91, 19. 124, 19.

ist ihr von einem Tölpel geraubt[1]) worden, aber sie hat noch drei andere[2]).

Männer pflegten sich gar nicht in Spiegeln zu beschauen, und wohl nur deshalb suchte jener altnordische Königssohn sein Spiegelbild im Wasser auf: es bezeichnet unmännliche Eitelkeit, verbunden mit Rauflust, wenn bei Neidhart ein Bauernbursch in dem Knopf seines Schwertes einen Spiegel hat[3]); der betagte Mann in einem Holzschnitte des Narrenschiffs[4]), der sich einen Spiegel vorhält, ist nur der Narr der Selbstgefälligkeit.

Nicht in Betracht, da ihre Anwendung nicht die eigentliche und nächstliegend natürliche war, können hier die Spiegel kommen, deren sich Gaukler[5]) und Zaubrer und Zauberinnen[6]) und zumal solche bedienten, die man deshalb *specularios* nannte[7]); ein ungedrucktes Kunstbuch des fünfzehnten Jahrhunderts giebt Anweisung einen Spiegel so zu bereiten, dass er sich trübt, wenn ein Schuldiger hineinblickt[8]).

Was den Stoff betrifft, sind die Spiegel jener germanischen Gräber gleich den antiken von Metall[9]); der heil. Bonifacius sandte einen von Silber als Geschenk nach England an die Königin Ethelberga[10]); um das Jahr 1100 weiss ein arabisches Lehrbuch der Optik nur noch Spiegel von Stahl und von Silber zu

---

1) Nach einer unechten Strophe (Hpt. S. 171) mit dem Kolben zerbrochen.

2) Hpt. 59, 22.

3) Hpt. 59, 13.

4) Ausg. v. 1494 Bl. kij rw. zu Cap. 60 *von im selbs wolgefallen.*

5) Renner S. 72b.

6) Gesta Rom. 102. Abr. a SClara 4 (Passau 1835), 35. Märchen d. Br. Grimm 53. Im Reinaert 3580 fgg. Reineke 5012 fgg. lügt der Fuchs von zauberischen Kräften des Spiegels, den er der Königin zugedacht.

7) Du Cange unter d. W. *Specularii.*

8) Strassb. Handschr. A. VI. 19, Bl. 164b: *Wiltu machen einen spiegel wer dar in luoget ist er schuldig so wirt der spiegel ze hant bleich. nim einen nüwen spiegel vnd leg in in ein wasser eins brunnen vnd las in ligen über nacht in einer nüwen schüssel vnd des morgens schrib die wort dar uff mit rappen bluot geschriben* (fünf durchstrichene und so unleserlich gemachte Worte) *vnd leg den spiegel vff einen tisch oder war du wilt vnd wer dar* Weiter ist nicht geschrieben.

9) Klemm S. 614.

10) Brief desselben bei Beda Hist. Eccl. 2. 11.

erwähnen[1]); noch eine Dichtung des dreizehnten Jahrhunderts, der jüngere Titurel nennt einen Ort, wo Spiegel gemacht werden, eine *spiegelsmitte*[2]) und eine andre gar noch des fünfzehnten[3]) spricht von einem stählernen Spiegel. Auch wenn der Zauberspiegel in einer Erzählung der Gesta Romanorum[4]) *speculum politum* heisst, wird er damit als ein metallener gekennzeichnet.

Gewöhnlich indess waren schon im dreizehnten Jahrhundert und bereits um einiges früher[5]) die Spiegel von Glas, Glas mit einer Unterlage von aufgegossenem Blei oder Zinn[6]), und zugleich war dies die gewöhnlichste Anwendung, die man von dem Glase machte, gewöhnlicher als z. B. die zu Fensterscheiben[7]). Daher gilt im Mittelhochdeutschen das allgemeine Wort *glas* oft genug für den engeren Begriff eines Spiegels; daneben noch die Zusammensetzung *spiegelglas*.

Der Reiz der Neuheit den damals noch die Glasspiegel hatten, und die Freude an dem nun so viel leichteren Besitz und Gebrauch dieses Geräthes zeigt sich namentlich in den vielen und vielfachen Bildlichkeiten, zu denen die Dichter- und Rednersprache des *dreizehnten* und ihr folgend noch der übrigen Jahrhunderte des Mittelalters den Begriff verwendet[8]), mitunter so,

---

1) Beckmann S. 318.

2) Str. 3936.

3) Der Spiegel in Hollands u. Kellers Meister Altswert S. 120.

4) Cap. 102.

5) Das dreizehnte Jahrhundert setzt Beckmann S. 319 fgg. Doch finden sich schon bei Schriftstellern. die ganz oder überwiegend noch in das zwölfte fallen, deutliche Belege des Gebrauchs gläserner Spiegel.

6) Beckmann S. 321 fgg.; vgl. 312 fgg. *Ûz aschin werdit ein glas gemacht und heizis blî gegossen darin* Ritterspiegel 78. *Zin anderhalp ame glase gelichet* Parziv. 1, 20, wo Lachmann nicht gegen alle Handschriften hätte *geleichet* setzen sollen: *gelichet* eben gemacht, glatt ausgebreitet. — Dante Parad. 2, 89 fg.

7) Deutsche Glasmalerei S. 13 fg.

8) *a) Der ist lûtirre dan ein glas von dem, daz scande ist genamit* Athis F. 120; vgl. Strickers Karl 674 *lûter als ein spiegelglas was er vor aller untât.* Spiegel nicht das Ding, sondern nur ein Bild des Dinges gebend: Taulers Pred. (Frankf. 1826) 2, 66. *b)* Im Himmelreiche Gott und Engel und die seligen Seelen gegen einander gekehrt und glänzend wie Spiegel gegen Spiegel; Albr. d. Kolbe 150a.b. *c)* Verkehrte Schrift mit

dass auch feinere Wahrnehmungen aus dem Gebiet der Optik uns überraschend entgegentreten, z. B. einmal bei Tauler[1]) *Wer ein Becken mit Wasser nimmt zur Sommerzeit, so die Sonne hoch an dem Himmel stehet, und legt darin einen kleinen Spiegel, so erscheinet darin die grosse Sonne mit einander und scheinet darin kaum wie eine kleine Bohne.* Dabei pflegte man aber, vielleicht indem jener Glaube an Zauberspiegel mit einwirkte, den Spiegel nicht als die Geräthschaft aufzufassen, die Menschen und Dinge so, wie sie wirklich sind, nachbildet, sondern als eine, die ein Vorbild giebt, wie sie sein und aussehen sollten, die auch ganz andre Gestalten als die eigene der Lust und Nacheiferung wegen vor Augen hält. In diesem Sinne verlangt z. B. dort der Welsche Gast, dass die Herrn ihren Unterthanen ein heller und ebener Spiegel seien, und heisst Maria eine *spiegelschouwe* der Engel oder Gottes[2]). Und in eben diesem Sinne geschah es[3]),

---

Hilfe eines Spiegels gelesen: Christus der Spiegel für die heil. Schrift: Heinr. Vaterunser 1618 fgg. *d)* Fabel vom Löwen und vom Spiegel: Konr. v. Würzb. in vdHagens Minnes. 2, 322a. *e) Mirst geschehen als eime kindelîne, Daz sîn schœnez bilde in eime glase gesach Unde greif dar nâch sîn selbes schîne Sô vil, biz daz ez den spiegel gar zerbrach. Dô wart al sîn wünne ein leitlîch ungemach. Alsô* usw. Heinr. v. Morungen in d. Minnesanges Frühling 145, 2. *f) Swer zerbrichet einen Spiegel, der gesiht In den stückelînen Ganzez bilde schînen: sus* usw. Minnes. 2, 322b.; vgl. Frauenl. Spr. 155, 13. 233, 2. Gold. Schmiede 732. *g) In einem kleinen spiegel wol Wirt ein grôzer berc gesehen: Dem brôte mac alsam geschehen zuo dem sich got gesellet* ebd. 1514.

1) Pred. 1, 184.

2) *Der engel spiegelschouwe* Helbling 10, 4; *gote liebiu sp.* Sigeher Minnes. 2, 360a. Altd. Blätter 1, 84. Andere Stellen der Art: *a) Den gotes briuten allen treit Diu schœne vor den spiegel* Gold. Schm. 245. Leut. v. Seven 261, 2. *b) Swaz ich frouwen hân erkant — Der schœne macht din schœne swach: Dû bist ir aller spiegel* Wigal. 248, 24. *c) Ein spiegel in ir kunne* Elisab. in Graffs Diutiska 1, 352. Anno 577. *d) Sine gûte lûchten alse ein glas, wan er ir aller spigel war* Gr. Rudolf 16, 6. Will. 67, 13. *e) Mîner wunnen spiegel derst verlorn* Reinmar in d. Minnes. Frühling 168, 12; vergl. Ulr. v. Liechtenstein 520, 9. 521, 27. *f) Der werlte fröude ein spiegelglas* Hartm. Armer Heinr. 61. *g) êren spiegel* MS. 2, 250b. 322a. *h) Darnach nimm den Spiegel vor dich, der da ohne alle Makel ist, das ist das vollkommene Bild Jesu Christi, nach dem du alles dein Leben richten sollst* Tauler 2, 456. Singenb. 216, 4.

3) Vgl. *Diese edlen Worte sollte ein jeglicher Mensch vor sein Gemüth zu einem Spiegel setzen* Tauler 2, 397; *In disen spiegel sollen*

dass zahlreichen Büchern lehrenden Inhaltes der Name *Spiegel* gegeben[1]), dass in Deutschland z. B. ein *Sachsenspiegel* (wir haben die Begründung des Titels schon vorher vernommen) und ein *Spiegel aller deutschen Leute*[2]) geschrieben ward, ferner ein *Klagspiegel*, ein *Laienspiegel*, ein *Spiegel der Rhetorik*[3]), ein *Ritterspiegel*[4]), auf Lateinisch ein *Speculum humanæ salvationis*[5]), ein *Speculum morum*[6]) und ein *Speculum puerorum*[7]).

Kehren wir aber von den Bildlichkeiten der Litteratur zu der Sache selbst zurück.

Gross waren auch die germanischen und die mittelalterlichen Spiegel nicht, die von Metall so wenig als die gläsernen. Es ist nur eine von den romanhaften Grosssprechereien, die den jüngeren Titurel characterisieren, wenn da einmal[8]) ein klafterbreiter Spiegel vorkommt, der in ein Banner eingefügt ist um auf bekannte Weise den Basilisken zu tödten. Von den Metallscheiben germanischer Gräber, die man mit Recht für Spiegel erklärt[9]), hat die eine nur zwei Zoll im Durchmesser, eine andre, hohlgetriebene, die zugleich den Knopf einer Stecknadel bildet, wenig über einen Zoll, und nicht grösser wird das Spiegelglas in dem Schwertknopf jenes Bauern gewesen sein. Ganz so klein waren sonst allerdings die Spiegel des Mittelalters nicht, aber immer noch klein genug, dass z. B. eine Gesellschaft Dorfmädchen ihre Spiegel an einen *Schleier (rîse)* binden konnten um damit den Maibaum aufzuschmücken[10]).

---

schowen All gschlecht der menschen, man und frowen Narrensch. Vorrede 107.

1) Kopps Bilder und Schriften 1, 4 fgg. Murners Ulenspiegel v. Lappenberg S. 343.

2) Fickers Ausg. S. 33. *Schwabenspiegel* jedoch ist keine echtalte Benennung: die Handschriften und die ersten Drucke brauchen allerlei andre: s. Homeyers Verzeichn. Deutscher Rechtsbücher S. 21.

3) Meine Deutsche Litt. Gesch. S. 346.

4) Ausg. v. Bartsch (Mitteldeutsche Gedichte) Z. 4101.

5) Vgl. darüber Pipers Mythol. d. christl. Kunst 1, 149 fgg. Litt. Gesch. 286.

6) Litt. Gesch. S. 339 fg.

7) Ducange unter d. Worte.

8) Str. 3932.

9) Gegen Klemm S. 64.

10) Lied in vdHagens Minnes. 2, 78a. In der Bretagne trugen Bräute auf ihren Häubchen eine Menge kleiner silberner Spiegel: Volksl. S. 192. 262.

Die Spiegel waren nicht gross: denn Wandspiegel hatte man noch nicht, nur Handspiegel, eben wie meist das griechisch-römische Alterthum: *speculum politum in manum suam tradidit* heisst es in der vorher angeführten Erzählung der Gesta Romanorum. Und wie meist die griechischen und römischen, haben, so weit unsre Kunde und Anschauung reicht, auch die Handspiegel des Mittelalters immer eine runde Form gehabt: *ist der spiegel lieht als er sol, ganz, sinwel, man siht sich wol* sagt der Welsche Gast[1]). Das Glas aber war in eine *want,* wie der altdeutsche Ausdruck ist[2]), d. h. in eine Tafel, die zur Einrahmung diente, oder, so jedoch seltner, in die eine von zwei Tafeln eingefügt, die zusammen ein verschliessbares flaches Kästchen bildeten, und die Rahmen und die Kästchen waren von Holz oder Elfenbein. Hölzerne haben sich aus dem Mittelalter selbst meines Wissens nicht erhalten, aus dem sechzehnten Jahrhundert wohl: ihr Stoff war vergänglicher und nicht so kostbar, gewöhnlich auch mit geringerer Kunst bearbeitet, so dass man für sie nicht in dem Mass wie für elfenbeinerne Sorge trug. Doch geht auf sie der altdeutsche Ausdruck *spiegelholz*[3]), und in dem niederländischen Reinaert, dem niederdeutschen Reineke fabelt der Fuchs von einem für die Königin der Thiere bestimmten Spiegel, der in das unzerstörbare Holz *cetijn* gefasst sei[4]); der Spiegelrahmen in dem Schlussbilde des Eulenspiegel von 1519[5]) erscheint aus abwechselnd verschieden gefärbten Hölzern zusammengesetzt.

Gehandhabt wurden diese Spiegel in verschiedener Weise.

Entweder mit einer Handhabe, einem Stiel, gleich den antiken. Auf diese Art beschaut der alte Narr in dem Holzschnitt des Narrenschiffes sein verrunzeltes Angesicht, und drei solcher Spiegel waren das Wappen derer von Spiegelberg im Thurgau[6]). Oefter wird auch erwähnt, dass Spiegel an seidenen Schnüren oder Bändern seitwärts angehängt getragen wurden[7]); die Schnur mochte alsdann um den Griff geknüpft sein.

1) 2, 1. Z. 1786.

2) Hermanns v. Sachsenheim Spiegel 151. 17.

3) Dietleib 12331. Winsbeckin 24.

4) Reinaert 5596 fgg. Reineke 5054 fgg. *Cetijn* entstellt aus den *lignis setim (schitim)* der Stiftshütte: Exod. 25 fg.

5) Murners Ulenspiegel v. Lappenberg S. 138.

6) Wappenrolle v. Zürich Taf. III. Nr. 5.

7) Neidh. Hpt. 26, 22. 71, 5. 125, 27. XLVII, 7. vdHag. MS. 3, 200a.

Oder der Spiegel hatte keine besondere Handhabe: auf einem Bild der Pariser Liederhandschrift[1]) ist ein solcher mit unter den mancherlei Waaren eines Krämers ausgehängt; um ihn zu halten muste man den Rand des Rahmens selbst und bis in das Glas hinein fassen. So Eulenspiegel auf seinem Grabsteine zu Mölln und dem Titelblatte seiner Geschichten von 1519[2]), die Edelfrau in unseren beiden Todtentänzen[3]), der Narr beim Stutzer und das eitle Weib in Bildern wiederum des Narrenschiffes[4]): die Spiegel, in welche das Weib und die Edelfrau schauten, sind gross genug um das ganze Antlitz auf einmal zu zeigen; das gleiche gilt von jenem des selbstgefälligen Narren bei Sebastian Brant.

Die Spiegelrahmen ohne Griff, die wirklich noch vorhanden sind, und ebenso die noch vorhandenen seltneren Spiegelkästchen haben jedoch immer nur solchen Umfang, dass sie bequem zwischen die ausgespannte Hand zu nehmen waren; zugleich abe sind meistens an vier Ecken ausserhalb des Kreises Verzierungen angebracht, die es möglich machten den Spiegel auch irgendwo aufrecht anzulehnen.

Verzierungen an den Ecken. Wir treten damit an den Gegenstand heran, um den es sich hier hauptsächlich handelt.

Nämlich wie im Alterthum die Hinterseite der metallenen Spiegel, so war es im Mittelalter Gebrauch die Fläche der Spiegelrahmen und Spiegelkästchen, wo nicht mit Juwelen[5]), doch wieder kostbar auch mit Bildwerk und zwar dem gegebenen Stoffe, dem Holze, dem Elfenbein gemäss mit Bildwerk in Relief zu füllen. So spricht die Winsbeckin[6]) vom Ergraben des Spiegelholzes; der Spiegel Friderunens war *von helfenbeine ergraben.*[7])

Es ward aber mit dieser Verzierung beim Elfenbein anders als beim Holze verfahren. Beim Holz, das nicht so theuer und in grösseren Stücken zu haben war, konnte man auch dem Rand

---

1) Zu *Her Dietmar von Ast:* vdHagens Bildersaal altd. Dichter Taf. XIII.

2) Abbildungen bei Lappenberg.

3) Bild 18.

4) Bl. a vij vw zu Cp. 4 *Von nuwen funden* und q ij vw zu Cp. 92 *Uberhebung der hochfart.*

5) Der Spiegel des Zwerges bei Herm. v. Sachsenheim 151, 18 fgg.

6) Str. 24, 7.

7) Neidh. Hpt. 124, 21.

um die Vorderseite des Glases eine grössere Breite geben: so nahm nun dieser das Bildwerk in sich auf. Ein Beispiel der erlogene Spiegel des Fuchses: hier reicht das Holz noch um anderthalb Fuss breiter über das Glas hinaus[1]), und rings um das Glas[2]) stehn die ergrabenen[3]) und zugleich mit Gold und Farben ausgemalten[4]) Bilder; die Spiegel der Edelfrau im Todtentanz und des Eulenspiegels in dem Rathhausgemälde zu Mölln[5]) und auf dem Anfangs- und dem Schlussholzschnitte seiner Geschichten muss man sich der verzierten, hier aber nur ganz einfach verzierten Einfassungen wegen ebenfalls in Holz gerahmt denken. Beim Elfenbeine dagegen war der Rand um das Glas nur schmal und blieb ohne Zierrath: dieser kam wie bei den antiken Spiegeln auf die Hinterseite, und wenn es ein Kästchen war, auf dessen zwei Aussenseiten zu stehn.

Die erhaltenen Denkmäler wie die Zeugnisse aus der Litteratur lassen den Gebrauch solcher Spiegelbildnerei nicht weiter als bis in das dreizehnte Jahrhundert zurückverfolgen, bis in dieselbe Zeit also, wo auch die Spiegel von Glas gebräuchlich und damit die Spiegel überhaupt nun häufiger wurden; von da erstreckt er sich bis herab in das fünfzehnte und noch das sechzehnte. Die überwiegend grössere Anzahl aber der Denkmäler findet sich auf französischem und demnächst auf englischem Boden: sie machen hier einen Hauptheil der Elfenbeingebilde des Mittelalters aus; von hier kommen denn auch die meisten Abgüsse der Art, die unsre mittelalterliche Sammlung besitzt.

Schon aus dieser ergiebt sich zur Genüge, woher das Reliefbildwerk der Spiegel seine Gegenstände zu schöpfen pflegte. Nicht aus der heiligen Geschichte: dergleichen hätte denn doch nicht auf ein Geräth gepasst, das nur der weltlichen Eitelkeit Dienste leistete; der Spiegel der heil. Elisabeth mit dem Bild der Kreuzigung auf der Rückseite, ein Geschenk ihres ebenso heiligen Gemahls[6]), stand auf jeden Fall sehr vereinzelt: man

1) Reinaert 5645 fg.; entstellt im Reineke 5068.

2) Reinaert 5647 fg. Reineke 5069 fg. 5254.

3) Reineke 6161. 5212. 5255.

4) Reinaert 5650 fg.

5) Lappenberg S. 470.

6) Annales Reinhardsbrunnenses, herausg. v. Wegele, S. 168 *proferensque de bursa dedit nobili illi, quod apud se habebat, speculum duplex,*

nahm die Gegenstände schicklicher eben aus der Welt, aus ihrer Dichtung, ihrer Wirklichkeit. So auf dem Spiegelrahmen des Fuchses: da kommen nicht weniger als vier alte Fabeln zur Darstellung, die von dem Pferd und dem Hirten, dem Esel und dem Hund desselben Herrn, dem Fuchs und dem Kater, dem Wolf und dem Kranich, jede in der ganzen Reihenfolge der einzelnen Momente und zu jeder, mit Gold oder Schmelz eingelegt, noch erklärende Beischriften[1]).

Alles das sehr viel für die auch noch so breite Holzeinfassung des Glases. Aber abgesehen davon, dass der Fuchs das alles lügt (denn er lügt ja, damit die Königin ihm glaube), dürfte solch eine Ueberfülle von Bildern einfach aus der Freiheit sich erklären, die sich in dergleichen Fällen überall die Kunst des Dichters nimmt. Auch das Schild des Achilles bei Homer[2]), der des Hercules bei Hesiodus[3]) tragen viel mehr Bildwerk auf sich, als in der Wirklichkeit mit Geschick und Geschmack möchte auszuführen sein, und noch ein Beispiel, das den Dichtern des Reinhard näher liegt, die Beschreibung der gestickten Mütze des jungen Bauern Helmbrecht in dem gleichbenannten hochdeutschen Gedicht des dreizehnten Jahrhunderts[4]): oben auf deren Mitte sind allerhand bunte Vögel zu sehn, rechts die Belagerung und Zerstörung Trojas und des Aeneas Flucht zu Schiffe, links die Kämpfe Karls des Grossen und seiner Helden mit den Sarazenen, hinten die Söhne der Königin Helche, wie sie in der Schlacht vor Ravenna erschlagen werden, endlich vorn ein Tanz von Rittern und Frauen. Und alles das auf einer und derselben Mütze.

Die wirklichen, nicht bloss erdichteten Spiegel, die, welche aus Elfenbein gebildet und bis auf uns gelangt sind, enthalten nicht so viel und so vielerlei. Meist zeigen sich darauf nur zwei

---

æneis inclusum sedibus, una parte simplex vitrum et in parte altera imaginem crucifixi præferens. Friedr. Kœdiz in seinem Leben d. heil. Ludwig S. 26 hält die *imago* für eine Malerei und übersetzt *her zôch ûz sinem bûtel ein zwêfachin spîgel wol gerazzit: der hatte uff einer sîten ein slechtiz glas, uff di ander siten di martir unsirs hern gemâlit was.*

1) Reineke 5072. 5162. 5256. Reinaert 5655.

2) Il. 18, 483 fgg.

3) Scut. Herc. 144 sqq.

4) Z. 15 fgg.

Figuren, und ist auch deren Zahl eine grössere, ist die Composition auch reicher entwickelt und breiter und höher aufgebaut, immer doch gewährt sie ein einziges, in sich zusammenhängendes und abgeschlossenes Bild. Ueberall aber sind es namentlich, ja man kann sagen, ausschliesslich der Verkehr zwischen edlen Herrn und Frauen und der ritterliche Minnedienst, die uns hier entgegentreten, bald in einfachen aus dem Leben selbst gegriffenen Zügen, bald in Darstellungen von mehr phantastisch-allegorischer Art: bald sehn wir ein edles Paar auf der Jagd[1]) oder im Brettspiel[2]) oder zwei Ritter im Lanzenrennen, während oben die Frauen mit dem Siegespreis des Kranzes warten[3]), oder zwei andre, die ihre Geliebten aus dem Schlosse und dann zu Schiff entführen[4]), bald wieder einen, der einer Frau sein Herz überreicht[5]), oder das Schloss der Liebeskönigin, auf der Zinne sie selbst ihre Diener empfangend, unten Ritter, die von Frauen die Stege hinauf durch das geöffnete Thor geleitet werden[6]), oder abermals dasselbe, die Königin und hier zu oberst, vierfach geflügelt und von Bittenden und Klagenden umgeben, unter ihr kosende Liebespaare und Ritter, die erst auf der Strickleiter oder von ihren Rossen aus die Burg ersteigen[7]).

Dieser minnigliche Bezug der Spiegelbildnerei, der ebenso in der Antike vorherrscht, erklärt sich hier wie dort schon im Allgemeinen daraus, dass die Spiegel eben vorzugsweis Sache und Eigenthum der fein und vornehm gebildeten, für den Dienst der Herrn sich schmückenden Frauen waren; in nicht wenigen Fällen mag aber noch der besondere Umstand mitgewirkt haben, dass Spiegel unter die Hauptgeschenke gehörten, die man einer

---

1) Privatbesitz in England: Abgüsse in der Mittelalterl. Sammlung zu Basel XIV, 73 u. 74.

2) Privatbesitz in Frankreich: Mittelalterl. Samml. XIV, 76; Dr. Hefner v. Alteneck: ebd. 77.

3) Königl. Kunstkammer zu Berlin: Abbildung in vdHagens Bildern aus d. Ritterleben (Abhandl. d. philos. histor. Classe d. Berl. Acad. 1855) Taf. VI.

4) Privatbesitz in Frankreich: Mittelalterl. Samml. XIII, 49.

5) Privatbesitz in England: Mittelalterl. Samml. XIV, 75.

6) Grossh. Museum zu Darmstadt: Abguss in der Mittelalterl. Samml. XIV, 78; Abbildung bei vdHagen Taf. VI.

7) Museum zu Kensington: Mittelalterl. Samml. XIII, 50.

geliebten Herrin darzubringen pflegte. Der Welsche Gast[1]) nennt zuvörderst von dem, was einer Frau gezieme von ihrem Freunde anzunehmen, Handschuhe, Spiegel und Ringe; der arme Heinrich schenkt dem Mädchen, mit dem er in halb ernstem Scherze wie mit seiner Braut verkehrt, Spiegel und Haarbänder[2]); in dem Gedichte von Betzen und Metzen Hochzeit wird eine blutige Schlägerei der ländlichen Gäste dadurch veranlasst, dass ein fallender Bauer einem Mädchen den Spiegel zerbricht, den ein andrer ihr gekramt hat[3]).

Indem ich Sie jetzt einlade die Stücke der Mittelalterlichen Sammlung, die ich Ihnen als Beispiel vorlege, zu betrachten, möge eins davon, das wohl erst dem fünfzehnten Jahrhundert angehört, und dessen Urbild ein Privatmann in Engelland besitzt, noch besonders hervorgehoben und seine Darstellung mit einigen Worten der Erklärung und Beurtheilung begleitet werden.

Tacitus sagt[4]) auf Anlass der germanischen Vermählungssymbolik *Ne se mulier extra virtutum cogitationes extraque bellorum casus putet, ipsis incipientis matrimonii auspiciis admonetur venire se laborum periculorumque sociam idemque in pace, idem in prœlio passuram ausuramque.* Von dem kriegerischen Sinn des germanischen Weibes, wie diese Worte ihn so schön und charakteristisch ausdrücken, war auch dem Weibe des Mittelalters noch genug verblieben. Für uns hier kommt eine besonders romantische Aeusserung desselben in Betracht, die Lust, womit Frauen öfters die Kriegsspiele der Männer nachgeahmt und Theil daran genommen, womit auch sie gleich Männern turniert und im Scheinkriege sich mit den Männern gemessen haben: es ist dergleichen mehrfach als geschichtliche Wirklichkeit und durch Gedichte bezeugt, die der Wirklichkeit nachschafften. Die Kaufmannsweiber zu Tollenstein, einem Flecken in Altmühlthale, hielten alljährlich zur Fastnacht ein Kampfspiel unter einander[5]); von den Frauen einer befestigten Stadt jenseits des Rheins, die in Abwesenheit ihrer Männer Schaar gegen Schaar

1) 1. 10. Z. 1340.
5) Z. 336.
3) Liederb. d. Hätzlerin 263a.
4) Germ. 18.
5) Parz. 409, 8.

mit deren Waffen und Rossen und jede unter dem Namen ihres Manns turnierten, erzählt ein eigenes altdeutsches Gedicht[1]) und zwei altfranzösische von ebensolchen Frauenturnieren zu Meaux und zu Lagny-sur-Marne: die Frauen von Lagny wollten einmal selber wissen, wie die Streiche beschaffen wären, die ihre Freunde um ihrentwillen führten[2]). Und selbst gegen Männer suchten Frauen so in ritterlicher Ausrüstung den Kampf. In Dietrichs von der Gletze Gürtel sticht ein Weib einen sonst unbesiegten brittischen Ritter vom Ross hinab und erbeutet dann noch in gleicher Weise die Rosse dreissig Anderer[3]). Es war deshalb nicht so ganz verkehrt, wie es allerdings jetzt auf den ersten Anblick scheinen mag, dass Ulrich von Liechtenstein verkleidet als Königin Venus unter unausgesetztem Speerebrechen vom Adriatischen Meere bis nach Böhmen zog; bei Kindberg in Steiermark stellte sich ihm ein Ritter entgegen, der ebenso als windisches Weib verkleidet war[4]), und so rannte wie in den Beispielen vorher wiederum Frau gegen Frau. In der späteren Zeit (die bisherigen Belege stammen sämmtlich aus dem dreizehnten Jahrhundert) wurden mit den Turnieren der Männer auch diese Frauenkämpfe gefahrloser gemacht und mehr in das Lächerliche gezogen: ein Bilderteppich vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts, der sich im Germanischen Museum zu Nürnberg befindet, stellt unter andrer minniglicher Kurzweil auch diejenige dar, dass eine Frau, die nicht auf einem Ross, sondern einem Manne reitet, einen vor ihr stehenden Herrn mit der Sohle ihres gehobenen Beines gegen seine gehobene Sohle stösst, damit er oder sie zu Falle komme[5]).

Auch der Scheinkampf einer Belagerung ward zwischen Herrn und Frauen aufgeführt, zu Treviso zum Beispiel, im J. 1214: mit geschleuderten Früchten, mit Waffen von Blumen, mit wohlriechenden Wassern griffen die Herren das Frauenheer an, das, mit Goldschmuck und Juwelen ausgerüstet, und unter dem Schutze

1) vdHagens Gesammtabenteuer 1, 371 fgg.
2) Michel, Chanson des Saxons 2, 194—202.
3) Gesammtabent. 1, 472 fg.
4) Frauendienst S. 216 fgg.
5) Anzeiger d. Germ. Mus. 1857 Sp. 325 fg.

kostbarer Decken eine eigens aufgezimmerte Burg vertheidigte, und die Herren siegten[1]).

Diese und dergleichen Vorkommnisse sind denn auch in die bildende Kunst des Mittelalters übergegangen, in die Malerei und noch öfter in die Elfenbeinsculptur. Ein englisches Handschriftbild zeigt eine Burg, deren weibliche Besatzung sich mit hinabgeworfenen Rosen der Ritter zu erwehren sucht, die gewappnet sie berennen[2]). Dem ähnlich, nur mit reicherer Ausführung, die Deckel zweier Elfenbeinkästchen ebenfalls in England und im Museum von Boulogne und beider aus dem vierzehnten Jahrhundert. Dort steht zu oberst auf der Burg noch ein schiessender Liebesgott, und Rosen sind wie die Vertheidigung der Frauen so auch das Geschoss auf Seiten der Belagerer; einer der letztern steigt schon auf einer Strickleiter in die Höhe[3]).

Der Bilderschmuck des Boulogner Kästchens[4]) ist in drei ungleich grosse Felder vertheilt: in dem breitesten mittleren ein Lanzenrennen, in den schmäleren links eine Entführung, rechts eine Burg, zu deren Fuss ein Ritter beschäftigt ist einen Korb mit Rosen auf ein Schleudergerüst zu laden; von oben herab werfen Frauen auch mit Rosenkörben: schon aber steigen zwei andere Ritter, dieser von einem Baum aus, jener auf einer Leiter zu ihnen hinein.

Endlich nun, gleichfalls in Elfenbein geschnitzt, auch ein Spiegelkästchen und ein Spiegelrahmen der Art, der erstere jener schon erwähnte aus dem fünfzehnten Jahrhundert und in England[5]), der letztere noch aus dem dreizehnten und in der königl. Kunstkammer zu Berlin[6]). Beide zeigen das Frauenturnier und die Belagerung der Frauen hübsch vereinigt. Die belagerte Burg wird nicht allein mit Kranz- und Blumenwürfen vertheidigt: auch zum Thore heraus kommt eine Frau, auf dem Spiegelrahmen ein Paar von Frauen gesprengt, mit eingelegtem Speere: aber die Spitze desselben ist nicht von Eisen, sondern wieder nur eine

1) Büschings Ritterzeit u. Ritterwesen 1, 430 fgg. Raumers Gesch. d. Hohenst. 6, 592.

2) Michel 2, 193.

3) Michel a. a. O.

4) Abguss in der Mittelalterl. Samml. XIV, 79.

5) Mittelalterl. Samml. XV, 198.

6) Abbildung bei vdHagen a. a. O. Taf. VI.

Rose, und der entgegenrennende Ritter, auf dem Rahmen ein Ritterpaar, empfängt den Stoss ohne selbst einen Speer zu brauchen. Wie in dieser Zahl der Kämpfenden, so ist der Rahmen, das ältere Kunstwerk, überhaupt figurenreicher und reicher und mannigfaltiger in der dargestellten Handlung. Das Kästchen hat ausser dem Ritter zu Ross nur noch vier andere Männer, deren zwei mit Hilfe von Strickleiter und Baum in die Burg einsteigen, und einen Knaben, der von seiner Armbrust eine Rose schiesst, und auch auf der Burg nur einige wenige, nur fünf Frauen. Viel zahlreicher ist noch ausser den zwei Reitenden die übrige Ritterschaft des Rahmens: einer hat noch auf die Armbrust eine Rose gelegt, ein andrer steht auf einem Ross um in das Fenster hinein zu küssen, noch andre sind schon zu den Frauen in die Burg und bis auf deren oberste Zinne gelangt, und hier zu oberst steht wiederum der Liebesgott mit Pfeil und Bogen und verleiht, während unter ihm zwei Knaben wie zu dem ernsthaftesten Kampf der Wirklichkeit in die Posaunen stossen, dem ganzen Bild eine höhere allegorische Bedeutung. Daneben nimmt sich die Darstellung des Spiegelkästchens nur dürftig und nüchtern aus; sie zeigt überhaupt nur wenig Kunst. Und keinen besseren Werth hat die andere Tafel desselben mit der Abbildung eines Lanzenrennens.

Die Farben- und Blumensprache des Mittelalters.

(1863—64 geschrieben).

Freidank sagt[1]) *Wærn alliu tier gelîch gevar, sô vörhte der lewe ir breite schar:* die Meinung ist „wären alle Thiere des gleichen Sinnes"; der Ausdruck des Dichters bezeichnet das als ein Tragen der gleichen Farbe. Leicht verständlich für die Leser seiner Zeit: denn es war Brauch des Mittelalters[2]) und ist noch darüber hinaus in Gebrauch geblieben[3]), dass Streitgenossen, oder die sonstwie derselbe Zweck verband, ihre Zusammengehörigkeit durch übereinstimmende Farbe des Gewandes vor Augen stellten: ein Beispiel die vierundfünfzig Zürcher des Glückhaften Schiffes, *so all in leibfarb warn bekleidt zu zeigen ir einmüetigkeit*[4]); daher sagte das Wort *einvar* auch bildlicher Weise nur ebenso viel als *eines muotes*[5]). Jünglinge kleideten sich auf Geheiss der Geliebten oder von selbst, um sich dienstbar zu be- 1

1) Bescheidenheit 136, 15.

2) Ann. Colmar. 1289 (Kolmarer Ausg. v. 1854 S. 140) *Milites Alsatiæ, qui parem vestem tribus annis pene tulerant et se Nebilcringin nominaverant.* Statt *nebilcringin* vermuthe ich *nebilcraigin (nebelcrâ* Singenb. 253. 6): sie kamen also schwarz und grau.

3) So beim Nürnberger Schönbartlaufen. „Ihr Schönbart-Kleid war meistens überein, alle Jahr aber sowohl in den Farben, als der Haupt-Erfindung verändert" Nürnb. Schönbart-Buch S. 13.

4) Fischart Z. 145.

5) *Si waren alle ainvar, sie waren aines muotes* Ruolandes liet 167, 4. Der Stricker in seiner Ueberarbeitung Z. 5756 verkennt und verderbt diese Tautologie und sagt *dô was diu kristæne schar an ir gebærde einvar und wâren ouch eines muotes.*

kennen, in deren Farbe[6]): dem entsprechend konnte für eine grössere Genossenschaft die Wahl der gemeinsamen Farbe durch die bedingt sein, die dem Anführer eigen, die etwa dessen Wappenfarbe war: so erzählt unser Felix Platter von einer Aufführung des Spieles Pauli Bekehrung von Valentin Boltz, die er in seiner Jugend auf dem Kornmarkte mit angesehn: *Der Rudolf Fry war hauptman, hatt by hundert burger, alle seiner farb angethon, under seim fenlin*[7]). Und meist wohl hatte der Führer selbst die gleichfarbigen Kleider an sein Gefolge vertheilt[8]): Ulrich von Liechtenstein z. B., da er als Königin Venus auf Ritterschaft auszog, kleidete seine Knappen und die übrigen Diener ebenso ganz in Weiss, wie er selber in Weiss gekleidet und gewaffnet war[9]). Es ist bekannt, dass auf solchem Wege die Uniformierung des Hof- und Kriegsgesindes der Fürsten ihren Anfang genommen[10]); auch die Sitte, wonach bei Festen des Hofs der fürstliche Wirth all seine Gäste mit Gewändern von gleichem Stoff und gleicher Farbe beschenkte[11]), ist hieher zu ziehen.

Zuweilen aber mochte die Wahl einer Genossenschaftsfarbe auch aus irgend welcher bedeutsamen Absicht geschehen, und es sollte damit diess oder jenes sinnbildlich ausgedrückt sein. Der Art im alten und dann auch im neuen Rom, in diesem noch während des neunten Jahrhunderts, und nach dem Beispiele Roms

---

6) Görres Altt. Volks- u. Meisterlieder S. 89; Liederb. d. Hätzerlin S. 82b.

7) Thomas u. Felix Platter v. Fechter S. 122.

8) Frauenlob Spr. 114, 5 der Tod *sneit in an siner varwe muoder:* ein Ausdruck der sich den bildlichen Reden von dem Wappen oder dem Zeichen des Todes (Basel im vierz. Jahrh. S. 380) an die Seite stellt.

9) Frauendienst S. 161. 165. 166.

10) Fischer Gesch. d. teutschen Handels 1, 36. Wo in Nic. Manuels Fastnachtsspiel von Christo und dem Papst letzterer daher geritten kam, begleitete ihn *sin Eidtgnossen Gwardi all in siner farb:* Grüneisen S. 395. Die zu verschiedenen Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts vorgeschriebenen Kleiderfarben der Höfe von Brandenburg, Sachsen, Henneberg und Kurpfalz werden uns durch die Tafeln 28. 36. 61 u. 122 in Hefners Trachten d. christl. Mittelalters III veranschaulicht.

11) Berthold v. Holle Demantin 323 fgg. Rosengarten, W. Grimm 349. Letztere Stelle *(die hôch gelopten geste machete er alle frô und kleitte sie alle gliche in guot phellergewant, beslagen wol mit golde)* kann indessen auch so verstanden werden, dass *gliche* nur eine Verstärkung von *alle* ist: alle insgesammt.

in mehr als einer Provinzialstadt die vier, vorübergehend, unter Domitian[12]), auch sechs *colores*, die Farben und Farbennamen, durch die sich bei den circensischen Spielen Gewand und Geschirr der einzelnen Gesellschaften von Wagenlenkern und deren Parteien, in der Zuschauerschaft zuletzt auch politische Parteien unterschieden, Weiss, Roth, Grün und Blau, wozu Domitian noch Gold und Purpur fügte[13]). Ich weiss nicht, ob bereits irgend ein Früherer, jedenfalls aber im sechsten Jahrhundert Cassiodorus[14]) schreibt diesen vier Farben eine zusammenhängend symbolische Bedeutung zu: es würden dadurch (und ursprünglich haben ja die circensischen Spiele zu der Verehrung des Sonnengottes gehört) die vier Jahreszeiten bezeichnet: *prasinus virenti verno, venetus nubilæ hiemi, roseus æstati flammeæ, albus pruinoso autumno dicatus est*[15]). Wenn das kein blosser Einfall des Cassiodorus ist, wenn man wirklich schon vor ihm in Rom und neben und nach ihm in Byzanz die Circusfarben so verstanden hat, so sehen wir damit einen anziehenden Theil der Farbensymbolik aus weit entlegener römischer Vorzeit bis noch in das Mittelalter herab sich fort erstrecken.

Wir jetzt und hier wollen unser Auge bloss auf letzteres richten und wollen betrachten, wie zumal die germanische und germanisierte Welt die Farben sinnbildlich aufgefasst und verwendet hat.

Zu allervorderst wird es am Platze sein anzugeben, wie viele 2
und welche Farben unsere Vorzeit unterschied. Man schwankte da zwischen den Zahlen sechs und sieben. Die sieben sind Weiss, Schwarz, Roth, Blau, Gelb, Grün und Braun[1]); sechs aber wur-

---

12) Sueton. Domit. 7.

13) Anfänglich hatten nur zwei, nämlich Weiss und Roth, am Ende haben nur noch Grün und Blau gegolten. Vgl. Friedländers Handb. d. Röm. Alterth. IV, 509 fgg.

14) Var. Epist. III, 51.

15) Zu vergleichen, wie Sam. v. Butschky dem Frühling auch ein grünes Kleid giebt, dem Sommer aber eines von tausend Farben, dem Herbst ein graues, dem Winter ein schneeweisses: Hoffmanns Spenden I, 101 fg.

1) Hartm. Erec 8214 fg. Helmbrecht 201 fg. Berthold 396, 25 fg. Renner 225. 22955 fg. Kellers Fastnachtspiele II, 774 fgg. In den zwei

den gezählt[2]), indem man entweder das Schwarz oder das Braun bei Seite liess[3]), das Schwarz wohl deshalb, weil es ja eigentlich keine Farbe, sondern gänzlicher Farbenmangel, das Braun, weil es ein zu unbestimmtes und unselbständiges Gemisch sei: Gottfried von Strassburg sagt einmal[4]) *dane was grüene noch rôt noch wîz noch swarz noch gel noch blâ und doch ein teil ir aller dâ, ich meine rehte porperbrûn.* Indessen erscheint die schwarze als sechste oder siebente Farbe einige Mal selbst da, wo gerade sie am wenigsten zu erwarten stünde, in Schilderungen der Frühlingsnatur; unser Konrad aber weiss sie auch da wohl anzubringen: *man siht durch grüenez gras ûf gân gelwe zîtelôsen; bî den rôten rôsen glenzent viol blâ; durch die swarzen dorne lachet wîzin bluot vil manicvalt: die sehs varwe treit der walt.*[5]).

Von dem Regenbogen nun ist allerdings diese Siebenzahl nicht entnommen. Zwar legen demselben die nach Salomon III, Bischof von Constanz im neunten Jahrhundert, benannten Glossen

---

unvollendet abbrechenden Gedichten des Liedersaals III, 579 fgg. und des Frankf. Archivs v. Fichard III, 297 fgg. fehlt nun die gelbe Farbe; ein Lied des Ambraser Liederbuches 51 fgg. vertauscht Braun gegen Grau; zwei andere Stücke, im Liederbuch der Hätzlerin 166a und im Deutschen Museum 1776 S. 1031, haben das Grau als achte der Farben, die sie nennen. Mit sinnlich weiter spielender Ausführung heisst es im Lanzelet 4750 fgg. *diu heide was von bluomen gar rôt, wîz, weitvar, brûn, grüene unde gel, swarz, mervar, wolkenhel, tûsentrêch* (die Handschriften *tusen wech, tusin werch), trûbeblâ, stahelbleich, îsengrâ, purperbrûn, sideral.*

2) *Swie nû niht wan sehs varwe sîn* Konr. Troj. Krieg 2992. *Heide und walt er kleidet mit sehser hande varwe schîn* Georg 3858. *Des truog der aprill von sechs varben gar ain reichs gewand* Hätzl. 249a.

3) Weglassung der schwarzen Farbe Minnesinger I, 133b. 175a. 323a. II, 238b. 394b. Gottfr. Tristan 661 fg. Ulr. v. Liechtenst. 431, 24 fg. Gute Frau 2535. Konr. Troj. Kr. 1410 u. an noch viel anderen Stellen (Zingerle giebt dieselben an in Pfeiffers Germania VIII, 504 fg.) Hätzl. 167a. HSachs v. Hopf I, 146. Weglassung der braunen Berthold 485, 25. Des Laberers Jagd Str. 56. Renner 16472 fg. Myllers Samml. altd. Ged. III, XXIV fgg. Hadamars v. Laber Jagd 243 fgg. Lieders. I, 389. Suchenwirth XXVIII, 30 fg. Kolmarer Handschr. CLXXIV, 10 fg. Kittel S. 12 fgg. Bei der Hätzlerin S. 180 Grau für Braun oder Schwarz.

4) Tristan 15810.

5) Minnesinger II, 316a; vgl. 314a (wo *blanc* in *blâ* und ebenmässig *fröiderichen sanc* in *fröideriche sâ* wird zu bessern sein) und die Stelle aus dem Lanzelet Anm. 1.

auch Schwarz und Weiss, ausserdem aber nur noch zwei Farben bei, und die einen wie die andern bloss um einer gelehrten Parallele willen[6]): *Arcus cœlestis quadricolor est et ex omnibus elementis in se rapit species: de cœlo enim trahit igneum colorem, de aquis purpureum, de aere album, de terris colligit nigrum*[7]). Das gewöhnliche Auge unterschied an dem Regenbogen nur die drei[8]), Grün, Gelb und Roth[9]), oder gar nur die beiden letzteren; wir können ein Paar der Belege dafür zugleich als Belege der Farbensymbolik und einer zum Theil höchst willkürlich erzwungenen vorwegnehmen. Im Renner[10]) *Disiu werlt mit sorgen ist umbzogen: daz merke wir an dem regenbogen, der grüene, gel ist unde rôt. Diu grüene varwe bedint die nôt, die diu werlde hete über al, dô daz wazzer berge und tal gelîche überzôch mangen tac, dô herre Nôê der archen pflac*[11]). *Sô bedint diu gelwe varw dâ mitten alle, die in der werlde smitten mit dem gelwen tôde ringent: swie sêr sie tanzent, singent, springent, doch brüet ir vleisch der gelwe tôt, ê denn sie sterbent in grôzer nôt*[12]). *Diu rôte varwe bedint daz fiur, daz kreftic, grôz, gar ungehiur dise werlde gar verbrennen sol.* Bei Suso, indem er den gekreuzigten Heiland mit dem Regenbogen vergleicht, der als Zeichen des Friedens ausgespannt ist, *luog, wie gerœtet, ergrüenet und ergilwet in diu minne hât!*[13]) Endlich in der alten Reimprosa der Bücher Mose[14]) *Daz zeichen ist alsô lussam, daz stât alsô unverborgen; daz ist gruone unde rôt: daz bezeichent wazzer unde bluot, dei Christe ûz der site fluzzen, dô si ime mit spere wart durchstochen.*

---

6) Vgl. unten § 4 Anm. 11.

7) *De cœlo*, nämlich dem Feuerhimmel, dem *empyreum*. *De aquis purpureum* schwerlich aus antiker Ueberlieferung (Prop. IV, 5, 32 *purpureus pluvias cur bibit arcus aquas*), sondern von Hieronymus: § 16 Anm.

8) Bifröst, die Brücke der Götter vom Himmel zur Erde, d. i. der Regenbogen, hat drei Farben: Snorra Edda S. 8.

9) Konrads v. Megenberg Buch d. Natur S. 98.

10) Z. 23969 fgg.

11) Grün die Farbe des Wassers; der gespenstische Wassermann hat grüne Zähne und trägt einen grünen Hut: Jac. Grimms Myth. S. 459.

12) *Brüet:* in der Bamberger Ausg. *brôget.*

13) Altd. Leseb. 1037, 26 fg. Grün und gelb: vgl. nachher § 3 Anm. 16 fgg.

14) Hoffmanns Fundgruben II, 28, 15.

Uebrigens war auch die farbige Brechung des Lichtes, wie ein Prisma sie bewirkt, der wissenschaftlichen Beobachtung schon des dreizehnten Jahrhunderts nicht entgangen: Rogerius Baco spricht davon in seinem Opus maius[15]), wahrscheinlich auch Thomas Cantimpratensis in dem Liber de natura rerum: wenigstens berührt dessen Uebersetzer und Umarbeiter, Konrad von Megenberg, diesen Gegenstand, freilich nur indem er es ablehnt von dem Regenbogen so zu handeln, *sam die maister dâ von schreibent, die perspectivi haizent, die all ir chunst legent auf spiegelwerch und auf scheinprechen*[16]).

3 Und nun die Symbolik. Es ist dieselbe hier, wie das nothwendiger Weise stäts geschieht, von den Wirklichkeiten ausgegangen, welche die Natur an die Hand giebt. Auf jedem Schritte durch den Raum und die Zeit begleitet den Menschen der Gegensatz von Licht und Schatten, von Tag und Nacht, mit anderen Worten von Weiss und Schwarz, und überall auf dem Angesichte der Nebenmenschen tritt ihm die Verbindung von Weiss und Roth, der Farbe der Haut und der des durchscheinenden Blutes, als ein Merkmal des Lebens und gesunder Schönheit entgegen und ein Wechsel eben dieser Farben als der unwillkürliche Ausdruck der verschiedensten Gemüthsbewegungen: in Freude und Liebe, aber auch in Scham und Zorn erröthet, in Verzagtheit erbleicht das Antlitz; es erbleicht und wieder erröthet es bei der gewaltsamen Unterdrückung von Zorn oder Freude, und es erbleicht für immer, wenn das Leben schwindet. Aber auch andere Farben können es überfliegen: der Neid und dem ähnliche gehässige Leidenschaft, Seelenängste und Noth und Tod des Leibes verleihen ihm einen gelben, ja grünen Schimmer, und Grimm und Betrübniss und wieder auch das Sterben schwärzen es.

Alles das hat auch der Blick unserer Alten wohl wahrgenommen. Weiss und Schwarz als die Farben des Tages und der Nacht hat das bekannte aus dem Morgenland her stammende Gleichniss von dem Strauch des Lebens, dessen Wurzel abwechselnd eine weisse und eine schwarze Maus benagen, eine Erzäh-

---

15) Ed. Jebb pg. 448.

16) Buch d. Natur, hsggb. v. Pfeiffer, S. 98.

lung die auch in Deutschland wiederholendlich gedichtet[1]), in Deutschland und Italien auch von der bildenden Kunst ist dargestellt worden[2]); das Räthsel des jüngeren Reinmar von dem Wagen, der das Jahr mit seinen Monaten, Wochen und Tagen bedeutet: *den wagen ziehent siben ros, sint wîze, und ander sibene swarz, mit stætem clîze*[3]); Meister Traugemund in der Frage *Waz ist wîsser denne der snê? waz ist vinsterre den die naht?* Antwort *Die sunne ist wîsser den der snê, die rame ist swerzer den die naht*[4]). Noch lieber und häufiger jedoch ist man auf die Farbe des Menschenantlitzes eingegangen; von der Ueberzahl der Belege, die dafür beizubringen wären, führe ich mit Auswahl nur einige an. Roth die Farbe der Liebe und Freude: in einem Minnelied Reimars des Alten[5]) *ich enkunde ez nie verlân, hôrte ich dich nennen, ine wurde rôt. Swer dô nâhe bî mir stuont, sô die merkære tuont, der sach herzeliebe wol an der varwe mîn.* Der Freude und zugleich der Scham (denn mit witziger Wendung wird die Freude als eine Scham über die Trauer aufgefasst) bei Walther: *gegen den vinstern tagen hân ich nôt, wan daz ich mich rihte nâch der heide, diu sich schamt ir leide: sô si den walt siht gruonen, sô wirts iemer rôt*[6]). Roth die Farbe der Scham und der Freude, Bleich die der Furcht: mit Feinheit und Tiefe und in ansprechendem Vortrage behandelt das beides Joh. Agricola auf Anlass der Redweise *Er war fewer rot vnter den augen*[7]): *Die sich schemen vor einer that, die man jnen vngeferlich angezeigt, werden rot vntern augen und ferben sich. Denn die natur hat einen lebendigen gedancken in jr, dadurch si weis, was sie recht oder vnrecht thut. Wenn sie nun vnrecht thut, so*

1) Litt. Geschichte S. 166.

2) Bildwerk des XII. Jahrh. zu Parma: Didron, Annales archéol. XV, 413; Malerei im Kloster Lorch: Crusius, Schwäb. Chron. XII, 35.

3) Minnes. II, 211a. Von einem Vater mit zwölf Söhnen und deren je sechzig zur Hälfte weissen oder schwarzen Töchtern Cleobulus Anthol. Gr. Jacobs I, 52. In der entsprechenden Erzählung Abrahams a S. Clara IX, 556 hat jeder der Söhne dreissig Töchter, „deren Tracht schier eine ist: eine jede geht halb weiss, halb schwarz daher."

4) Altd. Leseb. 965, 25 fgg.

5) Des Minnesangs Frühling v. Lachmann u. Haupt 176, 32, 35.

6) Walther v. d. Vw. 145, 4.

7) Sibenhundert und funfftzig Deutscher Sprüchwörter, Nr. 607, Wittenb. 1582.

schemet sie sich, vnd thut wie ein schamhafftigs jungfrewlein, das sich verkreucht und verbirget. Vnd in dem, das sich die natur tücken wil, so geusset sie das geblüt in die haut, vnd ferbet das angesicht, als den ort, da wenig fleisch ist, vnd die rœte bald gesehen wird. Denn die natur thut jnnerlich wie wir eusserlich thun, nemlich das wir die hende für das angesicht halten, wenn wir vns schemen. Die sich frewen, werden auch rot, denn die natur laufft dem ding entgegen, das sie gern hat. Die sich fürchten, die werden bleich, denn in schrecken und furcht fleucht die natur, vnd wil dem besten glied helffen, darumb laufft das blut alles zum hertzen, als zur schiltwacht, ob es wol erger werden, das sie sich da enthalten vnnd wehren möchte. Von dem Wechsel aber zwischen Roth und Bleich des Angesichtes, wie Scham und Verzagtheit abwechselnd das Herz bewegen, eine Stelle in Gottfrieds Tristan und Isolde[8]): *sôs eteswenne tougen mit gelîmten ougen einander solden nemen war, sô wart ir lîch gelîche var dem herzen und dem sinne. Minne diu verwerinne, dien dûhte es niht dâ mite genuoc, daz mans in edelen herzen truoc verholne unde tougen, sine wolte under ougen ouch offenbæren ir gewalt. der was an in zwein maneevalt: unlange enein ir varwe erschein, ir varwe erschein unlange enein; sî wehselten genôte bleich wider rôte; sî wurden rôt unde bleich, als ez diu minne in understreich.* Aehnlich im Nibelungenliede, wo Siegfried zuerst Kriemhilden erblickt, *er wart von gedanken dicke bleich unde rôt*[9]): hier jedoch wird die Mischung der Wonne und des Zagens der Liebe damit ausgedrückt, während anderswo in demselben Gedicht[10]) die Worte *diu Sifrides varwe wart dô bleich unde rôt* und die gleichen in der nordischen Dietrichssage[11]) von dem Mönch Heime, der die Waffen seiner Jugend wieder zu Handen bekommt, den Zwang bezeichnen, welchen dort der Held seiner Empfindlichkeit[12]), hier seiner Freude anthut. Und wieder einmal in Gottfrieds Tristan[13]) sind es Zorn und

8) Z. 11907 fgg.

9) Str. 284. 4. Vgl. den Wechsel von Kalt und Heiss in Veldekens Aeneide 262, 26 fg. 263, 6. Eraclius 2970 fg. 3024 fg. Wolfr. Titurel 121.

10) Str. 154, 4.

11) Cp. 431 *ok er nu stundum raudr sem blôdr en stundum fölr.*

12) Ebenso Lohengrin Str. 693.

13) Z. 10094.

Betrübniss, in Hartmanns Iwein[14]) Freude und Furcht, in einem Liede des älteren Reinmar[15]) Freude und Leid, die das Angesicht bald mit Roth übergiessen, bald bleich entfärben.

So lassen die Dichter meist nur diese beiden Farben sprechen: die Lust in recht kraftvoller Anschaulichkeit zu schildern schrickt aber auch nicht zurück vor dem giftigern Grün und Gelb und sagt, wie im Rosengarten[16]), von einem Mönche, der in Zorn und Hass entbrennt, *Dô verkârte sich diu varwe an deme guoten man: gel und bi wîlen rôt sîn varwe wart getân;* oder, wie im Eraclius[17]), von einem Jünglinge, den auf eins die Liebe ergreift, *misselich er wart gevar, val* (hier s. v. a. gelb), *bleich unde rôt;* oder wie in dem Märe von der halben Birne[18]), von einem erschreckenden Weibe *si wart noch grüener dan ein gras;* oder endlich, wie wir S. 147 aus Suso gelesen, von dem gekreuzigten Heiland, dass ihn die Liebe *gerœtet, ergrüenet* und *ergilwet* habe, *gerœtet* nämlich mit seinem Blute, *ergrüenet* und *ergilwet* durch sein Wachen und Fasten: denn daher rührt diese zwiefache Missfärbung: ein älterer Prediger, nachdem er die Buntheit der Schafe Jacobs[19]) genauer als grün und gelb bestimmt hat, ermahnt den Zuhörer[20]): *du muost och grüen und gel werden, daz ist, daz du dir selber als vil ab brechest an ezzende und an trinchende und an allen dingen, daz du reht och grüen werdest vor hunger. Sich, du muost och gel werden, daz ist, daz du als vil gewachegest, daz din lip reht gel werde. sich, tuostu diu zwai dinch, so wirstu ain schâf dez minnerlichen gotes.* Darf ich noch über germanisches Gebiet hinaus vergleichen, so wird in der Volksdichtung der Bretagne[21]) der Betrübte daran erkannt, dass er grün ist wie die Traube und blass wie der Tod, und in der neugriechischen[22]) daran ein Liebender, dass er lauchgrün und citronengelb ist, πρασινοκιτρινίζει.

---

14) Z. 2203. Ebenso Nib. 1605. 2 u. Lieders. II, 256.
15) Minnes. Frühl. 178, 31. Scham und Leid Lampr. Alex. 4022.
16) W. Grimm Z. 462.
17) Z. 2833.
18) VdHagens Gesammtabenteuer I. 223.
19) 1 Mos. Cap. 30.
20) Deutsche Predigten v. Grieshaber I. 10. 11.
21) Barzaz-Breiz par Villemarqué II, 134.
22) Chants populaires de la Grèce moderne par Fauriel II, 272.

4 Ganz besonders jedoch kommt hier der gelehrte Brabänter Thomas Cantimpratensis und mit ihm oder anstatt seiner, da sein Liber de natura rerum noch nicht gedruckt und auch handschriftlich höchst selten ist, sein deutscher Uebersetzer Konrad von Megenberg in Betracht. Auf Grund nämlich der Erfahrung, dass wo eine bestimmte Regung und Richtung des Gemüthes der herrschende Zug im Charakter eines Menschen ist, auch deren farbiges Merkmal sich dem Antlitze dauernd aufprägt, nehmen sie beide[1]) in dem physiognomischen Abschnitt des ersten Buches (bei Megenberg überschrieben *Von den zaichen der naturleichen siten*) wiederholendlich und stäts in der treffendsten Weise auch auf diese Charakterfarben Rücksicht. So heisst es denn bei Megenberg zuvörderst noch ganz allgemein[2]) *Von der varb. Rôtiu varb oder rætlôtiu bedäut vil hitz und vil pluots; aber mitelvarb zwischen rôt und weiz bedäut ain geleich natûr, deu niht ze vil noch ze wênig hât hitz noch pluots, ist daz diu haut niht rauch ist mit hâr. welhes menschen varb ist feurein als ain flamme, der ist unstæt und töbig. aber welher mensch rôt ist und clâr, der ist schamich. welhes menschen varb grüen ist oder swarz, der ist pæser site.* Dann im Einzelnen[3]) *Der ist vorhtik, der ain slehtez hâr hât und dar zuo ainen krumben oder gepuckten leib und dem diu mäuslein an den painen inwendlich über sich erhebt sint, der ain gelb varb hât und krank augen und der die snell auf und zuo tuot, und des hend und füez behend sint und mager, und des anplick geleich ist dem anplick ains traurigen menschen. — Der ist ains snellen sinnes und ainer guoten behenden natûr, der lindez flaisch hât an seinem leib und des wênich ist und dar zuo trucken, und der ain mittel hât zwischen mager und vaizt, und der an dem antlitz niht vil flaischs hât und im die ahseln derhebt sint und seinen ripp etswie vil flaisches habent, und sein varb ain mittelvarb ist zwischen rôt und weiz und behend und scheinend und klâr. dar zuo ist im diu haut behend; sein hâr ist niht hert noch ist sein vil und ist niht swarz*[4]). —

1) Ich sage „beide", weil der neueste Herausgeber des deutschen Buches, wo er dasselbe der Urschrift gegenüberstellt, für diesen Abschnitt von keinen Unterschieden spricht.

2) Pfeiffers Ausgabe S. 43.

3) Ebd. S. 50. 4) Ebd. S. 51.

Der ist ain weishait minnent man, des leib oder persôn aufgerekt ist, und des flaisch geleich ist, niht ze vil noch ze klain, und der weiz ist und hât ain klain rôt dar zuo gemischet. sein hâr hât ain mittel zwischen vil und wênig, zwischen sleht und kraus, zwischen weiz und swarz, und ist lind. sein anplick geleicht ainem lachenden oder frœleichen anplick. sein hend habent ain mittel zwischen grôz und klain, und er hât auch getailt vinger: daz verstên ich alsô, daz der vinger glider sich hinder sich piegen, vil nâh als si enzwai sein. sein stirn ist grôz; sein augen habent ain mittelvarb zwischen grüen und swarz. — *Der ist ainr stumpfen natûr, der gar weiz ist oder gar praun und hât ainen grôzen pauch und krump vinger. sein antlütz ist gar sinbel, und hât vil flaisches auf den wangen* u. s. w. — *Der ist unschämik, der gar offen augen hât und her für panzend und scharpf sehend. sein überprâw sint grôz; sein person ist niht gar lanch. wenn auch er gêt, so riht er sein prust vorn auf. sein ahseln sint aufderhebt, sein wegung ist snel, sein varb ist rôt, und hât vil pluots; sein antlütz ist sinbel, sein prust ist klain oder behend und ist dar zuo derhebt oder ain wênig hoferôt.* —[5]) *Der ist ain zornich man, der ain ungeschaffen antlütz hât und ain tunkelrôtez an der varb und dem diu haut an dem antlütz trucken oder dürr ist, und der an allem seim leib mager ist. sein antlütz ist voller runzeln, sein hâr ist swarz und lind.* — Endlich *Der ist ain unkäusch man und ain frouwen minner, der weiz ist und hât ain rœten dar zuo gemischet, des hâr vil und grôz ist, lind und swarz, und der auf den slæfen gên den ôrn vil hârs hât und dar zuo grôz augen hât.*

Es sagen aber Thomas und der Deutsche nicht das alles aus sich selbst: als der ältere Gewährsmann dafür wird von ihnen Rasis bezeichnet[6]): gemeint ist Rhazes oder, wie er eigentlich und vollständig geheissen, Mohammed Ebn Secharjah Abu Bekr Arrasi, ein persischer Arzt um das J. 900, dessen Liber medicinalis wiederholendlich auch in Latein ist übertragen worden[7]). Und Aehnliches, nur dem einmal erfassten Schematismus zu Lieb nicht so eingehend auf das Einzelne und Bestimmtere, hatte schon

5) Ebd. S. 52.
6) S. 42, 19. 52, 19.
7) Sprengels Gesch. d. Arzneykunde II, 390 fgg.

vor Thomas das Regimen sanitatis Salernitanum[8]): dieses theilt jedem Temperament wie seine besondre Gemüthsart so auch seine besondere Farbe zu: der Sanguiniker ist *rubei*, der Choleriker *crocei*, der Melancholiker *lutei coloris;* dem Phlegmatiker ist *color albus* eigen[9]). Von den Elementen, auf denen man die Temperamente sich beruhend dachte *(Terra melan, aqua fleg, et aer sanguis, colera ignis)*[10]), entnahm man gleichwohl die angegebenen Farben nicht und konnte sie um so weniger von daher entnehmen, als man wohl auch auf sie verschiedene Farben, aber mit Ungewissheit auf dasselbe Element bald diese, bald jene in Beziehung setzte. Zwar dem Feuer gehört überall das Roth, dem Wasser jedoch bald Weiss, bald Purpur, der Erde bald Schwarz, bald Weiss, der Luft endlich bald Weiss, bald Blau, bald Gelb[11]).

Ich weiss nicht, ob von diesen Farben der Temperamente aus die rechte Erklärung einer schwierigen Stelle Dantes zu gewinnen ist, der Schilderung Lucifers im Inferno[12]). Dante giebt demselben, indem er eine beliebte Darstellung von Gottes Dreieinigkeit auf den Widersacher Gottes überträgt, wie dergleichen auch in der bildenden Kunst vorkommt[13]), drei Angesichter, und zwar ein rothes, eines zwischen Weiss und Gelb, und ein schwarzes[14]). Die Ausleger schwanken, ob damit die Herrschaft des Bösen über alle drei Theile der Welt oder die Verbindung von

---

8) Z. 266 fgg. der Ausgabe von Croke. Oxford 1830.

9) Die Meinauer Naturlehre, wie sie in der Darstellung der Temperamente (S. 1 fg.) überhaupt zunächst den Salernitanern folgt, bestimmt auch die Farben wesentlich in gleicher Art, nur dass sie den Melancholiker mit genauerem Ausdrucke schwarz, den Choleriker mit minder genauem bleich nennt: indessen kann *bleich* synonym mit *gel* sein: *gel oder plaich* Megenb. 428, 17.

10) Reg. Sanit. Salern. 259.

11) Bei Hieronymus (§ 16 Anm.) das Wasser purpurn, die Erde weiss, die Luft blau; in der Salomonischen Glosse oben § 2 Anm. 6. 7 das Wasser gleichfalls purpurn, die Erde schwarz, die Luft weiss; bei Konrad von Megenberg S. 428 macht das Wasser die Edelsteine *lauter*, die Erde *swarz oder tunkel*, die Luft *gel oder plaich*.

12) XXXIV, 37 fgg.

13) Didron, Histoire de Dieu pg. 545.

14) Schwarz, Gelb und Roth auch die Farben der drei Banner im Heere Lucifers: § 26 Anm.

Zorn, Geiz und Trägheit gemeint sei. Indess hierauf wenigstens passen nicht die Farben alle: alle vier aber werden passend, wenn Dante die Herrschaft des Bösen über jede Gemüthsart hat bezeichnen wollen.

Unter der Ueberschrift *Wer ainen wol gestalten leip hab* sagt Konrad von Megenberg[1]) *Der ist ains geleichen leibs und ainer guoten natûr, der ain mitel hât zwischen lang und kurz und zwischen mager und vaizt, und der weiz ist und dar ein ain clain ræten ist gemischet, und des hend und füez ain mitel habent zwischen grôz und klain und zwischen vil und wênig flaisches. des selben haupt schol in seiner græzen des leibs græzen eben antwürten, und der hals under dem haupt schol ain klain græzen haben. sein hâr schol under lindem und hertem hâr ain mitel haben und schol ain wênig rôt sein. sein antlütz schol sinbel sein und gar schœn, diu naslöcher aufgereckt, niht ze grôz noch ze klain. sein augen schüllen ain mitelvarb haben zwischen swarz und grüen und schüllen etswie vil fäuht sein und klâr.* Hier also das Weiss und Roth des Antlitzes nicht ein Kennzeichen der oder jener Stimmung oder Gemüthsart, sondern ein Merkmal der Leibesschönheit. Und dafür ist diese Farbenverbindung, ist die Mischung dieser zwei Farben stäts anerkannt worden[2]). So heisst es z. B., mit einer Versinnlichung die noch jetzt beliebt ist, in Veldekes Aeneide[3]) *ir varewe lieht unde gût, rehte als milich unde blût wol gemischet rôt und wîz;* in Flore und Blanscheflur[4]) *dô schuof der natûre fliz diu wangen rôt unde wîz alsô milch unde bluot;* in Konrads Trojanerkrieg[5]) *reht alse ein milch und alse ein bluot wol under ein geflozzen was im* (Paris) *ein lich gegozzen under sîn antlitze gar*[6]); im Anfang

1) Buch d. Natur S. 50.

2) Hartm. Greg. 2736. *Under irme antlitze gar was ir varwe wîzrôtfar, noch rechte wîz noch rechte rôt, wen als zuo der mâze was nôt; noch wîz noch rôt darinne schein, daz man zwischen disen zwein rechte dâ mitten abe nam: zuo einer gemisten varwe ez quam* Herbort 602 fgg.; Flore 6899. Rother Mund und weisse Zähne: Minnes. I, 120b. II, 71a. 218a.

3) S. 146, 24. 4) Z. 6837. 5) Z. 3024.

6) Ebenso im Engelhard 2967. 3684.

eines Minneliedes[7]) *Herre, wer hât si begozzen mit der milch und mit dem bluote?*[8]) oder indem Schnee[9]), welcher mit Blut beträuft ist, zur Vergleichung dient, im Parzival[10]) *do er die bluotes zäher* (von einer Wildgans, die Artus Falke erlegt hatte) *sach ûf dem snê (der was al wîz), dô dâhter „wer hât sînen vlîz gewant an dise varwe clâr? Cundwier amûrs, sich mac für wâr disiu varwe dir gelîchen. mich wil got sælden rîchen, sît ich dir hie gelîchez vant. gêret sî diu gotes hant und al diu crêatiure sîn. Condwîr amûrs, hie lît dîn schîn, sît der snê dem bluote wîze bôt und ez den snê sus machet rôt. Cundwîr amûrs, dem glîchet sich dîn bêâ curs: des enbistu niht erlâzen“* und in dem Märchen vom Wacholderbaum[11]) *Vör erem Huse wœr en Hof; dorup stünn en Machandelboom: ünner dem stünn de Fru eens im Winter unn schelld sik enen Appel, unn as se sik den Appel so schelld, so sneet se sik inn Finger, unn dat Blood feel in den Snee. „Ach“ sæd de Fru unn süftd so recht hooch up unn seech dat Blood vör sik an unn wœr so recht wehmœdig, „hadd ik doch en Kind, so rood as Blood unn so wit as Snee!“* und so fort, *bet de neegde Maand vörbi wœr: do kreeg se en Kind, so wit as Snee unn so rood as Blood, unn as se dat seech, so freude se sik so, dat se stürw.* Das eine wie das andere Bild echt volksmässig, und obschon nicht allein den Deutschen bekannt[12]), doch ebenso wohl echt deutsch. Wenn aber ein gelehrter Dichter[13]) des dreizehnten Jahrhunderts die schöne heilige Jungfrau *ein rôtez helfenbein* nennt und bei Friedrich von Spee[14]) die ihren Jesum suchende Braut die Schönheit

7) Minnes. III, 320a.

8) Die Röthe allein durch die Vergleichung mit dem Blut versinnlicht bei Gottfr. v. Neifen 39, 11 und in anderen Stellen, die Zingerle in Pfeiffers Germania IX, 398 gesammelt hat.

9) Vergleichung nur der Weisse mit dem Schnee: Germ. IX, 385 fg.

10) 282, 24 fgg. Nachgeahmt in Heinrichs von dem Thürlein Krone 9193 fgg. In der Datierung der Liebesurkunde von 1371 in Lassbergs Liedersaal III, 463 heisst es *Ez was, dô der rôte munt den snê durchrœt, als ob ein wunt tier in berœtet hæte.*

11) Br. Grimm Nr. 47.

12) Vgl. J. Grimm in den Altd. Wäldern I, 6 fgg. *Lacteaque admixtus sublimat pectora sanguis* Petronius bei Wernsdorf IV, 1, 301.

13) Haupts Zeitschr. IV, 521.

14) Trutz-Nachtigall S. 48 der Coesfelder Ausg. v. 1841.

des Bräutigams auch mit den Worten rühmt *In Roth hat er verarbet so weisses Elfenbein,* so rührt das entweder aus den Klageliedern Jeremiæ her, worin man auf Lateinisch las *Candidiores Nazarei eius nive, nitidiores lacte, rubicundiores ebore antiquo, sapphiro pulchriores*[15]), oder aber es geht durch römische Vermittelung[16]) bis auf Homer zurück, bis auf jene Stelle der Ilias[17]) von dem Mäonischen Weibe, welches Elfenbein mit Purpur färbt[18]).

Immerhin lag solch eine Vergleichung der natürlichen Men- 6
schenschönheit mit einem schönen Erzeugniss der bildenden Kunst nicht ausserhalb der Anschauungsweise auch des Mittelalters: viel mehr war es auch diesem ganz geläufig, ja ihm noch geläufiger als einst den Classikern[1]), in dem, was die Kunst als ihr Höchstes und Bestes hinstellt, gleichsam eine Probe für die Schöpfungen der Natur zu sehen. So das Nibelungenlied[2]) *Dô stuont sô minnecliche daz Siglinde kint, sam er entworfen wære an ein permint von guotes meisters listen;* die Gudrun[3]) *Vor der juncfrouwen stuont der helt guot, sam er von*[4]) *meisters hende wol entworfen wære an einer wîzen wende,* und *in allen sînen sorgen stuont er in der gebære, als er mit einem pensel wol entworfen wære;* Wolfram von Eschenbach[5]) *er ist ze tjost entworfen: wer kunde in sô gemezzen?*[6]) Oder in Bezug nur auf einen Theil des

15) Threni IV, 7.

16) Stellen bei Gesner zu Claudian, de raptu Proserpinæ I, 272 sqq. *niveos infecit purpura vultus per liquidas succensa genas, castæque pudoris illuxere faces: non sic decus ardet eburnum, Lydia Sidonio quod femina tinxerit ostro.*

17) IV, 141 fgg.

18) Umständlicher Konrad im Troj. Kr. 14796 ff. *reht als ein rôter zendâl gespreit wær ûf ein helfenbein, seht, alsô gleiz im unde schein wîz varwe ûz sînen wangen rôt.* Hier ist das Elfenbein nicht selbst geröthet: sein Weiss schimmert nur durch den rothen Flor hindurch.

1) Z. B. Aesch. Agam. 241 πρέπουσα ὡς ἐν γραφαῖς.

2) Str. 285. 3) Z. 2641 fg. u. 6408.

4) Die Handschrift *aus.* 5) Titurel 130.

6) Andere Stellen Beaflor 84, 36 fg. Konr. Troj. Kr. 19944 fgg. Wenn aber Hartmann sagt Gregor 1435 *ob des satels ich schein, als ich wære gemâlet dar,* und Aehnliches der Pleier im Meleranz 5962 und der Winsbecke 21, 3, so bezeichnet hier das Gemaltsein nur die Unbeweglichkeit.

Angesichtes Konrad von Megenberg[7]) *aller zierleichst sint die prawnen überprâwe an den frauwen, wenn si clain gekraizelt sint, reht als si ain mâler gepinselt hab.* Und so sagen auch wir noch *bildschœn.* Meist aber wird in solchen Fällen Gott selbst der Maler oder Bildner genannt, wie der Mensch als sein Geschöpf ein *mannes* oder *wîbes bilde* ist, und der Gegensatz zwischen Natur und Kunst findet damit seine dichterische Ausgleichung; Jac. Grimm[8]) erkennt hier wieder ein Fortleben altheidnischer Gedanken. *Got hâte ir wengel hôhen vlîz*[9]): *er streich sô tiure varwe dar, sô reine rôt, sô reine wîz, hie rœseloht, dort liljen var*[10]); *Si ist prûn, rôt, lieplichen wîz: got hât mit wunsche sînen vlîz an ir vil werden lîp geleit*[11]); *Ir wengel nâch giljen wîz: dar an hete sînen flîz geleit der bildære und worhte vil gewære zwei rôtiu rœselîn dar în. wie möhte schœner varwe sîn denne diu zwei gemischet?*[12]) *Er solt iemer bilde giezen, der daz selbe bilde gôz*[13]); *Der werde hôhe zimberman, der diz bilde selber sneit, der hât gezierde vil geleit dar an mit grôzem flîze*[14]); *Er sol ze rehte langer mezzen, der sî alsô ebene maz, daz er an ir zer welte nie nâch vollem wunsche weder des noch des vergaz*[15]). Wie bei Gottfried die Malerin Minne das Roth der Scham und das Weiss der Schüchternheit durch einander mischt, haben wir schon vorher gelesen[16]); statt so lebendiger Personification bietet uns Konrad Fleck ein Abstractes, wenn er *der natûre flîz* die Wangen eines Jünglings malen lässt[17]).

7 Möglich jedoch, dass wenn in solcher Art die Dichter Gott selbst zu dem Maler eines schönen Angesichtes machen, dabei

7) 10, 28. Andere Stellen der Art in Pfeiffers Vorrede S. XLV.

8) Mythol. S. 20.

9) Hieraus zu erklären der *werdecliche vlîz* in Hartmanns Gregor 3262.

10) Walther v. d. Vw. 116, 16 fgg. Nachgeahmt in der Martina 55, 12 fgg.

11) Ulrich v. Liechtenst. 507, 6: vgl. 536, 25.

12) Der Minne Lehre 639 fgg.

13) Walther 178, 7 fg. Andere dergleichen Stellen Minnes. I. 351a. II. 254b. Beaflor 9, 30 fg.

14) Martina 15, 58 fg.

15) Singenberg 242, 11.

16) § 3 Anm. 8. Anderswo im Tristan die Minne als Bildnerin (*si dræte*): Z. 10900. 10957.

17) Flore 6835.

noch ein andrer Gedanke im Hintergrunde liegt, der Gedanke nämlich an die *gevelschet vrouwen varwe,* wie es im Nibelungenliede[1], die *geribene schœne,* wie es anderweit heisst[2], an die Unsitte der Weiber durch eigene Malerei das zu ersetzen, was ihnen an natürlichem Weiss und Roth gebrach. Also Schminke[3]; Deutschland hatte deren Anwendung mit den romanischen Ländern gemein[4], und nicht allein die Buhldirnen wurden daran erkannt[5], auch Frauen von Stand und Ehre ergaben sich ihr aus Eitelkeit[6], und die Bäuerinnen machten es ihnen nach[7]; es war so üblich sich zu schminken, dass öfters die Dichter, wo sie die Schönheit eines Weibes rühmen wollen, ausdrücklich bemerken, das Weiss und Roth sei kein aufgetragenes, sondern von Natur vorhanden[8], das Weib sei *selpvar*[9]. Für die Sitte des romanischen Südwestens[10] geben das hervorspringendste Zeugniss zwei Lieder eines Troubadours, der gegen das Jahr 1200 gelebt hat, des Mönches von Montaudan[11]. In dem einen, einer Tenzone, stehen die Mönche als Kläger, die Frauen als Verklagte vor Gottes Richterstuhl, und die Ersteren führen Beschwerde über

1) Str. 1594. Suchenwirth XL, 45 fgg. bespricht die Sünde der Hoffahrt, die dem Angesicht mit Schmieren eine falsche Farbe gebe und durch allerlei Mittel sonst den Leib anders mache, als Gott ihn gebildet.

2) Winsbecke 26, 3 mit Haupts Anmerkung S. 58 fg.

3) Das Wort kann nur von *smigma* kommen, der Umbildung des griechischen σμῆγμα die man im Daniel XIII, 17 las. Das XV. Jahrh. sprach neben *schminken* noch *schmingen:* Diefenbachs Wörterb. Sp. 132.

4) In Betreff Italiens vgl. Raumers Gesch. d. Hohenst. VI, 569; Sacchetti Nov. 136. 137; Jac. Burckhardts Cultur d. Renaissance S. 368 fg.

5) Berthold 207, 28 fgg. Maria Magdalena in dem Passionsspiel der Carm. Burana S. 96 fg. Ein Krämer, der wie hier mit Schminkfarbe handelt, auch in dem dramatischen Bruchstücke Germ. VIII, 285; als einen solchen stellt der Witz eines Minnesingers auch den Mai dar: *vil maneger hande varwe hât in sinem krâm der meie* vdHagen I. 133b.

6) Ulr. v. Liechtenst. 564, 13 fgg. 566, 12 fg. Helbling I, 1101 fgg.

7) Heinrich v. d. Gemeinen Leben 328.

8) Veldekens Aen. 146, 26 fgg.; in einem provenzalischen Tanzliede bei Raynouard II, 246 *e sa naturals blancheza sembla neus quan chai, e la colors no i es meza peynen, ans sobra frescheza de rosa de mai.*

9) Walth. 96, 15. Helbl. I, 1145.

10) Ein Zeugniss schon aus dem V. Jahrh. die Epistel des Massiliers Marius Victor bei Wernsdorf III, 110.

11) Diez Leben u. Werke d. Troubadours S. 338 fgg.

den Eingriff, den sich die Frauen in die Malerei, eine den Mönchen zugehörige Kunst, erlaubten, über das viele Roth und Weiss ihrer Wangen, wodurch die schönsten Votivgemälde verdunkelt würden, und wenn zuletzt nach langem Unterhandeln den Frauen gestattet wird vom fünfundzwanzigsten Jahr an sich auch fünfzehn Jahre hindurch zu schminken, so fügt der Dichter den Bericht hinzu, diese Frist sei sehr bald wieder überschritten worden. Das zweite Lied, ein Gespräch des Mönches wiederum mit Gott, nimmt den Ausgang von einer Klage der Votivgemälde, durch das Schminken der Frauen würden die Farben vertheuert, und versichert weiterhin, dasselbe werde nur dann ein Ende nehmen, wenn Gott die Frauen schön bleiben lasse bis zu ihrem Tode oder aber die Schminke ganz vertilge. In Deutschland hat gegen deren Gebrauch namentlich Berthold, der Franciscanerprediger, geeifert: er pflegt die geschminkten Weiber kurzhin *målerinne* oder *verwerinne,* was auch s. v. a. Malerinnen ist, zu nennen[12]); einmal, wo er die verschiedenen Arten des Aussatzes religiös oder sittlich deutet, versteht er unter dem Aussatze der Haut das Schminken[13]). Aus der grossen Zahl der übrigen auf Deutschland gehenden Belege hebe ich nur noch zwei hervor, Stellen kleinerer noch ungedruckter Erbauungsschriften oder Predigten, die aus dem Schminken selbst ein Bild und Sinnbild machen und sômit dem Gebiete, auf dem unsre Betrachtung sich bewegt, unmittelbar nah oder mit in demselben liegen. Die erste[14]) spricht aus eben dem Widerwillen heraus wie Berthold: *Ze glicher wis als diu küngin Iesabel die liut an sich zoh mit gemahter schœni*[15]). *Aso tuot ôch diu welt. diu hat niut natiurlicher schœni. si strichet aber välsch schœni an. daz ist zerganklich schœni und vrœde. und hohfart. des libes gemach. guot. und ere. und alle diu uppekeit diu in der welt ist. daz ist nit anders won ain värwlin. daz hiut ist und morn nit. Mit den dingen ziuhet si die liut an sich.* Die andre[16]) dagegen in solcher

12) *målerinne* 367, 26. *verwerinne* 115, 27. 228, 14 fgg. 367, 22.

13) S. 115, 15 fgg.

14) Sammlung Albrechts des Kolben (geschrieben 1387) vormals im Besitze Grieshabers Bl. 88a.

15) Kön. II, 9, 30.

16) Handschrift der Stadtbibl. von Zürich C 76/290 (XIV. Jahrh.) Bl. 8b.

Weise, dass man sieht, der Verfasser nahm an dem, was einmal Gebrauch war, keinen Anstoss mehr: *Hübische frowen spulgent sich zeverwene. mit wizer varwe unde mit rotir varwe. also sol diu sele sich verwen mit rehter kiuschikeit. unde mit der gehügede unsers herren martyr.*

Es scheint übrigens, dass man, in Deutschland wenigstens, 8
sich häufig nur der weissen Schminke benöthigt fand[1]), wie in romanischen Landen bloss der rothen[2]), und man mag das meinethalb einfach damit erklären, dass die Gesichtsfarbe der deutschen Frauen im Allgemeinen mehr zu der Röthe neigte[3]): ebenso wohl aber und vielleicht noch eher ist der Grund darin zu suchen, dass man Weiss als die eigentliche Schönheitsfarbe und noch über Roth als das vorzüglichste, ja das einzige Merkmal der Leibesschönheit ansah: *schœn* ist im Deutschen von je her ein gleichbedeutendes Wort mit *weiss* gewesen[4]), wie umgekehrt im Griechischen und im Serbischen *weiss* zugleich den Sinn von *schœn* besitzt. Die Vergleichung schöner Menschen mit dem Monde[4a]) fasst nur dieses leuchtende Weiss ins Auge; nicht anders der angelsächsische Dichter, der Judith das weisswangige Weib nennt[5]).

Dem entsprechend ist die Farbe der Hässlichkeit das dem Weissen entgegengesetzte Schwarz, die dunkle Verfärbung der Haut, die eine angeborne Missgestalt[6]), die das Ergebniss eines Lebens in Unsauberkeit und ohne Schutz gegen die Sonnenstralen[7]), die auch der äussere Widerschein einer bösen Gemüthsart

---

1) Vgl. Veldeke und Walther § 7 Anm. 8 u. 9.

2) Vgl. die provenzalische Stelle § 7 Anm. 8.

3) An der Frau jedoch mit zwei Antlitzen, von der bei Helbling I, 1100 fgg. die Rede ist, hatte zwar das obere gar schön zwei Farben, das untere aber, das natürliche, war lediglich weiss.

4) Haupts Zeitschr. V, 13.

4a) Erec 1767 fgg. Nib. 282. 760. Minnes. I, 112 fg. Volkslieder d. Serben v. Talvj I, 30.

5) *Blâchleór idis* Judith 128.

6) wie *der swarze nac* Walth. 97, 1.

7) wie bei Iwein 3348, und Gregorius 3263; vgl. Parz. 257, 13 fgg.

sein kann[8]). Mohr und Syrier[9]) sind gleichsam das Ideal der Unschönheit, und *eorp,* im Angelsächsischen s. v. a. dunkelfarbig, erwächst zu einem Schmähwort überhaupt[10]); das Bauerngeschrei *Mein lieb ist nit schwarz*[11]) bedeutet „meine Liebste ist schön"; in einem altnordischen Räthsel[12]) werden den schwarzen Steinen des Brettspiels die schöneren d. i. die weissen gegenübergestellt: in der Crescentia-Sage[13]) heisst von den Zwillingen, die beide den Namen Dietrich tragen, der eine *der scône Dieterich,* der andre, weil er *swerzir* ist, *der ungetâne;* von den zwei Stiefschwestern eines deutschen Märchens[14]) wird durch göttlichen Fluch und Segen die eine „schwarz wie die Nacht und hässlich wie die Sünde", die andre, „weiss und schön wie der Tag"; ein neapolitanisches hat für den gleichen Unterschied zweier Jungfrauen den bildlichen Gegensatz der weissen Taube und der schwarzen Kröte[15]), wie nach dem Ausdruck eines Angelsachsen der entseelte Leib den Lebenden nicht lieber ist denn der schwarze Rabe[16]); Walther von der Vogelweide singt von dem schönen Bilde der Welt *sîn liljerôsevarwe wart sô karkelvar, daz ez verlôs smac unde schîn,* und wieder *diu welt ist ûzen schœne, wîz, grüene unde rôt und innân swarzer varwe, vinster sam der tôt*[17]) und den Tod selbst, als Person verstanden[18]), und den Baum des Todes im Paradiese[19]) dachte sich das Mittelalter schwarz wie schon früher das Heidenthum die Unterwelt und deren Göttin[20]).

---

8) Megenberg 43, 16: oben § 4 Anm. 1.

9) *Môr* Iwein 427. 3348. Walth. 37, 7: *Sur* Winsbecke 40, 5: vgl. Haupts Anm. S. 62.

10) Jac. Grimm in Haupts Zeitschr. III, 52. Es war mit diesem Worte (in der Sage des Nordens ist es der Eigenname *Erp*) Ἔρεβος Ἄραψ und ὀρφνός zu vergleichen.

11) Hätzlerin 263a.

12) Hervarar Saga Cap. XV, Suhm S. 148.

13) Kaiserchr. 11416 fgg.

14) Br. Grimm 135.

15) Pentamerone von Basile V, 9.

16) Greins Bibliothek I, 200.

17) S. 186, 9 u. 76, 6 fg.

18) Basel im vierz. Jahrhundert S. 404.

19) Cædmons Genesis 477 fg.

20) J. Grimms Mythol. S. 760. 289; Basel im vierz. Jahrh. S. 404. Vgl. νεκρός todt, *niger* schwarz, νύξ *nox* Nacht.

Die beiden Verbindungen von Weiss und Roth und von Weiss und Schwarz, die uns bisher beschäftigt haben, fliessen aber auch bisweilen in einander, und es entsteht die nun dreigliedrige Zusammenstellung von Weiss, Roth und Schwarz. Diese kommt in zwiefacher, theilweise bis zum Gegensatz verschiedener Weise vor. 9

Einmal in der, dass dem Schwarz der ihm gebührende und ihm sonst auch immer eigene Sinn verbleibt, als der Farbe der Hässlichkeit neben den zwei schönen Farben. So bei Hartman von Aue, als Gregorius nach jahrelangem härtestem Büsserleben wieder aufgefunden wird: *ê wâreǹ im diu wangen mit rœte bevangen, mit gemischter wîze — nû swarz und în gewichen*[1]). Und namentlich so in dem alterthümlichsten aller hier einschlagenden Zeugnisse, dem Rîgs mâl, jener altnordischen Dichtung, die den Unterschied der Stände von dem Gott Heimdall als deren väterlichem Schöpfer herleitet. Hier wird der Erste der Unfreien nicht bloss, wie auch die Bilder zum Sachsenspiegel diesen Stand zu kennzeichnen pflegen, mit jeglicher Missgestalt des Leibes, er wird zu allervorderst als schwarz geschildert[2]), der erste Freie sodann als roth, der erste Edle als hell von Haar und leuchtend von Angesicht. Fand unsre Urzeit die Abstufung der Stände wirklich mit solcher Farbenabstufung verknüpft, (und man wird das annehmen müssen, wenn nicht dem Mythus aller geschichtliche Boden soll entzogen werden), so kann die Ursache derselben nur ein Racenunterschied gewesen sein: der Mythus jedoch lässt diese Betrachtungsweise dichterischer ganz bei Seite: er gewahrt darin nur ein Aufsteigen zu immer höherer Wohlgestalt, und zuoberst steht ihm das lichte Weiss: wir haben so eben vernommen, wie dem Alterthum Weiss und Schön in Einen Begriff zusammenfielen.

Dann aber verbinden sich Weiss, Roth und Schwarz auch so, dass letzteres nicht der hässliche, sondern nur der dunkle Gegensatz ist, der das Weiss noch leuchtender hervorhebt, dass es in- 10

1) Greg. Z. 3263.

2) wie Hartmann in seinem Iwein der von Chrestien (Chevalier au lyon 293 fgg.) entlehnten Schilderung des *gebûren* gleich den Anfang giebt *er was einem môre gelich:* Z. 427.

sofern selbst als eine Farbe der Schönheit mit eintritt in die Farbenreihe. Aus dem Märchen vom Wacholderbaum haben wir vorher S. 156 die Blutstropfen im Schnee, dieses Bild nur für das Weiss und Roth, gehabt: das vom Sneewittchen[1]) fügt dem noch ein Bild für die dritte Farbe, das Schwarz, hinzu: „Es war einmal eine Königin: die sass am Fenster und nähte, und es war Winter und schneite. Und als sie so nähte und in die Flocken sah, die vom Himmel herunterfielen, stach sie sich mit der Nadel in ihren Finger, dass drei Tropfen Blut herauskamen. Und die Königin wünschte sich in ihrem Herzen und sprach „Ach wenn ich doch ein Kind hätte, so weiss wie dieser Schnee, so roth wie dieses Blut und mit so schwarzem Haar als der Rabe, der da vor dem Fenster hüpft!"" Und so weiter. Also ganz wie im Hohen Liede[2]) „Mein Freund ist weiss und roth, auserkoren unter vielen Tausenden. Sein Haupt ist das feinste Gold; seine Locken sind kraus, schwarz wie ein Rabe", und eben dergleichen auch in Sagen und Märchen Irlands wie Neapels[3]); was jedoch nicht um Entlehnung von hier oder dorther zu behaupten, sondern nur als ein neues Beispiel weit entlegener Uebereinstimmung soll angeführt sein.

Gleichwohl bleibt für die deutsche Dichtung das schwarze Haar auffallend, und es ist um so gewisser nur dem volleren Farbenspiel zur Liebe gesetzt, als ja nach dem Rîgs mâl der hässliche Knecht daran erkannt ward, sonst aber das ganze Mittelalter hindurch, dem entsprechend, was ebenfalls das Rîgs mâl angiebt, für die schönste und vornehmste Haarfarbe jenes helle Blond gegolten hat, das die alte Sprache mit *val*[4]) oder auch mit *gel*[5]) und die Dichtkunst durch die Vergleichung mit dem

---

1) Altd. Wäld. 1, 10 fg. Vgl. Märchen 53.

2) Cp. V, 10 fg.

3) Altd. Wäld. 1, 9 fgg.

4) Z. B. von Männern Wigalois 141, 16. Neidhart 102, 14 u. L, 21. Meleranz 552. 2292. Helmbrecht 11. Von Frauen Walth. 96, 21. Parziv. 232, 20. Gottfr. v. N. 25, 10. Minnes. II, 337a. Will. I, 112a. Konr. Silvester 970. Martina 218, 85; *valehêre* Rother 1814, *valevahs* Nib. 532, 7.

5) Von Männern Konr. Troj. 3014; der Minne Lehre 206; Crane 2296; Renner 393. Von einer Frau Minnes. I, 327a; *lanc gel valwez hâr* ebd.; *val unde gel* Krone 8196. Ges. Abent. I, 456.

Gold[6]) oder dem Wachs[7]) oder der frischen Seide[8]) bezeichnet; das französische *blunt* hat zuerst Gottfried von Strassburg gebraucht: seine Fortsetzer sagen dafür *liehtgemâl*[9]). Mit solchem Haarschmuck denn werden in der Epik nicht nur Dietrich von Bern[10]) und Gudrun[11]) und Isot, es werden von unserm Konrad selbst Medea und Helena und Paris[12]) und anderswo Cupido[13]) so geschildert, und bei Herbort von Fritzlar hat auch Aeneas *einen valfehsen bart*[14]).

Während aber die Didriks Saga[15]) sogar von einem Helden berichtet, von Viðga, dessen Antlitz leuchtend, dessen ganzer Leib wie Schnee, dessen dichtgelocktes Haar weiss wie die Lilie ist (und Viðga soll doch kein Greis sein), giebt Konrad der Helena zu dem Weiss und Roth ihres Angesichtes und dem Gold ihres Haupthaars noch *zwô brâwen, swarz reht als ein kol:* eine Verbindung von Gegensätzen, die den Eindruck der Schönheit reizvoll steigert. Anderswo, bei Paris, stellt derselbe Dichter und es stellt schon vor ihm Wirnt von Gravenberg[16]) ebenso Weiss und Roth und Gold und Braun zusammen: soll nun hier *brûn* etwa auch s. v. a. schwarz bedeuten? Es hat diesen Sinn gelegentlich, im Mittelhochdeutschen[17]) so gut als im Altnordischen. Und so könnte man in den öfters sich wiederholenden

---

6) Von Männern Gregor. 3223. Gudr. 6659. Didriks Saga Cp. 14. 269. Von Frauen Iwein 1672. Wigal. 27, 13. Flore 6885. Konr. Troj. 7492. 19911 fgg. Martina 216, 31. 218, 104. Altd. Wäld. II, 141.

7) *Si swanc her vür einen rahs, der was gel als ein wahs:* vdHagens Gesammt-Abenteuer II, 168; *noch gelpfer* (lies *gelwer*) *vil danne wahs:* Mart. 219, 26.

8) *Sine locke — in der mâze sam die krâmesiden val* Neidh. 86, 18; *noch gelwer denn die siden ist ir daz hâr reid unde val:* Docens Miscell. II, 185; *hâr goltvar, sîdîn gel:* Myllers Samml. III, XLIIIc. Vgl. Herb. 599. Lanzelet 4755. MS II, 84b. 86a.

9) Bei Gottfried *Isôt diu blunde* Trist. 9170. 19030. 19386 = 231, 12. 477, 32. 486, 28; bei Ulrich 847 = 518, 27 und Heinrich 2313 *Isôt diu liehtgemâle.*

10) Didriks Saga Cp. 14.

11) Gudr. 3845.

12) Medea Troj. 7492. Helena 19907 fgg. Paris 3014.

13) Der Minne Lehre 206.

14) Z. 3214. 15) Cap. 175. 16) Wigal. 27, 9 fgg.

17) *Got niht eine lüge durch si tæte, sô daz er spræche „brûn ist blanc“* Krieg von Wartburg, Minnes. III, 175b.

Fällen, wo nur Weiss und Roth und Braun, also nur eine Farbe des Haares genannt ist, z. B. bei Ulrich von Liechtenstein *Wie si sî gevar, diu wol gemuote, daz wil ich iuch wizzen lân. brûn, rôt, wîz ist diu vil reine guote, von den varwen sô getân, daz nie engel schœner wart an ze schouwen.* — *Lieplich briune, rôte rôsen rœte, snêwes wîze hât ir lîp* und *Ræter denne ein rôse ist ir munt süez unde heizbrûn ir brâwe, wîz ir lîp* und *Ir lîp ist schœne hie und dâ. ir brûnez hâr, ir brûne brâ, ir wîzer lîp, ir rôter munt tuot mich vrô in des herzen grunt*[18]): man könnte geneigt sein auch dieses Weiss, Roth und Braun nur als einen anderen Ausdruck für das Weiss, Roth und Schwarz jenes Märchens zu nehmen, von dem wir ausgegangen sind. Da es jedoch einmal mit genauerer Bestimmung *liehtbrûn* heisst: *gar reineclîch rôt unde wîz was âne valsch diu klâre, mit liehtbrûnem hâre schône gefloieret*[19]): so wird *brûn* eben doch seine gewöhnliche Bedeutung haben, und indem so auch diese halb dunkele, halb lichte Farbe zu einem Schönheitszeichen erhoben wird, liegt darin gleichsam ein Versuch das fremdartige Schwarz mit dem heimatlichen Blond in Eins zu verschmelzen.

11 Aus den bisher besprochenen Wahrnehmungen, welche die Natur selbst in ihrer Wirklichkeit gewährte, ist nun für Glauben und Sitte und Dichtung eine Reihe sinnbildlicher Farbendeutungen und Anwendungen der Farben, zunächst aber so unvermerkt und noch so unmittelbar hervorgeflossen, dass der Objectivität dadurch nichts benommen ward: das Vereinzelte ward nur in ein Allgemeineres übertragen und das Vorübergehende in dauernden Bestand versetzt, das Sinnliche vergeistigt und dem Abstracten Persönlichkeit gegeben. Man sah, wem sich Neid im Herzen regte, das Angesicht gelb und grün werden: personificierend giebt die Dichtersprache dem Neide selbst dieses Aussehen, und Gelb und Grün sind das Farbensinnbild des Neides überhaupt[1]); den, der gleichsam der Fürst des Neides ist, der die gesammte Mensch-

---

18) S. 508, 24 fgg. 546, 10 fgg. 535, 15 fgg. Andere Stellen Minnes. I, 342a und der Minne Lehre 636 fgg.

19) Beafl. 9, 34.

1) Gelb bei Konrad v. Würzb. Minnes. II, 330b. HSachs von Hopf II, 227 fg.; Gelb und Grün in dem Räthsel des Marners Minnes. II, 240 fg.

heit beneidet, um die verheissene Seligkeit nämlich, den Teufel, denkt sich darum der alte Glaube des Volkes gern in grüner Gestalt, von Körper grün, wie ihn bereits die Bilder der Herrad zeigen, oder Grün von Gewande[2]): „dass sich der Teuffel gern in grünen Kleidern sehen lasse", heisst es im Simplicissimus[3]). Ein Spruch in der Bescheidenheit Freidanks giebt dem Neid ausser Gelb und Grün noch eine dritte Farbe, die blaue: *Gel, grüene, weitîn, daz sol diu nîtvarwe sîn*[4]). Schwerlich aber auf natürlichen Anlass: ich denke, der Dichter ist zu dieser Beifügung dadurch verleitet worden, dass man auch sonst, nur unter anderen Umständen, *grüene* und *weitîn* gern verband[5]).

Ferner. In der Furcht entfärbt sich das Angesicht: darum nun werden, wiederholendlich so bei Shakespeare[6]), dem Furchtsamen auch weisses Herz und weisse Leber beigelegt: denn hier hat die Furchtsamkeit, die sich im Angesichte nur gelegentlich kund giebt, ihren dauernden Wohnsitz.

Weiss ist aber auch die reinste Farbe, die Farbe des ungetrübten Lichtes: demgemäss dient es als Sinnbild auch der sittlichen Reinheit, namentlich der Keuschheit, wie die heiligen Männer und Frauen, und der Sündlosigkeit, wie Christus sie besessen. In solchem Sinn ist von *blanker gebærde*[7]), von dem *blanken snê* der *kiusche*[8]), von *tugentlîcher wîze*[9]) und nun auch hier von des *herzen wîze*[10]) die Rede, und die mystische Auslegung des Hohen Liedes[11]) deutet das Weiss des schönen Geliebten auf den sündlosen Christus, das Roth aber auf das Blut seines Leidens und Sterbens. So Williram[12]): ein späterer Prediger, wahrscheinlich indem er bei dem Weiss an den Tag und an den Gegensatz zu der Nacht des Todes denkt, versteht die Marter und die Aufer-

2) Märchen 101; vgl. Mythol. S. 1016.

3) I, 2, 31. 4) S. 60, 5.

5) *Grune unt waitin* von den Fahnen der Heiden Ruol. 278, 21; *grüene unde weit* von dem sommerlichen Schmucke der Natur Minnes. II, 324a. 395a.

6) Macbeth II, 2. V, 3. Lear II. 2. What you will III, 2.

7) In einem theilweis verdorbenen Spruche Reinmars v. Zweter Minnes. II, 192a.

8) Haupts Zeitschr. IV, 521.

9) Passional, Köpke 397, 36.

10) Ebd. 333, 32. 11) Cap. V, 10.

12) Hoffmanns Ausg. S. XLVI.

stehung[13]). Sonst jedoch, wo sich gleichfalls Weiss und Roth zum Sinnbilde vereinigen, gilt ersteres stäts nur für die Reinheit Leibes und der Seele, letzteres für das Marterblut oder auch die Liebe: bei Dietmar von Merseburg[14]) z. B., wo er den Tod des heil. Dunstan erzählt: *ille cum stola, innocentia mentis et corporis hactenus dealbata et tum rubro intincta sanguine divinum placavit obtutum;* ferner in der einen jener Predigtstellen, die früher bei Besprechung dei Schminke sind angeführt worden[15]), und wieder in einer ungedruckten alten Predigt[16]) *Ünser vrowe gelichet sich ainer rebun*[17]) — *Uff dirre reben wart drier hand win gepflanzet. Wis win. Rot win. und gewürzter win. § Der wiz win waz ir mägtlichiu kiunschi. — § Der rot win daz ist ir minneklichiu minne. — § Der gewürtzde win der us dirre reben wuochs daz waz ir vil liebes kint Jhesus christus.*

Sodann Schwarz. Als der Gegensatz von Weiss ist diess zugleich die Farbe der Unreinheit und der Trauer, die das Herz verdunkelt. *Ih bin salo* übersetzt Williram[18]) das *Nigra sum* der Geliebten des Hohen Liedes[19]) und erklärt es von der Betrübniss, in welche die Kirche Christi durch ihre Feinde versetzt sei[20]).

12 Gewöhnlich aber, und häufiger und mannigfaltiger als Weiss und Roth, werden Weiss und Schwarz in Verbindung mit einander sinnbildlich gefasst. Wir können als erstes Beispiel abermals die Mystik des Hohen Liedes brauchen: das Weiss des Geliebten meint also die Sündlosigkeit Christi, das Rabenschwarz seiner Locken die Sündigkeit auch derer unter den Menschen, die ihm anhangen[1]). So wird nun auch sonst der Gegensatz von Schön und Unschön, den die sinnliche Betrachtung jener Farben erkennt, in den sittlichen von Gut und Böse umgewandelt; eine

13) Deutsche Predigten von Leyser S. 37, 27 fg.
14) VII, 29. 15) 7, 13.
16) Albrecht der Kolbe Bl. 183d—184c.
17) Ecclesiastic. XXIV, 23. 18) S. VII fg.
19) Cap. I, 5. 6. Vgl. Parziv. 489, 9 *dâ von wirt daz wîze sal.*
20) Veldeke von der Minne *sie — salewet im die varwe mit vil grôzer gewalt:* Aen. 262, 24.

1) Cant. cant. V, 11. Williram S. XLVII.

Stelle Walthers[2]) zeigt beide Betrachtungsweisen noch vereinigt: *ir müezet in die liute sehen, welt ir erkennen wol: nieman ûzen nâch der varwe loben sol: vil menic môre ist innen tugende vol: wê wie wîz der herzen sint, der sie wil umbekêren:* die Mohrenfarbe veranschaulicht die äussere Unschönheit, das weisse Herz die innere Güte. Es giebt für diese sittliche, wir könnten meist auch sagen religiöse Auffassung zahlreiche, weit umher und weit rückwärts greifende Belege. Schon das nordische Heidenthum (und wir können darin einen Nach- und Wiederhall fern asiatischer Glaubensgedanken erkennen) nennt seine Götter, die Asen, weiss[3]), den aber, der einst die Götterdämmerung und den Weltbrand heraufführen soll, *Surt* oder *Surti* d. i. den Schwarzen[4]), und ebenso unterscheidet es eine Stufe tiefer *liosâlfar* und *svartâlfar* oder *döckâlfar,* Lichtelbe und Schwarzelbe oder Dunkelelbe, gute und böse Dämonen[5]). Sodann auch dem Christenthum ist Gott und ist der Himmel Gottes *daz liehtgevar,* der Teufel aber und seine Hölle *daz vinster*[6]), und während Gottes Diener, die Engel, auf älteren Bildern und sonst nur weisses Gewand tragen[7]), ist die Farbe, in der man sich den Teufel vorstellt und ihn darstellt, meist die schwarze[8]); aus νεκρομαντεία wird *nigromantia,* die schwarze Kunst[9]): denn Zauberei ist ja eine Kunst des Teufels; und Zauberbücher heissen schwarze Bücher[10]), weisse Bücher

---

2) S. 37, 7 fg.

3) Denn es nennt Heimdall den weissesten der Asen: Mythol. S. 213. Vgl. die weissen Frauen ebd. S. 914 fgg.

4) Mythol. S. 769 fg.

5) Mythol. S. 413 fg. 418.

6) Gott und Teufel: Parziv. 119, 30; vgl. 1, 9 fgg. Himmel und Hölle: Altd. Leseb. Sp. 76 fg. 155 fgg. Barlaam 311 fgg. u. a.

7) Nur so von der Kleidung wird man bei Otfried V, 8, 2 und dann auch im Altd. Leseb. 998, 24 das Beiwort *wîz* verstehen dürfen: vgl. die Evangelien und Heliand 171, 32. 172, 20 *engilôs tuêna an alahuiton wânamon giwâdion.*

8) Mythol. S. 945. Cædmon v. Bouterwek I, CXLVII.

9) Petri Alfonsi Discipl. clericalis v. Schmidt S. 114. Frommann zu Herbort v. Fritzlar S. 225. Mythol. S. 989.

10) *Diabolus, a quo nigros libros noctibus discunt:* Eckehard in Pertz Monum. II, 97; *sin swarzez buoch, daz ime der hellemôr hât gegeben* Walth. 31, 7; *nigromanzie kond er wol: diu buoch sint swarz und vreisen vol* Boner. 94, 6.

aber dem entgegen die heilige Schrift und deren Gebote[11]). Dem heiligen Geist geben kirchliche Kunst und Dichtung und der Kirchenglaube selbst die Gestalt einer Taube, dem Teufel die eines Raben, also wiederum weisse und schwarze Gestalt, und als Tauben und Raben erscheinen auch die Seelen der Seligen und die der Verdammten[12]), oder als Raben, die schwarz durch ihre Sünden sind, die Heiden, als Rabenjunge, die noch weisses Gefieder tragen, deren gläubig gewordene Kinder[13]). Schwarz durch ihre Sünden: derselbe Notker, der diess Bild von den alten und den jungen Raben hat, vergleicht die Sünde und das Sündenbekenntniss dem Anlegen erst eines schwarzen, dann eines weissen Gewandes[14]). Und darf ich sogar noch ein Lied aus der Kinderwelt, ein gewiss schon altes, das man zum Einschläfern singt, hier als Beispiel anführen? „Schlaf, Kindlein, schlaf! Draussen stehn zwei Schaf, ein schwarzes und ein weisses, und wenn mein Kind nicht schlafen will, so kommt das schwarz und beisst es": das Schaf, das den Liebling beissen kann, muss eben auch ein böses sein. Endlich bezeichnen Weiss und Schwarz auch die gute und die böse Zeit, Glück und Unglück: glückliches Leben heisst ein Wandel auf weissen Wegen, dem Unglücklichen kehrt Fortuna *daz swarze teil*, ihre schwarze Seite zu[15]): d. h. sie hat auch eine weisse.

Keine Bedeutung jedoch von irgend solcher Art ist vorhanden, wenn eine Stelle des Nibelungenliedes[16]) Günther und Siegfried beide schneeweiss, Hagene und Dankwart rabenschwarz bekleidet und beritten schildert. Falls nicht das Ganze eine müssige Erfindung bloss des Ueberarbeiters ist, so hat doch die spätere Ueberlieferung das verschoben und verwischt was ursprünglich hier allein erzählt sein konnte, weisses Kleid und Ross Siegfrieds, schwarzes Kleid und Ross Günthers: denn eigentlich ist ja, wie Lachmann überzeugend dargethan hat[17]), Siegfried ein herrlicher leuchtender Gott, ein Gott des Friedens durch den Sieg, Gün-

---

11) Renner 2216 fgg.

12) Ἔπεα πτερόεντα S. 38—40.

13) Notker Ps. 146, 9. 14) Ps. 103, 1.

15) Herbort 15466 fgg. 16) Str. 384, 386.

17) In seiner Kritik der Sage von den Nibelungen: zu den Nibelungen S. 333 fgg.

ther, dem er zu Diensten sein muss, der König im Nebelreich des Todes.

Wir haben vorher dem Weiss und Roth noch das Schwarz hinzugefügt gesehen: die gleiche Farbenreihe, aber mit anderem Sinn der einzelnen Glieder, ergiebt sich, indem zu dem Weiss und Schwarz noch das Roth gefügt wird. Die fromme Margareta von Duin sah einstmals, wie sie in ihrer Lebensbeschreibung selbst berichtet, in der Verzückung ein Buch, worin mit weissen Buchstaben die heiligen Reden des unschuldigen Gottessohns geschrieben waren, mit schwarzen all die Missethaten, welche die Juden an ihm verübt, mit rothen das Blut, welches er für uns vergossen[1]), und die Gesta Romanorum[2]) haben eine Erzählung von zwei Brüdern, deren einer, ein Geistlicher, mit aller Gelehrsamkeit, der andre aber, ein Laie, nur damit seiner Andacht obliegt, dass er stäts drei Buchstaben in sich betrachtet, einen schwarzen, der ihn an seine Sündhaftigkeit, einen rothen, der ihn an das Blut Jesu Christi, und einen weissen, der ihn an die Seligkeit derer erinnert, die droben in weissem Kleide dem Lamme nachgehn. Wesentlich dasselbe kehrt noch bei Fischart[3]) wieder: *So sagt eyn anderer Claussbruder er læss im buch dreier blätter, eyns Rot, das ander weiss, das dritt schwartz, das verstund er vom Passion, von der Ewigen Glory, vnd der Höll.* Die älteste Stelle aber von solcher Sinnbildlichkeit der Schriftfarben gehört bereits dem neunten Jahrhundert an: da, im J. 839, sah ein englischer Presbyter im Traume Bücher mit schwarzen und blutrothen Buchstaben: jene bedeuteten die Gebote Gottes, diese die Sünden der Menschen[4]). Also, obschon die Bücher auch hier keine irdisch wirklichen sind, doch der irdischen Wirklichkeit gemässer keine weisse Schrift, und das Roth und das Schwarz nicht in dem Sinne gemeint, in welchem sonst überall diese beiden Farben verstanden werden[5]): das Roth als Bezeichnung der

13

1) Altd. Wäld. I, 24. 2) Grässe II, 145 fg.

3) Gargantua 1582. Ff 5 rw.

4) Prudentii Trecensis Ann. in Pertz Monum. I, 433.

5) Auch in der Martina 286, 14, wo nur rothe Schrift vorkommt, zielt dieselbe auf das Blut der Märtyrin: *si hât ir gwaltes privileige mit tugenden menger leige geschriben, diu vil guote, die buochstaben mit ir bluote*

Sünde mochte durch eine bekannte Stelle des Jesaias[6]) veranlasst sein.

14 Roth als Bezeichnung der Sünde: von etwas der Art haben wir jetzt noch eigens und ausführlicher zu sprechen. Es hat sich uns gezeigt, wie beinah all die bisher behandelten Farben von vorn herein einer mehrfachen Auffassung unterliegen, wie vieldeutig insbesondere eben das Roth ist: es ist die Farbe des Bluts, es ist eine Farbe der Schönheit, es verräth Freude und Zorn, Scham und Liebe. Da darf es kaum befremden, dass man ihm noch eine Bedeutung mehr beigelegt hat, für die es doch weder in der Natur des Menschen noch in der Volksgeschichte noch in der heiligen Schrift auch nicht in jener Stelle des Jesaias einen Anlass gab, sondern nur auf einem Gebiete, das seitab von dem allem liegt. Ich meine die rothe Farbe des Haupthaars und des Bartes als ein Zeichen der Falschheit.

Die Annahme, dass man einem Rothen nicht trauen dürfe, finde ich zuerst um das J. 1000 in dem lateinischen Gedichte Ruodlieb ausgesprochen: von einem Dutzend hinter einander gegebener Lebensregeln lautet da gleich die erste[1]) *Non tibi sit rufus unquam specialis amicus. Si fit is iratus, non est fidei memoratus: nam vehemens dira sibi stat durabilis ira. Tam bonus haut fuerit, aliqua fraus quin in eo sit, quam vitare nequis, quin ex hac commaculeris: nam tangendo picem vix expurgaris ad unguem;* und nicht ohne den Anschein, dass geflissentlich die rothe Farbe und der untreue Sinn zusammengenannt seien, hat um dieselbe Zeit Dietmar von Merseburg[2]) die Worte *Bolizlavus, Boemiorum provisor, cognomento Rufus et impietatis auctor immensæ.* Aber erst vom Ende des zwölften Jahrhunderts an werden die Zeugnisse häufiger. Da sagt Wilhelm von Tyrus über den König Fulco von Jerusalem[3]) *Erat autem idem Fulco vir rufus — fidelis, mansuetus et contra leges illius coloris affabilis, benignus et misericors;* dem ähnlich sodann Wirnt[4]) über

---

rehte rôsen rôt mit fliz; ir minne was der virniz, der gestætet hât die schrift mit ganzes glouben hantgift.

6) Cap. I, 18.

1) Fragm. III, 452 fgg. 2) Chron. V, 7.

3) Belli sacri hist. XIV, 1. 4) Wigalois 76, 17 fgg.

den Grafen Hoyer von Mansfeld *Im was der bart und daz hâr beidiu rôt, viurvar. von den selben hœre ich sagen, daz si valschiu herze tragen. des gelouben hân ich niht. swie man den getriuwen siht, in swelher varwe er schînet, sîn herze sich doch pînet ûf triuwe unde ûf güete. ob ein valscher blüete als ein rôse, diu dâ stêt, ûz im doch niuwan valsches gêt. swie sîn hâr ist getân, ist êt er ein getriuwer man, diu varwe im niht geschaden kan.* Ferner in einer lateinischen Dichtung von dem Bunde Gerberts mit dem Teufel, das Wort, das zu Gerbert dessen Lehrer spricht[5]), *Rufus es, hinc perfidus;* in einer deutschen über die Unsitte Alles übel auszulegen[6]) *die bleichen glîchent den tôten, ungetriuwe sint die rôten, die swarzen glîchent môren, die wîzen zagen oder tôren.* Den Verräther Sifki schildert die Didriks Saga[7]) roth an Haupthaar und Bart; ebenso zeigen die bereits um das J. 1300 gefertigten Wandgemälde von Ramersdorf den Verräther Judas[8]), und das ist seitdem üblich geblieben: Abraham a S. Clara aber in seinem Judas dem Erzschelm[9]) eifert dagegen als eine grundlose Erfindung der Maler. Eine Dichtererfindung ist es, wenn Bonerius in der Parabel von zwei Gesellen und einem Bären den guten Gesellen braun, den ungetreuen roth nennt und schliesslich vor rothen Gesellen warnt[10]): seine Quelle, Avianus[11]), enthält von der Art nichts. Aber wie schon vor Jahrhunderten die Sprichwörter[12]) *Roter bart, vntrewe art; Rot bart vnd Erlin bogen, Gerathen selten, ist nit erlogen; Rot haer ist entweder gar fromm, oder gar bœss,* so giebt uns die Weisheit auf der Gasse noch heut in mannigfacher Form die gleiche Warnung[13]). Die beiden letzteren der eben angeführten

5) Aufsess Anzeiger II, 188.

6) Myllers Samml. III, XXVIIIb.

7) Cap. 186.

8) Kinkel in den Jahrb. d. Vereins v. Alterthumsfreunden im Rheinlande XII, 109 fg.

9) I (Passau 1835), 160 fgg.

10) LXXIII, 49 fgg. In der Basler HS. Bl. 28b die lat. Schlussverse *Cum tibi uel socium uel fidum queris amicum quacumque (l. Quantumcunque) potes caueas consorcia rufi.*

11) Fab. 9. 12) Sebast. Franck I, 77 vw.

13) S. die Sprichwörter in Simrocks Volksb. V, 403 fg. u. Schmellers Bair. Wörterb. III, 394.

Sprüche schränken sich nicht auf die Falschheit ein: auch im Mittelalter wird zuweilen mit derselben Ungenauigkeit des Ausdruckes oder Verallgemeinerung des Begriffes der Rothhaar überhaupt als böse bezeichnet: bei Freidank[14]) *Kurzen mit dêmüete und rôten mit güete und langen man wîsen, die drî sol man prîsen* und bei Konrad von Kaiser Otto[15]) *er hete rotelehtez hâr und was mit alle ein übel man; sîn herze in argen muote bran und bewârte daz an maniger stete.*

Neben dem allem aber läuft eine ganze Reihe von Beispielen her, dass in Geschichte und Sage Männer als rothhaarig bezeichnet, wohl auch ausdrücklich danach beibenannt werden und deswegen doch keine Unehre auf sie fallen soll: ihre Zeit gab ihnen einfach und harmlos den Beinamen Roth, wie sie Andern die Beinamen Weiss und Schwarz gab[16]), oder im Scherz auf den rothen und weissen Wein, auf das Gold- und Silbergeld die Heiligennamen *Rufinus* und *Albinus* übertrug[17]). Gleich jener Otto der Rothe, von welchem Konrad so übel spricht. Der Dichter versteht darunter den ersten Otto, jedoch nur in Folge einer sagenhaften Verwechselung, die nicht bloss ihm zur Last fällt: geschichtlich hat Otto II. den Beinamen getragen[18]). Aber als Schimpf konnte derselbe ursprünglich nicht gemeint sein, weder für den Einen noch den Andern, und es ist nur Konrad, der ihn so auslegt. Und ebenso wenig als hier sollte es auf ein ungetreues Gemüth hindeuten, wenn Ekkihardus, ein vornehmer Geistlicher zu Magdeburg, von welchem Dietmar wiederholendlich mit Auszeichnung erzählt, zuletzt dass er im J. 1000 *fidelem spiritum* ausgehaucht habe, wenn dieser gleichfalls *Rufus*[19]), wenn Friedrich I. von Hohenstaufen der Rothbart, wenn der von Parzival erlegte Ither von Cumberland, den Wolfram unter andrem Lobe auch als *der valscheit widersaz* rühmt[20]), dennoch der rothe Ritter hiess[21]), weil seine Haut zwar weiss, aber sein Haar und

---

14) S. 85, 20. 15) Otte mit dem Barte Z. 8 fg.

16) Widukind II, 17 *Ailbertus, qui cognominatus est Candidus — Godofridus, Niger cognominatus; 31 Conradi, qui dictus est Rufus.*

17) Pfeiffers Germania V, 293. 297.

18) Ekkehard in Pertz Mon. II, 122; Sagen d. Br. Grimm II, XX; Hahn vor Konrads Otte S. 33 fg.

19) Thietm. III, 8. IV, 43; vgl. IV, 16 u. 38.

20) Parz. 155, 11. 21) Ebd. 145, 16.

sein Gewand, seine Waffen, sein Ross, das alles roth war, und wenn auch deutsche Sage und Sagendichtung Helden wie Fasold und Ecke[22]) und Wolfhart[23]) rothes Barthaar gab. Noch im vierzehnten Jahrhundert Konrad von Megenberg sagt von dem rothen Haar nichts physiognomisch böses: vielmehr, wo er den wohlgestalten Menschen beschreibt, fordert er von demselben, wie wir bereits gelesen haben[24]), auch *sein hâr schol under lindem und hertem hâr ain mitel haben und schol ain wênig rôt sein.*

Und natürlich. In einem Volk wie dem unsern, dessen allgemein auszeichnende Farbe lange Zeiten hindurch, wie bekannt, das rothe Haar gewesen (denn es war ja die Standesfarbe der Freien, des überwiegend zahlreichsten Theiles[25])) und unter dessen Tugenden zugleich eine der schönsten von je her die Treue, konnte das rothe Haar nicht ursprünglich und stäts im Ernst für ein Merkmal der Untreue gelten, und es geschah nur aus einer gerechten Auflehnung des Volksgefühles, wenn man den Vorwurf der Falschheit gelegentlich auf rothe Italiäner ablenkte, an denen solch eine Farbe wie eine Unwahrheit schon der Natur selbst erschien. *Hüet dich* lautet ein alter Spruch[26]) und bringt wiederum die drei Farben Roth, Weiss und Schwarz zusammen, *hüet dich vor aim roten Walhen, weissen Franzosen, schwarzen Teutschen;* Rothwelsch, die alte, schon im dreizehnten Jahrhundert[27]) nachweisbare Benennung eines betrügerischen Sprechens, zielt ebendahin. Sonst jedoch und im Allgemeinen wusste man von solch einer Ablenkung des ehrenrührigen Satzes nichts, und auch der Simplicissimus in seiner Vertheidigung der Rothbärte macht keinen Gebrauch davon.

Woher nun aber die ganze Annahme selbst? Hat sie vielleicht ihren Ursprung aus römischen Dichterstellen wie bei Plautus der Schilderung des Pseudulus[28]) *Rufus quidam, ventriosus, crassis suris, subniger, magno capite, acutis oculis, ore rubicundo, ad modum magnis pedibus* und dem Epigramm Martials[29]) *Crine ruber, niger ore, brevis pede, lumine læsus, rem magnam*

---

22) Didriks Saga Cp. 179. 23) Klage 835.
24) Oben 5, 1. 25) Vgl. oben 9 u. unten 15.
26) Schmeller IV, 69.
27) Passional, Hahn 221, 22: *rôtwalsch* im Reim auf *valsch.*
28) IV, 7, 20 fgg. 29) XII, 54.

præstas, Zoile, si bonus es? Aber weder Martial noch Plautus war im Mittelalter so vielgelesen, dass Worte von ihnen solch einen Einfluss auf die sittliche Anschauung Deutschlands hätten üben können, und was wohl zu beachten, beiden ist nicht das Roth allein, sondern die widerstrebende Verbindung von Roth und Schwarz ein verdächtiges Zeichen; sie stimmen eher nur zu dem, was dort unser Spruch von dem *roten Walhen* sagt. Oder aus der schon früher[30]) verglichenen Stelle des Jesaias[31]) *Si fuerint peccata vestra ut coccinum, quasi nix dealbabuntur, et si fuerint rubra sicut vermiculus, velut lana alba erunt?* Aber hier ist nicht von Falschheit die Rede, sondern von Sünden, und gemeint ist die Sünde derer, die sich mit Blut befleckt haben. Oder aus dem, was die Genesis[32]) bei der Geburt Esaus und Jacobs berichtet: *Qui primus egressus est, rufus erat et totus in morem pellis hispidus?* Aber der Einwand wiederholt sich: treulos erweist sich dieser Zwilling nirgends, und wenn allerdings die Uebersetzung aus dem Beginn des zwölften Jahrhunderts das Roth Esaus sinnbildlich aufzufassen scheint, indem sie ihm gegenüber bei Jacob von dessen Güte spricht (die Urschrift hat hier nichts davon): *der eine was rûch unde rôt, der ander sleht unde guot*[33]), so ist gleichwohl auf dieses Reimwort kein Gewicht zu legen: denn als Gegensatz zur Güte überhaupt wird ja das Roth eigentlich nicht verstanden, sondern eben nur als Gegensatz zur Treue.

Wir werden wohl daran thun, den Anlass innerhalb der Gedankenwelt des deutschen Volkes selbst zu suchen, und irren schwerlich, wenn wir ihn in der Thiersage zu finden glauben und da in deren Odysseus, dem Fuchs. Dabei kommt in Betracht, dass unter den Franken, auf deren Boden sich die Thiersage zuerst und zumeist entwickelt hat, schon in den frühesten Zeiten der Name des Fuchses als Schelte ist gebraucht worden[34]) (das Salische Recht setzt darauf eigens eine Busse[35]), dass noch das mittelhochdeutsche Gedicht vom Fuchs Reinhard diesen selbst wiederholendlich roth nennt, wo doch nicht eigentlich die Farbe, sondern nur seine Treulosigkeit gemeint ist[36]), dass eine kleinere

30) 13. 5. 31) Cap. I, 18. 32) XXV, 25.
33) Fundgr. II, 36, 23.
34) Gregor. Turon. Hist. Franc. VIII, 6.
35) Lex Sal. XXX, 4. 36) Z. 284. 1463. 2172.

Erzählung von einer Ueberlistung des Wolfes durch den Fuchs gerade hieran jene allgemeine Warnung vor dem rothen Freunde knüpft: *Des nemen bîspel dar an, und hüete sich ein ieder man, daz niemen ze vil trûwen sol dem rôten friunde: daz rât ich wol*[37]), und eben derselbe Sebastian Brant in seiner Verdeutschung des Facetus oder eigentlich des Supplementum Catonis die bezeichnende Fassung giebt[38]) *Suoch dir nit ruog noch früntschaft suss iemer in eins rotfuchsen huss, dann er ein ursach in im treit, das er zuo falssheit ist bereit* (auf Lateinisch *Inque domo rufi nunquam facias tibi pausam: namque malignandi gerit in se denique causam*), dass endlich, gleichbedeutend mit dem Sprichwort „Schwarzer Kopf, rother Bart, böse Art", ein andres auch noch lebendes heisst „Wo der Rab sitzt auf dem Dach und der Fuchs vor der Thür, da hüt sich Ross und Mann dafür"[39]).

Erst von daher also, aus der Thiersage, aus der Thierwelt, ist der Verruf der rothen Haare an den Menschen gelangt, und nun erklärt es sich, weshalb derselbe zuerst um das J. 1000, allgemeiner aber und nachhaltiger gegen 1200 laut wird: es sind das die beiden Zeitpunkte, in denen die Thiersage den fränkischen Heimatboden überschritten hatte, zuerst um sich nur in der Klosterdichtung des weiteren auszubreiten, dann aber um auch in die Dichtung der Laienwelt und somit in die vertrauteste Bekanntschaft Aller Eingang zu gewinnen.

Bis hieher haben uns allein die Beispiele der noch objectiv 15
begründeten und gehaltenen Sinnbildlichkeit d. h. nur solche Fälle beschäftigt, wo man Farben, die von aussen her schon gegeben waren, in dem Sinn erfasste und sich und Andern deutete, welcher mitgegeben war oder doch mitgegeben schien. Man griff aber auch, und das noch um vieles häufiger, die Sache rein subjectiv an, nicht ausdeutend, sondern ausdrückend, nicht lesend gleichsam, sondern selber schreibend, mit freier Wahl, mit eigenem Nehmen und Geben und deswegen öfters auch mit Festsetzungen, die nur willkürlich zu nennen sind. Denn obwohl man dabei an die Bedeutungen anknüpfte, welche die objective

37) J. Grimms Reinh. Fuchs S. 357.
38) Z. 258: Narrenschiff v. Zarncke S. 139b.
39) Sailers Weish. auf d. Gasse S. 86.

Symbolik in den Farben der Natur erkannte, so reichte doch diese Grundlage nicht für all die Umstände und Verhältnisse aus, die es hier nun galt, und die Versuchung war zu gross die vergönnte Freiheit in Laune zu ziehn und sich durch Zufälligkeiten bestimmen zu lassen.

Namentlich aber war es die Farbe des Gewandes, durch die man in solcher Art sinnbildlich sprach und sprechen liess, indem man sie entweder für sich selbst erwählte um eine Stimmung, von der man erfüllt war, kundzugeben oder einem Andern es auferlegte sie zu tragen, damit dessen Stand jedem erkennbar bezeichnet sei: das heisst, während die objective Symbolik sich hauptsächlich auf die Farben des Angesichtes, die der Mensch sich selber nicht schaffen kann, bezog und darauf fusste, bediente sich die subjective dessen, was zwar dem Leib das unmittelbar nächste und gewissermassen noch ein Theil davon, aber doch ganz dem Willen, der Willkür und Verfügung des Menschen anheimgestellt ist. Die objective Symbolik hatte wesentlich einen physiognomischen, die subjective, wenn ich so sagen darf, einen mimetischen Charakter.

Ich will jetzt versuchen die mannigfaltigen Erscheinungen der letzteren vorzuführen.

16 Wir beginnen am schicklichsten mit demjenigen Lebensgebiete, welches in vielen und den wichtigsten Dingen der tragende und nährende Grund und Boden des mittelalterlichen Lebens überhaupt gewesen ist, auf welchem zugleich Ueberlieferungen des griechisch-römischen, ja des israelitischen Alterthums bis in das Mittelalter herab sich haben fortpflanzen können, mit der Kirche, mit dem, was in ihr und innerhalb ihres weiteren Bereiches Gebrauch und Ordnung, angenommene Lehre und gewohnte künstlerische Darstellung war und zum grössten Theile jetzt noch ist.

Schon an und für sich und von der Farbe noch abgesehen hat jedes Stück der mannigfach zusammengesetzten Kleidung, womit angethan der Priester das Höchste im Gottesdienst, das Messopfer, vollzieht, seinen bestimmten bildlichen Sinn[1]): Anga-

1) Mast in Wetzers u. Weltes Kirchen-Lexikon VI, 215 fg.

ben darüber finden sich seit dem zwölften Jahrhundert wiederholendlich auch in deutsch abgefassten Quellen[2]), am übersichtlichsten durch die gedrängte Kürze in einer Predigt, die Bruder Berthold bei Zürich vor vielen tausend Menschen soll gehalten haben und die uns auch in einer Zürcher Handschrift aufbewahrt ist[3]): *Das gewant das der priester an leit so er singen wil. und swas er singet liset und anders tuot inder messe das hat alles bezeichnung Des ersten so er sich gerwet ze der heiligen messe so bedecket er sin houbt mit eim lininen tuoch das ist mit erbeiten dar zuo komen. Und heisset ein umbeler* (Humerale) *das bezeichet das ünser herre sin heiligen gotheit bedacht mit ünser kranken menscheit Diu alb* (Alba) *ist wit und lang. Und bezeichet das rein und das luter leben das ünser herre uf ertrich hatte Der gürtel der sol sidin sin oder von wissem garn linine und sol zwivalt sin das ietwederenthalb ein ort nider hange der bezeichet das ünser herre kiusch was an im selben und an siner heiligen trut muoter Der hant van* (Manipulus) *ander lingen hant der bezeichet die diemuetekeit ünsers herren Diu stol diu ist lang und hat obnen ein kriutz und bezeichent die langen marter und die langen arbeit ünsers herren die er uf ertrich hat Der messachel* (Casula) *ist michel und umb und umb gantz und ist geschaffen als ein glog und als der himel. Und so in der priester uf die arme geleit. so ist er geschaffen vor und hinen als ein schilt und bezeichet die grossen und die ganzen minne die ünser herre zuo dem menschen hat.*

Bei einem der genannten Kleidungsstücke und grade dem hauptsächlichsten von allen sehen wir die Bedeutsamkeit nicht auf die Gestalt desselben noch auf den Ort, wo der Priester es trägt, noch auf eine geschichtliche Erinnerung, wie bei dem Manipulus an die Fusswaschung unsers Herrn, sondern allein auf die Farbe begründet: es ist dieses der den ganzen Leib bedeckende Rock, die Alba, die eben auch ihrer Farbe wegen so benannt ist. Weiss waren schon die Röcke der Leviten gewesen und eben diess

---

2) wie im Lucidarius und in der Reimprosa über die Messgebräuche, Haupts Zeitschr. I, 276 fgg.

3) *Dis sint die bezeichnung der heiligun messe* u. s. w.: Stadtbibl. B 223/730. Bl. 32a fgg. Kürzere Aussetzungen mehrfach anderswo, z. B. in Oberlins Bihtebuoch S. 75. fgg.

die priesterliche, überhaupt die festliche Farbe beinah alles Heidenthums[4]) (von den Priesterinnen der Cimbern wird es bei Strabo berichtet[5]): die Kirche nun hielt die altüberlieferte Farbe in dem Sinne fest, dass mit der Alba auf das reine Leben Christi oder auch in Christo solle hingewiesen sein, auf den heiligen Wandel im Glauben und mit guten Werken, der, wie eine Reimprosa des zwölften Jahrhunderts[6]) die Bildlichkeit noch vervollständigt, ein Krieg ist *wider den swarzen meister*. An dieser Stelle also greift schon in die Kleidersymbolik die Symbolik der Farben ein. Und sie hat noch weiter gegriffen. Bis in die Zeit der Karolinger ist allerdings das Weiss die einzige und recht eigentlich die Standesfarbe der Priesterschaft gewesen, und auch seitdem ist sie immer noch die allgemein vorherrschende: aber sie gilt nicht mehr allein. Bereits Hieronymus in seiner Auslegung der heiligen Schrift hatte mit Wohlgefallen bei der bunteren Ausstattung des israelitischen Hohenpriesters[7]) verweilt und deren vier Farben nach Philos und Josephus Vorgange auf die vier Elemente gedeutet, das Weiss auf die Erde, das Blau auf die Luft, den Purpur auf das Wasser, den Scharlach auf das Feuer[8]). Und dieses Beispiel mochte mit dazu wirken, dass im zehnten Jahrhundert auch die christliche Priesterschaft dem bisher allein gültigen Weiss noch drei andere Farben von Bedeutsamkeit hinzufügte, zwar nicht wie dort in Israel Blau, Purpur und Scharlachroth, sondern in der römischen Kirche Roth, Grün und Schwarz, sodann Roth, Grün und anstatt des Schwarzen Blau, nämlich Dunkel- oder Veilchenblau, zuletzt Roth, Grün und neben einander Schwarz und Blau, in der griechischen aber Roth und Grün und anstatt des Schwarzen und des Blauen Purpur[9]). So sind denn Weiss, Roth, Grün, Schwarz und Blau bis auf den heutigen Tag die liturgischen Farben der Kirche des Abendlandes[10]) und zwar in der Art, dass jede derselben nur bei festgesetztem Anlass auf dem Gewande des Priesters, in der Bekleidung des Altares u. s. f. erscheinen darf; welchen Sinn dann aber jede besitze, hat

---

4) Der christl. Cultus v. Alt S. 126 fgg.
5) VII, 2, 3. 6) Spec. eccl. S. 150 fg.
7) 2. Mose cap. 28. 8) Vgl. Alt a. a. O. S. 127.
9) Augustis Denkwürdigkeiten aus d. christl. Archäologie XI, 310 fg.
10) Schauberger in dem angef. Kirchen-Lexikon III, 901 fg.

vollständig und bestimmt zuerst Durandus ausgesprochen[11]). Es bezeichnet also das dunkele Blau die Sündentrauer und die Busse und gilt demgemäss in der Adventszeit und den grossen Fasten; Schwarz die noch tiefere Trauer über den Tod des Herrn wie über den geliebter Menschen, am Karfreitag und bei Leichengottesdiensten; Roth das Blut der Heiligen und die Freude, an den Tagen der Apostel und der Märtyrer und am Pfingstfest: Grün die Hoffnung auf die ewige Seligkeit, nach Epiphanien und Pfingsten; zu allen übrigen Zeiten endlich ist Weiss verblieben, die älteste und allgemeinste der liturgischen Farben, das Sinnbild der Reinheit und der Reinigung. Andere Deutungen als diese, wie z. B. dass eine rothe Stola den Wein, eine weisse das Brot im Abendmal bezeichne[12]), sprechen nur die gelegentliche Meinung Einzelner, nicht die der Kirche aus.

Schwarz, Weiss und Roth kommen jedoch in eben solchem 17
Sinn, wie der Gottesdienst sie verwendet, auch ausserhalb desselben, obwohl immer noch als Farben von kirchlicher, von religiöser Bedeutung vor. In Schwarz wird um Gestorbene Leid getragen: bereits die Weiber der Cimbern erschienen nach deren Niederlage schwarz[1]); dem ähnlich ist in der Tristanssage ein schwarzes Segel die schon von fern her drohende Ankündigung einer Trauerbotschaft[2]), und schwerlich hat man diesen Zug erst aus der Geschichte des Theseus[3]) herübergenommen. Aber auch Weiss war eine Farbe der Trauer, jedoch nur mit der schwarzen verbunden, schwarzer Rock und weisse Kopfbedeckung, oder vielmehr, da nur Wittwen[4]) und solche Frauen, die ein Leidwesen gleich dem der Wittwe bezeugen wollten[5]), sich so kleideten, war das Weiss nur ein Sinnbild für die Keuschheit des nun gattenlosen Lebens. Daher in Frankreich *blanche* die gewohnte Benennung verwittweter Königinnen; für die Mutter Ludwigs des Heiligen, die in Wirklichkeit Clementia hiess, hat daraus ein ver-

---

11) Rationale divin. offic. III, 18.
12) Spec. eccl. S. 152.

1) Plutarch. Mar. 27. 2) Ulr. 3325 = 580, 27. Heinr, 6349.
3) Plutarch. Theseus 17. 22. Pausan. I, 22, 5 u. a.
4) Erec 8236 fgg. 5) Lieders. II, 272.

meintlicher Eigenname, *Blanca*[6]) oder *Alba*[7]), werden können. Und gleichfalls ein Sinnbild der Reinheit ist die uraltübliche weisse Farbe des Gewandes, das man über die Neugetauften warf; weiterhin ward eben ein solches bei der Firmung angelegt, und weil man diese am Sonntag nach Ostern, dem Sonntag Quasimodogeniti vorzunehmen pflegte, nannte man denselben auch *dominica in albis* und schon die ganze Woche vorher *septimana in albis, die weisse Woche*[9]). Endlich Roth ist der Gegensatz zu Schwarz, der Gegensatz der Freude zu der Trauer: die Bretagner kleiden bei Todesfällen im Haus die Bienenstöcke in Schwarz, an Freudetagen wie Geburt und Hochzeit in Roth ein[10]), und in dem schönen deutschen Märchen von den zwei Brüdern[11]) ist, wo die Königstochter sterben soll, die ganze Stadt mit schwarzem Flor verhangen, wo aber Hochzeit machen, mit rothem Scharlach.

18 Während in vorher besprochener Weise die Priesterschaft der alten Kirche sich schon früh gewöhnte die eine ursprüngliche Farbe ihres Standes, das Weiss, nach Zeit und Umständen mit mehrerlei andern Farben wechseln zu lassen, blieben die Klostergeistlichen und die, welche sonst zu Busse und Andacht sich aus der Welt zurückgezogen hatten, Tag für Tag bei einer und derselben Farbe stehn. Denn sie waren noch viel corporativer gegen die übrige Menschheit abgeschlossen als eben die Weltgeistlichen, die unter die Laien hinaus verstreuten Priester; für sie hatte das Kleid, dessen Gestalt und Farbe sie unterschied, verdoppelte Bedeutung, und Ausdrücke wie *vestem mutare*[1]) konnten, so äusserlich damit auch die Sache genommen war, den Uebertritt in das geistliche Leben bezeichnen. Hier nun steht der Zeit nach

---

6) Du Cange v. *Blanca*. 7) Haupts Zeitschr. II, 369.
8) Du Cange v. *Alba;* Augustis Denkwürd. VII, 310 fgg.
9) Haltaus Jahrzeitbuch S. 240 fg.; vgl. S. 213.
10) Altd. Wäld. I, 17. 11) Br. Grimm 60.

1) *Vestem mutare* z. B. Greg. Turon. Hist. Franc. II, 1. 28. III, 7. VI, 16: *animo habituque mutato* Chron. Montis Sereni pg. 124; *monachicum habitum suscipere* Einhardi Ann. 746; *habitum sæcularem deponere* ebd. 822: *vestem tantum modo exuere, non mentem* Salvian. de Gubern. dei V, 10.

und in sonstiger Rücksicht das Schwarz voran, die Farbe der Sündentrauer und der Busse, und mit ihm das Grau, das sich in seiner schmutzigen Art den hellen und sauberen Farben der Welt vielleicht noch ausdrucksvoller entgegensetzte. Schon in den ersten Jahrhunderten der Kirche kleideten sich die in Schwarz oder Grau, die Allem sonst entsagen und einzig den Uebungen des Glaubens leben wollten: *quæ pullam tunicam* schreibt Hieronymus[2]) einer frommen Christin *nigrosque calceolos candidæ vestis et aurati socci depositione sumpsisti;* und noch all die späteren Zeiten hindurch trugen Schwarz[3]) und namentlich Grau[4]) Büsser und Büsserinnen; ebenso war Grau das Kennzeichen der Pilger[5]). Und von den Pilgern her mag es gekommen sein, dass man zuweilen auch den ungenähten Röcken Christi graue Farbe zuschrieb, so dem im Lateran zu Rom[6]) und dem zu Trier, letzterem in dem Gedicht vom König Orendel, selbst einer Pilgerdichtung, deren Held, weil er auf seinen Fahrten den heiligen grauen Rock an sich trägt, nun auch der graue Rock genannt wird[7]). In Wirklichkeit freilich ist der Trierer Rock purpurfarben[8]), während über die Farbe des römischen verlässliche Berichte mangeln[9]). Bruder David von Augsburg in einer Gebetpredigt über das vorbildliche Leben Christi sagt[10]) *wie dîn gewant gestalt wære, des woldestu uns niht lâzen schrîben, daz wir dînen siten unde dînen werken mêr volgeten denne den kleidern: wir betrügen uns selben anders unde ruomten uns vür die andern, wir wæren dîn nâchvolgære, sô wir dir gelîch gekleidet wæren, unde wânten, uns solte genüegen dâ mite, unde liezen die tugent under wegen, dâ diu rehte kraft an lît dîner nâchvolgære unde dîner schuolkinde,* und das scheint zugleich gegen den Irrthum und Betrug der Kirche mit jenen vermeintlich und vorgeblich noch vorhandenen Röcken und gegen den Hochmuth der Büsser

2) Epist. 9.
3) Maria Magdalena *deponat vestimenta secularia et induat nigrum pallium:* Passionsspiel, Carm. Bur. S. 98.
4) Büsser: Renner 2532 fgg. JGrimms Weisthümer I, 799; Büsserinnen: Parz. 437, 25. Altd. Leseb. 1839 Sp. 898, 16.
5) Morolt 969. Parz. 446, 15. Altd. Wäld. II, 26.
6) Pfeiffers Mystiker I, 69, 11. 7) Z. 857 fgg.
8) Der Heil. Rock zu Trier v. Gildemeister u. Sybel 1844 S. 5.
9) Vgl. ebda S. 69 fgg. 10) Pfeiffers Myst. I, 345 fg.

und der Pilger gerichtet zu sein, dass sie ebenso wie der Heiland selbst gekleidet wären.

Aber wir kehren zu dem Schwarz zurück. Ausser denen, die damit nur ihre entschiedenere Gläubigkeit und Bussfertigkeit bekennen wollten, nahmen solch eine Kleidung auch diejenigen an, welche voll und förmlich aus der Welt zurück und in Klöster und Mönchsorden traten, und so ist für die ältesten unter diesen, im Morgenland die Basilianer, im Abendlande die Benedictiner, auf alle Zeit hinaus Schwarz die Standesfarbe geworden; dass vorübergehend, um das J. 400, auch Bischöfe in Konstantinopel sich so trugen, Bischöfe der rechtgläubigen Kirche, während die der ketzerischen Novatianer bei dem Weiss verblieben[11]), war nur eine Aesserung des mönchischen Hanges, der damals überhaupt die Priesterschaft beherrschte[12]). Auf die Benedictiner sind die von der Regel des h. Augustinus, die Kanoniker, deren Leben ja wesentlich ein Priesterthum, nur in klösterlichen Formen ist, mit Weiss gefolgt, die Cistercienser sodann mit Grau, die andern jüngeren Orden wiederum mit Schwarz oder Weiss, und nur den Franciscanern hat eine ganz neue Farbe beliebt, die braune, die noch missfarbiger als Grau und noch viel mehr ein Ausdruck der verzichtenden Demuth scheinen durfte. Bekannt ist, wie man sowohl im örtlich beschränkten als im allgemeineren Sprachgebrauche die einzelnen Bruderschaften und deren Klöster schlechthin nach den Farben der Ordenstracht zu benennen gepflegt, wie häufig man also nicht Benedictiner oder Dominicaner gesagt hat, sondern *schwarzer Bruder*[13]), englisch *black friar*, nicht Prämonstratenser, sondern *weisser Mönch*[14]), nicht Cistercienserregel und Cistercienserkloster, sondern *graues Leben*[15]), *graues Kloster*[16]).

Was sich an die geistlichen Farben zunächst anschliesst, die Farben, wodurch die einzelnen Facultäten der Hochschulen sich unterscheiden, haben diese alle ihren Ursprung auch schon im Mittelalter genommen? Mir ist von daher einzig das Roth der

11) Alt a. a. O. S. 130 fg.
12) Vgl. Augusti a. a. O. XI, 306 fg.
13) Vgl. z. B. du Cange v. Ordo niger; Basel im vierz. Jahrh. S. 386.
14) Mittellat. hochd. böhm. Wörterbuch v. Diefenbach Sp. 221.
15) Helbling II, 945.
16) Amis Z. 2492. Pfeiffers Myst. I, 101, 21.

Doctoren der Rechte bekannt, und auch dieses erst aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts[17]).

Aber nicht bloss in den Kirchen hienieden brach sich das 19
eine reine Licht des Glaubens und der Andacht in verschiedene Farben, und nicht bloss die Körperschaften des klösterlichen und des gelehrten Lebens waren durch die Farbe gekennzeichnet und gesondert: bis in den Himmel hinauf rückte man die Farbenleiter und dachte sich auch die Seligen stufenweis mit anderen Farben angethan[1]), *gel, rôt, grûne unde wîz. daz gele cleit mit vreuden treit*[2]), *den abstinentien hertikeit mit kestegunge selwet und in alsô virgelwet, daz der tugende uberguz verdrucket wol des blûtes vluz und im die gelen forme geben. swer aber endet hie sîn leben durch got an der marterât, der kumet*[3]) *mit rôseröter wât zû hove in grôzer êre. swer ouch mit rechter lêre die grûse*[4]) *des gelouben offenlîche und tougen prediget unde lêret und got dar an êret, daz er an im ist kûne, des cleit sîn billich grûne, die in mit vreuden ummevân. sô sal der wîze cleider hân, der an got sîn leben zert und kûsche von der werlde vert: ei wol im, swer mit vlîze an der genâden wîze daz cleit lange bleichit und under sich erweichit, swaz in zû valscheit bekort! ie schôner hie, ie schôner dort.* So der Prologus des Passionals: kürzer und mit besserer Anordnung der Epilogus[5]): zuerst d. h. dem Range nach zuoberst kommen da *in rôten kleiden* die Märtyrer, *in kleiden grûne* sodann die Bekenner, *lûter unde wîz* die Keuschen, zuletzt *lûter unde gel* die in Enthaltsamkeit sich kasteienden. Dieselbe vierfache Unterscheidung, nur dass anstatt des Weissen Silber gebraucht ist, zeigt sich in den Nimben der Seligen auf dem grossen Bilde des Himmelreiches, das Herrad gemalt hat[6]), während anderswo mit Weglassung des Gelben der Farben nur drei sind, an den Kleidern[7]) wie an den Aureolen[8]).

---

17) Narrenschiff LXXVI, 81.

1) Passional 4, 20 fgg. Hahn. 2) Bei Hahn vor *treit* noch *er*.
3) Bei Hahn *kuninc*. 4) Bei Hahn *gruoze*.
5) Köpke S. 690 fg.
6) Die gold. Altartafel v. Basel S. 11 fg.
7) Suso im Altd. Leseb. 1047, 17 fgg. = Diepenbr. S. 295.
8) Du Cange unt. d. W.

Auf Grund dieser Vorstellung, die sich als allgemein kirchliche dargiebt, baut Heinrich von Kröllwitz in seiner Auslegung des Vaterunsers[9]) mit dichterischer Freiheit weiter und deutet von den zwölf Edelsteinen des himmlischen Jerusalem[10]) den Smaragd, der grün ist wie das Gras, ehe es blüht und Früchte trägt, auf die Propheten als die Anfänger des Glaubens, den Jaspis, welcher dem Grase gleicht, wenn es blüht und sich besaamt, auf die Apostel, den blutrothen Rubin auf die Märtyrer, den blauen Sapphir auf die Bekenner, nach deren Lehre wir uns von Sünden bessern sollen (Blau aber ist die Farbe der Busse), den schneeweissen Sardonyx auf die keuschen Jungfrauen, den braunen Chrysopras auf die *man unde vrowen, die wir in riuwen schowen und die witewen sin genant*, endlich den Hyacinth, der seine Farbe nach den Wolken wandelt, auf die Eheleute, deren Sinn gezwungen ist sich bald hier, bald dort hin, wie es der Welt Lauf mit sich bringt, zu kehren und doch zugleich nach dem schönen Himmel sich färben soll.

In solcher Art sind die Farben unter die geschichtlichen und die wirklichen Personen stufenweis ausgetheilt: Gleiches geschieht in der kirchlichen Anschauung einigen gangbaren Personificierungen gegenüber: die Liebe trägt ein Gewand so roth wie Feuer, die Hoffnung ein grünes, der Glaube ein weisses, die vier weltlichen Tugenden aber, Klugheit, Gerechtigkeit, Mässigkeit und Tapferkeit, gehn in purpurrothen Kleidern: Beleg hiefür eine Stelle Dantes im Fegefeuer[11]), deren Erklärer auch noch zu vergleichen sind.

20 Steigen wir wieder zu irdischen Verhältnissen und Verhältnissen der Wirklichkeit herab!

Hugo von Trimberg gewährt den treffenden Spruch *An sprâche, an mâze und an gewande ist unterscheiden lant von lande*[1]), und diesem Unterschiede der Völker durch die Kleidung hat mit Aufmerksamkeit schon Isidorus ein eigenes Capitel seiner

9) Z. 1504 fgg. 10) Offenb. XXI, 19 fg. 11) XXIX, 121 fgg.

1) Renner Z. 22212 fg.; darauf beruhend der Reimspruch in Eschenburgs Denkmälern S. 423.

Origines gewidmet[2]). Mit der Kleidung und gleich derselben wechseln aber auch die Farben, und so finden wir, wo innerhalb eines Landes mehrere Völker zusammen wohnen, von jedem eine besondre Gewandfarbe gebraucht und deren Gebrauch ihm vorgeschrieben: in Aegypten hatten die Christen blaue, die Samaritaner rothe, die Juden eine gelbe Kopfbedeckung zu tragen, das alles, damit sie anders erschienen als die herrschenden Mohammedaner[3]).

Dieses Gelb der Juden mochte von dem entlehnt sein, was in den Reichen der Christenheit Ordnung und Uebung war. Auch hier überall ward das verachtete fremde Volk durch eine eigene Kopftracht gekennzeichnet[4]), einen Hut von trichterartig spitzer[5]) oder auch wie ein Horn nach hinten zu gekrümmter Gestalt[6]) und von weisser oder gelber Farbe: weisse zeigen uns z. B. die Bilder der Herrad[7]) und auch spätere Handschriftbilder[8]); die gelbe kommt in ebensolchen vor[9]) und in einer Marseiller Verordnung bei Du Cange[10]). [Gelbes Kleid der Synagoga im Basler Museum. Gelbe Röcke auf einer der Miniaturen bei Hefner I, 86. Judas auf Holbeins 2 Abendmalsbildern.] Oder sie trugen (und das war sowohl in Deutschland als in den romanischen Ländern Sitte, während der Judenhut gewöhnlich nur im ersteren vorkommt) vorn auf die Brust des Rockes aufgenäht einen grossen Ring und diesen stäts von gelbem Zeuge[11]). Wo-

---

2) XIX, 23. 3) Raumers Hohenst. VI, 568.

4) *Juden huot* Schwabensp. Landr. CCXIV, 64. Augsb. Stadtr. S. 41.

5) Goldne Schmiede 1418. Aufsess Anzeiger II, 35 fg. Mones Anz. IV, 305.

6) Du Cange v. *Judæi* u. *Pileus cornutus;* Raumers Hohenst. V, 304.

7) Engelhardt S. 81 u. Taf. II.

8) Aufsess Anz. II, 36. Engelhardts Ritter v. Stauffenberg S. 94.

9) VdHagens Minnes. IV, 537. Engelh. Stauffenb. S. 86.

10) Unter d. W. *Judæi.*

11) Du Cange unter *Judæi* u. *Rota Judæorum;* Haltaus unter *Juden-Kleidung.* Wissm. pg. 30 aus Kleiderordg. von 1530 Dass die Jüden einen gelben Ring an dem Rock od. Kappen allenthalben unverborgen zu ihrer Erkänntniss öffentlich tragen; ebd. Leipz. Judenordng „Die Angebe, Schutz oder Mauth Zettel, auch gelben Flecklein soll ieder Jude stets bei sich tragen und schuldig seyn, iedweden der Raths-Diener od. auch Stadtknechte solchen auf Begehren vorzuzeigen, oder dem begehrenden Raths-Diener od. auch Stadtknecht im Verweigerungsfall einen Reichsthaler verfallen seyn.

her nun das Gelb als Merkmal der Juden? Sollte es nur ein recht weithin leuchtendes, schon in der Ferne unterscheidendes Zeichen sein, wie allerdings der weisse Hut wohl nur so gemeint war[12])? Vielleicht aber giebt es eine Erklärung, welche die Wahl gerade dieser Farbe bedeutsamer macht. Noch eine andre verachtete Menschenart, auch die feilen Weibsbilder waren auf das Gelb angewiesen: sie musten um den Kopf ein *gelwez gebende*[13]) oder nach dem Stadtrecht von Meran[14]) doch *ein gelwez vänle* auf den Schuhen tragen. Woher nun aber (die Frage wiederholt sich) die gelbe Farbe hier? Hier bei den Dirnen wie dort bei den Juden ist sie urkundlich nirgend früher als vom dreizehnten Jahrhundert an belegt: dagegen bereits im zwölften Jahrhundert und von da fort bis noch in das sechzehnte ergeht überhäufig die Rüge gegen Christenweiber ehrbaren Standes, dass sie um durch den Prunk der Farbe die Blicke auf sich zu ziehen mit gelben Kopfbändern[15]) und gelben Binden um Stirn (*wimpel* Diut. I, 374) und Kinn und Wange (*rîse* Altd. Bl. I, 235), in gelben Schleiern[16]), in gelben Röcken[17]) giengen; der Safran, klagt der Mönch von Montaudon[18]) sei durch die Frauen bereits so vertheuert, dass man im heiligen Land darüber klage: sie selber sollten die Waffen ergreifen, über das Meer setzen und den Färbestoff dort erkämpfen; und Geiler von Kaisersberg in einer der Predigten über das Narrenschiff[19]) „Item die wiber tragen gel schleyer alle wochen so müssen sie die schleyer weschen, vnd widerumb gel ferwen. Darumb so ist der saffron so thür das ist ein gewisse warheit, ist on zweiffel got missfellig gel, es tragen die farbe frauwen oder die mannen, vnd seinen

---

— In Italia, Patavii et Romæ flavis pileis incedere tenentur. In den venet. Staaten deferunt biretum crocei vel lutei coloris.

12) Vgl. *so weit hinfahren, als man ein weiss pferd absehen kann* JGrimms Weisthümer III, 311.

13) Berthold S. 115, 1 fg. 415, 14 fg.

14) Haupts Zeitschr. VI, 425.

15) Heinrich v. d. gemeinen Leben Z. 329. Berthold, S. 54, 4. 115, 2 fgg. 367, 22. 415, 16 fgg.

16) Berth. S. 397, 1. Diutiska I, 374. Renner Z. 12559. Waldis Esop IV, 28.

17) Renner Z. 415. 12367. 12536.

18) Diez Leben u. Werke d. Troub. S. 339.

19) Narrensch. Strassb. 1520. Bl. XXVIIIc.

engelen. Item der leib Jesu ward nit in ein gel thůch gewickelt, aber in ein weiss thůch, darumb die corporal seint weiss. Item die engel erschinen den frawen in weissen alben. Die cleider des herren iesu wurden weiss, als der schne inn seiner ercleruug, was me, ann ein ful fleisch macht man ein gelle brüe, man macht kein gellen pheffer an ein frisch fleisch, aber an brösemlin die gesteren überbeliben, die alten weiber mit den gellen schleyeren sehen heruss, als ein gereüchet stück fleisch vss einer gelen brüe." Namentlich aber Berthold kehrt immer wieder auf diesen Gegenstand zurück; er hat für die Weiber, die so sich putzten, den Namen *gilwerinne*[20]). Nach all diesem darf denn wohl vermuthet werden, man habe das Gelb den Dirnen und mit ihnen den Juden und Jüdinnen nur auferlegt, um Weibern, die Christinnen waren und nicht feil sein wollten, den ferneren Gebrauch des eitlen Farbenschmucks unmöglich zu machen. Erst damit treten noch zwei Predigtstellen in ihr rechtes Licht, an denen Berthold[21]) die ehrbaren Christenweiber sich schämen heisst ebenso angethan zu erscheinen, wie nur *die jüdinne* sollten *unde die pfeffinne unde die bœsen hiute, die ûf dem graben dâ gênt.* Ganz in derselben Art verbindet und erklärt es sich, dass in der vorderen Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Halskrausen, mit blauem Kraftmehl gesteift, eine viel beschrieene Mode unter den Christen waren, und ebensolche gegen Ende des Jahrhunderts die pflichtmässige Tracht der Prager Juden[22]), und noch im Jahre 1863 hat Murawieff in Wilna die Trauerkleider der polnischen Frauen dadurch zu beseitigen gesucht, dass er den öffentlichen Dirnen befahl dergleichen anzulegen.

Das Gelb, insofern es den Juden und namentlich insofern 21
es den Buhlerinnen zugewiesen war, besass für das Leben des Volkes den gleichen Sinn einer Standesfarbe wie ausserhalb desselben das Weiss und Schwarz und Grau und Braun der Welt- und Klostergeistlichkeit. Aber schwerlich hatte man es erst von dort her erlernt, eine Farbe so zu ständischer Unterscheidung zu verwenden: denn schon die alteinheimische Sitte des Germanen-

20) S. 228, 14 fgg. 367, 21. 415, 18.
21) S. 114, 38 fgg. 415, 14 fgg.
22) Freytags Bilder aus d. deutschen Vergangenh. 1863. II, 106 u. 359.

stamms verlangte, dass Glied und Glied des Volkes auch durch die äussere Tracht aus einander gehalten würden. Zwar ist unbekannt, wennschon wir nicht sagen dürfen zweifelhaft, ob bereits die Germanen selbst sich demgemäss verschieden gekleidet haben: dass sie beim Haare darauf geachtet, ist bekannt. Dem Unfreien war nur geschorenes, ungehindert wachsendes Haar nur dem Freien und dem Edeln gestattet[1]); die reichste Fülle aber und eine besondre Pflege desselben galt für ein Vorrecht und ein Merkmal der Könige, bei den Franken wenigstens: wem man es kürzte, der verlor damit, ob auch von königlichem Blute, sein Königsrecht, und nur wenn ihm gelang, es wieder wachsen zu lassen, trat er in sein Recht wieder ein[2]). Wie aber die Farben des Haares schon von Natur aus unter die Stände vertheilt gewesen, hat uns, und im Grossen und Ganzen gewiss der Wirklichkeit entsprechend, das Rîgs mâl gelehrt[3]): die Knechte hatten dunkles, die Freien rothes, die Edlen leuchtend helles, und hieraus erklärt sich, was Plinius und Andre berichten[4]), dass die Germanen sich das Haar auch künstlich rötheten: wem die Natur nicht die gebührende Standesfarbe gegeben hatte, der wollte sich selbst sein Recht verschaffen; und es thaten das häufiger Männer als Frauen: denn für die letzteren hatte der Stand nicht solche Bedeutung. Und auch das findet hier seine Erklärung, wie Civilis der Bataverfürst sich die Haare roth färben konnte zum Zeichen eines Rachgelübdes[5]): er erniedrigte, indem er so sein adlich helleres Haar gegen die Haartracht der Gemeinfreien vertauschte, selbst seinen Stand und verzichtete, solange das Gelübde nicht gelöst war, ebenso auf das Abzeichen seiner Fürstlichkeit, wie die Krieger der Chatten, bis sie einen Feind getödtet, das Sinnbild der Knechtschaft, einen Ring von Eisen, trugen[6]).

22 So unsrer Kenntniss nach in der Germanenzeit. Das Mittelalter zeigt uns die Standesfarben alsobald auch an den Kleidern und zwar in der Weise, dass dabei nur auf den allgemeinen Gegensatz der Höhern und der Niederen im Volk, der Freien, der

---

1) JGrimms Rechtsalterth. S. 283 fgg. 339.
2) Ebenda S. 329 fg. 3) Oben 9. 4) Haupts Zeitschr. IX, 556.
5) Tac. Hist. IV, 61. 6) Tac. Germ. 21.

Edeln, der Fürsten auf der einen, der Hörigen und der Unfreien auf der anderen Seite geachtet und dieser Gegensatz, wie einst schon das Haar ihn gekennzeichnet, durch dunkle Gewandfarbe der letztern, durch helle der ersteren ausgedrückt ward.

Die Bauern sollten sich demnach schwarz oder grau tragen: ein Gedicht des zwölften Jahrhunderts[1]) leitet das von einer Satzung dessen her, dem man gewohnt war alle rechtliche Grundlegung des deutschen Lebens zuzuschreiben, Karls des Grossen, und bezeichnet es so auf jeden Fall als eine altherkömmliche Uebung. Diess bäurische Grau begegnet uns sonst noch mehrfach: so wird Paris als Hirt mit einem grauen Mantel geschildert[2]); der Herzog von Kärnthen, wenn er sich huldigen liess, muste nach altem Gebrauch seines Landes in grauem Rock, grauem Mantel und grauem Hut, eben wie ein Bauer gezogen kommen[3]); als König Rudolf die Huldigung Ottocars entgegennahm, empfieng er denselben, wie Johann von Winterthur es erzählt[4]), geflissentlich *in veste rusticali et rudi, scilicet tunica grisei coloris — vestimento simplici et agresti;* ob auch der Name des *grauen Bundes* ursprünglich einen Bund von Landleuten bezeichnen sollte, ist noch unausgemacht, gewiss aber, dass *grisette* eigentlich ein Mädchen von geringer Herkunft ist; und wenn die Vorzeit endlich einem Juden, der im Rechtsstreit mit einem Christen zu schwören hatte, als Kleidung dabei gleichfalls einen grauen Rock vorschrieb[5]), so war das nur eine Rechtserniedrigung mehr, die man ihm zufügte. Wie aber in der Farbensymbolik des Messgottesdienstes Schwarz und Blau als gleichbedeutend mit einander gewechselt haben und wie da noch jetzt diese zwei Farben Aehnliches bedeuten, wie auch in der altnordischen Sprache *blâ* zugleich soviel als schwarz und als blau ist, so kommt neben dem Schwarz der Bauern ebenfalls noch Blau, wir müssen Dunkelblau verstehen, vor: von Oesterreich berichtet gegen das Jahr 1300 Siegfried Helbling[6]) *Dô man dem lant sîn reht maz, man erloubt im,* dem Bauern, *hûsloden grâ und des vîretages blâ von einem guoten stampfhart.* Grau, Dunkelblau, Schwarz: das sind

1) Kaiserchr. Z. 14809. 2) Konr. Troj. 1655.
3) Rechtsalterth. S. 253 fg. Schwabensp. Landr. 418.
4) S. 25 der Ausg. von G. v. Wyss.
5) Mones Anzeiger IV, 305. 6) II, 72.

darum noch heut, wo das Landvolk bei seiner alten Tracht geblieben ist, die vorherrschenden Farben.

Allerdings fehlte es wohl das ganze Mittelalter hindurch nicht an Auflehnungen gegen solchen Zwang und an Verletzungen des Gebotes: schon im zwölften Jahrhundert schilt ein Dichter[7]) *Wir sehen ce gazzen unt ze chirchen um die arm tagewurchen, diu nicht mêr erwerben mac: si gelebt ir nimmer guoten tac, si enmache ir gewant alsô lanc, daz der gevalden nâchswanc den stoub erweche, dâ si hin gê, sam daz reiche al deste baz stê. mit ir hôhvertigem gange unt mit vrömder varwe an dem wange unt mit gelwem gibende wellent sich die gebiurinnen an allem ende des reichen mannes tochter ginôzzen, mit ir chratzen unt mit ir stôzzen, daz si tuont an ir gewande;* im dreizehnten ist Spott und Hohn über den Kleider- und Haarprunk der Bauernbursche ein Hauptinhalt von Neidharts Liedern[8]), und von jenen grauen und blauen Röcken des Landvolks in Oesterreich wissen wir nur aus einer Klage über den Bruch der alten Ordnung. Aber mochten auch all dergleichen Beschwerden, mochten weiterhin die immer mehr sich häufenden Kleidermandate[9]) auch erfolglos bleiben, ebenso erfolglos wie dort die Ueberweisung des verführerischen Gelb an die Buhldirnen und die Juden, sie bezeugen uns doch, was in diesen Dingen zu Recht bestanden und als die eigentlich alte Volkssitte gegolten hat.

23 Dem gegenüber zogen die von höherem Stand in hellen Farben, in bunten Kleidern auf: daran sollte der gemeine Mann den edlen Herrn erkennen: *ein ritter mit bunden kleidern* ist die Bezeichnung eines solchen in einem Lorcher Weisthum von 1423.[1]) Und das Bunte war in dem Maasse beliebt, dass man sogar (es scheint aber dieser Gebrauch erst gegen Ende des zwölften Jahrhunderts aufgekommen) ein und dasselbe Gewand, männliches wie weibliches, zweifärbig machte, zweierlei Farben entweder halb und halb gegen einander oder in Streifen oder Würfeln durch einander setzte: das erstere hiess *teilen* oder *zesamene snîden,* das

7) Heinr. v. d. gemeinen Leben Z. 319 fgg.
8) Vgl. Minnes. IV, 439 fg.
9) Vgl. z. B. Hüllmanns Städtewesen IV, 138—150.

1) JGrimm I, 465.

letztere *undersnîden, zersnîden, zerhouwen, mengen, parrieren.* Wir können noch jetzt an den Weibeln unsrer eidgenössischen Stände Mäntel, die in solcher Art getheilt sind, sehn: aber während diese stäts nur die Farben des bezüglichen Wappens darstellen, ist für die Herrn und Frauen des Mittelalters, allgemein verbreitet wie unter ihnen dergleichen Zwiefärbigkeit war, der Anlass dazu gewiss nur in den seltensten Fällen ein heraldischer gewesen: zumeist war es einzig der lebhafte Farbensinn, der sich darin kundgab und mit erhöhter Lust die Augen an dem oft grellen Abstich weidete. Denn jenes Geschlecht empfand überhaupt eine ganz kindisch eitle Freude an Kleid und Schmuck und derartigen Dingen, und darin vielleicht mehr als irgend sonst worin verräth sich uns der Mensch, der noch halb ein Barbar, aber durchdrungen ist von einem Triebe zur Kunst, und weil er demselben noch nicht überall die bessere Aeusserung gefunden hat, ihn nun auf den eigenen Leib als das ihm nächste richtet. Auch damals drängte sich Mode auf Mode, und während die Predigten wiederholte Strafreden gegen all den Tand ergossen[2]), füllten sich die Gedichte der Ritter mit den ausführlichsten liebevollsten Beschreibungen der Gewänder, welche Held und Heldin getragen, ihrer Stoffe, ihrer Farben u. s. f.

Unter all den Farben aber, in denen der Leib der Vornehmen sich wiegte, treten doch zwei als die von Alters her besonders bezeichnenden ihres Standes und als diejenigen hervor, die in der ältesten Zeit vielleicht die einzigen wirklich und allgemein bedeutsamen gewesen sind, nämlich Weiss und Roth, die leuchtenden Gegensätze zu dem Schwarz und Grau und Blau der Geringen und Armen.

Weiss war die Farbe, in welcher die fürstliche Gewalt er- 24
schien. Wir besitzen in zahlreichen Weisthümern Aufzeichnungen der Förmlichkeiten, unter denen ein Herr, er selbst oder ermächtigt von ihm ein Andrer, in sein Land einritt um Besitz davon zu ergreifen oder Gericht zu halten oder sein Jagdrecht auszuüben[1]), und Schritt für Schritt kehrt da in der mannigfaltigsten

2) Z. B. Berthold S. 396 fg. 485.

1) Rechtsalterth. S. 254 fgg.

Art die weisse Farbe wieder: weisses Pferd, weisser Hund, weisser Stab, weisse Tücher auf Tisch und Bett, weisses Ess- und Trinkgeschirr. Man wird, wie das ganze Gepräge dieser Vorgänge ein hoch alterthümliches ist, den Ursprung derselben in die heidnische Zeit zurückversetzen und da die eigentliche Deutung für all dieses Weiss aufsuchen müssen. Es ist eine Rechtshandlung, die vollzogen wird: Heimðall aber, der Gott, der als Stifter und Hüter aller Ordnung im Himmel und auf Erden dasteht, der auch die Menschheit in ihre Stände gegliedert hat, wird der weisseste der Asen, kürzer der weisse Ase genannt[2]) und damit diese Farbe, welche überhaupt ja die gute ist[3]), zu der besondren Sinnbildsfarbe des Rechts gemacht: darum kommen auch weisse Pferde als der Kaufpreis vor, der für eine Braut entrichtet wird: *indicamus* schreibt Theodorich der Grosse[4]) an Herminafrid von Thüringen, den Gemahl seiner Nichte Amalaberga, *nos venientibus legatis vestris impretiabilis quidem rei, sed more gentium suscepisse pretia destinata, equos argenteo colore vestitos, quales decuit esse nuptiales;* und die Richter führten auch sonst, nicht bloss unter Umständen, wie jene Weisthümer schildern, einen weissen Stab und eben einen solchen die Boten des Gerichts und die Herolde[5]). Oder aber das weisse Pferd, auf welchem der Herr einreitet, ist ursprünglich dem Sonnengott geheiligt gewesen, eben wie ohne Zweifel die prophetischen weissen Pferde, von denen Tacitus spricht[6]), und wie der Fastnachtschimmel, mit welchem das Volk in Baiern noch heute den Frühlingsanfang begeht[7]): von der Sonne, die nach den schönen Worten des Ampsivariers Boiocalus[8]) nur widerwillig auf herrenlos unbewohnten Boden blickt, von der Sonne gleichsam empfängt der Herr sein Land: die Vorzeit wuste von s. g. Sonnenlehen, deren Besitzer nur Gott und die Sonne als Herren über sich erkannte[9]); der Herzog

2) Mythol. S. 213. 3) Oben 12.

4) Cassiod. Var. IV, 1.

5) Rechtsalterth. S. 134 fg. 137. 261.

6) Germ, 10; vgl. Ἔπεα πτερ. S. 27.

7) Schmellers Bair. Wörterb. III, 363.

8) Tac. Ann. XIII, 55 *Solem deinde respiciens et cetera sidera vocans quasi coram interrogabat, vellentne contueri inane solum;* vgl. die Tencterer Histor. IV, 64 *Quomodo lucem diemque omnibus hominibus, ita omnes terras fortibus viris natura aperuit.*

9) Rechtsalterth. S. 278 fg.

von Kärnthen, wenn er das Recht des Landes beschwor und ihm von demselben Huld geschworen ward, wendete das Antlitz gegen Osten[10]), und ähnlich der persischen Erzählung, wie Darius König geworden, weil sein Pferd bei Sonnenaufgang zuerst gewiehert[11]), ist eine mittelalterlich deutsche, die uns Johannes Pauli überliefert[12]): *Drei brüeder waren, da wolt ieglicher könig sein, sie waren königs sün, und kamen mit einander für die richter. Die richter erkannten, das sie morgen früe alle drei sollten auf das feld gon, und welcher am ersten sehe die sonn auf gon, der solt könig sein. Sie giengen früe auf das feld, die zwen stalten sich gegen aufgang der sonnen, und der drit gegen nidergang der sunnen, der sahe die sonn wol ein halbe stund ehe scheinen an den berg, der da gegen was, dann die andern, darumb ward er künig an seines vatters statt.* Also der Sonne wegen und zu Ehren ihrer Oberherrlichkeit all jene leuchtenden Dinge, das weisse Pferd, der weisse Hund, der weisse Stab, die weissen Tücher und Geschirre. Indess für das spätere Mittelalter war solch eine Auffassung schwerlich mehr vorhanden: ihm lag es näher, in der hellen Farbe nur den Adel und das Fürstenthum ausgedrückt zu sehn, wie es gerad auch eins der hier einschlagenden Weisthümer ist, in welchen als Kennzeichen des Herrn die bunten Kleider angegeben werden[13]). Ist aber ursprünglich, wenn ein Fürst in seiner Gewalt einherzog, gleich dem Pferd und dem Hunde auch seine Kleidung weiss gewesen? Das Purpurgewand haben sich die Könige jedenfalls erst von dem römischen und byzantinischen Vorbild angeeignet, und wieder nach ihrem Vorbild und um hinter den weltlichen Fürsten nicht zurückzustehn tragen die Cardinäle seit Innocenz IV. den rothen Hut, seit Paul II. den Purpurmantel[14]).

10) Ebenda S. 254. 11) Ἔπεα πτερ. S. 27.

12) Schimpf u. Ernst Frankf. 1538 Bl. lij 4; Leseb. III, 1, 80.

13) Oben 23, 1.

14) Wetzers u. Weltes Kirchen-Lexikon II, 343. 345; du Cange v. *Ruber*. Pontificem cum galerum rubrum novi Cardinalis capiti imponit. sequentia verba proferre ex Autore quodam anonymo refert Besold. Thes. Pract. voc. Cardinal. f. 144. Ad laudem omnipotentis Dei et sanctæ sedis Apostolicæ ornamentum accipe galerum rubrum, insigne singulare dignitatis Cardinalatus, per quod designatur, quod usque ad mortem et sanguinis effusionem inclusive pro exaltatione sanctæ fidei, pace et quiete populi

25 Nach echter Sitte der Deutschen selbst ist Roth nur die Gewandfarbe für den Krieg gewesen, den Krieg, der als Standesberuf und Standesrecht zuvorderst den Fürsten und den Edeln, dann auch den Freien allen im Volke zustand: Fredegar[1]) berichtet (das Ereigniss fällt in das J. 604) von zwei edlen Franken, welche verabreden sich in rother Kleidung einander zum Zweikampfe zu stellen.

Das vornehmste Kriegskleid aber d. h. die vornehmste Schutzwaffe und zeitweis für die Meisten im Heer, für die Reiter namentlich, die einzige[2]) war der Schild; die Sitte diesen mit Farben, *lectissimis coloribus,* zu schmücken bezeugt uns schon Tacitus[3]). Und es wurden in älterer Zeit wiederum nur Roth und Weiss und hier auch Schwarz so angewendet, jene drei, die wir schon bei den verschiedensten Anlässen neben einander gesehen haben, und jede derselben in unverkennbarer, leicht verständlicher Bedeutsamkeit. Schwarze Schilde jedoch nur bei den Hariern, die sich auch die Leiber selbst so färbten und für den Kampf die dunkle Nacht erlasen[4]). Man könnte damit den braunen Schild zusammenstellen, welcher öfters, nur kurzhin mit diesem Beiworte, in den Gesetzbüchern der Friesen erscheint[5]): nur bleibt zu fragen, ob *brûn* hier nicht, wie das Altdeutsche ja zulässt, s. v. a. glänzend, d. h. ebenso viel als weiss bedeute. Weisse blinkende Schilde führten die 15000 Reiter der Cimbern in der Schlacht bei Vercelli[6]), *huîttê scilti* Hildebrand und Hadebrand in ihrem Zweikampf[7]). Den rothen Schild endlich belegen die meisten Zeugnisse: die Rechtsquellen der Friesen haben ihn theils für sich allein, theils neben dem braunen[8]); auch die nordische Didriks Saga[9]) und noch im vierzehnten, fünfzehnten Jahrhundert Weisthümer des südwestlichen Deutschlands[10]) kennen das Bei-

---

Christiani, augmento et statu Sacro Sanctæ Ecclesiæ Romanæ intrepidum te exhibere debeas, in Nomine Patris et Filii et Spiritus S.: Wissm. pg. 25. [Die römischen Prälaten veilchenfarbe Kleidung: ebd. 27. Blaustrumpf eine Schelte: Solemus enim per hanc vocem proditores insignire: ebd. 57.]

1) Chron. Cap. 25. 2) Tac. Germ. 6. 3) Germ. 6. Ann. II, 14.
4) Tac. Germ. 43.
5) Richthofens Friesische Rechtsquellen S. 122, 26. 494, 4. 497, 8.
6) Plut. Mar. 25. 7) Altd. Leseb. 60, 26.
8) Richth. S. 30, 20—22. 122, 27.
9) Cap. 95. 10) JGrimm I, 466. 799.

wort. In deren einem heisst es *unser herr der pfalzgraf — hat auch das gebiete von dem gehauen stein in den gesalzen see, so fern man siehet einen rothen schild an einem mastbaume:* der rothe Schild am Mast, nach einem Liede der Edda[11]) war diess für Seefahrer das Zeichen der Kriegsbereitschaft und der Kriegserklärung. Aber auch in dem gerade entgegengesetzten Sinn, als Zeichen der Bitte um Frieden und der Ergebung, kommt in einer Erzählung des Saxo Grammaticus[12]) der rothe Schild am Mastbaum vor. Gewiss irrthümlich: Roth, die Farbe des Blutes und des Zornes, konnte hiefür kein Sinnbild sein. Jener Held im Parzival, an dem wie sein Haar auch sonst Alles roth ist und *sîn schilt noch rœter danne ein fiur*[13]), ist nur für ritterlichen Kampf so ausgerüstet, und noch eine nordische Quelle selbst, die freilich jünger ist als Saxo Grammaticus und ihren Hauptzufluss aus Deutschland gehabt hat, die Didriks Saga, beweist uns, wie man auch bei der Wahl persönlicher Wappenfarben, der Farben entweder des ganzen Schilds oder nur des Zeichens darin, auf sprechende Bedeutsamkeit ausgieng, Roth aber dann nicht eben friedlichen Sinn bedeutete. Es werden einmal in dieser Saga[14]) die fremden und einheimischen Helden, die in Bern zu einem Gastmale König Dietrichs versammelt sind, alle hinter einander ihrem leiblichen Aussehn und ihren Waffen und Wappen nach beschrieben: da haben denn Dhiðrec selbst und Hilldibrand und Herbrand rothe Schilde (die besonderen Zeichen kann ich übergehn), Gunnar und Högni und Viðga weisse, Heimi einen blauen, Dhettleif einen dunkelblauen, Hornbogi einen braunen, Sinntram einen grünen, Villdifer einen gelben, Fasolld endlich und Aecka goldgemalte mit einem rothen Löwen, und das Blau (so wird ausdrücklich hinzugefügt) soll kalte Brust und grimmiges Herz, das Braun Weisheit und Wohlgezogenheit, das Roth der beiden Zuletztgenannten Kampf und Unfrieden bezeichnen. Man mochte, indem man das Blau so deutete, an die Farbe des Meeres denken, beim Braun aber dem Eindrucke des Ernstes folgen, den diese Farbe wohl machen darf.

Zum kriegerischen Gewand und Schmuck sind auch die 26
Fahnen zu rechnen, und auch mit deren Farbe, insofern dieselbe

11) Helga kvida Hundings bana I. 33.
12) S. 40, 42. 13) Parziv. 145, 22. 14) Cap. 172—186.

nicht schon durch ein gegebenes Wappen bedingt war, gieng man gern auf einen bildlichen Sinn aus. Das beweist die siebente Dichtung Siegfried Helblings, eine Allegorie, in welcher die Tugenden und die Laster gegen einander zu Felde ziehen: gemäss dem früher[1]) besprochenen Gegensatze zwischen Weiss und Schwarz sind den Tugenden lauter weisse, den Untugenden lauter schwarze Banner zugetheilt: die Bilder darin wechseln, wie es jedesmal passend ist. Und so spricht auch unser Konrad[2]) von einer weissen Fahne der Ehre. Das Gewöhnliche aber in der Wirklichkeit selber ist, wie auch angemessen war, wiederum das Roth gewesen. Die Schwaben im Feldzuge gegen Heinrich IV. hatten *crucem altissimam in quodam plaustro erectam et rubro vexillo decoratam*[3]); Wilhelm von Malmesbury[4]) erzählt von dem *vexillo Boamundi, quod vermiculatum erat, ventis in fastigio turris exposito* und eine Chronik[5]) von Pisa von dem *vexillum vermileum*, das der Papst den Pisanern gab, als sie im J. 1119 nach Majorca zogen; im Nibelungenliede[6]) bindet Volker, da es voraussichtlich einem Kampf entgegengeht, ein rothes *zeichen* an den Schaft; die Sturmfahne des Reiches, wie sie in der Schlacht bei Gellheim auf Seiten beider, Adolfs und Albrechts, gesehen wurde, war roth mit einem weissen Kreuze[7]): weiterhin zeigte dieses Banner zwar den schwarzen Adler im gelben Feld, aber der Zipfel, der an der oberen Ecke hieng, der s. g. Schwenkel, und ebenso der Schaft war roth[8]). Roth oder weiss waren auch, um das hier anzuschliessen, die Decken, mit denen die Fahnenwagen der italiänischen Städte und die Rinder davor überhängt waren, und roth oder weiss diese Rinder selbst[9]).

27 Dem gleichen Gebiet der Heraldik wie die Schilde und die Fahnen gehören mit entsprechendem Farbenspiel die Siegel an;

---

1) Oben 12. 2) Minnes. II, 324a.

3) Bertholdus Constant. ad a. 1086; Stälins Würtemb. Gesch. II, 29.

4) de Rebus gestis reg. Anglorum IV, pg. 139.

5) Muratori Script. rer. Ital. VI, 169.

6) Str. 1535.

7) Ottocar Cap. 683; vgl. Stälin a. a. O. III, 334.

8) (Böhmers) Zeichen, Fahne u. Farben d. deutschen Reiches.

9) Du Cange v. *Carrocium;* Raumers Gesch. d. Hohenst. V, 499 fg.; JGrimms Rechtsalterth. S. 263 fg.

nur ist hier der Wechsel nicht sowohl durch die Umstände, unter denen eine Schrift besiegelt wird, bedingt, noch soll irgend eine gemüthliche Eigenart dadurch ausgesprochen werden, vielmehr bezeichnen die einzelnen Siegelfarben wieder nur die Abstufungen des Standes und des Ranges. Dabei hat denn freilich zu verschiedenen Zeiten auch Verschiednes gegolten und auch nicht das Gleiche bei allen Völkern. In Frankreich ward das Siegeln mit weissem Wachs, dessen man sich wie natürlich zuerst ganz allgemein bedient hatte, von Ludwig XI als ein königliches Vorrecht in Anspruch genommen[1]): ich erinnere an die früheren Mittheilungen über die weisse Farbe als Merkmal der Herrschergewalt[2]); aber zu derselben Zeit haben die französischen Könige auch schon mit Gelb, dann auch mit Grün gesiegelt, mit Grün namentlich solche Haupturkunden, deren Anfangsworte *Præsentibus ac futuris* lauteten: du Cange bemerkt dazu *Color viridis in cera rem in perpetuo vigore permansuram denotat. Cera rubea* fährt derselbe fort *utuntur universitates ac communitates.* In Deutschland dagegen war gleichzeitig mit Ludwig XI Roth die königliche Siegelfarbe, eben wie Purpur die Farbe des königlichen Kleids, geworden, und Andre gebrauchten das rothe Wachs nur auf Grund besondrer Begnadung oder als eine Auszeichnung, die dem Rang überhaupt zugestanden war, den sie inne hatten; minder vornehm, ohne dass jedoch das weitere Stufenverhältniss mit durchgehender Sicherheit könnte festgestellt werden, waren Grün und Blau und Schwarz. Der Stadt Bauzen z. B. verlieh Matthias von Böhmen im J. 1469, der Stadt Sagan erst 1581 K. Rudolf II das Ehrenrecht des rothen Siegelwachses: bis dahin hatte Sagan grün gesiegelt[3]).

Die Betrachtung des Sinnes, den die einzelnen Farben im 28
Krieg, im Gericht, überhaupt in dem öffentlichen Leben der Vorzeit besessen, hat unsern Blick meist auf andere Gegenstände als auf die Kleidung gerichtet: jetzt, indem wir endlich auch die Privatverhältnisse der Geselligkeit noch ins Auge fassen, wird wiederum von Gewandfarben und zuvorderst nur von solchen zu

1) Du Cange v. *Sigillum pensile.* 2) Oben 24.
3) Vgl. Hoffmanns Monatschrift von u. für Schlesien II, 701 fg.

sprechen sein. In diesem Bezug aber ist die Grenze von Wichtigkeit, die das vierzehnte Jahrhundert, das schon hinabsinkende Mittelalter, von dem früheren und zunächst von der Zeit der höchsten Blüte, dem dreizehnten Jahrhundert, scheidet.

Die Dichtkunst des dreizehnten Jahrhunderts, getrieben von der übergrossen Freude und Beflissenheit, womit, wie vorher ist geschildert worden[1]), die vornehmere Welt auf schöne Kleidung achtete, und gelenkt von dem Vorbild, das ihr die Kirche mit der Ausdeutung der Messgewänder gab[2]), ergieng sich mit Liebe nicht nur in allerlei von der Gewandung her entnommenen Bildlichkeiten, die vereinzelt und bloss vorübergehend die Rede schmückten, sie trug auch gelegentlich eben darauf begründete Symbolisierungen vor, die in längerem vollerem Verlaufe ausgeführt und bis zur Allegorie entwickelt waren[3]). Reinmar von Zweter z. B. beginnt einen Spruch mit der Frage[4]) *Waz kleider frouwen wol an stê?* und zählt nun Bescheid gebend Stück für Stück all die üblichen Frauenkleider auf, so jedoch, dass jedes nur Sinnbild für irgend eine Tugend ist, das Hemd für die Liebe zu Gott, der Rock für die Keuschheit, der Gürtel für die Minne u. s. w., und Konrad von Würzburg[5]) behandelt den Gedanken *Ein ritter, der niht wæte habe von golde noch von sîden, der sol ûz triuwen unde ûz manheit kleider an sich snîden.* Das Hauptbeispiel aber ist, wie Hugo von Langenstein des Weiten und Breiten darstellt, welche Kleidung und welchen Schmuck Gott selbst (er macht dabei diesen zum Goldschmied und gar zum Schneider, wie geschmackvollere Dichter ihn zum Maler machen)[6]) Gott selbst der heil. Martina bereitet habe[7]): die Keuschheit ist deren Hemde, Mildigkeit der Rock, Gerechtigkeit die *suggenie* und Zucht deren Futter, Geduld der Mantel und dessen Futter Scham, Minne die Brustspange, Beständigkeit der Gürtel, Demuth, Treue, Mässigkeit, Barmherzigkeit, Gehorsam und Weisheit die sechs Blumen ihres Kranzes, endlich Glauben ihr Brautring und Zuversicht der darein gesetzte Edelstein. Bei all dem ist zu beachten, dass Reinmar und Hugo nur für das Hemde, welches ersterem das Sinnbild der Liebe, letzterem das

1) Oben 23. 2) Oben 16. 3) Gesch. d. D. Litt. S. 107.
4) Minnes. II, 184b. 5) Ebenda 332b. 6) Oben 6, 5 fgg.
7) Bl. 15c—53c.

der Keuschheit ist, eigens auch die Farbe, das Weiss, angeben: ein blosser Zufall und bedeutungslos: denn bei den übrigen Kleidern gedenken sie der Farbe nirgend, so wenig als Hugo an einer anderen Stelle seines Gedichts[8]), wo er in herkömmlicher Weise Christum mit dem Panther vergleicht: *Daz pantier mange varwe hât: die betiutet Cristes wât, der von menger leige als der liehte meie wunneclîche was becleit;* und nun kommen die Farben, nicht weniger als zwanzig: aber keine davon ist für sich selbst, jede nur durch eine Tugend bezeichnet: *diu êrste varwe wîsheit* u. s. w. Freilich musste der Dichter die vollere Anschaulichkeit so verkürzen: hätte er wirkliche Farben und um die Zahl zu füllen Brechungen und Mischungen derselben aufgeführt, so konnte nicht wohl die Schlussermahnung folgen, auf die er doch abzielt: *Swer sich nû verwen welle, dem râte ich, daz er stelle nâch disen varwen rîchen dâ mite minneclîchen lîp unde sêle mâlen, mit disen varwen sunder twâlen.*

Aber einen Anlass gab es doch, wo diese Kleidersymbolik zugleich eine Symbolik der Farben ward und das schon bei älteren Dichtern als Reinmar und Konrad und Hugo von Langenstein. Wir kennen bereits die Sitte der getheilten und gemengten Kleider: auch diess nun ergriff die bildliche Rede der Dichter, bald indem sie nur überhaupt auf die Verschiedenheit der zwei Stoffe achtete, und es sagt z. B. Walther[9]), Gott habe Christenthum und Christenheit gleich lang und gleich breit zusammengeschnitten, d. h. er wolle, dass der Lebenswandel der Christen zu ihrem Glaubensbekenntniss stimme, oder Gottfried von Strassburg[10]) *sus was ir wille unde ir muot undersniten übel unde guot* oder Rudolf von Rothenburg[11]) *wirt mir iht ze lône,* von der Geliebten nämlich, *dast undersniten gar mit seneder nôt;* bald aber, weil durch den unmittelbaren Gegensatz die Farben hier mehr ins Auge fielen, machte man nun auch diese zum Gegenstande der Ausdeutung. So vergleicht Reinbot[12]) ein Ehepaar, dessen eine Hälfte voll Freuden, die andre in Leid und Zorn ist, zusammengeschnittenem rothem Scharlach und gelbem *fritschâl,* Wolfram[13]) den Sinn eines Menschen, der ungewiss und unstät

8) Bl. 97, 109 fgg.
9) S. 6, 14 fgg. 10) Trist. 9676 = 243, 38.
11) Minnes. I. 88a. 12) Georg 4586 fgg. 13) Parz. 1, 4.

zwischen Gutem und Bösem schwankt, einem Kleide, das nach Elsternart aus Weiss und Schwarz geparriert ist, und das Passional[14]) spricht von dem weiss und roth unterschnittenen Kleide Jesu Christi, weiss wegen der Keuschheit, in welcher die Jungfrau ihn geboren, roth von dem Blut seines harten Todes.

Meine Zuhörer denken hiebei von selbst an jene Kirchenbauten des Mittelalters, deren Mauerwerk in eben solcher und gewiss auch ebenso bedeutsamer Art mit zweierlei Farben streifenweise oder sonstwie wechselnd bekleidet ist, an das Roth und Weiss unsres Basler Münsters und des Domes von Perugia, das Schwarz und Weiss mehr als einer lombardischen und toscanischen Kirche: Schwarz und Weiss das Sinnbild der Sündentrauer und der Heiligung, Roth und Weiss dasselbe, was Zinzendorf sagt: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid." Und damit die vollere Verbindung zu der uns bekannten Farbendreizahl auch hier nicht fehle, erfahren wir von einer den Ziegelbrennern zu Vercelli auferlegten Lieferung weisser, schwarzer und rother Steine[15]).

Aber wir wenden uns nach diesem vergleichenden Seitenblicke wieder zu dem eigentlichen Gegenstand unsrer jetzigen Betrachtung und dessen Beschaffenheit im dreizehnten Jahrhundert hin. Kleidersymbolik also, aber meist ohne Rücksicht auf die Farbe, und auch da, wo sie die Farben betrifft, nur als Verbildlichung oder Ausdeutung von etwas objectiv vorliegendem, und fast immer in Bezug auf Glauben oder Sitte und überall so, dass sie innerhalb der dichterischen Darstellung bleibt, lediglich eine Sache des Stiles ist. In der Wirklichkeit des Lebens selbst und als subjectiven Ausdruck auch für sonstige Anliegen, für die Minne etwa, die doch vom Leben einen so grossen Raum beherrschte, hat die Laienwelt des dreizehnten Jahrhunderts Kleidersymbolik und Farbensymbolik an den Kleidern nicht gekannt noch geübt.

29 Völlig anders ward es damit im vierzehnten. Hier auf einmal tritt uns eine ganz ausgebildete Farbensprache der Gewandung und tritt uns eine solche in dem minniglichen Verkehr der

14) Hahn S. 106.
15) Du Cange v. *Vermelius*.

beiden Geschlechter entgegen, als wohlverständlicher Ausdruck der Liebe, ihrer Freuden, ihrer Leiden. Nicht dass die Jünglinge und Jungfrauen dieser späteren Zeit lebhafter gefühlt hätten als die Liebenden vor ihnen und einen stärkeren Drang empfunden sich zu äussern: sie beobachteten nur nicht mehr dieselbe Zurückhaltung der Wohlgezogenheit wie jene: sondern alle Welt sollte es sehn; dass sie in Liebe brannten, alle Welt es erfahren, dass die Geliebte den letzten Wunsch gewährt. Und zu dieser Aenderung des sittlichen und gesellschaftlichen Verhaltens kam noch eine litterarische hinzu um solch eine weitere Ausdehnung der Farbensymbolik zu befördern: die Neigung zum Allegorisieren, die jetzt immer breiter und fester in allem Dichten, namentlich gerad in der Liebesdichtung Fuss gefasst hatte[1]) und von daher in das wirkliche Liebesleben selbst als Neigung zur Symbolik einfloss und die Jünglinge lehrte, je nachdem es mit den Gedanken ihres Herzens stand, bald in dieser, bald in jener der sechs oder sieben oder auch acht Farben (denn hier trat noch Grau mit ein)[2]) sich der Geliebten und der Welt zu zeigen.

Und das geschah, wie befremdlich auch uns dergleichen dünken mag, in der That alltäglich so. Es sind allerdings, gemäss jenen litterarischen Umständen, Gedichte von durchaus allegorischer Art, welche hier die Mehrzahl, vielleicht die Mehrzahl der Belege bilden[3]), und dennoch darf man die Bedeutsamkeit, mit der in denselben eine Farbe nach der andern verwendet wird, nicht bloss für einen Schmuck der dichterischen Rede wie dort im dreizehnten Jahrhundert, man darf es nicht für einen blossen Tropus ansehen, wenn z. B. die Minne, personificiert, ein rothes Gewand, die Stæte ein blaues trägt[4]): denn ausser den allegorischen Gedichten giebt es auch noch andre, die unumwunden auf das Leben selbst und eigentlich gehn, darunter grade das älteste von allen, das Gespräch *von den sehs varwen*[5]), dessen

1) Gesch. d. D. Litt. S. 284 fgg.

2) Liederb. d. Hätzlerin S. 166a.

3) Hadamars v. Laber Jagd Str. 242 fgg.; Liedersaal III, 579 fgg.; Suchenwirt XXVIII = Lieders. III, 57 fgg.; Fichard III, 297 fgg.; vergl. ferner Pf. Germ. 8, 497 fg.

4) Suchenw. XXVIII.

5) Gedruckt in Myllers Samml. III, XXIV fgg.; im Lieders. I, 153 fgg.; im Liederb. d. Hätzlerin S. 168 fgg.

Verfasser als den Gewährsmann der Deutungen, die er vorträgt, den verstorbenen Grafen Wernher von Honberg[6]) nennt (Graf Wernher aber lebte von etwa 1284 bis 1320[7])): und diese andern belehren uns, dass wirklich auch die liebenden Jünglinge und die Jungfrauen nicht minder mit rothen Röcken die Brünstigkeit ihres Liebens, mit blauen ihre Beständigkeit darin zu bezeichnen pflegten[8]). Und wie geneigt und gewohnt man war sich in solcher Art sinnbildlich zu bekleiden, beweist noch insbesondere der Umstand, dass bei mehr als einer Farbe kaum irgend ein objectiver Anlass für die Beilegung gerade dieses Sinnes abzusehen, dass nur eine ganz subjective Wahl und Willkür darin zu erkennen ist, dass vielleicht von der Deutung, die anderswo und da mit guter Begründung gilt, weit abgewichen wird und dennoch aus dem, was im Anfang bloss die Erfindung eines Einzelnen gewesen, allmälich und sofort eine allgemeine, feste, nur selten verletzte Uebereinkunft hat werden können.

Es sind aber die einzelnen Farben in folgender Weise gebraucht worden. Roth also bedeutet die Liebe, und wiederholendlich nehmen dabei die Gedichte auf das Feuer Bezug; Blau die Beständigkeit, die Treue[9]): ich vermag nicht zu erklären weshalb, ausser man müsste dabei an die blauen Augen und das treue Herz, das äussere und das innere Merkmal eines rechten Deutschen, gedacht haben: aber das Sinnbild war in solcher Geltung, dass der Sprache des vierzehnten Jahrhunderts *blau tragen* nur ein andrer Ausdruck war für beständig sein[10]): wie unbekannt es dagegen noch zwei Menschenalter vorher gewesen, zeigt ein Lied Ulrichs von Liechtenstein[11]), das den Frauen empfiehlt sich mit Güte und mit Stæte zu schminken: mehr als nur geschmack-

6) So in der Strassburgischen Handschrift, nach welcher der Abdruck Myllers: die Hätzlerin ändert *Honberg* in *Werdenberg*, das Möserische Bruchstück (vdHag. Minnes. IV, 95) in *Wirtenberck;* der Text im Liedersaal und der ungedruckte der Würzburger Handschrift lassen den Namen weg.

7) Graf Wernher v. Homberg (von Georg von Wyss) in den Mittheil. d. Antiq. Gesellsch. in Zürich XIII.

8) *V. d. sehs varwen;* Hätzlerin S. 165b.

9) Ebenso schon in Frauenlobs Kreuzleich 13, 6; dann auch bei Suchenwirt XXIII, 84 fgg. und noch in einem Liede des XVI. Jahrh.: Görres Volks- u. Meisterlieder S. 40.

10) Lieders. II, 178. 11) Frauend. S. 566.

los, wenn schon damals die Farbe der Stæte Blau gewesen wäre. Sodann Weiss ist die Farbe der Hoffnung, Schwarz der Trauer, Gelb der höchsten Beglückung, Braun der Verschwiegenheit und Behutsamkeit; Grau in *dem einen Zeugniss,* welches auch diese Farbe angiebt[12]), weist auf den hohen Stand der Geliebten hin: ein Ausdruck neckender Ironie: denn eigentlich ist ja Grau die Farbe des niedersten Standes[13]); oder sollte es nicht auf die Geliebte, sondern auf den Liebenden selbst und seine Niedrigkeit ihr gegenüber sich beziehn? Nur in Betreff des Grünen ist unter den Quellen einige Abweichung: die früheste, das Gespräch *von den sehs varwen* sagt *Grüene ist ein anevanc: den herzeliep noch nie entwanc von mannen noch von frouwen, der lât sich grüene schouwen: diu varwe kündet, daz er sî alles herzeliebes frî und niht ze herzen habe geleit kein liep; dâ von er grüene treit:* von dem Anfang sprechen auch die übrigen, sie jedoch passlicher so, dass sie nicht einen Punkt, der noch ausserhalb, sondern einen, der schon innerhalb liegt, verstehn, dass also ihnen das Grün, die Farbe des Frühlings nach dem Dunkel und dem Weiss des Winters, den fröhlichen Anfang schon des Liebens selbst und den Freudenbeginn bezeichnet: so auch ein Gedicht, das eigens nur von dieser Farbe handelt[14]). Von Shakspeare[15]) wird Grün die Farbe der Liebenden, nicht derer, die erst anfangen zu lieben, sondern der Liebenden überhaupt genannt, in einem Sinne also, wo sonst überall das Roth gilt: wenn aber ein deutscher Lyriker schon des dreizehnten Jahrhunderts die heilige Jungfrau anredet *der wâren minne ein grüener klê*[16]) so hat hier die Farbe gewiss noch keinerlei symbolischen Bezug, weder auf Liebe noch auf Liebesanfang, sondern versinnlicht allein die Fülle und die Frische.

Nicht genug indessen an dieser Bedeutsamkeit des rothen, des blauen, weissen Gewandes u. s. f.: um in der Farbensprache noch beredter zu sein, um die Herzensverfassung noch vollständiger und genauer auszudrücken that man zuweilen Farbe zu Farbe und legte Kleider an, welche roth und blau oder weiss und schwarz oder sonstwie getheilt waren, so dass man nicht

---

12) Hätzlerin; vgl. oben 2. 13) Oben 22, 1 fgg.
14) Hätzlerin S. 167 b. 15) Love's labour's lost I, 2.
16) Haupts Zeitschr. IV, 521.

bloss sein Lieben bekannte, sondern auch Beständigkeit im Lieben verhiess und sich ihrer rühmte, nicht bloss die Trauer, sondern immer noch die Hoffnung kund gab[17]). Erst hiemit wird ein Volkslied noch aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts[18]) recht verständlich, in welchem ein junger Gesell die Kleider aufzählt, die er sich auf Fastnacht wolle machen lassen, einen Kittel *von guotem zwilch, weiss als der schne, zwo newer plaber hosen* mit einem Strich *rot als ein pluot*, einen Hut, auch blau, auf den er einen Kranz von seiner Geliebten mit rothen Nesteln heften will, und in den Aermel einen blauen und einen rothen Strich: also Liebe und Hoffnung und Beständigkeit, wie er selbst auch fortfährt *In stæter trewe spat und fruo tuot sich mein liebe meren.* Ueber zwei oder wie hier drei Farben hinaus scheint man jedoch nicht gegangen zu sein; nur Suchenwirt in einer seiner allegorischen Dichtungen[19]) stellt der blau bekleideten Stæte eine andre Personificierung gegenüber, deren Gewand aus allen sechs Farben, Grün, Roth, Weiss, Gelb, Schwarz und Blau, durch einander gemengt ist, und diese in ihrem überbunten Gemische vertritt den Unbestand und überhaupt jegliche Untugend: aber es ist zuletzt eine blosse Verkleidung gewesen: sie wirft die Hüllen ab und steht nun lediglich roth als Frau Venus da.

30 Die Sinnbildlichkeit der Kleiderfarben, womit wir das vierzehnte Jahrhundert so eifrig beschäftigt gesehn, gehörte zu dem Nachlass der höfischen Denk- und Lebensweise, der, allerdings in sittlicher und künstlerischer Zerrüttung, dieser tieferen Stufe des Mittelalters noch verblieben war: mit dem fünfzehnten jedoch und das ihm folgende Jahrhundert hindurch nimmt das nun aufkommende und alsobald voll und reich entwickelte Volkslied ein ganz andres Gebiet für die Sinnbildlichkeiten der Liebe in Beschlag: die Sprache mit Kleiderfarben wird umgetauscht gegen die Blumensprache, und Deutschland besitzt einen Selam ohne denselben erst vom Morgenland her entlehnen zu müssen.

Allerdings war bereits in den früheren Jahrhunderten die Dichtkunst, die geistliche wie die der Laien und die deutsche

---

17) Hätzlerin S. 166.

18) Uhlands Volksl. S. 643 fgg. 19) XXVIII.

wie die der Romanen, und war das dichterisch bewegte Leben überhaupt nicht unempfänglich gewesen für den Reiz der Blumenwelt und den farbigen Schmuck, den die Natur gerade hier in der reichsten Mannigfaltigkeit ausstreut: in mehreren der früher[1]) angeführten Stellen, wo alle Farben neben einander erscheinen, sind es die Blumen, von denen der Dichter in solcher Farbenlust spricht[2]); ihr erstes Kommen im Frühling ward der Geliebten oder der Gesellschaft bei Hof wie ein wichtiges Ereigniss angemeldet[3]), Ritter und Frauen zogen hinaus sie zu sehn[4]), und wie namentlich die Minnedichtung voll von ihnen ist, von ihnen singt, mit ihnen tändelt, ist zur Genüge bekannt; noch heute lebt in dem Wort *Maie* als Benennung eines Blumenstrausses die Erinnerung an den alten Gebrauch bei eingehendem Mai der Geliebten ein Geschenk an Blumen darzubringen[5]). Aber von der Wirklichkeit aus anderswohin übertragen wurden doch die Blumenfarben meist nur um die Farbenverbindung oder den Farbenwechsel eines schönen Menschenantlitzes zu verbildlichen, also nur übertragen auf ein Gebiet, das noch zu allernächst an jene Wirklichkeit grenzte, und es wurden als die Farben der Schönheit nicht Weiss und Roth[6]), sondern statt dessen die Lilie und die Rose genannt[7]), diese zwei gefeiertsten aller Blumen, und wiederum Rose und Lilie oder die Rose allein, wo der Dichter von dem plötzlichen Erröthen der Freude und der Liebe singt

---

1) Oben 2, 1 u. 3.

2) Minnes. I. 133b. 323a. II, 394b. Ulrich v. Liechtenst. S. 431, 24 fg. Laberer 56. Hätzlerin S. 167a; das Schwarz bringt Konrad v. Würzb. Minnes. II, 314a. 316a durch den Schwarzdorn ein: *ûz dem swarzen dorne (durch die swarzen dorne) lachet wîziu bluot vil manecvalt.*

3) Walther S. 167, 5; Minnes. I, 36a. 109a. III, 202.

4) Haupts Zeitschr. I, 503. Minnes. III, 202a.

5) Suso v. Diepenbrock S. 131 fg.

6) Vgl. oben 5.

7) Minnes. Frühling 136, 5. Walth. S. 116, 19. 186, 9: vgl. S. 195, 20; Heidelb. Liederhandschr. S. 265 fg.; Konr. Troj. 19980 fg.: vgl. 20075 fgg.; Ges. Abent. I, 456; der Minne lêre Z. 639 fgg.; Passional S. 130, 36 Hahn; Martina 15, 62 fg. Bloss die Lilie: Heinrich v. d. Todes gehügde Z. 683; bloss die Rose: Walth. S. 196, 3. Minnes. I, 24a. Beafl. 94, 15. 242, 18. Konr. Troj. 10794. 19956. Statt Rose und Lilie Rose und Schnee: Minnes. II, 336b. Konr. Troj. 20021 fgg. Haupts Zeitschr. IV, 522.

oder von dem der Scham[8]): *Swenne ich stân aleine in mînem hemede und ich gedenke an dich, ritter edele, so erblüet sich min varwe, als der rôse am dorne tuot, und gewinnet daz herze vil manegen trûrigen muot* lässt der Kürnberger[9]) ein Mädchen sprechen, und von der Geliebten, der er einen Kranz geschenkt hat, sagt Walther[10]) *ir wangen wurden rôt same diu rôse, dâ si bî der liljen stât:* diesem Dichter eine so beliebte Zusammenstellung[11]), dass er sich einmal selbst deswegen ironisiert[12]).

31 Als eigentliches Sinnbild dagegen in derselben Art wie die entsprechenden Farben sind die Blumen bis in das funfzehnte Jahrhundert hin verhältnissmässig nur selten gebraucht worden: wir haben schon vorher[1]) gesehen, wie unlebendig z. B. Hugo von Langenstein die sechs Blumen im Kranze der heil. Martina nicht nach den Farben und nicht mit Namen, sondern unmittelbar als die Tugenden der Demuth, der Treue u. s. f. bezeichnet; und abermals waren es meist nur jene zwei, die Lilie und die Rose, die man so gebrauchte. Die Lilie, wenn darum, weil ja Weiss die Farbe der Reinheit ist[2]), mit ihrem Namen Heilige angeredet werden: *ir liljen wîzir dan di snê*[3]), und besonders Maria der Lilie verglichen[4]) und Lilie genannt[5]) und das Wort des Hohen Liedes[6]) *Sicut lilium inter spinas, sic amica mea inter filias* auf sie ausgelegt wird[7]) und die Kunst des späteren Mittelalters den Engel Gabriel, der ihr die jungfräuliche Empfängniss verkündigt, mit einem Lilienstengel in der Hand darzustellen pflegt; wenn ferner, was sich dem anschliessen mag, in den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels diese Blume den Frieden

8) Vgl. oben 3, 5 fgg.

9) Minnes. I, 97a. Aehnlich Nib. Str. 239 fg.: vgl. 424. 713; Konr. Troj. 22898.

10) S. 95, 16. Vgl. Heinr. v. Morungen Minnes. Frühl. 136. 5.

11) Vgl. unten 32, 1.

12) S. 47. 7 *swelch schœne wîp mir denne gæbe ir habedanc, der lieze ich liljen unde rôsen ûz ir wengel schînen.*

1) Oben 28, 7. 2) Oben 11, 7 fgg. 3) Litanei Z. 899.

4) Pilatus Z. 97. 5) WGrimm zur Gold. Schmiede S. XLII.

6) II, 2.

7) Altd. Leseb. Sp. 163, 29 *si ist under den anderen sô lilium undern dornen.*

und eine gebrochene Lilie den gebrochenen Frieden bedeutet[8]), derselbe Sinn, in welchem man die Herrscherstäbe der Könige und in der Kunst die Botenstäbe der Engel gern mit Lilien krönte[9]); wenn endlich die Lilie und gleich ihr die weisse Rose die sagenhaften Vorzeichen nahender Sterbefälle sind[10]): denn Weiss ist auch die Todtenfarbe.

Häufiger noch die Rose. Roth ist die Farbe der Freude[11]), die Rose nun deren Blume: sie selber wird die lachende[12]), ein herzlich frohes und erfreuendes Lachen wird ein rosiges[13]) oder noch dichterischer ein Rosenlachen geheissen[14]) und der Gegensatz von Freude und Leid durch den der Rose und der todtähnlich gelben Schote versinnlicht[15]); mit Rosen schmücken sich Festgäste[16]) und die Gesellen bei einem frohen Trunk[17]); bei festlichem Anlass wird der Boden mit Rosen bestreut[18]), und wer in freundlich lieblicher Weise spricht, von dem sagt man, er streue Rosen aus dem Munde[19]). Roth auch die Farbe[20]) und die Rose nun die Blume der Liebe: in solchem Sinn hat sie jener breiten französischen Allegorie, dem *Roman de la Rose*, den Namen gegeben; in eben demselben redet die Minnedichtung von dem Lesen und Brechen der Rosen[21]), Rosen liegen da unter der Geliebten Haupt[22]), und die Geliebte selbst wird eine Rose

---

8) JGrimms Rechtsalterth. S. 204.

9) Die gold. Altartafel v. Basel S. 18.

10) Sagen d. Br. Grimm I, 352. 353.

11) Oben 3, 9 fgg.

12) Haupts Zeitschr. IV, 518. vgl. 537; Georg Z. 268 fgg. Noch Christian Weise *Die Rose blüht und lacht vor andern Rosen mit solcher Zier und Herzempfindlichkeit* u. s. w.: die drey klügsten Leute 1675 S. 218.

13) Gottfried v. Neifen 8, 4. 41. 8; jüng. Titurel Str. 4878. Vgl. Walth. 45, 12 *friundes lachen sol sîn âne missetât, lûter als der âbentrôt, der kündet liebiu mære.*

14) JGrimm Altd. Wäld. I, 72 fgg. Mythol. S. 1054 fg. Fauriel 2, 382. (Gegensatz das Perlenweinen im Märchen v. d. Gänsehirtin.)

15) Georg Z. 4592 fgg. 16) Nib. Str. 1791.

17) Carm. Burana S. 242b.

18) Wolfr. Wilh. 114, 3. Heinr. Trist. 2526.

19) Heinr. Trist. 1304. 20) Oben 3, 6 fgg.

21) Z. B. Walther S. 97, 3 fg. 151, 2; vgl. 95, 8 fgg. 134 Anm.; Trist. 14769. 18076 = 371, 11. 453, 38; Minnes. I, 9a.

22) Walth. S. 110, 6. 10. Vgl. Blumenbetten Müllenh. u. Scherer S. 429; *lectulus floridus* Cant. I, 16. Fauriel 2. 254.

genannt[23]) oder einem Rosenbaume mit zwei umfangenden Aesten verglichen[24]). Und so meint auch Dante die Liebe, nur er eine Liebe von höherer, von höchster Art, wenn er Kreis um Kreis und Stufe über Stufe das Paradies in Gestalt einer Rose sich aufbauen lässt. Woher aber kommt der Ausdruck *under den rosen*[25]), lateinisch *sub rosa*, womit seit dem fünfzehnten Jahrhundert (in früheren ist er noch nicht nachgewiesen) ein Anvertrauen zur Geheimhaltung bezeichnet wird? oder vielmehr der Gebrauch, aus welchem dieser Ausdruck erst entsprungen, an die Decke von Speisegemächern das Bild einer Rose zu setzen, damit dasselbe zum Verschweigen dessen, was hier über Tisch gesprochen sei, ermahne?[26]) Man könnte dabei an die Vielblättrigkeit, womit sich die Rose gleichsam in sich selbst verschliesst, man könnte auch daran denken, dass Roth zugleich die Farbe der Scham ist[27]), und hieraus den Begriff der Zurückhaltung herleiten wollen: wohl am besten aber denkt man an den Begriff der Treue, der leicht und unmittelbar aus jenem der Liebe hervorgeht: in dem Gedichte von Dietrichs Flucht heisst es von einem der Helden, deren Tod beklagt wird, *du wære in dîner jugende der triuwen rehte ein rôse*[28]). Treue und Verschwiegenheit sind dann auch Erfordernisse der Rechtspflege: darum, wenn in Frankreich ein Pair vor das Urtheil des Parlamentes trat, überreichte er demselben eine Rose[29]), und gleichfalls eine Rose, wennschon eine grün gemalte, ist in den Bildern zum Sachsenspiegel das Zeichen des Gerichtes[30]).

32 Rose und Lilie kommen aber auch sinnbildlich vereint und dann öfters mit Beigesellung noch anderer Blumen vor. Walther von der Vogelweide[1]) ermahnt die Weiber *kumt in mit zühten*

---

23) Minnes. I, 328a; Ulr. v. Liechtenst. Frauend. S. 533, 25; Ulr. Trist. 1152 = 526, 12. Anrede einer schönen Jungfrau im Mund eines älteren Weibes: Eracl. 3316.

24) Minnes. II, 337a.

25) SBrants Narrenschiff VII, 13 u. Zarnckes Anm. S. 314.

26) JGrimms Rechtsalterth. S. 941.

27) Oben 3, 5. 28) Z. 9955.

29) Roqueforts Histoire de la vie privée des Français II, 248 fgg.

30) Rechtsalterth. S. 203 u. 941.

1) S. 114, 11 fg.

sîn gemeit, also Fröhlichkeit bei tugendlicher Sitte, *sô stêt diu lilje wol der rôsen bî*, und wenn Held und Heldin einer der verbreitetsten Liebesgeschichten des Mittelalters *Flôre* und *Blanscheflûr*, Blume und Weissblume heissen, so ist mit dem letztern Namen eben auch die Lilje, mit jenem die Rose, die Blume der Liebe, gemeint: Roth ist die erste der Blumenfarben[2]), die Rose mithin unter allen Blumen die erste und vorzugsweis die Blume[3]); zu dem Rothen aber tritt auch hier das Weiss[4]), zu der Rose die Lilie hinzu um durch den Farbenwechsel die Schönheit voll zu machen: wirklich auch waren auf dem Kenotaph des Mädchens die beiden Liebenden mit diesen Blumen dargestellt: *Flôre hôveschliche sîner friundîn eine rôse bôt, gemachet ûzer golde rôt: dâ wider bôt im sîn friundîn ein gilje, diu was guldîn*[6]); und ein Hauptereigniss des Romanes ist, wie Flore unter Rosen verborgen und als der schönste der *bluomen* aller zu seiner Geliebten gebracht wird[7]).

Noch öfter jedoch zeigen sich Rose und Lilie auf höheren Stufen der Anschauung so beisammen. Der geistlichen Dichtung und der dichterischen Predigt ist auf Grund einiger Stellen des Alten Testaments[8]), die man in solcher Art beziehen mochte, unzählige Mal der sündenreine Christus eine Lilie[9]), Maria, die schöne und liebreiche Mutter, eine Rose[10]), eine Rose erwachsen aus den Dornen des jüdischen Volkes[11]), selbst aber ohne Dornen[12]): beides verbunden, heisst Maria die Rose, die eine Lilie gebiert[13]), und Christus *ein gilge von dem rôsen*[14]); aber Maria,

---

2) *Waz helfent bluomen rôt?* udgl. Walth. 88. 15. 145, 4. 167. 8. 194, 10; *sine kêrte sich an keinen kranz, er wære rôt oder val* Parziv. 117, 13. Ms. I, 188b. 220b. Meleranz 9876. L. v. Seven 262, 12.

3) Walafr. 401. Wigam. 5337? Gottfr. v. Neifen 5, 28. 11, 35. 12. 35. 21, 7. Neidh. 24, 19 fg. Beafl. 89, 9.

4) *Wîzer unde rôter bluomen weiz ich vil* Walth. 95, 8.

5) Oben 5 u. 30, 5 fgg. 6) Fleckes Flore Z. 2002 fgg.

7) Ebend. Z. 5524 fgg.

8) Cant. cant. II, 1 *Ego flos campi et lilium convallium;* Ecclesiastic. XXIV, 18 *quasi plantatio rosæ in Jericho.*

9) Schon Otfried I, 16. 23 *Thaz kind wuahs untar mannon sô lilja untar thornon:* vgl. oben 31, 6.

10) Z. B. Altd. Leseb. Sp. 165, 16. 11) Litanei Z. 251 fgg.

12) Pilatus Z. 114. 13) Hartmanns Glaube Z. 712 fg.

14) Phil. Wackernagels Kirchenlied S. 626.

die keusche Jungfrau, ist selbst auch eine Lilie[15]), ist Rose und Lilie zugleich[16]). Ferner Dante im Paradies[17]) stellt Maria und die Heiligen als Rose und Lilien zusammen; im Fegfeuer[18]) giebt er den vierundzwanzig Alten, die aus der Offenbarung[19]) entnommen die vierundzwanzig Bücher des Alten Testaments bezeichnen sollen, als Sinnbild der Reinheit ihrer Lehre Lilienkränze, den Evangelisten und Aposteln aber, deren ihm sieben erscheinen, Kränze von Rosen als Sinnbild ihres Märtyrerthums: dieselbe Auslegung der Rose, mit welcher von dem jungfräulichen Rosen- und Lilienkranz der heil. Martina gesagt wird[20]) *die rôsen tintent ir bluot, daz diu reine kiusche guot dur den rehten glouben gôz — die liljen blanc tintent den kiuschen gedanc, den ir herze niht verlie;* ebenso von ihrem Antlitz[21]) *daz was liljen wîz (got leite sînen hôhen flîz dar an mit tiurer varwe nâch menschen wunsche garwe), liljen wîz und rœselohte, als ez ir reinen herzen tohte: die liljen tintent kiuschen muot, die rôsen daz vil tiure bluot, daz diu maget vêrte;* und im Passional[22]) tragen die Engel, die mit dem sterbenden Petrus sprechen, Kränze von Lilien und Rosen in der Hand.

Aehnlich wie Dante dort die Apostel und die Alten hatte schon viel früher S. Hieronymus am Schlusse der *Vita Paulæ* die Märtyrer mit Rosen, die Bekenner mit Lilien bekränzt geschildert: aber den Rosen sind hier noch Veilchen beigefügt, und öfter nun wiederholt sich das Mittelalter entlang diese dreifache Verbindung: denn auch in der Wirklichkeit selber und im Leben der Welt genoss das Veilchen, diese frühe Botin des Sommers, nächst Rose und Lilie der meisten Auszeichnung[23]); der erste *vîol* war ein Fund, der bei Hofe verkündet ward, und die Bauern steckten ihn auf eine Stange und tanzten um ihn ihren ersten Frühlingstanz[24]). So ruft denn nun ein Dichter die heilige Jungfrau an *du rôsen bluot, du liljen blat* und dann *du rôsen tal, du vîolvelt*[25]), und ein Prediger[26]) nennt sie ein Feld,

15) Oben 31, 4 fgg. 16) WGrimms Gold. Schmiede S. XLII.
17) XXIII, 73 fg. 18) XXIX, 147 fg. 19) IV, 4.
20) Bl. 219, 9 fgg. 21) Bl. 55, 11 fgg. 22) Hahn S. 180, 6.
23) *wie rôsen, liljen, violîn glestent gên der sunnen schîn* der Minne Lehre Z. 679; auch unter dem Rosenbaume oben 31, 24 wachsen Veilchen. Heinr. Trist. 3 *wâ fünde violingevar? wâ sprüche sam die rôsen klâr?*
24) Mythol. S. 722. 25) Haupts Zeitschr. IV, 519 fg.
26) Leysers Deutsche Predigten S. 37.

darauf Veilchen, Lilien und Rosen wachsen, und deutet das selbst in folgender Weise: *Bî der fiolen, di dâ nider ist und cleine, dâ bî ist bezeichet unser vrowen ôthmuoticheit. Dô sie der engele gruozet und ir brâchte die boteschaft, dô sprach si vil ôthmuoteclîchen „ecce ancilla domini: sich“ sprach sie zuo dem engele Sente Gabriêl, „ich bin gotes dirne: mir muoze geschên nâch dînem wort.“ Bî der liljen ist bezeichent die kûscheit: wane die lilje ist wîz und enhât keinen swarzen vlechel. Alsô was unser vrowe Sent Mariâ wîz und rein âne aller slachte maile der sunde, als ir liebe sun, unser herre Jhesus Christus zuo ir spricht in der minnen buoch*[27] *„tota pulcra es, amica mea“ etc. er spricht „mîn vrûndinne, du bist gar schône, und kein maile ist an dir.“ Bî der rôse, die zweier hande varbe hât, rôt und wîz* (der Prediger hat Rosen im Sinn, deren Färbung roth und weiss gestreift ist, gemischte Rosen, wie sie Gottfried von Strassburg[28]) nennt um ein von Liebe entzündetes schönes Frauenangesicht zu schildern) *bî der rôse, die zweier hande varbe hât, rôt und wîz, ist si ouch bezeichent, bî dem wîzen* (dem Weiss) *ir reine magetuom, bî dem rôten ir vollenkumene minne: wane zuo gelîcher wîs, als in der rôsen ist beide rôt und wîz zuo samene, alsô was in der reinen magt Sente Marien die vollencumene minne und die vollencumene ganzicheit ires reinen magetuomes.*

Rose, Lilie, Veilchen: die Häufung schreitet aber noch weiter fort, und damit stellen sich auch zugleich Willkür und Unbegreiflichkeit ein. In einem erbaulichen Schriftstück des vierzehnten Jahrhunderts[29]) wird gesagt *Die samnung* (der geistliche Convent) *sol ain schœniu wise sin. uff der mänger hande bluomen wachsen*[30]). *und schinnen sol. § Da sol sin lyli gantzer kiunschkait. § Da sol si ain ros brinnender minne. und vester*[31]) *gedultkait. § Da sol sin ain viol rehter demuetkait. § Da sol sin ain zitlos zühtiger wandlung und erberkait. § Da sol sin klebluomen guoter beschaidenhait. Aller dirr bluomen schin. daz sint alle tugend. won in gaischlichem lebenne ensol enkainer tugend gebresten.* Und in einem anderen damit verwandten[32]) *Nu sult ir merken wie daz closter gelobet ist. Als ein tal vol bluomen. da bei ist gemeinet*

27) Cant. cant. IV, 7. 28) Trist. 17570 = 441. 12.
29) Samml. Albrechts d. Kolben Bl. 192d. 193a.
30) In der Handschrift *wachsent*. 31) Handschr. *vestir*.
32) Ueber die Mittelalterl. Sammlung zu Basel S. 16; vgl. S. 11.

ein iegelich bruoder in dem closter § Ze gelicher weis als die boum maniger hande fruht berent. also habent die bruoder maniger hande tugent. § Einer treit wuocher gotlicher minne. § Der ander treit viol der diemuetikeit. § Der dritte treit lylyen der kinsche § Der vierde treit den zeitelosen der vrolichekeit also daz er alle seine arbait treget in gote u. s. f. Hier liegt, bei dem nahen Zusammenhange beider Schriften doppelt auffällig, der Widerspruch vor, dass die Zeitlose, die zu den Rosen, Lilien und Veilchen noch hinzutritt, das erste Mal den züchtigen und ehrbaren Wandel, das zweite Mal Fröhlichkeit bedeuten soll: jenes aber scheint ein durchaus willkürlicher Satz, ebenso willkürlich wie die Kleeblume als Sinnbild der *bescheidenheit* d. h. Verständigkeit: eher mag man das letztere, *den zeitelosen der vrolichekeit*, begreifen. Dem früheren Mittelalter hat der Name *zîtelôse* noch keine Blume erst des Nachsommers, des Herbstes bezeichnet: er kommt da überall nur in Bildern des Frühlings[33]) und meist mit Rose und Lilie verbunden[34]) vor, mit eben diesen und dem Veilchen auch in Lobpreisungen Mariä: *dû lilje, vîol, rôse, dû zarte zîtlôse,* oder *liljen unde rôselin, vîol und zîtlôselin und aller hande blûmen wâren ir zu rûme, zu dienste harte wol bereit*[35]). Welche der Frühlingsblumen aber man darunter verstanden, lässt Konrad von Würzburg errathen, der wiederholendlich von gelben Zeitlosen spricht[36]): also das Schlüsselblümchen oder, da dieses unter dem Namen *diu gelwe batœnje* einmal neben der Zeitlose aufgeführt wird[37]), noch eher den Crocus, dessen Blüte mit unsrer Herbstzeitlose gleich gestaltet ist. Als Benennung der letztern finde ich das Wort zuerst im vierzehnten Jahrhundert, bei Heinrich Suso[38]), verwendet, wiederum sinnbildlich, aber so, wie es gut zu der Herbstzeitlose passt: *Luogent an mich spêten zîtlôsen, sehent mich an einen slêhdorn, alle rôten rôsen, wissen lyljen, und ne-*

---

33) Minnes. II, 30a. 84a. 96b.

34) Haupts Zeitschr. I, 491. 501. Tundalus S. 63, 44. Martina Bl. 27, 6.

35) Erlösung Z. 2529. 5709. Auch Minnes. III, 407a *hôch gelobtiu himmelrôse — reiniu zîtelôse.*

36) Minnes. II, 314b. 316a.

37) Martina 27, 12; vgl. das *Badœnikli* in Stalders Schweizerischem Idiotikon I, 124.

38) Altd. Leseb. 1034, 16 = Diepenbrock S. 257.

ment war, wie schier verblichen, ertorret und erdarbet der bluome, den disiu welt brichet! Die Rosen und Lilien sind die Märtyrer und die andern Heiligen[39]); zusammen mit dem Schlehdorn gewähren sie abermals die beliebte Farbenreihe Roth, Weiss und Schwarz[40]).

Diess also in den Jahrhunderten bis noch an den Ablauf 33
des Mittelalters das Verhalten der Poesie zu den Blumen und den Blumenfarben. Ganz anders im funfzehnten Jahrhundert und seit demselben, anders in Frankreich, wo man für die pedantisch tändelnde Dichtart der *Blasons* sich nun auch dieses Stoffs bemächtigte und die einzelnen Blumen halb mit Galanterie, halb mit medicinischer Zwecklosigkeit, doch sehr ohne Naturempfindung, ohne Farbensinn und ohne den rechten Sinn für das Sinnbild besprach[1]), anders in Deutschland, wo nun die Blumensymbolik sich zwar beschränkte auf den Liebesverkehr (sie löste eben die minnigliche Symbolik der Gewandfarbe ab), innerhalb dieser Beschränkung aber eine Fülle und Mannigfaltigkeit entwickelte, wie sie früherhin nie war erreicht worden. Und das aus mehreren Ursachen, auf mehr als einem Wege.

Die Blumensinnbilder des Jahrtausends vorher, vom heil. Hieronymus an bis auf Heinrich Suso, waren fast sämmtlich von der objectiven Art gewesen: jetzt wurden auch sie durchweg auf die Seite hinübergerückt, wo schon längst die Sinnbildlichkeit der Kleider stand, auf die Seite der Subjectivität. Damit nun erwuchs von selbst ein grösserer Reichthum der Anlässe, der Beziehungen, der Ausdrucksweisen, freilich auch, wie wir dergleichen bereits früher wahrgenommen[2]), manche Verlockung zu Willkürlichkeiten, die das Uebereinkommen Aller gleichwohl annahm, manche Kühnheit und Gesuchtheit, die aus dem Sinnbild eher ein Räthsel werden liess: *durch die Blume sprechen* bedeutet daher noch jetzt ein Sprechen, das den eigentlichen Gedanken verhüllt und nur zu errathen giebt.

39) Vgl. ebd. Sp. 1046, 3. 23 = S. 294 und oben 31, 3. 32, 17 fgg.
40) Vgl. oben 9. 10. 13.

1) *Blasons des Fleurs* in den Blasons, Poésies anciennes des XV et XVI siècles, Paris 1809, S. 289 fgg.
2) Oben 15 u. 29.

Noch folgenreicher wirkte ein anderer Umstand. In der früheren Zeit, von den Geistlichen, von den Edeln, war die dichterische Betrachtung und Behandlung der Blumenwelt, wie zumal bei den letzteren leicht begreiflich, stäts nur im Grossen und Ganzen und nur auf das Allgemeinste hin geübt worden, so dass ausser der Lilie und der Rose und etwa noch dem Veilchen nur höchst selten noch andre Blumen mit besonderer Auszeichnung, ja nur mit Namen hervortraten[3]). Otfried, wo er all die Herrlichkeit des zukünftigen Paradieses schildert, nennt allein jene beiden und sonst noch *thia bluat,* nur Blumen überhaupt[4]), und Hugo von Langenstein in der Beschreibung des Schapels seiner Heiligen zählt wohl[5]) die Lilie, die Rose, die Zeitlose, die *gelcie* d. h. Schwertlilie, die *wegebluome,* das Veilchen, die Betonie, die Salbei[6]), die Raute, Till, Fenchel, Klee, Hahnenfuss und Minze, zählt all diese Blumen und Kräuter auf, aber nur um zu sagen, die fünfte Blume in dem Schapel sei weder Lilie noch Rose noch Hahnenfuss noch Minze gewesen, sondern der Gehorsam, um somit selbst die ganze Aufzählung als unnütz zu bezeichnen. Und wie ebenfalls bei jenen Früheren begreiflich, die Blumen in der Mannigfaltigkeit ihres Farbenspieles galten ihnen mehr als das lediglich grüne Laub und neben den Blumen das Laub für etwas höchst geringes, schlechtes: ein Dichter singt[7]) *Mirst mîn altiu klage hiure niuwer danne vert, daz die bluomen maneger treit (dêst mir leit), der niht loubes wære wert.* Jetzt dagegen gelangte die Blumendichtung an das Volk, an die Bürger, die sich ihrer Ziergärten freuten, an die Bauern und Hirten im Feld, die Jäger im Wald, an ein Geschlecht, das vertrauter in und mit der Natur lebte, und dem da ein jedes, auch das unscheinbarste Kraut bekannt war und Bedeutung hatte. Hier muste sie von vorn herein eine ganz andere Art annehmen, konnte nicht mehr so in Allgemeinheiten und auf der Oberfläche bleiben um nur gelegentlich an den oder jenen Namen sich zu heften. Vor den Augen des Volks lag auf all den Pflanzen des Waldes und des Feldes stäts noch ein Schimmer des erloschenen Heidenthums,

3) Vgl. JGrimm in den Altd. Wäld. I. 133.
4) V, 23, 273 fgg.
5) Martina Bl. 27, 3 fgg. Vgl. oben 28, 7. 31, 1.
6) Statt *Galbine* zu lesen *Salbine.*
7) Minnes. I, 310b.

und ein mythisches Zwielicht zwischen altem und neuem Glauben fiel auf seine Kunde von den geheimnissvollen Kräften desselben[8]) und auf die Namen, die es ihnen gab oder für sie bewahrte, Namen ebenso wohl nach Göttern und Göttinnen der Urzeit als nach Christus und der heiligen Jungfrau und dem Teufel[9]). Noch immer, wie schon das frühere Alterthum Sagen besessen von Bäumen und Blumen, die aus den Gräbern Gestorbener hervorwachsen gleichsam als neuer Leib, in den der alte sich verwandelt und die Seele wieder einkehrt[10]), wie z. B. im Thale Ronceval durch die heidnischen Leichen Hagedorne spriessen, zu Häupten der gefallenen Christen aber weisse Blumen[11]) (und damit werden abermals Lilien gemeint sein[12]), so dass nun die Helden Christi ebenso als Lilien unter den Dornen blühen, wie man anderswo das von Christo selbst und seiner jungfräulichen Mutter sagte[13]): noch immer ward jetzt auch und es wird noch heut in Sagen und Märchen und Liedern des Volks von solchen Verwandelungen, ja von der Verwandlung liebender Menschen in Blumen erzählt[14]): z. B. der *Hans am Wege* (Polygonum aviculare) und die *Gretel in der Staude* oder wie man sonst die Nigella damascena ähnlich benennt[15]), sind ursprünglich ein Paar unglücklicher Liebenden gewesen[16]); noch ein schönes Beispiel der Art in dem Augsburger Rathbuch[17]): *drey frawen worden verwandelt in bluomen auf dem feldt sten. doch der aine mocht des nachts in irem hausz sein, sprach auf ain zeit zuo irem man, als sich der tag nahet, das sy widerumb zuo iren gespilen auf das feld kommen und ain bluom werden muoszt, „so du heüt vor mittag kumbst und mich ab brichst, wird ich erlœszt und fürhin bei dir bleiben"; als dann also geschah. Nun*

8) JGrimms Mythol. S. 1152 fgg.

9) Mythol. S. 1144 fgg. Deutsche Pflanzensagen v. Perger S. 65 fgg.

10) JGrimms Mythol. S. 786 fgg. u. über Frauennamen aus Blumen S. 116; Koberstein über die Vorstellung v. d. Fortleben abgeschiedener menschl. Seelen in der Pflanzenwelt: Weim. Jahrb. I, 73 fgg.; Ἔπεα πτερ. S. 44 fg.

11) Strickers Karl Z. 10858 fgg.

12) Vgl. oben 32 Anf.

13) Oben 31, 6 u. 32, 8.

14) Märchen d. Br. Grimm 56. 76 u. III, 125 fg.; Koberstein a. a. O. S. 97 fg.

15) Pfeiffers Germania V, 325.

16) Perger a. a. O. S. 176.

17) Altd. Leseb. Sp. 1330.

ist die frag, wie sy ir man gekent hab, so die bluomen ganz gleich und an in selbs kain underschaidt was. Antwurt. die weil sy die nacht in irem hausz und nit auf dem feldt was, fiel der taw nit auf sy als auf die andern zwo; do bei sy der man kant. Und noch immer wie früher, jetzt jedoch mit einer bewussteren Anschaulichkeit, die ihre Wirkung bis in die bildende Kunst hinein erstreckte, erschien die Menschheit überhaupt als eine grosse Blumenflur, durch welche der Schnitter Tod mit seiner Sense, oder als ein Wald, durch den er mit der Axt dahinschreitet[18]). Was aber hievon die folgerechte Umkehrung ist, eine lebensvolle Personificierung der Pflanzen, so dass z. B. bei einem Dichter des dreizehnten Jahrhunderts[19]) die Hagebutte von der Schlehe angeredet wird *frouwe in dem rôten rückelîn* und im fünfzehnten[20]) der Wacholder mit menschlichem Titel *frau Wecholter,* das dauert auch in der nachmittelalterlichen Dichtung des Volkes fort: da heisst die Hasel ebenso *Frau Haselin*[21]), der Wacholder in einem abergläubischen Spruch der Niedersachsen *Frau Ellhorn*[22]), der Buchsbaum und der Felbinger d. i. die Weide halten einen Wettstreit wie zwei Menschen[23]), und neben das altnordische Räthsel von den drei Bergangeliken, das von diesen Blumen als von Weibern spricht[24]), tritt das noch lebende deutsche von dem Männchen im Holz mit dem schwarzen Hütchen und dem rothen Mäntelchen, nämlich der Hagebutte[25]). Und während von je mehr als ein appellativer Pflanzenname eigentlich der Name einer Person oder doch ganz in der Art eines solchen gebildet oder umgebildet ist, die Plantago z. B. *Wegerich,* der Schierling *wüetrich,* die Hedera auf Deutsch nun *Hederich*[26]) heisst, die Gundelrebe, althochdeutsch *cundrepa,* jetzt auch *Gundram* oder *Gundermann,* das Pyrethrum *Bertram,* die Valeriana *Baldrian,* das Petroselinum *Peterlin* und der Gänsefuss, der als Mittel gegen den Aussatz angewendet worden, auch *Guter Heinrich*[27]), mit deutlichem Bezug auf die alte Sage vom armen

18) Basel im vierz. Jahrhundert S. 380 u. 416.
19) Hugo v. Trimberg im Renner Z. 2018.
20) Hermanns v. Sachsenheim Spiegel S. 177, 39.
21) Uhlands Volksl. S. 67. 22) Mythol. S. 618.
23) Uhland S. 30 fgg. 24) Hervarar Saga S. 144.
25) Altd. Wäld. I, 160.
26) Ueber die Bildungsweise vgl. Pfeiffers Germania V, 307.
27) Mythol. S. 1163 fg.

Heinrich, den Gott so wunderbar vom Aussatz heilt: dem allem gegenüber dauert noch heut im Volksmärchen die uralte Sitte, die wieder nur aus der zwischen Menschen und Pflanzen wechselnden Metamorphose sich erklärt, die Menschen nach Blumen, überhaupt nach Pflanzen zu benennen[28]): wir haben ein Beispiel davon bereits in *Flôre* und *Blanscheflûr* gehabt[29]) und kennen alle aus den Märchen der Brüder Grimm[30]) das *Dornröschen;* ein andres[31]) beginnt „Eine arme Wittwe die lebte einsam in einem Hüttchen, und vor dem Hüttchen war ein Garten, darin standen zwei Rosenbäumchen, davon trug das eine weisse, das andere rothe Rosen, und sie hatte zwei Kinder, die glichen den beiden Rosenbäumchen, und das eine hiess *Schneeweisschen*, das andere *Rosenroth*.“ So haben auch einst die Hexen ihren dämonischen Buhlern gern Pflanzennamen gegeben wie *Blümchenblau, Luzei, Rautenstrauch, Hölderlin;* von derselben Art in Shakspeares Sommernachtstraum die zwei Elfen *Peaseblossom* und *Mustardseed,* Erbsenblüte und Senfsamen[32]).

Dieser zugleich mehr umfassende und mehr auf die Einzel- 34
heit gehende, dieser vollere und sinnvollere Blick liess die Blumensprache des fünfzehnten, sechzehnten Jahrhunderts eine viel grössere Zahl von Blumen als die früher berührten in ihren Bereich ziehn und, wennschon wir sie der Kürze und des sonstigen Herkommens wegen eine Blumensprache nennen, sich doch nicht einmal auf die Blumen einschränken: alles, was sonst noch blühte, ja was nur grünte, auch Sträucher und Bäume waren ihr gerecht. Die frühere Zeit hatte von solcher Erweiterung des Gebietes her, so viel mir bekannt, nur ein Sinnbild, das auf den Frauendienst sich bezog, entnommen, den Kranz von Stroh, der, dem Liebhaber geschenkt, sein Werben als ein unfruchtbares, als den Winter gleichsam gegenüber dem grünen blühenden Sommer der Gewährung[1]) bezeichnete und ihn abwies. Und selbst dieses eine fällt eher auch dahin: das Gedicht, wodurch es belegt wird[2]), gehört

28) JGrimm über Frauennamen aus Blumen S. 129 fgg.
29) Oben 32 Anf. 30) Nr. 50. 31) Ebend. 161.
32) Mythol. S. 1015 fg.

1) *Gras* und *strô* d. i. Sommer u. Winter: JGrimms Weisth. III, 30. 31. 198.
2) Liederb. d. Hätzlerin S. 189a.

wahrscheinlicher erst dem fünfzehnten Jahrhundert an. In allen anderen Fällen, wo schon die Jahrhunderte vorher ein blütenloses Baumgrün oder lediglich grünes Kraut oder verdorrtes Stroh als Sinnbild gebraucht haben, wie wenn die Auflassung eines Grundstückes bereits in germanischer Zeit mit der Ueberreichung von Gras und Kraut, welches darauf gewachsen[3]), dann auch mit Ueberreichung eines Strohhalms oder Zweiges begleitet ward[4]); wenn ein Zweig oder Strohwisch Zeichen der Pfändung und, was nach der alterthümlichen Art des Verkehrs damit zusammenhieng, der Verkäuflichkeit war[5]); wenn ein gefallenes Mädchen anstatt des Kranzes von Laub[6]) oder Blumen[7]), von Rosen namentlich[8]), der nur Jungfrauen zukam, den Strohkranz tragen muste[9]): ein Sinnbild, das bis auf uns in Gebrauch verblieben und dem das Bairische Haberfeldtreiben[10]) nah verwandt ist; wenn ferner bei romanischen Völkern der Oelzweig ein Kommen in Frieden[11]) oder mit Friedensbotschaft[12]), wenn der Palmzweig den Sieger[13]) wie den, der sich ergab und Frieden suchte[14]), aber auch den Pilger[15]) kennzeichnete; wenn endlich mit noch stärkerer Doppel-

3) JGrimms Rechtsalterth. S. 112.

4) Ebend. S. 121 fgg. u. 130 fgg.

5) Ebend. S. 133 u. 195 fg.; Weisth. II, 675. 680.

6) Konr. Troj. 16329.

7) Lanzelet 870. 4075; Parziv. 232. 17. 234. 11; Walth. S. 94, 24 fgg.; Wigalois Sp. 268, 16; Georg 968. 994; Heinr. Trist. 3765; Martina Bl. 24, 69. Veilchen und Klee: Konr. Troj. 7508; *gemûde:* unten 36. 18. 19.

8) Neidhart S. 19, 14; Winsbeckin 5, 4. Minnes. III, 189b. 212a: *Alyzen, der ein rôsen kranz bedaht daz hâr nâch meide site* Ulr. v. d. Türlîn Wilh., Heidelb. Handschr. 395 Bl. 176b; Winsbeckin Str. 5; Renner 12368; Uhland 260. Roquefort Vie privée II, 245 fgg. Rosen und Lilien: Martina Bl. 219, 5 fgg.

9) *Mir ist von strouwe ein schapel und mîn frîer muot lieber danne ein rôsen kranz, so ich bin behuot* Minnes. I, 204b. Es ist nur eine minnigliche Ironie, wenn Isot in der Höhle der Minne das frischeste Gegentheil hievon, *ein schapel von klê,* trägt: Trist. Z. 17609 = Sp. 442, 11.

10) Schmellers Bair. Wörterb. II, 137. IV, 25 fg. Vgl. auch den dürren Baum mit dem Strohmann in Pergers Pflanzensagen S. 34.

11) Lanzelet 1380. 12) Dantes Purgat. II, 70.

13) Du Cange v. *Palma;* Ruolant S. 28, 1.

14) Ebend. S. 19, 11. 22, 13. 27, 26.

15) Ruther Z. 2321. Morolt Z. 970. 3585. Oswald Z. 203. Biterolf Z. 225. Tristan Z. 2647 = Sp. 68, 9.

deutigkeit die Umkleidung des Wohngemaches mit grünen Zweigen im alten Frankreich auch Trauer ausdrückte[16]), die Deutschen dagegen von jeher nur in der Maienlust[17]) und in der Freude des Pfingstfestes[18]) ihre *Maien* d. h. grüne Zweige[19]) und Bäume gesteckt haben: in all diesen Fällen ist das Sinnbild von rechtlicher oder von religiöser Art und zum Theil veranlasst durch Vorgänge des griechisch-römischen Alterthums, bei der Palme zugleich durch mannigfachen biblischen Vorgang[20]); ja Manches dergleichen, was sonst noch bei mittelalterlichen Dichtern Deutschlands uns begegnet, ist lediglich Sache der Dichtergelehrsamkeit und bezeugt uns keine Sitte des Lebens selbst: so der Kranz von Lorbeer oder anderem Grün auf dem Haupte der Wahrsager, von welchem bei Konrad[21]) und dem Dichter des Passionals[22]), der Lorbeerkranz und der Lorbeerzweig als Zeichen des Friedens und des Anspruches auf sicheres Geleit, von welchem im Biterolf[23]) und ebenfalls bei Konrad[24]) die Rede ist, und ebenso der Lorbeerkranz, der im Waltharius[25]) siegreiche

16) Chanson d'Alexis in Haupts Zeitschr. V, 306: statt *der amedes* zu lesen *de samedes*.

17) Suso v. Diepenbrock S. 34. 493; Phil. Wackernagels Kirchenlied S. 617; Schmellers Bair. Wörterb. II, 533 fg.; Alsatia 1851 S. 141 fg.; JGrimms Mythol. S. 738; Pergers Pflanzensagen S. 33 fg.

18) Augustis christ. Archäol. II, 392; das Pfingstlied von BSchmolck *Schmückt das Fest mit Maien.*

19) Vgl. *Maie* s. v. a. Blumenstrauss oben 30, 5.

20) Palmen: Offenbar. 7, 9. Im Rolandsliede, wo die heidnische Botschaft mit Palmenzweigen vor K. Karl tritt, spricht letzterer (S. 27, 19 fgg.) *selbe der wâre gotes sun, furste aller guote, durch sine dêmuote ein esel er zuo Jherusalêm reit, du er di martir durch uns leit; einen palmen ruorte er in der hant. nû birt ir her zu mir gesant unde ruoret daz selbe zeichin: mînem zorne muoz ich intwichin. di palme bezeichinôt den sigenunpht.* Aber den Palmzweig in Christi Hand zeigen bei dieser Gelegenheit wohl alte Bilder: die Evangelien berichten davon nichts.

21) Troj. Z. 27198 zu Kalchas *gebliemet und geloubet sol iemer sin din schapellin.*

22) Hahn S. 176, 78 von dem Zauberer Simon *von lôrboume er uffe trûch ein scheppel alse ein crône.*

23) Z. 3155: *eines lôrboumes zwî* verschaffe von Reichs wegen Geleit durch das räuberische Baiern.

24) Troj. Z. 26380 *grüeniu schapelîn, geflohten ûz lôrzwien.*

25) Z. 209 fgg.

Helden, in Gottfrieds Tristan[26]) den Meister der Dichtkunst krönt. Freilich ist in diesem letzteren Fall nur der Lorbeer das gelehrt undeutsche, der Kranz an sich selber nicht: Kränze als Preis des Siegers, als Preis des Besten im Kampfspiel[27]) oder im Gesang[28]), Ehrenkränze von andrem Laub oder von Blumen und zumal wiederum von Rosen, waren ebenso wohl schon im früheren Mittelalter ganz gebräuchlich und konnten da, natürlich wie dieses Sinnbild der Auszeichnung ist, auch ohne das Beispiel einer entlegenen Vorzeit in Gebrauch kommen: die Sprache selbst war durchweg gewohnt je das Höchste und schönste in seiner Art deren Kranz[29]), deren Blumenkranz[30]), auch nur deren Blume[31]) zu nennen. Aber, und das ist hier von Gewicht, und wir lenken damit wieder in den geraden Fortschritt unserer Darstellung ein, das Laubgrün als Liebessinnbild zeigt sich uns erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert und da auf Antrieb des germanischen Geistes selbst und allein und in Deutschland wie gleichzeitig bei den verwandten Völkern: ich erinnere beispielsweis daran, wie oft bei Shakspeare die Weide vorkommt als der Baum der trauernden, ungetreu verlassenen Liebe[32]).

35 Indess die Sträucher und Bäume, mag sich z. B. auch das Weidenlaub durch die Beimischung eines matten Grau unterscheiden von dem lebhafteren Grün des Eichenlaubes, sind doch eben alle grün, auch unter den mannigfaltiger gefärbten Blumen

---

26) Z. 4635. 4640. 4653 = Sp. 117, 37. 118, 2. 15.

27) *ein kranz von reines wîbes hant* Winsbecke S. 57; *ein schapel wol geloubet* Troj. 626; Blumenkranz: vdHagens Minnes. IV, 22a; Kranz von Rosen: Rosengarten Z. 204 fgg.; dem Ritter ein Rosenkranz, dem Knechte ein grünes Schapel: Suchenw. XXX. 165 fgg.

28) Gesch. d. D. Litt. S. 253; *corona:* Cæsarius Heisterbac. Dialog. miracul. X, 29; *grüener borte:* Erzähl. v. Keller S. 475 fg.; *Kranz von nägelin:* SFranck im Leseb. III, 1, 341. Vgl. Suso Diepenbr. S. 25: *schapelîn.*

29) Z. B. *frou Larîe, der fröuden kranz* Wigal. Sp. 227, 23; *daz Berne an êre truoc den kranz* Welsch. Gast Z. 2447.

30) *aller manne schœne ein bluomen kranz* Parz. 122, 13.

31) Maria *aller wîbe bluome* Pilatus Z. 115; *ein bluome der jugent* Arm. Heinr. Z. 60; *ein bluome in dîme künne* 656; *der Dürnge bluome* Walth. 35, 15.

32) Hamlet IV, 7. Merchant V, 1. Much Ado II, 1. Othello IV, 3.

sind doch so viele wieder gleichgefärbt, und derselbe Baum, dieselbe Blume kann auf diejenigen, die ihr Aussehn deuten, gelegentlich einen ganz verschiedenen, ja den gerade entgegengesetzten Eindruck machen. Die Weide z. B., dort in England der Baum der Verlassenheit, ist zwar in Deutschland theilweis auch so aufgefasst worden: *Wer weiden von im selbs treyt*, lehrt eine alte Anweisung[1]), *bedeutet, er sei ainig und ellend. Wem es aber* fährt sie fort *berolhen wirt, das ist ain trost und willichs bekleiben der liebe;* und während der Rosmarin auf deutschem Boden schon längst das Kraut ist, aus welchem man Sträusse und Kränze für Leichenbegängnisse windet (das Wunderhorn[2]) hat in solchem Sinne ein Lied von einer Jungfrau, die sich Rosen in ihr Hochzeitskränzlein brechen will und überall im Garten nur auf Rosmarin trifft), bedeutet eben derselbe, und die Mythologie wird das zu vereinigen wissen, den Ehesegen: auch Hochzeitleute tragen ihn, und nach Belgischem Glauben werden die Kinder aus einem Strauche von Rosmarin geholt[3]).

In dergleichen Umständen lag für die Blumensprache eine Nöthigung über die blosse Farbe hinauszugehn und ihre Sinnbildlichkeiten noch auf andrem Weg zu suchen. Ich sage „darüber hinauszngehn“: denn der Anfang ist unzweifelhaft auch hier mit der Farbe, mit deren Sinnlichkeit und Bildlichkeit gemacht worden. Wohl die ältesten Belege der Blumensprache unter denen, die in Gedichtform vor uns liegen, zwei Lieder des fünfzehnten Jahrhunderts in der von Fichard ausgezogenen Sammlung, stellen lediglich die Farben hin, nennen einzig diese, aber keine Namen der Blumen dazu, und könnten somit ebenso wohl zu den jüngsten Belegen der Farbensprache gerechnet werden. Es heisst in einem[4]) *Blau betütet stêt — Das rôte blüemlîn das brinnet in der lieb — Das wîsz blüemlîn das wartet uf gnâd — Das swarz blüemlîn das bringet mir die klag:* also Blau, Roth, Weiss, Schwarz völlig in dem gleichen Sinne genommen, wie dort, wo

1) Liederb. d. Hätzlerin S. 171 b.
2) I (Arnims Werke XIII) 232.
3) Perger S. 143.
4) Fichards Frankf. Archiv III, 256. Unvollständig und entstellt, so dass Roth und Schwarz fehlen und aus dem Weissen auch noch Blau geworden ist, aus einer gleichzeitig SBlasier HS. in Mones Anzeiger 5, 335.

sie Kleiderfarben sind[5]); in dem andern[6]) *Mîn herz hât sich gesellet zu einem blüemlîn rôt,* und so fort durch *wisz, brûn, grüen, grâ* und *gel:* auch hier mag jede Farbe wohl in der besondren Bedeutung, die ihr eigen ist, gemeint sein, jedoch recht ausgesprochen ist dieselbe nirgend, nur dass bei dem rothen Blümlein gesagt wird *durch lieb sô lîd ich nôt* und bei dem gelben *ich hoff, ich sî gewert.* Dann aber, theilweis schon im fünfzehnten, voller und häufiger erst im sechzehnten Jahrhundert treten neben den Farben und anstatt der Farben auch die Blumen, denen sie gehören, mit bestimmten Einzelnamen auf, als Sinnbild der Liebe wie schon ehemals[7]) die Rose[8]), als Sinnbild der Gewährung nach langem Werben der gelbe Rittersporn[9]), als Sinnbild der Beständigkeit und Treue das Vergissmeinnicht[10]); das hauptsächliche Beispiel gewährt hier ein Volkslied bei Görres und in Uhlands Sammlung, dessen fünf erste Strophen folgender Maassen lauten[11]):

Weiss mir ein blüemli blawe
von himmelblawem schein;
es stât in grüener awe,
es heisst Vergiss nit mein:
ich kunt es nirgent finden,
was mir verschwunden gar;
von rîf und kalten winden
ist es mir worden fal.

Das blüemli, das ich meine,
ist brûn, stât auf dem ried;

5) Oben 29, 8.

6) Fichard III, 265 fgg.; auch in Uhlands Volksl. S. 106 fgg.

7) Oben 31, 19 fgg.

8) Altd. Wäld. I, 152; Wunderhorn I, 181; Görres Volks- und Meisterlieder S. 157; Uhlands Volkslieder S. 61 fgg. 104. 111 fgg.; PMelissus Lied *Rot Röslein wolt' ich brechen* Leseb. II, 123 fg.

9) Altd. Wäld. I, 151. 10) Ebendaselbst.

11) Uhland S. 108 fg.; Görres S. 9 fg. Etterlin in seiner Schweizer Chronik S. 83 und nach ihm Tschudi, nach Tschudi MCrusius in den Ann. Suev. III, 260 erzählen, dass Graf Johannes von Habsburg-Rapperswil, als er nach der Zürcher Mordnacht von 1350 bis 1352 gefangen im Wellenberge sass, dort das Lied gedichtet habe *Ich weiss ein blawes blüemelein.* Und damit ist wohl obiges Lied gemeint: wenn aber auch nicht, so bleibt dennoch unwahrscheinlich, dass ein Lied, welches so beginnt, schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts habe entstehen können. Für Gœthe ist diese abgerissene Zeile der Anstoss zu dem Lied des gefangenen Grafen geworden.

von art so ist es kleine,
es heiszt nun Hab mich lieb:
das ist mir abgemæjet
wol in dem herzen mein:
mein lieb hat mich verschmehet:
wie mag ich frœlich sein?

Das blüemli, das ich meine,
das ist rosinenrôt,
ist Herzentrost genennet,
auf breiter heid es stât:
sein farb ist im verblichen,
der Wolgmuot hat verdort:
mein lieb ist mir entwichen,
verlorn hân ich mein hort.

Weisz mir ein blüemli weisze,
stât mir in grüenem gras,
gewachsen mit ganzem fleisze,
das heiszt nun gar Schab ab:
dasselbig muosz ich tragen
wol disen summer lang:
vil lieber wölt ich haben
meins büelis armumbfang.

Noch heur gegen disen summer
kumt uns der liechte mei,
bringt uns die blüemli wider,
der farben mengerlei,
bringt uns die blüemli wider,
brûn, weisz, gelb nach der zeit:
so lêrt ir mich hinwider,
was iclichs blüemli bdeut[12]).

Man beachte, wie jede der hier aufgeführten Blumen zugleich einen Namen trägt, der dasselbe als ihre Farbe und noch deutlicher ausdrückt und der ihr geschöpft ist um das auszudrücken: *Vergiss nit mein, Hab mich lieb, Herzentrost, Wolgmuot, Schab ab.* Einen Schritt nun in dieser Richtung weiter, und es kam die Farbe gar nicht mehr, es kam nur noch der Name der Blume in Betracht: nur dieser noch, der eben deshalb so bedeutsam war oder doch in solche Bedeutsamkeit gewendet wurde, machte die Blume zum Liebessinnbild. Davon nun gar

12) Die letzte Strophe nach Görres: bei Uhland fehlt deren bezeichnende hintere Hälfte.

sind die Lieder voll[13]); Hauptbeispiel hier das bekannte, vielgesungene, viel um- und nachgedichtete *Herzlich thut mich erfreuen*[14]) mit seiner dritten bis fünften Strophe:

Es grünet in den welden,
die beume blüen frei,
die rœslin auf den felden
von farben mancherlei;
ein blümlin stet im garten,
das heiszt Vergisz nicht mein;
das edle kraut Wegwarten
macht guten augenschein.

Ein kraut wechst in der awen
mit namen Wolgemut,
liebt ser den schœnen frawen,
darzu holunderblut[15]);
die weisz und roten rosen
helt man in groszer acht,
kan gelt darumb gelosen,
schœn krenz man darausz macht.

Das kraut Je lenger ie lieber
an manchem ende blüt,
bringt oft ein heimlich fieber,
wer sich nicht dafür hüt;
ich hab es wol vernommen,
was dises kraut vermag:
doch kann man dem vorkommen,
wer Maszlieb braucht all tag.

Aus der Strophe aber, die gleich darauf folgt, erfahren wir näher, in welcher Art nun die Liebe durch die Blume sprach:

Des morgens in dem tawe
die meidlein grasen gan,
gar lieblich sie anschawen
die schœnen blümlin stan,
darausz sie krenzlin machen
und schenkens irem schatz,
den sie freundlich anlachen
und geben im ein schmatz.

---

13) Z. B. Uhland S. 110 fg. 116.

14) Uhland S. 113 fgg.; vgl. Leseb. II. 36. 188 fgg. Hoffm. Gesellschaftslieder S. 93. 135.

15) Vgl. unten bei Anm. 30 fg.

Und noch Ein Beleg der Art, ein Lied von Nicolaus Zangius aus dem J. 1611[16]):

Ein Dama schœn in Garten gehn
Thet früh an einem Morgen
Und hielte Rath, wie früh und spat
Sie könnte sein ohn Sorgen,
Weil ihr Galan gar emsiglich
Zu dienen ihr bemühet sich,
Dem sie doch nicht mit Liebespflicht
Sich möchte obligieren.

Bald ihr einfiel ein Korb subtil
Zu flechten ohn Unwillen;
Auch ward der Rath bald mit der That
Vollzogen in der Stille:
Sie flochte selbst zierlich zusamm
Die Stück zum Korb mit ihrem Nam:
Erstlich Schab ab zu der Handhab
Thet sie fein applicieren.

Von Liebsstückel zwar der Korbe war
Zierlich zusamm getrungen,
Von Ungenad als von eim Drat
Die Reif abr drum geschlungen,
Und dasz mans ja nicht merken sollt,
Mit eim Faden subtil von Gold
Den Boden neu von Leid und Reu
Thet sie daran fugieren.

Solchn Korb alsbald gar schœn gemalt
Liesz sie ihm præsentieren:
Er sollte drein sich setzen fein
Und drin galanisieren.
Der Galan solches willig that
Und meint, er wær der best am Bret:
Da risz entzwei der Boden neu,
Dasz er muszt hindurch springen.

Es sprach im Grimm „Wie ich vernimm,
So werd ich ausgeschlossen.“
Die Dama lacht „Ha ha ha ha!
Merkst du nun erst den Possen?
Ein ander Mal lieb, wer dich liebt:
So wirstu nicht also betrübt.
Jetzt fahr nur hin und andern dien,
Da dirs mag basz gelingen!“

16) Hoffmanns Gesellschaftslieder S. 45 fg.

Hier wird also der Liebhaber nicht allein durch den thatsächlichen Hohn mit dem Korbe, der aus den späteren Umbildungen[17]) eines bekannten von dem Zauberer Virgil[18]) erzählten Abenteuers herrührt, sondern schon sinnbildlich durch die Namen der Blumen, aus denen derselbe geflochten ist, abgewiesen, das *Liebstöckel*, das zwar für sich nur Gutes bedeuten würde, die *Ungnade*, die aber darum gewunden ist, den Griff, der *Schabab*, und den Boden, der *Leid und Reue* heisst. Letztere Blume weiss ich nicht zu bestimmen; *Ungnade* ist sonst und eigentlich Unkraut, wie es im Getreide wächst[19]), und so des Schadens wegen, den es thut, benannt; *Schab ab* d. h. scheer dich fort, ein substantivisch gebrauchter Imperativ, bezeichnet im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nur noch eine Person, welcher das gesagt wird[20]), oder es erhält da auch den adverbialen Sinn von weg[21]): in letzterer Bedeutung kommt es mundartlich noch jetzt vor und ebenso noch jetzt als Name verschiedener Blumen, des Adonis auctumnalis[22]), der Euphrasia officinalis[23]), der Nigella damascena[24]) u. a. Frisch meint[25]) „Weil die Raden oder das Kraut Nigella melanthium unter dem Roggen unnützlich ist und ausgesiebt muss werden, so heisst es beim Pictorio und andern Schabab,“ und Schmeller, man nenne so die Euphrasia officinalis, weil es bei deren Blüte mit dem Sommer bereits schabab d. h. zu Ende gehe: vielmehr aber deshalb, weil die Blumensprache mit Ueberreichung der Euphrasia, der Nigella u. s. f. dem, der vergeblich um Liebe warb, diess verdeuten, ihn auffordern wollte abzuschaben, sich fortzuscheeren, und in solchem Sinn haben wir das *Schab ab* auch schon früher gelesen[26]). *Liebstöckel* endlich ist eine der mannigfachen Umdeutschungen des lateinischen *ligusticum* oder *libusticum* und die jüngste derselben[27]), so dass, wenn auch dieser Name und diese Blume zum Sinnbild wurde, das nur durch eine Art Wortspiel geschah.

---

17) Vgl. Gesch. d. D. Litt. S. 392 fg.

18) Virgilius Eclogen v. Genthe S. 55 fg.; Gesch. d. D. Litt. S. 221.

19) Schmellers Bair. Wörterb. II, 678.

20) Z. B. Liedersaal II, 198. Hätzlerin S. 78b.

21) Hätzl. S. 241b.

22) Stalders Schweiz. Idiot. II, 305.

23) Schmeller III, 305. 24) Usteris Vicari Z. 393.

25) II, 154c. 26) Oben bei Anm. 11.

27) Die Umdeutschung fremder Wörter S. 57.

Auf dem gleichen Wege ist die Blumensprache auch sonst bereichert worden. Das dreizehnte Jahrhundert brauchte den Hollunder, den *holderstoc*, mit seinem übelschmeckenden Laub und seiner duftigen Blüte als Bild für das Judenthum und das Christenthum, die beide aus Einem Samen erwachsen und doch so verschieden seien[28]). Im sechzehnten aber und hie und da in der Volkssprache noch unserer Zeit finden wir *holderstock*, indem man das Wort auf *hold* bezieht, als scherzhafte Bezeichnung des oder der Geliebten[29]) und *holder* im Sinn von Liebe[30]): ein Wortspiel, das denn auch in die Blumensprache übergegangen, wo nicht zuerst von dieser erfunden ist: ein Teppich des fünfzehnten Jahrhunderts, den unsre Mittelalterliche Sammlung als Geschenk des Herrn Dan. Heussler-Thurneisen besitzt, zeigt eine Jungfrau, die einem Jüngling gegenüberstehend auf einen blühenden Hollunderbaum einen Zweig mit drei Paaren verschlungener Hände impft; dazu die Worte *ich impfe hie in hölder trwe* und die Erwiederung des Jünglings *ich hof es süille üch nüt berüwen.* Demgemäss dürfte in der vorher[31]) angeführten Volksliedstelle *darzu holunderblut* die Lesart einiger alten Drucke *darzu die holderblut*[32]) den Vorzug verdienen. Die Blumensprache des Morgenlandes, der Selam, beruht ganz nur auf dem Wortspiel: nicht die Farbe und nicht der Name der Blume selbst hat Bedeutung, sondern erst das ähnlich lautende, das reimende Wort, das zu dem letzteren muss gefunden und errathen werden. Wesentlich ebenso in den Blumenritornellen, diesen anziehendsten Vertretern der Italiänischen Volksdichtung: die erste Zeile nennt kurzhin irgend eine Blume[33]), nur selten jedoch eine solche, dass darin schon ein Sinnbild enthalten wäre: gewöhnlich stellen erst die zwei Verse, die nun noch folgen, mit ihrem Reim, ihrer Assonanz auf jenen Namen ein solches her.

Von beiden Arten einige Beispiele, die ich buchstäblich treu

---

28) Konr. Gold. Schmiede Z. 1436 fgg. Minnes. III, 76a.

29) HSachs von Hopf II, 208. Geiler Narrensch. Basel 98b (Strassb. 69a.)

30) Agricolas Sprichw. 749: *Das ist ein weiser man, der aus holder abbrechen machen kan.*

31) Bei Anm. 15.

32) Leseb. II, 37, 13. Ambr. LB. 18.

33) Zuweilen in Form eines über sie gesprochenen Segens, z. B. *Io benedico il fior di lattughella:* Egeria S. 7 fg.

aus den nachgelassenen Aufzeichnungen eines Römischen Banditen entnehme[34]). Von der erstern Art:

Fior di agretto!
Non posso star, mio bene, se non ti tocco:
Patisco di sto vizio maledetto.

Fior de cipolle!
L'occhj mii non fanno altro che piagnè:
M'è stato detto, che pigliate moglie.

Fiore de merda!
Ho fatto una cacata tanta larga,
Che arriva dalla Rotonda alla Minerba.

Von der letzteren:

Fiore d'aneto!
Ve so venuto a trovà riso gradito:
Vogli, che se annamo tra el canneto.

Fior de cannella!
Ve so venuto a trovà bella figlia:
Io saluto ancora la tua sorella.

Fior del granato!
Che vita che fa lo povero bandito,
Non me lo dite a me, che l'o provato.

Fior de granato!
Voi senza moglie e io senza marito,
E voglie, che lo famo sto parentato.

Fior di la luna!
Li macheroni so boni la sera:
La notte è bona la maccaronara.

Fiore de pero!
Dicheno la gente, che se amamo,
E dicono la gente, che non è vero.

Fior de pisello!
No so quale me amare, o questo o quello:
L'amero tuttedua, che sara meglio.

Fior de pisello!
Ricordate, che t'amo da fanciullo:
Vado smarrito pel tuo volto bello.

---

34) Andre aus anderen Quellen in den Altd. Wäld. u. in Müller u. Wolffs Egeria S. 3—9.

Fiore de riso!
Che pena ce sarebbe a darvi un bacio!
La corda o la galera, e voi al S. Ufizio.

Fiore de ruta!
Ve do la bona notte e fo partita:
Sto core appassionato ve saluta.

Alles, was bisher als Begründung oder Mittel der Blumen- 36
sprache an uns vorübergegangen ist, die bedeutsame Farbe, die bedeutsame Benennung, das bedeutsam machende Wort- oder Reimspiel, alles dieses gewährt dem Sinnbild einen dichterischen Gehalt und Reiz, und es ermangelt desselben auch da nicht, wo anstatt der gleichmässig beständigen Farbe solch eine Eigenschaft den Grund hergiebt, die nur vorübergehend das eigene Zuthun des Menschen an der Blume herbeigeführt hat, mit Willkür und Absicht, damit sie ein Zeichen für die Andern und zumal die Geliebte, oder nach Leitung des Zufalls, damit sie ihm selbst ein Anzeichen für den Aberglauben der Liebe sei. Ich erinnere an das Ausrupfen der Sternblumenblätter, das mit den einzelnen Worten bald dieses, bald jenes immer wiederholten Spruches begleitet wird, bis bei dem letzten Blatte das Wort, welches darauf trifft, entscheidet; in der Schweiz sagen dazu die Knaben *Vil — wêneli — gar nüt* (nämlich Vermögen, nicht Liebe) oder *Rich — arm — Mittelgattig*, die Mädchen *Ledig sî — Hôchzig hâ — is Chlæsterli gâ*, anderswo, reicher an Worten, *Er liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — ein kleinwenig — gar nicht* oder in einfachster Weise nur *Er liebt mich — er liebt mich nicht*, und so hat auch Göthe diese Blumenbefragung in seinen Faust aufgenommen. Die Blume, die vorzugsweis zu derselben verwendet wird, ist das Masslieb[1]), hier eben das Mass, die Gradbestimmung der Liebe und des Liebesglücks, nicht Liebe mit Mass, wie in einem früher[2]) verglichenen Volkslied. Hat man dann auch unter der Rupfblume, die dem fünfzehnten Jahrhundert[3]) je nach der Zahl ihrer Blätter auch schon ein Sinnbild, aber von subjectiv willkürlicher Art war, gleichfalls das Masslieb zu verstehn? *Wer rupfpluomen tregt, maint, er sey in zweifel, ob in sein lieb ge-*

---

1) Pergers Pflanzensagen S. 63. 2) Oben 35, 14.
3) Hätzlerin S. 173b. Altd. Wäld. I, 152.

recht main, oder nach andrer, abweichender Angabe *Wer ropfblůmen dreit ungeropfet, der weiss kein sunders one sym liebsten. — Wer sy aber tregt gerupft ûss ôn die zwey pletter, und die geleich staund, bedeüttet, das er ganzer gerechtikait gewert ist von seinem liebsten. Wellichem aber ain plettlin allain ist beliben staun, das maint, im sey ungeleich geschehen*, oder nach anderer Lesart *das ime ungelucks gescheen ist.*

Dichterisch ärmer dagegen erscheint die Sinnbildlichkeit, sobald sie, wiederum von der Farbe und auch von dem Namen absehend, auf die gröberen, die mehr stofflichen und handgreiflichen Eigenschaften und auf diejenigen fusst, die ihren Hauptwerth für den alltäglichen Nutzen haben, wie wenn das Eichenlaub deshalb Festigkeit bedeutet[4]), weil das Holz der Eiche so fest ist, oder die Weide *ain trôst und willielichs bekleiben der liebe: wann weiden ist ain trôst dem land vor dem wasser, das es dest minder den grund mit im nem. Darumb setzt man sy ze naechst an das gestat. Darzu chomen sy lieber dann sunst holz*[5]); die Birke: *Wer im selber ain maister* (auch damit ist nur die Liebste gemeint) *hab ûsserwelt und des strâffen allzeit will willielich leiden, es sey hart oder lind, der sol pirken tragen ôn laub. Wiem es aber bevolhen wirt mit laub ze tragen, bedeütet, das der maister im wol getraut und will in doch under der ruoten haben: wann mit dem laub ist sy nit als scharpf als ôn das laub*[6]). Aber auch solche Sinnbilder kommen eben in Wirklichkeit vor; sie gehören nicht einmal zu den seltneren, auch nicht zu den jüngsten, sind nicht etwa nur ein Nothbehelf, dessen man sich erst bedienen gemocht, als die Farben der Blumen gleichsam aufgebraucht waren und man von da aus nichts mehr zu entnehmen wuste: sie erscheinen vielmehr bereits im fünfzehnten Jahrhundert, sind also gleichen Alters mit den Sinnbildern, die auf die Farbe gehn. Zwar die Poesie enthält sich dieser gröberen Bildlichkeiten, und nur die Nessel, sonst das Zeichen der brennenden Liebe[7]), und ein Mittel zum

---

4) Hätzl. S. 171a. Altd. Wäld. I, 144.

5) Hätzl. S. 171b. Vgl. oben 35, 1.

6) Hätzl. S. 171a; Altd. Wäld. I, 145, wo jedoch die Bestimmung *mit laub ze tragen* und so auch deren Erklärung ausgefallen ist.

7) Altd. Wäld. I, 154.

Liebeszauber[8]), steht in einem Volkslied[9]) um neben den Blumenfarben der Liebe und Hoffnung und Beständigkeit die schmerzlichen Hindernisse des Liebens auszudrücken. Anderweitig jedoch und recht eigentlich für das Leben selbst ist dergleichen zur Genüge bezeugt.

Wir besitzen nämlich aus dem fünfzehnten Jahrhundert in zwei Aufzeichnungen, deren eine von der Mosel[10]), die andre aus Augsburg[11]) stammt, eine in Prosa verfasste Anweisung zur Blumensprache, eine Aufzählung von Blumen und Laubpflanzen, wie jede derselben als Liebessinnbild gebraucht ward und zu brauchen sei; in dem kürzeren Augsburger Texte wird mehr nur von den Bäumen, in dem Mosellädischen, der umfangreicher, doch minder genau ist, mehr von Blumen gehandelt. In diesem Schriftstücke nun treten uns, so dass wir es auch schon wiederholendlich haben benützen können, alle drei oder vier Arten der Blumensprache entgegen, die durch Farben und die durch Namen und die durch sonstige Eigenschaften, vorübergehende oder dauernde, spricht: aber die letztere Art ist am zahlreichsten belegt. Und noch zweierlei findet sich hier, das sonst nirgend vorkommt, das aber recht beweist, wie die Symbolik, allerdings nicht ohne Willkür, bis in das Einzelnste hinein entwickelt war: in häufigen Fällen wird unterschieden, und es ist öfters ein sehr erheblicher Unterschied, ob die Pflanze mit oder ohne ihr Laub, und besonders, ob sie aus eigener Wahl oder auf Befehl, der Geliebten nämlich, getragen wird: Beispiele dafür haben wir bereits an der Weide und der Birke kennen lernen. Ich will denselben noch einige mehr zur Seite stellen, die sowohl diesen untergeordneten Wechsel der Bedeutung, als jene Hauptrichtungen, in denen die Pflanzensymbolik sich bewegt, veranschaulichen mögen.

[12]) *Wer sin herze wandelt und selber nit weisz, wôbie er blieben will, und sînen wankelmût unverholen*[13]) *treit, der sal kor-*

8) Anzeiger d. Germ. Museums 1854 S. 190.
9) Mones Anzeiger V, 335.
10) Altd. Wälder d. Br. Grimm, I, 144—158.
11) Liederb. der Clara Hätzlerin v. Haltaus S. 171a—173b.
12) Altd. Wäld. I, 148.
13) Bei Grimm *verholen*.

neblumen dragen: die sint blae und lustlich und serben[14]) *wisz; sie mogen nit die lenge farbe behalten, sie zeigen iren wandel.*

Wer stæt will sein, der soll[15]) *sporlin* (Rittersporn) *tragen, wann sie sich nit entferbent durch liebe durch leit; sie sind grûne oder dorre, so sint sie doch alle zît blôe. Dem sie entfolen werden, der soll halten trûwe, als ine das blûmel wiset.*

[16]) *Wer sîn lieb mit freuden anefâhet und hofft noch groesser freude zu entphâen, der sall meyblûmen tragen: wan sie kommen gerne mit den meyen; man magk sie dragen, wie man will.* Wir erinnern uns, dass in der Kleidersymbolik Weiss die Farbe der Hoffnung ist[17]).

[18]) *Wer alle zît ein woelgefallen hait ane synem liebsten und nit anders siecht ane ime, dan ime woele gefellet, und daedurch mûdt und freude hait, der sall augenweide tragen: wann augenweide ist aller zît ein lustlich blûmel.* Wohl der jetzt so genannte Augentrost.

[19]) *Wer wegweis pluomen tregt von im selber, bedeütet, das er nit ûf den weg chomen kann, der seinem liebsten gevellig sey, und doch begert, das er den geweiset werd. Wem es aber gepoten wird von seinem liebsten, bedeütet, sy wöll sich sein underwinden mit ganzen triuen und mit aller gerechtikait ze weisen und das pest ze lernen, wann die pluom sich alle zeit zu dem pesten chêrt, gegen der sunnen. Ob sy wol ettwenn mêr darumb leidet, doch træst sy sich, das sy nit dann gerechtikait mainet.* Also das Solsequium, der Sonnenwirbel, der noch jetzt auch *Wegweis* genannt wird.

[20])*Ein kruet, das heisset gemûde: wer das dreit, der zeiget, das er alle zît frôlichs gemûdes ist, und machent die frauwen gerne scheppele darvon. woe das eine frauwe einem gesellen empfilet, der mag woele frôlich syne und sall dabie gedenken, das er isz behalde mit zuchten: wan das kruet ist zart und mûsz*

---

14) Bei Grimm *ferben.*
15) Altd. Wäld. I. 150; die Eingangsworte fehlen.
16) Altd. Wäld. I, 152.
17) Vergl. oben S. 205.
18) Altd. Wäld. I, 151.
19) Hätzl. S. 173a.b. Altd. Wäld. I, 152.
20) Altd. Wäld. I, 153.

man syn gar eben ware nemen, sô man scheppele darûsz macht. Wahrscheinlich dasselbe mit dem *Wolgemut* vorher[21]) angeführter Volkslieder, d. h. Krause Minze.

[22])*Espîn laub das bedeütet vorcht in angênder lieb und in verpuntnusz. Wiem es aber bevolhen wirt ze tragen, so bedeütet es, das er sol vorcht haben der claffer, auch das er begeren sol kain ruo ze haben, damit er sein lieb in gutem willen behalt und unvermeldet. Espîn laub allweg gern zittert.*

[23]) *Wer sich verwegen hât meidens und främdikait ze leiden und doch daby maint sein triu und stæt vesticlich ze halten, der sol maszalter pleter tragen. Wie wol der stil daran lang ist, so velt das platt doch nicht dest ee und staut vesticlich.*

[24]) *Wer maulberlaub tregt, bedeütet, das seinem herzen etwas gefellet, und waisz doch wol, das es im nit werden mag ôn grôsz kummer, den es darumb haben muosz: wann wer maulber essen will, der waisz wol, das er darab gemailigt muosz werden.*

[25]) *Wer winden pleter tregt, bedeütet, das er begert ains ainigen trôsts, damit er in die hœch chomen müg: wan die wind kan nit von der erden gewachsen, sy hab dann ain stamm ze hilf, des es begert. Wem es aber gepotten wirt ze tragen von seinem lieb, bedeütet, das er von seinem lieb versuocht sey in lieb und laid, und sey doch gefunden in ganzer gerechtikait, und das pringt vil mêr frauden, dann ob es in nit versuochet hett: wan die wind weckszt durch rauch dorren, und sicht man in der hœch ire pleter gerechter an dem stamm dann andre pletter.*

[26]) *Wer ein esellicht lieb hât und sîn liebstes nit geziehen*[27]) *kann zu keiner zucht noch zu keiner êren, der sal isz heissen disteln tragen: dan das man vil den esell drîbet zû dem klêhe, soe will er doch bie den disteln syne.*

Ein Stück des Textes von der Mosel zeigt uns so, wie sonst nirgend belegt ist, die Blumensprache mit einer schon älteren

---

21) 35. 11 u. 14.
22) Hätzl. S. 171a. Altd. Wäld. I, 145.
23) Hätzl. S. 171a. Altd. Wäld. I, 145 fg.
24) Hätzl. S. 171b. 25) Hätzl. S. 173a.
26) Altd. Wäld. I, 154. 27) Bei Grimm *gezeichenn.*

Art der Liebessymbolik sich vereinigend. Im vierzehnten Jahrhundert war es unter den Männern aufgekommen einzelne Buchstaben, gewöhnlich wohl die Anfangslaute geliebter Namen, in Stickerei auf ihr Gewand zu setzen[28]); ein Gedicht jener Zeit[29]), das die Sitte lächerlich machen will, giebt dem ganzen ABC der Reihe nach eine herb und derb satirische Auslegung: das *A* bedeute einen Affen, das *B* einen Buben u. s. w. Nun aber in unsrer Blumensprachlehre heisst es, etwas verworren und mit allerlei Lückenhaftigkeit und sonstiger Verderbniss[30]), *Wer ime selber ûsserwelt ein lieb, das ime lustlich und hergetzlich ist, und sich dem einig hergeben hait und alle sin freude ane isz laat, und sie mit liebe sint und sie beide ein gemûte haint*[31]), *der sal die negelgartenbluette dragen und angenweide bletter, wan man nit gern ire laup treit: wan die bleder sint wîden*[32]) *gelîch; und treit man gerne die durren rîser, doe bûstaben bie sint. und haint die art, das man ire bluede pflegen mûs, und wer ir recht pfliget, so sint sie aber jâre grûne. und bezeichent*[33]) *die durren rîser, das alle trûre*[34]) *soll abe sîn. wem sie entfolen werden zu dragen, der sall wissen, das er nit liebersz haben solle und grôsser trôst noch freude wan zû dem stûdel und alles sin gemûdt darzû kêren, wie er isz mit trûwen behalt, und sal mit namen die durren rîser dae bie tragen mit iren bûstaben: das bedûdet, das ein des andern*[35]) *liebe begeren soll; und dreit man gerne die fünf bûchstaben daebye, die alle wort beschliessen, und das mogk man woel verstaen, dasz er alle zît ein gedêchtnisz solle hâne zû sym liebsten, das ime den stû-*

28) Ganze Worte und ganze Sprüche schon früher und noch zu derselben Zeit auf geistlichem und weltlichem, auf Frauen- und Manns- und Rossgewande: Gesch. d. D. Litt. S. 112; Ann. Colmar. 1298 pg. 176. Haupts Zeitschr. V, 93; Meleranz Z. 686. Konr. Troj. Z. 20126. Renner Z. 16707. Liedersaal II. 272 fg. Blommaerts Theophilus S. 100; Mones Anzeiger VIII, 616; vdHagens Minnes. IV, 22a; Konr. Engelhard Z. 2554 fgg.

29) Liedersaal I, 579 fg. 30) Altd. Wäld. I, 156 fg.

31) Bei Grimm *hait (und mit liebe sint und sie beide (ein) gemute haint) und alle sin freude ane isz laat.*

32) Bei Grimm *weiden.*

33) Bei Grimm *chent* mit der Ergänzung *zeichent.*

34) Grimm ergänzt die Lücke, welche hier ist, mit *lust* oder *freude.*

35) Bei Grimm *eines ander.*

del[36]) *entpholen hait. und sint sîne bluet gerne wiesz oder roet und hânt gewonlich fünf oder sex bletter und die furme also geselschaftsblümel, soe die offen sint. der sie nûre tragen und haben will, der plege ire mit trûren.* Von der Gartennelke also (denn diese muss gemeint sein, und wahrscheinlich ist auch für *negelgartenbluette* zu lesen *gartennegelibluette*) trägt der geliebt liebende nicht das Laub, weil das in seiner graugrünen Farbe dem Weidenlaub ähnlich, diess aber ein Sinnbild der Liebestrauer ist[37]), sondern statt dessen das Laub der Augenweide und von der Nelke nur die Blüten, die wohl besorgt ein Jahr hindurch grün d. h. wie frisch[38]) seien, und den Wurzelstock mit den dürren Reisern, die Reiser gern mit seinen und der Geliebten Buchstaben und dazu noch mit den fünfen, die alle Worte in sich schliessen, nämlich den fünf Vocalen, von denen Hugo von Trimberg[39]) in ähnlicher Art, nur genauer sagt, *daz alle wort und allz gedæne nâch in gestimmet müezen sîn.* Es bleibt jedoch unklar, ob die Buchstaben hier ebenwie sonst auf das Kleid gestickt und somit bloss nebenzu die Begleiter des Blumensinnbildes oder ob sie unmittelbar in die Reiser selbst geschnitten waren. Geschah das Letztere, so war damit gewissermaassen ein Zug aus der Geschichte Tristans aufgefrischt, der in eine Anzahl Späne eines Oelbaumreises auf der einen Seite ein *T*, auf der andern ein *I* eingrub um damit seiner Geliebten Isot nach Verabredung ein Zeichen zu geben[40]); ja es darf dann sogar an jene germanische *virgam frugiferæ arbori decisam* und deren *surculos notis quibusdam discretos*[41]) erinnert werden, von denen die *Buchstaben* überhaupt ihren Namen tragen[42]).

Wir schliessen die Reihe der Auszüge mit demselben Stück, das in der Mosselländischen Aufzeichnung gleichsam als deren Moral den Abschluss macht[43]), und stellen es um so lieber an das Ende hier dieses Abschnitts und zugleich des Ganzen, da es selbst über die Blumen- und Laubsymbolik hinaus auf deren

36) Bei Grimm *stude.* 37) Oben 34, 32. 35, 1.

38) Vgl. *grüene milch* in Hoffmanns Fundgruben I, 374 b und den Gebrauch von *frischgrüene* in Pfeiffers Myst. I, 287, 31.

39) Renner Z. 22191 fg.

40) Gottfr. Z. 14427 fgg. = Sp. 362, 29 fgg.

41) Tac. Germ. 10. 42) Gesch. d. D. Litt. S. 12.

43) Altd. Wäld. I, 158.

älteren Grund und Vorgang, die Symbolik der Farben, zurückweist. *Noch ist ein blûmel*[44]) *mit siner togent, das alles laub und alle blûmen beschlüsset: das ist ein gesellschaftsblümel* (welche Blume jetzt?), *und das alle trûwe wîset*[45]). *wer die blûmen tragen will, der gesche, ob er ein getrûwer geselle*[46]) *wesen moge; und obe ime gûter gesellschaft verjehen*[47]) *wurde von einer werden frauwen, sô behalt er sîne geselschaft und sie behût: sô magk er isz woel mit eren tragen. aber ich forcht, das der geselschaft blümel gar dick entêret werden und nit nâch iren edelichen tugenden getragen. wie sal man ime thoene? der solle sich zeigen mit farben oder mit laube oder mit blûmen, sô sêhe man manches, das sich erzeiget blae und wârlich inwendig swarz und groe. darum ist sich darane zu kêren, was lieb gebûtet: das sal er tragen verswigen und doch mit freuden behûden mit allen êren.*

37 Wir haben einen langen, in allerlei Gebiete, nach den verschiedensten Seiten hin schweifenden Weg durchmessen, einen Weg, der uns fast überall zu vergangenen, uns fremden, ja befremdlichen Dingen geführt und uns nur weniges vor Augen gebracht hat, was ebenso noch in der Uebung unsrer Tage fort besteht: est dürfte jetzt, da wir an dessen Ende gelangt sind, nicht unzweckmässig sein, einen übersichtlichen Rückblick zu versuchen, indem noch einmal, aber ganz in Kürze und bloss registerartig angegeben wird, welche Bedeutungen unsere Vorzeit all den einzelnen Farben des Leibes, des Gewandes, der Blumen u. s. f. theils abgesehen, theils beigelegt hat. Solch einer Zusammenstellung wird auch beides, die beständige Gleichmässigkeit in der Auffassung der einen und den unstæten Wechsel, gelegentlich sogar die Widersprüche in Bezug auf andere Farben, noch viel augenfälliger machen, als bisher das möglich gewesen.

Weiss ist die Farbe der Furcht und der Furchtsamkeit und des Todes, aber auch der Unkeuschheit, die des Phlegmas und des Stumpfsinnes, aber auch der Weisheit, im Wechsel mit Roth die der Betrübniss und der Bewältigung der Freude wie

44) Bei Grimm *blume.* 45) Bei Grimm *weiset.*
46) Bei Grimm *gesellen.* 47) Bei Grimm *versehen.*

des Zornes, verbunden mit Roth und für sich allein die der Schönheit, an Haut und Haar die des Adels; die Farbe sodann der Luft, des Lichtes, des Tages, die Farbe Gottes und seines heiligen Geistes, der Engel, der Seligen, aller Güte und Reinheit und Heiligkeit, auch des Glaubens, der Hoffnung, des Glückes, der Ehre, des Rechtes und der Fürstengewalt; eine Farbe für Krieger, aber auch für Mönche und die Juden.

Schwarz die Farbe des melancholischen Temperaments, die der Hässlichkeit, mit Weiss und Roth verbunden aber auch der Schönheit, an Haut und Haar und Gewand die Farbe der Unfreien; ferner die der Erde, der Nacht, des Todes, des Teufels, der Unseligen, der Sünde und alles Bösen, des Unglückes und der Trauer, der Busse und auch der Gebote des Herrn; eine Farbe darum für Mönche, aber auch für Krieger.

Roth die Farbe des Feuers, der Hitze, des Blutes und des Blutzeugnisses, die des sanguinischen Temperaments, der Freude, der Liebe, des Zorns und der Zornmüthigkeit, der Scham und der Schamhaftigkeit, aber auch der Schamlosigkeit, der Unkeuschheit, der Sünde, verbunden mit Weiss die Farbe der Schönheit, dasselbe am Haar und ebenda die der Freiheit, aber auch der Falschheit und überhaupt des bösen Sinnes; eine Farbe des Kriegs und der Fürstengewalt, die der Rechtsgelehrten und in Aegypten die der Samariter. Auch der Purpur, die Farbe des Wassers, ist Fürstenfarbe, und zugleich eine Farbe der Trauer.

Gelb ist der Tod und ist der Choleriker, ist der Zorn, der Hass, der Neid, aber auch die Furcht und die Enthaltung; Gelb die Farbe des schönen Haares, der Buhlerinnen, der Juden und die der letzten Liebesgewährung.

Blau eine Farbe der Trauer und die der Herzenskälte, aber auch der Beständigkeit und Treue und der heiligen Bekenner und in Aegypten der Christen; eine Farbe der Unfreiheit.

Grün die Farbe des bösen Sinnes, des Neides, des Teufels, die Farbe des Wassers, die Farbe des Frühlings, die der Propheten und Apostel und Bekenner, der anfangenden Liebe, der Hoffnung und der Dauer in die Zukunft hinein.

Braun eine Farbe des Stumpfsinnes, aber auch der Weisheit und der Wohlgezogenheit, neben Weiss und Roth eine Farbe der Schönheit, die Farbe des Wittwerstandes und eine des Mönchthums.

Grau endlich als das abgeblasste Schwarz auch eine Farbe der Sündentrauer und der Busse, der Mönche, der Pilger, der Bauern und sonst des niederen Standes.

Man sieht, den grössten und mannigfaltigsten Reichthum sinnbildlicher Anwendungen haben Weiss und Schwarz und Roth. aber ganz einheitlich hat denselben nur das Schwarz entwickelt, diejenige Farbe, die zuletzt gar keine Farbe ist. sondern Farbenmangel.

Das Glücksrad und die Kugel des Glücks[1]).

(Aus Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum, Bd. 6, S. 134—149.)

Die bildende Kunst und die Dichtkunst der antiken Welt geben den Gottheiten des Geschickes, der Tyche, der Fortuna, der Nemesis, als Symbol ein Rad bei oder auch eine Kugel: in Bildwerken liegen diese neben den Füssen der Göttin, oder ihr unter den Füssen und sie schwebt darauf, oder die Kugel ihr auch auf dem Haupte, vergl. Otfr. Müllers Archäol. d. Kunst 398, 2 und Paulys Realencycl. d. Alterthumsw. 3, 511; Dichter und Redner, wie es scheint jedoch erst der späteren Zeit, fügen dazu noch die andere Vorstellung, dass Fortuna die Menschen auf ihr Rad setze und sie mit dessen Umschwung auf und nieder steigen lasse: anschaulich genug, aber doch von der bildenden Kunst aus Schönheitssinne verschmäht. Es sagt also, um jede der beiden Auffassungen mit einer Schriftstelle zu belegen, Tibull 1, 5, 70 *versatur celeri Fors levis orbe rotae* und Boethius de consol. phil. 2 pr. 2 *rotam volubili orbe versamus* (ich die Fortuna); *infima summis, summa infimis mutare gaudemus. ascende, si placet, sed ea lege uti ne, cum ludicri mei ratio poscet, descendere iniuriam putes.* Noch andere Stellen in Jac. Grimms Mythol. 825[2]).

[1]) Das Glücksrad und dessen Anwendung in der christlichen Kunst: Heider in den Mittheilungen zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale (Wien) 4, 113 fg. — Wieseler, commentatio de scala symbolo apud Græcos aliosque populos veteres: Index scholarum acad. Georg. Aug. sem. aest. 1863. — Das Glück ἐπὶ σφαίρας: Dio Chrysost. or. 63 (περὶ Τύχης I) § 7.]

2) [Cic. Pis. 10. Prop. II, 8. 8. Tac. Orat. 23. Ammian. XXVI, 8. Dem nachgebildet Plaut. Cistell. II, 1, 4 *versor in amoris rota.*]

Die Vorstellung von einem Rade des Glückes pflanzte sich aus der antiken Welt in die mittelalterliche fort; sie gehörte da in Kunst[1]) und Dichtung zu den beliebtesten: ihre Entlehnung aber aus einer fremden Vorzeit[2]) giebt sich besonders dadurch zu erkennen dass unsre Dichter hiebei nur selten den heimischen Eigennamen des Glückes, das Wort *sælde*, gebrauchen, gewöhnlicher das leblose Abstractum *glück*[3]), wo nicht gar das lateinische *Fortuna*[4]), und dass ihnen selbst nicht immer klar zu sein scheint ob sie das Rad von der Göttin rollend umgetrieben oder gar das Glück selber sich in Radform denken sollen: die auf und mit dem Rade schwebende Fortuna kommt jetzt nicht mehr vor. *Orbita Fortunae ducit utroque rotam* Reinard 1, 1494. *Daz stât an gelückes rade: eist als lîhte guot als schade* Freidank 110, 17. *Wolde glückes rat ûf mînen gwin sich schîben* Müller 3, XLIVb. *Sô vürhte ich daz gelückes rat noch vor dem rîche stille stê* Br. Wernher vdHag. MS. 2, 229b. *Solhiu stücke diu im gelückes rat dâ kunde walzen* Titurel 3918. *Innerhalp den landen kan uns gelücke rîden daz rat zuo beiden handen* 4767. *Alsô daz uns gelückes rat, ob got wil, loufet sumer und die winder* Lohengrin 119. *Als sich zuo unsem heile kêret ouch des glückes rat an einer anderen stat* Passional 32, 62. *Das glücksrad wirds wol scheiben dass es wird alles gut* Lied v. 1525, Schmeller Bair. Wb. 3, 307. Und das Glück selber rund genannt: *gelücke ist sinewel* Wolfr. Wilh. 246, 28. Heinr. Krone 129. *Sælde diu ist sinewel und walzet umbe als ein rat* üb.

---

1) Bild Michel Angelos: Fortuna, rittlings auf dem Rade sitzend, lässt aus der einen Hand Krone und Zepter und einen Lorbeerkranz fallen, aus der andern, wie es scheint, Dornen: Florentinischer Kupferstich von 1849.

2) Die Mühle die dem Könige Frodi Gold und Frieden mahlt (Mythol. XXXIX. 498. 827. 1227, vergl. die Kriegsmühle der Araber in Rückerts Hamasa 1, 5. 49) kann hier nicht in Betracht kommen, da man sich dieselbe noch ohne Rad muss getrieben denken. Ebenso wird die etwanige Annahme eines Rades der spinnenden Schicksalsgöttinnen dadurch unmöglich dass es Spinnräder erst seit dem 15. Jahrh. giebt; weshalb auch Bertha den breiten Fuss anderswoher haben muss als vom Treten des Spinnrades. [Der Platschfuss der einen Spinnerin (Norne): Märchen 14. Schwed. Märch. S. 215. 221; in dem Norw. Volksm. 1, 80 fgg. schicklich abweichend.]

3) *Sô glückes rat her umbe kom.* Kindh. Jesu 86, 16. *diu (gelücke) wildez welzen wunderlich:* Minnes. Hagen 2, 397b.

4) *Fortûnam ûf eim rade:* Krone 18085; 15827 fgg. *nuo sitzet eine ûf dem rade ân erben vrou Fortûne:* Krone 298.

Weib 242. *Der beider hôch gelücke was wunderlich gewalzet in ein sô krankez stücke* Titurel 1445. *Gelücke daz gêt wunderlichen an unt abe* Gottfr. vdH. MS. 2, 277b. Mit Hereinziehung derselben Sentenz des Publius Syrus die weiterhin auch Gottfried benutzt hat *(fortuna vitrea est: tum, cum splendet, frangitur: daz glesîn glücke* u. s. w. 278a) *das gelucke rade gelichet sich dem gelase: so du sunne aller luterlichest derdur schinet, so verspringet es aller schierest* Basler Hs. B IX. 15, Bl. 221e. Auf Marien übertragen: *du heiles und gelückes rat* vdH. MS. 2, 268a. Sprichwörtlich abgekürzt *waz danne? ez muoz nu walzen* Titurel 3658. Vergl. die jetzt noch übliche Redensart *das rädlein laufen lassen* d. h. es gehen lassen wie es geht, unbekümmert sein, Schmeller 3, 47[1]).

Mit besonderer Vorliebe aber ergriff man jenes Bild von den auf das Glücksrad gesetzten oder gestiegenen und mit ihm auf und ab geführten Menschen: das fiel mehr und abenteuerlicher in die Sinne, und war zudem durch den Vorgang eines allgelesenen Schriftstellers wie Boethius empfohlen (in Notkers Uebersetzung 42 f. 45 Graff). *Fortuna di ist sô getân: ir schîbe lâzet si umbe gân; si hilfit den armen sô si wile: den rîchen hât si ze spile; umbe loufet ir rat: dicke vellet der dâ vaste saz* Lamprechts Alex. 99b Massm. *Wê, gelückes rat! wenne sol*

---

1) *Glück ist senwel, als man do spricht:* Lied des 15. Jahrh. Fichard, Frankf. Arch. 3, 220. — *das walzend glück, sinwel und flück*: H. Sachs, Schmeller 4, 75. Noch Eyering S. 313: *das glück ist sinwel.* — *Zum dritten fürchtet er sich auch — für dem umlauffenden Glücksrad, und trauet demselben ganz und gar nichts. Dann er weis wol, wie es in der Welt gehe, bald unten, bald oben, bald wiederum unten:* Schuppius 1, 973. *Das glück ist rund, dem einen laufts ins Haus, dem andern draus:* 1, 59. Vergl. span. *venir rodado,* zufällig zur rechten Zeit kommen; franz. *roué* Glücksritter; ferner das *Glücksrad* bei Lotterien. — *Kumt an alsan, wer fechten kan; lats redlin gan!* Uhlands Volksl. 656. — Gott das Rad umwendend: Narrenschiff 56, 42 (vergl. das Bild zu Cap. 37. beschrieben unten S. 246);

nur seine (Gottes) *wundervolle Hand*
kann unser Glücksrad drehen. Schmolck Schmuck u. Asche 26. Münchner Hdschr. 15. Jahrh. liber de sortilegiis: Abbildungen des Glücksrades, das der Tod, ein Engel, die Liebe u. s. w. dreht, mit Auslegungen; je vier Personen der heiligen oder weltlichen Geschichte oder der Romandichtung, Thiere, Berge, u. s. f. geben Antwort auf die möglichen Würfelfälle: Massmann Heidelb. Jahrb. 1826. 1208 fg.

16*

ich mîne stat ûf dir vinden! Nith. Ben. 1, 5. *Gelückes rat hât in den pfat gelêret sô daz er sol hô dar ûfe sweben mit fröuden leben* vdHag. MS. 1, 29 [vgl. 1, 77a]. *Sie vuoren ûf gelückes rade* Flore 845. *Sie wâren hôhe gestigen ûf des gelückes rat: nû müezen sie von der stat aber nider rucken* 6148. *Lig ich under, er lig obe an der sælekeite rade* Heinr. Krone 60. *Er ist komen ûf gelückes rat: daz muoz im iemer stille stên* Georg 3a. *Nu slehet dir des glückes rat unde setzet dich enbor, alsô ez tete hier vor den milten Alexander* 24b. *Daz in Fortûna brâht zem hôhsten sitze ûf glückes rat. die lenge stuont im daz ungehalzet* Tit. 122. 123. *Enmitten ûf gelückes rade nu rîde dich diu sælde und nimmer dir gewalze* 2417. *Got werfe in von gelückes rat, der sich bôsheit understât* Kol. Cod. 74[1]). Ausführlicher und zu einem ganzen Spruch erweitert bei Reinmar von Zweter vdH. 2, 193b. 3, 691a.

Gelückes rat ist sinewel.
im loufet maneger nâch: doch ist ez vor im gar ze snel,
und lât sich doch erloufen willielich den ez betriegen wil.
swer stîget ûf gelückes rat,
der darf wol guoter sinne wier behalte glückes stat,
deiz under im iht wenk, wand ir daz rat hin ab im zücket vil.
die müezen danne sîgen mit unwerde,
wand si mit schanden ligent ûf der erde.
gelücke wenket unbesorget.
ez gît vil manegem ê der zît,
und nimt hin wider waz ez gît.
ez tœret den dem ez ze vil geborget[2]).

---

1) Ferner: Dietmar der Sezzer, Hagens Minnes. 2, 174b. Reinmar von Zweter, das. 217a. Meister Sigeher, das. 362b. Leutold von Seven 259, 5. Renner 195a. Boner 75, 46. Mich. Behaim von den Herren von Oesterreich: vdHagens Sammlung für Altd. Litt. u. Kunst 42. *swer ûf ez (daz gelücke) gerücke, der si ze rehter mâze geil:* Konr. v. Würzburg v. d. Hagens Minnes. 2, 332a. *auf gelückes rât saz er zehant — do saz er auf gelückes rat; da nach daz rât tet im mat. daz man eu, so des wirt zeit, wie er under dem rat geleit. — der kume saz auf gelückes rat, daz rat snig umb und tet im mat:* Weilburger Hdschr. der Kaiserchronik (bis auf Rudolf von Habsburg), Massmann Heidelb. Jahrb. 1826, 1208. H. Sachs *Das walzend glück:* Hopf 1, 120 fgg.

2) Die letzten vier Verse nach Gottfried von Strassburg: *ez wenket dâ man ez niht wol besorget. swen ez beswæren wil, dem git ez ê der zît, und nimt ouch wider ê der zît swaz ez gegît. ez tumbet den swem ez ze vil geborget* vdH. MS. 2, 277b.

Besonders noch hervorzuheben sind solche Stellen, welche die Anschauung entweder ausdrücklich als eine sprichwörtlich überlieferte bezeichnen: *tot si com oeis conteir de Fortune ke a son tor met l'un en bais, l'autre desor, puet ma dame de moi jueir* Altfr. Lieder S. 50. *Qui plus haut monte qu'il ne doit, de plus haut chiet qu'il ne voudroit: par maintes foiz l'ai oï dire* La roe de Fortune, Jongleurs et trouvères par Jubinal 177. *Ich hain vil ducke hôren sagen geluckes rait geit up ind neder; ein velt, der ander stîgit weder* Hagens Reimchr. v. Köln 1769; oder ein Beweis der Sprichwörtlichkeit dadurch sind, dass sie ohne die Fortuna, ja selbst ohne das Rad zu nennen doch auf jene Anschauung sich beziehen, dieselbe mithin als allen bekannt voraussetzen. *Tost monte uns hom comme amiraus, et tost rechiet comme orinaus; tost a changie cire por siu; com plus fui en la roe haus, et j'oi fet toz mes enviaus, lors me covint pardre le giu* Jehan Bodel bei Barbazan u. Méon, contes 1, 139. [franz. *être au haut et au bas de la roue*]. *Sô stige ich ûf und ninder abe* Parz. 9, 22. Weitere Belege in Grimms Mythol. 826.

Es blieb jedoch das Glücksrad nicht so innerhalb der poetischen Sprache als blosser Redeschmuck und Tropus stehn: es trat auch, und zwar eben dieses von Menschen erklommene und die Menschen wiederum abwerfende, in die lebendige Sage über: vergl. die Erzählung von den zwölf Landsknechten, welche der Teufel unter der Vorspiegelung, sie würden dann weissagen und Schätze graben lernen, auf ein Glücksrad lockt und sie damit umdreht zwölf Stunden lang zwischen Wasser und Feuer, bis er einen der Zahl durch die Flammen mit sich führt (Sagen der Br. Grimm 1, 286f.) und die andre damit eng verwandte von den zwölf Johansen die auf einer Glücksscheibe durch die Lande fahren und alles erkunden was in der ganzen Welt geschieht[1]), von denen aber auch der Teufel alljährlich einen hinunterfallen lässt (ebenda 437)[2]); es trat in die sinnlich anschauliche Dar-

1) Die Sage bezeichnet sie als deutsche Schüler, die jedoch im Dienst eines fränkischen d. h. wohl eines Königs von Frankreich, stehn. Vergl. Ackermann v. Böheim Cap. 18 *da du zu Paris auf das glücksrad sassest, auf den händen tanztest, in der schwarzen kunst lerntest und banntest die teufel in ein seltsam glas.*

2) Vergl. Froschmäuseler 1, 2, 18 (Ausg. v. 1618 Bl. O8a).

stellung auf der Bühne[1]): vergl. das altfr. Adamsspiel (Théatre français au moyen âge par Monmerqué et Michel 82. 83), wo mit einer dem Mittelalter sonst ungeläufigen Auffassung Fortuna *(chele que le roe tient)* blind genannt wird, stumm taub und geblendet *(muiete sourde et avulée);* es trat endlich, häufiger noch und schon früher und fort bis über das Mittelalter, auch in die bildende Kunst ein[2]).

Tafelgemälde dieser Art kenne ich selber nicht, wohl aber durch freundliche Mittheilung solch eine Mosaik im Dome von Siena [Didron Ann. Archéol. 16, 338]; häufiger sind die Zeichnungen in Handschriften[3]) und Holzschnitte in altgedruckten Büchern. So aus dem zwölften Jahrh. im Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg, wo auf dem Blatte, welches in allerhand Bildern die Vanitas vanitatum veranschaulicht, auch Fortuna erscheint mit ihrem Rade, das Könige auf und ab wälzt, sitzen und stürzen lässt; dazu lateinische Verse (Engelhardt 44. 160). Eben eine solche Darstellung aus dem vierzehnten in der Berliner Tristanhandschrift; ein Holzschnitt des fünfzehnten zeigt mit der Unterschrift *Rota uite que fortuna uocatur* das Rad umgeben von den sechs Lebensaltern, dem Kind in der Wiege und so fort bis zum Sarge (Aufsess, Anz. 1, 253)[4]). Schon hier ist das Recht einer freien Weiterbildung geübt: noch freiere und zwar satirische, wenn ein Holzschnitt im Narrenschiff Seb. Brants (Basler Ausg. 1495. f vj rw. und i iiij rw. Vergl. den Text dazu in Strobels Ausg. 143 f.) an dem Rade, das eine aus den Wolken reichende Hand umtreibt, Menschen mit Eselsköpfen auf und nieder steigen lässt, und in den Zeichnungen, die dem Schlussabschnitte des Renart le nouvel beigegeben sind (die Hss.

1) Kellers Fastnachtsspiele 1, 175 fgg. Char de la fortune bei dem Umzuge des Gayant zu Douai: des Essarts 386 fgg.

2) Heider in den Mittheilg. zur Erforschung u. Erhaltung der Baudenkmale 4, 113 fgg. Deutsches Kunstblatt 1850 S. 85. Wandgemälde: Meisterlieder der Kolmarer Handschr. CXXXI.

3) Bild in einer Handschrift Konrads von Scheiern (gegen 1241): Oberbair. Archiv 2, 167 fg.; des Augustin de civ. dei zu Amiens: Didron Ann. archéol. 1, 433 fg. (14. Jahrh.).

4) Die späterhin und jetzt noch übliche Darstellung, nach welcher die Lebensalter pyramidalisch auf- und abgestuft sind, mag erst eine Abänderung jener älteren kreisförmigen sein. [Vergl. die Treppe des Pittacus bei Aelian V. H. 2, 29.]

sämmtlich noch vom Ende des 13. Jahrh.) hoch oben auf dem Rade Meister Reinhard thront und ihm zu den Seiten der Hochmuth und der Trug (Le roman du Renart par Méon 1, X; der Text dazu 4, 459—461).

Namentlich aber wusten die Baumeister das Glücksrad gut zu bildhauerischem Schmucke zu verwenden und brauchten es öfter als Einfassung der runden Giebelfenster über den Portalen ihrer Kirchen. So hier in Basel an dem älteren, noch romanischen Theile des Münsters: das Rad ist sechzehnspeichig; in dem mittleren Kreise, welcher die Nabe bezeichnet, steht jetzt unser Baselstab: ursprünglich wird ihn etwas anderes ausgefüllt haben; der äussere Reif trägt zehn Figuren, links vier emporklimmende, zu oberst sitzend und gekrönt einen König, rechts wiederum vier fallende, unten endlich einen ganz erlegnen[1]). Ein ebenso angebrachtes Rad an der Cathedrale von Chartres, dessen Fertigung man gleichfalls in das 12. Jahrh. setzt, vertauscht bedeutungsvoll die irdischen und irdisch gesinnten Menschen gegen Christum und seine Heiligen: jener steht über der Nabe als dem unbeweglich festen Mittelpunkte; diese, gleichfalls noch innerhalb des Kranzes, stehn oder ruhen ihm zur Seite und zu Füssen (Histoire de Dieu par Didron 119). Ein dem ähnliches Bild der Verklärung Christi hat die Bronzethür von S. Paul in Rom, welche noch älter schon aus dem elften Jahrhundert herrührt (d'Agincourt, Scult. tav. 13. 14).

Den Anstoss zu diesen und dergleichen Darstellungen hatte die Sprache der Dichter und nicht etwa der Vorgang antiker Bildnerei gegeben: natürlich blieb die Rückwirkung auf die Poesie nicht aus: es klingt wie die Beschreibung eines jener Kirchenfenster oder sonstiger Bilder, wenn wiederholendlich nun

1) Das Aussehen der Figuren erlaubt es nicht auch hier etwa an die Lebensalter zu denken: die Zahl würde sehr wohl dazu stimmen. Solon 14 unterscheidet ihrer zehn von je sieben Jahren, und die siebenjährigen Perioden sind auch in Deutschland älter und echter als die zehnjährigen. — [Fensterrose zu St. Stephan in Beauvais, 11—12. Jahrh.: Didron, Ann. archéol. 1, 423. — Rundes Fenster über dem Portal von St. Zeno in Verona „stellt ein Glücksrad vor, an dessen Umkreise sechs Menschen auf- und absteigen. Eine halb gereimte Inschrift nennt mit grossem Lobe einen Briolotus als Meister desselben“: v. d. Hagens Briefe in die Heimat 2, 67.]

auch von Dichtern die am Glücksrad schwebenden Personen in bestimmterer anschaulicherer Weise gezählt und vertheilt werden. Solche Stellen sind bei Meister Sigeher *Gelückes rat daz treit vier man: der eine stîget ûf, der under stîget abe, der dritte ist obe, der vierde ist under* vdH. MS. 2, 362b. Bei Johans von Rinkenberg *Gelückes rat niht stille stât: vrou Sælde diu ez trîbet daz erzeiget hât an vieren die dâ wonent bî daz ez wol umbe loufet zaller stunt. dem êrsten gât ûf an dem guot, der ander der hât vollen schrîn und rîchen muot, dem dritten swînt sin rîcheit abe, dem vierden ganz armuot ist worden kunt* MS. 2, 340 f. Im Renner 195a *Gelücke daz ist sinewel und blîbet niht an einer stat: des tringet mangen man sin rat. einr stîgt: den wil ez machen rîchen; der nider sigt, dem wilz entwîchen; jener sitzet: wer künd im gelîchen? dirr muoz in d'aschen jæmerlîchen*[1]. *ditz rat betringet uns alsus: wan ez ist wilder danne ein fus. wart ich sîn hie, sô ist ez dort; hiur vinde ich niht dâ vert lac hort. ez goukelt mit uns allen: die nu vil hô hie schallen, swenn ez beginnet vallen, der honic wirt ze gallen.* Lorenz von Medici in einem Sonetto semiletterato (Crescimbeni, L'istoria della volgar poesia 1, 364. Ven. 1731) knüpft seine Schilderung ausdrücklich an ein vorliegendes Bild:

Amico, mira ben questa figura,
et in arcano mentis reponatur,
ut magnus inde fructus extrahatur
considerando ben la sua natura.

amico, questa è ruota di ventura,
que in eodem statu non firmatur,
sed casibus aversis variatur,
e qual abbassa e qual pone in altura.

mira che l'uno in cima è gia montato,
et alter est expositus ruine,
e'l terzo è in fondo d'ogni ben privato:

quartus ascendit iam, nec quisque sine
ragion di quel che oprando ha meritato
secundum legis ordinem divine.

---

1) Als *aschman* (Hartm. Greg. 2866) und wie der *Eschengrüdel* oder *Aschenpössel* oder *Aschenbrödel* des Märchens (Br. Grimm 3, 38 f.)? Vergl. jedoch 218a *sô sprichet got 'widr in die aschen von der ir alle sît bekomen, rich und arm, bœse mit den fromen!'*

Namentlich aber kommt hier Konrad von Würzburg in Betracht. Er hatte in Basel, wo er lebte, an der Kirche wo er sich sein Begräbniss erlesen[1]), täglich solch ein Bild vor Augen: da wird es kaum ein Zufall sein, dass er häufiger als irgend ein anderer Dichter, wenn man nur den des jüngeren Titurel ausnimmt, vom Glücksrade spricht, bloss in dem gedruckten Theile des Trojanerkriegs nicht weniger als viermal. *Jâ walzet ir* (der Sælde) *gelückes rat vil stæteclîch ûf unde nider; her unde hin, dan unde wider loufet ez* 2349. *Im dienet des gelückes rat, daz im nâch êren umbe lief* 7229. *Daz im der sælekeite rat mit willen umbe lief* 9471. *swer hiute sitzet ûfme rade, der sitzet morgen drunder* 18395; dann auch in seinem ersten Leiche *hilf uns von dem wâge unreine klebender sünden zuome stade, daz uns iht ir agetsteine ziehen von gelückes rade* vdH. MS. 2, 311. Eben so scheint ein Abschnitt des Wigalois, in welchem gar ein goldenes Glücksrad beschrieben wird, auf den wirklich vorhergegangenen Anblick eines mechanischen Kunstwerkes hinzudeuten, mag auch der Dichter seiner Art gemäss das Gesehene romanhaft überbieten; die Stelle lautet 1036 ff. *ûf des küneges veste was daz aller beste werc, von rôtem golde gegozzen als der wolde, ein rat enmitten ûf dem sal; daz gie ûf und ze tal. dâ wâren bilde gegozzen an, ieglîchez geschaffen als ein man: hie sigen die mit dem rade nider, sô stigen die andern ûf wider: sus gie ez umbe an der stat. daz was des gelückes rat. ez hete ein pfaffe gemeistert dar. von rôtem golde was es gar. ez bezeichent daz dem wirte nie an deheinem dinge missegie: wan daz gelücke volgte im ie:* also in dankbarer Zuversicht auf den Bestand des Glückes, der ihm selbst geworden, hatte er den sonstigen Unbestand künstlerisch darstellen lassen. Die reichste aber und anschaulichst belebte, die ausführlichste Ausführung des Bildes findet sich in einer von 1444 bis 1450 verfassten Schrift Felix Hemmerlins von Zürich, seinem Dialogus de nobilitate et rusticitate Cap. 21. Wer sich begnügend mit dem was ihm beschie-

1) Vergl. die Stelle des Liber vitae eccl. Basil. in Hahns Vorrede zu Otte m. d. Barte 10. Da dieser Liber vitae ein Jahrzeitenbuch des Münsters ist, so kann das *latus b. Mariae Magdalenae*, in welchem Konrad begraben sei, nicht nach der Auslegung Mones die Abseite des Marien-Magdalenenklosters, sondern nur die Seitencapelle des Münsters meinen, die jener Heiligen geweiht war.

den in der festen Mitte des Rades stehen bleibe, der stehe selbst auch fest; wer jedoch darüber hinaus auf die Speichen und nach dem Umkreis strebe, der werde, je weiter er gelange, desto heftiger von dem schwingenden Rad mit umgeschwungen, stehe bald oben auf der Höhe alles Stolzes, liege bald unten im Abgrund alles Elends. Es wird das an Beispielen nachgewiesen aus der Zeitgeschichte des Adels umher und der Stadt Basel; ausserdem sucht sich der Sprechende seinem Zuhörer durch eine Zeichnung noch verständlicher zu machen: der alte Druck Bl. 67 vw. giebt sie in roher Nachbildung wieder. Da aber jenes Streben und Steigen und Stürzen immer nur durch göttliches Verhängnis geschehe und nicht durch blinden Zufall (vergl. oben Lorenzo di Medici), so nennt Hemmerlin dies sein Rad nicht wie die andern *rota fortunae*, sondern *rota fatalis;* auch thut er sich nach biblischer Begründung des ganzen Bildes um und citiert zu dem Behuf eine Reihe von Psalmisten- und Prophetenstellen, wo gleichfalls in bedeutsamer Weise von Rädern gesprochen wird.

Also das Rad ein Sinnbild des Glückes und gewiss schon für sich ein durch Natürlichkeit bestens zutreffendes. Aber damit begnügte sich das in symbolischen Combinationen unerschöpfliche Mittelalter nicht. Man brachte, da ja das Glück die Welt regiert, das Rad des Glückes auch noch in Bezug auf den Kreislauf und die Wechsel in dem grossen überirdischen Weltall[1]); und wie man sonst schon gewohnt war die Wandelbarkeit des Glückes mit den Mondphasen[2]) zu vergleichen (*eiâ glücke, eiâ heil, nu hâst du mir daz swarze teil allenthalben zuo gekart;*

1) *Dâ — der himel umbe gât alse umbe die ahssen daz rat:* Lampr. Alex. 5495. *Ein zirkel heizt zôdîacus: derst als ein rat gemâlet; der selbe niht entwâlet, er ziuhet umbe dez himelrat und bringet wider an ir stat die sunnen zuo des jâres zil* Georg 35b. *Und gêt der selbe himel ze allen ziten umbe sam ein rat. — dô unser herre daz firmament geschuof, dô hiez er daz ez umbe liefe als ein schîbe,* und zwar (nach schon antiker Vorstellung) von Osten nach Westen, während die Planeten um seinen Umschwung in etwas aufzuhalten von Westen nach Osten streben: Berthold 287, vergl. altd. Leseb. 770.

2) Deutung der sieben Wechsel der Mondscheibe auf die zu- und abnehmende Lebenskraft des Menschen: Diemer 1, 341 fgg. *Des Glücks Gewalt wie Monds Gestalt sich ändern thut: drum habs in Hut:* Hoffmanns Spenden 1. 15.

mir sint die wîzen wege verspart dâ ich wîlen ane gienc. — mich blendet finsternisse: die trüeben zît ich meine. nu bin ich leider eine: dô ich hete der sælden schîn, dô was al diu werlt mîn Herbort 177a), ja als abhängig davon zu betrachten (Schmeller 4, 22. Grimms Mythol. 671 ff.), so nun auch das Glücksrad dem Rade des Mondes[1]): *sô sprichet ein meister denne den ich wol erkenne 'est rota fortunae variabilis ut rota lunae: crescit, decrescit, in eodem sistere nescit' diz sprichet 'glücke ist sinewel, ez ist ze wenkenne snel; ist ez ieze in der hant, ez ist balde in ein ander lant* der Minne Lehre 1989 ff. Aus solcher Zusammenstellung des Glücks und des Mondenlaufes erklärt sich wie das Wort *lûne,* das erstlich seinem Ursprunge gemäss den Mond (Georg 4844, vergl. 5226), dann die Mondphasen (Berthold 302; ahd. *niuuilûne neomenia* Graffs Sprachsch. 2, 222; *in des brâchmôndes lûne* Frisch 1, 628a. aus Jeroschin), sodann jegliche Constellation bezeichnet (Strickers Karl 77a. Georg 2118. 4337), wie dieses Wort nun mit dem Namen des Glücks geradezu in éinen Ausdruck verbunden, wie es sogar für sich allein im Sinne von Glück konnte gesetzt werden: *der Sælden lûne* Tit. 1008. 2494. 4150 f. 5773; *diu sælderîch Fortûne und ir gelückes lûne hât an im gewelzet* Martina 218b; *diu lûne diu in der sælekeit beriet und in von dem meile schiet* Heinrich Krone 7; Laune des Glückes, diese Redensart mochte der Anlass sein zuletzt auch die wechselnden Gemüthsstimmungen des Menschen *laune* zu nennen, wie das bereits Walther (35, 12) und Frauenlob gethan (Ettmüllers Ausg. Leich 1, 10, 24. Spruch 213, 3) und mit einer im Reim begründeten Ueberhäufung der Verfasser des jüngeren Titurel 681. 2373. 3558. 5063. 5739 u. a.[2]). In eben

1) Sonne und Mond als Räder gedacht und dargestellt: Mythol. 586 ff. 664; *daz rat der liehten sunnen* Tit. 2993. Beide bestimmen den Jahreslauf, und das Jahr mit seinem regelmässig wiederkehrenden Wechsel von Monaten und Zeiten erscheint selbst auch als ein Ring (Mythol. 716): deshalb wird das Rad mit den zwei Bildern, das man in Baiern am Pfingstmontag umträgt und das sich drehen lässt (Schm. 1, 320) wohl das Jahr mit Sommer und Winter bedeuten sollen.

2) *Homo sanctus in sapienta manet sicut sol: nam stultus sicut luna mutatur:* Ecclesiast. 27, 12. *For thy complexion shifts to strange effects, after the moon:* Shakesp. Meas. for meas. 3, 1. *Wetterleunisch:* Simpl. 1. 295 (1, 294 Kurz), *monatwendisch:* Sittew. 550; *ein neu-süchtiger Monats-*

dieser Zusammenstellung des Glücks mit dem Monde liegt auch der Grund, aus welchem das Glücksrad in der wirklichen Ausführung wie in der Beschreibung der Dichter mit vier Personen pflegt besetzt zu sein: es entspricht diese Zahl um so unzweifelhafter den vier Mondsvierteln, als es nach eigentlicher Meinung nicht vier verschiedene Menschen sein sollten, sondern ein und derselbe Mensch bloss im fortschreitenden Wechsel verschiedener Zustände: die Kunst jedoch mit alterthümlicher Naivetät zeichnete den einen wirklich viermal hin[1]), und die Dichter sahen dann nur und brachten in Worte was der Augenschein gab. Den Beweis hierfür giebt der Hortus deliciarum. Das Glücksrad ist da ganz in gewohnter Weise gemalt: rechts und links, oben und unten schweben vier Männer an ihm, und zwar Könige: die beigesetzte Erklärung aber lautet so:

Vox illius qui in rota sedet, qui modo ad alta vehitur, modo in ima devolvitur.

Glorior elatus, descendo minorificatus,
infimus axe premor, rursus ad alta vehor.
quid sibi pauper homo promittit tempore longo?
incertus certum quid sibi mundus habet?
labilis ut ventus sic transit laeta iuventus,
omnia mors tollit, omnia morte cadunt.

Und nicht allein an den Mond, an die Erde selbst auch durfte man bei dem Glücksrad denken, da auch sie dem altherkömmlichen und natürlichen Begriffe für kreisförmig galt, auch dem Mittelalter noch für eine Scheibe festen Landes, rings umflossen vom Ocean[2]). Daher die deutschen Benennungen, des Continents *midjungards* u. s. f., des Oceans *wendilmeri* (Mythol. 754.

---

narr: das. 529; *und verändern sich eure Narrenkittel täglich mit dem Mondschein:* Abr. a S. Clara 1, 144. *Auff den unbeständigen Volvulum:*

deinem Hertzen und dem Monden, Volvulus, dient gar kein Kleid;
Beides, bleibt nie wie es ware, wandelt sich zu aller Zeit:

Logau andres Tausend Zugabe No. 121.

1) Carm. Bur. 1: ein achtspeichiges Rad, ein König mitten inne, aussen vier Männer *(regnabo regno regnavi sum sine regno);* dazu das Gedicht *o fortuna, velut luna statu variabilis* u. s. f.

2) Die von Pertz (Berl. Acad. 1845) herausgegebene fränkische Kosmographie d. 7. Jahrh. führt den alten Titel *de universi mundi rota* oder kürzer *de rota mundi.*

Sprachsch. 1, 764. 2, 819). Sie war nur der mittelste Kreis vieler andern, die um sie her sich lagerten: eine Freske des 14. Jahrh. im Campo Santo zu Pisa (Didron, Histoire de Dieu 5, 98) zeigt Gott eine grosse Scheibe vor sich haltend, in deren Mitte das Festland ist, und darum her in immer weiter geschlagenen Kreisen der Ocean, die Sonne, der Mond, die Sterne, der Zodiacus, die neun Engelchöre. Von diesem Erdring aber oder Weltring, wie man gleichfalls sagte (Mythol. 754), und von der kreisenden Sonnen- und Sternenwelt[1]) übertrug sich der Begriff der Radform und der Radbewegung einfach auch auf die Welt im geistlichen Verstand des Wortes. Ottfried sagt 3, 7, 17 *uuio sih zérbit joh thisu uuórolt uuerbit,* und der sanctgallische Uebersetzer des Boethius konnte das Rad das Ixion stäts vergeblich zu Berge treibt (er vermengt Ixion und Sisyphus) auf sie ausdeuten, *táz ist exemplum déro díe mit tero uuérlte ringent, tíu io ze tále gât únde íro sectatores mite fûoret* Graff 170; so wird auch auf jenen Bildern die Christum in das Rad stellen, damit eher die Welt gemeint sein. Rad der Welt und Rad des Glückes, eigentlich ist aber nur der Ausdruck verschieden, die Sache jedoch beidemal dieselbe: wirklich fasst auch Seb. Brant jenes Rad des Ixion als Glücksrad auf: *har by mercken, ir gwaltigen all! ir sitzen zwor in glückes fall: sindt witzig und trachtend das end, das gott das radt üch nit umb wend. — Ixion blibt syn rad nit stan: dann es loufft umb von winden klein* Narrensch. 171. 172. Der König im Hortus deliciarum spricht um das Bild des Glücksrades zu erklären *incertus certum quid sibi mundus habet?* und Johannes von Rinkenberg fährt nach der Schilderung desselben erklärend fort *hie bî ist uns bezeichenlích der welte manicvalt und grôz unstæte* vdH. 1, 341 a.

Indess schon im Mittelalter dachte man sich die Erde nicht immer nur in Gestalt eines Kreises: seit dem zwölften Jahrhundert gelangte, trotz den Einreden heiliger Kirchenväter, die aus dem griechisch-römischen Alterthum überkommene Erkenntniss, dass die Erde *kugeleht* sei, unter den Gelehrten wenigstens zu stäts allgemeinerer Geltung: wir finden sie[2]) im Lucidarius, dann

1) Froschmäus. 1, 2, 18 (Ausg. v. 1618 O8 b.); *daz was ie der werlde stæte, daz der himel umb die erde dræte:* Welsch. Gast 2. 4.

2) *bal* ein Bild der *scîbligen erde:* Alex. Diemer 1, 214, 19. 23. Massmann 1535 fgg.; *disen irdisken gibel* (polus) Wernh. Mar. 156, 40. — Welt

wieder in einer Predigt Br. Bertholds, dann in der Meinauer Naturlehre ausgesprochen, am letzteren Orte fast wörtlich mit eben solchen Beweisgründen als noch jetzt dabei gäng und gäbe sind (die altd. Hss. d. Basler Bibl. S. 20. Altd. Leseb. 767 f.). Hiedurch nun ward den Dichtern die Aneignung auch des anderen Sinnbildes empfohlen, das die antike Kunst der Glücksgöttin beigiebt, der Kugel, obschon ihnen dieses nie so geläufig geworden ist als das Rad. Denn auch die Kenntniss von der Kugelgestalt der Erde war ihnen, den meist Ungelehrten, lange nicht so geläufig als die alterthümlichere Meinung des Volkes, dass die Erde ein Flachrund sei; zudem war die Kugel des Glückes nicht in gleich malerischer und abenteuerlicher Weise mit klimmenden und stürzenden Menschen zu besetzen, und so nahm sich ihrer Darstellung auch die bildende Kunst nicht an: ein bedeutender Antrieb weniger für die Dichtkunst.

Es nennen aber die Dichter diese Kugel des Glückes entweder einen Ball: *gelücke ist rehte als ein bal: swer stîget der sol vürhten val* Freidank 114, 27; *gelückes balle*[1]) *und ouch daz reht het inz gewelzet bazzer* Tit. 2368; oder aber, und dies häufiger, eine Scheibe: *Fortuna di ist sô getân: ir schîbe lâzet si umbe gân* Lampr. Alex. 99b; *die heten sich gelâzen zuo tôde und zuo lîbe, dar nâch daz diu schîbe des glückes loufet unde gêt und überrert und entstêt nach glücke und nâch heile* Herbort 150b. *ich wil der Sælden schîben vil williclîchen trîben, sît si mir sô gerne gât* Amis 2053; *mir gêt der Sælden schîbe* Engelh. 4400; *sînes gelückes schîbe gie im allez entwerhes* Martina 218ab; *dô unser schîbe ensamt gie* Warnung 3048; *swie krumbe sô mîn schîbe gê* Gottfr. Trist. 14474; *dem sîn schîbe als eben gie* Neidh. 5, 5; *daz ze wunsche gêt sô wol mîn schîbe* 19, 7; *dem gêt wol sîn schîbe enzelt slehtes unde krumbes* 21, 7:

---

wie ein *Ei:* die altdeutschen Handschr. der Basler Univers.-Bibliothek S. 20. Abraham a S. Clara 10, 28.

1) Im Reime auf *valle,* also ein schwaches masc. wie Lanz. 210. 8105 (vergl. 8125), wie mundartlich noch jetzt, und wie auch in der Schriftsprache *waarenballen;* mit letzterer Bedeutung schon im mhd.: *des ein künegin bedarf, manegen ballen man da warf in den kiel* Ulr. v. d. Thürlein Wilh. 62b. Vergl. Graffs Sprachsch. 3, 93 und Hahn zum Lanz. S. 224. [Grimm Wörterb. 1, 1090]. — *gelücke daz ist sinwel dicke alsam ein bal:* Gudr. 2596 (649, 2).

swie sô mir mîn schîbe ze wunsche niht enloufe 39, 3; *trîp dîne schîben sô si gât* der Minne Lehre 2012; *ir schîbe lief gar ebene* Elisab. Diut. 1, 347; *sô solt er die schîben allez für sich trîben, die wîl si gieng sô eben* Ottoc. 454a; *guot state er des het, ob er wolte trîben, di wîl sie gie, die schîben* 527a; *die Unger haben bewæret ein altez sprichwort an in: daz gêt ûf den sin: die wîl daz dinc alsô stêt daz diu schîbe eben gêt, sô sol man si niht stên lân* 686a. Und mit derselben Uebertragung vom Glück auf den Lauf der Welt wie dort beim Rade *schôn du mîn, sô schôn ich dîn, sît wir beide schuldic sîn: ditz ist der werlde schîbe* Renner 91b. Denn *schîbe* gilt im Alt- und Mittelhochdeutschen wie noch jetzt in Mundarten für den Begriff der Kugel und den des Cylinders, gleich den adj. *sinewel* und *runt*[1]): ja es scheint häufiger eine Kugel als eine Scheibe im jetzigen Sinn des Wortes bezeichnet zu haben, während diese bei genauerer Bezeichnung eine Radscheibe hiess, vergl. Schmeller 3, 309[2]). Nur einmal, in einer Stelle von Gottfrieds Tristan, ist mit dem Wort *schîbe* unzweifelhaft auch eine Radscheibe, ein Rad des Glückes gemeint: *diu schîbe diu sîn êre truoc, die Môrolt frîliche sluoc in den bîlanden allen, diu was dô nider gevallen* 7165; sonst jedoch wo von *der Sælden schîbe* und namentlich da, wo bloss von einer *schîbe* ohne Nennung des Glückes die Rede ist (und letzterer Stellen ist die Mehrzahl) wird man es mit *kugel* übersetzen müssen, indem hier meist und ganz deutlich noch eine Nebenbeziehung hinzukommt, ja den Gedanken an Fortuna und die Welt vielleicht noch überwiegt, eine Beziehung nämlich auf ein beliebtes Gesellschaftsspiel, wobei man Scheiben d. h. Kugeln nach einem Ziele laufen liess; auch im verbalen Ausdruck ward das *schîben* genannt[3]), eben wie man noch jetzt

1) Selbst *ring* ist gelegentlich so viel als Kugel: Marc. Cap. 44. Gr. wird *sphæra* damit übersetzt; *ringel* Paternosterkügelchen Schmeller 3. 109. Bulla sperula aurea i. *rinch* Haupt 3, 469a.

2) [*Rat* und *schîbe* gleichbedeutend: Konr. Pantal. 1536 fgg. Parz. 566, 16. *schîve* Wagenrad Wernher v. Niderrh. 50 fgg.; *unde sich des glückes rat unde ir sælden schîben alsô liezen trîben:* vdHagens Grundriss 328. *Glückes rat, wie nu dîn schîbe mir ze sælden umbe rent:* v. d. Hagen Minnes. 3, 442.; vergl. auch das. 1, 78a. 5 mit 77a, 15. — Der Mond eine *scîbe* genannt: Diemer, 1, 342, 9 fgg.; ein *pal* 343, 10.]

3) *Schiben* Renner 79a. 120b. 132b. 133a. Altd. Wälder 2, 57, 232. *schiber* Renner 14b. — *twing in ein wandelsrleke, sô râme er zuo der*

in Baiern auf die Kegel *scheibt:* Schmeller 3, 307. Das Hauptsächlichste unter den alten Zeugnissen findet sich im Renner 132b; auf das Kegelspiel lässt es sich nicht ausdeuten.

noch ist ein ander affenheit
diu schaden bringet unde leit,
und ist doch leider manic man
der wênic daz bedenken kan.
sô zwêne schibent zeinem zil,
louft die kugel iht ze vil,
sô wil einer ûf haben den wint
und neigt sich nider als ein kint
und denet den mantel vaste nider.
dar nâch schibt der ander hin wider,
und ist der kugeln iht vil ze gâch,
sô louft er balde hinden nâch
und schrîet 'louf, kugel, vrouwe!
zouw dîn, liebiu frou, nu zouwe!'
siht man die kugeln glîche ligen
gên dem zil, sô wirt genigen,
weiz got, vil michels tiefer dar
dan dâ man gotes selp nimt war.
si streckent sich nidr ûf den lîp
zer erden als ein altez wîp
die lange würme bîzent;
si krîstent unde krîzent,
si mezzent unde mezzent,
biz daz si gar vergezzent
daz si witzig liute sint:
si ligent hie reht als diu kint
diu grüeblîn grabent an der strâzen,
wie mac ein wîser man gelâzen,
er müeze lachen swenn er daz siht?
nu hœrt waz mêre dâ geschiht.
sô si geloufent hin unt her,
sô machent si den biutel lær
und gewinnent dar zuo müediu bein:
sold man taglôn geben in zwein,
in würden die zwên schilling sûr.
des sprichet manic vilzgebûr
sîm wîb dâ heim vil bœsiu wort,
der die kugeln heizet frouwen dort.

---

tugende zweke: trifet er daz zil mit der sinne kugelspil, sô brichet sîner schande klobe: Konrad v. Würzburg. v. d. Hag. Minnes. 2. 326a. — *hurnussen mit einer Scheibe:* Jer. Gotthelf Uli d. Knecht 43.

Ein Spiel also bei dem viel darauf ankam ob die Kugel *ebene* und *slehtes* oder *krumbe* und *entwerhes* gieng, ob sie *übervuor* oder *entstuont*, das mit eben solcher Leidenschaft um Gewinn und Verlust getrieben ward wie das Schachspiel, und deshalb ebenso wie dieses (vergl. meine Abhandlung über das Schachspiel in den Beiträgen aus den Bibl. d. Aargaus 1, 38 f. 44 f.[1])) geeignet war bildliche Ausdrücke für Glück und Unglück der Menschen herzugeben. Dasselbe oder ein dem ähnliches spielte man auf der Eisbahn, und dieses Eisscheiben (Eisschiessen Schmeller 1, 120) ist denn auch zu Vergleichungen gebraucht worden, welche dicht neben der mit dem Glücke und seiner Flüchtigkeit und Betrüglichkeit liegen, zu Vergleichungen mit der Untreue in Freundschaft und in Liebe: s. die Anm. zu Simrocks Walther 2, 171.

1) Oben S. 119 fg. 125 fg.

Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.

(XXXVI. Neujahrsblatt für Basels Jugend, herausgegeben von der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen. 1858. Alle Anmerkungen fehlen in diesem Drucke).

Aus dem vorigen Neujahrsblatt, meine lieben jungen Leser, habt ihr lernen können, welch eine durchgreifende Aenderung der ganze politische Zustand des Deutschen Reichs unter seinem grossen Könige Rudolf von Habsburg und zum Theil durch eben diesen selbst erfahren hat: der König war fortan nicht mehr so wie früherhin der Herr von Allen und in Allem; die Fürsten, einst seine Unterthanen und Lehensträger, waren beinah zur Unabhängigkeit und ihnen gegenüber waren auch die Städte des Reichs und der Bischöfe, wie z. B. unser Basel, zu einer stäts anwachsenden Selbständigkeit gelangt. Noch aber lag zwischen der Fürstenmacht und dem Bürgerthum ein Drittes mitten inne: es war diess der Adel. So lange noch der König in seinem Reich mehr bedeutete, bedeuteten auch die vielen nur ihm gehorchenden kleineren Herren mehr, und gelegentlich konnte sich jeder von ihnen bis zu der höchsten Fürstenwürde emporschwingen: jetzt aber, wo die Fürsten ihren Besitz an Land und Leuten für immer befestigt hatten und noch beständig nach Erweiterung desselben strebten, wo auf der anderen Seite die Städte unter ihren Schultheissen und Bürgermeistern sich gleichfalls eine Macht und Herrlichkeit nach Fürstenart errangen, jetzt ward von diesen beiden der Adel wie erdrückt, und er muste sich entweder noch mehr, als er das schon früher gethan, muste sich endlich ganz in Abhängigkeit von den grossen Landesfürsten be-

geben oder aber sich in die Städte ziehn und da seine bedrohte Freiheit sichern und eine neue Geltung suchen. Ich kann nun nicht Willens sein euch diese Verhältnisse und Vorgänge des weiteren aus einander zu setzen oder gar, was dann im Grunde doch auch geschehen müste, die ganze reiche Geschichte des Adels im Mittelalter zu erzählen: es würde damit aus dem Neujahrsblatt ein gelehrtes Buch werden; diejenigen von euch, die vielleicht einmal die Geschichte und das Recht des Vaterlandes studieren, werden die Sache dann schon genauer kennen lernen. Ich will für jetzt nur versuchen euch die beiden Hauptseiten des Lebens unserer alten Edeln vor Augen zu führen, diejenigen, die wie eine schöne Sage der Vorzeit noch in allgemeiner Erinnerung geblieben sind, von denen auch, wie ihr es selber täglich erfahrt, bei unseren besten Dichtern noch oft und viel die Rede ist, das Ritterthum und die Dichtkunst des Deutschen Mittelalters. Und davon kann gar wohl in diesen Blättern, welche nach und nach die Geschichte Basels vor euch entfalten sollen, und es muss davon hier gesprochen werden: denn Basel hat an dem alten Ritter- und Dichterleben auch seinen Antheil, ja an dem letzteren einen sehr bedeutenden Antheil gehabt; und es muss jetzt, nach Rudolf von Habsburg, davon gesprochen werden: denn gerade mit diesem Zeitalter sind wir, auch was das Leben der alten Ritter und Dichter betrifft, zu einem entscheidenden Wendepunkt, an die Neige der Herrlichkeit gelangt, und so ziemt es sich wohl, ehe die Geschichtserzählung weiter eilt, hier noch einmal inne zu halten und einen Rückblick und Abschiedsblick auf das Vorangegangene zu werfen.

Zuerst also die Ritterschaft und das Ritterthum. Der Name Ritter will eigentlich und ursprünglich nichts anderes besagen als einen Reiter, bezeichnet jemand, der zu Pferd in den Krieg zieht. Die Kriegsführung zu Pferde erscheint uns aber schon in den frühesten Zeiten der Völker germanischen und celtischen Stammes, bei den Vorvätern der jetzigen Deutschen und Franzosen, als eine Vorliebe und gleichsam das Vorrecht des Adels. Die Edeln der Gallier hiessen deshalb insgesammt Ritter, Reiter, equites[1]), und bei den Germanen bestand das oft hochadliche Gefolge jener Fürsten, die ganz nur dem Krieg und von

1) Caes. Bell. Gall. 6. 13. 15.

dem Kriege lebten, lediglich aus Reitern, während der gemeine Mann zu Fuss ins Feld rückte[1]). Dieselbe Mischung der Heere mit derselben Standesunterscheidung finden wir dann noch in dem Reiche Karls des Grossen wieder[2]): wenn da der Heerbann d. h. ein Aufgebot des ganzen Volks ergieng, stellten sich nur diejenigen beritten und mit berittenem Gefolge ein, die einen grösseren Grundbesitz inne hatten, die eben die Vornehmeren waren, und diese waren denn auch stattlicher mit Schutz- und Trutzwaffen ausgerüstet; die Aermeren dagegen, die Mehrzahl also, kamen nur als Fussgänger und deshalb auch mit geringerer Bewaffnung. Das änderte sich jedoch allmählich in den Staaten, in welche bald nach Karl das Karolingerreich zerfiel, in Deutschland schon mit Arnulf[3]), noch entschiedener mit Heinrich I, jenem grossen Könige, der so siegreich die Ungern zurückgeschlagen hat. Die Ungern damals, wie eigentlich noch heut ihre Nachkommen, waren ganz ein Reitervolk: Heinrich, um ihnen mit Erfolg zu widerstehn, muste ihnen gleichfalls Reiterei, vornehmlich Reiterei entgegenstellen: damit gewann er es. Von der Zeit an für lange Zeiten wurden alle Reichskriege der Deutschen und wurden ebenso alle Kriege der französischen Könige fast nur mit Reiterei geführt, und man konnte sich bald so wenig mehr eine andere Kriegsführung denken, dass man das ganze Mittelalter hindurch die Ritter auf Lateinisch mit einem Worte benannt hat, welches eigentlich jeden Krieger bezeichnet, mit dem Worte miles[4]). Aber auch so blieb der Kriegsdienst zu Pferde ein Merkmal des Adels; ja er ward es jetzo noch viel mehr, als er es schon vordem gewesen, und zog und befestigte die Standesschranken zwischen dem Adel und dem niederen Volk auf eine Weise, die für das letztere nun erst recht empfindlich ward[5]). Denn der ärmere Freie, der kein Ross zu unterhalten und sich nicht die kostbare Reiterrüstung zu beschaffen vermochte, dem es auch an Musse gebrach um sich und das Pferd für den Krieg zu üben, ward deshalb nun nicht bloss der Wehrpflicht

1) Tac. Germ. 13--15; 6. 2) Eichhorn § 166. 1, 766 fgg.

3) Quia Francis pedetentim certare inusitatum est: Ann. Fuld. a. 891 (Pertz. Mon. Germ. Hist. 1. 407). - Widukind 1. 38. Eichhorn § 223. 2. 69 fg.

4) Du Cange; Raumers Hohenst. 5, 38 fg.

5) Eichhorn § 223. 2. 71 fgg.

überhoben, es ward ihm auch das Wehrrecht benommen, und er muste dem adlichen Herrn, der die Mannschaft seines Landbezirkes ins Feld führte, als Beisteuer an die Kosten, als Dank für den Schutz und gleichsam als Loskaufssumme Abgaben zahlen: daraus aber erwuchs unvermerkt noch allerlei weitere Unterthänigkeit. Um so grösseren Vortheil brachte die neue Ordnung der Dinge den so genannten Dienstmannen oder Ministerialen, Leuten, die nicht einmal zu den Freien gehörten, die ihr adlicher Herr verkaufen und vertauschen und verschenken durfte, die aber nur Dienste höherer Art um dessen Person zu leisten hatten und so auch verpflichtet waren, wenn es zu Felde gieng, geharnischt und zu Ross sein Gefolge zu bilden: mit dieser Pflicht aber übten sie ein Recht aus, das sonst dem Adel vorbehalten war, es fiel auf sie, die Unfreien, ein Schein der Adlichkeit, und wirklich drängten sie sich in den Stand der Edlen ein[1]). Zwar ward ihnen da nur eine Stufe ganz zu unterst, nur der s. g. niedere Adel eingeräumt: das hinderte sie jedoch nicht denjenigen Freien, denen die Wehrpflicht und das Wehrrecht abgieng, mit Anmassung und, wo sie konnten, mit drückender Härte zu begegnen. Emporkömmlinge zeigen überall den grösten Hochmuth.

Nun herrschte aber im Mittelalter, und es gehört das mit zu dessen bezeichnenden Eigenthümlichkeiten, ein Hang und Drang Alles im Leben verbindungsweise zu gestalten und zu ordnen, jedes Standes- und Berufsverhältniss mit scharfbestimmten Grenzen zu umziehn und es durch feste Formen und Gebräuche von dem Stand und Beruf der Uebrigen abzusondern, kurz, was man mit einem gelehrten Ausdrucke den Hang zu corporativer Gliederung nennt. Als noch die Geistlichkeit den obersten Rang inne hatte, weil alle Bildung und Gesittung des Volkes von ihr ausgieng, ward auch das Leben in Kirche und Kloster und Schule auf das genaueste corporativ gegliedert; als vom dreizehnten, vierzehnten Jahrhundert an das städtische Gewerb in den Vordergrund trat, suchte und fand es seine Sicherung in den Schranken des Zunftwesens: ebenso, als nun, zwischen Geistlichkeit und Bürgern der Zeit nach mitten inne, sich der Adel neu emporgeschwungen und durch Aufnahme der Dienstmann-

1) Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel S. 9 fgg. Ministerialen *nobiles* genannt: Ochs 1, 472 fg.

schaft in seine Reihen sich noch verstärkt hatte, wuchs alsobald auch er in eine corporative Form hinein: der Adel ward zur Ritterschaft, sein kriegerisches Leben zum Ritterthum. Das aber vollendete seine Macht und Bedeutung. So lange die Edlen nur noch Reiter waren, waren sie auch mit ihrem Ross und mit Schild und Speer noch ganz von den Befehlen des Königs oder ihres näheren Herrn abhängig gewesen: nun, seitdem aus ihnen Ritter geworden, waren sie um ein gutes Stück selbständiger, und die Rechte und Pflichten der Ritterschaft giengen für sie allem Uebrigen voran. Als Reiter hatten sie ihrem Herrn gedient: als Ritter dienten sie dem geheiligten Zeichen ihres Standes und Berufs, dem Schilde, und schiltes ambet d. h. Schildesdienst ist im Deutschen des Mittelalters so viel als Ritterthum[1]).

Natürlich hat sich auch diese Sache nicht auf einmal so gemacht: sie ist, ebenwie späterhin das Zunftwesen, nur mit Allmählichkeit und Schritt für Schritt entstanden; jedesfalls aber hat sie ihre bestimmtere Ausbildung zuvorderst bei dem Adel Frankreichs und dann erst auch in Deutschland gefunden[2]). Die Anfänge und Grundlegungen dazu fallen in jene hochbewegte Zeit, wo begeisterungsvoll die Fürsten und Edeln der westeuropäischen Christenheit auf gewappneter Pilgerfahrt gen Osten zogen um die heilige Stadt Jerusalem den Händen der Ungläubigen wieder zu entreissen. Schon von vorn herein nahmen hier die Krieger, und alle zusammen, der Geringste und Aermste wie der Kaiser selbst, eine ganz andere Stellung ein als sonst im Leben. Denn hier diente keiner einem irdischen, alle dienten hier einem und demselben himmlischen Herrn, und von diesem ward der Lohn dafür erwartet; es war ein Reichskrieg Gottes, und darum waren auch alle nur Gottes Ritter[3]). Hiezu kam dann noch, dass sich auf Anlass eben dieser Kreuzzüge die edlen

1) W. Müller mhd. Wörterb. 1, 28. Dem schilde volgen: Frauend. 404. 4. Winsbecke 17, 4; mit sinem schilde sich betragen: Engelh. 2833; under schilt bringen: Helbl. 8, 295; ritter ader ritters kint, die under dem schilt geboren sein: Weisth. 3, 811; das sei euch bei meinem schild geschworen: Pichlers Dramen des Mittelalt. 45.

2) Ritterthum in Norwegen erst um 1200, in Schweden erst gegen 1300: Dahlmann Dänemark 2. 362. Geyer Schweden 1, 170.

3) Walther v. d. Vogelweide S. 125 Lachm.

Krieger verschiedentlich in geistliche Orden zusammenthaten, in fromme Verbrüderungen nach Art der Mönchsorden und auch mit der Verpflichtung zu ehelosem Leben, deren Aufgabe jedoch nicht eine klösterliche Absonderung von der Welt, sondern die Pflege der Kranken, die Beschützung der Pilger, die wehrhafte Vertheidigung und Ausbreitung des Glaubens war[1]). So zuerst, im Jahr 1110, der Orden der Tempelherren, 1120 der Johanniterorden, 1190 der Orden der Deutschen Ritter, und andere mehr. Es kann euch anderswo ausführlicher erzählt werden, wie all diese Verbrüderungen, nachdem sie ursprünglich im Heiligen Lande und zunächst nur für dessen Bedürfnisse gestiftet worden, sich nach und nach über die ganze Christenheit ausgebreitet und vielfach die Herrschaft über Land und Leute erworben haben, so dass z. B. aus dem Besitze, den der Deutsche Orden an der Ostsee inne hatte, allmählich sogar ein Königreich, das Königreich Preussen, hat hervorgehen können. Auch hier in Basel sind zwei dieser Orden, eben der Deutsche und der der Johanniter, ansässig gewesen, der erstere am S.Alban-Schwiebbogen, der letztere am S.Johannsthor[2]): das Deutsche Haus und der Ritterhof und die Rittergasse, das S.Johannsthor und die S.Johannsvorstadt tragen davon noch den Namen.

Jener geistliche Kriegsdienst aller Edlen und diese einzelnen Ordensverbrüderungen derselben hatten nun zur Folge, dass alsobald und schon seit Beginn des zwölften Jahrhunderts sich die edle Kriegerschaft überhaupt und auch der zahlreichere weltliche Theil derselben, dass sich also die Ritter sämmtlich als einen einzigen grossen Orden, als eine Corporation betrachteten, in die ein jeder einzutreten berechtigt war, den Stand und Besitzthum[3]) zu der Führung ritterlicher Waffen verpflichteten, in die er jedoch nur dann eintreten durfte, wenn er sich zu der Waffenführung genügend befähigt hatte, in die er auch nur unter Beobachtung gewisser feierlicher Förmlichkeiten eintrat. Nun erst machten die Ritter recht eigentlich einen Stand aus, und es ward eine Ehre den Ritternamen zu tragen: erst mit ihm schien dem Adel[4]),

1) Raumer Hohenst. 6, 607 fgg. kriuzære: Haupts Zeitschr. 2, 59 fgg. Diutiska 3, 185.

2) Basel im 14. Jahrh. S. 26 fg. 127 fg.

3) geburt unde guot: Greg. 1330. vergl. 1495 fg.

4) Alle Edeln Ritter genannt: gebûre, ritter, pfaffen Freid. 27, 2.

den man schon von Geburt, und schien der Begüterung, die man durch Erbschaft oder als Lehen eines vornehmeren Herrn besass, ein Siegel der Bestätigung aufgedrückt. Selbst Könige geizten nun nach dieser Ehre[1]): wie viel mehr muste an ihr den niedriger stehenden gelegen sein, denjenigen zum Beispiel, die bei edler Geburt doch kein wirklich eigenes Land, sondern nur Lehen hatten, durch welche sie zum Dienst im Kriege verpflichtet waren, eben deshalb so genannte Ritterlehen[2]); wie viel mehr noch jenen Emporkömmlingen, den eigentlich unfreien Dienstmannen! Denn nun, wo die gemeinsame Ritterwürde sie mit den Reichsten und Mächtigsten und Edelsten in eine Linie stellte, durften sie sich erst recht gehoben fühlen, und es that ihnen wohl, dass man sie, die doch nichts als Diener waren, gleichfalls im Umgang Herrn betitelte, sobald sie nur die Ritterwürde empfangen, und Junker d. h. junge Herrn, solange sie dieselbe noch nicht empfangen hatten, mochten sie auch darüber alt und grau werden. Natürlich machten diese Lehensritter und ritterlichen Dienstleute den weit überwiegend grösseren Theil der Ritterschaft aus: sie hiessen denn auch kurzweg Ritter[3]), während ein Herzog oder Graf, auch wenn er zugleich Ritter war, darum doch den Herzogs- oder Grafentitel nicht verlor noch aufgab. Auch in den alten Rechts- und Geschichtsbüchern unseres Basel ist öfters so von den Rittern hier die Rede[4]): es sind das zunächst die rit-

---

Hagen Minnes. 2, 309a. Renner 13b. 32a. 96b. 114b. 158a. Helbl. 8, 959.

1) Sogar Saladin sei Ritter geworden: Wilkens Kreuzzüge 4, 596. *L'Ordene de chevalerie ensi ke li Quens Hues de Tabarie* (Hugo Castellan v. S. Omer, Begleiter Gottfrieds von Bouillon, von dessen Nachfolger Balduin zum Fürsten von Galilea und Herrn von Tiberias ernannt) *l'ensigna au Soudan Salchadin* (60—70 Jahre nach Balduins Tode!): Barbazan et Méon. Fabliaux et contes 1, 60—79 (poet.) 79—82 (Anfang eines pros. Textes). Barbazan macht Hüon selbst zum Verfasser beider Stücke, während beide von ihm und Saladin als von Personen der Vorzeit sprechen. Die Verfasser sind unbekannt.

2) Eichhorn §§. 337. 341. 344. 345a. 445. 446.

3) Einschilt riter: Helbl. 8, 282. 347; einschilte riter: Wilh. 1, 126b. (Casp. einschildige); einschiltig riter: Königsh. 204. 262. Schmeller 3, 353. Gloss. Trev. 12, 5. Gregarius i. miles: ainschiltiger: Sumerl. 27, 12.

4) Bischofsrecht 6, 1. 12, 19; S. 11. Anm. 1. 2. Ochs 1, 475 fg. 458 fg.

terlichen, zur Ritterwürde berechtigten Dienstleute des Bischofs, die Marschalke, die Reichen, die von Eptingen, von Schönau, von Bärenfels u. s. w., die in der Stadt, an dem Hofsitz ihres Herrn, auch ihre Höfe und ausserhalb, aber wiederum auf bischöflichem Grund und Boden, ihre Schlösser hatten. Freie Lehnsträger des Bischofs, die ebenso in der Stadt haushäblich gewesen, gab es weniger: deren waren z. B. die Herrn von Ramstein im Ramsteiner Hof.

Wäre es am Ort, so würde ich hier, wo einmal von den Basler Dienstmannen die Rede ist, euch noch von den verschiedenen Aemtern, die sie bekleidet haben, also von dem Marschall, dem Kämmerer, dem Truchsessen, dem Schenken, dem Küchenmeister des Bischofs erzählen sowie von ihren übrigen Pflichten und Rechten gegenüber dem Herren und der Stadt, auch von ihren Gesellschaftshäusern oder Stuben, deren vornehmere die zur Mücke oben am Schlüsselberg war, von den Parteiungen der Sterner und der Psitticher und Anderem der Art mehr[1]). Aber wir sollen hier nicht von allem, was überhaupt den Adel und den Adel Basels angeht, sondern bloss von dem Ritterthum, von der Ritterwürde des Adels sprechen.

Diese so gesuchte, so werthvolle Würde muste, wie gesagt, erworben, es muste die Befähigung dazu erlangt und dargethan und sie muste förmlich und feierlich verliehen werden. Das lag schon in der ganzen vorher berührten corporativen Richtung der Zeit und ward noch besonders durch das Vorbild dessen gefordert, was in dem Leben der Geistlichen und Gelehrten Sitte war: der junge Edle muste um sich für die Ritterwürde vorzubereiten ebenso erst über einige niedere Stufen gehn, wie man auch in der Kirche erst stufenweise zum Priesternamen, auf den Universitäten erst nach und nach zu dem eines Doctors gelangte. Am meisten aber mochte hier das Beispiel jener halb geistlichen Orden wirken: ist doch von diesen in das weltliche Ritterthum, wenigstens wie es gemeint war, wie es sein sollte, auch ein sehr ernsthaft religiöser Sinn gekommen. Wir werden gleich nachher ausführlich vernehmen, was ein Jüngling, der Ritter ward, geloben muste: er gelobte da nicht bloss Tapferkeit, sondern auch

1) Bischofs- und Dienstmannenrecht S. 8 fgg. Ochs 2, 100 fgg. Basel im 14. Jahrh. S. 23.

Gottesfurcht und die Werke des Glaubens und der Liebe[1]). Ganz in derselben Weise hat die Zünfte des Mittelalters ausser dem Band des gemeinsamen Handwerks und der geregelten Ordnung im Aufsteigen vom Lehrling zum Gesellen und zum Meister vorzüglich noch die gemeinsame Uebung gottesdienstlicher Handlungen zusammengehalten und sie in sich und gegen aussen stark gemacht[2]).

Die Ordnung nun für das Aufsteigen zur Ritterwürde ist zuerst und zumeist in Frankreich und ist da auf eine sehr umständliche Art festgestellt worden. Aber die rechte Umständlichkeit kam auch da erst gegen Ende des Mittelalters, als der wahrhaft ritterliche Geist bereits entwichen war und man meinte durch allerhand Förmlichkeiten ihn noch festhalten und zurückbannen zu können, als man auch schon das Zunftwesen der Bürger mit seinen Förmlichkeiten zur Nachahmung vor sich hatte. In der frühern und besseren Zeit und gar in Deutschland zeigt sich eigentlich nur, durch grosse Hauptmerkmale unterschieden, der Gegensatz des dienenden Knaben und Knappen und des selbständigen Ritters; der junge Edle muste zuerst Knabe, dann Knappe oder Knecht sein um zuletzt Ritter zu werden.

Nach dem Gebrauche der Vorzeit waren die Söhne mit Vollendung des siebenten Jahres aus der näheren Fürsorge und Zucht der Mutter entlassen[3]), und wer sich Gelehrsamkeit erwerben wollte, trat nun in die Schule[4]), wer ein Handwerk erlernen, bei dem Lehrmeister ein: junge Edle aber, falls man sie nicht eben den gelehrten Weg des geistlichen Standes wollte betreten lassen, hatten von jetzt an dem Vater und noch öfter einem anderen Herrn, in dessen Haus, an dessen Hof man sie that, zu dienen, musten als Knaben oder Edelknaben im Schlafgemach und bei Tisch und sonst in Gesellschaft aufwarten um sich die feinere Sitte des Adels und der Höfe anzueignen[5]). So bis zum fünf-

---

1) diemüete. triuwe, milte: Trist. 127. 128. (neun) Tugenden eines Ritters: Helbl. 7, 1181 fgg. Vergl. Haupts Zeitschr. 2, 78. Hagens Minnes. 2, 348a.b. 381b. Schildes reht: Winsb. 19. (gotes ritter: Gregor. 1362? oder zu lesen guot ritter, wie 1393?)

2) Ochs 1, 351. 354 fg. u. a. Jägers Ulm 533 fgg.

3) Rechtsalt. 411. HSachs von Ranisch 319. Schwabensp. Landrecht 313.

4) Gregorius mit Beginn des siebenten Jahres in die Schule: 986.

5) An den Hof: Anon. Weing. bei Hess, Monum. Guelf. 19. Suchenw. 31, 167 fgg. Ulrich v. Liechtenstein S. 8 fgg. Georg v. Ehingen S. 7.

zehnten Jahre, und je näher der Knabe demselben rückte, desto wichtiger und häufiger wurden nun für ihn auch die mancherlei Spiele[1]), durch welche er und seine Genossen in den freien Stunden, die ihr Dienst ihnen liess, die jungen Leiber schmeidigten und stärkten und auf die ernstere Handhabung der Waffe übten. Um die Vorschule ritterlicher Bildung, welche mit dem allem eröffnet war, durchzumachen wurden selbst Fürsten- und Königssöhne an auswärtige Höfe verschickt, und es gab Höfe, deren Leben für besonders bildend galt, an denen es deshalb von Edelknaben wimmelte, wie an berühmten Universitäten von Studenten, an denen man auch für die Jugend eigene Zuchtmeister, gleichsam Professoren hielt.

Mit dem Eintritt in das fünfzehnte Jahr[2]) ward der Knabe ein Knappe (eigentlich dasselbe Wort als Knabe, nur härter ausgesprochen), ein Knappe[3]) oder Knecht oder Edelknecht[4]), und diese höhere Stufe brachte ihn schon bis in die unmittelbare Nähe des Ritterthumes selbst: denn nunmehr diente er seinem Herrn auch im Turnier und Krieg und lernte dabei nicht bloss als Diener und nicht bloss im Spiel mit Pferd und Waffen umgehn, sondern sie gelegentlich selbst auch und im Ernste brauchen: es ward ihm der Anlass seine Waffenfähigkeit zu erweisen[5]). Wer nun, sobald diese Lehr- und Dienststufe abgethan war, nicht alsogleich in den Stand der Ritter übertrat, blieb auch fortan nur ein Knappe; mochte er von noch so vornehmer Geburt und vielleicht der regierende Herr von noch so viel Rittern sein, dem ritterlichen Stande gegenüber besass er nur Knappenrang und Knappenrecht. Gewöhnlich aber dauerte es damit nicht so lange: in der Regel ward gleich nach Beendigung der Knappen-

---

1) Spiele: vergl. Wolfr. Willeh. 187. Suchenw. 31, 127 fgg. Dietl. 61a. Nibel. 132, 1.

2) (H. Sachs mit 15 Jahren in die Handwerkslehre: Ranisch S. 320. mit dem 15. Jahre Uebergang aus der Klosterschule zum Ritterthum: Gregor. 1061.)

3) Knappen bei den Germanen: Forschungen zur D. Gesch. III, 231 fgg.

4) Auch garzûn: W. Müllers mhd. Wb. 1, 484 fg.

5) Dô fuor ich turnirn knehtes wîs, durch lernen und durch knehtes prîs, allenthalben reht driu jâr. dô wart ich ritter. Frauendienst 10, 29 fgg. — knabe von den wâpen: Engelh. 2755. In Schweden svênar af wâpen oder wæpnare: Geyer 1, 170.

dienstzeit zur Erwerbung und Ertheilung der Ritterwürde fortgeschritten; sie war aber, gleichfalls der Regel nach, beendigt mit dem zwanzigsten Altersjahre.

Bei den Germanen, wenn da einer das zwanzigste Jahr und damit das Knabenalter[1]) zurückgelegt hatte (denn bei den Germanen war man noch bis zu diesem Jahr ein Knabe), ward er auf die Art für mündig und nun erst eigentlich für ein Glied seines Volkes erklärt, dass ihm sein Vater oder ein Verwandter des Hauses oder ein angesehener Kriegsfürst vor dem versammelten Volke Schild und Speer überreichte[2]): ganz dieser germanischen Wehrhaftmachung ähnlich verfuhr man im Mittelalter, wenn jemand nach Zurücklegung der Knaben- und Knappenzeit zum Ritter ward[3]). Die Hauptsache war auch hier die Ausrüstung des edelen Jünglings mit den Waffen seines Standes[4]), nur dass diese Ausrüstung jetzt allerdings reichlicher und kostbarer war als einst in der Germanenzeit, dass er auch mit Helm und Harnisch bekleidet und ihm (denn der Ritter war ja ein Reiter) der Reitersporn an den Fuss geschnallt ward[5]); wo man Aufwand treiben mochte, waren die Sporen von Gold[6]). Schwert und Speer und Helm und Sporn, das alles war ihm zwar nichts neues; er hatte sie schon als Knappe genugsam in Händen und

---

1) Raumers Hohenst. 6, 595 fgg. Du Cange v. Militia. Königs- und Fürstensöhne schon mit 15 Jahren waffenfähig: Rechtsalt. 415. Vergl. Tac. Germ. 13.

2) Tacitus Germ. 13. Vergl. Pomp. Mela 3, 3. Caes. Bell. Gall. 6, 21. Rechtsalt. 416.

3) Schilderungen französischer Gedichte: Fierabras S. 152 fgg. Renart le nouvel, Méon Rom. du Ren. 134—137.

4) Schwert, Schild, Speer: Wigalois 46, 23 fgg. „sus wart her Wigalois ze man“: 46, 34. Schild und Schwert: Minnes. III. 107b. Schwert: Ruol. 198, 7. Militare cingulum: du Cange (militiae cingulum Lambr. Ann. 1073): gemeint ist der Schwertgürtel sammt Schwert: Wigal. 46, 23 fg. G. Gerh. 3601. *wâpen* nemen: Gudr. 174, 1. *wâfen* nemen: Gudr. 549, 3. *arma sumere:* Tac. Germ. 13. Daher der eben Ritter gewordene ein *swertdegen:* (Alex. 3513). Nib. 31. Gudr. 1667, 2. 331, 4. Wigal. 46, 39. G. Gerh. 3604. Wolfr. Willeh. 67, 10. Flore 7511. Meleranz 3112. 3123. 3131. Altsächs. Ev. Harm. 148, 17.

5) swert und sporn: Trist. 127, 21. schilt 128. 1. — Schuhe: Suso S. 62 = Schmidt über Suso S. 25. Vergl. unsere Redensart „sich die Sporen verdienen.“

6) (Goldene Sporen: Parz. 157, 11; vgl. 156, 27).

auch an dem Leib gehabt und damit gekämpft, da aber nur als Diener und Lehrling eines Andern: jetzt begann er sie aus eigenem Recht zu führen; des Dienstes und der Lehre war er jetzt enthoben. Unter den Handwerkern nun war es vor Zeiten und ist es, wo noch die alten Gebräuche gelten, hie und da wohl heut noch üblich, dass dem Lehrlinge, der Geselle wird, der Altgesell eine Ohrfeige giebt, und ebenso gab man im alten Rom dem Sclaven, welcher freigelassen ward, mit einem Stabe einen Schlag aufs Haupt oder mit der Hand eine Maulschelle: eins wie das andre zum eindrücklichen Zeichen, dass die böse Zeit nun zu Ende sei und eine bessere beginne: der Lehrjunge, der Sclave wird als solcher noch einmal, aber nun zum letzten Mal geschlagen. Ebensolch ein Schlag[1]), von Seiten eines älteren, durch Rang oder Tapferkeit ausgezeichneten Ritters oder wohl auch eines Geistlichen von Stande oder einer vornehmen Frau[2]), ein Schlag ebenfalls mit der Hand oder späterhin mit der flachen Klinge des Schwertes auf Hals oder Achsel begleitete die ritterliche Wehrhaftmachung eines Knappen: daher denn das Wort Ritterschlag, der in neuerer Zeit übliche Name dieser Wehrhaftmachung[3]); im Mittelalter selbst sagte man Schwertleite, weil eigentlich nun erst der Jüngling das Schwert zu leiten d. h. zu führen begann[4]). Die Ueberreichung und Anlegung der Waffen und der Sporen und der Schlag an den Hals, das waren die Dinge, die an dem neuen Ritter geschahen: er selbst that aber auch bei der Feierlichkeit das Seinige, und was er that, das gab derselben ihre religiöse Bedeutung und drückte den höheren heiligen Sinn aus, in welchem die Zeit das ganze Ritterthum verstand. Abends vor der Schwertleite (in Frankreich wenigstens und in England war das so gebräuchlich) reinigten sie ihren Leib durch ein Bad und das Gewissen durch Beichtung ihrer Sün-

1) Du Cange v. Alapa militaris. Vgl. Paulys Realencycl. 4. 1505. Diez rom. Wb. 1, 7. v. addobbare. — (Schlag an den Hals: Fries. Rechtsquellen 355. 32).

2) Geistlicher: Raumers Hohenst. 6, 597. Ann. Colm. 1298 pg. 178 fg. Greg. 1474. Beafl. 83, 39 fgg. — Frau: Raumers Hohenst. 6. 596. Parz. 97, 25. 29. Tit. 39, 1. Aufsess Anz. 2, 162 fg. Altd. Bl. 1, 27.

3) ritter schlahen: Leseb. 1. 1250. 17 (15. Jahrh.).

4) swert leiten Flore 7510.

den; die Nacht sodann verwachten sie betend in einer Kirche[1]; endlich unmittelbar vor jenem sinnbildlichen Schlage legten sie knieend das Gelübde ihres neuen Standes ab: dieser letzte und Haupttheil aber der ganzen Handlung pflegte auch in einer Kirche vor sich zu gehn, so dass sich unmittelbar und noch an dem gleichen Ort eine feierlich gelesene Messe damit verbinden liess[2]. Den Inhalt dieses Gelübdes und noch manch anderen zu dem Bild einer Schwertleite gehörigen Zug lernen wir am besten aus der Darstellung kennen, die uns ein alter lateinisch schreibender Chronist[3] von der Schwertleite des eben zum deutschen König gewählten Grafen Wilhelm von Holland giebt; die Feierlichkeit fand zu Köln im J. 1247 statt, als Wilhelm gerade zwanzig Jahre zählte. „Weil dieser Jüngling zur Zeit seiner Wahl noch Knappe war, so ward mit Eile alles Nöthige vorbereitet, damit er nach dem Brauch der christlichen Kaiser Ritter würde, bevor er zu Achen die Königskrone empfienge. Und nachdem die Vorbereitungen alle vollendet, ward in der Kirche nach Verlesung des Evangeliums der Messe der vorbenannte Knappe Wilhelm von dem Könige von Böhmen vor den Cardinal (Petrus Capucius, Gesandten Pabst Innocenz IV) geführt, wobei der König also sprach: „Euren Hochwürden, holdseliger Vater, stellen wir diesen gewählten Knappen vor, demüthigst bittend, eure Väterlichkeit wolle sein Gelübde empfangen, auf dass er würdiglich in unsre ritterliche Genossenschaft könne aufgenommen werden.“ Der Herr Cardinal aber, der in priesterlichem Schmucke dastand, sprach zu dem Knappen mit Bezug auf die einzelnen Laute des Wortes miles d. i. Ritter: „Ein jeglicher, der Ritter sein will, muss grossherzig, edel, überfliessend, ausgezeichnet und wacker sein (magnanimus, ingenuus, largifluus, egregius, strenuus: die Anfangslaute sind die fünf Buchstaben des Wortes miles) und zwar grossherzig in Widerwärtigkeit, edel an Geschlecht, über-

1) Don Quixote 1, 3.

2) Im Münster, mit einer Messe: Nib. 33 fg. Wigal. 46, 21 fg. Trist. 127, 15. — *segenen daz swert:* Flore 7512. G.Gerh. 3599. Trist. 127, 17. 23. Helbl. 8. 340. Beafl. 83, 39. Meleranz 3149. *schilt unde swert:* Helbl. 8, 306. *swertes segen:* Lohengr. 242. Minnes. 2, 381 b. *diu gewîhten swert:* Walth. 125, 3. *riters segen:* Helbl. 8. 303. Haupts Zeitschr. 2, 77. Renner 213 b.

3) Magnum Chronicon Belgicum: Pistorius 3. 266 fg.

fliessend von Ehre, ausgezeichnet durch Höflichkeit und wacker in männlicher Tugend. Aber, bevor du das Gelübde ablegst, vernimm mit reiflicher Ueberlegung das Gebot der Regel[1]). Das also ist die Regel des Ritterstandes: zuvörderst mit demüthiger Andacht des Leidens Christi täglich eine Messe zu hören, für den Glauben kühnlich das Leben auszusetzen, die heilige Kirche und deren Diener von allen, die ihr Gewalt anthun, zu befreien, Wittwen und Waisen in ihrer Noth zu schützen, ungerechte Kriege zu vermeiden, unrechten Sold auszuschlagen, für die Rettung jegliches Unschuldigen einen Zweikampf einzugehn, Turniere nur der ritterlichen Uebung wegen zu besuchen, dem Römischen Kaiser in weltlichen Dingen ehrfurchtsvoll zu gehorchen, das Reichsgut unangetastet in seinem Bestand zu lassen, die Lehen des Reichs nicht zu entfremden und vor Gott und Menschen unsträflich in dieser Welt zu wandeln. Wenn du diese Gebote der ritterlichen Regel demüthig bewahrst und deines Theils mit Eifer erfüllst, so sei gewiss, dass du zeitliche Ehre hier auf Erden und nach diesem Leben die ewige Ruhe im Himmel erwerben wirst." Hierauf legte der Herr Cardinal die Hände des Knappen gefaltet auf das Messbuch über das gelesene Evangelium und sprach: „Willst du also die Ritterwürde im Namen Gottes demüthig empfangen und die Regel, welche dir Wort für Wort vorgelegt worden, nach Kräften halten?" Der Knappe antwortete: „Ja." Sofort übergab der Herr Cardinal dem Knappen nachstehendes Gelöbniss, und der Knappe las dasselbe vor Allen ab, also: „Ich, Wilhelm, Graf von Holland, des heiligen Reiches freier Lehensmann, gelobe eidlich die Beobachtung der ritterlichen Regel, in Beisein des Herren Peter, Cardinal-Diacons und Legaten des apostolischen Stuhles, bei dem heiligen Evangelium, das ich mit der Hand berühre." Worauf der Cardinal: „Diess demüthige Gelöbniss sei der wahre Ablass deiner Sünden. Amen." Nachdem dieses also gesprochen worden, schlug der König von Böhmen den neuen Ritter an den Hals und sprach: „Zur Ehre des allmächtigen Gottes ordne ich dich zum Ritter und nehme dich mit Glückwunsch in unsre Genossenschaft auf: aber gedenke, wie

---

1) Vermahnung Königs Artus an Tristan, Tristans an seine Genossen: Trist. 127, 22 ff. 128, 6 ff. Vergl. auch Helbl. 7. 1181 fgg. Haupts Ztschr. 2. 77. Beaflor 83, 32 fgg. Hätzlerin 252.

der Heiland der Welt vor Hannas, dem Hohenpriester, für dich geschlagen und vor Pilatus ist verspottet und gegeisselt und mit Dornen gekrönet worden, vor dem Könige Herodes mit einem Mantel bekleidet und verhöhnt und vor allem Volke nackt und wund gekreuzigt; an dessen Schmach zu gedenken ich dich bitte, dessen Kreuz auf dich zu nehmen ich dir rathe, dessen Tod zu rächen ich dich ermahne." Nachdem so Alles feierlich vollzogen und auch die Messe gelesen war, rannte der neue Ritter unter dem Schall der Posaunen und Pauken und Trommeten dreimal im Lanzenspiel gegen den Sohn des Königes von Böhmen und machte darauf mit blinkenden Schwertern einen Turnierkampf, und mit grossem Aufwande feierte er drei Tage lang ein Hoffest."

So weit der Chronist. Es schloss sich also an die kirchliche Feier des Ritterschlags[1]) noch eine mehrtägige Reihe von Festlichkeiten an: auch sonst, wo ein Knappe von so hoher Geburt war, begieng man so die Schwertleite auf das herrlichste oder verlegte dieselbe geflissentlich auf einen Tag, der für sich schon eine hochfestliche Bedeutung hatte[2]). Und oft ward der Glanz und die freudige Bewegung dadurch noch gesteigert, dass zugleich mit einem Fürstensohn eine grosse Anzahl anderer Jünglinge das Schwert empfieng[3]), die vielleicht seine Verwandten oder als die Gespielen seiner Knaben- und Knappenzeit mit ihm erwachsen und erzogen waren. Bei den Ritterschlägen zum Beispiel, von denen uns die alten Dichter Gottfried von Strassburg in seinem Tristan und Konrad von Würzburg in seinem Engelhard erzählen[4]), kommen solcher Genossen des Ritterschlags je dreissig, im Nibelungenlied bei dem Ritterschlage Siegfrieds ihrer sogar vierhundert vor[5]). Die gefeiertste Schwertleite jedoch, welche

---

1) Gebet nach der Schwertleite: Orendel 191 fgg.

2) Ritterschlag bei der Vermählung; Philipp von Schwaben 1197; Beaflor 81, 8 fgg. Zu Pfingsten: Wigal. 46, 19. G.Gerh. 3401. Bei Günthers und Sigfrids Hochzeit; Nib. 596. Vergl. Gudr. 19, 1. 171, 1 fgg. 549, 3. 1667, 1 fgg. Lohengr. 241. Frauend. 11. 14. Georg von Ehingen S. 10.

3) Zwölf: G. Gerhard 3590.

4) Trist. 115, 82. Engelh. 2439.

5) Nib. 31. Hundert: Gudr. 171, 2. Beafl. 82, 39. Wilh. 63, 8 fgg. Flore 7511. J. Tit. 1106. Zwei mal hundert: Meleranz 3046. 3073. Sechs hundert: Gudr. 178, 4. Hundert und fünfhundert: Lohengr. 241. Fünfhun-

Deutschland, ja die Welt jemals gesehen, war die König Heinrichs und seines Bruders Herzog Friedrichs von Schwaben, zu Mainz in den Pfingsttagen des J. 1184[1]): zu den Festen, die bei dem Anlass ihr Vater, Kaiser Friedrich der Rothbart, veranstaltete, strömten die Gäste aus Deutschland selbst, aus Italien, aus Frankreich, aus England, sogar aus Spanien her zusammen, Gäste sowohl geistlichen als weltlichen Standes: man zählte dabei an 40,000 Ritter; Allen fiel von der Freude des kaiserlichen Vaters und seiner Söhne ein Theil der Mitfreude zu, und noch den späten Geschlechtern haben deutsche und französische Dichter bewunderungsvoll von der Pracht und Lust der Schwertleite zu Mainz verkündigt. Nicht minder bedeutsam und gewissermaassen noch grossartiger war es aber, wenn ein Ritterschlag in den ernsten Augenblicken vor dem nahen Beginn einer Schlacht, wenn er auf demselben Felde vollzogen ward, auf dem alsobald die ritterliche Tapferkeit bewährt und die neue Ehre des Ritternamens vielleicht schon mit dem Tod sollte besiegelt werden. Beispiele davon aus der Schweizergeschichte wisst ihr alle selbst: der Schlacht von Sempach ist auf österreichischer, der von Murten auf Seite der Eidgenossen solch ein Ritterschlag unter Gottes freiem Himmel vorangegangen[2]).

Die Schlacht von Sempach im J. 1386, die Schlacht von Murten im J. 1476: mit Nennung dieser Namen und Zahlen haben wir eigentlich das Gebiet schon weit im Rücken, auf dem sich unsere Darstellung bisher bewegt hat, das Gebiet des noch in frischen Ehren blühenden Ritterthums. Bis nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war es den Rittern meist noch Ernst mit jenem Gelübde, das wir aus dem Munde König Wilhelms vernommen haben; sie wusten sich etwas damit, dass zwei der angesehensten Heiligen, dieselben, die wahrscheinlich in Bezug auf Basels Ritterschaft vorn an unserem Münster abgebildet stehn, dass also S.Georg und S.Martin ritterliche Heilige

dert: Gudr. 19, 1. 1667. 2. Crone 1095. Die Genossen des jungen Fürsten von ihm zu Rittern gemacht: Trist. 128, 6 fgg.

1) JGrimms Friedrich I S. 1. Raumer Hohenst 2. 281 fg. Staelins Wirtemb. Gesch. 2. 113

2) Ritterschlag zur Belohnung für eine Heldenthat: Otto Frising. Frid. I. 2, 18. Nach der Schlacht von Granson: J. v. Müller 6, 147; von Sempach: 3, 23; von Murten 6, 172 fg.

und die einzigen sind, die man auch als Ritter zu Pferde darstellt[1]; sie erwählten S.Georg zum Schutzpatron aller Ritterschaft[2]) und nahmen sich an ihm ein Vorbild der Tapferkeit, an S.Martinus ein Vorbild der Milde, an beiden ein Vorbild christlich frommen Sinnes. Als aber „die kaiserlose, die schreckliche Zeit“ kam, da und von da an je mehr und mehr verfiel das Ritterthum in sich selbst und muste es verfallen[3]). In dieser Verwirrung aller Dinge ward auch der Adel und namentlich er von Verwilderung der Sitte und von Verarmung betroffen: inmitten des zwiefachen Druckes, den die wachsende Macht hier der Fürsten und dort der Städte auf ihn ausübte, schwanden sein Ansehn und seine Besitzthümer in Bedeutungslosigkeit und bald in ein Nichts dahin. So arm aber auch ein Edler war, sein Stand erlaubte ihm einmal nicht in einem bürgerlichen Gewerbe seinen Lebensunterhalt zu suchen, und so viel er auch Kinder hatte, sie erbten alle seinen Stand und damit die Armuth und Nahrungslosigkeit; es kam vor, dass auf einem und demselben Schlösslein[4]) ein halbes Dutzend von Brüdern und Vettern, auf einem in Schwaben ihrer fünf mit hundert Kindern zusammenwohnen und sich in die paar Wohngemächer und Thürme und den armseligen Ertrag einiger Aeckerlein, so gut es angieng, theilen musten. Da durfte es ihnen wohl auch schwer werden, das Rittergelübde in allen Stücken zu bewahren: da suchten sie um vielleicht so zu etwas zu gelangen Händel mit anderen Edeln und befehdeten Fürsten und Städte; da wurden sie Raubritter und fiengen und plünderten den Kaufmann und den Pilger, der

1) Rätsel über die beiden edelsten und achtbarsten Heiligen S.Martin und S.Jörg, die da reiten, während die andern zu Fuss gehen müssen: Haupts Zeitschr. 3, 29. — der *ritter* S. Georgius: Weist. 2. 706. Harff S. 174.

2) S. Georg Schutzherr der Ritter: Helbl. 8. 915. Vereinung S. Georgen Schilds: Staelin Wirtemb. Gesch. 3. 334. Schreibers Urkundenb. 2. 577 fgg.

3) *loterritter:* Minnes. 3. 23a. 109b.; *schiltknechte:* Berthold S. 21 fgg. (vgl. 360 fg.) Haupts Zeitschr. 2, 80 fg. Renner 15a. 90a. Haltaus 1621 fgg. In Basel eine Bruderschaft der Schildknechte: Aufsess und Mone Anzeiger 3. 321; *reiszknecht:* Narrenschiff 79. 29.

4) Zu Aufsess: Aufsess Anz. 1, 264 fgg. Falkenstein: Schreibers Urkundenb. 2. 59 fg. Entringen: Georg v. Ehingen S. 2.

an ihrem Schlosse vorüberzog[1]). Nun, ihr habt davon alle schon viel gelesen und gehört; ihr wisst auch, zum Theil aus dem vorigen Neujahrsblatt, wie Könige und Fürsten und Städte Alles gethan um solchem Unwesen zu steuern: hat doch die rüstige Mannschaft Basels im J. 1303 das Schloss Ramstein[2]) und binnen zehn Wochen noch fünf andere Schlösser eingenommen und zerstört und Rudolf von Habsburg bloss in Thüringen nicht weniger als 66 Raubschlösser brechen lassen[3]). Andre Könige suchten dem Uebel schon vorzubeugen, indem sie innerhalb eines gewissen Umkreises um die Städte die Anlage neuer Burgen untersagten; den Baslern aber sprang Gott selber bei und warf durch das Erdbeben des J. 1356 die Häuser der Edeln ringsum nieder[4]). Indessen das alles half doch nur vorübergehend, nicht für die Dauer, nicht gründlich[5]): noch mehr als zwei Jahrhunderte nach Rudolf von Habsburg war wiederum Maximilian I genöthigt unter dem raub- und fehdesüchtigen Adel aufzuräumen. Ihm gelang es damit besser, ihm aber auch nur, weil inzwischen noch manches andre geschehen war, was den Adel vollends um seine ehemalige Bedeutung brachte. Er war schon lange nicht mehr der einzige Kriegerstand des Reiches, und schon lange nicht mehr wurden die Kriege so ausschliesslich oder auch nur überwiegend mit Reiterei geführt: das steigende Aufkommen der Städte, die neue Freiheit unserer Eidgenossenschaft stellten auch die Wehrhaftigkeit der Bürger und der Bauern wieder her, und diese, ärmer oder verwegener, rückten eher zu Fuss auf den Feind; bereits in den Kriegen zwischen den Gegenkönigen Ludwig dem Baiern und Friedrich von Oestreich[6]) kämpfte Fussvolk bis auf 20,000 Mann mit, Fussvolk schlug bei Sempach die

---

1) Meier Helmbrecht 653 fgg. Minnes. 2, 202b. Haupts Zeitschr. 2, 77 fgg. Renner 89a. Hätzlerin 285 fgg. *diuphiuser* von den Burgen solcher Ritter: Helbl. 15, 820. Räuberischer Adel aus Missheirathen: Renner 26ab.

2) Ann. Colmar. S. 196.

3) Zerstörung von Geroldseck im J. 1333: Ochs 2, 39 fg.; von Schwanau: Joh. Vitod. 100 fgg.; von Falkenstein 1374: Ochs 2, 227 fgg.

4) Basel im 14. Jahrh. S. 215.

5) Fehden Herm. Klees und Konrad Küfers mit Mühlhausen 1465—67: Zeitschr. für Culturgeschichte 1855, 796 fgg. — Vgl. Narrenschiff Cap. 79 (Z. 17: *man usz dem stægenreif sich nert*).

6) Joh. Vitod. pag. 70.

Ritter Herzog Leopolds darnieder, und zuletzt, ein Jahrhundert nachher, machte das Fussvolk der Landsknechte sogar den Kern des deutschen Reichsheeres aus. Dazu noch der neue Gebrauch des Schiesspulvers, das für den Krieger zu Fuss ebenso leicht und mit Vortheil anzuwenden als für den Reiter unbequem war, das den Werth der persönlichen Tapferkeit des Einzelnen, die von dem Reiter voraus gefordert wird, sehr verringerte und an deren Stelle die Wirkung mit grossen Truppenmassen setzte, wie sie nur durch Fussvolk zu erreichen ist, das endlich jedesfalls eine ganz andere Art der Bewaffnung mit sich führte, als die bisher der Schutz und Trutz des adlichen Kriegers gewesen war: sein Speer mit dem bunten Fähnlein, sein Schild mit dem Wappenzeichen fiel dahin, und anstatt ihrer spielten Büchsen und Karthaunen.

Speer und Schild fielen dahin und die Ritterschaft und das Ritterthum selbst[1]). Nicht, dass die Adlichen das gemerkt und verstanden und sich mit Weisheit in die neue Zeit geschickt hätten: sie meinten das Ritterthum immer noch zu haben, wenn sie nur mit den Formen desselben, mit den leeren Förmlichkeiten recht prunkten und tändelten. Ja, als wäre es an der einen grossen Ritterschaft nicht genug, kam es nun, schon mit dem vierzehnten Jahrhundert auf, dass von Königen und Fürsten noch ein besonderer Ritterorden nach dem andern gestiftet ward[2]), dessen Zeichen nicht etwa die blanke oder von dem Feind zerhauene Waffe, sondern irgend ein am Gewand oder um den Hals oder wie der englische Hosenbandorden um das Knie getragenes

1) Ritterleben des 14. Jahrh.: Suchenwirt S. XXIV fgg.

2) Das Ritterthum und die Ritterorden von Kurt von d. Aue, Merseb. 1825. Principaux Ordres de Chevalerie: Magas. pittor. 1841, 298 fgg. — Die Fürspängergesellschaft Karls IV 1355: Aufsess Anzeiger 1. 87 fg. Drachenorden K. Sigismunds: Hormayrs Taschenb. 1836, 311 fgg. Aufsess 3, 5 fgg. Adlerorden 1433: Hormayr a. a. O. Am Hofe der Este zu Ferrara 14. Jahrh. Orden vom goldenen Sporn: J. Burckhardt die Cultur der Renaissance in Italien S. 53. Schwanengesellschaft 1440: Aufsess 1. 86 fg. Hillert der Schwanenorden, Berlin 1844. Adelsgesellschaften: Staelins Wirtemb. Gesch. 3, 333 fg. 362 fg. Gesellschaft mit dem Rüdenband: Hoffmanns Monatsschrift von u. für Schlesien 2. 679. Craichgauer Adelsgesellschaft des Esels (u. dergl.): Schriften d. Alterthums- u. Geschichtsvereine zu Baden u. Donaueschingen 1848, 53 fgg. SChristophsgesellschaft: Zeitschr. f. Culturgesch. 1856, 391 fgg.

Kleinod war, und in den nur Eintritt fand, wen die Gunst des Fürsten berief und ein alter, durch Missheirath unbefleckter Adel dazu befähigte. Noch jetzo giebt es dergleichen Ordenskreuze und Ordenssterne und Ordensbänder in fast allen Staaten, und nur Republiken wie die unsrige wissen davon nichts: aber jetzt werden sie massenweise auch an solche gegeben, die nicht vom Adel, und zuweilen an solche sogar, die nicht einmal Christen sind. Was hätten unsre alten Ritter dazu gesagt? Etwas der Art haben sie freilich selbst schon erleben müssen, ein Zeichen mehr, wie es in der Neige des Mittelalters auch mit dem Ritterthum auf die Neige gieng. Eigentlich sollte ja nur ein Adlicher Ritter werden, und wer von Geburt unedel war, konnte zur Ritterwürde nur gelangen, wenn er sich zuvor irgendwie zum Adel emporgeschwungen hatte. Davon ist aber schon im fünfzehnten Jahrhundert oft genug abgewichen[1]) und es sind z. B. im J. 1433 Henmann Offenburg, der nur ein alter Bürger von Basel und Apotheker, und Rudolf Stüssi, der zwar damals Bürgermeister von Zürich, aber von Geburt nur ein Bauer aus dem Glarnerlande war, zu Rittern geschlagen worden[2]), auf der Engelsbrücke zu Rom von dem eben gekrönten Kaiser Sigismund, und ebenso im J. 1476 bei Murten Hans Waldmann, der Bauernsohn aus dem Lande Zug und seines Berufs ein Gerber[3]): mit dem Ritterschlag aber waren nun all diese auch vom Adel. Noch mehr. Jene Lehengüter, von denen Ritterdienste zu leisten waren, die Ritterlehen. konnte ursprünglich nur ein Adlicher besitzen: denn nur ein solcher durfte als Ritter mit zu Felde ziehn. Kaiser Karl IV aber in einem Gnadenbriefe vom Jahre 1357 verstattete den Bürgern Basels, allen insgesammt, fortan Ritterlehen zu haben und zu empfangen, gleich als wenn sie vom Lehensadel und

1) Streben auch geringerer Handwerker nach der Ritterwürde, in Florenz, gegen Ende des 14. Jahrh.: J. Burckhardt Cultur der Renaiss. S. 361. Ritterschlag eines Plebejers anerboten, aber abgelehnt: Otto Frising. Frid. I. 2, 18. Schon 1187 verordnet, es solle keines Bauern noch Priesters Sohn Ritter werden: Chron. Ursperg.; nur Ritterssöhne: Verordnung Konrads IV. Ein Kaufmannssohn Dienstmann und Ritter: G. Gerh. 3368 fgg. 3475 fgg.: ein Bauernsohn: Helbling 8. 242 fgg.: Bauern- und Handwerkssöhne: Narrenschiff Cap. 76, 82. Landstreicher: Mones Altt. Schausp. S. 128.

2) J. v. Müller 3, 417. 3) das. 6, 172.

vom Ritterstande wären[1]). Wir Basler verstehn nur diess halbtausendjährige Privilegium nicht so zu deuten und anzuwenden, wie in manch andrem Land gewiss geschähe: sonst würden wir uns alle adlich schreiben.

Ihr habt vielleicht in der bisherigen Darstellung etwas vermisst, an das ihr doch gewohnt seid gleich mit zu denken, wenn von den alten Rittern die Rede ist, nämlich die Turniere. Die Sache ist jedoch nicht vergessen: ich habe sie nur aufgespart um euch jetzt davon einzeln und eigens zu erzählen[2]).

Es ist natürlich, dass ein kriegerisches Volk und gar dass Krieger von Stand und Beruf sich auch in Friedenszeiten und da auf eine friedlich spielende Weise, durch Nachahmung dessen, was im Kriege geschieht, für den Ernst des Krieges selber üben. Schon die Vorgänger des Mittelalters, die Germanen, hatten dergleichen an den Tänzen, die mitten unter drohenden Speeren und Schwertern von entkleideten Jünglingen ausgeführt wurden[3]), entkleidet, wie kühnere Männer selbst in die Schlacht ohne Rock und Rüstung giengen[4]); weiterhin finden wir das fröhlich übende Kriegsspiel wieder in den Heeren der Karolingischen Könige: Heinrich I sodann zeichnete sich dabei durch schreckenerregende Kunst und Kraft vor allen anderen aus[5]). Namentlich aber, wie schon vorher erwähnt, ward die edele Jugend, die an den Höfen lebte, zu mannigfaltigen Leibes- und Waffenübungen angehalten, und das geschah nicht erst im weiteren Verlauf des Mittelalters: es wird das bereits von dem Hofe Theodorichs, des grossen Königes der Ostgothen, ausdrücklich berichtet[6]). So waren denn auch die Turniere, dieser bloss gespielte Kampf und Krieg der Ritter[7]), dem Wesen nach nichts neues, nichts mit dem Ritter-

1) Thatsächlich auch schon vor 1357 geübt. Ochs 2. 193. 194. Schon 1227 ein Gnadenbrief K. Heinrichs „cives Basilienses — libere feoda recipiant, et quocumque modo queant sibi conquirere, possideant, et pleno jure“: Trouillat 1, 511.

2) Vergl. Du Cange v. Torneamentum. Wilken in Daubs und Creuzers Studien 2. Raumers Hohenst. 6, 599 fgg.

3) Tac. Germ. 24. Vergl. die Ross- u. Reiterübung Cap. 6. und die Tencterer Cap. 32.

4) Totilas: Procop. Gotth. 4, 31.

5) Nithard Histor. 3. 6. — Witukind 1, 39.

6) Ennodius Panegyr. Cap. 19.

7) exercitia ludi: Wituk. 1, 39.

thume frisch erfundenes, sondern nur die festere Gestaltung und Regelung dessen, was schon längst, nur vorher mehr formlos, Sitte gewesen. Und wenn man rechnet, sind sie sogar noch etwas älter als das eigentliche Ritterthum: denn sie haben diese festere Form bereits von der Mitte des elften Jahrhunderts an erhalten. Zuerst in Frankreich, und als deren Begründer wird da ein gewisser Gottfried von Preuilly namhaft gemacht. Von den Franzosen aber, die gerade damals in der grossen Ritterfahrt der Kreuzzüge allen übrigen Völkern voranschritten, und mit denen bei eben diesem Anlass besonders die Deutschen in nähere und langandauernde Berührung kamen, erst von den Franzosen haben denn im zwölften Jahrhundert auch die Deutschen und so fort die übrigen Völker turnieren lernen[1]). Darum besitzt auch die deutsche Sprache kein eigenes Wort dafür, sondern hat von jeher eben turnieren gesagt[2]): es kommt das wie unser neuer Ausdruck turnen von dem französischen *tourner*, drehen, wenden[3]): denn eine geschickte Handhabung des Rosses, ein Schwenken desselben zu rechter Zeit[4]) und auf rechte Weise war in den Turnieren von gröster Wichtigkeit, während allerdings in unserem Turnen das Ross nur eine sehr untergeordnete und hölzern unbewegliche Rolle spielt.

Aber nun zur Sache! Jedes Turnier war für sich ein Fest oder diente eine sonst schon festliche Zeit noch mehr zu verherrlichen[5]). Den natürlichsten Anlass dazu bot eine Schwertleite[6]): da konnte der neue Ritter gleich seinen Muth und seine Geschicklichkeit bewähren[7]), wie dort in Köln der Graf Wilhelm von Holland; bei der Schwertleite König Heinrichs und seines Bruders Friedrich in Mainz hat ihr Vater der Kaiser, damals schon 63 Jahre alt, noch rüstig mitturniert. Der Ort des Tur-

---

1) Franzosen und Niederländer: Altfranz. Lieder und Leiche S. 193. Deutsche: Greg. 1402. Beafl. 83, 12.

2) *turnieren, turnei:* W. Müllers Wb. 3. 151 fgg.

3) Französische Sprache des Turnierwesens: Altfranz. Lieder S. 195.

4) *gewenden daz ors ze beiden henden:* Gregor. 1443.

5) Lob der Turniere: Minnes. 3. 36b.

6) Nib. 35 fgg. 596. Wigal. 46. 31 fgg. G. Gerh. 3603 fgg. Lohengr. 242 fg. Trist. 128, 13 fgg. Georg v. Ehingen S. 10. Caes. Heisterb. XI. 19. Beafl. 84. 7 fgg

7) im tjost und buhurt: Engelh. 2438. 2445.

niers[1]) war nach Gelegenheit und Bedürfniss bald ein abgegrenzter Raum auf offenem Felde, bald der Hof eines Schlosses oder ein Platz in einer Stadt[2]); an den Fenstern umher oder auf eigens hingezimmerten Gerüsten sassen und standen die Zuschauer, namentlich die Frauen, an deren Beifalle den Rittern zumeist gelegen war, die etwa auch dem heldenmüthigsten und siegreichsten Kämpfer eine Belohnung dafür und einen Ehrenpreis, z. B. einen goldenen Ring vom Finger, zukommen liessen[3]). Manchmal waren die Preise schon vorher gesetzt und ausgekündet und mehrfach abgestuft: so bei einem Turniere zu Nordhausen, das Markgraf Heinrich III von Meissen veranstaltete, die goldnen und silbernen Blätter eines künstlich gemachten Baumes. Die Kämpfer selbst erschienen solch einer Zuschauerschaft und der Festlichkeit des ganzen Anlasses wegen auf das schönste, schöner als wohl zum ernsten Kriege, gewappnet und gekleidet, den ganzen Leib in ein eng anschliessendes, aus Stahlringen geflochtenes Gewand und darüber in einen reich gestickten Rock gehüllt, das Haupt ganz von dem Helme, der den Augen nur einen schmalen Durchblick liess, umschlossen, und auf dem Helme oben, auf dem Schilde, auf dem Rock in Gold und Silber und bunten Farben ihre Wappenzeichen; auch das Ross war bekleidet, an Kopf und Leib, und auch dieses Kleid zierten die Bilder und Farben des ritterlichen Wappens[4]). Zugleich, im Gefolge des Herrn, kamen die Knappen und sonstige Diener um bei dem An- und Ablegen der Rüstung und während des Kampfes Handreichung zu thun, und vor ihm, wenn er heranzog, lustig blasende und trommelnde Spielleute.

Es gab aber zwei Hauptarten des Turnieres[5]), zwei Arten vornehmlich, in denen da gestritten ward. Einmal das Turnier im engeren Sinn dieses Wortes oder, wie es mit besonderer und

---

1) die *banc:* Winsbecke S. 57. Suchenwirt 30, 150. *rinc?* Helbl. 7, 1213.

2) *buhurt in den gazzen:* Helbl. 15, 57. Buhurt in einem Festaufzuge: Athis C*. 30 fg. Nib. 541.

3) einen Ring: Suso 181. Kranz: Winsb. S. 57 (vergl. Walthar. 210). V. d. Hag. Minnes. 5. 6. 33. Taf. IV.

4) Pfeiffer das Ross S. 34 fgg.

5) *buhurdieren unde jost* Renner 135a. *von justiern und von turneien:* Renner 134b.

wieder eigentlich französischer Benennung hiess, der Buhurd[1]); vielleicht die anschaulichste Schilderung eines solchen gewährt uns Konrad von Würzburg in einem eigenen Gedichte, dem Turnier von Nantes. Im Buhurd[2]) zogen die Ritter schaarenweis und oft zu mehreren Hunderten auf jedweder Seite gegen einander[3]), zuerst mit eingelegten Speeren, und suchten sich damit gegenseitig aus dem Sattel zu heben oder sich den Helm vom Haupt zu stechen. Hier kam es denn für Ross und Reiter auf Kraft und Gewandtheit an: sie musten dem Stosse entweder ausweichen oder ihn mit dem Schild auffangen und doch nicht stürzen, so dass der Speer des Gegners wirkungslos zerbrach. Dann aber, wenn alle Speere zerbrochen und verstochen waren und die zwischen herein mitlaufenden Diener keine frischen mehr reichen konnten, ward der Kampf mit den Schwertern fortgesetzt, bis zu irgend welchem Ende, bis zu dem Siege der einen oder der andern Partei, bis zu den höchsten Ehren dieses oder jenes einzelnen Ritters. Ihr könnt euch denken, welch aufregenden und zugleich betäubenden Sinneneindruck solch ein Kampf auf die Zuschauerschaft und zumal auf die Frauen machen muste, dieses Gewirr von Ross und Mann in dem Glanz der Waffen und der fliegenden Gewänder, das Krachen der zersplitternden Speere, das Klirren der Schwerter, das Wiehern der Rosse, das Geschrei der Kämpfer, und immerfort durch alles hin die kriegerisch jauchzende Musik.

Nicht so geräuschig war die andere Kampfart, die bei Franzosen und Deutschen so genannte Tjost[4]). Tjoste konnten bei demselben festlichen Anlass, noch ausser und nach dem Buhurd vorkommen: häufig aber beschränkte man sich auf sie allein, da sie nicht so viel Mannschaft und keinen so grossen Raum, über-

---

1) *buhurt*: W. Müllers Wb. 1, 735 fg. (Abbildung eines solchen, vgl. v. d. Hag. Minnes. 4, 37). *behórt:* Crane 1365. 2190. 2195. 2199. 4496. 4526.

2) Im ernsten Kampfe: Athis B 79.

3) *tûsent gegen zehen hunderten:* Engelh. 2676.

4) *tjoste:* W. Müllers Wb. 3, 43 fg. *joste:* Athis B 72. E 153, Partinop. S. 46. *just:* Engelh. 2622. 4821. Roseng. 500. Abbildungen: Basrelief des 11. Jahrh., Magas. pittoresque 2, 317. Elfenbeinrelief: v. d. Hag. Minnes. 5, 6. Malereien des 14. Jahrh. das. 4, 290. 5, Taf. IV. XXVIII.

haupt weniger Aufwand und Umstände forderten; nicht minder häufig ward auch ausserhalb der eigentlichen Turnierfeste als ein nur gelegentliches und schnell vorübergehendes Spiel[1]) tjostiert. Hier rannte bloss je ein Reiter gegen den andern und verstach auf ihn einen oder mehrere Speere[2]) und suchte ihn damit zu Fall zu bringen; Schwerter aber führten sie hier gar nicht. Einen Kampf dieser Art, eine Tjost, zeigt euch unser diessjähriges Bild, das Herr Albert Landerer, der uns allen wohlbekannte Maler, aus einer alten Handschrift entnommen und freilich um so viel schöner, als es in der alten Handschrift ist, gemacht hat, dass wir ihm wie für eine eigene Arbeit dafür danken können. Der Speer des einen Ritters (Walthers von Klingen, von dem wir nachher noch besonders zu sprechen haben) ist zwar zerbrochen, aber er hat damit einen so gewaltigen Stoss auf den Helm seines Gegners geführt, dass dieser im Begriff ist den Sattel zu räumen und auch sein Ross auf die Hinterbeine geworfen wird; der Stoss des letzteren selbst ist nur schwach gewesen, oder er hat Walther gar nicht getroffen: denn sein Speer sinkt unzerbrochen auf die Seite. Oben von dem Rand einer Maueröffnung blickt eine Anzahl Frauen herab, die einen über solchen Ausgang des Rennens erfreut und voll Bewunderung, die andern schmerzlich erschrocken[3]).

Ihr seht bereits, diese Kampfspiele mit Speer und Schwert waren von dem Kampf im wirklichen Krieg nur wenig unterschieden[4]): es kamen Verwundungen aller Art, oft sehr ernstliche, nicht selten sogar Tödtung vor: ein sächsisches Turnier im J. 1177 kostete sechzehn, ein andres im J. 1241 zu Neuss bei Köln sogar sechzig Ritter das Leben; der einzige Unterschied war, dass man es hier nicht mit eigentlichen Feinden zu thun

---

1) *ze resperîe:* Engelh. 2476 u. Anm.; *im buhurt* Nib. 552, 2. Vergl. *fôrestieren* Engelh. S. 256 fg.

2) *ze nageln vieren ûf den schilt, dâ sol dîn sper gewinnen haft, od dâ der helm gestricket ist: diu zwei sint rehtiu ritters mâl und ûf der tjost der beste list:* Winsb. 21. *ûf die schilde:* Nib. 189, 3. *ze den vier nageln gegen der hant:* Greg. 1448; Meleranz 8275. *dâ der schilt erwant:* Meleranz 5999. *auf die linke Brust:* Iwein 5328. Engelh. 2621. *under daz kinnebein:* Wigal. 19, 5. *den Helm ab:* v. d. Hagen Minnes. 4, 290.

3) *turnirn knehtes wîs:* Frauend. 10, 29. Reinmar v. Zweter, Minnes. 2, 198a.

4) Lohengr. 243. Raumers Hohenst. 6, 601.

hatte, und dass die Verwundung, dass die Tödtung nicht in der Absicht lag. Mitunter indess war auch das der Fall[1]): es geschah, dass persönliche Feindschaft die Waffe zum Meuchelmord des Gegners lenkte; Gottfried von Preuilly selbst, der französische Ausbildner des Turnierwesens, ist so im Jahr 1066 zu Angers umgekommen. Darum in dem Gelübde beim Ritterschlag jene ausdrückliche Verpflichtung die Turniere nur der ritterlichen Uebung wegen zu besuchen. Die Geistlichkeit aber nahm (und wir dürfen fürwahr nicht sagen, dass sie Unrecht gehabt) an diesen wilden und gefährlichen Spielen Anstoss[2]); sie rechnete das Turnieren unter die schwersten Sünden, sie verbot es wiederholendlich und auf das feierlichste und verweigerte dem, der an einer Turnierwunde starb, das christliche Begräbniss. Das nützte jedoch wenig: die Edeln liessen sich diese ihre höchste Lust, die Uebung für den Krieg und die Bewährung der Ritterlichkeit auch im Frieden, nicht benehmen; sie meinten sich mit der Kirche und dem eignen Gewissen genügend abzufinden, wenn sie etwa vor dem Turnier noch schnell eine Messe hörten[3]). Ein rechtes Beispiel von der Unersättlichkeit der Turnierlust[4]) kann uns Ulrich von Liechtenstein geben, ein vornehmer Herr in Steiermark gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, Ahnherr der jetzigen Fürsten von Liechtenstein: der zog zweimal weit durch die Lande hin und tjostierte dabei fast Schritt für Schritt, indem er überall die Ritterschaft schon zum Voraus eingeladen hatte; das eine Mal war er noch dazu als Venus ausgekleidet. Ja es haben, da der Eifer sogar das schwächere Geschlecht erfasste, auch wirkliche Frauen turniert[5]), die dann wieder als Ritter ver-

1) Mörderische Art des Turnierens: Reinmar v. Zweter, Minnes. 2. 196a.

2) Raumers Hohenst. 6. 602. Altd. Bl. 1, 366. (Dennoch geschah der Ritterschlag durch die Geistlichen: oben S. 269, Anm. 2). — Das Turnieren eine Thorheit: Renner 134b. 135a. über den Turniereifer der Hausehre vergessen: Reinm. v. Zweter, Minnes. 2, 199a. Geistliches Leben und das eines turnierenden Ritters: Hartm. Gregor. 1260 fgg.

3) Turnier nach der Frühmesse: Gudr. 1671. 3. Erec 662. 2488. Partinop. 50; vor der Frühmesse: Nib. 750; nach der Vesper: Nib. 814. vor der Vesper: Nib. 757. Reitermesse: Pfeiffers Germ. 1, 17.

4) Johannes von Michelsberg Ritterfahrt nach Frankreich: Germ. 2, 94 fgg. — Beute an Rossen: Caes. Heisterb. XI, 19.

5) V. d. Hagen Gesammtabenteuer 1, 371 fgg. Chanson des Saxons 2,

kleidet waren; zu Tollenstein, einem Flecken im Altmühlthale, begiengen damit die Kaufmannsfrauen alljährlich die Fastnacht[1].

Bei all dem bisher vom Turnierwesen erzählten[2]) habe ich aber wiederum nur die Zeit im Auge gehabt, wo Ritterschaft und Ritterthum noch auf ihrer Höhe standen. Mit deren Sinken und Dahinfall musten alsbald auch die Turniere in Verfall gerathen. Zwar hat man in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters nicht weniger und mit nicht geringerem Eifer als in den früheren turniert; wie man jetzt innerhalb der grossen Genossenschaft aller Ritter noch besondre kleinere Ritterorden hatte, so thaten sich hie und da auch besondere Turniergesellschaften zusammen, und daneben fehlte es auch nicht an solchen, die von Land zu Lande auf Ritterschaft, wie es genannt ward, zogen, d. h. um überall zu turnieren oder, wo es den Ernst galt, auch im Ernst zu kämpfen: ein Georg von Ehingen aus Ulm hat um dieselbe Zeit, wo die Ehinger in Basel Bürger wurden, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, weite Fahrten der Art gethan, ostwärts bis nach Palästina, west- und nordwärts bis nach Portugal und Schottland hin. Aber man turnierte jetzt so, dass sich jetzt allerdings die Geistlichkeit nicht mehr hätte daran zu stossen brauchen. Jene gefahrvolleren, dem Kriege selbst so ähnlichen Kämpfe von Schaar gegen Schaar, die Buhurde, unterliess man nun: man begnügte sich mit der Tjost, dem Lanzenrennen Einzelner, und machte auch die so gefahrlos als nur möglich. Damit nicht einer den andern überreiten möchte, ritten beide links und rechts von einer mitten hindurch gezogenen mannshohen Schranke; damit sie einander nicht verwundeten, führten sie beide nur stumpfe Speere. Und doch war diese Vorsicht eigentlich überflüssig. Denn von Kopf bis zu Fuss waren nunmehr die Ritter, für das Turnier wie für den Krieg, in lauter Eisenplatten geharnischt; ebenso selbst ihre Rosse: bei solchem Schutz erheischte es nicht mehr so viel Muth und Tapferkeit, und bewun-

194 fgg. Méon, nouv. Recueil de Fabl. et Contes 1. 384 fgg. (Vergl. die Belagerung als Spiel, oben S. 140. 141.)

1) Parziv. 409, 8.

2) Turnierwesen im 14. Jahrh.: Suchenwirt S. XXX fg. Suso S. 180 fg. Im 15. Jahrh. in Italien: J. Burckhardt die Cultur der Renaissance S. 363.

derungswerth bleibt nur die Kraft, mit der die Ritter vermocht haben diese schwere Last an sich zu tragen und die Rosse gar die doppelte Last des eigenen Harnisches und des geharnischten Reiters. Früherhin hatte es an den leichteren Ringpanzern genug geschienen: jetzt, da diese ausser Gebrauch gekommen, waren die alten, die man vielleicht noch hatte, zu nichts besserem mehr anzuwenden als fetzenweis zum Putzen der Pfannen, und heut zu Tag werden diese s. g. Harnischpletze, die ihr wohl auch schon in den Küchen eurer Mütter gesehen habt, eigens zu dem Zwecke fabriciert. Je weniger nun so im Turnieren sich noch ein kühner Rittersinn kund gab, desto grösseres Gewicht legte man auf die Förmlichkeiten dabei und auf Förmlichkeiten, woran die ältere Zeit gar nie gedacht hatte: da wurden die Ritter einer Ahnenprobe, ihr Helm und Schild einer Wappenprobe unterworfen u. s. w. und es bildete sich zur Besorgung und Ueberwachung dieser und dem ähnlich wichtiger Dinge ein eigener Stand, der der Herolde, mit einer eigenen Wissenschaft, der Heraldik[1]). So wurden die Turniere wirklich nur ein Spiel, eine Spielerei, und es war nur vernünftig, als die Ritter zuletzt auch den Anschein der Gefahr und die unbequeme Rüstung dahingaben und bei Hoffesten nur noch, wie erst kürzlich in der Messe die Jüngeren von euch auf den hölzernen Rossen der Rösslirite gethan, nach Ringen stachen oder schnell im Reiten einen geschnitzten Mohrenkopf vom Boden aufspiessten[2]). Ihre Vorfahren hatten freilich anders mit den Mohren gekämpft.

Wie aber in eben dieser späten Zeit neben der Rittergenossenschaft sich die Zünfte aufthaten, wie die Fahnen der Bürger kühn und siegreich den Ritterbannern entgegenwehten, wie sogar auch Bürger lehensfähig und adlich und zu Rittern wurden, ganz so geschah es, dass gerade nun, wo bei den Rittern das Turnier verfiel, die Bürger ihrerseits anfiengen zu turnieren und sonst in

1) Heroldsdichtung: Litt. Gesch. S. 223 fgg. Turnier v. Nantes 185. — Knappen von den Wappen (vergl. oben S. 267, Anm. 5): Suchenw. S. XIII. Jahrb. des Vereins für mecklenb. Gesch. 3, 153 fg.

2) *Quintana:* vergl. Du Cange s. v. Anzeiger des germ. Mus. 1857. 325 fg. *quintaine:* Fierabr. XVIa fgg. S. 158 fgg. Renart le nouvel, Méon Rom. du Ren. 4. 137 fgg. — Solche Spiele für Ritter und Knechte: Suchenw. 30. 151; *mit dem pengel, mit dem swert* 153. Stechen der Diener: Simrocks Volksb. 3. 39 fg.

öffentlicher Geselligkeit mancherlei Spiel zu üben, das ihr neu errungenes Waffenrecht bewies und kräftigte[1]). Namentlich, wie sich geziemte, war es das jüngere Geschlecht der Bürgerschaft, und es waren zumal die Handwerksgesellen[2]), die dergleichen trieben: sie brachten den altgermanischen Schwertertanz in frischen Ehren wieder auf, überall hatten sie ihre Fechtstuben und Fechtbruderschaften, und wer darin recht eifrig und geschickt war, zog auf die Schaustellung seiner Kunst wie auf einen Erwerb umher: es ist eine geringschätzige Erinnerung hieran, wenn wir jetzt das Umherziehen der Handwerksburschen auf den Bettel fechten nennen. Zuweilen indess sahen die Turnierspiele der Bürger lediglich wie eine Verspottung der adlichen Turniere aus. So hatten die Plattner d. i. die Harnischmacher zu Nürnberg alle Fastnacht ein s. g. Gestech, wobei sie, geharnischt wie Ritter, von ihren Gesellen und Lehrjungen auf hohen Räderstühlen gezogen wurden und so mit stumpfen Speeren einander herab zu stechen suchten[3]).

Aber vergessen wir unser Basel nicht! Auch hier waren dergleichen Bürgerlustbarkeiten gar wohlbekannt; es erzählt davon zu der Zeit, als hier die grosse Kirchenversammlung tagte, der berühmte Aeneas Silvius Piccolomini (nachher Pabst Pius II) in einem Briefe, den er von hier aus in die Heimat schrieb um einem Freund von seinem dermaligen Aufenthaltsort und dem Leben darin ein Bild zu geben. Der Brief ist lateinisch: ich theile euch die bezügliche Stelle aus der Verdeutschung mit, die unser alter Chronist Christian Wurstisen im J. 1580 davon gefertigt hat[4]), und bemerke nur noch, dass bei den Plätzen mit Bäumen, von denen der Briefsteller spricht, zunächst an den

---

1) Pfingstspiel der Bürger zu Magdeburg (Preis eine Frau): v. d. Hagens German. 4, 121 fgg. Turniere florentinischer Handwerker gegen Ende des 14. Jahrh.: J. Burckhardt, die Cultur der Renaissance in Italien S. 362. Bürger und Bauern, im 16. 17. Jahrh.: Hoffmanns Monatsschrift 1, 255. Zur Fastnacht: Narrensch. 110, 79 fgg.

2) Gesellenstechen zu Nürnberg: Zeitschr. für Culturgesch. 1858. 774 fgg. H. Sachs 1, 58 fgg. (zu Fastnacht: 64. 152).

3) Wöchentl. Nachr. 2, 257 fgg. — Das Fischerstechen auf dem Würmsee: Schmeller 1, 289; vergl. Ann. Colmar. pag. 120 (1286): 1 Mai. Kübelgestech: Schm. 2. 276.

4) Wurstisen 1580 S. dclxij fg.

Petersplatz muss gedacht werden, denselben Ort also, wo wieder auch ihr gewohnt seid euren Turnübungen obzuliegen. „Ueber das hat es in der Neuwen Statt (er meint, was ausserhalb der älteren Mauern und Gräben liegt) viel Matten oder Plätze mit grünen Bäumen, und lieblichem Grasz. Der Eychen und Ulmerbäumen Este seind in die breite zerlegt, das sie viel Schattens geben: und ob es wol kein langen Sommer gibt, ist es doch sonders lustig sich in der Hitz daselbst hin zuoverfüegen, und der Sonnenschein zuoentweichen. An diese Ort verfüeget sich die junge Burs (das junge Mannsvolk), wann sie Freud und Kurtzweil zuotreiben haben. Da Lauffen, Ringen und Schiessen sie, da musteren sie die Pferdt, pflegen zuolauffen und zuospringen. Etliche schiessen mit dem Bogen, etliche erzeigen ihre Krefite mit Steinstossen: viel kurtzweilen mit der Ballen, zwahr nicht auff Italiänische gattung, sonder stecken an einem Ort ein eisinen Ring auff, und sehen welcher sein Ballen dadurch werffen köndte. Die Ball nemmen sie an ein Holtz, nicht in die Hand. Die überige menge singet entweders, oder machet Reientäntze. Dergleichen Versammlungen beschehen viel in der Statt."

Und vor den Bürgern des fünfzehnten Jahrhunderts, im früheren Mittelalter, haben auch unsere Ritter, die Lehensträger also und die Dienstmannen des Bischofs, ihr Theil turniert, turniert in dem eigentlichen Sinn des Wortes. An kriegerischem Muth, auch für den Ernst, gebrach es ihnen nicht: das bezeugt die Geschichte; ein Dichter des dreizehnten Jahrhunderts meldet mit Ruhm von den Rittern Basels, die nicht heimkehren zu Weib und Kind, eh dass sie gesiegt haben[1]). Und zum Spiel des Krieges, zu Buhurd und Tjost, bot ihnen der Münsterplatz, im Angesicht ihres Schutzpatrones des heil. Georg, genügenden Raum dar; wir wissen, wie die lange und blutige Zwietracht der Sterner und Psitticher davon ihren Ursprung genommen, dass bei solchen Gelegenheiten die versammelte Menge besonders den Aufzug derer vom Geschlecht der Schaler und der Mönche zu bewundern und zum Verdruss der Uebrigen zu fragen pflegte: „Wer sind diese?" Von bestimmteren Nachrichten über einzelne in Basel gehaltne Turniere haben wir jedoch, soviel ich weiss, nur zwei, und beide fallen bereits in die spätere, in Beginn und

1) Diutiska 1, 63.

und Verlauf der schon nicht mehr guten Zeit. Die erste in das J. 1315[1]). Da vermählten sich zu Basel König Friedrich mit einer Aragonischen Prinzessin und sein Bruder Herzog Leopold, der Besiegte von Morgarten, mit einer Tochter des Grafen von Savoyen; Turniere der einen wie der anderen Art, die wir kennen, verherrlichten das Doppelfest. Dabei habe sich, wird erzählt, besonders ein Johann von Klingenberg ausgezeichnet, der schon vorher und noch dreissig Jahre lang hernach für einen der tüchtigsten Ritter gegolten; ein Graf von Katzenellenbogen aber ward in der Tjost tödlich verwundet: er starb reuigen Sinnes, und die Frauen der Stadt geleiteten mit viel Thränen den Leichnam an den Rhein, der ihn abwärts in die Heimat tragen sollte. Die zweite Nachricht[2]), noch um zwei Menschenalter jünger, ist aus dem J. 1376, die Geschichte der s. g. bösen oder blutigen Fastnacht. Wieder ein Leopold von Oesterreich, diessmal derjenige, der ein Jahrzehend nachher bei Sempach gefallen ist, war mit vielen Grafen, Herren, Rittern und Knechten nach Klein-Basel, das ihm Bischof Johann von Vienne verpfändet hatte, gekommen um da Fastnacht zu halten, und es gab bei dem Anlass auch viel Turnier und Ritterspiel. Anfänglich nur in der kleinen Stadt: bald aber kamen die Herren damit auch auf den Münsterplatz und rannten da und stachen und banketierten dazwischen in den anliegenden Höfen. Sie trieben es roh und wild, und etliche Bürger wurden von ihren Pferden getreten, andre von den Speeren verletzt, die unter sie fielen. Da ergrimmten die aus der Stadt, stürmten mit den Glocken und machten sich mit bewaffneter Hand über die Herren her. Herzog Leopold entrann über den Rhein: aber Mehrere der Seinigen, Edle und deren Knechte, wurden in einem Domherrenhofe, wohin sie geflohen waren, erstochen. Die Obrigkeit wuste nicht anders Einhalt zu thun und die Uebrigen zu retten, als indem sie dieselben alle gefangen nehmen liess, darunter einen Markgrafen von Hochberg zu Röteleu, einen Grafen von Habsburg aus Laufenburg, einen Grafen von Hohenzollern, einen von Montfort. Die Gefangenschaft dauerte nicht lange: aber nun schritt der Rath mit Untersuchung und Strafe gegen die einheimischen Anstifter des Tumultes ein und verwies dieselben theils aus der Stadt, theils

1) Alb. Argent. 175. 2) Wurstisen clxxxix fg.

wurden sie enthauptet: damals soll die Richtstatt vor dem Rathhause den Namen des heissen Steins empfangen haben. Man verfuhr, obschon die eigentlichen Urheber durch Muthwillen und Reizung die fremden Herrn gewesen, mit so grosser Strenge nach der anderen Seite hin um den erbitterten Herzog von Oestreich zu beschwichtigen[1]). Also Turniere zur Fastnacht: ihr wisst, dass zu eben der Zeit in Nachahmung der Ritter die Frauen von Tollenstein ihr Turnier und die Plattner von Nürnberg ihr Gestech hatten und wenn uns erzählt wird, dass bald nach jenem bösen und blutigen Ereigniss, im J. 1384, Graf Walraf von Thierstein und Burkard Mönch von Landskron die Stege des adlichen Gesellschaftshauses zur Mücke in voller Rüstung hinaufgeritten sind und oben in der Stube mit einander tjostiert haben[2]), so liegt es nah, auch diesen Unfug sich als einen übermüthigen Fastnachtsscherz zu denken.

Ich habe vorher gesagt, es gebe sonst über bestimmte einzelne Turniere in Basel keine Nachricht mehr: vielleicht aber, dass ihr von noch einem gelesen oder gehört habt, welches im J. 1428 vorgekommen sei[3]). Es verhält sich damit so. In diesem Jahre kam ein Spanischer Edelmann Namens Johann von Merlo, der ebenso wie der früher angeführte Ehinger aus Ulm die ganze Welt auf Kampf durchreiste, auch hieher nach Basel und forderte pralerisch die Edlen heraus: es solle zuerst zu Ross, dann zu Fuss, zuerst mit einem Stechen, dann mit drei Schlägen einer Mordaxt und vierzig Schwertstreichen gekämpft werden[4]); noch nirgend habe sich einer getraut diese Herausforderung anzunehmen. Hier aber nahm sie Heinrich von Ramstein, ein Edelknecht, an. Der Kampf geschah gegen Mitte des Decembers, auf dem Münsterplatz zwischen Schranken und vor einer aufgeschlagenen Bühne; Preisrichter waren Markgraf Wilhelm zu Röteleu, Graf Hans von Thierstein, Rudolf Freiherr von Ramstein, Egolf von Rathsamhausen und Thüring von Hallwil. Ausserdem

1) Wurstisens kurzer Begriff der Gesch. v. Basel von Beck S. 188 fg.

2) Wurstisen ccxlvij fg.

3) [„Das Turnier des Spaniers Johann von Merlo zu Basel 1428“: Fechter in Streubers Basler Taschenbuch 1858, S. 61 fg.]

4) [Ganz zu Fuss; ein Schuss mit der Glene, 50 Streiche mit der Streitaxt, 40 mit dem Schwerte, 30 mit dem Degen. Preis, den der Unterliegende entrichten muste, ein Rubin.]

war so viel Adel von nah und fern, Grafen von Freiburg, von Hohenzollern, von Valendis und andere, und auch sonst so viel Volk des ungewohnten Schauspiels wegen herbeigeströmt, dass die Väter der Stadt weitgehende Vorkehrungen für nöthig achteten um verrätherische Anschläge oder eine Wiederholung der bösen Fastnacht zu verhindern; Bürgermeister und Rath schauten selbst schon geharnischt und mit dem Stadtbanner von der Bühne zu. Es verlief aber alles ruhig; in dem Kampfe selbst ward keiner der beiden verletzt: doch gewann Merlo den Preis, und gleich auf dem Kampfplatze ward er von Graf Hans von Thierstein zum Ritter geschlagen, während Heinrich von Ramstein diese Würde erst späterhin, auf einem Zug nach Jerusalem, erworben hat. Der Sieg Merlos ist seinen Landsleuten den Spaniern lange in Erinnerung geblieben: es gedenkt desselben noch im J. 1605 Cervantes in seinem Romane Don Quixote; nur ist da der Name Ramstein in Remestan entstellt[1]). Aus Basel selbst besitzen wir über diesen Kampf alte und gleichzeitige Berichte von grosser Ausführlichkeit: ich habe mich mit der Wiedererzählung kurz gefasst, weil die ganze Sache, wenn wir es genauer nehmen, gar nicht hieher gehört. Denn wir sprechen von Turnieren: diess aber ist kein Turnier gewesen. Weder Merlo noch der von Ramstein waren Ritter, und wenn ein Ritterpaar in der Tjost seine Speere verstochen hatte, war damit das Spiel zu Ende: diese zwei aber haben sodann noch zu Fusse fortgekämpft. Sondern es war eben ein Kampf: die alten Berichterstattungen nennen es selbst nicht anders; d. h. es war ein Zweikampf, wie man deren im Mittelalter zu halten pflegte um so als durch ein Gottesurtheil eine Rechtssache auszufechten. Solch einen Kampf um Recht und Unrecht muste jeder Ritter, den ein unschuldig bedrängter darum angieng, übernehmen[2]): wir haben auch das unter den Gelöbnissen Wilhelms von Holland vorhin gehört; und dabei war es Gebrauch, dass die Ritter zuerst zu Pferde und mit Speeren, dann zu Fuss und mit der Hiebwaffe kämpften[3]): es ist das z. B. der Vorgang in jener Dichtung Konrads von Würzburg, wo der Schwanenritter die Sache der Herzogin von

1) Don Quixote 1. 49.
2) Höchste Bewährung der Mannheit: *kempfe* Walth. 20. 12.
3) Iwein 6907 fgg. Greg. 1956 fgg. Nib. 183 fgg.

Brabant verficht. Ebenso hier der Spanier und der Basler. Das Recht aber, um das der erstere zum Kampf herausfordert, ist allerdings nur ein Phantasierecht: es ist seine Ehre, es ist der Ruhm und Wahn seiner Unbesiegbarkeit[1]). Gerade in dergleichen Phantastereien gefiel sich namentlich der Adel und die Ritterschaft Spaniens: Don Quixote ist davon ein hoch ergötzliches Spottbild.

Wir haben bis hieher, meine jungen Leser, die Ritter nur gesehn, wie sie gewappnet in den Krieg und bis nach dem gelobten Lande hin zum Krieg mit den Feinden des christlichen Glaubens, wie sie gewappnet zu dem kriegerischen Spiel der Turniere und zu dem ernsten Kampf des Gottesgerichtes und auf Abenteuer und Wagniss ausgezogen sind. Aber eben dieselben (so entgegengesetztes kann sich in grossen Zeiten und in den Charakteren, die eine grosse Zeit bildet, vereinigen), eben dieselben, die nur dem Krieg und der Waffe zu leben schienen, schmückten ihr Leben auch gern mit der schönsten Kunst des Friedens, mit der Dichtkunst aus[2]); derselbe Walther von Klingen, welcher dort Mann und Ross über den Haufen sticht, hat vielleicht noch an dem gleichen Tag mit dem Saitenspiel in der Hand ein zartes Lied gesungen.

Es verhielt sich eben, um euch nun auch vor diese andere Seite des ritterlichen Lebens hinzustellen, mit der Dichtkunst im Mittelalter vielfach, ja beinahe durchweg anders als jetzt bei uns. Wir jetzt können uns einen Dichter und seine Wirksamkeit kaum mehr anders denken, als dass er an seinem Tische sitzend die Verse, die ihm gesucht oder ungesucht kommen, still für sich hinschreibt, dass er sie dann drucken lässt und darauf die Andern sie ebenso still für sich lesen: dass aber ein Gedicht laut vorgelesen oder hergesagt, dass es auch gesungen wird, kommt jedesfalls nur seltner und ausnahmsweise und hauptsächlich nur in euren Schulen vor, als Gegenstand und Mittel des Unterrichts, und Sonntags in der Kirche mit zwei Strophen vor und einer nach der Predigt. Nicht so im Mittelalter: da kannte

1) Vergl. den Kampf Günthers (Sigfrids) und Brünhildens. Kämpfe im Rosengarten, Preis ein Kuss und ein Kranz (Z. 206).

2) „Ἐν μύρτου κλαδὶ τὸ ξίφος φορήσω“: Callistratus.

man nur das laut vernehmliche Lesen und Hersagen, und noch öfter, noch frischer und lebendiger von Ohr zu Ohr, von Herz zu Herzen gehend, ward da gesungen. Denn da wuste man noch von dem Bücherdrucke nichts, und ein und dasselbe geschriebene Exemplar einer Dichtung muste neben und nach einander unzähligen, die daraus lesen hörten, dienen; da waren die wenigsten Dichter zugleich Gelehrte, und die besten waren es vielleicht niemals: Ungelehrte aber konnten der Regel nach nicht einmal lesen oder schreiben: Wolfram von Eschenbach zum Beispiel, ein grosser hochberühmter Dichter, verstand keinen Buchstaben; da war eben die Dichtkunst nicht eine Sache der Gelehrsamkeit und der Studierstube, sondern des Lebens, des öffentlichsten, allgemeinsten Lebens; sie war wie ein warmer Pulsschlag, der durch das ganze Volk hin zuckte und von dem jegliches Glied sein Theil empfieng. So aber namentlich, seitdem mit dem zwölften Jahrhundert, gleichzeitig also mit der Ausbildung des Ritterthums und der Turniere, die Dichtkunst in die Pflege der Adlichen, der Ritter übergegangen war: vorher, wenn wir absehen von den Liedern, die allein der grosse Haufe sang, hatte sie vornehmlich in den Händen der Geistlichkeit gelegen, und von dieser war sie meist auch schon auf ganz gelehrte Art, als ein einsames Geschäft der stillen Klosterzelle getrieben worden. Eine freiere, offnere, frischer von Lebensluft durchwehte Heimat fand sie nun auf den Schlössern der Ritter und an den fürstlichen Höfen: da lernten bereits die edlen Knaben, die für den Dienst des Schildes da erzogen wurden, neben dem Waffenspiel und all dem andern, das zur höheren Bildung gehörte, auch diese Kunst, und bald erschien es gleich dem Ritterthum als der vollendende Schmuck jedes Edlen, dass er auch Lieder und besonders Lieder zur Verherrlichung der Frauen, dass er Minnelieder dichtete. Damals hat mehr als ein hoher Fürst und selbst Kaiser und Könige haben vor der Zuhörerschaft, die der glänzende Hofhalt ihnen bot, ihre Lieder gesungen: die Geringeren aber aus dem Adel, die unbegüterten Ritter, die auch mit dem Schwert nur von dem Lohne lebten, den ein reicherer Dienstherr ihnen gab, pflegten ebenso mit ihrer Kunst der lockenden Huld und Milde vornehmer Kunstfreunde nachzuziehen, wanderten von Hof zu Hof, von Fest zu Fest, wie denn z. B. bei jener Schwertleite zu Mainz Dichter aus Deutschland und aus Frankreich zahlreich

zusammentrafen[1]), und sangen da entweder in das tönende Saitenspiel Minnelieder und Lieder zu Ehren ihrer Gönner, oder sie verfassten nur für das Lesen und Lesenhören grosse Heldengedichte, in denen sie die Vorbilder des Ritterthums, der Tapferkeit und der adlich feinen Sitte feierten. Und nicht bloss so an den Höfen, im Kreise einer ruhig lauschenden Zuhörerschaft, erscholl ihr Gesang: er rief und begleitete auch die Ritterschaaren, die zum Turnier oder zum Krieg oder mit dem Kreuz im Banner nach Palästina zogen; und nicht bloss die Dichter selbst fuhren so durch die Lande und streuten aller Orten eine immer neue Frühlingssaat der Dichtkunst aus: noch grösser war die Zahl derer, die aus dem Lesen und Singen fremder Gedichte ein wanderndes Gewerbe machten, und diese legten sich für ihr Bedürfniss ganze grosse Lieder- und Gedichtbücher an. Ebensolche, zuweilen noch auf das zierlichste mit Bildern ausgeschmückt, befanden sich oft auch in dem Besitz vornehmer Frauen: denn so ungeläufig ihren Männern und Brüdern das Lesen wie das Schreiben war, die Frauen waren mit beidem meist wohlvertraut.

Die glänzende Zeit dieser ritterlichen Dichtkunst fällt in Deutschland ebenwie all der Glanz des Ritterthums um das Jahr 1200, in die Jahrzehende, wo das Reich von den tapfern und geist- und gemüthreichen Königen des Hohenstaufischen Hauses beherrscht ward. Als aber nach dem blut- und thränenvollen Untergang dieses Hauses das Zwischenreich und mit ihm jegliche Verwilderung des Adels kam, da sank auch die Kunst des Adels in Verwilderung hinab, und mochte sodann Rudolf von Habsburg auch den Staat aus seinen Wirren retten und überall in demselben Ruhe und Ordnung wieder feststellen, die Dichtkunst durch königliche Milde neu zu gründen, dazu war er mit seinem haushälterischen Sinne nicht der Mann: die Dichter seiner Zeit haben ihn der Kargheit wegen, die sie bei ihm fanden, oft scharf genug getadelt und verspottet; dem Beispiel aber, das der König gab, folgten hierin die Fürsten und Herrn des Reiches nur zu gerne. Und doch ist solch ein Verhalten derselben wohl zu entschuldigen, wenn man nur sieht, von welcher Art jetzt die Dichter meistentheils gewesen. Denn ausgestorben war die Dichtkunst

---

1) Altfr. Lieder S. 199.

nicht: sie war ausgeartet; sie war vorab in die Hände solcher gefallen, die nicht bloss geringer an Stande als die früheren Dichter, sondern auch, und das allein war das Schlimme, von geringerer Gesinnung waren, die gegenüber den Herrn, um deren Gunst sie warben, eine niedrige Kriecherei und gegenüber ihren Mitbewerbern den andern Dichtern eine pöbelhafte Scheelsucht übten. So hatte denn der Adel auch den edelsten Theil seines Lebens und Wirkens eingebüsst, und allgemach kam die Dichtkunst gleichfalls an den Bürgerstand. Noch aber war dieser zu wenig darauf vorbereitet; das Gemüth der Städtebewohner war einstweilen noch zu tief und für zu lange Zeit in den Sorgen und Geschäften des täglichen Erwerbs oder in den Mühen um das Wohl des emporstrebenden Gemeinwesens befangen, als dass sie es alsobald auch hier den Rittern gleich thun und ganz so wie vormals diese die Kunst des Dichtens hätte treiben können. Sie machten zunächst, falls sie nicht gar auf allen Schein von Kunst verzichteten, ein Handwerk daraus: die vielgenannten Meistersänger, vom vierzehnten Jahrhundert an bis zum Schlusse des Mittelalters, wie sie dem eigentlichen Beruf nach meist Handwerker waren, waren eben auch nur Handwerker des Dichtens und Singens, nicht Künstler, nicht Dichter. Erst mit der Reformation und nach derselben sollten auch die Bürger so dichten lernen, dass alles, was einst auf diesem Gebiete die Herrn vom Adel geleistet, daneben tief in Schatten tritt. Ich brauche euch aus dem vorigen und noch aus unsrem Jahrhundert keinen der vielen Dichter von bürgerlicher Geburt zu nennen, vor denen auch jener stolze Kaiser Heinrich, der selbst doch schöne Lieder gesungen, gerne sein Haupt entblössen würde.

Und nun lasst uns den Blick auch wieder in die engere Heimat, nach Basel richten. Hoffentlich wird euch in nicht gar zu entfernter Zeit noch ein späteres Neujahrsblatt schildern, wie Basel recht zu seinem Glücke von dem Unwesen der Meistersängerei gänzlich unberührt geblieben, wie es aber mit Ablauf des fünfzehnten Jahrhunderts auf der guten und tüchtigen Grundlage, welche die neugestiftete Universität für alles geistige Leben und Streben bot, auch eine hauptsächliche Stätte der damaligen Dichtkunst und namentlich die Stätte des Wohnens und Wirkens für einen Mann von so tief eingreifender dichterischer Wirksamkeit wie Sebastian Brant geworden ist. In Erwartung

dieses auf jeden Fall sehr reichhaltigen Blattes dürfen wir uns jetzt mit dem begnügen, was die frühere Betheiligung Basels an der altdeutschen Dichtkunst angeht. Zwar aus dem Blütenalter derselben hat vielleicht nichts, das hier am Ort verfasst wäre, sich bis auf uns erhalten: dass man aber auch damals wohlbekannt mit ihr gewesen ist und sie geliebt hat, dass ihr selbst der Bischof und die edlen Domherrn, unter denen um das Jahr 1200 das Münster neu ist gebaut worden, hold gewesen, das können euch, wenn ihr in diese Kirche oder in die mittelalterliche Sammlung des Conciliensaales geht, noch jetzt die Pfeiler des Chors und die Gypsabgüsse aus der Krypta zeigen: da seht ihr in Stein gehauen Alexander den Grossen, wie ihn zwei Greifen durch die Lüfte tragen, Dietrich von Bern, wie er aus dem Schlund eines Drachen einen Ritter erlöst, Pyramus und Thisbe, wie sich beide selbst erstechen[1]), und abenteuerliche Geschichten zwischen Löwe und Fuchs und Bär und Wolf, alles das Dinge, von denen damals viel in Gedichten erzählt ward, und die nun hier aus der Dichtkunst in die Kunst der Steinmetzen übertragen sind. Weiterhin hat in dem gleichen dreizehnten Jahrhundert wieder ein Geistlicher, ein Prior des Predigerklosters, Bruder Heinrich[2]), geistliche Lieder gedichtet, und die andächtigen Frauen haben dieselben viel gesungen: wir besitzen davon leider keines mehr. Und der Ritter Konrad Flecke, der um das J. 1230 die liebliche Erzählung von Flore und Blancheflour in deutsche Verse gebracht[3]), ist wahrscheinlich ebenfalls ein Basler, ein Dienstmann nämlich des Bischofs gewesen[4]); auch lautet seine Sprache[5]) gerade so, wie man damals in Basel muss gesprochen haben: dennoch möchte ich es eben nur als Wahrscheinlichkeit, nicht als eine Gewissheit behaupten, dass er zu den Unsrigen gehöre. Gewisse Namen und Denkmäler selbst haben wir zu allererst aus der vorher geschilderten Zeit des beginnenden Verfalles, erst aus dem Zeitalter König Rudolfs: von diesen Namen

1) Vergl. Haupts Zeitschr. 6, 160.

2) Ann. Colm. pag. 220, vgl. 240 fgg. Welcher der Priore dieses Namens? [Alsatia 1860, S. 189. 192.]

3) [Den Clies: Litt. Gesch. S. 192].

4) Unter den Dienstleuten des Bischofs in Urkunden von 1210, 1223 und gegen 1240 ein Hugo Fleko: Trouillat 1, 456. 492. 555.

5) Ueber seine Sprache vgl. Sommers Ausg. S. XXXIII.

aber ist, und dessen mögen wir uns freuen und rühmen, der eine wenigstens von solcher Bedeutung, dass durch ihn der Verfall vorübergehend zu einem neuen hohen Aufschwunge gestempelt wird.

Erstlich tritt uns da noch ein adlicher, hochadlicher Dichter entgegen, Walther von Klingen, von Geschlecht ein Thurgauer, der aber auch viel in Basel geweilt hat (er besass am Kirchhofe von S.Peter ein eigenes Wohnhaus) und mit den vornehmsten und mächtigsten Herren unserer Gegend, mit den Grafen von Froburg und von Pfirt. als Schwäher und Schwager ist verwandt gewesen. Er war ein frommer Mann und das ganz in der Weise des Mittelalters: ein Kloster nach dem andern hat er entweder reich begabt oder selber erst gegründet: hier in Basel rührt von ihm, und auch nach ihm benannt, das ehemalige Frauenkloster am rechten Rheinufer, das Klingenthal her, eine Stiftung des Jahrs 1273. Er war aber auch als Staatsmann und durch kriegerische Tüchtigkeit ausgezeichnet: Rudolf von Habsburg brauchte ihn viel im Rath wie im Felde; und ein gewaltiger Turnierheld muss er gleichfalls gewesen sein: denn gerade als solchen stellt ihn jenes alte Gemälde dar, dessen Nachbildung dem Neujahrsblatt beigegeben und schon vorher unter uns ist besprochen worden. Es ist dasselbe aus einer grossen Liedersammlung entlehnt, die sich auf der nun kaiserlichen Bibliothek zu Paris befindet, und steht da vor den Liedern Walthers. Denn er war eben auch ein Dichter und Minnesänger. Nur freilich hat er das Turnieren besser als das Dichten verstanden: eigenthümlich schönes haben seine Lieder nicht; sie klingen dem hellen vollen Gesang seiner Vorgänger gegenüber nur wie ein dumpf gebrochener Wiederhall, und man spürt es ihnen an, er hat nur gedichtet, weil einmal der Minnegesang unter die Merkmale der ritterlichen Bildung gerechnet ward. Walther soll hochbetagt im J. 1295 gestorben und in seiner Stiftung dem Klingenthal bestattet sein; ein Grabstein seiner Tochter Clara, vermählten Markgräfin von Baden, mit einer Umschrift in Versen, die wahrscheinlich der Vater gedichtet hat, ist daselbst noch vorhanden.

Dann aber, mehr in Sinn und Art dieser späteren Zeit, auch ein Dichter bürgerlichen Standes und er zugleich einer der grösten, die überhaupt die Geschichte der altdeutschen Dichtkunst kennt und nennt, und darum so gross, weil er inmitten

des allgemeinen Dahinsinkens sich mit seinem Streben und Wirken fest aufrecht erhielt und dastand wie noch der Besseren einer aus bessern Tagen, weil er, obgleich unbegütert und auf die Milde der Gönner angewiesen, sich selbst und seine Kunst doch nicht erniedrigte, weil zu einer Zeit, wo sonst das Dichten schon ein Handwerk wurde, er es noch als Kunst ausübte und sich des höheren Adels, welcher der Kunst von oben her verliehen ist, noch mit gerechtem Stolze bewust war[1]). Ich meine Konrad von Würzburg. Von Würzburg: es könnte um dieses Zusatzes willen scheinen, dass er von Herkunft also ein Franke und nicht ein Basler gewesen sei. Dem ist jedoch schwerlich so, und der Zuname erklärt sich anders. Es kommt öfters in den Städten des Mittelalters und namentlich gerad in Basel und hier gerad auch schon zu Konrads Zeiten vor, dass Häuser auf irgend einen Anlass hin den Namen eines fremden Ortes und den gleichen Namen die Bewohner des Hauses getragen haben: es gab z. B. in Basel ein Haus, welches Strassburg hiess, und das darin sitzende Geschlecht hiess nun von Strassburg. Ebenso mit unserem Konrad: Würzburg war der Name seines Baslerischen Wohnhauses; es stand an der Rheinseite der jetzigen Augustinergasse. Und sollte allenfalls auch die Stadt Würzburg in Franken seine Geburtsstadt gewesen und sein Haus in Basel erst nach ihm benannt sein, so müste er jene doch sehr frühzeitig verlassen haben, so früh, dass alles wahre Anrecht auf ihn dennoch uns Baslern zufiele. Denn was man von seinem Leben und dann von seinem Tod und Begräbniss weiss, überall ist da fast nur von Basel, von Würzburg aber nirgend die Rede, und gut altbaslerisch ist auch die Sprache seiner sämmtlichen Dichtungen, nicht aber fränkisch: man weiss ganz wohl, wie die Franken damals gesprochen und gedichtet haben. Konrad war im Besitz einer gewissen Gelehrsamkeit: er verstand Französisch und Lateinisch und wuste manches, was nur mit Hülfe der letzteren Sprache zu erlernen war; hierauf zunächst zielt auch dem Sprachgebrauche seiner Zeit gemäss der Titel Meister, den er führte, Meister Konrad von Würzburg[2]). Natürlich hat er dann

1) Eingang des Buches von Troja.
2) Litt. Gesch. S. 101.

auch schreiben können. Ich muss das wegen des Bildchens sagen, das vorn auf den Titel dieser Blätter gedruckt ist, eine Verkleinerung des grössern Bildes, das in der Handschrift zu Paris die Lieder Konrads begleitet. Der erhöht sitzende ältere Mann soll offenbar unser Dichter sein: aber er schreibt nicht selbst, sondern ihm zu Füssen hält ein Jüngling die Wachstafel und den Griffel zum Schreiben und das Geräth zum gelegentlichen Ausglätten des Geschriebenen. Konrad also dictiert, was er dichtet; er dictiert um nicht durch eigenes Schreiben im Dichten gestört zu sein. Genug Andere haben es ebenso gemacht: auch Gœthe, wenn er dichtete, mochte sich selber nicht die Hand mit Tinte beflecken. Aber Konrad war nicht bloss gelehrt: ihm wohnte auch, und das war die Hauptsache, eine reiche dichterische Begabung inne; er empfand und dachte fein und tief und wuste mit lebendiger Anschaulichkeit, mit fliessender Rede, mit allem Wohllaut der Worte darzustellen. Dazu noch welche Vielseitigkeit, welche Fülle seines Dichtens! Wir haben von ihm Gedichte sowohl geistlichen als weltlichen Inhaltes, sowohl Lieder als erzählende und Lehrdichtungen, und die erzählenden, deren ich gelegentlich schon mehrere habe anziehn können (Engelhard und den Schwanenritter und das Turnier zu Nantes) wechseln mit den Stoffen, die sie behandeln, auf das mannigfaltigste und steigen von ganz bescheidenem bis zu riesenhaftem Umfang an. So hat z. B. die Geschichte von Kaiser Otto mit dem Bart und Heinrich von Kempten, die Vielen unter euch, wenn auch nicht aus dieser altdeutschen Dichtung selbst, bekannt und lieb ist, nicht mehr als 764 kurze Verse, das Buch von Troja dagegen, das den Trojanischen Krieg und als Einleitung dazu noch den Argonautenzug erzählt, deren an 50,000, und letzteres ist nicht einmal fertig, sondern Konrad ist, nachdem er sechs bis sieben Jahre lang, von 1281 bis 1287 daran gearbeitet, noch vor der Vollendung dahingeschieden. Einem so treubeflissenen Streben ist der beste Lohn, der ihm hienieden werden konnte, die innere Befriedigung, nicht entgangen: sie athmet überall aus Konrads Werken, und schön vergleicht er sich einmal der Nachtigall, die unbekümmert um die Welt, nur um sich selbst zu erfreun ihre Lieder singt. Aber auch der Lohn dieser Welt, der äussere Lohn der Anerkennung bei den Zeitgenossen und des Ruhms noch in der späten Folgezeit ist ihm reichlich zu Theil

geworden[1]). Von ihm selbst erfahren wir die Namen mehr als eines Gönners, die seine Kunst ihm erworben und mit deren Unterstützung und denen zu Ehren er bald diess, bald jenes seiner Gedichte verfasst hat. Und das sind bis auf einen lauter Basler Namen: in der Legende vom heil. Alexius zwei Büger Basels, Johannes von Bermeswil und Heinrich Isenlin, in der vom heil. Pantaleon ein dritter, Johannes von Arguel, in der vom heil. Silvester der Domherr Leutold von Rötelen, in dem Buch von Troja ein anderer Domherr, der Cantor des Stiftes Dietrich am Orte, endlich in der Erzählung von Kaiser Otto ein Edler des benachbarten Elsasses, ein Herr von Thiersberg zu Strassburg[2]). Jener Heinrich Isenlin bekleidete später, im J. 1294, das Amt eines Spitalpflegers[3]); er ist jedoch kein Vorfahr unsrer jetzigen Iseline: diese haben erst zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts das Bürgerrecht hier erlangt. Johannes von Arguel[4]), so zubenannt von Erguel im S.Imerthal, hatte sein Haus am Eschemer Thor[5]); seine Mutter war nach Konrads Angabe aus dem Geschlecht der Winharte, die an der Hutgasse wohnten und nach denen dieselbe Winhartsgasse hiess; als Freund und Günstling des Volkes lebte er mit dem Bischof Peter Reich (1286—1296) in hartem Zwiespalt. Leutold von Rötelen[6]), in der alten Sprache Rötenleim, war bereits 1266 Archidiaconus; 1295 ist er Domprobst, 1310 Bischof geworden, diess jedoch gegen den Willen und ohne die Anerkennung des Papstes. Zuletzt Dietrich[7]) aus dem Dienstmannengeschlecht am Orte (d. h. am Ende, auf Lateinisch *in fine*) erhielt die Cantorei im J. 1281; der Domherrenhof, in welchem damals der jeweilige Cantor wohnte, von einer Capelle darin auch S.Vincenzenhof genannt, lag mitten am Spitalsprung[8]).

Noch aber hat zu eben dieser Zeit ein anderer Dichter in

---

1) Anerkennung und Ruhm: gold. Schmiede S. XVII.

2) Der von Thiersberg: Hahns Ausg. S. 35 fg. [*von Strâzburc ein Liehtenberger, iuwer lop ich krœne, iu muoz min gedœne durchliuterlicher tugende jehen*: Hagens Minnes. 2, 334a.]

3) Heinrich Isenlin: Basler Handschr. S. 4.

4) Haupts Zeitschr. 6, 193 fg.

5) Basel im 14. Jahrh. S. 99.

6) Basler Handschr. S. 5; Ochs 2, 20 fg.

7) Basler Handschr. S. 5.

8) Basel im 14. Jahrh. S. 21; gold. Altartafel S. 4.

Basel gelebt, von dem wir gleichfalls manch ansprechenden Reim, wenn auch weder so vieles noch so schönes als von Konrad besitzen, nämlich Meister Boppe; sein Haus stand in der Leonhardsgemeinde[1]). Er ward auch der starke Boppe genannt: denn obschon nur von mittlerer Grösse, hätte er doch eine so aussergewöhnliche Leibeskraft, dass er allein es mit zehnen und mit zwanzigen, ja wohl mit noch mehren aufnahm. Dem entsprach aber auch seine Esslust, und er vermochte nicht einen Tag hindurch, nicht einmal am Karfreitag, wo es doch die katholische Kirche am strengsten nimmt, zu fasten. Der Name Boppe ist nur eine bequeme und liebkosende Veränderung von Jacob: so steht dieser starke Boppe allem, was sonst in Basel Boppi oder Beppi heisst, voran als der am frühesten berühmt gewordene der langen Reihe.

Kehren wir jedoch zu Konrad von Würzburg zurück! Ich habe euch freilich nur noch von seinem Tode zu berichten. Er starb nach einem wahrscheinlich nicht gar langen Leben am letzten August des Jahrs 1287[2]), und wohl an einer ansteckenden Krankheit oder einer Seuche, die umgieng: denn mit ihm an dem gleichen Tage sind auch sein Weib Bertha und seine Töchter Gerina und Agnes gestorben. Sie erhielten alle vier ein gemeinsames Begräbniss in der Marien-Magdalenen-Capelle des Münsters, da, wo jetzt die Stege von dem Kreuzgang aus in den Betsaal führt. Die Mitbürger und die Genossen seiner Kunst empfanden den Verlust mit Schmerz: die namhaftesten der letztern, Boppe, der ja zugleich sein Mitbürger war, voran, beklagten seinen Tod und rühmten, was er als Lebender gewesen[3]), und hie und da, auch ausserhalb Basels, wurden Jahr und Tag seines Sterbens und der Ort, wo er bestattet sei, als chronikwürdige Dinge aufgezeichnet.

Liebe Knaben, wenn ihr an jener Ecke des Kreuzganges vorübergeht, dürft ihr wohl die Kappe lüpfen: es schlummert da der Staub eines grossen Mannes. Und thut das Eurige dazu,

1) Haupts Zeitschr. 8, 347 fg. Basel im 14. Jahrh. S. 119. Glasmalerei S. 29 fg. 144.

2) Nach dem Jahrzeitbuche des Münsters (Otto S. 10) und den Annalen von Colmar: eine Strassburger Nachricht (Anz. d. Germ. Mus. 1856, 34) giebt den 1. Juni.

3) Hagens Minnes. 2, 383b. Ettmüllers Frauenlob S. 180.

dass in Zukunft die Stätte besser geehrt werde, als bisher geschehn, dass etwa dann, wenn nach der so schön vollendeten Wiederherstellung des Innern unserer Münsterkirche endlich auch das Aeussere und der Kreuzgang ihre Säuberung finden, dann dieser denkwürdige Ort auch sein Denkmal empfange. In Würzburg hat Walther von der Vogelweide, in Mainz Heinrich Frauenlob jeder seine frisch gesetzte Gedächtnisstafel, und Walther von der Vogelweide geht doch die Würzburger nur in so weit etwas an, dass er vielleicht dort geboren und nach lebenslanger Wanderschaft ebendort gestorben ist und begraben worden, und auf Frauenlob den Meistersänger darf Mainz nicht entfernt so stolz sein als Basel auf seinen Gesangesmeister Konrad.

Und hiemit, meine jungen Leser, wollen wir für diess Jahr schliessen; zum Schlusse nur noch ein kurzes Wort.

Es giebt jetzt keine Ritter und keine Turniere mehr, und auch Adel und Orden haben wir in Basel nicht. Aber an der Wehrhaftigkeit des Volks in Basel soll es darum nicht fehlen: deshalb, ihr Knaben, wenn ihr auch keine Turnierer werden könnt, fröhliche und rüstige Turner könnt und sollt ihr dennoch sein und, falls es einmal dazu kommt, auch frische Cadetten. Dann, sobald einst in gereifteren Jahren das Vaterland euch ruft, vermögt ihr, wenn auch nicht als Ritter hoch zu Ross, doch Gewehr im Arm um so wackerer einzustehen.

Und Minnesänger giebt es auch nicht mehr, wohl aber sonst manchen Dichter, der aller Ehren werth ist, und ihr selbst, wenn ihr in der Schule aus frischer froher Kehle singen lernt, wenn ihr in der Kirche, wenn ihr auf Turnfahrten, wenn ihr sonst mit guten Kameraden gute Lieder singt, möget uns wohl all den Gesang, der einst an Fürstenhöfen in die Harfe scholl, vergessen lassen. Nur Meister Konrad soll uns unvergessen sein.

Der Todtentanz*).

(Aus: Basel im vierzehnten Jahrhundert. Geschichtliche Darstellungen zur fünften Säcularfeier des Erdbebens am S. Lucastage 1356, herausgegeben von der Basler historischen Gesellschaft. Basel 1856. S. 377—425. Eine Erweiterung der in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum, Bd. 9, S. 302—365 unter gleichem Titel erschienenen Abhandlung).

Es ist ein freudeloses Bild, das die letzten zwei Jahrhunderte des Mittelalters gewähren, ohne Reiz schon für den allgemeineren Anblick und immer abschreckender, je näher man ihm tritt. Namentlich gilt das in Bezug auf Deutschland. Die grossen Gedanken, die früherhin das ganze Volk mit Kraft und schöpferischer Freudigkeit erfüllt hatten, waren abhanden gekommen: Papstthum und Kaiserthum hatten sich, eine Macht an der andern, aufgerieben; die Kirche war versunken, das Reich zerrüttet, das Volksgefühl gebrochen, und nur mit ohnmächtigem Grimme, da auch die ritterliche Begeisterung der Kreuzzüge längst erloschen war, sah man dem Anwachsen der Türkenherrschaft zu: in demselben Jahre, da vom Erdbeben Basel zerfiel, hatte Soliman, Orchans Sohn, bereits auf europäisches Gestade seinen Fuss gestellt. Neue Gedanken zwar, neue Bestrebungen rüsteten sich an die Stelle der alten zu treten: aber sie waren noch unklar in sich selbst, noch nicht ausgereift, noch gelähmt durch die Lähmung aller Dinge und die zähe Widerstandskraft

*) [Les Danses des Morts — par Georges Kastner. Paris 1852. Schnaase zur Geschichte der Todtentänze: Weiss, Mittheilungen zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale 6, 221—223. Todtentanzsprüche von Schröer. Pfeiffers Germania 12, 284 fgg.]

abgelebten Alten. Schon regten sich, und immer dring- die Anfänge der Kirchenbesserung: aber noch überwog ·ht, nicht der Kirche, nur des Aberglaubens und der ·ng; vom Süden her gieng der Humanismus auf, aber ..nen Schrittes, gehemmt in der vollen Wirkung seiner be- ..chtenden Kräfte: denn er fand keine Litteratur des Volkes vor, die der classischen der alten Welt auch nur von fern entsprechend, ihr in Sinn oder Form irgend verwandt gewesen wäre, nur nach einstiger Blüte und Fülle ein halb unfruchtbares, halb von Unkraut überwuchertes Feld; es bereitete sich um auf die vollendete Baukunst des dreizehnten Jahrhunderts zu folgen und abgebrochene Anfänge schon einer früheren Zeit wieder aufzunehmen von neuem auch eine Bildhauerei, eine Malerei: aber den bildenden Künstlern wie dort den Dichtern mangelte das Geschick für Formengebung, mangelte Geschmack und unbefangener, frei sich bewegender Sinn. Neben die geistliche und die weltliche Einherrschaft und Adelsherrschaft, die bis dahin gegolten hatten, rückte jetzt der leitende Geist des neueren Staatslebens, die Democratie: noch aber, stürmisch wie das Zeitalter war, artete sie gern in gesetzlose Rohheit oder, lahm wie es war, in nüchterne Bürgerlichkeit aus. Da waren auch die Macht und der Reichthum, die sich einzelne Fürsten und besonders die Städte des Reichs mitten in der allgemeinen Noth und durch kluge Benutzung derselben zu erwerben wusten, Güter nur von zweifelhaftem Werthe: denn der Reichthum ward in Ueppigkeit, die Macht in Uebermuth gezogen. Und dabei selbst war keine rechte Lust: man konnte nicht ungestört, man muste wie im Fluge geniessen: denn in eben diesen Jahrhunderten kamen zu den endlosen Schrecken des Kriegs und der Fehde, gehäuft wie noch nie, all die räthselhaften und unbezwingbaren Schrecken der Natur, Pest, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Hungersnöthe. Am drückendsten lag diese ganze Last jedwedes Elends auf dem deutschen Volke: Frankreich war gegen vieles durch die straffere Zusammenziehung der Königsgewalt, England durch deren gesetzliche Beschränkung, Spanien durch den Rittersinn gesichert, den hier mit all seiner Romantik die Mauren wach erhielten; Italien aber mit der glücklichen Gemüthsart seines Menschenschlages, mit hochstrebenden Fürsten wie einzelne Päpste und die Mediceer, mit seinen vielfädigen, nie ganz aufgelösten Anknüpfungen an

das classische Alterthum hatte wenigstens dazu die Befähigung, die wiederhergestellte Wissenschaft und Kunst schneller und voller als irgend ein anderes Volk Europas in sich aufzunehmen: gerade jetzt besass es seinen grösten Dichter, Dante, und welche Maler, welche Bildhauer schon im fünfzehnten Jahrhundert!

Zeiten wie die geschilderte üben auf die einzelnen Menschen je nach deren Sinn eine ganz verschiedene Einwirkung: die einen fliehen vor solchen Strafgerichten in sich selbst zurück und zu Gott, die anderen suchen die Strafgerichte und Gott und sich selbst in den bunten Freuden der Welt zu vergessen; die einen verschmähen den Genuss des Augenblickes, weil er doch vergänglich, die anderen haschen nach ihm, weil er allein gewiss sei. So denn auch damals, und die Litteratur zeigt die Gegensätze bedeutsam ausgeprägt. In Italien hier Dante, dessen sittlich-religiöser Ernst durch das Unglück des Vaterlandes, dessen Liebe zum Vaterlande durch die Verbannung nur zu noch grösserer Strenge, grösserer Wärme gesteigert wird; dort Boccaccio, mit dessen leichtsinnigen Novellen sich eine Landgesellschaft lachend die Stunden kürzt, während in der Heimat, aus der sie entwichen sind, Tausende der Pest zum Opfer fallen. Oder deutsche Beispiele. Neben einander gehen da geistliche Lieder der Busse und des Heimwehs und weltliche selbst der frevelhaftesten Art, Trinklieder etwa, die Parodien von Psalmen und Gebeten sind; neben einander das Buch von den Schalks- und Schelmenstreichen des Eulenspiegels und die Sage vom Venusberge, in den die verführte Jugend zu trügerischer Lust und ewiger Verdammniss fährt, umsonst gewarnt von dem treuen Eckard, der am Thore sitzt.

Dieser Gegensatz von düstrem Ernst und scherzendem Leichtsinne stand jedoch nicht lediglich so unvermittelt da: er fand zugleich seine gemüthliche und künstlerische Ausgleichung. Er fand sie in der Satire, welche die Tugend empfahl, indem sie das Laster strafte, und das Laster strafte, indem sie dasselbe als Thorheit, als Narrheit dem Gelächter preisgab; er fand sie mit höherem Mass der Erhebung, als Spott und Ironie gewähren konnten, in jener grossen Stimmung des Gemüthes, wo Laune und Wehmuth, komische und tragische Weltanschauung in Einen Ton zusammenfliessen, im Humor. Nur dass, wie überhaupt die

Vollendung jetzt beinah nirgend glückte, auch die Verschmelzung der zwei Elemente nur selten ganz vollzogen ward: gewöhnlich überwog die irdische Schwere und drückte den Geist, den empor verlangte, halb wieder hinab in Satire und die blosse Laune. Aus dieser Zeitrichtung kam es, dass auf Bildern des Jüngsten Tages die Maler ihre meiste Erfindungsfülle an die grausamlächerlichen Qualen der Verdammten wendeten und gern in die Menge derselben mit besonderer Auszeichnung einen Papst und Cardinäle stellten; dass ähnliche Züge auch den Trauerspielen eingereiht wurden, mit deren Aufführung man die heilige Passions- und Osterzeit verherrlichte; dass man unmittelbar vor die grossen Fasten die tolle volle Ausgelassenheit der Fasnacht d. h. Spielnacht oder, wie die jetzige Sprache sagt, der Fastnacht und der Fastnachtsspiele rückte und gelegentlich wieder diesen Fastnachtsspielen den ernsthaftesten Zweck und Inhalt gab; dass hart am Ende des Mittelalters noch Sebastian Brant seinen bitteren Ingrimm über all die Verworrenheit und Verworfenheit, die er ringsum sah, nicht schicklicher einzukleiden wuste als in den grossen Fastnachtsaufzug seines Narrenschiffes. Und, wie zum Theil schon diese Beispiele zeigen, Keiner, auch der Höchste nicht, blieb unangetastet, und am wenigsten die Geistlichkeit: denn der Humor in seinem Aufschwung achtet der irdischen Standesunterschiede nicht, und es war die Zeit der neuen Democratie und der schon sich verkündenden Kirchenbesserung.

Zumal aber auch ward diese Art und Weise die Dinge der Welt zu betrachten auf den angewendet, der auch keines Standes achtet noch schont und jeden Unterschied ausgleicht, auf den Tod, den Genius des Zeitalters, den man das physische Leben massenhaft vernichten und hinter der Erschöpfung des moralischen und politischen lauern sah*). Immerfort und immer auf dem Grunde der ironisch-humoristischen Stimmung wurden neue Verbildlichungen und Personificierungen des Todes erfunden und gebraucht und aus der Poesie in die alltägliche Denk- und Sprechweise fortgepflanzt; manche derselben haben sich von da her bis auf den heutigen Tag erhalten. Aus dem Umstande nun, dass einige dieser Bildlichkeiten und andre mehr oder minder ihnen ähnliche uns auch bereits im früheren, ja im frühesten

*) Vergl. Kellers Fastnachtsspiele 2, 931 fgg.

Mittelalter begegnen, ist wiederholendlich, zuerst, wie ich glaube, von Jacob Grimm in seiner deutschen Mythologie, gefolgert worden, es finde hier ein Fortwirken altheidnischer Anschauungen statt, und man habe sich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert darum den Tod auf diese oder jene Weise persönlich handelnd gedacht, weil schon der heidnische Germane sich ihn ebenso gedacht habe; der Tod des Mittelalters sei immer noch die Todesgottheit der Germanen. Dem ist aber kaum so, und es dürfte gleich vielen anderen Sätzen unsrer Mythenforschung auch dieser lediglich auf einer Misskennung dessen beruhen, was der Menschheit das Christenthum und was ihr zu allen Zeiten die Poesie gewesen ist, eine durchweg erneuernde und eine stäts von frischem zeugende Kraft. Die altgermanischen Vorstellungen von dem Leben jenseits waren so wesentlich verschieden von denen, die sodann das Christenthum brachte, und wurden von letzteren so gänzlich unterdrückt, dass nun auch der Uebergang in das Jenseits, auch der Tod, in andrer Gestalt als vormals erscheinen muste. Es genügt hier auf einen einzigen, aber hauptsächlichen Punkt aufmerksam zu machen. Dem heidnischen Germanen war die Gottheit des Todes ein Weib, Halja; der christliche übertrug diesen Namen (es ist unser Wort Hölle) einschränkend auf den Ort, an welchem jenseits die Unseligen leben: den Tod aber hat er stäts, auch wo er denselben personificierte, eben den Tod genannt, ihn als Mann aufgefasst; den Dänen in Nordschleswig ist sogar Hel selber ein Spuk von männlichem Geschlecht geworden[1]). Auch der Teufel ist männlich, der Teufel, dessen Name mit dem des Todes sich in sprichwörtlicher Allitteration verbindet und dessen Verbindung mit dem Tod eine so natürlich nahe liegende ist[2]), dass in Bild und Wort mehr als eine der alten Anschauungen sich ebenso wohl auf den als jenen

1) Müllenhoffs Sagen der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg S. 244. Zu kühn hat daraus Wolf in den Beiträgen zur deutschen Mythologie 1, 204 fg. auf eine schon alte und ursprüngliche Doppelauffassung der deutschen Todesgottheit zurückgeschlossen.

2) *Daz ich den tiuvel unt den tôt muoz vürhten, deist ein grôziu nôt, und ir dewederz nie gesach unt vürhte doch ir ungemach. ich muoz ir beider angest hân und enweiz doch, wie si sint getân:* Freidank 67, 9; Dürers Kupferstich Ritter Tod und Teufel v. 1513; Teufel und Tod in den Märchen der Brüder Grimm Nr. 44 u. 82.

richtet[3]). Und so trifft denn die Art von Mythologie, die sich im Verlaufe des Mittelalters neu und frei an den Begriff des Todes angeschlossen, von vorn herein eher mit dem griechischen Heidenthume, dem auch der Tod eine männliche Gottheit war, als dem germanischen zusammen.

Es hat aber diese mittelalterliche Todesmythologie vor dem vierzehnten Jahrhundert fast durchgehends einen anderen Charakter besessen als in und seit demselben. Vor ihm geschah die Verbildlichung meist noch ohne Zuthun des Humors, in einem einfachen, aber durch die Einfachheit grossartigen Stile, und es ward der Tod, um nur die gangbarsten Darstellungen zu berühren, entweder mit weiterer Ausführung eines biblischen Bildes[4]) als Ackermann dargestellt, der den Garten des Lebens jätet und eine Blume darin nach der anderen bricht, der über das Schlachtfeld schreitet und es mit Blute düngt, mit Schwertern furcht und mit Leichen ansät[5]); oder, mit mehr Selbständigkeit der Vergleichung, als ein gewaltiger König[6]), der durch die Lande fährt[7]) und seine Heerschaaren, eben die Sterbenden, sammelt[8]),

---

3) Beispiele genug weiterhin; vgl. Anm. 10. 11. 24. 144.

4) Hiob 5, 26. 14, 2. Ps. 90, 5. 103, 15. Jesaias 40, 6. 51, 12. Jeremias 9, 22. Br. Jacobi 1, 11. 1 Br. Petri 1, 24.

5) Vgl. meine Anmerkung in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum 7, 129 u. hier Anm. 190. [Fastn. Sp. 2, 931]. Noch in späterer Zeit braucht Johann Ackermann fast kein andres Bild als des grasenden und Blumen ausreutenden Todes: s. Cap. 2, 3, 16 u. 17 seines Gespräches. Dazu das bekannte Lied des 17. Jahrh. (der Bücherschatz d. deutschen National-Litteratur S. 74 verzeichnet einen Druck von 1639) „Es ist ein Schnitter, heisst der Tod.“ Ausrüstung des Todes mit der Sense mannigfach weiter unten. Vielleicht hier der Anlass jenes Aberglaubens, den Gervasius von Tilbury *(Otia imperialia* 3, 7) aus einer Stadt Italiens berichtet, dass die Furche unter der Pflugschaar blute, wenn der Herr des Ackers binnen Jahresfrist sterben soll.

6) Die Anrede „Hauptmann vom Berge“ in Johann Ackermanns Gespräch Cp. 29 wird den Tod mit dem Alten vom Berge, dem Haupt der Assassinen, vergleichen sollen. Eine andre Erklärung in Jac. Grimms Mythologie S. 807.

7) *dô mohte vil wol der tôt erbouwen sîne strâze:* Dietleib 10654.

8) Mythol. S. 806 fg. *den gemeinen tôt, der sîne herrart im gebôt:* Barlaam 397, 32. *des tôdes herrart:* Pass. H. 263, 24. K. 275, 9. Minnes. 2, 232b. Mit dem oft vorkommenden Ausdrucke *des tôdes zeichen* (am ausgeführtesten in der Warnung 128 fgg.) kann das Wappen des Todes,

der seinen Feinden den Menschen Krieg ankündigt[9]), der gewappnet auszieht[10]) und sie gefangen nimmt[11]), der sie in sein gastliches Haus[12]) oder als Richter vor seinen Gerichtsstuhl ladet[13]): Krankheiten sind die wiederholendlich mahnenden Boten[14])

---

das die Sterbenden oder Gestorbnen als seine Dienstmannen alle tragen, gemeint sein, wie es im Wigalois 200, 13 auch heisst *des tôdes wâfen tragen* (vgl. Wilh. Grimm über Freidank S. 65), oder die Fahne, die Siegesfahne am Speer desselben *(des tôdes zeichen ie ze sêre sneit:* Nibel. 939; vgl. Heinrichs Krone 195 *mit tugende zeichen man in rant tegelîchen strîten* und den *sigevanen* der Minne in Gottfrieds Tristan 294, 40) oder auch sein Handzeichen (vgl. *manec leben übersigelet mit des tôdes hantveste*: Wolframs Wilhelm 391, 26) oder endlich in verdunkelter Erinnerung jene Rune, die einst bei der Weissagung des Looses als Todesloos gegolten (das Gothische Alphabet u. das Runenalphabet v. Zacher S. 37).

9) *wirt dem des tôdes sper gesant*: Renner 239a. *der (tôt) widerseit uns âne sper*: Freidank 177, 24. Ueber die Kriegsankündigung durch den Speer s. Jac. Grimms Rechtsalterthümer S. 163 fg. [der Tod ein leichengieriger Krieger: Gudlâc 970 fgg. 1006. 1113. Minnes. 3. 346a.]

10) Waffen des Todes Mythol. 805 fg. und bei Weigand in Haupts Zeitschrift 7, 548 fg. Belagerung durch den Tod: *der tôt hât uns besezzen, die reigen âne wer:* Walth. 77, 34. Von einem Rosse desselben kein altdeutsches Beispiel (vgl. Anm. 128): gleich bösen Kobolden und dem Teufel (Mythol. 433. 964. 966) reitet er Menschen: in v. d. Hagens Gesammtabenteuer 2, 430 *der tôt mir sitzet ûf dem kragen.* [vergl. *swie mir der tôt rast ûf dem rugge wære:* Minnesangs Frühl. 116, 15. *der tôt in ûf dem rükke lît, so ir aller beste leben welt:* Warnung 180.]

11) *mich hât der tôt gevangen:* Gregorius 50. *in tôdes banden:* Heinrichs Krone 21628. *de doet — bint uns mit enen soe vasten bant, dat he uns thuet in een ander lant:* Mones Quellen u. Forschungen 1. 127. Vgl. Mythol. 805. Ebenda 964 Bande des Teufels. Eigenthumsrecht des Todes; *wînkouf:* Martina 126, 15. 19. *des tôdes sîn:* Kaiserchr. 6748.

12) Mythol. 803. Thore des Todes im Hiob und in altdeutscher Dichtung: s. meinen Aufsatz in Haupts Zeitschr. 2, 536. *Wie der tôt umbe sich mit kreften hât gebouwen*, seine Wohnstätte erweitert hat: Klage 828. *Ingesinde* des Todes: Erec 6050. *des tôdes geselleschaft lîden:* Beatl. 139, 12.

13) *der tôt, unser voget:* Martina 46, 87. Aber der Tod auch selbst als Kläger: Mythol. 806.

14) Mythol. 807. 813. *do ergreif den rater ouch der tôt. do er im sîn zuokunft enbôt, sô daz er in geleite, dô er von siecheite sich des tôdes entstuont:* Gregorius 20. Zwei Erzählungen in Joh. Paulis Schimpf u. Ernst, 231 u. 233 der Frankf. Ausg. v. 1550; vgl. Kinder- u. Hausmärchen der Br. Grimm 3, 249. [vergl. Minnes. 3, 345b; Schluss von Ulr. v. Türh.: *sô mir kom des tôdes bote.* Aber der Tod selbst als Bote Gottes Freid. 21

und grosse Schlachten wie der Kampf unter Zweien werden als Processe durchgefochten[15]).

Anders seit dem vierzehnten Jahrhundert. Für die Neigungen, die von jetzt an herrschten, waren jene Bilder zu heldenhaft einfach, zu unmittelbar: man liess sie meistens fallen und griff dafür nach solchen, die auf den näheren Stufen des Alltagslebens lagen, und die den Eindruck des Erhabenen dadurch machten, dass sie das Grosse einkleideten in verhältnissmässig niederes und geringeres, ja gemeines. Bilder der Art waren den früheren Jahrhunderten entweder noch ganz fremd gewesen, oder, wo man etwa auch schon damals auf sie stiess, pflegte man ihnen doch nicht weiter nachzugehn. Desto häufiger und geläufiger wurden sie jetzt, und es sind z. B. die alten Krieges- und Siegeslieder der Schweiz, namentlich das auf die Schlacht von Sempach, ganz angefüllt mit solchen mehr oder weniger durch- und ausgeführten Vergleichungen. So brauchte man gern um den Begriff des Sterbens dichterisch zu umkleiden die Verhältnisse und Amtsverrichtungen der niederen Geistlichkeit, und der Kampf mit dem Feinde ward ein Beichtehören, dessen Tödtung eine Ertheilung von Segen und Ablass[16]), der Galgen das Kloster zu den dürren Brüdern genannt[17]). Oder man verglich das Leben mit einem Schachspiel, den Tod mit dem Matt oder mit dem

---

6. Beafl. 148, 39. Von Gott gesendet: Iw. 1814. 4491; vergl. unten die Anm. 157. *nâch tôde senden:* Nib. 486, 6; *„du wærest gut nach dem tode zu schicken.“*]

15) Z. B. im Ludwigsleiche *uuolder uuâr errahchôn sinîn uuidarsahchôn,* im Hildebrandslied *dat du nêo dana halt dinc ni gileitôs mit sus sippan man,* und noch in einem Landsknechtliede (Uhlands Volkslieder S. 518) „Lerman, lerman hört man die trummen spechte; darbei setzens die iren rechte: ein grüne ists richters buch; darein schreibt man die urtheil, biss eim rinnts blut in dschuch.“

16) Sempacher Lied im Altdeutschen Lesebuche 922, 1. 926, 8. 930, 41. Hildebrandslied bei Caspar von der Rön 220a *nun sag mir her dein peichte: dein prister will ich wessen;* vgl. in dem Lügenmärchen von den 18 Wachteln Z. 80 fgg. *ein eichîn pfaffe, daz ist wâr, ein büechîn messe singet. swer dô ze opfer dringet, der antlâz im geben wirt, daz im der rücke swirt. den segen man mit kolben gap* und die Prozessionen mit Spiessen, das Capitel beim Fähnlein in Uhlands Volksliedern 517 fgg. Anderer Beispiele der Art noch genug.

17) Z. B. Burkard Waldis Esop 4, 43. Vergl. *galgen schwenkel* Leseb. 3, 68, 12. Schelmenzunft Cap. 27 *(feldglock).*

Aufräumen der Figuren. Auf einem Bild im Kreuzgange des Strassburger Münsters sah man vormals den Tod am Schachbrett, ihm gegenüber eine Gesellschaft von Päbsten, Kaisern, Königen, Bischöfen u. s. f.; der Tod aber sprach:

> Alles das do lebt, grosz und klein,
> Das musz mir werden gemein[18]);
> Bobst, König und Cardinal,
> Bischof, Herzog allzumal,
> Graven, Ritter und Frauen,
> Bürger, Knaben und Junkfrauen.
> Ich sag uch usz freyem Won,
> Keinen ich des Spieles erlon.
> Bewahrent uch, junck und alt:
> Euer Jahre sind uszgezahlt.
> Länger will ichs nit gestatten:
> Zu todt will ich uch matten.[19])

Ein noch älterer Beleg[20]): *Ein meister glîchit dise werlt eime schâfzabele. dâ stân ûffe kunige unde kuniginnen und rittere und knappen und venden; hie mite spilen si. wanne si mûde gespilet haben, sô werfen si den einen under den anderen in einen sack. alse tût der tôt: der wirfet iz allez in di erden. welich der rîche sî ader der arme sî ader der bâbist sî ader der kunic, daz schowet an deme gebeine: der knecht ist dicke uber den herren geleget, sô si ligen in deme beinhûse*[21]). Anderswo wird, wie der Tod überhaupt als ein Fest, das die Welt den

---

18) *der gemeine tôt:* Hartmanns Büchlein 1, 1532. Greg. 5769. Barlaam 397, 31.

19) Die Neue-Kirche in Strassburg von Edel S. 89. Auf diesem Bildwerk und den oben angeführten so wie den übrigen Reimen desselben beruht Sebastian Brants lateinisch-deutsche Dichtung *De periculoso scacorum ludo Inter mortem et humanam conditionem* (Narrenschiff v. Zarncke S. 153 fg.).

20) Aus Hermann von Fritzlar, Pfeiffers Ausgabe S. 164. Im Renner 248a ist es Gott, der so die Schachfiguren dieser Welt zuletzt alle aufräumt. [vergl. auch Minnes. 2, 137b.] Noch andere Stellen der Art giebt mein Aufsatz über das Schachspiel im Mittelalter: Kurz u. Weissenbachs Beiträge z. Geschichte u. Literatur 1, 38 fg. (oben S. 119).

21) Walther v. d. Vogelweide 22, 12 fgg. *wer kan den hêrren von dem knehte scheiden, swa er ir gebeine blôzez fünde, het er ir joch lebender künde, sô gewürme dez fleisch verzert?* Aehnlich unten Anm. 120.

Menschen gebe[22]), so auch, und das von je her besonders häufig, der Kampf einzelner Krieger oder ganzer Heere als ein Gastmal dargestellt und jede Todeswunde als ein eingeschenkter und geleerter Trunk[23]); Hugo von Langenstein in seiner Marter der heil. Martina überträgt diese Verbildlichung von dem Tode auf den nachbarlich verwandten Teufel und schildert mit grausenhafter Ausführlichkeit die Gasterei des höllischen Schenkwirthes[24]).

Hieran denn endlich lehnt sich die Vergleichung, auf die wir fortan unser ausschliessliches Augenmerk richten wollen, die Zusammenstellung des Todes mit solchen Lustbarkeiten, die Hand in Hand mit den übrigen Freuden eines Festes und Festgelags zu gehen pflegen, mit Musik und Tanz. Schon im Althochdeutschen wird ein Gerüst zu peinlicher Bestrafung Harfe[25]) wie späterhin diess und jenes Marterwerkzeug Geige, Fiedel, auf Latein *fidicula*[26]), und wiederholendlich im Nibelungenliede der

---

22) *der tôt daz ist ein hôchgezit, die uns diu werlt ze jungest gît:* Freidank 178, 12. Im Gregorius 2472 der Tod selber als willkommener Gast bewirthet: *den hætens, wære er in komen, ze voller wirtschaft genomen.*

23) *sus kunde er in ze hûse laden:* Wigal. 58. 26; *sus kunde er si ze hûse biten; si muosten im den pfeffer gelden:* Ernst 918. Im Ludwigsleich *hêr skancta ce hanton sînân fianton bitteres lîdes;* Ruolant 182, 18 *des heiligen Cristes schenche;* Nib. 1897 *nu trinken wir die minne und gelten sküneges wîn;* 1918 *hie schenket Hagne daz aller wirseste tranc;* Gudr. 3102 (775. 4) *sô schenket man in heizez bluot ze miete,* vergl. 3094 (773. 4); Waldis Esop 1, 49 „*Vnd schencken mir Sanct Johans segen Wie die Wölffe den Lemmern pflegen.*“ Dietl. 12013 fgg. *Es muose in vil übele zemen, dem Hûnolt schancte dâ den wîn und dem zer anrihte sin Rûmolt gap die brâten: die wurden dâ berâten von binlen lanc und armgrôz;* Morgenbrot mit Löffeln: Sempacher Lied im Altd. Leseb. 922, 24. Stellen lateinischer Dichtungen in Jac. Grimms Reinhart Fuchs S. XCV. In den 18 Wachteln 44 fgg. (wo zwar kein Kampf geschildert wird) *swen dâ beginnet dürsten, dem gît man zuo getranc den ritten under sînen danc; daz fieber mac in niht verlân; dar zuo muoz er die suht hân. er trinket ach unde wê, daz in gedürstet nimmer mê und für baz niht ezzen mac.* Den Anstoss konnten auch hier Bibelworte gegeben haben wie Ps. 75, 9. Jes. 49. 26. 51, 17. 22 u. a. [ags. Tod als Trank: Gudlâc 840 fgg. 953 fgg. Ueberschwemmung als Biergelage: Andreas 1526. 1533.]

24) S. 150 fg. 309 u. 546 fg. der Ausgabe Kellers. Vgl. den Nobiskrug d. h. das Wirthshaus *in abysso* Mythol. 954.

25) Graffs Althochd. Sprachschatz 4. 1031 fg. Haupts Zeitschr. 3, 378a.

26) S. du Cange. Jac. Grimm vor Merkels *Lex Salica* S. LI fg. sucht

Todeskampf des Helden und Spielmannes Volker ein Geigenspiel und das Schwert sein Fiedelbogen genannt[27]): jetzt, ein Jahrhundert darnach, führt das Gedicht vom Rosengarten dasselbe Bild des weiteren und fast übermässig aus, verstärkt aber zugleich dessen Reiz, indem es als Gegenkämpfer dem Spielmanne den Mönch Ilsan beigesellt: nun erscheint der Kampf abwechselnd als Geigenstrich und als Beichte und Ablass[28]). In eben diese Anschauung schlägt noch ein Wortspiel ein, das Abraham a Sancta Clara liebt: er sagt öfters mit Anwendung der alterthümlichen Notennamen, das Leben eines Menschen gehe schon auf das letzte *la mi fa* d. h. lass mich fahren[29]) oder es singe der Tod demselben das *la mi fa re*[30]). Zur Musik aber wird getanzt, beide Künste gehören zusammen: die grauenhaften Weisen, die dort Volker aufspielt, heissen *leiche*[31]), mit dem Namen einer Art von Tanzmusik; in dem Siegesliede von Sempach die Schlacht ein Tanz[32]), und sie ist das schon nach Homerischer und sonst altgriechischer Anschauung[33]); Freidank spricht von einem Tanze, zu welchem der Tod die Menschen sammle[34]), Sebastian Brant von Sprüngen, die derselbe lehre, von dem Reigen des Todes und dem Vortanze daran[35]), ein Niederländer des vier-

hier auch die Deutung von *sambachaeo,* der Malbergischen Glosse des lat. *bargus* d. h. Galgen: *sambuca* ein Tonwerkzeug.

27) *videlen* 1903. 1913. 1941; *dœne* 1939. 1941; *gigen slac* 1759; *videlboge* 1903. 1943; *ez ist ein rôter anstrich* (Blut statt Harzes), *den er zem videlbogen hât* 1941; *einen videlbogen starken — gelîch eime swerte* 1723. Vergl. die *giga* im *Reinardus* 3, 2161 sqq.

28) 1458 fgg. Wilh. Grimm S. X u. XVII.

29) Z. B. Gehab dich wohl. Passauer Ausg. der sämmtl. Werke 11, 255. 383.

30) Judas der Erzschelm, ebd. 5, 264.

31) *sîn leiche lûtent übele, sîn züge sint rôt:* Nib. 1939. *sîne leiche hellent durch helm und durch rant* 1944.

32) Altd. Leseb. 930, 36.

33) Otfr. Müllers Dorier 2, 250. Epaminondas nannte Böotien, als die vorbestimmte Wahlstatt der Kriege Griechenlands, Ἄρεως oder πολέμου ὀρχήστρα: *Plutarch. Marcell. cp.* 21; *Apophthegm. pg. 193 E. (Epaminondæ 18.)* [Hor. Odd. 1, 4, 13 *Pallida mors æquo pulsat pede pauperum tabernas regumque turres;* vergl. 37, 12 *nunc pede libero pulsanda tellus.]*

34) *got tet wol, daz er verbôt, daz nieman weiz sîn selbes tôt: wisten die liute gar, der tanz gewünne kleine schar* 175, 15.

35) Narrenschiff Cap. 85, 30. 89. 92.

zehnten Jahrhunderts von einem Reigen, an den Alle müssen um sich hinüber zu singen in ein anderes Land[36]. Die Vergleichung ward noch dadurch empfohlen, dass man sich auch in diesem andern Lande*) selbst die Seligen wie die Unseligen tanzend, dass man sich Himmels- und Höllentänze dachte[37], gerade wie schon das Alterthum Gesang und Tanz auch in den Elysischen Gefilden[38]. Und wenn der Posaunenruf der Engel die Todten weckt, auch da einen Tanz, von welchem ein Reigen dann in den Himmel, der andere in die Hölle geführt wird[39]; die drei tanzenden Todten, denen ein vierter bläst, in Hartmann Schedels Weltchronik von 1493[40], diesem mit Holzschnitten nach Michael Wohlgemuth und Wilhelm Pleydenwurff schön gezierten Werke, sollen ebenfalls ein Bild der Auferstehung sein.[41] Das Sterben also ein Tanz, zu welchem der Tod den Menschen aufspielt: im

36) Mones Quellen und Forschungen 1, 127. Ob auch die oft vorkommende Redensart *den tôt an der hant haben* den zum Tanze gefassten Tod oder bloss die greifbare Nähe desselben meint? Jac. Grimm giebt letztere Deutung, Mythol. 377; vgl. 807. Ebenso sagte man *den schaden an der hant haben:* Warnung 2163. Für die erstere könnten Str. 2 und 4 des hochdeutschen Todtentanzgedichtes sprechen: *ich hân iuch an die hant genomen* und *ich wil iuch füeren bî der hend an diser swarzer brüeder tanz.*

*) [Das andere Land: Martina 123, 54 *von hinnân verellendet.* Vergl. *ôder lîf:* Cädm. Satan 212. *ôdar lioht:* Heliand 40, 5. 169, 25. *ellor hwearf* Judith 112. *ellior skôk* Hel. 83, 4.]

37) Suso im Altd. Leseb. 883, 34 *Hie harphen, gîgen: hie singen springen, tanzen, reigen.* Reigen der Engel und der Heiligen bei Christi Himmelfahrt: Offenbarungen der Christina Ebnerinn, *Heumanni Opuscula* pg. 361; bei der Himmelfahrt Mariä: Mones Altteütsche Schauspiele 87. *Die helleschen tentz — ein cleglichs liedt:* Haupts und Hoffmanns Altd. Blätter 1, 55 fg.; *der helle reye:* Mones Schauspiele des Mittelalters 2, 81. 102. [Tanz der drei geistlichen und vier weltlichen Tugenden: Dante Purg. 29. 121 fgg. Der seligen Seelen: Parad. 7, 4 fgg. 12. 3 fgg. 14. 19 fgg.]

38) Anacreon 4. 17; Mythol. 807. Tänze im Elysium: Tib. 1, 3, 59.

39) Krieg von Wartburg in v. d. Hagens Minnesingern 2, 19b.

40) Bl. 264 vw. der lateinischen, 251 vw. der deutschen Ausgabe. „Eine Lütticher Papierhandschrift aus der Abtei S. Truyden enthält hinten eingeklebt einen Holzschnitt, auf dem drei Gerippe vor dem vierten pfeifenden tanzen“: Massmann in Naumanns Serapeum 8, 139. Wahrscheinlich nur ein Ausschnitt aus dem Buche Schedels.

41) In der lateinischen Ausgabe zwar die Ueberschrift *Imago mortis:* der vorhergehende Text jedoch verlangt ein Auferstehungsbild. In der deutschen keine Ueberschrift.

Gegensatze dazu schreibt einmal Heinrich von Nördlingen seiner geistlichen Freundin: „Es pfyfet auch mancher gar wol, das dem hörer süeszer ist den dem pfyfer, und die andern tanzent mer darnach dan er selber: pit hie für mich, das ich den tanz eins warhaften lebens trett nach der süeszen pfifen dins liebs Jhesu Christi"[42]). Und sonst noch oft genug stellen, unsre Empfindung verletzend, Gedichte der Zeit den Heiland dar, wie er den gläubigen Seelen geigt und der „tanzer maister" ist[43]); den heiligen Jungfrauen jenseits geht in unseres Konrad von Würzburg Goldener Schmiede Maria die Tänze vor[44]).

Wir haben bisher bloss solche Fälle ins Auge gefasst, wo die Verbildlichung und Personificierung des Todes nur gelegentlich und nur vorübergehend in den Denkmälern unserer alten Litteratur uns entgegentritt. Dabei liess man es jedoch nicht bewenden: das Wohlgefallen an diesem Kreise neugewonnener, frischentwickelter Anschauungen trieb zu abgesonderter und abgeschlossener Darstellung derselben. Eine der schönsten altdeutschen Prosaschriften, verfasst von Johann Ackermann im Jahre 1399[45]), zeigt uns den Tod in streitendem Zwiegespräche mit einem Wittwer, der ihn vor Gott verklagt hat, und schon im Beginne des gleichen Jahrhunderts ward von den angeführten Vergleichungen diejenige, die am eindrücklichsten in die Sinne fiel, ward der musicierende und mit den Menschen davon tanzende Tod zum Gegenstand dramatischer Dichtung und Schaustellung gemacht. Denn Tanz und Drama fielen noch immer mannigfach in eins zusammen: wie der Waffentanz der Jünglinge, den Tacitus als die einzige Art von Schauspiel bei den Germanen

42) *Heumanni Opuscula* pg. 390.

43) Mones Anzeiger für Kunde d. teutschen Vorzeit 8, 334 fgg. Das Deutsche Kirchenlied von Phil. Wackernagel 620a. Altdeutsche Blätter 2, 362 fg.

44) *dû gêst in vor die tenze dort in dem paradise* 238.

45) oder 1329, je nachdem man Cp. 14, S. 18 die Zahl der Weltjahre mit der einen Stuttgarter Handschrift 6599 oder aber 6529 liest: in meiner Litteraturgeschichte § 90, 71 habe ich, dem neuesten Herausgeber (v. d. Hagen: der Ackermann aus Böheim. Frankf. 1824, S. V) folgend, die Zeit der Abfassung unrichtig auf 1429 angesetzt. Ob dieser Ackermann, der freilich hier noch kaum den Mystiker oder gar den Schwärmer zeigt, dennoch vielleicht einer und derselbe mit jenem ist, den unser Nicolaus (oben S. 266) als einen der allerhöchsten Freunde Gottes rühmt?

und die deutsche Litteraturgeschichte unter den ersten rohen Anfängen dieser Kunstart nennt[46]), kühn und schön eine Nachahmung der ernsten Schlacht gewesen[47]), so waren jetzt noch die Tänze, die das Volk schaarenweis im Freien oder in eigens dazu gewidmeten Gebäuden übte, meist von irgend welchem Gebärdenspiel begleitet, verbunden mit Gesang und feierlichem Aufzug[48]), und selbst in den geistlichen Schauspielen, die man ursprünglich doch in und bei Kirchen aufführte, kam häufiger Tanz vor[49]): es tanzten z. B. die Ritter singend zu dem Grabe Christi, das sie bewachen sollten, die klagenden Juden mit hebräischem Gesang zu Pilatus hin und die Teufel mit einem höhnischen Loblied um Lucifers Thron[50]).

So nun auch der Tanz des Todes als öffentliche Schaustellung, als Drama. Natürlich aber konnte das bei den Motiven, die einmal gegeben waren, immer nur ein Drama von der einfachsten und kunstlosesten, von der rohesten Art sein: indem eine Reihe von Menschen verschiedener Alter und Stände vorwärts schritt oder auch in geschlossenem Kreise da stand, und der Tod musicierend herzukam und einen von ihnen nach dem andern im Tanz entführte, muste sich der Dialog auf wenige Worte, die der Tod zu jedem Einzelnen und jeder Einzelne zu dem Tode sprach, und muste die Handlung auf eine beständige Wiederkehr immer des gleichen Ab- und Zugehens sich beschränken. Indess man gab sich auch sonst und noch im Beginne der neueren Litteratur mit solcher äussersten Einfachheit des Dramas, mit solcher Einförmigkeit und Eintönigkeit zufrieden. Der *Ludus de corpore Christi*[51]), der Streit der sieben Weiber um einen Mann[52]) und wie viel andre namentlich unter den Fastnachtsspielen sind um nichts bewegter und mannigfaltiger, ja sind es

46) Meine Geschichte d. Deutschen Litteratur § 3, 17 fg.

47) *nudi juvenes* sagt Tac. Germ. 24, und auch in Schlachten selbst giengen die Kühneren nackt.

48) Litt. Gesch. § 72, 8. § 83. 1 fgg.

49) Litt. Gesch. § 85, 34.

50) Hoffmanns Fundgruben 2, 302. 300. 307; Haupts Zeitschr. 3, 484.

51) Mones Altteütsche Schauspiele S. 145—164; vergl. Litt. Gesch. S. 310.

52) Massmanns Erläuterungen zum Wessobrunner Gebet S. 98—102; vergl. Litt. Gesch. § 86, 7. 8.

eigentlich in noch geringerem Grade; ganz so aber, wie sich das Drama von dem Tanz des Todes ordnet, lässt unser Pamphilus Gengenbach in einem Spiele, das zuerst an der Fastnacht des J. 1500 zu Basel aufgeführt worden, „die X alter dyser welt" vom zehnjährigen Kind an bis zum hundertjährigen Greise an einem Waldbruder vorüberziehn und dessen Lehren und Warnungen empfangen, und wiederum ganz so hat sein Fastnachtsspiel von 1517, der Nollhard, die unbewegliche Haupt- und Mittelfigur eines frommen Einsiedlers, der hinter einander allen Mächten Europas, dem Papst, dem Kaiser, und so fort bis zum Landsknecht und dem Juden, ihre Zukunft prophezeit.[53])

Eine Dramatisierung der Art vom Tanz des Todes hat die Deutsche Litteratur schon im vierzehnten Jahrhundert besessen, eine Reihe meist vierzeiliger Versabsätze, Strophen, wenn man will, die ein regelmässig wechselndes Gespräch zwischen dem Tod und je einer Person von je immer anderem Stand oder Alter bilden. Es sind der Personen ursprünglich 24, und ihre Reihenfolge ist nach der Rangordnung wohl abgemessen: zuerst der Papst, dann Kaiser und Kaiserin, dann König, Cardinal, Erzbischof, Herzog, Bischof, und so immer weiter hinab; zuletzt der Bauer, Jüngling und Jungfrau und das Kind[54]). Ihren hauptsächlichen Inhalt nehmen die Reden und Gegenreden von dem her, was die Grundanschauung des ganzen Gedichtes ist, von dem Tanz, an den jeder müsse, hoch und nieder, jung und alt. von dem Tanz und der ihn begleitenden Musik: gelegentlich aber verflechten sich damit noch andre der beliebten Bildlichkeiten, wie wenn der Tod (ich führe aus der hochdeutschen Gestalt der Dichtung an) zum Könige sagt *Ich wil iuch füeren bî der hend*

53) Die zehen Alter in der Ausgabe Gengenbachs von Gödeke S. 54 bis 76 und in Kellers Fastnachtsspielen 2, 1026—1055; der Nollhard bei Gödeke 77—116. [H. Sachsens Fastnachtsspiel das Hofgesind Veneris (sein erstes Drama, 1517): Hopf 2. 181 fgg. Georg Wickrams treuer Eckart 1538: Kurz Rollwagenbüchlein S. XI. XLVIII.]

54) *Sye müesten all uff syne fart Und dantzen im noch synen reyen, Bæbst, keyser, künig, bischöff, leyen:* Narrenschiff 85, 90. *Pawes, keiser, hertoghen ende greven, geistelic, werltlic, richter ende neren, — gy advocaten, gy officiale, richter, schepene al to male, — olt, junk, starc of wal bewant, wy moten alle in dat ander lant:* Quellen und Forschungen 1. 128 fg. Zu vergleichen, wie in dem *Ludus de resurrectione domini* Lucifer alle Stände aufzählt: Altt. Schausp. 118 fgg.

an diser swarzer brüeder tanz: schwarze Brüder sind Benedictinermönche[55]); oder er den Ritter und den Edelmann zum Kampf herausfordert; und überall spricht treffend der Tod und erwidert ihm der Mensch mit der charakteristischen Bezüglichkeit, welche Stand und Alter verlangen, in besonders rührenden Worten aber das Kind:

owê, liebe muoter mîn!
ein swarzer man ziuht mich dâ hin.
wie wiltu mich alsô verlân?
muoz ich tanzen, und kan niht gân!

Wo und wann dieses deutsche Drama zur öffentlichen Aufführung gekommen, wird zwar nirgend berichtet, von ihm so wenig, als es bei andern zu geschehen pflegt: doch ist, dass solche stattgefunden habe, auch von ihm unzweifelhaft: dem Mittelalter war die Unnatur noch fremd dergleichen bloss zu schreiben und zu lesen, nicht aber auch zu spielen. Von Florenz haben wir aus dem fünfzehnten Jahrhundert das nachher zu besprechende Beispiel einer umziehenden, mit Gesang begleiteten Schaustellung des Todes, und es mag daraus noch auf Weiteres und Früheres geschlossen werden; in Frankreich aber sind während derselben Zeit ebensolche Dichtungen wie jene deutsche nicht nur handschriftlich aufgezeichnet[56]), sondern sie sind auch gespielt worden, zu Paris gegen das Jahr 1424, zu Besançon im Jahre 1453[57]). Hier standen die Todtentänze, was übrigens mit Gewissheit auch für Deutschland anzunehmen ist[58]), gleich aller Dramatik in der nächsten Beziehung zu der Kirche: sie wurden von Geistlichen veranstaltet und geleitet, sie wurden in oder bei Gotteshäusern aufgeführt, und es scheint, dass ursprünglich auch die in der Legende so genannten Maccabäer, d. h. die sieben Brüder sammt der Mutter und Eleasar, die unter Antiochus Epiphanes den Märtyrertod gelitten[59]), eine Rolle in ihnen und eine

55) *in swartzen klœstern:* Altd. Leseb. 901, 30. monasteria *nigri habitus*, claustra *nigrorum monachorum* Benedictinerklöster: Gerberts Iter Alemann. 1773, S. 342.

56) *Explication de la Danse des Morts de la Chaise-Dieu par Jubinal, Paris* 1841, pg. 19.

57) Carpentier und Henschel unter *Machabæorum chorea.*

58) Vergl. Litt. Gesch. § 85, 13. 34.

59) 2 Maccab. Cap. 6 und 7.

vorzügliche Rolle gespielt haben, falls man nicht bloss die Aufführung zuerst an deren Fest verlegte: nur so oder so erklärt sich der in Frankreich altübliche Name *la danse Macabre, chorea Machabaeorum*[60]). Die alte Kirche hat nur zweierlei ungetauften, bloss in ihrem Blute getauften Heiligen eigene Feste gewidmet, jenen Maccabäern und den Unschuldigen Kindlein[61]), und zu Paris fanden die Tänze der Maccabäer *aux Innocens,* in dem Kloster der unschuldigen Kindlein statt.

Als die älteste Jahrszahl des französischen Todtentanzes ist oben 1424 vorgekommen: doch muss gleich dem deutschen auch dieses Drama schon im vierzehnten Jahrhundert bestanden haben. Denn schon ein Dichter des letzteren sagt im Rückblick auf eine im J. 1376 erlittene Krankheit *je fis de Macabre la dance, qui toute gent maine à sa traice et à la fosse les adresse,* d. h. ich wäre an meiner Krankheit beinahe gestorben[62]), und um dieselbe Zeit ist die ganze Dichtung auch schon von Frankreich aus nach Spanien gelangt: ich meine die *Danza general,* die man früherhin irrthümlich dem Juden Santob von Carrion zugeschrieben[63]), eine Reihe von 79 achtzeiligen Strophen, Wechselreden zwischen dem Tod und den von ihm entführten Menschen mit einem Eingange, welchen nächst dem Tode selbst ein *predicador* spricht.[64])

---

60) Dieser lateinische Ausdruck macht all die sonst versuchten Herleitungen unzulässig, die von *Macarius,* der heiligen Figur einer den Todtentanz berührenden Legende (*Recherches sur les Danses des Morts par Peignot, Dijon* 1826, pg. 81 u. a.), von *Marc Aprril,* einem Bürger zu Vienne, der dem Capitel von S. Maurice ein Gut Namens *Macabray* geschenkt (Jubinal a. a. O. 10), aus dem arabischen *magbarah* oder *magbourah* oder *magabir* s. v. a. Kirchhof (van Praet bei *Douce, the dance of Death, London* 1833, 30) u. s. w.; vgl. Massmann in Naumanns Serapeum 8, 135. Und ebenso erscheint es als ein Missverstand, wenn in den Handschriften auf den zu Anfang sprechenden *docteur* der Name *Machabre* übertragen (Jubinal S. 19) und darnach wieder in der lateinischen Uebersetzung des französischen Gedichtes gar als Verfasser des Ganzen ein *Macaber* bezeichnet wird. [Maca*bre:* vergl. aucupre, tristre, legistre, celestre: JGrimm Reinh. CXXI.]

61) *Jacobi a Voragine Legenda aurea* cap. 109, Ausg. v. Grässe S. 454.

62) Massmann, der im Serapeum 8, 134 die Stelle mittheilt, scheint sie unrichtig auf die Abfassung der *danse Macabre* auszudeuten.

63) Douce a. a. O. 25.

64) Gedruckt in Ticknors Geschichte der schönen Litteratur in Spa-

Obwohl so früh bereits eingeführt, ist dennoch die Anschauung vom Todtentanze nie einheimisch in Spanien geworden, wie sie es in Frankreich, wie sie es gar in Deutschland ist: erst im sechzehnten Jahrhundert kommt sie wieder dort zum Vorschein, aber auch da wiederum als Drama, als Frohnleichnamsspiel[65]): ein Bürger zu Segovia, Juan de Pedraza, hat es gedichtet, zum Schaden des Todtentanzes selbst (es bleiben von diesem nur der Papst, der König, die Dame und etwa noch der Hirte übrig) mit derjenigen Einmischung allegorischer Personen *(la Razon, la Ira, el Entendimiento)*, die den Frohnleichnamsspielen überall nah[66]), besonders aber in der Art der spanischen Autos lag.

Das altfranzösische Schauspiel, der erste Anstoss dieser beiden spanischen, ist jedoch minder auf dem gewöhnlichen Wege der Ueberlieferung solcher Dinge, nicht sowohl durch die Schrift allein als unter Vermittelung noch einer zweiten Kunst auf die Nachwelt und bis auf uns gekommen, indem man nämlich der handschriftlichen Aufzeichnung Strophe für Strophe Bilder beigegeben[67]), indem man zu Paris auf die Kirchhofmauer desselben Klosters, wo man den Todtentanz zu spielen pflegte, die ganze Reihe seiner einzelnen Situationen sammt den dabei gesprochenen Versen hingemalt und späterhin, ehe noch die Bilder und Inschriften von der Zeit wieder ausgewischt waren, vom J. 1485 an, durch Holzschnitt und Druck deren ferneren Bestand gesichert[68]), indem man anderswo und noch häufiger bloss die einzelnen Situationen gemalt oder in Stein gehauen, die Worte aber, welche dazu gehörten, aus räumlicher Nöthigung

---

nien, deutsch v. Julius, Th. 2. S. 598—612. Ueber den französischen Ursprung ebd. 1. 77. „Sie ist aber unstreitig kein Drama, sondern ein Lehrgedicht, dessen Aufführung ganz widersinnig gewesen sein würde“ ebd. 1, 211. Schack indessen rechnet sie zu den dramatischen Dichtungen: Geschichte der dramat. Litteratur und Kunst der Spanier 1, 123.

65) *Farça llamada dança de la muerte* 1551; neu herausgegeben von Wolf: Ein Spanisches Frohnleichnamsspiel vom Todtentanz. Wien 1852.

66) Vgl. meine Geschichte d. Deutschen Litteratur § 85. 71.

67) Beschreibung solch einer Handschrift zu Paris bei Jubinal S. 18; den Handschriften ohne Bilder (ebd. S. 19) mögen lediglich die Bilder fehlen: wir werden nachher in Deutschland das Gleiche finden.

68) Massmann im Serapeum 2. 191 fgg. [Bilder des Todes in den Kirchen: Geiler de Arb. hum. CIV. v. CVr.]

oder weil mit ihnen Jeder doch bekannt war, weggelassen hat. Solcher Anschluss der bildenden Kunst an die dichtende ist natürlich, ist auch zu jeder Zeit und bei allen Völkern üblich gewesen: hier, wo die Grundlage ein Drama, eine Verbindung der dichterischen Rede mit sinnlich wahrnehmbarer Darstellung, mit Tanz und Gebärdenspiel war, gewann die Uebertragung noch an Reiz und Leichtigkeit. Die danse Macabre aux Innocens ist laut einer Chronikstelle in den Jahren 1424 bis 1425 gemalt worden[69]); für die übrigen, die gemalten zu Amiens[70]) und Angers[71]), den gestickten bei Notre Dame zu Dijon[72]), die steinernen zu Rouen[73]), zu Fécamp und im Schlosse zu Blois[74]), giebt es einstweilen keine Zeitbestimmung und wird auch, da bis auf den zu Angers sie alle zu Grunde gegangen sind, kaum noch eine solche zu ermitteln sein: nur von dem gemalten des Kreuzganges der Sainte Chapelle zu Dijon weiss man, obschon die Revolution auch dieses Gebäude zerstört hat, die Zeit und von ihm auch den Meister, Masoncelle und das Jahr 1436[75]); der noch erhaltene aber der Abteikirche von La Chaise-Dieu (*Casa Dei)* in Auvergne mit dem unverkennbaren Gemisch zweier ganz verschiedener Arten der Malerei, einer leblos unbeholfenen und einer bewegtern besseren, mag zuerst schon im vierzehnten Jahrhundert enstanden sein, nach 1343, in welchem Jahre die Kirche gegründet worden, im fünfzehnten aber stückweis eine Uebermalung und Erneuerung erfahren haben[76]). Die Verse der Dichtung sind auch hier nicht beigefügt: es weist aber zurück auf deren Grund, wenn auch hier wie schon in der Danza general den Anfang der Reihe (nur Adam und Eva und die Schlange mit einem Todtenkopfe gehn noch voran) und ebenso wieder deren Schluss

69) Peignot S. xxxiij fg. u. 83 fg. Douce S. 15.

70) in dem Kreuzgange der Cathedrale, der 1817 abgebrochen worden: Douce S. 47.

71) erst kürzlich unter einem Mörtelüberzug entdeckt: Jubinal S. 14.

72) in der Revolution verschwunden: Peignot S. xxxij. Douce S. 35.

73) bei S. Maclou; ebenfalls nicht mehr vorhanden: Peignot S. xlvij.

74) auch diese beiden nicht mehr da: Jubinal S. 14.

75) Peignot S. xxxij. Douce S. 35.

76) Jubinal, dessen oben Anm. 56 schon erwähntes Buch ausser der Beschreibung auch eine vollständige Abbildung giebt, hat diese Mischung der Stile nicht beachtet und setzt das ganze unterschiedlos in das 15. Jahrh.

eine malerisch bedeutungslose Figur, ein Prediger macht. Wir werden auf den Todtentanz von La Chaise-Dieu noch wiederholendlich zurückkommen müssen.

Mit dieser Liebhaberei der Franzosen für malerische Festhaltung der Todtentanzgedichte, die freilich schon aus der Sache selber sich erklärt, mag man etwa ihre kaum geringere für Bilder aus der Thiersage, aus den Abenteuern des Fuchses und des Wolfs, vergleichen: auch die Thiersage hatte einen satirischen Bezug, gelegentlich gab auch sie den Stoff zu theatralischer Darstellung (Philipp der Schöne liess mehrmals um Papst Bonifacius VIII zu verhöhnen die Procession des Fuchses Reinhard aufführen)[77], und Sculpturen und Gemälde aus ihr wurden auch in den Wohnungen geistlicher Herrn und selbst in Kirchen angebracht[78]. Wie viel besser noch passte in die geheiligten Räume der Todtentanz, der nicht bloss satirisch, der zugleich ein geistlich-ernstes Lehrstück war! Und so vergleichen sich denn noch näher die Bildwerke, die im J. 1408 ebenfalls aux Innocens zu Paris über das Kirchenportal sind gesetzt worden[79], Bildwerke aus jener Legende von den drei todten und den drei lebenden Königen, die schon im dreizehnten Jahrhundert mit wechselnder Gestaltung verschiedene Verfasser gedichtet hatten, Baudoin de Condé, Nicolas de Marginal und Ungenannte[80], die auch, eng wie ihr Inhalt an die danse Macabre rührt, sich mit dieser selbst verknüpft und in sie eingeschaltet findet[81].

---

77) Reinhard Fuchs v. Jac. Grimm S. CC.

78) Vgl. meinen Aufsatz in Haupts Zeitschr. 6, 285.

79) Douce S. 33; Abdrücke bei Montaiglon, l'Alphabet de la Mort de H. Holbein, Paris 1856.

80) Douce S. 31. Jubinal S. 8 fg.; auch in zwei mittelniederdeutschen Bearbeitungen vorhanden: Jac. Grimms Mythol. S. 810. Eine Weiterbildung ist die *Visio Heremitae* von einem Gespräch zwischen der *vana Potentia, vana Prudentia* oder *Scientia, vana Pulcritudo* und einem *rex*, einem *sapiens* oder *jurisperitus* und einer *femina* oder *meretrix mortua*, die hinter dem Macaber in Goldasts Ausgabe von Roderici speculum pg. 271 sqq. und in einer Münchner Handschrift mit Holzschnitten steht: s. Massmann im Serapeum 8, 136. Ebenda sind noch andre bildliche Darstellungen der Legende nachgewiesen; von Orcagnas Bild zu Pisa weiter unten.

81) Bilderhandschrift zu Paris: Jubinal S. 18; Drucke von 1486, 1491 u. a.: Massmann im Serapeum 2, 192. 195.

Von Paris aus kamen bei der politischen und litterarischen und künstlerischen Verbindung Frankreichs mit England die Reime und Bilder des Todtentanzes auch hieher: das Capitel von S. Paul in London liess unter König Heinrich VI und schon vor dem Jahre 1430 den Pariser Todtentanz auf der Mauer seines Kreuzgangs wiederbilden; die französischen Verse wurden dabei wörtlich in die Landessprache übersetzt, von John Lyndgate[82]). Auch von andern dergleichen Gemälden, die sich ehemals zu Salisbury, zu Wortley-hall in Gloucestershire, zu Hexham in Northumberland, zu Croydon im Palast des Erzbischofs befunden, und von einem Teppich im Tower, ähnlich jenem zu Dijon, wird berichtet; das Bild in Salisbury soll von etwa 1460 gewesen sein[83]).

Aber kehren wir in das heimatliche Gebiet, nach Deutschland zurück, dem Lande, das von der dichterischen wie der bildenden Behandlung des Stoffes länger und mannigfaltiger und eigenthümlicher als irgend ein andres ist beschäftigt worden: Frankreich hat neben den Bildern das Gedicht fast durchweg fallen lassen, England aber hat zu beiden erst der französische Vorgang angeregt und eben derselbe Spanien nur zur Dichtung.

Die Freude an Bildwerken, die ihren Gegenstand aus gleichzeitig gangbaren und beliebten Gedichten entnahmen, war schon seit Langem in Deutschland nicht minder gross als in Frankreich. Auch hier wurden, um nur auf einige näher liegende Beispiele hinzuweisen, Bilder aus der Thiersage an die Kirchen gesetzt, von denselben Geistlichen, die eben daraus um sich in ihrer Klostereinsamkeit eine Kurzweil zu machen theatralische Vorstellungen schöpften[84]); an ein Haus zu Winterthur ist im vierzehnten Jahrhundert ein Tanz von Männern und Weibern und ein heitres, doch nicht gar saubres Abenteuer gemalt worden, der Inhalt eines dem Dichter Neidhart zugeschriebenen Liedes[85]);

---

82) Douce S. 51 fg. Lyndgate starb 1430: daher die oben gegebene Zeitbestimmung; Ausgaben seiner Uebersetzung verzeichnet Massmann im Serapeum 2, 211. Der Kreuzgang bei Old Saint Paul's ist schon 1549 niedergerissen worden.

83) Douce S. 52—54.

84) Haupts Zeitschrift 6, 285 fg.

85) Das Veilchen: v. d. Hagens Minnesinger 3. 202. 4. 441.

ebenso in dem schwäbischen Kloster Lorch ein Gleichnis aus dem Barlaam Rudolfs von Ems, welches den Unbestand des menschlichen Lebens und die Sorglosigkeit der Menschen anschaulich macht: letzterem Gemälde waren die bezüglichen Verse der Legende beigesetzt.[86]) Der Handschriften aber, in denen deutsche Gedichte von Bildern unterbrochen und begleitet sind, ist eigentlich eine Unzahl, und die fruchtbarste Zeit der deutschen Handschriftmalerei fällt gerade in das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert[87]). So ist denn auch der Todtentanz als eine Lieblingsdichtung eben dieser an verschiedenen Punkten Deutschlands und jedesmal so, wie örtliche und zeitliche Verhältnisse den Text und noch mehr die Bilder änderten, in die Wand- und Büchermalerei übergegangen*): dadurch allein hat sich, wie jenes altfranzösische, so auch diess altdeutsche Schauspiel bis auf uns erhalten.

Noch in der einfacheren, also der mehr ursprünglichen Gestalt, wo der auftretenden Personen bloss 24 und nur die wichtigern Stände und Aemter, besonders aber die reichern und höheren vertreten sind, giebt den Todtentanz ein Gemälde zu Lübeck[88]), in einer Capelle der Marienkirche, welche sonst die Plaudercapelle geheissen hat, von einem Bilde, das sich ehemals auch darin befand, drei plaudernden Männern und drei Teufeln mit der Ueberschrift „lüg düvel lüg!"[89]) Leider sieht man diesen Todtentanz nur noch in einer Erneuerung vom J. 1701, der vierten, nachdem ihn frühere schon 1463[90]), 1588 und 1642 betroffen hatten, die Bilder mit Oelfarbe auf Leinwand übertragen und die alten

---

86) S. meine Litteraturgesch. § 55, 84.

87) Litt. Gesch. § 44. 7. 8 u. § 70, 28.

*) [Wandmalerei des 14. Jahrh. in der Kirche zu Badenweiler: Lübke in der Augsb. Allg. Zeitung 1866, S. 4350 fgg. *an sînem schilde was der tôt gemâlt vil griulîche:* Wigal. 80, 14.]

88) Ausführliche Beschreibung u. Abbildung des Todtentanzes in der St. Marien-Kirche zu Lübeck, Lüb. 1831. Der Todtentanz in der Marienkirche zu Lübeck, gezeichnet v. Milde, Text v. Mantels. 2. Aufl. Lübeck 1867.

89) Die Merkwürdigkeiten der Marien-Kirche zu Lübeck, Lüb. 1823, S. 19.

90) Von dieser die Ueberschrift, die sich bis auf die letzte Erneuerung fortgepflanzt hat, *Anno Domini MCCCCLXIII. in vigilia Assumcionis Marie.*

niederdeutschen Reime gegen hochdeutsche, hochdeutsche vom J. 1701, vertauscht. Zum Glück jedoch haben sich anderweit auch die echten Reime, wo nicht ganz, doch wenigstens theilweis noch erhalten[91]), und an den Bildern scheint, trotz jenen wiederholten Auffrischungen und Ummalungen, wesentlich nichts abgeändert: immer noch tragen sie, auch über jene älteste Jahrszahl 1463 noch weiter rückwärts deutend, in ihrem Costüm und mehr noch in der einfachen, obwohl gar nicht ungebildeten Formengebung die unverkennbaren Spuren der Kunst schon des vierzehnten Jahrhunderts. Vierundzwanzig menschliche Gestalten also: sie geben sich selbst und durch die beigefügten Unterschriften zu erkennen als Papst, Kaiser, Kaiserin, Cardinal, König, Bischof, Herzog, Abt, Ritter, Karthäuser, Bürgermeister, Domherr, Edelmann, Arzt, Wucherer, Capellan, Amtmann, Küster, Kaufmann, Klausner, Bauer, Jüngling, Jungfrau, Kind. Man sieht, in fast ungestörter Regelmässigkeit wechseln geistliche und weltliche Personen mit einander ab, und zehn von vierundzwanzigen sind geistliche: so gerne ward von der Stimmung der Zeit ihnen der Vortanz gegönnt. Es tanzen aber diese Menschen nicht jeder für sich mit dem Tode, sondern in langer Reihe, die nur an zwei Stellen zufällig unterbrochen ist, stehn Hand in Hand je eine Todesgestalt und eine menschliche neben einander da: vierundzwanzig Menschen und eben so viele Tode bilden einen Reigen, aus welchem erst nach und nach die einzelnen Paare zum Tanz antreten sollen. Ein Tod springt pfeifend voran: pfeifend, wie überall in den alten Todtentänzen nur die geräuschvollere Musik der Blasgeräthe sich angewendet zeigt: denn sie allein pflegte jetzt den Volksgesang und den Tanz des Volkes zu be-

91) Ein Lübecker Büchlein, der Todtentanz in der s. g. Todtenkapelle der St. Marienkirche zu Lübeck, giebt ausser den Versen von 1701 auch die niederdeutschen, welche denselben zunächst vorangegangen. Nach einer Vermuthung Massmanns aber (Serapeum 10, 305 fg.) wären die letzteren erst bei der Auffrischung im J. 1588 verfasst worden und nur die zwei Strophen zu Anfang und am Schluss rührten noch von der ursprünglichen Dichtung her. Diese lauten „De Dot sprickt. Tho dessem danze rope ick alghemene Pawest, keiser und alle creaturen, Arme, rike, grote unde klene. Tredet vort: wente nu en helpt nen truren" und „Dat wegen kind to deme Dode. O Dot, wo schal ik dat vorstan? Ik schal danssen unde kan nicht ghan."

gleiten[92]): in den Nibelungen und dem Rosengarten, der hierin nur die Nibelungen weiter führt, ist es noch das Spiel der Geige, von welchem die Dichtkunst ihre herben Bildlichkeiten nimmt. Die im Reigen stehenden Tode haben durchweg auch eine springende Haltung ihres Leibes, während die Menschen, deren Hand sie fassen, minder lebhaft bewegt sind: denn diese sträuben sich noch und möchten lieber nicht am Reigen sein. Nirgend aber erscheint der Tod als gänzlich entfleischtes Gerippe: so stellt man ihn erst seit dem sechzehnten Jahrhundert dar; überall nur als eingefallene zusammengeschrumpfte Leiche, nicht mit nackt daliegenden, nur mit stärker hervortretenden Knochen. Das war im Mittelalter allgemeiner Gebrauch[93]): er hatte seinen Vorgang in der späteren Kunst der Griechen und Römer[94]); für die Todtentanzbilder kam als besonders wirkender Umstand noch hinzu, dass in den Schauspielen, die ihnen zunächst zu Grunde lagen, die Verkleidung auch wohl den äussersten Grad der Magerkeit, aber kein Gebein ohne alles Fleisch nachahmen konnte. Und vielleicht noch Ein Umstand: in Lübeck nicht, aber anderswo finden wir den Tod mit aufgeschlitztem Unterleibe gemalt: es ist, als hätte der Maler da sein Muster an den künstlich zubereiteten Mumien kühler Grabgewölbe genommen. Hier in Lübeck, eben auch als Leiche, trägt immer der Tod ein vielfaltig um den Leib sich schlingendes und ihn grossentheils verdeckendes Grabtuch. Vornehmlich ausgezeichnet mag noch die letzte, dem Wiegenkind sich nähernde Gestalt des Todes werden: sie führt eine Sense: in Deutschland und im vierzehnten Jahrhundert weniger eine Erinnerung an den Gott der Zeit als an den Ackermann, den Schnitter Tod, jene altbeliebte Vorstellung der Deutschen.

Fast durchgehends, wenn wir auf schon Besprochenes zurück und wieder jetzt hinüber nach Frankreich blicken, stimmt dieser Todtentanz von Lübeck zusammen mit dem von La Chaise-Dieu. Auch hier erscheint der Tod wie immer fleischig und mehreremal

92) Litteraturgeschichte § 75, 7.

93) Noch der Grabstein Landgraf Wilhelms II von Hessen († 1509) in der Elisabethkirche zu Marburg zeigt denselben als fleischiges Gerippe, und doch war hier ein einzelner Todter, nicht der Tod selbst abzubilden.

94) O. Müllers Handbuch der Archäologie d. Kunst § 132; vgl. unten Anm. 121. Pauly 4. 163.

im Grabtuch und öfters auch hier nach beiden Seiten hin die Menschen fassend: nur die Pfeiler, welche die Mauerfläche, auf die er gemalt ist, unterbrechen, unterbrechen auch den Zusammenhang des Reigens; auch hier die Menschen kaum bewegt, der Tod aber fröhlich springend oder mit weitschreitenden Beinen zum Tanz antretend. Uebereinstimmungen, in denen jedoch weder hier noch dort ein Merkmal der Entlehnung liegt: beidemal ward eben dem Schauspiel gefolgt, das Schauspiel aber muste in Frankreich wesentlich dasselbe als in Deutschland sein.

Der Todtentanz von Lübeck ist lange Zeit hindurch, da noch ein alteinfacher Sinn dergleichen Dinge höher achtete, ein Ruhm und Stolz der Stadt gewesen: er ist sprichwörtlich geworden[95], er hat wiederholendlich, im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert, Nachahmungen erweckt; er hat durch deren Vermittelung die ganze Bildlichkeit noch mehr nach Norden hin verbreitet. Schon im Jahre 1496 ward zu Lübeck ein „Dodendantz"[96], ein zweiter ebenda im J. 1520[97]) gedruckt, der erstere noch in Zahl und Ordnung der Bilder näher bei dem, was die Marienkirche an die Hand gab, der andre mit aller Willkürlichkeit ändernd und mehrend, durchaus neugestaltend[98]), Privatarbeiten, wenn man so sagen darf, beide: beide wichen von dem, was in Kunst und Dichtung öffentlich überliefert war, in eigene Freiheit ab und übten selbst auch keinen Einfluss weiter auf die öffentliche Kunst und Dichtung Deutschlands. Doch auf ausserdeutsche Dichtung hat der zweite von 1520 eingewirkt: es giebt von ihm eine theilweis wörtliche Nachbildung in dänischer Sprache, die zwischen 1530 und 1540 im Druck herausgekommen[99]).

Lübeck hatte den Todtentanz in niederdeutscher, andre Theile des Reichs in hochdeutscher Sprache: er gieng durch die Lande und wechselte die Mundart und mit Land und Mundart mehr

95) „he süht ut as de Dod van Lübeck": Lübische Geschichten und Sagen von Deecke S. 118.

96) Bruns Beiträge zur kritischen Bearbeitung alter Handschriften 3. 321 fgg.

97) Massmann im Serapeum 10, 306 fgg.

98) Den Tod mit der Sense, den das Kirchenbild nur einmal hat, haben seine Bilder zu wiederholten Malen und am Schluss ruft der Tod „Ick wyl yw alle umme meyen."

99) Massmann a. a. O. S. 312 fgg.

oder weniger auch die Fassung selbst: gleichzeitig geschah dasselbe mit den Gesängen der Geissler und, die dem Todtentanz noch näher zur Seite stehn, mit den Passions- und Osterspielen[100]). Wir wenden uns jetzt nach dem oberen Deutschland hin.

Hier begegnet uns dieselbe Vierundzwanzigzahl wie in Lübeck und begegnen uns der Hauptsache nach eben dieselben Personen wie dort in den mehrfachen handschriftlichen oder in Holz geschnittenen Aufzeichnungen des Todtentanzes, die aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts sich in den Bibliotheken zu München und Heidelberg und sonst noch erhalten haben[101]). Dieselben Personen: nur ist die Reihe der geistlichen und weltlichen Würdenträger noch um den Patriarchen, den Erzbischof und den Grafen vermehrt, dem Edelmanne ist noch die Edelfrau, dem Kinde die Mutter beigesellt, Jüngling und Jungfrau dagegen sind weggelassen, und an ihre Stelle und die des Karthäusers, des Wucherers, des Capellans, des Amtmanns und des Küsters sind die Klosterfrau, der Bettler und der Koch getreten: im Ganzen wieder vierundzwanzig; aber der regelmässige Wechsel zwischen Geistlichen und Weltlichen ist aufgehoben. Noch wesentlicher jedoch weichen in zwei anderen Punkten diese Bücher von dem Todtentanze zu Lübeck ab. Den Zwiegesprächen des Todes mit den Menschen geht in ihnen, gleichfalls gereimt, noch eine kurze Vermahnung vorauf, die einem Prediger in den Mund gelegt wird[101a]); eine zweite der Art macht den Schluss; ja die eine Handschrift fügt noch eine dritte hinzu. Allerdings nun mag, wie in Spanien die Danza general ein predicador, in Frankreich die Danse Macabre ein docteur oder l'acteur eröffnet

---

100) Litteraturgeschichte § 76, 38 fg. und § 85, 52. 64.

101) Die eine Handschrift zu Heidelberg fügt den deutschen Versen noch eine lateinische Uebersetzung bei. Vgl. die Baseler Todtentänze von Massmann, Stuttg. 1847, S. 102 fg. 120 fgg.; dazu in Steindruck die Bilder aus Heidelberg. Wie zu dem hier gegebenen Texte sich die Handschrift des Herrn Kuppitsch zu Wien vom J. 1501 verhalte, wird aus der kurzen Angabe in Mones Anzeiger 8. 211 nicht ersichtlich: die mitgetheilten Eingangsworte weichen ab.

101a) In der soeben erwähnten Handschrift von 1501 sogar Gott dem Herrn selber: „Der ewige got spricht Nu ir menschen, haltet mein gebot" u. s. w.

und auf dem Bilde von La Chaise-Dieu ein Prediger beginnt und schliesst, das Gleiche bei den Aufführungen des deutschen Schauspieles vorgekommen, es mag der sonst bei Dramen übliche præcursor hier ebenso gegen eine Person von mehr geheiligter Gestalt und Rede passlich vertauscht worden sein, wie es geschieht, dass S. Augustinus oder Engel das Eingangswort von Osterspielen sprechen[102]) und der Papst das Schlusswort eines Frohnleichnamsspieles[103]); allerdings auch hat dieses Wort des Papstes ganz die Predigtweise, und überhaupt lag die Predigt dem geistlich-ernsten Drama so wenig fern, dass man das Spiel von der Himmelfahrt Mariä auch innerhalb mit wiederholten Reden der Art aus dem Munde der Apostel durchflechten und an einer Stelle desselben[104]) noch einen eigenen prædicator einschalten mochte: diese Predigten aber des deutschen Todtentanzes sind so zum mindesten, wie sie vor uns stehn, offenbar schon der Sprache und dem Versbau nach ein jüngerer Zusatz, sind erst im fünfzehnten Jahrhundert, während das Uebrige um hundert Jahre älter ist, hinzugedichtet worden, und, was das Wichtigste, sie nehmen nicht auf eine lebendig sich bewegende Schaustellung, sondern auf das „Gemälde", auf die „Figuren" Bezug, die man hier vor sich sehe. Hier also wie zur gleichen Zeit in Frankreich Handschriftmalerei des Todtentanzes, und dieser selbst in seinem Texte theilweis auf die Bilder eingerichtet. Doch fehlen die Bilder in den Handschriften[105]): es mochte sich, da man dieselben fertigte, nicht gleich der rechte Maler dazu finden: nur zwei ganz in Holz geschnittene Bücher geben sie, Denkmäler der Holzschneidekunst von einem Alter wie wenige mehr. Die Bilder stellen aber nicht wie das in der Kirche zu Lübeck einen zusammenhangenden Reigen dar: sie lösen denselben, was in einem Buche nicht wohl anders angieng und deshalb in jenen Lübecker Drucken und den Drucken der Danse Macabre ebenfalls

---

102) Mones Schauspiele des Mittelalters 1, 72. 2, 33.

103) Mones Altteütsche Schauspiele S. 161.

104) Mones Altt. Schauspiele S. 42.

105) Zu vergleichen der Physiologus zu Wien, der auch auf Bilder verweist (Hoffmanns Fundgruben 1, 28) und Platz dafür lässt, aber ihn leer lässt: die von Karajan in den deutschen Sprach-Denkmalen des 12. Jahrhunderts herausgegebene Umarbeitung in Reime hat die Bilder.

geschah[106]), was auch die Dichtung selbst mit ihrer Eintheilung in lauter gleiche Stücke von Rede und Gegenrede wohl zuliess, ja forderte, sie lösen den Reigen in die einzelnen Tanzgruppen auf und geben Blatt für Blatt nur je ein Paar von Tanzenden, den Tod mit einem Menschen; zu der Eingangs- und der Schlussrede aber, an denselben Stellen wie dort zu La Chaise-Dieu, ist der Prediger abgebildet, vor ihm Papst und Kaiser, König und Cardinal, die ersteren sitzend, die letztern stehend. Schön sind die Bilder nicht, aber wohl mehr durch die Schuld des Holzschneiders, der sich hier in einer noch kaum geübten Kunst versuchte, als durch Schuld des Handschriftmalers, dem er gefolgt ist. Die bessere Meinung des Malers schimmert überall noch durch das harte Holz hindurch, in den lustigen Sprüngen des Todes und den bittren Scherzen, mit welchen er hie und da seine Tänzer fasst, wie wenn er z. B. bei Entführung der Mutter deren flatternden Kopfputz sich aufgesetzt hat. Die Bekleidung mit dem Grabtuche, die in Lübeck durchgeht, kommt hier nur einige Mal vor, wie in La Chaise-Dieu, und während dort nur Ein Tod, der an die Spitze gestellte, die Pfeife bläst, kehrt hier, wo der Reigen sich vereinzelt, die Pfeife des Todes in drei Tänzerpaaren wieder, und ausserdem noch andere Tongeräthe so geräuschiger Art, der Dudelsack, die Trommel, die Pauke. Eine Bedachtlosigkeit, dass die gleiche Person als Spielmann und als Tänzer erscheinen muss.

An die zwei bisher besprochenen Auffassungen des deutschen Todtentanzes, die niederdeutsche zu Lübeck und die hochdeutsche der Holzschnittwerke, schliesst sich eine dritte gleichfalls hochdeutsche, die zufällig zwar in einem unzweifelhaft älteren Denkmale, als wenigstens die Holzschnitte sind, auf uns gekommen, in Gehalt und Gestalt aber gleich unzweifelhaft jünger ist als sogar diese: der Todtentanz im Klingenthal, einem ehemaligen Frauenkloster Dominicanerordens in der Kleinstadt Basel[107]).

---

106) Ob auch bereits in dem Wandgemälde von Paris, ist nicht mehr zu wissen; La Chaise-Dieu vereinzelt die Paare nur zufällig, nicht mit Absicht.

107) Näheres von diesem Kloster in meinem academischen Programm über Walther von Klingen, Stifter des Klingenthals und Minnesänger, Basel 1845, und in Herrn Dr. Fechters Aufsatz, Basel im 14. Jahrh., S. 141 fgg.

Leider ist derselbe, und nicht bloss durch die Ungunst der Zeit, solch einem Zustand der Zerstörung entgegengeführt worden, dass wir von seinen Bildern nur noch wenig, von seinen Reimen gar nichts mehr würden zu sagen wissen, wenn nicht in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein kunstsinniger Basler Bürger, Emanuel Büchel der Bäckermeister, alles, was damals noch zu sehen war (und dessen war damals noch eben so viel als jetzt nur wenig), sorgsam nachgemalt und abgeschrieben hätte[108]). Büchel nun hat über einer der Figuren, über dem Grafen, noch die Zeitangabe gelesen *Dussent. ior dri huntert vnd xij,* das Tausend und die Hunderte so mit Buchstaben, die Zwölf mit Ziffern bezeichnet. Man mag die Richtigkeit dieser letztern Zahl in Anstand ziehen; sie kann verwischt oder unvollständig gewesen sein: aber das vierzehnte Jahrhundert steht fest[109]), während für den Lübecker Todtentanz das Gleiche nur allerdings wahrscheinlich, die Zeit aber, aus der jene Handschriften und Holzschnitte stammen, mit Gewissheit erst die vordere Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ist. Und dennoch ist die Form, in welcher man das Schauspiel vom Todtentanz an die Wände des Klingenthales geschrieben und gemalt hat, eine jüngere und erst eine abgeleitete: denn sie ist deutlich aus einer Verschmelzung der zwei einfacheren hervorgegangen, die zu Lübeck und in jenen Handschriften und Holzschnitten vor uns stehn: sie hält zugleich die Personen fest, die bloss dem Lübecker, und diejenigen, die bloss dem Todtentanze der Bücher eigen sind: sie hat mit letzterem den Patriarchen, den Erzbischof, den Grafen, die Edelfrau, den Bettler, den Koch, die Mutter gemein, und

108) Aus diesem jetzt der öffentlichen Kunstsammlung einverleibten Werke sind die Reime und Bilder des Klingenthalischen Todtentanzes entnommen, wie Massmann beide in seinen Basler Todtentänzen, Stuttg. 1847, veröffentlicht hat.

109) Heinrich von Nördlingen, der, wie aus seinen Briefen sich ergiebt, viel mit den Nonnen im Klingenthal verkehrte, war zu Basel in den Jahren 1338, 1339 und 1347 oder 48 (mein Aufsatz über die Gottesfreunde in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, hsggb. von der Histor. Gesellschaft zu Basel, 2, 136 fgg.): dürfte sein schon oben angeführtes Wort von dem zum Tanz des Lebens pfeifenden Jesus Christus als eine Hindeutung auf den zum Tanz des Todes pfeifenden Tod im Klingenthale gedeutet werden, so läge darin eine Bestätigung mehr für den frühzeitigen Ursprung dieser Bilder.

doch auch mit dem erstern den Wucherer, den Vogt, den Waldbruder, den Jüngling, die Jungfrau; nur der Karthäuser, der Capellan und der Küster, welche Lübeck hat, die Handschriften aber nicht, fehlen ebenso im Klingenthal. Dafür sind, wie die Heidelberger Holzschnitte zu dem Arzte noch den Apotheker fügen, zwei andere Personen hier noch vermehrfacht: neben den Bettler oder Krüppel kommt noch der Blinde, und an den Platz des einen Bürgermeisters oder Juristen der älteren Texte rücken drei Figuren dieser Art, der Jurist, der Fürsprech und der Schultheiss. Ausserdem noch treten ohne irgend welchen älteren Anlass einige Personen erst hier hinzu, der Pfeifer, der Herold, der Narr, die Begine, der Jude, der Heide d. h. Mohammedaner und die Heidin: Erweiterungen, die dem Todtentanze theils noch ein bestimmteres Glaubensgepräge verleihen, theils, indem sie auch die niederen Stände zahlreicher in Mitleidenschaft zogen, der ganzen Dichtung etwas von ihrer democratischen Bitterkeit benehmen sollten. Durch jene Verschmelzung der beiden älteren Texte und zugleich diese neuen Zusätze ist die Menge der Personen, die ursprünglich mit einer gewiss nicht zufälligen noch bedeutungslosen Abgrenzung nur 24 betragen hatte, hier auf die nichts bedeutende ungerade Zahl 39 angewachsen.

Also auch zu Basel und schon im vierzehnten Jahrhundert ein Todtentanz. Wenn es nöthig ist, ausser der allgemeinen Stimmung des Volkes und der Richtung seiner Kunst noch besondere Umstände aufzusuchen, die der örtlich nähere Anlass solcher Malerei gewesen seien, so bietet sich deren gerade für Basel eine lange, das ganze Jahrhundert durchziehende Reihe dar: im J. 1314 eine Pest, an welcher vierzehn Tausende starben, und darauf Hungersnoth bis zu Gräueln der Verzweifelung[110]; 1349 der Schwarze Tod, der noch schrecklicher wüthete; 1356 am S. Lucastage das Erdbeben, und wiederum Erdbeben und Seuchen noch in späteren Jahren; endlich, wenn man auch diese mitrechnen mag, die böse Fastnacht des Jahres 1376, wo das Blut der übermüthigen Herren im Zorne und Bürgerblut zur Strafe vergossen ward[111]. Es ist jedoch auf dergleichen bestimmtere Einzelanlässe schon deshalb weniger Gewicht zu legen,

110) Ochs Geschichte der Stadt und Landschaft Basel, 2, 22.
111) Ochs a. a. O. S. 242 fg.

weil dieser Todtentanz durchaus nicht den Charakter eines öffentlichen Erinnerungszeichens hat: sein Platz sind die abgeschlossenen und schwer zugänglichen Räume eines Klosters, die doppelt unzugänglichen eines Frauenklosters. Aber er ist ein Wandgemälde, und man darf es wohl als eine Eigenheit der altbaslerischen Kunst betrachten, dass, so selten sie auf Altarbilder sich verlegte (noch dem aufmerksam und doch nicht mit Ungunst blickenden Aeneas Silvius fiel deren Mangel in den Kirchen Basels auf)[112]), sie desto eifriger die Wände mit Malerei bekleidete. Zeugniss davon haben einst wohl all unsre Kirchen und Klöster[113]) und nicht die Kirchen und Klöster allein gegeben[114]); von den Wandgemälden, die noch jetzt erhalten sind, mögen die ältesten, sicherlich noch weit zurück hinter das Erdbeben reichend, die in den Fensterbogen der Crypta des Münsters sein, das anziehendste aber unter denen, die verschwunden, jenes Bild einer todten, von den Engeln verehrten Heiligen, das in dem Kreuzgange des Klingenthals eine Nische füllte: so viel aus einer Abbildung, die wir ebenfalls dem Fleiss des sel. Büchel verdanken, zu entnehmen ist, eine Arbeit des fünfzehnten Jahrhunderts[115]). In eben diesen Kreuzgang denn brachte schon das vierzehnte den Todtentanz, in den Theil also der Gebäulichkeiten, den man überall gern mit Bildern und zumal mit solchen schmückte, die unter sich in einem fortlaufenden Zusammenhange standen[116]), denjenigen Theil, dessen Ausschmückung mit Bildern des Todes schon die Nähe der Gräber empfahl, die er umschloss.

112) Vgl. seinen Brief über Basel in den Scriptores Rerum Basiliensium minores pg. 366.

113) Vgl. die Barfüsser-Klosterkirche in Basel von Ad. Sarasin (Mittheilungen der Gesellschaft f. vaterländ. Alterthümer in Basel III) S. 6; die Dominikaner-Klosterkirche in B. von L. A. Burckhardt u. Ch. Riggenbach (ebd. VI) S. 8. In Streubers Basler Taschenbuch 1856, S. 175 fgg. theilt Herr Dr. Fechter das mit Meister Hans Tiefenthal von Schlettstadt im J. 1418 oder 1419 abgeschlossene Verding über die Ausmalung der ehemaligen Capelle des Elenden-Kreuzes mit.

114) Gemälde auch an den Thoren und sonst in öffentlichen Gebäuden: Basler Taschenb. 1856, S. 171. Aussen an Privathäuser gebracht bis in das 17. Jahrhundert.

115) Walther v. Klingen S. 22; eine Steinzeichnung nach Büchel giebt v. d. Hagen, über die Gemälde in den Sammlungen der altdeutschen lyrischen Dichter Th. 2, Taf. 7.

116) Meine deutsche Glasmalerei S. 38 fg. 149 fg.

Es geht aber hier dem Todtentanze selbst noch eine Scene voraus, die bei dessen Aufführung (und warum soll es Aufführungen des Todtentanzes nicht gegeben haben in einer Stadt, deren Theilnahme gleich an der ersten Entwickelung des deutschen Dramas wahrscheinlich und die bei dem frischen Aufschwunge desselben im sechzehnten Jahrhundert eine der vordersten und thätigsten gewesen ist?)[117]) eine Scene also, die bei der Aufführung, falls sie nach Gewohnheit in oder vor einer Kirche geschah, auch gar wohl mag vorgekommen sein: vor einem Beinhause mit aufgehäuften Schädeln stehn zwei Todte, beide blasend, der eine ausserdem noch mit der Art von Trommel, die man im Mittelalter *sumber* nannte[118]): solche Figuren mochten das Spiel, wie auch sonst im Beginn eines Dramas sich Musik vernehmen liess[119]), eröffnen und dann mit Trommel und Pfeife den Tanz begleiten. Von eben diesen kann man sich auch die Worte gesprochen denken, die als Inschrift über dem Beinhause stehn: *Hie richt got nôch dem rechten. die herren ligen bî den knechten. nû merket hie bî, welcher her oder knecht gewesen sî*[120]). Sodann die Tänzer, und zwar wie in den vorher erwähnten Holzschnittwerken lauter einzelne Paare, nicht wie zu Lübeck ein gesammelter Reigen, obschon die lange und ununterbrochene Fläche der Wand die Darstellung eines solchen wohl gestattet hätte: die Beschaffenheit des Gedichtes liess den Maler auch hier die Theilung wählen. Von den Figuren der Tanzenden hat die des Todes überall den geringeren Kunstwerth; nicht ihrer Häss-

117) Im J. 1377 ward ein Jude verbannt, weil er am Karfreitag Unsrer Frauen Klage lästerlich gelesen hatte: Ochs 2, 361; über die Dramatisierungen von Mariä Klage meine Litt. Gesch. § 85, 59. Ebenda § 105, 5. 72. 74 fgg. 86. 120 fg. u. a. von den Dramen und Dramatikern Basels im 16. Jahrh.

118) Vgl. Ulrichs v. Liechtenstein Frauendienst 125, 26 *dar nâch ein holrbläser sluoc einen sumber meisterlich genuoc.*

119) *primo igitur persone ad loca sua cum instrumentis musicalibus et clangore tubarum sollempniter deducantur:* Fichards Frankf. Archiv 3, 137; *die zwên hornbläser:* Mones Schausp. des Mittelalters 2, 185.

120) Noch im Eingange von Nicolaus Mercatoris Vastelavendes Spil van dem Dode unde van dem Levende: De Dodt spricht „Hyr ys gelonet na rechte Dem heren alse dem knechte: Gy minschen, ghat alle hyr by Und sehet, welcker de beste sy": Kellers Fastnachtspiele 2, 1065. Vgl. oben Anm. 21.

lichkeit wegen: auf jene sanfte Schönheit, welche der Grieche dem Tod, dem Bruder des Schlafes, einst geliehen[121]), konnte und wollte man jetzt nicht ausgehn; aber hier mangelt dem Tode selbst die rechte Charakteristik, und Lübeck und die Holzschnitte leisten darin Besseres: er macht nicht sowohl den Eindruck des Grausenhaften als den des Matten, erscheint nicht sowohl beinern als gleichsam ledern weich, tanzt auch eigentlich nirgend, sondern macht nur mit schlaff gebogenen Knieen einen Ansatz wie zum Laufen. Mehrmals pfeift und einmal trommelt er noch selbst wie in den Holzschnitten, und ebenso kommt auch hier zu mehreren Malen das umgehängte Grabtuch vor. Selten nur humoristische Einzelheiten, fast nur bei der Edelfrau und bei dem Kinde: hier wie dort hat der Tod aus seinem Tuche eine Kopfverhüllung nach Weiberart gemacht und schaut nun so der Edelfrau über die Schulter hinweg in den Spiegel, in welchem sie selbstgefällig sich erblicken möchte, und fasst das Kind, als solle es ihn für die Mutter halten. Besser gerathen als der Tod sind die Figuren der Menschen, besser im Ausdrucke, besser auch in der Zeichnung. Der Patriarch und die Edelfrau haben schönen Faltenwurf; namentlich aber ist die Jungfrau in Gestalt und Gewandung ein fast vollendetes Kunstwerk und erinnert an den Adel der Antike. Solcher gelungenen Theile wegen würde man gern den Namen des Malers wissen, dem wir die ganze lange Bilderreihe zu danken haben: doch mangelt jede Ueberlieferung. und unter den sonst bekannten Baslerischen Malern des Jahrhunderts, dem Berthold z. B., den im J. 1321 die Cistercienser des Bairischen Klosters Aldersbach beriefen, damit er ein grosses Graduale mit Bildern schmücke[122]), dem Johannes Muttenzer, der ebenso im J. 1347 für Malereien in der Leutkirche zu Bern berufen ward[123]), dem Menlin, der auch als Glasmaler arbeitete,

---

121) Wie die Alten den Tod gebildet haben: bekannte Schriften Lessings 1769 und nach ihm Herders in den Zerstreuten Blättern. Indess auch schon von den Alten, freilich mehr nur in späterer Zeit und namentlich im untern Italien und von den Römern der Tod als schreckhaftes Gespenst, in Skeletform dargestellt; vgl. Anm. 94 u. 126. [Tod und Schlaf: Spec. eccl. S. 143.]

122) Nach dem Rechnungsbuch dieses Klosters in den Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte 1.

123) Dieser und der folgende und andre Namen mehr in Mones Zeit-

unter diesen und anderen bloss zu rathen dürfte um so weniger etwas nütze sein, da der Todtentanzmaler sicherlich weder in Basel noch in Basels Nähe daheim gewesen, sondern am Niederrheine: das zeigen die Sprachformen, in welchen er die Verse schreibt. Am Niederrhein lüftete die Kunst der Malerei schon damals freier ihre Schwingen, und in dem benachbarten Westfalen, zu Minden, ward im J. 1383 ein Bild gemalt, welches nah an den Todtentanz und besonders an eine so eben ausgezeichnete Scene des Klingenthals rührte, ein Fahnenbild, auf der einen Seite ein königlich geschmücktes Weib mit einem Spiegel, darüber *Vanitas vanitatum,* unten die Jahrszahl 1383 und am Rande deutsche Reime, auf der andren der Tod mit der Sense und wiederum deutsche Reime[124]).

Die deutschen Todtentanzbilder und ebenso die französischen sollten nur eine allbeliebte Schauspieldichtung festhalten und veranschaulichen: die Folge dieser Unterordnung ist, dass sie lediglich auch nichts weiter geben als eine Reihe von Einzelheiten, die alle einander gleichartig und bloss nach äusserer Schicklichkeit gerade so geordnet sind, eine Reihe, die nach Zufall und Willkür beginnt und endet, aber sich zu keinem einigen Ganzen abschliesst, nicht einmal, was doch nahe gelegen hätte, zu einem Ganzen nach Reliefart. Denn dass auf dem Lübecker Gemälde alle Figuren sich die Hände reichen, macht daraus noch kein Ganzes, giebt ihm keine Einheit, ist keine Composition. Und doch wären die Maler sowohl dieses Todtentanzes als dessen im Klingenthal einer mehr künstlerischen Behandlungsweise vielleicht nicht unfähig gewesen. Dafür scheint im Klingenthale das schon mannigfaltiger zusammengesetzte Bild zu sprechen, welches dem Tanze voransteht, die zwei Tode vor dem Gebeinhaus, dafür in Lübeck, falls dieser Theil des Gemäldes schon ursprünglich ist, die Landschaft mit der Ansicht der Stadt, die hinter dem Reigen als gemeinsamer Grund sich ausdehnt. Weder das Eine noch das Andre war durch Worte des Gedichts gefordert: im Uebrigen

---

schrift für die Geschichte d. Oberrheins 3, 14 und im Basler Taschenbuch 1856. S. 169 fg.

124) Hilschers Beschreibung des Todten-Tanzes — in Dreszden, Dresden u. Leipz. 1705, S. 12. Nach eben demselben S. 10 fg. u. 91 auch anderswo dergleichen Fahnenbilder. [Redensart im Schwarzwalde „blass wie der Tod am Fahnen“: Wanderblüthen von Lucian Reich S. 106.]

aber folgten sie diesem und musten sie ihm folgen, und da wiederholte sich mit jedem Schritt die gleiche Beengung. Das darf man nicht aus den Augen setzen, wenn man nicht den Abstand zwischen diesen Deutschen Bildern und einem berühmten Italiänischen derselben Zeit und nächst verwandten Inhaltes zu grell finden soll. Ich meine den Triumph des Todes von Andrea Orcagna, eines der vorzüglichsten unter den Wandgemälden, welche die Bogenhalle des Campo santo zu Pisa schmücken[125]. Es wird dieses Bild durch einen hohen, bis in den Vordergrund reichenden Felsen in zwei Hälften getheilt. Auf der linken Seite bewegt sich ein Jagdzug zu Pferd und zu Fusse, an seiner Spitze drei Könige; ihr fröhlicher Ritt wird durch drei Särge gehemmt, in denen drei Leichen, ebenfalls fürstliche Personen, offen da liegen, umspielt von Schlangen und die eine schon fast in ein Gerippe verwandelt. Ein gebeugter Greis, der heil. Macarius, steht dabei und deutet den Anblick mit ermahnenden Worten aus; Gesicht und Gebärde der Könige und ihres Gefolges zeigen Grausen und Betrübnis und reuiges Insichgehn. Im Hintergrund felsichte und begrünte Höhen mit den Thieren der Wildnis und Einsiedlern, den Genossen des Macarius. Also wieder im Gemälde wie schon oben in einem französischen Bildwerk die Legende von den drei todten und den drei lebenden Königen, hier aber an einen heiligen Eigennamen angeknüpft. Während diese Hälfte des Bildes den Tod in seiner busseweckenden Macht vorführt, gewahren wir auf der andren den Weltsinn, der dahinlebt in allen Freuden, unbesorgt um den, welcher den Freuden schrecklich ein Ende machen und den Sünder einer ewigen Strafe überliefern wird. Unter blühenden und fruchtbeladnen Orangebäumen weilt eine Gesellschaft jugendlicher Männer und Frauen, die Zeit sich kürzend mit Gesang und Spiel und heiteren Gesprächen. Sie gewahren nicht, wie durch die Lüfte der Tod auf sie herabrauscht, eine grausige Weibsgestalt (denn die Italiener sagen *la morte*) mit fliegenden Haaren, Fledermausflügeln, dunklem drahtgeflochtenem Gewande und, hier vielleicht dem Saturnus nachgebildet, einer Sense[126]). Schon hat sie, während Lahme und Blinde ver-

125) Andrea Orcagna starb 1389.

126) Vgl. die Ker auf dem Kasten des Kypselos mit Zähnen wie eines wilden Thiers und gekrümmten Nägeln an den Händen: Pausanias 5, 19. 6.

geblich um Erlösung aus diesem Leben flehn, einen Haufen Vornehmerer darniedergemäht, Männer, Weiber, Geistliche, Ritter, König und Königin, und Engel und Teufel eilen herzu um die in Kindesgestalt entschwebenden Seelen[127]) theils dem Paradiese, theils der Hölle zuzutragen, deren Eingang hinten die feuerspeiende Oeffnung eines Berges ist. Hier haben wir denn freilich Composition, hier Kunst in der Darstellung der Gedanken von Tod und Welt, und der zwiespältige Gegensatz, in welchem dieselben scheinbar noch dargestellt sind, findet alsbald seine Einheit in dem Gemüthe des Beschauenden[128]). Aber hier war auch der Maler an kein Gedicht nach Art des deutschen Todten-

---

Auch ein Holzschnitt in einer mir unbekannten Predigtsammlung Geilers von Kaisersberg, Sermones de XXIII conditionibus mortis (das „Alphabet in XXIII Predigen"?) [de Arbore humana. Vergl. den vollen Titel Anm. 187.] soll den Tod als Weib, als schwarze gerunzelte Frau mit offenem Rachen und einem Haken in der Hand darstellen: wieder nur, weil mors ein Femininum ist?

127) Die Seele als Kind noch öfters sonst in bildlicher Darstellung: s. Oberbayerisches Archiv 2, 164 u. Geffkens Bildercatechismus Taf. 11 u. 12; auch bei Dichtern, z. B. in Ottocars Reimchronik 441a. Ueber den Anlass dieser Auffassung Mone im Anzeiger 8, 621.

128) Minder gedacht und ärmer an Kunst und doch dem Todtentanze der Deutschen noch vorzuziehen sind die stufenweis sich entfernenden Nachahmungen von Orcagnas Bilde: das Wandgemälde zu Clusone von 1480, das in seiner obern wie der unteren Hälfte beidemal nur die unerbittliche Gewalt des Todes zeigt (die Beschreibung im Kunstblatte zum Morgenblatt 1846, S. 232 nennt es fälschlich einen Todtentanz); das am Spedale grande zu Palermo, von Antonio Crescenzio gemalt (Ein Jahr in Italien von Stahr 2, 106), das von dem zu Pisa nur die zweite Hälfte benützt; der Triumph des Todes endlich von Hieronymus Bosch in der Galerie zu Madrid, wo neben dem Tode, der unter eine buntgemischte Menschenmenge Schrecken und Verderben bringt, noch ein allegorisch aufgeschmückter Wagen herfährt (Passavant, die christl. Kunst in Spanien S. 138). Hier und zu Palermo reitet der Tod, zu Palermo und Clusone schiesst er mit Pfeilen. Von den Pfeilen späterhin noch einmal; das Pferd, das auch in der Danse Macabre öfters vorkommt und auf Dürers Kupferstiche Ritter, Tod und Teufel, kann mythischen, aber wird noch eher biblischen Anlass haben: vgl. Offenbarung 6, 8. Jac. Grimms Mythologie S. 803—805 und oben Anm. 10. [Freske des 14. Jahrh. in einer Capelle zu Subiaco: der Tod (reines Geripp nur mit Haaren am Schädel) auf rennendem Pferde mit Sense und Schwert, unter ihm ein Haufen schon erlegener, hinter ihm vergeblich bittender Greise u. s. f., vor ihm, von ihm angefallen, zwei jung blühende Menschen: Agincourt, Mal. CXXVI, 7.]

tanzes gebunden: er durfte selber schaffen, selbst anordnen. Und allerdings kam ihm auch zu Gute, dass überhaupt die Kunst in Italien damals schon weiter als in Deutschland gediehen, dass er ein Italiäner und so schon von Natur mit Drang und Befähigung zu höherem künstlerischem Bilden begabt war. Die Wahrnehmung desselben Unterschiedes zu Gunsten Italiens drängt sich uns auf, wenn wir bei Vasari[129]) von jenem Fastnachtszuge lesen, den einst zu Florenz Piero di Cosimo angeordnet hat, zur Zeit, als die Mediceer verbannt waren, im Jahre 1433. Ein grosser, von Büffeln gezogener Wagen[130]) fuhr einher, ganz schwarz und mit Todtengebeinen und weissen Kreuzen bemalt; auf ihm stand riesenhaft der Tod mit der Sense, umgeben von zugedeckten Gräbern. Von Zeit zu Zeit aber hielt der Aufzug still: ein dumpfer Posaunenstoss ertönte, die Gräber öffneten sich, die Todten stiegen heraus, Männer nämlich in schwarzer Kleidung mit weiss darauf gemalter Abzeichnung des Gebeines, und setzten sich auf den Rand der Gräber und sangen. Das Lied begann *Dolor, pianto e penitenzia,* und weiter kamen, mit Anbringung eines durch die Jahrhunderte und namentlich auch in Deutschland oftmals wiederkehrenden Spruches[131]), die Verse darin vor

> Morti siam, come vedete:
> così morti vedrem voi.
> fummo già come voi sete;
> voi sarete come noi.

---

129) Opere (Florenz 1822) 3, 55—57.

130) Welchen Bezug zum Tod haben diese Thiere? Auf dem Bilde, das in Johann Ackermanns Gespräche Cp. 16 der Tod beschreibt, reitet derselbe gleichfalls einen Ochsen: „Wir sagen dir, dass man uns fand zu Rom in einem Tempel an einer Wand gemalet als einen Mann auf einem Ochsen sitzen, dem die Augen verbunden waren; derselbige Mann führte eine Haue in seiner rechten Hand: damit focht er auf dem Ochsen; gegen ihn schlug, warf und stritt eine grosse Menge Volkes, allerlei Leute, jeglicher Mensch mit seines Handwerkes Gezeuge; da war auch die Nonne mit dem Psalter; die Menschen alle schlugen und wurfen den Mann auf dem Ochsen in unser Gedächtniss: doch bestritt der Tod und begrub sie alle.“

131) *Sus sprechent, die dâ sint begraben, beidiu zen alten unt zen knaben „daz ir dâ sît, daz wâre wir; daz wir nû sîn, daz werdet ir“* Freidank 22, 18. Ueber dem Beinhaus in Manuels Todtentanze „hie ligend

Vor und hinter dem Wagen ritten Todte auf abgemagerten Pferden, jeder mit vier ihm gleich verlarvten Dienern, welche schwarze Fackeln trugen und eine grosse schwarze Fahne mit Kreuz und Todtenkopf[132]). Zehn ebensolcher Fahnen beschlossen den Zug. Und so bewegte sich derselbe vorwärts, indess alle mit zitternder Stimme das Miserere sangen. Gewiss, ebenso weit als jenes Bild zu Pisa an belebter Mannigfaltigkeit, an Einheit, an Kunst die Bilder in Basel und Lübeck und zu La Chaise-Dieu übertrifft, ebenso weit dieser Florentinische Fastnachtszug den Tanz der Todten, wie man ihn in Frankreich und in Deutschland spielte.

Richten wir den Blick wiederum nach letzterem Lande. Hier zeigen uns Lübeck und das Klingenthal in Basel und die Holzschnittwerke wesentlich stäts die gleiche Schauspieldichtung, nur dass im Klingenthal dieselbe weiter und reicher als sonst ausgeführt, zu Lübeck aber deren echte Gestalt fast durchweg gegen eine spätere Ueberarbeitung, die kürzere Strophe der Wechselreden gegen eine von acht Zeilen vertauscht ist: noch spricht z. B. das Kind in Lübeck ganz so zum Tode wie an den andren Orten:

O Dot, wo schal ik dat vorstan?
Ik schal danssen und kan nicht ghan!

Die Lübecker Reime und Bilder haben Nachahmungen in niederdeutscher Sprache herbeigeführt: auf ähnliche Weise, jedoch selbständiger, ordnet sich neben die Holzschnitte und das Klin-

---

also unsre gebein, zu uns här danzend, gross und klein. die ir ietz sin, die waren wir. die wir ietz sind, die werden ir." Nicolaus Mercatoris (Kellers Fastnachtsspiele 2. 1065) „Minsche, sü an mick: Dat du bist, dat was ick." Bild in Andreas Ryffs handschriftlichem Circkell der Eidtgnoschaft (1597) Bl. 3 vw: ein König an einem Tische, zu ihm emporsteigend der Tod mit Stundenglas und Sense, das Haupt grün bekränzt, um die Hüfte einen Dolch gegürtet; die Unterschrift „Sich mich An, vnd Thuon mich Läsen, Wer du bist, der bin Ich gwesen. Vnd der Ich bin, der wirstu werden Den wir Sind Alle gmacht Ausz Erden." Andre Stellen bei Massmann im Serapeum 8. 137 fg. und bei Wilh. Grimm über Freidank S. 56. [Pfeiffers Germ. 5, 220 fgg. Quod mihi nunc, tibi cras: Anzeiger des Germ. Mus. 1863, 439.]

132) Ist die Fahne mit dem Todesbild zu Minden und sind die ihr ähnlichen anderen Bilderfahnen ursprünglich ebenso wie diese zu Florenz verwendet worden?

genthal noch ein zweiter hochdeutscher Todtentanz, gleichfalls ein Druckwerk (die erste seiner mehrfachen Ausgaben mag schon um 1460 erschienen sein)[133]), gleichfalls in achtzeiligen Absätzen des Gespräches, aber so, dass gleich die ersten Eingangsworte hier noch lebendiger als irgend sonst den Eindruck eines aufführbaren und aufgeführten Dramas machen:

Wol an wol an ir herren vnd knecht
Springet her by von allem geslecht
Wie iunck wie alt wie schone ader krusz
Ir muszet alle in disz dantz husz.

Den vier blasenden Toden, welche das beigefügte Bild als die Sprecher dieser Worte bezeichnet (schon auch erheben unter ihnen drei Todte sich zum Tanz), folgt zunächst ein Todter auf der Bahre, den wieder andre umspringen, einer dazu noch trommelnd:

Alle menschen dencken an mych
Vnd hüden vor der werlt sich
Ich hatte viell gütes vnd was in eren
Gold vnd sylber hatte ich tzu vertzeren
Nü byn ich inn der wuorme gewalt u. s. w.

Hierauf 37 Paare der Tänzer, zuerst der Tod und der babst und so fort die übrigen Geistlichen und Gelehrten, cardinal, bischof. official, dumherr, pferrner, cappellan, apt und artzt; dann die weltlichen, kaiser, konig, herczog, graue, ritter, iunckher, wapendreger, rauber, wucherer, burger, handwercksman, iungeling, das iunge kindt, wirt, spieler, diep, der bose monich, der gude monich, bruder, doctor, burgermeister, rather, vorsprech, schriber, nonne, burgerin, iunckfrauwe, kaufman; zuletzt wie in der spanischen Danza general[134]) noch Todte „von allem staidt“:

Nv kümmet her fürt von allem stait
Welych hye vor diszer dantze nyt en hait

---

133) Massmann im Serapeum 2, 184 fgg.; ich habe das Meusebachische Exemplar (von 1470?) auf der Bibliothek zu Berlin benutzt. Der handschriftliche Todtentanz des 15. Jahrhunderts zu Cassel, worüber Kugler in den Kleinen Schriften und Studien zur Kunstgeschichte 1, 54. 55, ist vermuthlich dasselbe Werk.

134) *Lo que dice la Muerte a los que non nombro:* Ticknor 2, 612.

Vwer ist vyll ich byn alleyn
Doch noberwinden ich nch alle gemeyn
Vwer tzyt ist kommen yr müszet sterben
Langer tzyt mogent yr nyt erwerben
Synt yr gottes frunde das ist nch güt
Ist das nyt so fart yr in der hellen gluit;

und nach deren Antwort die Schlussrede des Todes (im Bild ein Beinhaus):

Merckent vnd gedenkent yr menschen gemeyn
Hye lygent gebeyne grosz vnd kleyn
Welchs syn man frauwe ritter oder knecht
Hye hait sich tzuo lygen yederman recht
Der arme by dem rychen der knecht by dem herrn —
Welcher auch sy der geweltigst an synem gewallt
Der drett herfuore er sy iuong oder alt —
Nü bnwe anoch eyn yederman off dissze werlt
Vnd sehe an yr süberlichs vnd snodes getzellt
Der kerner[135]) ist ysz genant
Dar inn so kommen wyr gar tzü hant
Goit woille das wyr also dar in kommen
Das ysz komme vnszeren selen tzu frommen.

Auf den Bildern steht bald der Tod nur vor dem Menschen, bald tanzt er vor ihm, bald auch ergreift er ihn mit zum Tanze; immer ist er zugleich gerippt und fleischig und fast immer mit irgend welchem Tongeräthe versehn, mit Trompete, Dudelsack, Orgel, Geige, Harfe, Triangel oder Schellenklapper, beim Kind mit einem Kinderspiel, einem Stab mit einer Windmühle darauf. Zuweilen (auch diess für die öffentliche Schaustellung ein wohl tauglicher Schmuck) kommen Wappenbilder vor, beim Papst und beim Kaiser die Schlüssel und der doppelte Adler auf dem Banner der Trompete, welche der Tod bläst, beim König und beim Grafen Fahnen, welche sie selber halten, mit den französischen Lilien und den Hirschhörnern Würtembergs; dem Wappenträger aber führt der Tod sein eigenes Wappenschild entgegen, einen Todtenkopf und darüber zwei gekreuzte Todtenbeine.

---

135) Das Beinhaus, mittellat. *carnarium*, althochd. *charnâri*, mittelhochd. neuhochd. *charnâre, karner, gerner:* Schmellers Bair. Wörterb. 2, 66. 330; Ruolant 260, 1; Minnesinger 2, 333b (wo v. d. Hagen die Lesart *gerner* gegen die schwerlich bessere *kerenter* vertauscht hat); Leseb. 3, 1, 456 fg. Gernerhusz: Narrenschiff 30, 14. 102, 22; gernerbeyn ebd. 63, 75.

Jenes Wappen in der Fahne des Grafen mag auf den ersten Ursprung des Gedichtes weisen: andre Eigenheiten weisen auf einen Zusammenhang mit der französischen Danse Macabre hin. Nicht die drei Lilien in der Fahne des Königs: der König von Frankreich stand dem Mittelalter, dem deutschen wie dem französischen selbst[136]), an der Spitze alles Königthumes: so tritt derselbe schon bei Wernher von Tegernsee in dem Osterspiele *de adventu et interitu Antichristi* auf[137]), und wo Nicolaus von Strassburg von einem reichen und mächtigen Könige zu sprechen hat, spricht er jedesmal von dem von Frankreich[138]). Sondern einmal die Anordnung der Tänzer, welche das Ganze in zwei Reigen theilt, einen geistlichen und einen weltlichen: anderswo in Deutschland sind beide Stände, in Lübeck sogar mit regelmässiger Abwechselung, gemischt: in Frankreich aber trennt der Todtentanz von Paris und ebenso der von La Chaise-Dieu auf ähnliche Weise, wenn auch nicht die Stände, so doch die Geschlechter[139]). Noch mehr aber an einzelnen Stellen, beim Kinde, beim Kaufmann, die Uebereinstimmung der Worte[140]). Rechnet man hiezu noch den auffallenden Umstand, dass der lateinische Todtentanz von Petrus Desrey[141]), den man gewohnt ist als eine Uebersetzung der Danse Macabre zu betrachten, gleichwohl auf dem Titel von deutschen Versen als seiner Urform spricht *(Chorea ab eximio Macabro versibus alemanicis edita et a Petro Desrey emendata)*, so könnte Deutsches Selbstgefühl daraus wohl den Schluss ziehn, es sei für die Danse Macabre aus unsrer deutschen Dichtung geschöpft, erst von Deutschland aus sei der Todtentanz nach Frankreich gebracht worden. Indess würde so nur Uebereilung folgern. Denn es wäre alsdann nöthig, anzunehmen, dass *Macaber* der Name eines deutschen Dichters, dass

136) du Cange unter dem Wort *Rex regum.*

137) Pezii Thesaur. anecd. 2. 3, 185 sqq.

138) Pfeiffers Deutsche Mystiker 1, 263. 36. 267, 34. 288. 1. 302, 13.

139) Unter den Ausgaben der Danse Macabre enthält die erste, von 1485, nur noch die Männer, die von 1486 nur die Weiber, Männer und Weiber beide zuerst die von 1499: Massmann im Serapeum 2. 191. 193. 195.

140) Massmann a. a. O. 2. 188. 8, 132.

141) Pariser Ausgaben von 1490 und 1499: Massmann Serap. 2, 193. 196.

diesem deutschen Dichter zunächst die lateinische *Chorea* nachgeahmt und erst aus der *Chorea* die *Danse Macabre* übersetzt sei. Desrey hat jedoch nicht früher als unter Karl VIII und Ludwig XII gelebt, während die Danse Macabre aux Innocens zu Paris bereits im J. 1425 vorhanden war. Hienach kann das durchgängige Zusammentreffen der Danse Macabre und der Chorea nur so, wie man es von je her gethan hat, aufgefasst, für die wenigen Stellen aber, wo jene auch mit dem Deutschen Todtentanze zusammentrifft, muss sie als das Vorbild betrachtet, muss auch in diesem Falle neben tausend andren Entlehnung aus Frankreich angenommen werden. *Macaber* als Dichtername ist wie das ebenso auf französisch vorkommende *Machabre*[142]) lediglich ein Missverstand des Genitivs *Macabre*, d. i. *Machabaeorum*, und auch in den *versibus alemanicis* liegt sicherlich bloss irgend welches Missverständniss. Oder soll man den Ausdruck so, wie Goldast es versucht hat[143]), deuten? Er fügt hinzu *id est, in morem ac modos rithmorum Germanicorum compositis:* die Verse der französischen Urschrift seien von der Art gewesen, wie man auch auf deutsch zu dichten pflege, Verse mit blosser Sylbenzählung und mit Reimen.

So hatte sich das Schauspiel des Todes in nur zwiefacher Gestalt über Deutschland ausgebreitet: mannigfaltiger als seine Worte wechselten die Bilder, mit deren Beigebung man es an die Wände schrieb oder es in Bücher schrieb und druckte: die Bilder waren an jedem Ort, in jedem Buche neu und andre: sie kamen erst später und immer nur gelegentlich und überall nur im Verhältniss der Unterordnung zu den Worten hinzu. Darum heisst auch die zuletzt besprochene Dichtung auf dem Titel ihrer alten Drucke „der Doten dantz mit figuren.“ Indess noch in demselben Jahrhundert wendete sich das Verhältniss. Bereits jene Handschriften und Holzschnittdrucke zeigen uns das Schauspiel auf die Figuren zugerichtet und damit die letztern zur Hauptsache, die Verse des ersteren aber zur Beigabe, zur Erklärung,

---

142) In Pariser Handschriften der Danse Macabre als Name des den Eingang sprechenden docteur: Jubinal a. a. O. S. 19. Vgl. oben Anm. 60.

143) In dem neuen Abdruck der *Chorea (Eximii Macabri speculum choreae mortuorum* u. s. w.) hinter seiner Ausgabe des *Speculum omnium statuum totius orbis terrarum auct. Roderico episcopo Zamorensi*, Hanov. 1613, 231 fgg.

zur blossen Ueberschrift und Unterschrift gemacht. Und das war nicht wohl möglich, wenn das Schauspiel als solches noch in allgemein lebendiger Uebung war. Wirklich auch ist von etwa der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, von derselben Zeit an, da sie in Frankreich noch die Chorea Machabaeorum spielten, für Deutschland keine Spur und kein Grund zu der Annahme mehr vorhanden, dass der Todtentanz noch aufgeführt und in andrer Weise sei vor Augen gebracht worden als durch Bild und Schrift und Druck. Um so überraschender ist es, wie gleichwohl in einem allbekannten Spiele der Jugend noch bis auf den heutigen Tag sich ein Nachklang jener alten Schaustellungen erhalten hat. In dem Text derselben, wie ihn die Handschriften und Holzdrucke geben, nennt das Kind den Tod einen schwarzen Mann: „ein swarzer man ziuht mich da hin“[144]); und unsre Kinder haben ein Fangspiel, wo eines nach dem Rufe: „Fürchtet ihr euch vor dem schwarzen Mann?“ und nach der Antwort „Nein“ den übrigen entgegenläuft und so viele es vermag aus ihnen herauszugreifen und damit sich beizugesellen sucht: ganz der Tod, der aus dem versammelten Reigen Einen nach dem Andren wegführt und dessen Schaar sich dadurch fort und fort vergrössert.

Also, abgesehen von diesem kindlichen Ueberrest, seit dem fünfzehnten Jahrhundert keine Aufführung des Todtentanzes mehr in Deutschland, ja überhaupt fast keine Dichtung mehr, welcher in Selbständigkeit diese Anschauung den Inhalt gäbe. Desto häufiger aber seitdem die Bilder. Und nun sind es diese, die von Ort zu Orte wandern: die Verse gehen nur noch zur Begleitung mit; und die Bilder bleiben dieselben, während die Verse sich ändern müssen, ja verschwinden; oder es tritt eine ganz frische Umschöpfung der Bilder ein, und damit vielleicht auch eine ganz frische Gedichtbeigabe. An der Spitze aber all der Orte und des ganzen neuen gliederreichen Geschlechtes der Todtentanzbilder steht Basel, steht als Mutter und Ahnherrin jener Todtentanz im Klingenthale.

---

144) Wiederum die Vermischung von Teufel und Tod: denn es ist sonst der Teufel, der schwarz heisst: Jac. Grimms Mythologie S. 945. Wenn Walther 124, 38 sagt *diu welt ist ûzen schœne, wîz, grüen unde rôt und innen swarzer varwe, vinster sam der tôt*, so scheint er die getünchten Gräber der heil. Schrift im Sinn zu haben.

Die nächste, vielleicht auch die erste Wanderung trat er von Kleinbasel herüber nach Grossbasel an, vom Kreuzgange des Klingenthals an die Kirchhofmauer des Predigerklosters. Die Hauptanlässe dieser Verpflanzung liegen nah: das Frauenkloster im Klingenthal stand unter besonderer Pflege und Aufsicht der Predigermönche[145]) und daher mit denselben im engsten, vielleicht in täglichem Verkehr; die Mönche aber, ohnediess von jeher thätige Freunde wie der Wissenschaft so der Kunst[146]), musten es wünschbar finden, dass eine Bilderreihe von so allgemeiner Eindringlichkeit nicht, wie dort geschah, den Augen der Menge dennoch entzogen bliebe, dass vielmehr eben solche Bilder auch an dem Zugang ihrer Kirche angebracht und da eine beständig fortwirkende Unterstützung der Predigt und eindrucksamer als Schrift und Wort eine Belehrung der Laien würden: denn zumal in diesem Verhältniss pflegte das Mittelalter den bildlichen Schmuck der geheiligten Räume aufzufassen[147]); damit lehnte man auch den Vorwurf des Bilderdienstes ab[148]). Möglich ist, dass ein weiterer Anstoss die grosse Pest gewesen, die im J. 1439, nachdem schon während des Jahrs vorher eine

---

145) Mein Walther v. Klingen S. 18 fg. 26.

146) Vgl. die schon oben Anm. 113 angeführte Schrift L. A. Burckhardts.

147) Ermahnungen der heiligen Kirche durch Schrift und Gottesdienst und Bilder: Tauler (Frankf. 1826) 1, 288 fg. Alter Gebrauch in Italien. dass die Prediger lange Pergamentstreifen vor sich liegen hatten, deren eines Ende die ihnen nöthigen Formeln und Gebete enthielt, während auf den andern herabhangenden Theil Bilder für das unten zuhörende Volk gemalt waren; Blätter der Art noch zu Rom und Pisa: Rumohrs Italiän. Forschungen 1, 245. Kirchengemälde die heil. Schrift der Laien: Predigtstelle in Mones Anzeiger 8, 611 (in der von Albrecht dem Kolben gefertigten Handschrift Grieshabers Bl. 159c). *Got hât den leien gegeben — driu buoch —. der himel ist der buoche einez —. daz ander buoch ist daz gemælde —. daz dritte buoch ist pfaffen leben* u. s. w.: Heidelberger Handschrift 341, 184b.c. [*Videmus aliquando simplices et idiotas, qui verbis vix ad fidem gestorum possunt perduci, ex pictura passionis dominicae vel aliorum mirabilium ita compungi, ut lacrymis testentur exteriores figuras cordi suo quasi litteris impressas:* Walafr. Str. de reb. ecclesiast. c. 8.] Welscher Gast 1097 fgg. (nach demselben 9322 fgg. den Bauern aber auch die Bilder unverständlich); S. Brant Narrensch. Vorr. 27. Luthers Enchiridion, Wittenb. 1543 d 2.

148) Vgl. z. B. in Gregors d. Grossen Briefen 9, 105. 11, 13.

schwere Theurung geherrscht hatte, auch Basel ergriff und da ihre Verheerungen unter der Bürgerschaft wie inmitten des versammelten Concils anrichtete[149]). Es möchte jedoch vorschnell sein, deswegen, wie man wohl thut, die Anfertigung der Bilder auf eben dieses Jahr 1439 zu beraumen. Zwar aus dem fünfzehnten Jahrhundert sind sie gewisslich: ein Gegenbeweis, aus den Costümen etwa[150]), kann mit Sicherheit nicht geführt werden, da auch im Mittelalter die gröste Wandelbarkeit der Trachten gegolten hat und z. B. die Mieder der Frauen, die Schnabelschuhe, die zweifärbig getheilten Kleider in öfterem Wechsel auf- und wieder abgekommen sind; und hier wird die Unsicherheit dadurch noch vermehrt, dass die Bilder im Verlaufe der Zeit mehrfache Ummalungen haben durchmachen müssen, bei denen schwerlich jede Einzelheit der ursprünglichen Costümierung ist geachtet und festgehalten worden. Noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert sind sie gewisslich, kaum jedoch älter als aus der Mitte desselben: denn es haben bei ihrer Uebertragung vom Klingenthal zu den Predigern schon die Bilder der vorher erwähnten Handschriften und Holzschnittdrucke sichtlichen Einfluss ausgeübt, die früheste Jahrszahl aber, bis zu welcher man die letzteren zurückverfolgen kann, ist 1443. Malernamen fehlen uns auch aus diesem Jahrhundert Basels nicht[151]), und wir haben z. B. gerade im Jahre 1450 einen Meister Gilgenberg, 1463 einen Adam von Speier, von 1466 an einen Hans Balduff: aber auch hier ist alles Vermuthen unfruchtbar, und es bleibt uns das Bedauern, dass der sonst so reiche Urkundenschatz des Klosters weder auf Person noch Zeit einen Fingerzeig gewährt.

149) Ochs 3, 277 fgg.

150) Wie das unser verstorbener Prof. Fr. Fischer versucht hat, über die Entstehungszeit und den Meister des Grossbasler Todtentanzes, Basel 1849, S. 15 fg.

151) Mones Zeitschrift für d. Geschichte des Oberrheins 3, 14; Basler Taschenbuch 1856, S. 170—172 [Anzeiger des Germ. Mus. 1863 Sp. 347 fg.]. Ich bemerke jedoch zu dem dort gegebenen „Verzeichniss von Malern, — welche vom XIII. bis XVI. Jahrhundert zu Basel gearbeitet haben,“ dass, wo man nur einen Namen mit dem Beisatze *pictor* hat, diess ebenso wohl einen blossen Anstreicher bezeichnen kann (vgl. meine Deutsche Glasmalerei S. 143. 160), und dass der Lüllefogel, „der die pfennig melet“ (1405), kein Maler gewesen ist, sondern ein Mann, der die Münzen stempelte: vgl. das Strassburger Stadtrecht 73. 76 (78) und Ochs 2, 397.

Uebrigens ist dieser Todtentanz zu Predigern ebenwie der im Klingenthale der Zerstörung, ja er ist einer gänzlichen Vernichtung anheimgefallen. Im J. 1805, nach langer Verwahrlosung, nachdem zuletzt sogar ein Seilermeister längs der Mauer sein Gewerb getrieben, hat die Obrigkeit dieselbe niederreissen lassen, bei Nacht, weil sie doch den Unwillen der Bürger scheute. Einzelne Stücke wurden dabei noch von Freunden der alten Kunst geborgen: sie finden sich jetzt fast alle in der öffentlichen Alterthümersammlung vereinigt; das Ganze aber, die Bilder sammt den Reimen, ist nur noch in den Kupferstichwerken der alten Meriane, Johann Jacob und Matthäus[152]), und zuverlässiger, weil keine selbst unabsichtliche Verschönerung mit unterlief, in der Abbildung wiederum von der kunstfertigen und getreuen Hand Emanuel Büchels aufbewahrt, die jetzt in unsrer öffentlichen Kunstsammlung liegt[153]). Die Häuser, denen gegenüber sich einst die bemalte Mauer hingezogen, heissen immer noch „am Todtentanz.“

Wir haben nunmehr die Bilderreihe selbst des Näheren zu betrachten. Es sind, im Ganzen nur wenig geändert, dieselben Bilder als im Klingenthal. Auch hier wie dort 39 Paare und ebenso geordnet: hinter dem Beinhause der Papst, der Kaiser u. s. f.; bloss Patriarch und Erzbischof sind weggelassen, und dafür ist hinter dem König noch die Königin, hinter dem Herzog die Herzogin und als letzte Gestalt noch der Maler selbst hinzugefügt, eine Person, welche dem Todtentanze, solange er noch als Drama galt, natürlich fremd gewesen; ausserdem ist an die Stelle des Fürsprechen der Rathsherr, an die der Begine der Krämer gerückt, und Kind und Mutter sind in Eine Vorstellung vereinigt. Die geistlichen Herrn mochten ihren Stand über Verhältniss stark vertreten finden; kaum aber hätten sie den Patriarchen und den Erzbischof und die Begine beseitigt, wenn die Pest von 1439 den Hauptanlass der Malerei gegeben hätte: denn gerade bei dieser war der Tanz auch an mehr als einen Würden-

---

152) Johann Jacobs seit 1621, Matthäus des ältern seit 1649: s. Massmann im Serapeum 2, 175 fgg.

153) Nach Büchel die Bilder, zum Theil auch der Text in den Baseler Todtentänzen von Massmann und mit allerhand Aenderungen und Zusätzen die später zu Basel herausgekommenen Steinzeichnungen von Hieronymus Hess, *la Danse des Morts à Basle.*

träger der Kirche gekommen. Solchen Abänderungen in Betreff der Tänzer gesellten sich noch zwei ausserhalb liegende Zusätze, Bilder, von denen das Klingenthal noch nichts gewust hatte, die aber hier vor den Beginn und hinter den Schluss noch angereiht wurden, an den Beginn und noch vor das Beinhaus ein Prediger, an den Schluss sodann Adam und Eva mit der Schlange. Aehnlich der Todtentanz von La Chaise-Dieu; nur ist hier der Sündenfall schicklicher ganz an den Anfang gesetzt. Und so hätte es wohl der Baslerische Maler auch geordnet, wenn jene französischen Bilder, worauf die erste Vermuthung fallen möchte, ihm das Muster gewesen wären; statt dessen schloss er mit der Ursach alles Todes, dem Sündenfalle, weil ihm zuletzt noch freier Raum übrig blieb und etwa ein Geistlicher des Klosters ihm mit nachträglichem Rathe zur Hand gieng. Den Prediger aber entlehnte er aus einem Handschriftbilde oder Holzschnitt, wie deren gegen 1450 schon in Umlauf waren: die Composition dieses Gemäldes, der Prediger auf der Kanzel und vor ihm Papst und Kaiser, König und Königin, Cardinal und Bischof, aber auch Leute niederen Standes, ist deutlich dem ersten Bilde der Holzschnittwerke von Heidelberg und München nachgeahmt. Es fehlt auch sonst nicht an Beispielen, wo die Malerei eines kirchlichen und gerade solch eines kirchlichen Raumes sich angeschlossen hat an die Bilder eines Buches: um nur das namhafteste noch zu vergleichen, die berühmten Glasgemälde in dem Kreuzgange des Klosters Hirsau waren Stück für Stück aus der Biblia pauperum entnommen[154]).

Fassen wir nach dieser Betrachtung des Ganzen nun auch die Einzelheiten ins Auge, so erweist sich uns darin überall der Fortschritt, den die Kunst während des Jahrhunderts gemacht hatte, das zwischen den Malereien im Klingenthal und dieser ihrer Nachbildung in Grossbasel liegt. Die Beschränkung zwar auf je zwei Tanzende, den Tod und einen Menschen, ist geblieben, und ebenso im Wesentlichen die Auffassung derselben: aber innerhalb dieser Grenzen geht Alles weit über das Urbild hinaus. Im Klingenthal sind alle Umrisse noch mit breiten schwarzen Strichen bezeichnet, und die Malerei giebt nur, mit geringem

154) Die Deutsche Glasmalerei S. 75. 164 fg.; vgl. S. 166.

Farbenwechsel, eine gleichtönige Ausfüllung derselben[155]): im Predigerkirchhof ist solche Einfachheit und Armuth längst schon überwunden, der Maler freut sich an wechselnder Mannigfaltigkeit der Farben und an ihrer Abstufung durch Licht und Schatten. Die Zeichnung ist berichtigt und die Gebärde zu treffender Charakteristik belebt. Der Tod ist beinerner, rippichter, obschon auch hier kein ganz entfleischtes Gerippe, mit einziger und wohlangebrachter Ausnahme bei dem Arzte, den ein Skelet auffordert die Anatomie zu beschauen; seine Stellung entschiedner als im Klingenthal die eines Tanzenden und sein Verhalten gegen die Menschen reicher als dort an humoristischen Zügen. Namentlich kehrt das hier öfter wieder, dass sich der Tod in höhnisch vertraulicher Weise mit irgend einem bezeichnenden Eigenthume des Menschen schmückt, den er davon führt. So trägt beim Cardinal auch er einen Cardinalshut, beim Ritter einen Harnisch, beim Arzt eine Salbenbüchse, beim Narren eine Kappe mit Eselsohren und Schellen; dem verkrüppelten Bettler tritt auch er mit einem Stelzfuss entgegen, dem Pfeifer hat er die Geige weggenommen und spielt ihm vor. Bei denjenigen Menschengestalten, die schon im Klingenthal gelungen waren, ist der Abstand des künstlerischen Werthes minder gross; die Jungfrau steht sogar hinter der des Klingenthales um manchen Schritt zurück. Eine Figur jedoch überrascht wahrhaft durch die treffende Auffassung, die ihr geworden, nämlich die des Koches, im Klingenthal eine der charakterlosesten, hier ein feister Mann mit behaglichem Angesicht und gelüftetem Gewande, damit ihn weniger schwitze. Nun ist freilich schwer zu entscheiden, wie viel von all dem Lobe auf die Rechnung des ersten Malers und ob nicht gar alles auf die Rechnung eines späteren falle. Denn, wie bereits bemerkt, auch dieser Todtentanz ist wiederholendlich übermalt und umgemalt worden; die Haupterneuerung geschah im Jahre 1568 durch Hans Hug Kluber[156]). Von ihm denn wird auch die Oelfarbe herrühren und vielleicht erst damit jene vollkommnere Farbengebung: die älteren Bilder waren sicherlich nur in Wasserfarbe ausge-

155) Mehr von diesem alterthümlichen Uebergewicht der Zeichnung über die Malerei an dem so eben angeführten Orte S. 50 und 154 fg.

156) Weitere Nachricht über diesen in Massmanns Baseler Todtentänzen S. 42 fgg.

führt, gleich denen des Klingenthals. Und wohl auch er, und nicht schon der ältere Maler, hat den Schluss der ganzen Reihe dahin abgeändert, dass in dem letzten Bilde nicht mehr die Mutter erscheint, sondern der Künstler des ganzen Werkes, und deswegen nun im vorletzten, anstatt des Kindes allein, die Mutter mit dem Kinde. Denn die Mutter, besonders aber der Maler selbst in der spanischen Modetracht des sechzehnten Jahrhunderts sind unverkennbare Portraitbilder, und nicht bloss eine freilich jüngere Unterschrift bezeichnet sie als die Contrafacturen Hans Hug Klubers und Barbarae Hallerin, seiner Hausfrau, sondern auch die Verse, die dem Tod in den Mund gelegt sind, nennen schon denselben Namen: „Hans Hug Kluber, lasz malen stohn" u. s. f. Es wäre zu umständlich, lieber zu vermuthen, dass Kluber auch hier ein älteres Bild nur auf sich umgemalt habe: vielmehr scheint die ganze Hinzufügung des Malers erst dem Berner Todtentanze von Nicolaus Manuel abgesehn, zumal auch die Aehnlichkeit der an beiden Orten begleitenden Verse von der Art ist, dass die Kluberischen sich als eine Nachahmung derer zu Bern erweisen. Im Uebrigen ist es den Versen ebenso wie den Bildern ergangen: es sind die alten, es sind die des Klingenthals, aber so, wie das fünfzehnte, wie sie gar erst das sechzehnte Jahrhundert nach dem Model seines Geschmacks und Ungeschmacks, nach seinem Verständniss und Missverständniss geglaubt hat umändern zu sollen. Frische Züge, die gleichwohl innerhalb des Kreises der echten alten Anschauungen bleiben, werden damit nur ausnahmsweise herzugeführt, beim Grafen etwa, wenn nun der Tod zu ihm spricht: „Herr Graff, gebt mir das Bottenbrot"[157]), oder wenn der Tod beim Narren „Dürrling" genannt wird[158]). Zuweilen auch (denn jetzt waren ja die Verse zur blossen Erklärung geworden) ist die Aenderung nur um des Bildes willen und nach dem Bilde gemacht. So bei der Edelfrau. Sie und ihr über die Schulter der Tod schauen in den Spiegel; dazu im Klingenthal diese Worte des Todes:

---

157) Der Tod als Bote Gottes: Jac. Grimms Mythologie S. 799. Hartmanns Iwein 1814. 4491. Wigalois 128. 16; *ein scharpher bote:* Freidank 21, 16. Das minder mythische Gegenbild zu den Boten, die der Tod selber sendet (Anm. 14).

158) Vgl. Dürrbein u. dgl. Mythologie S. 812.

Danzen, fraw, nôch ûweren sin,
Bis de pfîf ein tôn gewin:
Si hât vor[159]) frawen vil betrogen,
Die al der tôt hin hât gezogen;

und diese der Edelfrau:

Ich solt haben môtes vil,
Seh ich for mich der freuden spil.
Des tôtes pfîf mich minn[160]) bezwingt:
Sîn[161]) danzleit hie gar grûlich klingt.

In Grossbasel aber, nun mit Beziehung auf den Spiegel, welchen das Bild zeigt:

Vom Adel Fraw, last ewer pflanzen[162]):
Ihr müsset ietzt hie mit mir tanzen;
Ich schon nicht ewers geelen Haar.
Was seht ihr in den Spiegel clar?

und sie:

O angst und noht! wie ist mir bschehen?
Den Tod hab ich im Spiegel gsehen.
Mich hat erschreckt sein grewlich gstalt,
Dasz mir das Herz im Leib ist kalt.

Oder bei dem Blinden. Im Klingenthal ist er einfach mit einem Hündchen an der Schnur gemalt; eigentlich aber sollte er gemalt sein mit einem führenden Weib oder Mädchen: denn der Tod sagt da:

Kum, blinder! du must ietz mit mir
An dînen dank, das sag[163]) ich dir.
Ich wil dîn füerer iezen sîn:
Dôr um vurlosz dîn füererîn:

und der Blinde:

---

159) Bei Büchel *für.*

160) d. h. *minne,* zur Liebe; Büchel *myn.*

161) bei Büchel *Ein.*

162) „pflanzen" (vgl. Litt. Gesch. § 3, 18) wird namentlich vom herausputzenden Ordnen des Haars gebraucht: Uhlands Volkslieder S. 105. 366; Schmellers Bair. Wörterbuch 1, 329. Wunderh. 4, 67.

163) *sag* fehlt bei Büchel und auch bei Massmann; die verwischte Stelle, die im Urbilde vor *dank* gewesen, ergänzen beide *Ain minen.*

Es ist mir yemer ach und ach.
Wie wol ich min füererîn nie gesach.
Das du mich dâ von wilt tringen.
Die ich volhornet[164]) mit singen.

In Grossbasel schneidet der Tod die Schnur des Hundes durch, und nun die Verse:

Dein Wegzeiger schneid ich dir ab.
Tritt sittlich: fallst mir sonst ins Grab,
Du armer blinder alter Stock
In deinem bösen bletzten Rock;

und er:

Ein blinder Mann ein armer Mann
Sein Musz und Brot nicht gwinnen kan.
Könt nicht ein Tritt gehn ohn mein Hund.
Gott sei globt, dasz hie ist die Stund.

Solche Beispiele zeigen deutlicher als Alles, in wie veränderter Stellung gegen früherhin die Reime des Todtentanzes sich zu den Bildern desselben jetzt befanden.

Der Uebergang aus dem Klingenthal nach dem Predigerkloster ward für die fernere Geschichte des Todtentanzes entscheidend. Denn eigentlich erst hier, wo die Gemälde sich dem täglichen Anblicke der Kirchgänger und der Bewunderung Einheimischer wie Fremder frei dahingaben, konnte „der Tod von Basel“ ein aufgesuchtes Wahrzeichen der Stadt und ein Sprichwort des Volkes[165]) und damit der Anstoss werden, dass solche Art der Verbildlichung jetzt noch allgemeiner gäng und gäbe und noch öfter und an noch mehr Orten beliebt ward [vergl. Anm. 96], als schon bisher geschehen. Zwar die Dichtkunst, sie allein oder als die Hauptsache, befasste sich, im Verhältniss gerechnet, zunächst nur wenig mehr damit*). Ein Beispiel folgende Verse, die zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts auf die

164) bei Büchel *volhernet*. Nach Stalders Schweizerischem Idiotikon 2, 55 heisst „hornen“ weinend ein starkes Geschrei erheben. Vor *singen* fehlt etwa noch *mîm*.

165) Vgl. das Lied in den Schweizer Kühreihen und Volksliedern von Wyss (1826) S. 91; „so schudrig wie der Tod im Basler Todetanz“: Hebels Werke (1830) 1, 177; „alle Schauder der Natur, der Tod von Basel und der Neid von Weissenfels“: Platens Werke (1848) 4, 60.

*) [Narrenschiff 85.]

innere Seite eines Buchdeckels sind geschrieben worden[166]), Bruchstücke vielleicht eines grösseren Schauspiels.

Wer bistu den jch hie sich
ainer gestalt so erschröckenlich
Ich muosz bey meiner trew ver jehenn
grewszlicher ding han ich nie gesechen
sein (dein) Anblick hat mich so gar geletzt[167])
Das jch bin aller chrafft entsetzt
Ich hab gefochten menngen tag
das mir meyn muott nie erlag
als seyt ich kum yn dise Nott
Ich main du seyest der bitter todt
Selig ist, der hot gehalden gotz vnd der kyrgen gebott,
vnd in gotzforcht sein leben volbracht hot.
Ach ich ge sterbenn
Ja ich bin den alle ding forcht[168])
die gott auff erde ye geworcht
der mocht mir keines mir widerstan
hierumb so muestu auch daran.
perioden Die waysz ich woll
das ist wen sich zertrennen soll
Die sell von leib so kum ich gleich
Jung alt fraw man armb vnd reich
Die muessend alle an meinen dantz
Dein hellünbarten ward nie so glantz
Das sy mir wider stuondt ye
Woll her vnd stirb die stundt ist hie
Nu volg mir nach

und daneben am Rande:

. e . R . O gott lasz mich also vnberayttet nit ersterben
lasz mich vor deine göttliche hulde erwerben

---

166) Das Buch vormals in v. d. Hagens Besitz; es enthält ausser dem Orendel von 1512 noch mehrere andre bis 1516 reichende Drucke.

167) „letzen" im Sinne von entkräften, schädigen hat auch noch Luther Jes. 11, 9: „man wird nirgend letzen noch verderben auf meinem heiligen Berge."

168) Singularisches Zeitwort gerade auch bei „alle ding" in Hans Sachsens Comödie von den ungleichen Kindern Evä, Act 3, „alle ding war schon zubereit ja nechten umb die vesperzeit", und in Uhlands Volksliedern 725 „dass alle ding nit gult als vil und blib auch bei dem rechten zil."

. d, t, das er mag nu[169]) nit mer gesein
jch will dir legen die stoltzigkayt dein

Nicht viel jünger, aber erst im Jahre 1533 oder 1534 gedruckt[170]), sind die lateinischen Hexameter des Eusebius Candidus, *Plausus luctificae mortis,* ein Wechselgespräch zwischen dem Tod und 39 Menschen, zuerst dem *Imperator* und dem *Rex Rhomanus,* dann dem Papst und andern geistlichen, darauf wieder weltlichen Personen; als Todtentanz bezeichnet er sich, wo zum Abte gesagt wird: *chorea saltabis eadem.* Ob und wie mit diesem lateinischen, vielleicht auch mit einem der älteren deutschen Gedichte der „Todtentanz durch alle Stende vnd Geschlechte der Menschen" von Caspar Scheit (die erste Jahrszahl der mehrmaligen Drucke ist 1557)[171]) zusammenhange, vermag ich nicht zu beurtheilen. Ausserdem sind öfters das sechzehnte Jahrhundert hindurch einzelne Züge des Todtentanzes in anderweitige Dichtung eingemischt worden: wo die Verfasser in Basel lebten, wie Kolross und Boltz[172]), ein natürlicher Ausfluss der Baslerischen Bilder, und bei Jacob Ayrer[173]) schwerlich auf dem gelehrten Wege durch Holbeins Icones, bei ihm gewiss durch die noch lebendige Volksüberlieferung veranlasst.

Das möchten aus der Dichtkunst der nächstfolgenden Zeit, wo nicht die einzigen, doch die erheblichsten Beispiele sein. Denn

---

169) „nu" unsicher; statt „er mag" lies „en mag"; „d, t," bedeutet „der tod"; „e, R," vielleicht „ein Ritter".

170) zu Antwerpen hinter einem lateinischen Drama von der Susanna; darnach bei Douce S. 18—24.

171) Massmann in Naumanns Serapeum 1, 279.

172) In Joh. Kolross Spil von Fünfferley betrachtnussen (Basel 1532) wird ein mit einer Jungfrau tanzender Jüngling von dem Tode überfallen: er flieht: „so erwüscht jhn der tod mit der hülzinen sägesszen, vnd spricht — Du muost ein vortantz thuon mit mir" (Bl. B ij vw). Und in der Welt Spiegel von Valentin Boltz (Basel 1551) „Meitlin kumm mit mir an den dantz" (J v rw.).

173) Fastnachtsspiel von eim Baurn vnd seim Gfatter Todt (vgl. Märchen d. Br. Grimm Nr. 44) „Der Todt geht hinzu, ergreifft jhn (den Bauern Claus Gerngast) beim Halsz vnd spricht: Gefatter Gerngast du must sterben, Vnd mit mir gehn zum Todtentantz, Den Reyhen helffen machen gantz, Darumb so gib dich willig drein." Nachher „Claus Gerngast s. (spricht) Ach Herr Gfatter bitt last mich gahn Dann mich mag doch eur Todten reyhn zu disem mal gar nicht erfreyn, Vnd last mich der Gfatterschaft geniessn."

die nicht seltnen änderen, wo allerdings mit Liebhaberei, aber ohne auf die Bildlichkeiten des Todtentanzes einzugehn, sonstwie der Tod dem Menschen[174]) oder, abstracter gefasst, der Tod dem Leben[175]) gegenübergestellt wird, grenzen, wie nachbarlich immer, doch nur seitwärts an. Desto zahlreicher sind und immer zahlreicher werden die Fälle, in denen sich die bildende Kunst den Todtentanz oder ihm doch entlehnte Anschauungen zum Gegenstande nimmt. Ich erinnere an die zwei Bildchen von Hans Baldung Grün (1470—1552), welche die öffentliche Sammlung zu Basel besitzt, Weiber vom Tode wie von ihrem Buhlen und wie im Todtentanze die Jungfrau überrascht[176]), anziehend durch die Vermischung des Grausens mit wollüstiger Ueppigkeit; an ein drittes desselben Meisters in der Moritzcapelle zu Nürnberg, der königlichen Gemäldesammlung, das ähnlich jener Fahne zu Minden und der altbaslerischen Darstellung der Edelfrau ein nacktes an einem Abgrund stehendes Weib und in dem Spiegel, in den sie rückwärts blickt, die Fratze des Todes zeigt[177]); an Dürers Holzschnitt von 1497, drei Ritter, die von ebenso viel Toden überfallen werden[178]); endlich noch einmal hier an den

---

174) Strophisches Gespräch in Eschenburgs Denkmälern altdeutscher Dichtkunst S. 426—432, aus einer Wolfenbüttler Handschrift nicht des 15., sondern erst des 16. Jahrh. Geistliche Umbildungen des Volksliedes „Ich stund an einem morgen": das Deutsche Kirchenlied v. Phil. Wackernagel S. 572. 877. Ein Liederpaar Nicolaus Hermanns Ad Imaginem Mortis ebd. 413.

175) Nicolaus Mercatoris niederdeutsches Vastelavendes Spil van dem Dode unde van dem Levende, zuerst gedruckt im J. 1576, neuerdings in Kellers Fastnachtspielen aus dem 15. Jahrh. 2, 1065—1074; vgl. 3, 1475.

176) Der Tod als Liebhaber: im Erec 5871 fgg. trägt Enite, da sie ihren Gatten gestorben glaubt, sich dem Tode zur Geliebten an [nach Erec Beafl. 150, 12 fgg. 155, 4. 162, 3. 164, 13. 178, 24 fgg.]: *der tôt het ir minne:* Klage 122. *des Tôdes wîp:* Engelh. 3402. Vergl. oben S. 351, Anm. 160.

177) Der Catalog Nr. 44 betitelt dieses Bild „die Klugheit am Abgrund": ich möchte in einem Weibe, das, weil es hinter sich schaut, den Abgrund nicht gewahrt und das wie dieses eine Schlange, das Sinnbild der Klugheit, mit Füssen tritt, eher den thörichten Weltsinn dargestellt finden.

178) v. Rettberg im Anzeiger für Kunde d. deutschen Vorzeit 1855, Sp. 314 fg.; vergl. ferner die Holzschnitte im Narrenschiff zu Cap. 13. 85. 94.

schon anfangs berührten in der Chronik Hartmann Schedels, die Auferstehung der Todten mit Musik und Tanz. Nun ward auch, nachdem er bisher nur gemalt und gezeichnet worden, der Todtentanz einmal aus Stein gebildet: in Frankreich geschah das häufiger. Herzog Georg von Sachsen, der schon in der Hauptkirche zu Annaberg, welche er von 1499 bis 1525 baute, die zehn Lebensalter beider Geschlechter und am Schluss jedweder Geschlechtsreihe hier eine Todtenbahre, dort einen Schild mit dem Geripp eines Todten hatte in Stein aushauen lassen[179]) und dadurch den Anlass ähnlicher Wandgemälde zu Leipzig und zu Freiberg[180]) mochte gegeben haben, derselbe Herzog zierte sein Schloss zu Dresden, dessen Bau er im Jahr 1534 angefangen, mit noch ernsteren und eindrucksameren Zeichen aus, einem Todtenkopf am Schlusssteine des Thorbogens, einem Todtengerippe im Giebel, einem Todtentanze längs der Mauer des dritten Stockwerks. Denn der Tod war zumal den Gütern seines Lebens wiederholendlich nah getreten, hatte ihm schon früherhin sechs seiner Kinder und, da eben der Schlossbau begann, auch die Gattin geraubt. Ein grosser Brand, der das Schloss 1701 zerstörte, hat diese Steinbilder alle theils auch zerstört, theils doch beschädigt: noch aber blickt der Todtenkopf vom Thor herab; der Todtentanz ist im Jahr 1721 auf den Kirchhof der Neustadt Dresden übertragen und dabei durchweg wiederhergestellt, in einigen Figuren, den vier letzten, ganz neu gefertigt worden[181]). Sieben und zwanzig Reliefgestalten von ungefähr Lebensgrösse: die Auffassung und die Anordnung durchaus neu und eigenthümlich. Keine Paare von Tänzern, auch kein Reigen, an welchen zwischen je zwei Menschen immer wieder ein Tod gestellt wäre: nur drei Mal zeigt sich dessen Bild, zuerst blasend und hinter ihm Papst, Cardinal, Erzbischof, Bischof, Domherr, Pfarrer und Mönch; dann eine Trommel rührend (Todtenbeine sind die Schlä-

---

179) an den zwei Chören über den Sacristeien. Ausführlicher darüber Hilscher in seiner Beschreibung des Todten-Tanzes an H. Georgens Schlosse in Dreszden, Dresden u. Leipz. 1705, S. 32 fgg.

180) Hilscher S. 41. 92. Das Leipziger Bild war an Auerbachs Hof, auf der Seite gegen den Neumarkt hin; am Ende der zehn Alter stand der Tod mit einer Schlinge.

181) Abbildung in einem Buche von Naumann, der Tod in allen seinen Beziehungen, ein Warner, Tröster und Lustigmacher, Dresden 1844.

gel) und hinter diesem Kaiser, König, Herzog, Graf, Ritter, Edelmann, Rathsherr, Handwerker, Landsknecht, Bauer, Bettler und nun auch einige Weiber, die Aebtissin, die Edelfrau, die Bäuerin, dann Kaufmann, Kind und Greis; zuletzt mit niederwärts gekehrter Sense der dritte Tod. Die Figuren sind keineswegs unschön, sie sind alle mit Sauberkeit, einige, wie der Cardinal, der Erzbischof, der Mönch, der Kaiser, der König, auch mit bezeichnungsvollem Ausdrucke gearbeitet: aber es fehlt die Veranschaulichung eines eigentlichen Tanzes: nur wenige krümmen oder schwingen ihre Beine demgemäss; die meisten gehn nur einer hinter dem andern her, und nicht einmal, dass alle einander die Hände reichen: sie halten sich auch sonstwie an dem Vordermanne fest oder berühren ihn gar nicht.

Diese Bilderreihe zu Dresden mag ihre Entstehung zwar dem Antriebe verdanken, der von Basel aus ergangen war und unterhalten ward: im Uebrigen ist sie eigen und unabhängig. Andre Werke der Art jedoch, und deren mehr und namhaftere, ja theilweis hochberühmte, sind auf den Todtentanz von Basel als ihr wirkliches Vorbild gefolgt oder haben ihm doch folgen wollen. Antheil hieran hat sicherlich auch der Umstand gehabt, dass letzterer sich in einem Kloster des Predigerordens befand, eines Ordens von Einfluss und überall hin sich erstreckender Verbindung: kaum nur durch Zufall ist es wiederholendlich gerade dieser Orden gewesen, in dessen Kirchen, an dessen Kirchhöfen der Todtentanz von Basel unmittel- oder mittelbare Nachahmung erfuhr. Die Dominicaner hatten, wie zuerst sie die Mystik in Deutschland eingeführt, so auch und eben jetzt eine vorwaltende Neigung zu allegorischer und dem verwandter Auffassung und Darstellung: Beispiel und Zeugniss dessen die Schriften, die über das Schach und selbst das Kartenspiel von Dominicanern verfasst sind[182]).

Der Zeit nach zunächst schliesst sich hier an Basel Strassburg an, mit den Bildern, die noch im fünfzehnten Jahrhundert an die inneren Wände der Predigerkirche, der jetzt sogenannten Neuen, sind gemalt, bei der Reformation jedoch übertüncht und erst im Jahr 1824 wieder entdeckt und theilweis wenigstens

182) Vgl. meinen Aufsatz über das Schachspiel im Mittelalter: Kurz und Weissenbachs Beiträge zur Geschichte und Litteratur 1, 44 (oben S. 121 fgg.).

wieder sichtbar sind gemacht und gelassen worden[183]. Abweichende Behandlung fehlt zwar auch diesen Bildern von Strassburg nicht. Es sind weder Paare, welche tanzen, noch ein geschlossener Reigen noch ein Aufzug: fast überall sind mehrere Menschen, wie sie durch Stand oder Alter oder sonst zusammengehören, je in eine Gruppe vereinigt und stehen so theils, theils wandeln sie hinter einer gemalten Reihe von Säulen und Bogen entlang; in jede Gruppe springt und greift der Tod hinein um Einen daraus oder gleich ein Paar an seinen Tanz zu holen. Der Tod wie sonst ein mit Haut und dünnem Fleisch und noch mit dem Grabtuch angethanes Gerippe: nirgend aber führt er wie auch in Basel ein Tongeräthe, und ebenso mangelt den Gestalten der Menschen jede weitre, noch mehr bezeichnende, Humor und Ironie noch verstärkende Beigabe: über die Kleidung, die einfache Handgebärde und die mitunter hochgelungene Gebärde des Angesichtes geht die Charakteristik nicht hinaus. Dennoch hat der Todtentanz bei den Dominicanern zu Strassburg von dem bei den Dominicanern zu Basel nicht bloss den Anstoss, er hat auch das massgebende Muster von da her empfangen. Das wird aus der figurenreicheren Gruppe, die auch hier den Anfang macht, dem Prediger auf der Kanzel mit Zuhörern aller Stände ihm zu Füssen, und noch unzweifelhafter aus mehr als einer Figur in eben dieser und in späteren Gruppen sichtlich, und es würde gewiss noch öfter sichtlich werden, wenn man eine grössere Zahl und Folge von Bildern hätte aufdecken mögen als nur so wenige. Ein Uebelstand, der auch verhindert von der Anordnung des Ganzen klare Einsicht zu gewinnen.

Jünger als der Todtentanz von Strassburg, aber in jedem Betracht bedeutungsvoller ist der von Bern, bedeutungsvoll schon dadurch, dass hier die Entlehnung von Basel her eine volle Gewissheit und nirgend verhüllt, dass hier auch wieder einmal die Dichtkunst mit der bildenden verbunden ist, und schon um dessen willen bedeutungsvoll, der ihn gemalt hat, Nicolaus Manuel von Bern, ein bekannter, man darf sagen, ein berühmter Name, berühmt als Maler, als Dichter und als Staatsmann, in jeder dieser Richtungen seines Wirkens ein scharf zugreifender Vor- und Mit-

183) Sämmtlich abgebildet bei Edel, die Neue-Kirche in Strassburg. Strassburg 1825.

arbeiter der Kirchenbesserung, als Maler nicht sowohl um Schönheit bekümmert, mehr ein Freund derber und herber Natürlichkeit. Diess hat ihn denn auch die Anschauungen des Todtentanzes mit unverkennbarer Begeisterung ergreifen lassen. Er gieng denselben, wie uns die Baslerische Sammlung lehrt, mehrfach in einzelnen kleineren Bildern, Zeichnungen wie Gemälden, nach[184]), und im zweiten Jahrzehend des Jahrhunderts bekleidete er die Kirchhofmauer des Predigerklosters zu Bern mit einem vollständig ausgeführten Tanz der Todten[185]). Ganz etwas Neues war seiner Vaterstadt eine Vorstellung der Art nicht: schon von dem Stadtschreiber Thüring Frickard, dem Grossvater Manuels, wird berichtet, dass er einen Altar in St. Vincenzenmünster mit „köstlichen geschnetzten und gemahleten Todten, deren ein Theil für sich, ihre Gsellen und lebendig Gutthäter Mess hielten, hat lassen zieren"[186]). Manuel aber gieng aus von dem Todtentanze des Predigerklosters zu Basel und behielt im Ganzen und Wesentlichen all dessen Gruppen bei: nur einige liess er fallen, die Herzogin, die Edelfrau, den Wucherer, den Pfeifer, den Herold, den Blinden, brachte jedoch dafür so viel andre neue, den Patriarchen, den Doctor des geistlichen Rechts, den Astrologen, den Deutschordensritter, den Mönch, den Bürger, den Handwerker, die Dirne, die Wittwe, dass gleichwohl die Reihe seiner Tanzbilder auf eine noch grössere Zahl kam als die Baslerische, auf 41. Mehrere der bezeichneten Einschaltungen scheint jener ältere Bilderdruck, der „Dotendantz mit figuren", veranlasst zu haben: auch er schon hat den Doctor, den Mönch, den Bürger, den Handwerksmann; noch deutlicher aber tritt sein Einfluss darin hervor, dass Manuel so wie schon er die beiden Hauptstände, geistliche und weltliche Personen, trennt, zuerst insgesammt jene vom Papst, dann insgesammt diese vom Kaiser an vorführt, während im Basler Todtentanz beide Stände bunt gemischt durch einander gehn. Auch den Beginn und den Schluss des Ganzen machte er anders, als in Basel das geschehen war: den Sündenfall rückte er, wie auch passlicher, an den Anfang, schob aber

184) Vgl. Niclaus Manuel von Grüneisen S. 179. 181. 187.

185) Lithographierte Abbildung: Niclaus Manuels Todtentanz, Bern ohne Jahresangabe.

186) Grüneisen S. 165.

gleich dahinter noch die Ertheilung der zehn Gebote und die Kreuzigung ein; das Schlussbild ward eine grosse zusammengesetzte Vorstellung, ein Prediger auf der Kanzel, den Todtenkopf zeigend, der Tod als Mäder, dessen Sense eben ein Kind darniedergestreckt hat, auf dem Rücken Köcher und Bogen, vor ihm ein grosser Haufe von Gestorbenen jegliches Geschlechts und Standes, alle mit Pfeilen in der Stirn, im Hintergrunde ein Baum, von welchem der Wind sterbende Menschen herabschüttelt. Der Prediger war in Basel vorangesetzt; die Pfeile des Todes, die auch in den Druckausgaben der Danse Macabre und zu La Chaise-Dieu vorkommen[187]), scheinen so wie sonst auch dessen Auffassung als eines Jägers[188]) aus einer bekannten Psalmenstelle[189]) abgeleitet, der Baum aber aus einer Stelle Jesus Sirachs[190]); endlich zu der Schaar, die am Boden liegt, mag wie-

187) Zweimal hier der Tod mit Bogen und Pfeil und einmal ein Mensch, dessen Kopf von hinten her ein Pfeil durchbohrt. Auch auf dem früher schon erwähnten Wandgemälde zu Palermo ein pfeilschiessender Tod; ebenso in Kolross Fünfferley betrachtnussen Bl. B i rw. B ij rw., in Boltzens Weltspiegel J v rw. vj rw. K ij, in geistlichen Liedern bei Phil. Wackernagel, das Deutsche Kirchenlied S. 413. 572 u. a. [Pfeile des Todes: Gûdlâc 1117. 1127. 1259. Grein 2. 371, 56. Der Tod mit Sense und Bogen schiessend: Sermones Johannis Geileri Keiserspergii de arbore Humana. Strassb. 1519. Bl. VI v. Figura Mortis.]

188) Jac. Grimms Mythologie S. 805 fg. In der Kirche zu S. Petrus Martyr in Neapel ein Marmorrelief, der Tod mit einem Falken auf der Faust, ihm unter den Füssen ein Haufe Menschen, ihm gegenüber ein Geld anbietender Mensch; zu jenen spricht der Tod: *Eo so la morte, che caccio sopra voi, jente mondana* u. s. w.; der Mensch zum Tode: *Tutti ti volio dare, Se mi lasci scampare,* und der Tod erwidert: *Se mi potesti dare, Quanto si pote dimandare, Non te pote scampare la morte, Se te viene la sorte:* Douce S. 49 fg. [Älfreds Metra XXVII, 13. *der tôt ist ein stritic jager:* Martina 125, 103. Tod ein Jäger, Krankheiten dessen Hund: Wartburgkrieg, Minnes. 3, 176 fg. Kellers Fastnachtssp. 2, 934.]

189) Dass du nicht erschrecken müssest vor dem Grauen der Nacht, vor den Pfeilen, die des Tages fliegen, vor der Pestilenz, die im Finstern schleicht, vor der Seuche, die im Mittage verderbet: Ps. 91, 3. 5. 6; vgl. 7, 14. Pfeile des Hungers: Hesekiel 5, 16. Pfeile Gottes: Hiob 6, 4. 34, 6. Ps. 38, 3. Hesek. 5, 16. Netz Gottes: Hes. 12, 13. 17, 20. 32, 3. Jagdstrick: Hiob 19, 6. Pfeile des Teufels: Cynevulf Juliana 384. 404. 472. — Gedicht von des Teufels Netz.

190) Gleichwie die grünen Blätter auf einem schönen Baum etliche abfallen, etliche wieder wachsen, also gehets mit den Leuten auch: etliche sterben, etliche werden geboren: Jes. Sir. 14, 19. Doch ist das Bild ebenso

derum der „Dotendantz mit figuren“ Anlass gewesen sein, der gleichfalls so mit einem Gesammtbilde, mit Todten „von allem staidt“ abschloss; oder ist gar eine Erinnerung an den Campo santo in Pisa, an Orcagna gedenkbar, der auch solch eine buntgemischte Gruppe unter die Sense des Todes legt? Manuel ist um 1511 in Italien gewesen[191]).

Wenn der Bernerische Künstler schon in der Anordnung des Ganzen so beträchtlich von seinem Basler Vorbild abgewichen ist, so hat er seine Eigenheit noch viel mehr in der Behandlung der einzelnen Theile walten lassen. Er will neu, er will selbständig sein; er will nicht den Basler copieren, sondern für die Berner malen. Darum füllt er den Hintergrund mit kühnen Bergformen, wie sie von Bern aus und in der Gegend Berns gesehen werden, und giebt seinen Menschen Portraitgesichter aus der Heimat, fügt sogar jedem, damit die Erinnerung noch verstärkt und bestätigt werde, das Wappen der Person bei, die er meint. Sein Tod, oder noch besser seine Leichen (denn er geht von der eigentlichen Personificierung des Todes so weit ab, dass er auch einmal einen weiblichen Leichnam hinstellt), sein Tod ist nicht grauenhaft: er erweckt Ekel mit den zerzausten Haaren an Haupt und Kinn und den noch herunterhangenden Lappen Fleisches: um so grässlicher macht es sich nun, wie er ausgelassen springt, wie er pfeift und trommelt und mit einer Hän-

---

wohl von allgemein mythischer Art (auch die Ilias kennt es: 6, 146. 21, 464); es steht einerseits in Zusammenhang mit den heidnischen Ansichten von der Menschenschöpfung, die ich in meinem Aufsatz über die Anthropogonie der Germanen (Haupts Zeitschrift 6, 15 fgg.) besprochen habe, andrerseits mit der oben ausgeführten Auffassung der Welt und des Lebens als eines Gartens, eines Ackerfeldes. Darum, wie grasend und Blumen brechend, wird der Tod nun auch Bäume fällend dargestellt: „Ich mäysz all ab, glych wie das grasz Mit myner ax ich niderfell All welt“ spricht er in Kolross Fünfferley betrachtnussen B ij rw.; Geiler in seinen Predigten *de Arbore humana* nennt ihn einen Holtzmeyer d. i. Förster (Mythologie S. 811), und so, den Wald aushauend, bilden ihn auch die Holzschnitte der deutschen Ausgabe dieses Buches (Strassb. 1521) ab. Zu vergleichen, wie Jeremias 46, 22. 23 über Aegypten prophezeit, dass von Mitternacht Feinde kommen werden „und bringen Aexte über sie wie die Holzhauer; dieselbigen werden hauen also in ihrem Walde, spricht der Herr, dass nicht zu zählen ist.“

191) Grüneisen S. 87 fg.

fung der Tongeräthe, wiederum gleich jener im Dotendantz, auf Geige und Laute und Leier spielt, wie er sich auch hier seinem Tänzer gleich herausputzt, mit dem Helm des Edeln oder mit dem grünen Kranze der Jungfrau. Rührend aber ist der Tod beim Kinde: er bückt sich tief, damit ihm dasselbe an die Hand reiche, und bläst ihm auf einer kleinen Kinderpfeife vor. Wie des Todes, so sind auch die Stellungen der Menschen hier überall bewegter, und nicht selten tanzen sie mehr oder minder lebhaft mit. Und ähnlich dem, was bereits in Strassburg vorgekommen, begnügt sich der Maler nicht überall mehr mit den sonst üblichen je zwei Figuren: vor dem Beinhaus stehn vier blasende Tode, weiterhin fallen zwei Tode über vier Mönche her, und der Juden und Heiden ist noch eine grössere Zahl. Ganz besonders aber in seinem Sinn und seiner eigensten Weise ist Manuel mit der Geistlichkeit verfahren: auf den Bildern, die ihr gewidmet sind, giebt er seinem ganzen gegenpäpstischen Ingrimm ebenso als Maler freien Spielraum, wie er es in seinen Fastnachtsspielen als Dichter thut. Gleich der Erste, der Papst: vier Kämmerlinge tragen ihn auf einem reichverzierten Sessel stolz daher: aber die Verzierungen stellen Christum vor, wie er die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel treibt, und dann, wie er gegenüber den Pharisäern die Ehebrecherin frei lässt; und auf den Sessel kommt der Tod geklettert und reisst dem Papste die dreifache Krone ab. Es ist wie ein Bild aus oder zu jenen Fastnachtsspielen. Als den letzten von Allen hat Manuel sich selber portraitiert, mit einer Kühnheit der Auffassung, die vom Lächerlichen nicht mehr zu unterscheiden ist: er malt sich, wie er eben an dem Todtentanze selber malt; noch ist sein Pinsel an einem Kopfe des zunächst stehenden Feldes beschäftigt: da kriecht, mit der Sanduhr auf dem Rücken, der Tod herbei und greift ihm an den Malerstock! Nach all diesen Beispielen gewollter und gesuchter Neuheit muss es um so mehr Befremden erregen, dass Eine Figur, die des Koches nämlich, und nur diese eine fast Zug für Zug übereinstimmt mit dem Koche des Basler Todtentanzes. Soll Manuel bloss hier nichts Eigenes vermocht haben? Es wird kein Irrthum sein, wenn man vermuthet, auch in dieser Einzelheit habe Manuel nicht von Basel, es habe vielmehr der spätre Baslerische Erneuerer von Manuel entlehnt. Schon früher ist für noch ein andres Bild ein solches Verhältniss zwischen Manuel

und Kluber als wahrscheinlich und ist gerade die Figur des Koches als eine für den Todtentanz von Basel fast zu gute bezeichnet worden. Auf eben diesem Wege denn mag es sich auch erklären, dass eben wie Manuel so Kluber einmal den Tod in Weibsgestalt auftreten lässt, Manuel beim Kaufmann, Kluber an einer vermeintlich besseren Stelle, bei der Königin. Endlich auch in den beigegebenen Versen steht Manuel zwar unverkennbar auf dem Grunde Basels: aber doch ist, was er dichtet, wieder ebenso neu und ihm eigen, als was er malt, und ebenso nur aus seiner Art die Dinge anzusehn und zu benennen. Uebrigens hat die Mauer, welche Manuel mit seinen Bildern angefüllt, schon viel früher als die Mauer des Baslerischen Predigerklosters, schon im J. 1560, den Abbruch erleiden müssen: nur Copien der Bilder sind noch vorhanden, und ein Haus, welchem jene Mauer einst gegenüber gelegen, heisst jetzt noch der Todtentanz: beides wie in Basel.

So selbständig aber Manuel verfuhr und verfahren wollte, im Wesentlichen blieb er immer noch bei der Baslerischen und überhaupt der alten Weise, führte immer noch den Tod vor, wie er keines Standes, des höchsten so wenig als des niedrigsten, schont, und führte diess vor unter dem Bilde des Tanzes. Anderthalb oder zwei Jahrzehende nach ihm sollte ein Andrer, ein grösserer Künstler, als er gewesen, ein Künstler aus Basel selbst, den gleichen Stoff und das gleiche Vorbild noch einmal zur Hand nehmen, aber nur um zugleich die ganze Anschauung von Grund aus umzugestalten und sie endlich in das Gebiet wahrhafter Kunst zu führen. Hans Holbein als Basler kannte die Todtentänze seiner Heimat, wenigstens den am Predigerkirchhof, wohl und muste als Künstler Eindrücke von da her empfangen. Aber er hat, so angeregt, nicht bloss den kleinen Todtentanz für eine Dolchscheide, den wir dreimal auf der Basler Kunstsammlung gesehn, er hat auch für den Holzschnitt seine Imagines mortis gezeichnet[192]). Und diese, wie ganz anders erfassen sie den ge-

---

192) Abdrücke von 1530 und als Buch von 1538 an; diess zuerst mit französischem Text: *Les simulachres et historiees faces de la mort* (später auch *Les Images de la Mort); dann*, seit 1542, auch mit lateinischem; *Imagines de morte, Imagines mortis, Icones mortis.* Vgl. Massmann im Serapeum 1, 245 fgg.

meinsamen, wie gänzlich erneuern sie den alten Stoff! Es sind eben Bilder des Todes, es ist kein Todtentanz mehr. Nicht das nur, wie bis auf ihn geschehen, will Holbein zeigen, dass vor dem Tode kein Stand, kein Alter Sicherheit gewähre: er fasst den Gedanken höher, tiefer, weiter, fruchtbarer auf, gleich jenem Maler in Pisa und gleich dem Dichter des alten Liedes *Media vita in morte sumus:* sein Gedanke ist, wie der Tod mitten hineinbricht in den Beruf und die Lust des Erdenlebens. Das war jedoch nur darzustellen, indem der Künstler abgieng von der altüblichen Zweizahl der Figuren; indem er mehrere, viele zur Gruppe vereinigte; indem er ganze abgeschlossene Bilder componierte und, so klein sie auch sind, mit all der Zuthat, deren die historische und die Genremalerei sich bedienen kann; indem er endlich den tanzenden Tod ganz aufgab und denselben sonstwie auf die jedesmal angemessene Weise in das Treiben der Menschen hineinschreiten und hineingreifen liess. Sein König (er soll das Bildniss Franz I, auch hier also wieder eines Königes von Frankreich sein) prangt unter dem Thronhimmel an reich besetzter Tafel, zu beiden Seiten aufwartende Diener, unter diesen aber auch der Tod, der schon seine Sanduhr mitten unter die Schüsseln gestellt hat und nun dem König die hergereichte Schale füllt, mit dem Abschiedstrunke. Weiterhin der Richter: ein reicher Mann und ein armer sind vor seinen Stuhl getreten; der erstere greift in die Tasche, die ihm am Gürtel hängt, und schon streckt der Richter die Hand nach der Bestechung aus: da entwindet, von hinten an den Stuhl gestiegen, der Tod ihm den Stab, das Zeichen seiner Würde. Bei einer so durch und durch gehenden Abänderung konnten die Todesbilder von dem Todtentanze, der zwar den Anstoss gegeben, nichts weiter festhalten als etwa die Wahl und die Zahl und die Reihenfolge der Scenen. Und selbst diese nur obenhin. Dem Sündenfalle ist noch die Schöpfung, die Austreibung aus dem Paradiese und die Arbeitsnoth der ersten Menschen beigefügt, und auch nachher kommt ein neues und eigenthümliches Bild um das andere hinzu, die Schiffer im Sturme, das Ehepaar, die Spieler, die Säufer, die Räuber[193]), der Fuhrmann u. s. f., zum Schlusse das Weltge-

193) Diese drei zuerst im J. 1547: Hans Holbein von Hegner S. 319. Den Räuber und den Spieler hat vor Holbein schon der Dotendantz mit Figuren.

richt und, ganz so aufgefasst, wie man dergleichen für Glasgemälde zu entwerfen pflegte, das Wappen des Todes: im Schilde ein Todtenkopf, auf dem Helm eine Sanduhr zwischen zwei Knochenarmen, die einen Stein oder eine Erdscholle tragen, auf den Seiten als Schildhalter ein Mann und ein Weib. Man hat[193a]) die letzteren für Holbein und seine Gattin, das Ganze also für ein Bild des Malers ansehen wollen, wie ein solches die Todtentänze von Bern und Basel schliesst: doch scheint die Portraitähnlichkeit zu fehlen, die älteste, deutsche, dem Probedrucke des Holzschnitts beigegebene Ueberschrift[194]) bezeichnet denselben nur als das Wappen des Todes, und auch die französischen und die lateinischen Verse der späteren, mit 1538 beginnenden Buchausgaben deuten in keinerlei Weise auf Maler und Malerin. Ein Wappen des Todes aber kommt, wie bei altdeutschen Dichtern *des Tôdes zeichen,* abgebildet schon im Dotendantz mit Figuren, dann auch unter den älteren Kupferstichen Albrecht Dürers vor; Sebastian Brant beschreibt es so im Narrenschiff:

> Der recht schilt ist ein dotenbein,
> dar an würm, schlangen, krotten nagen:
> das woppen keiser, buren tragen[195]).

Neu und eigen ist endlich auch (doch kann man fragen, ob auch diess gerade eine Besserung sei), dass hier der Tod mit seltenen Ausnahmen als vollkommenes Gerippe dargestellt ist, ganz nur aus nacktem Gebein bestehend. Gleichwohl hat der Künstler selbst in den entfleischten Schädel stäts ein charakteristisches Mienenspiel zu legen gewust. Einmal auch hier, bei der Kaiserin, ein weiblicher Tod. Die Gedichtbeigabe, welche die Imagines mortis so gut als ihnen voran der Todtentanz gefunden, hat zuerst auf Französisch Corrozet, dann hieraus übersetzend auf Lateinisch Georgius Aemilius verfasst. Das Buch trat damit, als der bedeutsamste freilich und der einheitlichste Beitrag, in jene halb malerische halb poetische, zugleich auf Sinnbild und Sinndichtung beruhende Emblemenlitteratur ein,

---

193a) Hegner a. a. O. S. 320. Fischer über die Entstehungszeit und den Meister des Grossbasler Todtentanzes S. 19.

194) Serapeum 1, 247.

195) Cap. 85, Z. 132.

die erst kürzlich der Vorgang des Italiäners Alciatus empfohlen hatte[196]).

Ein Seitenstück der Imagines gewähren diejenigen Bilder des Todes, mit denen Holbein zur Verwendung im Buchdruck die grossen Anfangsbuchstaben beider Alphabete, des lateinischen und des griechischen, verziert hat[197]), dem ähnlich, wie es von ihm auch zwei andre Alphabete mit Kinderspielen und mit tanzenden Bauern giebt, noch mehr aber an die Todtentanzbilder erinnernd, die man in Frankreich schon seit dem J. 1488 gern auf den Rand der Gebetbücher setzte[198]). In solcher Art geben z. B. die Officia quotidiana sive Horæ B. Mariæ, die im J. 1515 zu Paris bei Thielmann Kerver gedruckt sind, hinter einander 66 menschliche Gestalten, jede mit einem Tod zur Seite und bei jeder einen Hexameter, welchen der Mensch spricht; die Männer, ihrer 26, gehn voran, die Weiber folgen; innerhalb beider Geschlechter wechseln, so lange es durchzuführen ist, geistlicher und weltlicher Stand. Aber auch die Buchstaben Holbeins (ich kenne sie aus den Abdrücken der Kunstsammlung zu Basel)[199]) enthalten keinen Todtentanz, sondern wiederum Scenen nach Art und Sinn der Imagines, nur, wie der sehr beschränkte Raum es forderte, einfacher componiert; und so nahe schliessen sie an die Imagines sich an, dass sie eigentlich nur einen Auszug aus denselben liefern, von deren 41 Bildern diejenigen 24, welche dem Künstler als die hauptsächlichsten erschienen sind, und selbst die Reihenfolge ist beibehalten.

Ich muss an dieser Stelle eine Streitfrage berühren, die in Basel und anderswo schon alt, aber vor Kurzem wieder ist angeregt worden, durch die von weiland Prof. Friedrich Fischer[200])

---

196) Vgl. Geschichte d. Deutschen Litteratur § 99, 44 fgg.

197) Hie und da in Druckwerken des 16. Jahrh. Nachschnitte derselben, z. B. in Hedions Chronica der Alten Christlichen Kirchen. Strassb. 1545.

198) Bibliographische Nachweisungen Massmanns im Serapeum 2, 212 fgg.

199) Neuerdings zusammengestellt von Heinr. Lödel: H. Holbeins Initial-Buchstaben mit dem Todtentanz nach Hans Lutzelbergers Original-Holzschnitten im Dresdener Cabinet, Göttingen 1849.

200) in der schon oben angeführten Schrift über die Entstehungszeit und den Meister des Grossbasler Todtentanzes, Basel 1849.

neu aufgeworfene Behauptung, Hans Holbein sei nicht bloss Zeichner der Imagines mortis und der Todesalphabete, er sei auch der Maler des Todtentanzes von Grossbasel gewesen. Als Beweis hiefür wird theils eine vormalige Ueberlieferung, deren erste Gewährsmänner, um das J. 1600, ein Dr. Iselin von Basel und der Niederländer Carel van Mander seien, wird ferner theils das Costüm, theils die sonstige Uebereinstimmung beider Werke, theils die künstlerische Vollendung angeführt, die sich in den Bildern des Todtentanzes zeige. Ich kann mich zu der Behauptung und den Beweisen nicht bekennen. Malereien wie diese vermochte auch der, in dessen Erneuerung und Unmalung uns das Werk noch allein vor Augen steht, vermochte auch Hans Hug Kluber wohl zu leisten, zumal wenn er nicht anstand gelegentlich dem Berner Manuel nachzuahmen; das Costüm spricht eher gegen als für die Behauptung: denn im Todtentanz ist es, lediglich das Bildniss Klubers ausgenommen, noch durchweg eine mittelalterliche, in den Imagines mortis die jüngere spanische Tracht; dass aber auch in allem Andren nur Unterschied sei, nicht Uebereinstimmung, das ist eben vorher schon ausgeführt worden. Wie hätte jemals derselbe Künstler dort einen Todtentanz malen können, noch ganz in der alterthümlichen Beschränktheit des Gedankens und der Darstellung, und hier für den Holzschnitt, wo die gleiche Beschränkung viel verzeihlicher gewesen wäre, dennoch Bilder zeichnen von solchem Reichthum des Gedankens und der Kunst, Bilder, welche vor allem gar kein Todtentanz mehr waren? Wie hätte Holbein, der so grosses selbst vermochte, sich dennoch zu einer Arbeit verstehen können, die wesentlich nichts als eine Copie war, eine Copie des Todtentanzes in Kleinbasel? Wenn es somit schon aus inneren Gründen unthunlich ist, jener Behauptung, so verlockend sie auch sein mag, beizupflichten, so bringen äussere Umstände die Sache vollends zur Entscheidung. Manuel, dessen Todtentanz eine Nachbildung des Baslerischen ist, hat denselben zwischen 1514 und 1521 gemalt[201]); Holbein aber ist erst 1520 zünftig geworden[202]), ist von 1517 an mehrere Jahre hindurch gar nicht in Basel gewesen[203]): soll ihm also schon vor 1517 oder gar vor

201) Grüneisen S. 164.
202) Massmanns Baseler Todtentänze S. 82.
203) Hegner S. 117.

1514, da er noch nicht zwanzig, da er erst sechzehn Jahr alt[204]) und jedesfalls noch ohne zünftige Berechtigung war, soll ihm da schon eine Arbeit von solchem Umfang und solcher Bedeutung und zumal eine so öffentliche übertragen worden sein? Und auch, als der Strassburger Todtentanz gemalt ward, muste, wie wir gesehen haben, der zu Basel schon bestehn: für den von Strassburg aber ist das fünfzehnte Jahrhundert unbestritten und unbestreitbar.

Allerdings hat man gleichwohl geraume Zeit entlang geglaubt, der Todtentanz von Grossbasel sei von niemand geringerem gemalt als von Hans Holbein: ein überraschendes Zusammentreffen lässt ebensolchen Spuk mit demselben Namen, mit Marcus Holbeen aber, sich beim Todtentanze von Lübeck wiederholen[205]): und allerdings ist niemand geringerer als Carel van Mander[206]) die erste Gewährschaft jenes Glaubens: er nennt die Todtentanzgemälde Holbeins Arbeit. Aus eigener Anschauung nicht; Fischer meint, „ohne Zweifel auf die Angaben Iselins hin." Vielmehr aber klagt der Niederländer, dass er auf seine Nachfragen über die noch in Basel vorhandenen Holbeinischen Bilder schnöde von Dr. Iselin abgewiesen worden und ohne Bescheid geblieben sei, weshalb er denselben auch lieber Esely als Isely nennen möchte. Und übersehen wir nicht, was Mander zugleich berichtet: der Todtentanz befinde sich im Rathhaus. Genug um den Werth der sogenannten Ueberlieferung, die Zuverlässigkeit der vermeintlichen Angaben aus Basel in das rechte Licht zu stellen.

So bezeugt doch Carel van Mander nur, dass schon um das Jahr 1600 und zuerst vielleicht nur ausserhalb Basels der Wahn geherrscht hat, der Meister unsres Todtentanzes sei Hans Holbein. Es lässt sich aber nachweisen, was zu solcher Irrung den Anlass und was derselben den weiteren Bestand gegeben: eine Fälschung, die leider in Basel selbst verübt ward. Im Jahre 1588 gab ein gewisser Hulderich Fröhlich von Plauen, Burger

204) Sein Geburtsjahr ist 1498: Hegner S. 35. 38.

205) In der Greveradencapelle des Lübecker Domes ist ein Altarbild von einem Augustinermönche Marcus Holbeen mit der Jahrszahl 1451 oder 1471 oder 1491: eben diesem schreibt man nun auch gelegentlich den Todtentanz in der Marienkirche zu: Deeckes Lübische Geschichten und Sagen S. 257. 396.

206) Schilder-Boeck, Amsterdam 1618, Bl. 142b.c.

zu Basel, ein Buch heraus, dessen Titel also lautet: „Zwen Todentäntz: Deren der eine zu Bern — zu Sant Barfüssern: Der ander aber zu Basel — auff S. Predigers Kirchhof mit Teutschen vnd Lateinischen Versen der Ordnung nach verzeichnet“ u. s. w. Die Bilder nun, die hier von S. Predigers Kirchhof in Basel stammen sollen (mit denen von S. Barfüssern in Bern sind die Bilder Manuels am Predigerkirchhofe dort gemeint), stammen bis auf einige wenige nicht von da her: sie sind fast sämmtlich aus Holbeins Holzschnitten, aus den Imagines mortis entnommen: Baslerisches ist dabei fast nichts als die hinzugefügten deutschen Reime: diese sind allerdings von S. Predigers Kirchhof; die lateinischen aber, welche Fröhlich für die seinen giebt, sind aus Laudismanni Decennalia mundanæ peregrinationis abgeschrieben[207]. Hundert Jahre später nahm die Mechelsche Buchhandlung das unbesonnene oder unredliche Verfahren Fröhlichs wieder auf und liess die Platten seines Werkes, seine Abbildungen aus Holbeins Imagines, aufs Neue drucken, mit den Basler Reimen und unter dem Titel „Der Todten-Tantz Wie derselbe in der weitberühmten Statt Basel, als ein Spiegel Menschlicher Beschaffenheit gantz künstlich mit lebendigen Farben gemahlet, nicht ohne nutzliche Verwunderung zu sehen ist.“ Das Buch erschien von 1696 bis 1796 in zahlreich erneuten Ausgaben[208]. Diese beharrliche Wiederholung von Frölichs Unwahrheit war um so ärger, als inzwischen, zuerst im J. 1621, der wirkliche Todtentanz von Basel in den Kupferstichen der Meriane war veröffentlicht worden. Mechel liess sich auch dadurch so wenig stören, dass er sogar um die Täuschung zu verstärken jenen Titel seines Buches Wort für Wort dem Merianischen nachgedruckt hat. Die Leute aber, da Frölichs und Mechels Bilder unbestritten Holbeinische waren, gewöhnten sich, einheimische wie fremde, und die in der Fremde, denen die Vergleichung abgieng, wohl zuerst, auch die Bilder am Predigerkloster für Holbeinische anzusehen und so zu nennen, und da Frölich und Mechel die Imagines mortis für einen Todtentanz ausgegeben hatten, so ist es auch

207) Massmanns Baseler Todtentänze S. 19.

208) Die Vignette der Mechelschen Drucke vermehrt die älteren Todesbilder um ein nicht übel erfundenes neues, ein junges Weib, das der Tod gewaltsam fortführt, während sie ihm vergeblich auf den im Haus darniederliegenden alten Mann hindeutet.

dabei geblieben, und alle Welt spricht seitdem von Holbeins Todtentanz, auch wo die Imagines gemeint sind, und von Holbeins Todtentanzalphabeten*). Doch mag, was letztere Irrthümlichkeit betrifft, zu einiger Entschuldigung angeführt werden, dass bereits auch ein Gedicht vom J. 1544, „Dialogus oder Gespräch des Menschen, vnd Tods", welches eben nur eine Zwiesprach dieser beider ist, gleichwohl als kurze Hauptüberschrift den Namen „Todtentanz" trägt[209]).

Für Basel freilich und für Holbein ist jene unwahrhaft missbräuchliche Benennung eben kein Schade gewesen: durch Holbeins Namen mag eigentlich erst der Basler Todtentanz so berühmt geworden sein und wieder durch diesen auch der Name Holbeins weiter ausgebreitet. Und in die Kunstübung selbst brachte Frölichs und Mechels Fälschung einen frischen Anstoss: man fasste für solche Bilder eine neue und gesteigerte Liebhaberei und malte deren wiederum an vielen Orten: Beispiele[210]) der Todtentanz in der Magnuskirche zu Füssen von Jacob Hiebler, der im Predigerkloster zu Constanz, beide noch aus dem sechzehnten Jahrhundert, der von Jacob von Wyl in der Jesuitenkirche zu Luzern, aus dem Anfange des siebzehnten[211]), der zu Kuckucksbad in Böhmen, um 1700[212]), der im Barfüsserkloster des Uchtländischen Freiburg, noch im J. 1744 von Fries gemalt: all diese gründen sich auf Frölich oder Mechel; der zu Füssen wiederholt auch die Basler Verse[213]), während bei dem Constanzer die lateinischen Hexameter stehn, in welche von Desrey die Danse Macabre übertragen worden. Andre Todtentänze sind von jenen täuschenden Vorbildern unabhängig: der von Caspar Mylinger 1635 auf der Spreuerbrücke zu Luzern gemalte, der aber durch einen Neubau nun schon längst verschwunden, ist

*) [Gegen die Meinung, Holbein habe den Todtentanz zu Predigern gemalt, schon 1757 Beck in Wursteisens kurzem Begriff S. 294; Wursteisen selbst S. 290 sagt dabei noch nichts von Holbein.]

209) 6 Folioblätter; ungleiche Absätze acht- oder neunsylbiger Verse; aus Meusebachs Bibliothek jetzt auf der königlichen zu Berlin.

210) Längere Namenaufzählungen giebt Massmann in Pierers Universal-Lexicon unter dem Worte Todtentanz und im Serapeum S. 131.

211) Lithographierte Abbildung: Todtentanz oder Spiegel menschlicher Hinfälligkeit. Luzern 1843.

212) 1767 zu Wien in Kupferstich erschienen.

213) Letzteren zur Seite gestellt in Massmanns Baseler Todtentänzen.

noch dem echten Baslerischen Muster nachgefolgt; der zu Erfurt, an dem man von 1735 an sechzig Jahre lang gemalt hat, schöpft Einzelnes, während er sonst sich selbständig hält, aus Holbeins Imagines, die Reiminschriften aber sind den späteren hochdeutschen von Lübeck nachgedichtet[214]); ebenso erinnern die 68 Sinnbilder des Todes, mit welchen Abraham a S. Clara die Todtencapelle zu Loretto in Wien hat schmücken lassen[215]), hin und wieder bald an Holbein, bald auch, von denen gleich zu sprechen ist, an die Brüder Meyer: im Uebrigen jedoch und im Ganzen sind diese Bilder so wenig ein Todtentanz und stimmen selbst mit dessen Umgestaltung durch die Imagines so wenig überein, dass öfters auf ihnen ein einzelner Mensch oder auch der Tod allein dasteht. Wie zu Basel oder Holbein oder sonst der Todtentanz, der einst zu Gandersheim gewesen[216]), sich verhalte, wie ferner der in der S. Andreaskirche zu Braunschweig[217]) und andre anderswo, wird mir aus den kurzen Angaben, die allein ich über dieselben kenne, nicht ersichtlich.

Neben der Malerei haben nach Holbein und nach Holbeins Vorgange und so, wie er den altbeliebten Stoff neu umgestaltet und veredelt hat, auch die bloss zeichnenden Künste des Holzschnittes wieder und des Kupferstichs denselben vielfach behandelt, und nicht minder hat sich die Dichtkunst, angezogen durch die Hebung und Erweiterung des Gedankens, desselben mit öfterer Wiederholung zu bemächtigen gesucht[218]). Ich übergehe jedoch all die s. g. Todtentänze der neueren und der neuesten Zeit[219]): sie liegen meist dem Urtheil noch zu nahe und einer

214) Der Tod in allen seinen Beziehungen von Naumann S. 58 fgg. Massmann im Serapeum 10, 305.

215) Rev. P. Abraham à S. Clara. Besonders meublirt- und gezierte Todten-Capelle. Oder Allgemeiner Todten-Spiegel. Nürnb. 1710.

216) Naumann S. 66.

217) Beschreibung des Todtentanzes in Dreszden von Hilscher S. 91.

218) Uhlands Ballade „der schwarze Ritter“ vereinigt noch in enger Begrenzung mehrere vorzeitliche Anschauungen, den kämpfenden, den tanzenden, den Wein einschenkenden und den Blumen brechenden Tod. Als älteres Beispiel führe ich, da das Lied auch in unser jetziges Gesangbuch übergegangen ist (Nr. 371 Die Herrlichkeit der Erden), gern einen Vers von Andreas Gryphius an (Oden 1, 9, 7): „Es mag vom Todten Reyen Kein Zepter dich befreyen, Kein Purpur, Gold noch edler Stein.“

219) Ein Verzeichniss, welchem die Jahre seitdem noch Zuwachs ge-

Denkschrift über das vierzehnte Jahrhundert allzu fern: ich beschränke mich, indem ich auch die holzgeschnittenen Bilder des Todes in Hönigers Verdeutschung von Geilers Narrenschiff[220]) nur kurz zu nennen brauche, auf die vorzüglichste unter den älteren nachholbeinischen Leistungen, den in Kupfer gestochenen Todtentanz der Brüder Rudolf und Konrad Meyer von 1650.

Das Künstlergeschlecht der Meyer in Zürich[221]) that sich, mit solcher Gemeinsamkeit, dass zwischen den einzelnen Gliedern ein wesentlicher Unterschied kaum bemerkbar ist, durch Geist und Gemüth, durch Geschick und saubere Sorgfalt vor vielen ihrer Zeit und der Heimat wie der Nachbarlande weit hervor; der Reichthum, den sie zugleich an Phantasie und Witz besassen, liess sie der allgemein herrschenden Neigung zur Allegorie mit besonderer Vorliebe und mit besserem Erfolge nachhangen, als mancher andre, der ohne denselben Beruf doch dieselbe Richtung nahm, sich dessen rühmen durfte. Dieser allegorische Zug muste den Meyern einen Stoff, wie Holbeins Todesbilder ihn gewährten, vornehmlich anempfehlen und sie zur Nachahmung reizen: wirklich gehört auch die Bilderreihe, mit welcher die Brüder Rudolf und Konrad in die Spur des älteren Meisters getreten sind[222]), zu den gelungensten Arbeiten des Geschlechtes. Zwar als selbständig wird man sie nicht gerade loben können: wie wäre auch Selbständigkeit nach solchem Vor-

---

bracht haben, giebt Massmann im Serapeum 1 (1840), 301—303. [Rethel. Todtentanz aus d. J. 1848. Richter, Volkslieder u. Studentenlieder. Bilder des Todes oder Todtentanz für alle Stände, erfunden und gezeichnet v. Merkel, in Holz geschnitten v. Flegel (25 Holzschn.), Leipzig 1850. Todtentänze v. Franz Pocci, Stuttg. u. München 1857.]

220) Basel 1574: Bl. 103 rw. der Tod, wie er hinterrücks dem Narren den Sessel fortrückt; 312 rw. wie er denselben am Gewande zu sich reisst; 341 rw. auf einem Pferde, das der Narr beschlägt. Holtzwarts Emblem. XXII.

221) Von ihnen handelt das Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft, Zürich 1844.

222) Kupfertitel: Ruodolf Meyers S. Todten-dantz. Ergäntzet und heraus gegeben Durch Conrad Meyern Maalern in Zürich Im Jahr 1650; Drucktitel: Sterbensspiegel, das ist sonnenklare Vorstellung menschlicher Nichtigkeit durch alle Ständ' und Geschlechter: — Vor disem angefangen Durch Ruodolffen Meyern S. von Zürich, etc. Jetz aber — zu end gebracht, und verlegt: Durch Conrad Meyern, Maalern in Zürich, — MDCL.

gange noch möglich gewesen? aber die Geschicklichkeit ist zu loben, die selbst dem Nachgeahmten stäts eine neue, bald anmuthige, bald bedeutsame Wendung zu geben weiss, und die anschmiegende Erfindungsgabe, die noch manches Bild mehr den überlieferten hinzufügt, neu in Stoff und Ausführung und immer doch gemäss dem gleichfalls überlieferten Gesammtcharakter. Nehmen wir als Beispiel den Maler. Ein noch jugendlich blühender Mann sitzt an der Staffelei, vor ihm ein hochbejahrter, lebensmüde gebeugter Greis, dessen Bild er fertigt: da naht sich der Tod, aber nicht zu dem Greise, sondern dem jungen Manne hält er das Stundenglas vor. Oder den Schaffner, Wittwen- und Waisenvogt. Hinter einem Tische, der mit Gültbriefen und mit Haufen und Beuteln und Kisten Geldes bedeckt und umstellt ist, sitzt im Pelzrocke der Schaffner; sein Angesicht lässt schliessen, mit welcher Härte er eben zu der Wittwe und den Waisen gesprochen habe, die verkümmert und flehend da stehn: aber der Tod springt auf ihn ein, mit einem Gültbriefe nach ihm schlagend, und der Mund, der so eben noch rauh gescholten hat, verzerrt sich zum Wehgeschrei. Der Tod ist hier mit weitgespannten Flügeln bekleidet, Fledermausflügeln, wie man sie dem Teufel zu geben pflegt, und sonst auch fliessen dem Zeichner, wenn der Stoff es zu fordern scheint, Tod und Teufel in Eine Gestalt zusammen; überall aber ist der Tod nicht als Gerippe dargestellt, sondern mit wohlbedachter Rückkehr zu der älteren Art noch fleischig, aber hager. Nur einmal, und da passt auch dieses, bei den zwei Liebenden, tritt der Tod ganz beinern herzu und drückt seinen Bogen auf die Jungfrau ab, während über ihnen der Liebesgott mit zerknicktem Pfeile davon fliegt. So durch Nachahmung und neue Zuthat ist die Zahl der Bilder bis auf 60 angestiegen: um den Ueberblick zu erleichtern haben die Künstler sie in drei grosse Gruppen vertheilt, und nach den Eingangsbildern, der Erschaffung, dem Sündenfalle, der Austreibung und dem Elende der ersten Menschen und dem Siegesgeschrei des Todes, kommen zunächst alle Personen des geistlichen, dann alle des weltlichen Regiments und nach diesen die gemeinen Leute, zum Schlusse „Tods gewüszheit, Tods ungewüszheit[223]), Jüngste Gericht, Sig Christi, Recht-

223) *Der gewisse tôt* ein im Mittelalter vielbeliebter Ausdruck: vgl.

fertigung. Waar- und falsches Christenthumb." Uebrigens haben die Zürcherischen Künstler Holbein nicht unmittelbar benützt und nennen diesen Namen nirgend; das Exemplar der französischen Imagines, der Simulachres zu Schaffhausen, in welches vorn eingeschrieben ist „Hort Conrad Meyer kostet mich 5 fl."[224]), muss Konrad erst in späterer Zeit erworben haben: auch sie folgen jener Bildersammlung, die Frölich aus den Imagines, den Berner Wandgemälden und zum kleineren Theil den Wandgemälden von Basel zusammengesetzt hatte. Daher auch bei ihnen die Benennung „Todten-dantz." Doch ist ihnen selbst (sie fühlten die Unpasslichkeit) nicht wohl dabei: es heisst nur auf dem Kupfertitel so: der gedruckte Titel dagegen lautet „Sterbensspiegel", und in der Vorrede sucht Konrad Meyer den Namen eines Tanzes mit vielen hin und her rathenden Worten zu rechtfertigen. „Sie haben (nämlich die berühmten „Kunstmaaler", die schon früher dergleichen dargestellt) sie haben aber solche Aufzüge Todtendäntze genennet, sonder zweifel darum: dieweil der Tod der weg alles fleisches, und diser Dantz ein allgemeiner Dantz ist; an welchen der Tod alsz unparteyischer Dantzmeister, ohn ansehen der Person, alle führet, zeühet, schleiket; und nicht, noch den Bättler verachtet, dasz er ihn dahinden, noch des Keysers verschonet, dasz er ihn ledig liesse. Sie haben auch andenten wollen, dasz, wie man sich auf die Lebendige, oder Weltdäntze schmuket; also solle ein jeder und jede, sich bey zeiten nach dem schmukke des heiligen glaubens, mit ehren an disem Reyen zubestehen, umsehen. Villeicht wolten sie auch mit disem Titel, den übermüthigen Weltdäntzeren, die leichtfertigen geiszsprünge verläiden; welche eine gefährliche gattung der fleischeslust, ja derselben ein anfeürender zunder sind, und die vernünftigen Menschen gleichsam zu affen verstellen." Alles das liess sich freilich hineinlegen: dass aber der Todtentanz seinen Namen

---

Sommer zu Flore und Blanscheflur S. 312 fg.; *gewis sam der tôt:* Lanzelet 5881; *wir hân niht gewisses mê wan hiute wol und morne wê, und ie ze jungest der tôt:* Hartmanns Armer Heinrich 713; *doch haben wir gewissers niht dan alhie des tôdes pfliht:* Martina 46, 91; *ich weiz ez wârez als den tôt:* Trist. 119 = 4, 39; vergl. Pfeiffers Germ. 8, 22. Minnes. 3, 468q. Die Ungewissheit des Todes ist ein geistreicher Zu- und Gegensatz der Meyer.

224) Massmann im Serapeum 1, 249.

von einem wirklich dargestellten Tanz des Todes mit dem Menschen empfangen habe, und dass dieser Ausdruck daher nicht passe, wo kein solcher Tanz dargestellt wird, davon hat schon Konrad Meyer keine Erinnerung mehr und keine Ahnung. Die poetische Beigabe des Buchs tritt nicht ohne Anspruch auf: ein Theil ist sogar in Musik gesetzt; „die Vierverse auf den Kupferblättern", Worte des jedesmal betroffenen Menschen, „hat er (nämlich Rudolf Meyer) grössern theils, ausz einem in Truk auszgegangenem bogen (weil man domals keine andere zur hand) entlehnet, und underschidlicher orten verbessert." So die Vorrede Konrads: es müssen die Reime des Basler Todtentanzes gemeint sein, an welche diese des Zürcherischen Künstlers, wenn schon nur von fern, doch immerhin anklingen.

Und hiemit mag dem Wege, der uns vom vierzehnten Jahrhundert unausgesetzt bis in die neuere Zeit und lang und weitabschweifend von Basel nach allen Seiten hin und zuletzt doch wieder in die Schweiz geführt hat, endlich das Ziel gegeben werden.

Die goldene Altartafel von Basel.

Abbildung, Erklärung und Zeitbestimmung.

(Programm des Paedagogiums zu Basel von 1857. Separatdruck unter dem Titel: Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel. VII. Heft. 33 Seiten in 4.)

Die Altäre der Christen[1]) waren noch unter Constantin überall einfach Tische von Holz gewesen[2]): das Abendland jedoch hat die Tischform nur zur seltneren Ausnahme und nur die Griechische Kirche dieselbe noch bis heut als Regel festgehalten. Dort waren vielmehr schon in früher Zeit die Altäre gewöhnlich so wie jetzt beschaffen, von ablanger Gestalt, aus Stein erbaut und innen hohl[3]): das heisst, sie sahen Sarcophagen ähnlich. Eine wohl nicht zufällige Aehnlichkeit: denn der Kirchengebrauch erheischte, dass in den Altar oder unter demselben ein

1) Lehrreich über Geschichte und Alterthümer der christlichen Altäre, nur mit grundsätzlicher Einschränkung auf Frankreich, ist der betreffende Abschnitt des Dictionnaire raisonné de l'Architecture Française par Viollet-le-Duc 2. 15—56.

2) Der christliche Cultus von Alt S. 100 fg.

3) Nach einer altmailändischen Vorschrift, die Kreuser in den Kölner Dombriefen S. 367 mittheilt, *Altare unumquodque esse debet huiusmodi necessario. Lapideum vel saltem latericium, ita exstructum aut reconcinnatum, ut fenestella foramenve nulla ex parte relinquatur, ubi quidquam asservari possit aut recondi, nisi forte reliquiae sanctorum sint. Sed si columellis erit suffultum* (Tischform), *neque in eo quidquam subtus ponatur. Altitudinis a scabello ligneo vel bradella cubitis duobus, unciis*

heiliger Leichnam oder doch Reste von solchen beigesetzt wären[4]).

Ursprünglich stand, wie auch natürlich, in jedem Gotteshause nur Ein Altar als die Stätte des heiligen Mahls für Alle, und erst, da die Verehrung der Märtyrer wuchs, kamen zu diesem, nun dem Hauptaltar, je mehr und mehr der Nebenaltäre[5]). Letzteren ward ihr Platz an Wand und Pfeilern gegeben, während der Haupt- und Hochaltar da blieb, wo ursprünglich auch der einzige gestanden, zumittelst oder vorn im Chor oder zwischen Chor und Schiff, in der Vierung; nur selten ward er, in Art eines Nebenaltares, an die Hinterwand gerückt. Das Basler Münster hat seinen Hochaltar oben im Chore und ringsum frei gehabt.

Es kann zuerst nur bei Wand- oder Pfeileraltären geschehen sein, dass man hinter sie noch einen Heiligenschrein mit geschnitztem Bildwerk stellte oder ihnen als hinten emporsteigenden Aufsatz eine Bildertafel von Stein oder Holz oder Elfenbein oder eine Holztafel mit Gemälden gab: der freistehende Altar hingegen, der Hauptaltar, trug anfangs etwa nur ein Crucifix: denn hinter ihm im Halbkreis sassen um an dem Altardienste Theil zu nehmen, um zu sehen und gesehn zu werden der Bischof und die Priester[6]); und nur allmälich, nur indem man auch den Sitz der Priester änderte, kam vielleicht auch hinterwärts an den Hauptaltar eine Bildertafel oder gar eine ganze Wand mit Bildern. Der Name solch eines Altaraufsatzes ist bei den Franzosen *retable*, bei den Spaniern *retablo*, auf Lateinisch also *retabulum*. Das gröste Retablo, 145 Fuss hoch, von geschnitztem Holze, die Bilder in 44 Felder getheilt und Alles vergoldet, besitzt der Dom von Sevilla[7]): ein zwar nicht so ungewöhnlich grosses, aber durch Stoff und Arbeit kostbares, von Gold und Schmelz und

---

octo sit, longitudinis vero utique ad minus cubitis quatuor, latitudinis item saltem cubitis duobus.

4) *Vetus etiam altare destruxit, quod erat parvulum et carum, nihil in se habens sacrarum reliquiarum secundum morem ecclesiasticum, sed tantum ex quinque quadris lapidibus compaginatum:* Chronik von Petershausen in Mones Quellensammlung der badischen Landesgeschichte 1. 161a.

5) Alt S. 104 fg.

6) Kreuser S. 51 fgg.

7) Mein Sevilla S. 87.

Edelsteinen, hat einst auf dem Hochaltare von S. Michael zu Lüneburg gestanden[8]); ein Ueberrest endlich der Art aus dem Mittelalter Basels und gewiss noch dem elften Jahrhundert ist nach der treffenden Vermuthung Herrn Riggenbachs, unseres Münsterbaumeisters, die Reliefsteintafel mit der Marter des heil. Vincentius[9]), die wahrscheinlich herrührt aus der im J. 1580 zerstörten S. Vincenz-Capelle[10]) und nun, passlicher als bisher, in dem linken Seitenschiff unseres Münsters angebracht ist.

Die Ausschmückung des Altares selbst, abgesehen von solchen ihm eigentlich fremden Beifügungen, blieb nothwendig auf die Seitenflächen eingeschränkt; das Einfachste war ihn mit gewirkten oder gestickten Decken zu verhängen[11]). Vorzüglich geschah das an der vorderen Langseite, vor welcher der Priester stand, nach welcher die Gemeinde blickte; man nannte diese Ver-

---

8) Vielleicht, dass diese Tafel erst in derselben Zeit gefertigt worden, wo die Herzoge Wenzel und Albert das Michaelskloster neu erbauten, dem J. 1370 (Pauli Langii Chronicon Citizense bei Pistorius, Scriptores rerum Germanic. 1, 1219): die allerdings mangelhafte Abbildung, in der man sie allein noch hat (bei dem Buch Anm. 26), spricht eher für so späten als einen früheren Ursprung.

9) Eine Abbildung in den Denkmalen Deutscher Baukunst, Bildnerei u. Malerei v. Ernst Förster B. 2.

10) „Der nideriste Thuombherrenhof im ranck dess Münstersprungs gegen dem Spittal, hatt von altem her ein Götzencapell gehept, S. Vincentz genant, dess altar in einem ronden Ercker, mit gehauwnen Steinen aufgebawt, oberhalb dem grossen thor, gestanden, da jetz das Creutzfenster in der neben Cammeren, daher er S. Vincentzen hof geheissen. Ein stegen gienge in dise capell auss dem Hof hinauf, ist bey meinem gedencken erst hinweg kommen. Aber der altar sampt der ronden aussladung, ward *d.* 27 *Aprilis, Anno* 1580 abgebrochen, vnnd die Kirchenfenster zuogemauret.“ So Christian Wurstisen, der selber von 1580 an den Hof bewohnt hat, in seinen Collectaneis Historicis Von der Hohen Stifft und nahegelegenen Gebäuden daselbst (Handschrift d. Vaterländ. Bibliothek) Bl. 98. Aus seinen weiteren urkundlich begründeten und beglaubigten Mittheilungen geht hervor, dass dieser Domherrenhof und die Capelle im Jahr 1251 bereits vorhanden und da belegen gewesen sind, wo jetzt der untere Theil des Lichtenfelser Hofes liegt, eben „im ranck dess Münstersprungs“; der obere Theil ist die erst 1251 erbaute Behausung des Caplans von S. Vincenz gewesen.

11) Tücher mit bildlichen Darstellungen von P. Leo III dem Hauptaltare der Peterskirche geschenkt: Bunsen in der Beschreibung der Stadt Rom 2, 1, 91.

kleidung *antipendium* oder *antependium:* auf Deutsch wird Altarvorsatz der rechte Ausdruck sein. Die vorbildliche Einwirkung aber, die überall der beliebte Zierrath der Teppiche auf die übrigen Arten der zeichnenden Kunst geübt hat[12]), machte auch hier sich geltend, und es gab Antipendien, die nicht mehr Teppiche waren, sondern nur in Nachahmung solcher eine Ausfüllung der Vorderfläche des Altares selbst mit Mosaikverzierung oder mit Gemälden[13]).

Noch weiter in dieser Richtung führte die Aehnlichkeit, die, wie schon bemerkt, in Sinn und Gestalt der Altar mit einem Sarcophage hatte: sie führte über den Teppich und die Mosaik und die Malerei hinaus zur Plastik, zu ebensolcher Anbringung von Relieffiguren auf der Vorderwand, vielleicht auch den Seitenwänden der Altäre, wie dergleichen die Sarcophage des Alterthums zu schmücken pflegten.

Dass in letzteren der bestimmende und Mass gebende Anlass zu suchen sei, wird mehrfach bestätigt. Einmal durch den schon frühzeitig beginnenden Gebrauch die Gestalt und die Ausschmückungsart der Sarcophage auch auf sonst allerlei, nicht bloss, was nahe zur Hand lag, auf Reliquienkästchen[14]), sondern selbst Gefässe[15]) zu übertragen. Sodann durch die Vorliebe, womit den Altarvorsätzen dieselbe Gliederung durch Säulen und Bogen gegeben ward, die eine bezeichnende Eigenthümlichkeit der Sarcophage des ersten Christenthums gewesen[16]). Ferner und noch augenfälliger durch den Umstand, dass sich öfters wirklich Sarcophagplatten, Sarcophagplatten noch aus dem Heidenthum her und mit Reliefbildern heidnischen Inhaltes, als Vorsatztafeln christlicher Altäre verwendet zeigen: Beispiele in den Cathedralen von Arles und Girgenti. Endlich dadurch, dass Antipendien von Sculpturarbeit am häufigsten ebenda gefunden werden, wo auch der Kunst des Mittelalters heidnische und alt-

---

12) Meine Deutsche Glasmalerei S. 34.

13) Altäre zu S. Denis mit Retables von Reliefbildnerei und musivischen Antipendien bei Viollet S. 25. 26. 48; mit Legendengemälden auf dem Antipendium S. 43 u. 45.

14) Denkmäler d. Sculptur v. Seroux d'Agincourt, Ausg. v. Quast, T. XXI, 1.

15) Agincourt Sc. IX, 1. XII, 22 u. 23.

16) Beispiele bei Agincourt Sc. V, 2. VI, 5 u. 12.

christliche Muster jener Art am häufigsten vorgelegen, in Italien. Zu Amalfi und Salerno sind in die Wände der Cathedralen antike Sarcophagüberreste eingemauert, und zugleich bietet uns die erstere einen Altarvorsatz mit Christus und Maria und den zwölf Aposteln in Marmorrelief, die letztere einen von Elfenbein mit Bildern aus der Geschichte des alten und des neuen Bundes. Zu Rom aber gegen das J. 800 liess Hadrian I den Hauptaltar der Peterskirche schwer mit Goldblech überziehen, dessen Bildwerk den Herrn darstellte, wie er dem Apostel und durch diesen dem Papst das geistliche Hirtenamt, dem Kaiser aber das Reich verleiht[17]), und noch ist aus nicht viel späteren Jahren bei S. Ambrosius in Mailand eine bilderreiche Altarumkleidung von Gold und Silber zu sehn[18]) und aus den Jahren 1143 oder 1144 eine silberne in dem Dom von Città di Castello[19]).

Seltener war und ist dergleichen in den Ländern des Nordens, wiederum deshalb, weil hier die Ueberreste und Ueberlieferungen der antiken Kunst nicht so wie dort mit dauernder und täglicher Einwirkung vor Augen standen. Doch ist einem Altar zu Foll-Goat noch im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts ein Steinantipendium mit Engelbildern unter einer fortlaufenden Bogenstellung gegeben worden[20]); aus dem zwölften Jahrhundert hat die Kirche des alten Benedictinerklosters Komburg in Schwaben eine Vorsatztafel von Gold, darauf Christus, umgeben von den Zeichen der vier Evangelisten, und in zwei Reihen über einander gestellt die zwölf Apostel[21]); aus dem elften, aber ohne dass man sonst den Ursprung weiss und so, dass nur die einstige Verwendung zur Altarbekleidung unzweifelhaft scheint, ist die verwaiste eine Tafel von Sandstein mit den Bildern nur der Halbscheid der Apostel, jetzt in dem rechten Seitenschiff unseres

17) Bunsen a. a. O. S. 90.

18) Abbildungen bei Agincourt Sc. XXVI A—C.

19) Agincourt Sc. XXI, 13. [Altar der Cathedrale zu Marseille, 12. Jahrh., Steinvorsatz mit Reliefliguren: Abbildung in Didrons Annales archéol. 11, 28.]

20) Viollet S. 56.

21) Abbildung in Boisserées Denkmalen der Baukunst am Nieder-Rhein. [Das Niello-Antipendium zu Klosterneuburg in Oesterreich, verfertigt im 12. Jahrh. von Nicolaus aus Verdun, lithogr. von Camesina, beschrieben und erläutert von Arneth, Wien 1844. in 30 Ex. gedruckt.)

Münsters[22]). Ein reiches Beispiel aus dem zehnten, die goldene und die silberne Vorsatztafel an der Vorder- und der Hinterseite des Hochaltars im Kloster Petershausen bei Constanz, die eine mit dem Bilde Christi und der neun Engelchöre und der vierundzwanzig Aeltesten und in Schmelz der vier Evangelisten, die andere mit den Bildern der Apostel und einem goldnen Marienbilde, diese zwei, wohl die kostbarsten Stücke der Art auf deutschem Boden, hat wiederholtes Geldbedürfniss des Klosters nicht einmal das zwölfte Jahrhundert überdauern lassen[23]).

Das Hauptdenkmal aber unter denen, die noch im Norden sich erhalten haben, ist die goldene Altartafel von Basel, deren Beschreibung und Erklärung und, verbunden damit, die Nachweisung der Zeit, in welcher sie angefertigt worden, uns nunmehr beschäftigen soll. Sie hat Jahrhunderte lang den Hochaltar des Münsters geschmückt und wäre der Schmuck und Stolz von Basel auch dann gewesen, wenn unsere Kirchen statt arm an Bildern zu sein[24]) deren den sonst gewohnten Reichthum besessen hätten. Die Erzählung ihrer neueren Geschichte, bis sie zuletzt nach Paris in das *Hôtel de Cluguy* gelangt ist[25]), wolle mir erlassen werden: ich würde damit auf einen wunden Fleck in der neueren Geschichte Basels selber greifen und, mit Abänderungen, doch nur nur wiederholen, was schon vor anderthalb-

---

22) Auch hievon eine Abbildung bei Förster B. 2.

23) Chronik v. Petershausen S. 123a. 156b. 167.

24) Zeugniss des Aeneas Silvius in seinem Brief über Basel, hinter der Epitome Historiæ Basiliensis Authore Christiano Vrstisio, Basileæ (1577), S. 14: *Altarium ornamenta sacerdotumque minus egregia, neque picturarum decus inest [Ecclesijs], sicut in Italia templa ciuitatum habent, neque gentilis aliquo loco uestigia imitantur, imagines si qui aut effigies aemulentur sanctorum. Argenti uero et auri non parua copia, Lapillorum multi preciosi.*

25) Uns in Basel ist nur als dankenswerthes Geschenk des Herrn Obersten Theubet, des letzten Eigenthümers vor Kaiser Napoleon, ein Gypsabguss, jetzt eine Zierde unserer mittelalterlichen Sammlung, geblieben, der zum Glück im höchsten Grade gelungen und der genaueren Betrachtung und Auffassung eigentlich günstiger als das Urbild selbst ist, da er das Auge nicht durch Metallwiederscheine täuscht. Auf ihm beruht auch die lithographierte Beigabe zu diesen Blättern, die unter besonderer Leitung meines Freundes, des Baumeisters Riggenbach, ausgeführt ist.

hundert Jahren Sigismund Hosmann über den goldenen Altaraufsatz von Lüneburg erzählt hat[26]).

Das Hauptdenkmal unter den Altarvorsätzen, den Antipendien. Dass unsere Tafel nur ein solches und nicht etwa ein Altaraufsatz, ein Retabulum könne gewesen sein, darauf deutet unabweisbar ihre ganze Form und die Uebereinstimmung mit der Vorsatztafel dort zu Mailand: beide stellen mit dem Gesimse, dem Sockel, dem auf allen vier Seiten erhöhten und nach innen abgeschrägten Rande eben nur die Umrisse und die Flächenbildung der Vorderseite eines Altares dar. Nicht minder entsprechen dem die Maasse und das Massverhältniss unserer Tafel, 3 Schweizerfuss und 9 Zoll, 5 Linien Höhe, 5 F. und 5 Z. Breite.

Die Grundlage des Ganzen bildet, indem man auch hiezu einen kostbaren und den dauerhaftesten Stoff gewählt, eine drei Zoll dicke Tafel von Cedernholz; darauf ein Ueberzug von Goldblech, am dicksten da, wo die Figuren am höchsten hervorstehn; in dem grossen Mittelfeld macht dasselbe eine zusammenhangende Masse aus, um den Rand dagegen ist es streifenweis an einander gelöthet oder genietet. Schmelzmalerei, wie auf den Tafeln von Mailand, von Komburg, von Lüneburg, von Petershausen geschehen, ist hier nicht eingemischt: das ganze Bild ist lediglich von Gold. Und ein schweres Gewicht des edlen Metalles, mehr als 400 Loth. Hiezu noch das ebenfalls nicht leichte Cedernholz. Gleichwohl ist seiner Zeit, damit ein so kostbares Gut nicht gemein gemacht noch dem Raube lockend preisgegeben werde, die Tafel beweglich gewesen, ist nur bei den höchsten Festanlässen herzugetragen und dem Altare vorgesetzt worden, während denselben die übrige Zeit hindurch ein Tuch bekleiden mochte. Ein ihr beigefügtes altes Pergamentblatt besagt: *Ordinatum est per Capitulum, quod aurea tabula in subsequentibus festis ad summum altare et non aliter* [Lücke] *item in Festo natali, Pascæ, Pentecostes, Corporis Christi, Henrici imperatoris, Assumtionis Mariæ, in dedicatione omnium Sanctorum*[27]). Aber

26) Fürtreffliches Denck-Mahl Der Göttlichen Regierung, Bewiesen an der uhralten — *Antiquitæt* des Klosters *S. Michaelis* in Lüneburg, der — Güldenen Tafel, — Wie der gerechte GOtt Dero Räuber gantz wunderbarlich entdecket, u. s. w. Braunschw. 1700.

27) Monuments de l'Histoire de l'ancien Évêché de Bale par Trouillat

man hatte ja auch tragbare Tafeln von Stein oder von Metall, die das Tischblatt des Altars bedeuteten und so z. B. auf Reisen und im Felde zu Altären dienten[2]).

Als das hauptsächlichste Bildwerk unserer Altartafel treten aus der grossen inneren Fläche fünf menschliche Gestalten hervor, die eine Reihe romanischer Säulen und Bogen von einander trennt und zugleich wieder als zusammengehörig bezeichnet.

Unter allen fünfen ist pflanzenbewachsenes Erdreich angedeutet, mit der vollsten und schmückendsten Bepflanzung unter der zumittelst stehenden; ebendiese wird auch durch höhere Leibesgrösse (wovon noch besonders späterhin) und durch höhere weitere Spannung des Bogens vor den übrigen ausgezeichnet. Es ist das Bild des Herrn, bärtig, wie ihn vom zweiten Jahrtausend an die Kunst darzustellen pflegt[29]), und zwar mit dem vollen Bart des jugendlichen Mannes; um das Haupt aber trägt er den Heiligenschein, den Nimbus[30]).

Lichtscheine um das Haupt göttlicher und auch bloss königlicher Gestalten hatte bereits die vorchristliche und schon die ägyptische und die indische Kunst gebildet, und eine Anschauung der Art war, wie es scheint, auch den Germanen nicht fremd gewesen[31]). Die Kunst der Christen, vom sechsten Jahrhundert an, gab den Nimbus wohl auch zuweilen noch an Könige[32]): der

---

l. 142. Man kann sich der vorhergehenden Worte wegen in die Lücke nur einen Ausdruck von dem Begriff des Tragens, Bringens, Aufügens denken. Sonst allerdings waren dergleichen Vorsätze nicht beweglich und wurden, wie noch jetzt kostbarere Aufsatzgemälde, für gewöhnlich verhüllt gehalten. Von der Silbertafel zu Petershausen sagt die Chronik S. 156b *nonnisi in maximis festivitatibus aperiebatur.*

28) Man sehe du Canges Glossarium unter den Worten *Altare gestatorium, paratum, viaticum, portatile.* Kleinheit und Leichtigkeit solcher Reise- (und Haus-?) Altäre; Beschreibung einiger des Grossh. Museums zu Darmstadt in Walthers Verzeichnis S. 70 fg. Abbildungen (11—13. Jahrh.) Didrons Ann. archéol. 12. 114. 16. 77.

29) Vgl. Iconographie chrétienne par Didron S. 255 fgg. [bärtig: Aethelwold 53. 80. 85. 87. 103; bartlos: 57.]

30) Ausführlich über diesen Gegenstand Didron S. 28—109.

31) *formas deorum et radios capitis*: Tac. Germ. 45.

32) an Merovingische Könige der Franken: Magasin pittoresque 11. 91 fg.; an Karl den Grossen u. Papst Leo, beide zu ihren Lebzeiten: Didron S. 83.

Regel nach aber blieb er mit Bedacht göttlichen und kirchlich geheiligten Personen vorbehalten, dem Vater, dem Sohne, der Jungfrau Maria, den Engeln, den Evangelisten u. s. f., solchen Personen selbst und ihren Sinnbildern, wie der Hand[33]), dem Lamm, der Taube als Sinnbilde Gottes und Christi und des heiligen Geistes und den Thieren, die man als Sinnbilder der Evangelisten brauchte. Keineswegs aber zeigen die Denkmäler der älteren Zeit in der gleichen Fällen stäts den Nimbus: noch auf unserer Aposteltafel zum Beispiel sind die Apostel nimbuslos[34]). Dem gerade entgegen kommt in ironischer Nachbildung der Nimbus auch beim Teufel vor[35]).

Der Regel nach ist er wie hier kreisförmig abgegrenzt[36]), und gewöhnlich, wo man nicht in bedeutsamer und dennoch unrichtiger Weise zwischen Gold und Silber und Roth und anderen Farben unterschied[37]), dachte und malte man ihn golden: auf unserer Tafel, die ganz nur Goldfläche ist, wird er aus derselben wie ein künstliches Goldschmiedwerk, wie eine musierte, mit Perlen und Edelsteinen reich besetzte Platte hervorgehoben. Die Komburger Tafel ahmt den Edelsteinschmuck mit farbigem Schmelze nach; wirkliche Edelsteine selbst hat die zu Mailand.

Gleich dem Heiligenscheine des Herrn gebildet und verziert sind die der anderen Figuren unserer Tafel, nur dass jener ebenwie anderwärts noch durch ein davor gelegtes Kreuz sich auszeichnet, die *crux in capite maiestatis* nach dem Ausdrucke des Priesters Theophilus[38]). Es ist ein Kreuz von der Art, die gerade bei solcher Verwendung dem früheren Mittelalter ganz ge-

33) Vgl. unten Anm. 45 u. 50.

34) Ein andres etwa gleichzeitiges Beispiel in Blavignacs Histoire de l'Architecture sacrée du IV au IX siècle dans les anciens Évêchés de Genève, Lausanne et Sion S. 139 u. Pl. XXIV.

35) Miniatur des 10. Jahrh. bei Didron S. 163.

36) Die Kreisform ergab sich von selbst: doch fehlte es auch hier nicht an der sinnbildlichen Begründung. Honorius Augustodunensis de Luminaribus ecclesiæ 1, 133 *Lumina, quæ circa capita sanctorum in ecclesia in modum circuli depinguntur, designant, quod lumine æterni splendoris coronati fruuntur. Idcirco vero secundum formam rotundi scuti pinguntur, quia divina protectione ut scuto nunc muniuntur.*

37) Vgl. unten Anm. 67.

38) Diversarum artium schedula 2. 28.

läufig und allerdings auch für den Einschluss in einen Kreis geeigneter war, mit Armen, die allmälich breiter auslaufen. [Kreuze der Art auf den christlichen Grabsteinen von Kaiser-Augst.] Erst die spätere Kunst, wie sie den Nimbus aus der Kreisfläche in eine Kreislinie zu verdünnen liebte, hat auch das Kreuz in leichte Arabeskenzüge oder luftig in die Stralenform verfliessen lassen[39]: die Altartafel giebt ihm noch eine fest umrissene Körperlichkeit und ebensolchen Juwelenschmuck als dem Nimbus[40].

Die Rechte des Herrn hat die Gebärde, mit welcher ein Priester der abendländischen Kirche den Segen ertheilt und das segnende Kreuz schlägt[41]: sie ist erhoben mit Ausstreckung nur des Daumens und der zwei ersten Finger und deutet so die drei Personen der Gottheit an; abweichend davon legt bei der gleichen Handlung die griechische Kirche Daumen und Ringfinger kreuzweis über einander und streckt die übrigen drei, den mittleren und den kleinen jedoch mit einiger Krümmung aus: es sollen damit die Buchstaben IC XC d. h. Ἰησοῦς Χριστός gebildet werden[42]. So oder so nun, je nach der Heimat des Werkes, überall auch der Herr, wenn ihn die Kunst in ruhiger Majestät sitzend oder stehend darstellt[43], und ebenso fest herkömmlich auf Bildern der Verkündigung Gabriel, der Erzengel: er begrüsst ja die Jungfrau mit dem segnenden Worte *Benedicta tu in mulieribus*[44].

39) Ein verlorenes Beispiel letzterer Art schon aus dem neunten Jahrhundert bei Didron S. 37.

40) Wie ein Glasmaler die *cruces in capite maiestatis* mit Edelsteinen d. h. mit edelsteinfarbigem Glase zu besetzen habe, lehrt Theophilus a. a. O.

41) Noch wo der Arm eines Heiligen als Reliquie in einen Behälter ebenfalls von Armform eingeschlossen ist, hat die Hand auch dieses Armes die Gebärde des Segnens. Abbildung eines solchen (vom heil. Bernhard) bei Blavignac S. 160.

42) Die Korssünschen Thüren in der Kathedralkirche in Nowgorod von Adelung S. 5 fg. Didron S. 212. 415 fg.

43) Auch Christus als Kind im Schosse der Maria: Agincourt Sc. XII, 16 von einem Diptychon des 9., Denkmäler d. Malerei CIV, 6 u. 7 aus Handschriften des 11. und 13. und CXXVIII, 1 von einem Altarbilde des 14., Didron S. 499 von einem Fenster des 13. Jh.

44) Ev. Lucæ 1, 28. Mit der gleichen Gebärde spricht in dem Heidelberger Handschriftbilde der Engel zu Karl d. Grossen; Ruolandes liet

Oefters ist es als eine abkürzende Verbildlichung des göttlichen Segens wie der gebietenden Macht Gottes nur eine Hand mit ausgestreckten Fingern, die hereinragend gezeigt wird[45]): Beispiele namentlich auf frühmittelalterlichen Bildern der Taufe Christi[46]) und der Kreuzigung[47]);* das byzantinische Crucifix unsrer öffentlichen Sammlung trägt auf dem Stamme des Kreuzes selbst über Christo die Segenshand[48]); ein Bamberger Handschriftbild des elften Jahrhunderts zeichnet dieselbe über Kaiser Heinrich II[49]). Und hie und da, auch in der Schweiz, kann man aussen an Kirchen und Klöstern[50]) und in deren Innerm als Wandbild[51]) oder in Gewölbschlusssteinen[52]) oder über den Eingängen der Refectorien die Hand ganz allein sehn, vielleicht noch mit der Umschrift *Der frid gotz sig mit vns allen.* Denn man

---

von Wilh. Grimm. Bild 32. Engel am Grabe und die drei Marien: Aethelwold 77.

45) Ueber dem Opfer Isaacs, Mosaik von 547: Agincourt Mal. XVI, 12. Ueber Christo mit Heiligen, Mosaik des 9. Jh.: ebd. XVII, 14. Ueber der Marter des heil. Stephanus, die Hand von einem Nimbus mit Kreuz umgeben: Handschriftbild des 9. Jh. bei Didron S. 56. Münzen und Siegel mit der Hand verzeichnet die Abhandlung von den Fingern (von Groschuff), Leipzig u. Eisenach 1747, S. 146 fg. [Mosaikgemälde von S. Cosma u. Damianus in Rom (Papst Felix IV): über dem in der Mitte stehenden Heiland ursprünglich noch eine Hand mit einem Kranze: Ciampini vet. mon. II, 7.]

46) Didron S. 210; Bamberger Elfenbeinrelief des 11. Jh. in Försters Denkm. B. 1; Hundert Merkwürdigkeiten d. Bibliothek zu Wolfenbüttel v. Schönemann S. 39 u. 41. Italiänische Holzschnitzerei des 14. Jh. mit dem segnenden Vater in vollerer Gestalt: Didron S. 542.

47) Bamberger Elfenbeinrelief des 11. Jh. bei Förster a. a. O. Ueber der Kreuzabnahme auf dem Egstersteine die volle Gestalt des segnenden Vaters.

48) Nur die Hand in der Mitte eines von den Evangelistenzeichen umgebenen Kreuzes bei Aginc. Sc. XXVI, 10.

49) Försters Denkmale B. 2.

50) Zu Verona oben am Portalbogen von S. Zeno: v. d. Hagens Briefe in die Heimat 2, 63; im Bogenfelde des Portals der Cathedrale zu Ferrara (Nimbus wie Anm. 45): Didron S. 212.

51) Zuoberst unter den alten Wandgemälden der Felscapelle bei S. Nazario e Celso in Verona: von der Hagen a. a. O. S. 63. Segnende Hand im gekreuzten Nimbus: Wandgemälde im Chor des Frauenmünsters von Zürich.

52) Abbildung eines solchen aus Notre-Dame de Valère zu Sion bei Blavignac LXII, 1. — Chor der Oetenbacher Kirche zu Zürich.

dachte sich die gleiche Gebärde schon zu dem Gruss und Segen Christi, zu dem Worte *Pax vobis*[53]).

Die Kugel als Bild und Sinnbild der Erde und der Welt und der Weltherrschaft war bereits dem classischen Alterthume wohlbekannt gewesen: Victoria auf einer Kugel stehend bedeutete Sieg zu Lande wie auf einem Schiffsschnabel den zur See[54]), und römische Kaiser wenigstens der späteren Zeit halten im Bildniss eine Kugel[54b]). Das Mittelalter erbte mit dem Wissen von der Kugelform der Erde[55]) auch dieses künstlerische Zeichen: zuerst im Siegel brauchte es derselbe, durch den das Kaiserthum dauernd an Deutschland kam, Otto der Grosse[56]): vielleicht, dass auch schon Karl der Grosse, aber er nur noch von der minder anspruchsvollen Malerei, ist mit dem Reichsapfel abgebildet worden[57]). Gebührlicher Weise brachte die christliche Kunst das Zeichen auch mit dem *rex regum et dominus dominantium,* wie die Ueberschrift der Tafel sich biblisch ausdrückt[58]), mit Gott und Christus in Verbindung, bald indem sie ihn das Rund der Welt vor sich hinstellen und aufrecht erhalten[59]), bald indem sie ihn darauf als auf seinem Throne[60]) oder dem Schemel seiner Füsse ruhen[61]), bald, und so am gewöhnlichsten, indem sie ihn die Linke königlich damit schmücken lässt. Beispiele eine römi-

---

53) Ev. Luc. 24, 36. Joh. 20. 21. 26. — Schwabensp. Landr. 1, 38.

54) Forbiger in Paulys Real-Encyclopädie d. classischen Alterthumswissenschaft 6, 2586.

54b) Nächstliegende Beispiele bei Agincourt Sc. III, 5 u. 17.

55) Mein Aufsatz über das Glücksrad u. die Kugel des Glücks in Haupts Zeitschr. für Deutsches Alterthum 6, 144. 145 fg. (oben S. 253 fg.).

56) Kaiser Otto d. Grosse v. Vehse S. 274.

57) in einer Bilderbibel von S. Paul in Rom: s. Agincourt Mal. XL; es ist jedoch zweifelhaft, ob dieselbe dem 9. oder erst dem 10. Jh. angehöre; vgl. Pertz Archiv f. ältere deutsche Geschichtskunde 5, 452.

58) 1 Timoth. 6, 15. Offenb. 17, 14. 19, 16. Aethelwold 53.

59) Freske des 14. Jh. im Campo Santo zu Pisa: Didron S. 598. Haupts Zeitschr. 6, 144 fg.; bei Didron S. 567 ein spanisches Handschriftbild des 13. Jh., die Weltkugel vor der einleibigen und geflügelten Dreieinigkeit.

60) Mosaik um 578 zu S. Lorenzo vor Rom: Agincourt Mal. XVI, 11.

61) Danziger Bild des jüngsten Gerichtes, Handschriftbild desselben (Dreieinigkeit) in unsrer mittelalterlichen Sammlung, beide aus dem 15. Jh.; vgl. Jes. 66, 1. Matth. 5, 35. Apostelgesch. 7, 49. *wol du almahtiger got, du allez manchunne woldest dinen ruozschamel sîn:* Gebet in Haupts Zeitschr. 8, 117; vergl. ebenda 3, 28.

sche Mosaik des zwölften Jahrhunderts[62]), ein Fensterbild des dreizehnten zu Chartres, Christus als Kind im Schoss Mariens[63]), und ein gleichzeitiges Handschriftbild der Dreieinigkeit, Vater und Sohn mit einander die Kugel in Händen haltend und auf derselben die Taube, der heilige Geist[64]), aus dem vierzehnten der schöne Gewölbschlussstein unsres Münsterchores, die Krönung Mariä; ein fünftes, um noch weitere nachher zu bringen[65]), unsre Vorsatztafel. Es ist ein Irrthum der Augen und der Auslegung, wenn Bernhard Stark das in deutlicher Kugelform gebildete Rund, das auf letztrer dem Herrn in der Hand liegt, eine Aureola nennt[66]): das soll wohl heissen eine Glorie, einen Nimbus. Aber man sollte nicht ohne Noth die Fälle vermehren, wo ein Lichtschein wirklich, als wäre er eine Tafel, mit Händen gefasst und getragen wird, und zudem war die Aureola dem Mittelalter eigentlich gar kein Heiligenschein, sondern als Schmuck der Seligen des Himmels eine Krone[67]).

62) Agincourt Mal. XVIII, 7.

63) Didron S. 499. 64) Didron S. 42.

65) Unten Anm. 86 und 108 fgg.

66) Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich S. 431 „Die Linke ist ebenfalls gehoben um eine Aureola mit Monogramm und griechischem Kreuz [?] zu halten."

67) Man erlaube mir zur Berichtigung der Fehler, die man bei diesem Worte zu machen pflegt, eine etwas längere Anmerkung. Wo die Apostel von einer unvergänglichen Krone (1 Cor. 9, 25), von der Krone der Ehren (1 Petri 5, 4), der Gerechtigkeit (2 Tim. 4, 8), des Lebens (Jac. 1, 12. Offenb. 2, 10) sprechen, ist damit, wie es denn auch im Griechischen στέφανος heisst, überall nur der Sieges- und Ehrenpreis eines Kranzes gemeint, mochte man auch der Sitte des Alterthumes gemäss (Paulys Real-Encyclop. 2, 714 fg.) sich den Kranz von Golde denken. Die christliche Kunst hat das Wort ursprünglich nur ebenso verstanden: Mosaiken aus dem 5. und noch dem Anfange des 9. Jh. (Agincourt Mal. XVI, 6. XVII, 12. 14) stellen die goldenen Kronen, welche die 24 Aeltesten vor den Stuhl des Herren niederwerfen (Offenb. 4, 10), lediglich als Kränze dar. [Die Märtyrer Kränze von Rosen und Veilchen, die Bekenner von Lilien: S. Hieron. in vit. Paul., fin.] Aber schon in demselben 9. Jh. ist man dabei auch auf die Anschauung eines Hauptschmuckes nach Königsart gerathen, und Kronen nun in diesem Sinne bezeichnen die Aufnahme unter die Seligen. Und zwar verschieden von dem Nimbus der Heiligkeit: Bilder aus den Catacomben von Rom und Neapel (Agincourt Mal. XI) und römische Mosaiken vom Beginn des 9. Jh. (ebd. XVII, 11. 15) zeigen uns Heilige, die den Nimbus um das Haupt und zugleich die Krone in den Händen

Jenes Gemälde Karls des Grossen setzt auf den Weltball das aus den Buchstaben seines Namens und Titels verschlungene Monogramm des Kaisers; ebenso unsre Tafel die zwei Buchstabenbezeichnungen des Herrn und seiner Macht, und die eine in üblicher Weise von der anderen eingeschlossen, X mit dem

---

tragen. So denn das ganze Mittelalter entlang Königskronen der Gerechten, die in den Himmel eingehn, Königskronen der Seligen. [Krone und Nimben: Aethelwold 49. 104. Nischenbilder des Bened. Nonnenstiftes Nonnberg zu Salzburg. JB. d. k. k. Centralcomm. 2, 20 fg. Kronen bringende Engel Barl. 394. *himelkrône* Hartm. Büchl. 1, 1048. Arm. Heinrich 1168. 1293. *himelischiu krône* Hartm. Greg. 1224. Abel empfängt *zwô guldîne chrône:* Wernh. Mar. Hoffm. 167, 7.] Eine solche wird bei Herrad (T. IX) von der *Dextra domini* selbst, auf unsrer Vincentiustafel von einem Engel dargereicht, und ebensolche nennen und meinen Dichterstellen wie Ruolant 4, 6. Warnung 1429. Walther 125, 7. Gute Frau 2317. Titurel 358 u. a. Ebensolche das lat. Wort *aureola* [Martina 16, 111 fgg. 233, 1. 68. 234, 1. Pfeiffers Germ. 8, 30 fg.], das eigentlich auch den Ehrenpreis eines Kranzes oder einer Krone, *præmium quoddam merito redditum,* dann eine Krone, nur eine kleinere, als Schmuck weltlicher Herrscher bedeutet (du Cange); die himmlische Krone der Gerechten z. B. in der Grabschrift Walthers von der Vogelweide zu Würzburg: *Ergo quod aureolam probitas tua possit habere, Qui legit, hic dicat „deus, istius miserere":* der Nimbus, d. h. die Heiligsprechung konnte doch für Walther nicht verlangt werden. Den Begriff des Goldes, von dem dieser Name ausgeht, hat man jedoch gelegentlich fallen lassen, und es wird mit derselben Unterscheidung, wie die Seligen des Himmels gelbe oder rothe oder grüne oder weisse Kleider tragen (Passional S. 4a. [roth, grün, weiss, gelb: Pass. K. 690 fg.]; Suso im Altd. Leseb. Sp. 885), auch die *aureola* als eine *coronula alba* oder *rubra* oder *viridis* bezeichnet (du Cange). Herrad in dem grossen Bilde, das sie vom Himmelreiche malt (Engelhardt S. 51), hält diesen Farbenwechsel fest: sei es aber Unbeholfenheit oder Bequemlichkeit oder ein Versehen, sie macht dabei aus den Aureolen Nimben, und die bloss seligen tragen Heiligenscheine wie Christus und die Heiligen selbst, nur letztere von Gold, jene in geordneter Abstufung silberne, rothe, grüne, gelbe. Eine Incorrectheit, die, vereinzelt wie sie dasteht, keine Berechtigung gewährt nun überall die Aureolen sich als Nimben zu denken und beide Worte für gleichbedeutend anzusehn. Noch weiter übrigens, als sonst geschieht, weicht Didron in Irrthum ab, wenn er *aureola* auf den Lichtschein überträgt und einschränkt, der oft in den Bildern den ganzen Leib des Herrn und dann Mariens, nicht bloss das Haupt umgiebt: vielleicht, dass nur eine falsche Etymologie Anlass dieser Willkür gewesen: *aureola* sei Verkleinerungswort von *aura* (S. 109). Besser zutreffend würde Didron hier den Namen *gloria* gebraucht haben.

P d. h. Χριστός zwischen dem A und Ω[68]), dem frommen Wahlspruch auch des alten Stadtsiegels von Basel[69]).

Die Legende von den heiligen drei Königen, die in manchen ihrer Züge geschichtlich macht, was bis dahin nur ein künstlerisches Sinnbild gewesen, giebt auch diesem Reichsapfel in der Hand des Herrn seine Geschichte und seine geschichtliche Bedeutung. Als die Könige dem Kind ihre Gaben darreichten, reichte ihm Melchior der Araber[70]) neben anderer Goldbescheerung noch einen Apfel von Gold[71]): *Man sol ouch wissen, das der guldin aphel, den küng Melchior opherte mit den drissig guldin phenningen, der was gewesen des grossen künges Alexanders. den hatt er lassen machen also gefüeg, das er in mit einer hand umbegreif, und meinte, das die welt also sinwel wær also der aphel. nu hatt küng Alexander die welt do ze male alle under sich gebogen und hatt si in siner gewalt, und des ze urkünd hatt er den aphel lassen machen, das er der welte also gewaltig wære als des aphels. der aphel wart Melchior, wie er im ouch wurde. das mugen wir also us legen. da der aphel dem kinde Jesus in die hand geben wart, da wart er ze eschen, ze urkünde, das aller irdenscher gewalt vor gotte wære als ein esch und als ein stoub. und hand noch die Rœmschen keiser die gewonheit, so der keiser sitzet in keiserlicher gezierde, so hat er in einer hand einen guldin aphel zuo einem zeichen, das er der obreste vicarius si in weltlichen sachen, der alle die welt in siner hand hat als einen aphel*[72]).

---

68) Ebenso z. B. Didron S. 401. 403. 405; auf einem altchristlichen Sarcophag in dem Nimbus des Lammes: ebd. S. 68. Vgl. Münters Sinnbilder d. alten Christen 1, 33 fgg. 2, 136.

69) Das H und C D rechts und links von Christo auf einem silbergewirkten Gewand des 12. Jh. (Kunst-Denkmäler in Deutschland von Bechstein u. s. w. S. 45) wird auch nur verlesen sein aus *A* und Ω.

70) Auf dem Dombilde zu Meissen ist es der Mohrenkönig, der die Goldkugel bringt.

71) Die Verehrung des Mittelalters fasst Karl den Grossen mit seinen zwölf Genossen wie ein Nachbild Christi auf, und auch zu Karl tritt einst Roland: *En sa main tint une vermeille pume; „Tenez, bel sire," dist Rolans à sun uncle: „De trestus reis vus présent les curunes"* (Chanson de Roland 28, 10—12). Eine andre, wohl unrichtige Erklärung der Stelle giebt Wilh. Grimm zum Ruolandes liet S. 321.

72) Legende Johanns von Hildesheim († 1375), Cap. 21 der im J. 1389

Es ist mir nicht erinnerlich, dass irgendwo in den Alexanderromanen selbst ein goldener Apfel auf solche Art als Zeichen der Weltherrschaft dieses Königs vorkomme: auf andre Art wohl: Darius sendet ihm zum Geschenk einen goldenen Ball, *daz er mit anderen kinden des balles spilen gienge*, Alexander jedoch legt die höhnische Gabe in seinen Vortheil aus: *den bal hât er mir gesant: dâ mite hât er mir bekant, daz iz alliz an mir sol stân, daz der himel hât umbevân, unde ih hêrre sule werden noh an diser erden ubir alle di rîche, di sint in ertrîche, unde ubir alle die lant, die ie wurden genant*[73]).

Zu den Füssen Christi sind ein Mann und ein Weib anbetend auf den Boden geworfen, knieend und zugleich fast liegend, wie es der Ausdruck höchster andachtsvollster Ergebung ist. So kniet und liegt auch in den Bildern zum Rolandsliede Kaiser Karl vor dem Engel und im Gebet vor Gott[74]). Beide Gestalten aber sind, mit Christo verglichen, zwergenhaft klein, und diess neben jener ihrer Haltung bezeichnet sie als die Stifter der Tafel. Es ist ein alter Gebrauch, der schon in den ägyptischen, weiterhin in den griechischen Bildwerken begegnet, die Besiegten von dem Sieger, die Dienenden von dem Herrn, die Jüngeren von den Aelteren, die Nebenfiguren von der Hauptperson zwar naturwidrig, aber um so merklicher und bloss bedeutsam durch eine viel geringere Leibesgrösse zu unterscheiden: ich erinnere an Niobe und die Niobiden, an Laocoon und dessen Söhne[75]). Nicht anders im Mittelalter. Auf der ehernen Thür des Domes von Augsburg die Philister, die Simson erschlägt und in ihre festen Häuser jagt, sind vor ihm Zwerge, und auch die vier grösseren Figuren unsrer Tafel werden doch von dem Herrn

---

verfassten Uebersetzung, welche die Basler Handschrift E. III. 14 vom J. 1420 enthält; in Gustav Schwabs Bearbeitung (Stuttg. u. Tüb. 1822) S. 93 fg. und 31 fg.

73) Alexander v. Weismann 1, 74. 78; in dem älteren Texte bei Diemer, Deutsche Gedichte des XI u. XII Jahrhunderts, S. 212. 214.

74) Bild 32 u. 35; Maria Salome vor Christus: Herrad T. II.

75) Noch auffallender klein als in dem Marmorbilde sind die *parva duorum corpora natorum* in der Malerei der uralten Vaticanischen Virgilhandschrift zu B. 2, Z. 201 der Aeneide: Agincourt Mal. XXII, 1. [Riesengrösse der Götter: Ares Il. 21, 407; vgl. Od. 11, 577. Die Riesen des Mythos (griech. wie german.) nur den Menschen, nicht den Göttern gegenüber Riesen. Riesengrösse der vorweltlichen Menschen: 1 Mos. 6, 4 u. a.]

noch überragt; ebenso auf jenen Bildern Karls des Grossen und Heinrichs II die zur Seite stehenden Diener von dem thronenden Kaiser, auf der Erzthüre zu Nowgorod die Diaconen von dem Bischof, die Engel und Apostel von Christo und Marien, in einer römischen Mosaik des neunten Jahrhunderts die Heiligen von Christo, den sie umgeben[76]), in Handschriftgemälden des dreizehnten[77]) und weiterhin öfters in dergleichen Darstellungen[78]) sogar der gekreuzigte Christus von Gott dem Vater, der das Kreuz hält. Ich will die Beispiele dieser Art nicht weiter häufen und nur einige solche noch hinzufügen, wo es der Darbringer eines Kunstwerkes oder einer gelehrten Arbeit ist, der sich demüthig so zur Kleinheit erniedrigt[79]): ein Elfenbeindiptychon des neunten Jahrhunderts im Museum zu Orleans, wo eine viel kleinere Gestalt dem thronenden Herrn ein Buch überreicht[80]), die Erzthüre von S. Paul vor Rom, wo mit den Worten *Pantaleon stratus veniam mihi posco reatus* deren Stifter, der Consul Pantaleon, vor Christo[81]), einen Teppich des Münsterschatzes zu Bern, wo ein Herr von Grandson[82]), und ein Grabmal zu S. Maria Maggiore in Rom, wo der darunter bestattete Cardinal Gonsalvo vor der Mutter mit dem Kinde[83]), eine Bilderhandschrift des *Exultet,* wo deren Schreiber und Maler vor S. Petrus[84]), jeder in unscheinbarster Kleinheit kniet oder knieend liegt. Besonders aber hervorzuheben um der zwiefachen Uebereinstimmung mit unsrer Tafel willen ist ein Gemälde des Vitale von Bologna aus dem J. 1345: Maria mit dem Kinde, ihr zu den Seiten, kleiner, vier weibliche Heilige und noch kleiner ihr zu Füssen Stifter und Stifterin[85]).

---

76) Agincourt Mal. XVII, 14.

77) Didron S. 592 fg.

78) z. B. dem Tafelgemälde des Barnabas von Modena aus der zweiten Hälfte des 14. Jh. bei Agincourt Mal. CXXXIII, 3.

79) Otfried in der Zuschrift seiner Evangelienharmonie an Erzbischof Liutbert von Mainz *mea parvitas, mea parva humilitas.*

80) Nach Stark a. a. O. S. 299 empfängt nicht, sondern giebt der Herr das Buch, und die kleinere Gestalt sei wahrscheinlich Johannes.

81) Agincourt Sc. XV, 6.

82) Alterthümer und historische Merkwürdigkeiten der Schweiz T. XXIII.

83) Agincourt Sc. XXIV. 84) Agincourt Mal. LIII, 11.

85) Agincourt Mal. CXXVII.

Zunächst an Christum schliessen sich, der eine rechts, die beiden anderen links, die drei Erzengel an, benannt durch die Ueberschriften, *Sanctus Michael*, *Sanctus Gabriel*, *Sanctus Rafael*. Die Beigesellung ist ebenso natürlich als bedeutsam. Sie weist noch bestimmter als die Weltkugel, die eigentlich auch schon so zu verstehn ist[86]), darauf hin, dass mit Christo doch nicht bloss diese eine Person der Gottheit, sondern die Dreieinigkeit solle dargestellt sein. Denn es werden vor der ganzen Hierarchie der Engel diese drei eben darum als die Fürsten der drei obersten Chöre und die obersten der Erzengel, als die Erzengel vorzugsweise ausgezeichnet, weil sie je einer der drei Personen in näherem Bezuge und gleichsam stellvertretend zugehören, Michael dem Sohne, Gabriel dem Vater, Raphael dem heiligen Geiste, oder, wie man die Eigenschaften Gottes unter die drei Personen vertheilt, weil Michael der Engel der Weisheit, Gabriel der der Macht, Raphael der der Güte ist[87]).

Die Engel tragen auch den Nimbus und nach dem Vorbild der antiken Genien[88]) sind sie geflügelt und als Jünglinge dargestellt.

Der Flügelschmuck ist der Anschauung des Mittelalters hier stäts von besondrer Wichtigkeit gewesen. Michael wird ausdrücklich *pennatus* genannt[89]); sein riesenhaftes Bild auf dem Giebel seiner Kirche zu Lucca hat Flügel von Erz, die beweglich sind um dem Winde nachzugeben; es wird geschworen bei der Hauptfeder S. Gabriels, die kaum sieben Joch Ochsen zu

86) Betheiligung aller drei Personen an derselben oben Anm. 59. 61. 64: der Reichsapfel in der Linken der einleibigen Dreieinigkeit: Didron S. 596. Vgl. unten Anm. 108 fgg. [Capitul. 789 1, 16.]

87) Vgl. unten Anm. 161. [Pfeiffers Germ. 8, 25.] Die hauptsächliche Quelle und uns der erste Gewährsmann des mittelalterlichen Engelglaubens ist bekanntlich der s. g. Dionysius Areopagita de Hierarchia cœlesti: die Lehre und die Dichtung und die Kunst der alten Kirche haben seine Phantasiebilder noch des weiteren entwickelt.

88) Den Uebergang der Kunst von den Genien zu den Engeln erörtert Piper in seiner Mythologie d. christlichen Kunst 1, 143 fgg.

89) Reinardus 1, 1135. [Sechs Flügel an den Schultern der Engel: Aethelw. 57. S. Michael *(alis extensis volare)* Caes. Heisterb. 8, 46. *sô die wizen engel fliegent*: Leseb. 1, 998, 24. — Engel als feurige Adler: Georg 4669.]

tragen vermögen[90]), und ein schöner Mensch einem Engel verglichen, nur dass er keine Flügel habe[91]). Von Farbe sind die Engelsflügel bunt[92]); man stellt sie sich vor und malt sie aus Pfauenfedern[93]).

Als Jünglinge aber hat man die Engel alle bis zum dreizehnten Jahrhundert aufgefasst: so allein auch schicklich, da sie alle die gewaltigen Diener Gottes sind und die heilige Schrift ihnen das volle Mass eines Menschen zuschreibt[94]). Erst mit dieser Zeit und wahrscheinlich auf einen Anlass, der ausserhalb des Christenthumes lag, durch Einfluss nämlich des alteinheimischen Elfenglaubens[95]), kam der Gebrauch auf den Engeln im Allgemeinen eine Knaben- und gar die Kindergestalt zu geben. Wir haben darüber einige classische Stellen des Franciscanerpredigers Berthold, der im J. 1272 zu Regensburg gestorben ist: z. B. *die [engel] sint alter danne sehzic hundert jâr, unde swâ man si mâlet, dâ mâlet man si anders niht danne als ein kint, daz dâ fünf jâr alt ist;* es komme aber solche Jugendlichkeit von der jung erhaltenden Kraft des beständigen Anschauns Gottes[96]). Und die Künstler haben die Neuerung wohl zu nützen

---

90) *per pennam sancti Gabrielis herilem, quam septena boum vix juga ferre valent:* Reinardus 2, 1091 sq. [Feder S. Gabriels (grüne Papageienfeder): H. Sachs 1, 300. Feder S. Michaels: Narrensch. 63, 19.]

91) Parzival 308, 2. Reinbots Georg 4784.

92) Teppich im Dom zu Halberstadt: Kunst-Denkmäler in Deutschland S. 57.

93) Der Pfarrer vom Kalenberg, da er fliegen will, legt Pfauenfedern an sich und glänzt nun wie ein Engel: Altd. Leseb. 948 fg.; Michael auf dem Danziger Bild des jüngsten Gerichtes hat Flügel von Pfauenfedern; auf einem angelsächsischen Handschriftbilde theilt er ebensolche an andere Engel aus: Cädmons bibl. Dichtungen v. Bouterwek 1, CL. Darum auch heisst es von dem Pfaue selbst *Voce satan, pluma seraphim, cervice draconem Gressu furtivo designat pavo latronem:* Zürcher Handschrift des 12. Jh., Wasserkirche C $^{58}/_{275}$, S. 302a; *Der phâwe diebes sliche hât, tiuvels stimme und engels wât:* Freidank 142, 13 fg.

94) Offenb. Joh. 21, 17.

95) Irische Elfenmärchen von den Brüdern Grimm S. LXXI. [Basler Ausgabe des Spiegels menschl. Behaltnusse 1476. „Die Engel kommen schon öfter als fliegende Knaben vor, doch auch noch andere Male als Jünglinge mit grossen Flügeln“: Engelhardts Ritter v. Stauffenberg S. 39.]

96) Berthold d. Franciskaners deutsche Predigten von Kling S. 184. 238. 282. Pfeiffers Ausg. 95, 2. 221, 15. 389, 15.

verstanden: wie lieblich ist jener Holzschnitt Albrecht Dürers, wo auf Josephs Zimmerplatze eine Schaar von Engeln bei der Arbeit hilft oder sich in heiterem Kinderspiele tummelt! Zugleich aber stehn hier an der Wiege Jesu zwei Jünglingsengel: nur die grosse ununterschiedne Gesammtheit hat man in die Kindergestalt gezogen, den Erzengeln blieb nach wie vor die Gestalt von Jünglingen. So ist auch in dem Bogenbilde der goldnen Pforte zu Freiberg, einer Anbetung der heiligen drei Könige, Gabriel als Jüngling dargestellt: über Maria aber schweben zwei kleinere Engel mit Käppchen, wie die Chorknaben tragen.

Den bevorzugten Platz zu Christi rechter Seite nimmt Michael ein, der Erzengel Christi und der göttlichen Weisheit, der Fürst des obersten der Engelchöre, der *Præpositus Paradisi* nach dem Ausdrucke Gottfrieds von Viterbo[97]) und einer alten Freske zu Subiaco[98]): denn wie er schon über dem Leichnam Mose mit dem Teufel gezankt hat[99]), so schützt er gegen diesen noch immerfort die Seelen der Gerechten[100]), damit er sie als neuer ψυχοπομπός in das Paradies geleite[101]), und alle Seelen hat Gott ihm befohlen[102]); ja der kühnen Symbolik wird er gelegentlich eins mit Christo selber[103]). Solch hohen Rang bezeichnen

97) Pistorius 2, 22a. Caes. Heisterb. 8, 45. Er ist Fürst aller Engel: Berth. 366, 5; Vorsinger: Minnes. 2, 241b; der Engel vorzugsweise: Paul. Diac. 1. 47.

98) Agincourt Mal. C, 3.

99) Br. Judæ 9.

100) Bereits bei Gregor v. Tours 6, 29 eine Legende der Art. Hartmann von Aue im Erec 3652 lässt sogar Seelen, die schon lange die Hölle bewohnt haben, durch Michael wieder daraus retten. Vgl. Anm. 156. [Caes. Heisterb. 8, 45. 12, 5 *(cum fuste ferreo.* Spil von Fraw Jutten, Kellers Fastn. Sp. 2, 951 fg.]

101) In der Felscapelle von S. Nazario e Celso in Verona ein uraltes Wandgemälde, S. Michael, wie er eine Seele in das Himmelreich führt: v. d. Hagens Briefe in die Heimat 2, 63. Gute Frau, Haupts Ztschr. 2, 470, 2675 fgg.

102) Renner 71b. Darum in einem deutschen geistlichen Liede des 13. Jahrh. Michael um Bewahrung der Seelen angerufen: Hoffmanns Fundgruben für Geschichte Deutscher Sprache u. Litteratur 1, 114, 28. Ruther 4437.

103) *Ein volcwic wart gevohten Mit michelen tuhten: Daz tete sente Michaêl, Crist selbe vil hêr, Wider einen trachen: Der begunde ubile machen. Den selben trachen er verwan; den sige er ubir ime nam:* Hartmann vom Glauben 515 fgg.

auch die Beigaben, die er im Bilde führt. In der einen Hand, der rechten, ruht auch ihm das Sinnbild der Macht über alle Welt, die Weltkugel[104]), und wiederum ist wie dort bei Christo die göttliche Macht und zugleich das nähere Verhältniss dieses Engels zu Gott dem Sohne noch besonders gekennzeichnet, durch ein Kreuz, das mitten auf der Vorderseite der Kugel liegt. Sonst pflegt dasselbe oben darauf gepflanzt zu sein. Die Alterthumskunde leitet diess Kreuz auf dem Reichsapfel aus dem Zeitalter Constantins des Grossen her, wo der Victoria über der Kugel ein Kreuz in die Hand gegeben worden; späterhin sei die Victoria weggefallen und das heiligere Zeichen selbst unmittelbar auf die Kugel gerückt[105]): wir finden nun mit solcher Bezeichnung der christlichen Weltherrschaft z. B. Kaiser Justinianus abgebildet[106]). Im Abendlande erscheint, wie zuerst auf Siegeln Kaiser Ottos I die blosse Kugel, die Kugel mit dem Kreuze zuerst auf Siegeln Ottos II, dann wieder bei Heinrich III und von diesem an unausgesetzt bei allen Kaisern: mithin ist die Behauptung, der Reichsapfel mit dem Kreuze sei erst in der Zeit Friedrichs des Rothbarts und zwar aus einem Kreuzfahrerzeichen entstanden[107]), ein Irrthum. Bekanntlich haben dieses eigentlich nur dem Kaiser gebührenden Sinnbildes sich bald auch die Könige ausserhalb Deutschlands angemasst: gebührlicher war in der Kunst die Uebertragung auf Gott*), zuweilen um dadurch den Vater von dem Sohne, der etwa sein Kreuz oder ein Buch führt, zu unterscheiden[108]), öfters aber auch ohne dergleichen Sonde-

---

104) Ebenso auf einem altrussischen Goldbilde, von welchem Adelung S. 65 spricht. Aber der kugelhaltende Engel, der in dem neunten Felde der Erzthüre von Nowgorod neben der Mutter mit dem Kinde steht, soll hier wohl eher Gabriel sein.

105) Forbiger in Paulys Real-Encyclop. 6, 2587.

106) Agincourt Sc. XII, 5.

107) Neumann in Aufsess und Mones Anzeiger für Kunde d. deutschen Mittelalters 1834, Sp. 67 fg.

*) [Gott *der cheiser aller chuninge:* Ruol. 1, 2. Litan. 1396. Hartm. vom Glauben 1565. 3066. 3767. (Spervogel Minnes. 2, 377a. *künic aller keiser:* lies *aller künige keiser?) der himelische keiser* Walth. 13, 8. *des himels keiser* Wigal. 103, 32; mit *keiser* angeredet Wigal. 38, 34. 81, 38. 132, 15.]

108) Didron S. 221. 223. 307. 446. 508. 604.

rung[109]), und nicht bloss der männliche Christus, wie z. B. auf der Goldtafel von Lüneburg, auch das Kind[110]) wird kaiserlich mit dem gekreuzten Reichsapfel abgebildet: ich führe gern, da diess Blatt zu den besonderen Schätzen unsrer öffentlichen Kunstsammlung gehört, den heil. Christophorus mit dem Christuskind auf der Schulter an, einen Holzschnitt schon vom J. 1423.

Also der Weltball, den wir schon in der Hand des Herren gesehn, auch noch in der Hand seines nächsten Engels. Aehnlich hat auf einer französischen Holzschnitzerei des sechzehnten Jahrhunderts[111]) so Vater als Geist einen Weltball, ohne das Kreuz, während der Sohn die Jungfrau krönt. Es erinnert das, jedoch nicht mit rechter Uebereinstimmung, an das eben vorher erwähnte Reliefbild zu Freiberg: da hält Maria den von Melchior dargebrachten Apfel[112]) und die zwei Engel ihr zu Häupten jedweder gleichfalls einen Ball. Drei Bälle, sicherlich deutend auf die Dreieinigkeit. Die Zweizahl ist bedeutungslos. Aber die alten Künstler wiederholen auch sonst wohl innerhalb Eines grösseren Zusammenhanges zweimal das Gleiche und wollen es jedesmal von neuem und nur für sich genommen wissen. Die SGallenpforte des Münsters hat das Standbild des Evangelisten Johannes zwiefach, unten in der Zahl der übrigen Evangelisten, oben dem Täufer gegenüber, noch auffallender der Altaraufsatz von Lüneburg unmittelbar in zwei Reihen über einander jedesmal die zwölf Apostel.

In der Linken hält Michael einen Speer mit angebundener Fahne: denn er ist der Fürst, der Israel in den Krieg und zum Siege führt[113]), der Held, der bei dem Abfalle Lucifers den treugebliebenen neun Engelchören vorgekämpft[114]) und den Drachen

---

109) Vgl. oben Anm. 64 u. 86.

110) Agincourt Mal. CV, 11. Vgl. oben Anm. 63.

111) Didron S. 456.

112) Das oberste Bild des grossen Münsterportales zu Strassburg ist gleichfalls eine Maria mit dem Kinde, welche selbst die Kugel hält.

113) Daniel 10. 13. 21; 12, 1. [Caes. Heisterb. 8, 46 fg. *summi et celestis militie principis, archangeli Michahelis, qui Grece archistratigos appellatur:* Liutpr. Antapod. 1, 10; 3, 44. Ritterschlag im Namen Gottes, des h. Michael u. des h. Georg: S. Palaye v. Klüber 1, 35.]

114) Es ist hier für die Stellung Michaels bezeichnend, wie ihm in der alten Verdeutschung der Bücher Mose (Hoffmanns Fundgruben 2, 11) von Gott gleich als dem vordersten Dienstmann von seinem Könige der

überwunden hat[115]). Darum auch, eben wie die Tafel ihn darstellt, heisst er in deutscher Dichtung[116]) und lateinischer Legende[117]) der Venner der Erzengel und der *signifer Christi,* und öfters rüstet die Malerei ihn mit ritterlichem Harnisch aus[118]), am glänzendsten auf dem Danziger Bild des Jüngsten Gerichtes: noch was um ihn geschieht, spiegelt das blanke Gold vor seiner Brust zurück.

Von den Engeln zur Linken des Herrn ist Gabriel ihm der nähere, wie auf einem griechischen Gemälde des fünfzehnten Jahrhunderts, das sich selbst Ἡ σύναξις τῶν ἀρχαγγέλων betitelt, das Doppeldreieck mit dem geflügelten Bild des Jesuskindes (ein Doppeldreieck wie in dem Rundfenster unsrer Stephancapelle) bloss von Michael und Gabriel getragen wird, Raphael aber unthätig dahinter steht[119]). Der Vorrang Gabriels vor Raphael, der schon hiemit angedeutet ist, spricht sich noch bestimmter in solchen Fällen aus, wo die Anlage eines Bildes nur zwei Engel thunlich macht: da wird dem heil. Michael wohl Gabriel, nicht aber Raphael beigegeben[120]). Es hat aber Gabriel nicht darum den Vorrang, weil er der besondere Engel des Vaters ist und Raphael des Geistes: denn rechtgläubiger Weise steht keine Person der Gottheit über der anderen; sondern weil der Wortlaut der Verkündigung, die Gabriel Marien von dem Vater überbringt, ihn zugleich als einen Boten des heiligen Gei-

---

Krieg gegen Lucifer geboten wird: *Got der sprach dô Eineme sîneme holden zuo „Ich wil dir sagen, Michahêl, Wie mîn holde Lucifêr Hât erhaben sich wider mir: Geboten sî dir, Daz er vil sciere sî verstôzzen Mit allen sînen gnôzzen Vone himile in die helle* u. s. w.

115) Offenb. 12, 7 fg. Vgl. oben Anm. 103.

116) *Gotis erzeengele hêre Mit ûweren venre sancte Michaêle:* Litanei 404.

117) Legenda aurea Cp. 145.

118) Agincourt Mal. CXXVIII, 2. CXXXV. Didron S. 289.

119) Didron S. 289.

120) Agincourt Sc. XXVI, 6. Alterthümer d. Schweiz XXIII. Pipers Evang. Kal. 1854. 156. Didron S. 312. Hienach werden, wo auch sonst nur ein Paar von Engeln, aber ohne Namen oder andere Bezeichnung, vorkommt (Agincourt Sc. XII, 19. Mal. XVI, 7. XVII, 12. 14. XLIII, 4. LVI, 1. XCIV; Blavignac S. 138; Nowgorod 44; Kunst-Denkmäler S. 47; Didron S. 111; an dem Hauptportal von S. Elisabeth in Marburg), darin füglich Michael und Gabriel zu erkennen sein.

stes erscheinen lässt[121]) und Raphael somit halb oder ganz entbehrlich wird.

Seine linke Hand hat Gabriel wie abwehrend mit der inneren Fläche nach aussen erhoben. Eine häufig angebrachte Gebärde: wir finden sie z. B. auch an mehreren Gestalten der Aposteltafel und der SGallenpforte[122]). Käme sie stäts nur so in der geistlichen Kunst vor, so würde es erlaubt sein, sie von der Ausbreitung beider Arme zum Gebet oder Segen[123]) herzuleiten: denn aus dieser ist zuweilen und schon in sehr früher Zeit ganz solch ein Wenden und Heben beider Hände zugleich geworden[124]). Aber die gleiche Gebärde der einen Hand tritt uns ebenso häufig in Bildern von nicht geistlicher Art entgegen[125]): legen wir ihr deshalb keine andere Bedeutung bei als die eines Versuches das sonst unbeschäftigte Glied in irgendwelche Bewegung zu setzen.

Mit der rechten Hand halten Gabriel und Raphael beide die gewohnte Zuthat einzeln auftretender Engel, den Stab, der das Merkmal des Fürsten wie des Boten, hier des Fürsten eines Engelchores und eines Boten der Gottheit ist[126]). Meist aber[127]) sind diese Stäbe der Engel bald wie schon die der irdischen Boten und der Pilger[128]) oben in eine Kugel abgeschlossen, bald gleich denen der Herrscher auf Erden[129]) noch geschmückter in

---

121) Vgl. Ev. Lucæ 1, 35.

122) Didron nennt sie an den Engeln seines Bildes S. 315 ein *signe d'admiration.*

123) Agincourt Sc. VII. Mal. VIII, 3. XI. 6. 8. 9. XVII, 4.

124) Agincourt Sc. III, 14. Mal. VIII. 2. XI. 2 (Maria mit Erhebung beider, eine andere Heilige mit Erhebung nur der einen Hand). 7. 9; einige der Apostel über dem Hauptportale von S. Jacob in Regensburg; Marienbilder bei Didron S. 125 und an der südlichen Thür des Münsters zu Strassburg.

125) z. B. in Bildern altdeutscher Liederhandschriften: s. v. d. Hagens Bildersaal altd. Dichter T. VIIIa. XXX.

126) Adelung S. 64 fg.

127) Auf den alten Mosaiken aus Ravenna und Rom bei Agincourt Mal. XVI, 17 u. XVII, 8 sind die Stäbe der Engel noch ganz ungeschmückt.

128) Stab und Ruthe im Mittelalter v. Zappert T. I, 3.

129) Ruolandes liet Bild 2. 4. 7. 14. 36. 39. Herrad T. VI. Adelung S. 79. Rechtsalt. 204.

eine Blume, eine Lilie[130]). Auf jene Art in unsrer Tafel und auf der Altartafel von S. Ambrosius[131]); auf diese z. B. in dem schon mehr erwähnten Portalbilde zu Freiberg[132]). Den Lilienstab, den Gabriel hier führt, führt er meist auch bei dem Hauptanlass ihn darzustellen, auf Bildern der Verkündigung[133]): eine sentimentale Umgestaltung hievon ist es, wenn die jüngere Kunst, aber schon von den Zeiten Giottos an[134]), ihm auf Bildern dieses Inhaltes den Schaft einer wirklichen grünen blühenden Lilie in die Hand zu geben liebt.

Endlich zuäusserst rechts steht *Sanctus Benedictus Abbas.* Auf welchen vielleicht die Geber selbst berührenden Anlass die Wahl gerade noch dieser Persönlichkeit getroffen worden, ist uns jetzt unbekannt und unerrathbar; in Bezug auf die Kirche, deren Hochaltar die Tafel schmücken sollte, kann sie nicht geschehen sein, ebenso wenig in Bezug auf das Stift: denn erstere war der heil. Jungfrau geweiht, und die Chorherren des letztern lebten ja nicht nach der Regel des heil. Benedictus. Dass man oben in dem Altaraufsatze von Lüneburg S. Benedictus mit S. Michael an die Seiten des Lammes stellte, war nach Gebühr: denn S. Michael zu Lüneburg war ein Kloster Benedictinerordens: für das Münster zu Basel kann das Bild desselben Heiligen nicht solch einen engeren, es wird einen Anlass und Sinn von allgemeinerer Art besessen haben. Benedictus stand mit dem Orden, den er gegründet, an der Spitze alles Mönchthums der abendländischen Christenheit; den Klostergeistlichen aber wies der Sinn des Mittelalters den Rang noch über den Weltgeistlichen, den Priestern an[135]): sie vorzugsweise, und von

---

130) Zuweilen bedeutsamer in ein Kreuz: so der Stab Michaels auf dem altrussischen Goldbilde bei Adelung S. 65 und auf dem Danziger Bild des jüngsten Tages. Auf dem Elfenbeinrelief der Verkündigung bei Agincourt Sc. XII, 13 trägt Gabriel ein wirkliches Kreuz.

131) Agincourt Sc. XXVI C: hier in Handbreite unter dem Kugelknopf noch eine zweite Kugel um den Stab wie bei dem Pilger auf Zapperts Taf. I, 1.

132) Ebenso Ruol. liet B. 32. Aethelwold 62.

133) z. B. Agincourt Sc. XIV, 1. XXVI A, 1 und noch in dem schönen Holzschnitt A. Dürers. Aethelwold 50.

134) s. Agincourt Mal. CXVII, 1 u. CXXV, 5.

135) In der verlorenen Gebethandschrift des Klosters Muri, 12. Jh., Bl. 21b *Du — solt sprechin diz gibet. Inhonore sancti benedicti et om-*

den s. g. Pfaffen unterschieden, hiessen *geistlîche liute*[136]) und sie mit demselben Beinamen wie die Engel *gotes kint*[137]). Und so mochten denn auch die Stifter der Altartafel als vierten in der Umgebung Christi den heil. Benedictus fordern, zu den Erzengeln noch den Erzmönch, zu den himmlischen noch das erste der irdischen Gotteskinder, damit aller Gottesdienst hier verbildlicht sei, der droben und der hienieden geleistet wird.

In seiner äusseren Erscheinung ist, abgesehn von dem Heiligenscheine, der auch sein Haupt umgiebt, S. Benedict auf irdische Weise von den Engeln unterschieden. Die Engel sind, und ebenso Christus, ideal gekleidet, nicht wie man sich im Mittelalter trug, sondern wie es in der Kunst durch Ueberlieferung der Antike herkömmlich für solche Gestalten war; und da man sich ihren Gang nur als ein Schweben dachte, da ihnen befohlen ist den Geliebten Gottes auf den Händen zu tragen, dass sein Fuss nicht an einen Stein stosse[138]), so sind auch ihre Füsse unbeschuht wie den Genien und die Füsse Christi wie den Göttern des Alterthumes[139]). Benedictus dagegen ist mit der wirklichen und alltäglichen Kleidung seines Standes und seine Füsse sind mit Schuhen angethan. Christus und die Engel haben lang herabfliessendes und besonders die letztern ein jünglingsmässiges Haar, Benedictus das geschorene des Mönches. Seine Rechte hält den Hirtenstab, einen Stab noch mit der schmucklosen Krümmung des oberen Endes[140]), von der die weiterhin übliche Form

---

nium sanctorum monachorum et inhonore sancti pauli. et omnium heremitarum. inhonore omnium sacerdotum u. s. w.

136) Berthold S. 31. 36. Weisthümer v. Jac. Grimm 1. 2. Bayerisches Wörterb. v. Schmeller 1, 79. *Geistlichez leben* Leben in einem Kloster: Wilh. Müllers Mittelhochd. Wörterbuch 1, 496b.

137) Die Engel in Haupts Zeitschr. 2, 210 u. in Hoffmanns Fundgr. 2, 323; die Mönche im Reinhard 714 u. in Hartmanns Gregorius 1355. 1383, die Nonnen in dem Liede von 1293 bei Mencken, Scriptores rerum Germanic. 2, 1775.

138) Psalm 91, 12. Ev. Matth. 4, 6.

139) Unpasslich wegen Ev. Marci 6, 9, wenn auch die Apostel unbeschuht gebildet werden: Herrad T. VII. Adelung S. 8. Die sechs auf unsrer alten Steintafel tragen römische Sandalen. [Auch die Schuhlosigkeit Christi eigentlich unbiblisch: vergl. Marc. 1, 7. Luc. 3. 16. Joh. 1, 27.]

140) ebenwie in dem 6. 15. 18. Bild zum Rolandsliede, dem 17. und 43. Feld der Nowgoroder Erzthür (vgl. Adelung S. 23) und bei Herrad T.

der Bischofsstäbe nur eine Verschnörkelung in die Arabeske ist; Benedictus aber führt denselben, weil ausser den Bischöfen auch den Aebten der *baculus pastoralis* zugelassen war[141]): er führt ihn z. B. auch auf dem berühmten Altarbilde von Liesborn[142]). Die Linke sodann hält ein Buch.

Ein Buch oder auch an dessen Statt eine Rolle, geschlossen oder lang geöffnet[143]), ist eine häufige Beigabe in geistlichen Bildern, so häufig und geläufig, dass sogar Johannes unter dem Kreuz und die Apostel bei Christi Himmelfahrt damit abgebildet werden[144]). Wo Christo das Buch in die Hand gegeben ist, wird es der Regel nach das Buch des Lebens sein sollen; wo aber Aposteln, Evangelisten, Heiligen, Geistlichen, da die heilige Schrift und insbesondre die Schrift des neuen Bundes. Und immer oder doch so gut als ausnahmslos ruht es wie auch hier in der linken Hand[145]): die Erklärung soll uns ein Dichter des siebzehnten Jahrh. geben, Andreas Gryphius in seinem Horribilicribrifax[146]). Es streiten sich ein Pedant und ein Raufbold; letz-

---

V und VII. [Der Bischofsstab von v. Wolfskron: Weiss, Mittheil. 2, 256 fgg.] Aus solch einem Bischofsstabe, wie er noch in der alten Wappenrolle der Zürcher Antiquarischen Gesellschaft als das Wappen Basels und zwar mit rother Farbe gemalt erscheint, ist durch Kürzung und heraldische Verziehung das jetzige Wappen, der s. g. Baselstab, hervorgegangen.

141) S. du Cange unter diesem Worte. Die Insiegel der Cisterzienserklöster *„mit des abts bild und mit einem abts stabe gefigurt"*; die ältesten Siegel der Abtei Eberbach von Rossel S. 5. Beispiele die dort abgebildeten Siegel von Eberbach: Hand mit Stab, Abt mit Stab und Buch.

142) Försters Denkmale 1.

143) Die von Adelung S. 7 mitgetheilte Unterscheidung, nach welcher die Apostel, die auch geschrieben haben, ein Buch, diejenigen aber, welche bloss gepredigt, eine Rolle bezeichnet, mag allerdings nicht durchgreifend sein, aber wenigstens unsre Aposteltafel (s. den weiteren Verlauf oben) stimmt dazu.

144) Agincourt Mal. XII, 17. XLIII, 4.

145) Noch ein spätes Beispiel der Art der Grabstein Taulers in der ehemaligen Dominicanerkirche in Strassburg: die Rechte segnet, die Linke trägt ein Buch, worauf das Sinnbild Christi, ein Lamm mit Nimbus und Fahne, steht. Die nennenswertheste Abweichung das Elfenbeindiptychon Tutilos zu S. Gallen: ein sitzender Christus, der beide Hände, die linke, wie oben S. 399 beschrieben, die rechte mit dem Buch erhebt. [Buch in der Rechten, weil in der Linken ein andres Symbol: Aethelwold 102. 104.]

146) Um die Mitte des dritten Aufzuges, S. 45.

terer, eben der Titelheld, spricht „Ihr seid ein Gelehrter und macht *profession* von dem Buch, als ich von dem Degen. Ist das nicht wahr? *Sempronius. Rem acu! Horrib.* Nu wisset ihr ja wohl, dass man das Buch unter dem linken Arm trägt und den blossen Degen in der rechten Hand führet. *Ergo* gehen die Gelehrten unten und wir oben an. *Sempron.* Καλῶς. *Ergo* gefehlet. Als wenn man nicht den Degen auf der linken Seiten trüge und ein offen Buch in der rechten Hand hielte; als wenn man nicht die Feder oben auf den Hut steckte“ u. s. f. Auf dem Liesborner Bilde hat Benedictus auch ein Buch, aber da in der Rechten: denn es ist geöffnet; auf unsrer Aposteltafel Simon in der Rechten eine Rolle: denn die Linke hat sie schon zum grösten Theil entfaltet: Johannes aber und Jacobus und Judas tragen ihre geschlossenen Bücher und Bartholomäus seine geschlossene Rolle in der Linken.

Christus, die Erzengel, S. Benedictus: hiemit sind die Hauptgestalten unsres Altarvorsatzes abgethan. Wozu wir jetzt gelangen, all das Uebrige, ist nur Nebenwerk oder gar nur Verzierung, mehr nur eine Ausfüllung des Flächenraumes.

Hier ziehen durch die mehrmalige Wiederkehr derselben einfachen Form zunächst die vier Rundbilder unsre Aufmerksamkeit auf sich, die in die Zwickel über den fünf Bogen gesetzt sind. Alle vier gewähren das gleiche weibliche Brustbild mit Diadem und Nimbus, jedes Rund aber eine andre Beischrift seines Bildes, des engen Raumes wegen in starker Abkürzung: *Prudencia, Justicia, Temperancia* und *Fortitudo.* Also die vier weltlichen oder philosophischen, die s. g. Cardinaltugenden, die, auf welche das Mittelalter den rein menschlichen Theil seiner Sittenlehre gegründet hat. Es schloss sich mit deren Unterscheidung einem antiken, schon Platonischen Vorgang an[147]), hier um so lieber und leichter, als eine Stelle der heiligen Schrift selbst vermittelnd und empfehlend dazwischen trat, jenes Wort der Weisheit Salomonis von der Weisheit: „Sie lehret Zucht, Klugheit, Gerechtigkeit und Stärke, welche das Allernützeste sind im Menschenleben“[148]). Das erklärt uns auch, wie die vier

147) σοφία (φρόνησις,) ἀνδρία, σωφροσύνη, δικαιοσύνη Republ. 4, 6 fgg.
148) Cap. 8, V. 7; griechisch σωφροσύνην, φρόνησιν, δικαιοσύνην, ἀνδρίαν.

Tugenden auf unsere Tafel kommen: die Weisheit, gerade auch in der kirchlichen Ausdeutung und Anwendung dieser Apocryphe, ist ja Christus[149]; es ist Christus selbst, der Zucht und Klugheit und Gerechtigkeit und Stärke lehrt[150]). Auch andere Bildwerke gesellen ihm deshalb die vier Tugenden bei: so, gleichfalls in Brustbildern, ein Deckengemälde der alten Schlosscapelle von Allinges[151]) und die Schmelzverzierung, die auf dem Einband eines Evangelienbuches aus dem elften Jahrhundert im Museum zu Darmstadt eine Kreuzigung in Elfenbein umgiebt; und wenn auf einem Elfenbeindiptychon aus der gleichen Zeit und in der gleichen Sammlung die Worte *Pax, Lex, Lux, Rex* und dieselben Worte in einer Kirche Frankreichs über einem Kreuze stehn[152]), so zielt auch diess unzweifelhaft auf die *Temperantia*, die *Justitia*, die *Prudentia* und die *Fortitudo*. Ich weiss nicht, ob man, allerdings irriger Weise, vielleicht auch den beliebten Psalmenausdruck *Dominus virtutum*[153]) auf die Tugenden, welche die Weisheit lehre, bezogen hat: auffallend ist, dass auf der Erzthür von Nowgorod das fünfundzwanzigste Feld um die Gestalt Christi vier Engel und über ihr die Inschrift *Dominus virtutum* zeigt. Sonach könnten, wo auch sonst dem Herrn vier Engel beigegeben sind (und es geschieht das öfters[154])), diese die vier Tugenden sein sollen, falls nicht lieber vier Erzengel, zu Michael und Gabriel und Raphael noch Uriel[155]).

149) Ein französisches Handschriftbild des 12. Jh. (Didron S. 185) giebt einem bärtigen Christus die Beischrift *Sancta Sophia*.

150) Johannes Garlandius um 1040 in seinen Mysteriis Ecclesiæ *Sancti quadrati lapides sunt — Quadrata stabiles virtute* (Vergleichung der Kirche Christi mit einem Gebäude): Leyseri Historia Poetarum et Poematum Medii Aevi S. 340. [Joh. de Garlandia de Mysteriis Ecclesiae, Z. 16 fg.: Otto, commentarii critici in codd. biblioth. Gissensis pg. 131.]

151) Blavignac S. 258. Auch die vier einander gleichen und offenbar weiblichen Brustbilder des Sioner Reliquienkästchens aus dem 8. Jh. ebd. S. 135 wüste ich kaum anders auszudeuten.

152) Didron S. 407 fg.

153) Ps. 23, 10. 45, 8. 11. 58, 6. 68, 7. 79, 5 fgg. 83, 2 fgg. 88, 9. Auf dem Elfenbeindiptychon Tutilos zu S. Gallen die Inschrift *Hic residet Christus virtutum stemmate septus*.

154) Agincourt Mal. XVI, 17. LI, 1. CII, 3. CIV, 6. Didron S. 50. 600. Danziger Bild. Aethelwold 85.

155) Uriel (d. i. Licht Gottes) aus dem apocryphischen vierten Buch Esra 4, 1. 5. 20. 10, 28.

Wir haben vorher gesehen, wie die Bedeutung der drei Erzengel, deren eben deshalb in der Regel nur diese Zahl ist, sich unter die drei Personen und Eigenschaften der Gottheit vertheilt: es möchte nicht ferne liegen, den vier Tugenden unsrer Tafel ausser dem Hauptbezuge, der sie auf Christum vereinigt, noch ebenso vertheilte Einzelbezüge auf die Gestalten neben Christo beizumessen. *Justitia* gienge dann auf Michael, den Engel, dem das Mittelalter die Wage des jüngsten Gerichts in die Hände giebt[156]; *Fortitudo* auf Gabriel, der die göttliche Allmacht, dessen Name auch nach alter Auffassung Kraft Gottes bedeutet; *Temperantia* auf Raphael, den sein Name und die Geschichte des Tobias zu einem Engel der Heilkunde machen[157]; *Prudentia* endlich auf den Mann mit dem Buche, dem Zeichen der Weisheit und Gelehrsamkeit. Wirklich steht auch das Rundbild der Prudentia zunächst letzterem zu Häupten und ebenso das der Justitia zunächst bei Michael; Temperantia freilich bei Gabriel, Fortitudo bei Raphael: diese zwei Tugenden hätten somit den richtigen Platz vertauscht. Das könnte ein Missgriff bei der Ausprägung der Buchstaben sein, dergleichen den alten Künstlern manchmal begegnet ist[158]; wo nicht gar eine Verwechselung der Sache, der Personen selbst: auch in der Legende von Crescentia nimmt Gabriel den Platz Raphaels ein, indem er es

---

156) Agincourt Mal. CXXXV, Danziger Bild; die Hauptdichterstelle Titurel 29, 85 fg. Gern wird der Engel auch hiebei noch (vgl. oben Anm. 100) als Beschützer der Seelen vor dem Teufel aufgefasst, indem sich letzterer vergeblich mit an die Schale des Bösen hängt: vgl. die Portalreliefe von Poitiers und Freiburg in Starks Städteleben S. 236 und den Alterthümern der Schweiz T. IX.; *Sant Michêl rihtet ûf sin wôge und henket sich der fôlant dran: doch schafft er nit, der schwarze man:* Namenbuch Konrads von Dankrotsheim S. 118.

157) Vgl. unten Anm. 161.

158) Auf einem Reliquienkästchen zu Sion vom Ende des 8. Jh. die beiden neben einander stehenden Figuren des Johannes und der Jungfrau jene als *Sancta Maria,* diese als *Sanctus Johannes* bezeichnet: Blavignac Pl. XXIII. Das Auferstehungsbild der Erzthüre in Nowgorod 33 (nach Adelung S. 42 „Christus im Kerker") nicht bloss an zu früher Stelle eingefügt, sondern auch mit der russischen Inschrift versehen, die nach 37 gehört (Geisselung Jesu Christi an der Säule). Ebenda 28 die Buchstabenumstellung IHERVZAMEL: gemeint ist IHERVSALEM. Auf einer Glocke des 14. Jahrh. zu Merseburg *Maracs* statt *Marcus* (oder ist *Marx* gemeint?): Ottes Kunst-Archäol. 241.

ist, der, von Gott gesendet, Crescentien ein wunderbar heilendes Kraut nachweist[159]).

Unzweifelhafter als die versuchte weitere Beziehung der Tugendbilder ist die Ausdeutung der zwei Verse, leoninischer Hexameter, die, auf dem vorspringenden Rande oberhalb und unterhalb des Figurenfeldes angebracht, Inhalt und Sinn desselben in Worte bringen. Sie lauten *Quis sicut hel fortis medicus soter benedictus* und *Prospice terrigenas clemens mediator usias.* Vor jedem ein Kreuz, eben ein solches vor *Sanctus Michael:* auch sonst wird Bilderinschriften gern[160]) und den Umschriften der Siegel und der Münzen stäts das segnende und weihende Zeichen vorangestellt, letzteren schon um innerhalb des Kreises von Buchstaben den Anfang kenntlich zu machen. Die zweite Zeile bietet nichts besonderes dar: die Einmischung des griechischen οὐσία ist ebenso ein philosophisch-philologisches Gelehrtthun wie das hebräische *hel* und das griechische σωτήρ der ersten ein theologisch-philologisches. Diese erste aber erlaubt und verlangt mit einer nicht ungeschickt gehandhabten Spielerei zwei Auslegungen neben einander. Einmal und zuvörderst verzeichnet sie lediglich Stück für Stück den Figureninhalt der Tafel: *Quis sicut hel* die halbe Uebersetzung von Michael d. i. wer wie Gott? *Fortis*, nämlich Gabriel d. i. Kraft Gottes; *Medicus*, nämlich Raphael d. i. Arzt Gottes[161]); Σωτήρ der Heiland; endlich Benedictus. Zugleich aber bildet das Ganze einen zusammenhangenden Fragesatz, der all jene Einzelheiten in die Person des einigen Gottes aufgehn lässt: „Wer ist wie Gott ein starker Arzt, ein gesegneter Heiland?“ Besser so als etwa „Wer ist wie der starke Gott ein Arzt, ein Heiland, ein Gesegneter?“ Denn der leoninische Reim von *medicus* und *benedictus* fordert die Ab-

159) Altdeutsche Blätter von Haupt und Hoffmann 1, 306.

160) Agincourt Mal. XVII, 2. Blavignac XXIII. Vgl. Adelung S. 87 fg.

161) Verdeutschung der Bücher Mose bei Diemer S. 3 fg. *Dô geschuof got ze wâre drî engel hêre. der eine heizet Michahêl, der andere heizet Gabriêl; der drite ist ze wâre ein medicinâre, Raphahêl genennet. von der genâde er uns chundet: sô chundet Michahêl dâ bî, daz gote niht geliches si, Gabriêl von sîner sterche in deme ertlichen werche. daz gotes lop chundent si dâ âne ende: daz ist wâr.* Walther 79, 11 *Her Michahêl, her Gabrihêl, her tiufels vient Raphahêl, ir pflegent wîsheit, sterke und arzenie.* [Raphael in der lat. Legende von Amicus u. Amelius.]

theilung und Gliederung *Quis sicut hel | fortis medicus | soter benedictus.*

Ich hätte mich bei dieser Inschrift vielleicht weniger lange aufgehalten, zeigte nicht ein Gelehrter wie Bernhard Stark, welch kräftiger Irrthum selbst in so einfach leichten Dingen möglich ist. In seinem vorzüglichen Werk über Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich[162]) sagt er da, wo auch er von unsrer Altartafel handelt, in Bezug auf die Inschrift „Der Sinn ist jedenfalls: es wird gefragt: wer ist, wie Helfortis ein geschickter irdischer Arzt ist, ein ebenso mächtiger himmlischer Helfer? Benedictus, lautet die Antwort. Daran schliesst sich nun die Bitte an den gnädigen Mittler, auf die irdischen Dinge sorgend zu schauen. Bestimmt genug ist hiermit die Tafel als Votivtafel zufolge einer Krankheit bezeichnet, wobei Helfortis als Arzt, Benedictus als Heiliger geholfen.“ Aber Helfortis ist ein Unname, und die Art, wie der Hexameter selbst den von Stark erfundenen Gedanken wiedergäbe, möchte weder für Helfortis noch für S. Benedictus schmeichelhaft sein: denn eigentlich stünde ja da „Wer ist ein Heiland wie der Arzt Helfortis? Benedictus.“ Diese Ablösung des letzten Wortes der Frage als schon einer Antwort auf dieselbe erinnert mich an die Knappische Verbesserung eines Morgenliedes von Paul Gerhardt, des Liedes „Die güldne Sonne“. Paul Gerhardt selber sagt[163]) „Menschliches Wesen, was ists gewesen?“ Aber Knapp interpungiert[164]) „Menschliches Wesen, was ist's? — gewesen!“

Von hier an des weiteren stellt uns die Tafel nur noch Zierrath vor die Augen, Zierrath ohne den innerlichen und organischen Zusammenhang mit den Figuren, wie unter den Figuren selbst ihn schliesslich noch die Inschrift bezeugt. Die Fläche oberhalb der Säulenbogen und rings um die Rundbilder füllt verschlungenes Zweig- und Laubwerk; fortlaufende Bänder von ebensolchem bedecken die Einschrägung des linken und des rechten Seitenrandes und des Gesimses wie des Sockels; auf den Stirnflächen aber der letzteren, auf den Einschrägungen des obern und des unteren Randes und den Seitenrändern selbst umschliesst

162) Jena 1855, S. 432.
163) Langbeckers Leben und Lieder von Paulus Gerhardt S. 404.
164) Evangelischer Liederschatz 1837. Nr. 2566, 7.

je das zweite der kreisrunden oder eirunden Glieder, in denen die Arabeske sich entwickelt, eine Thiergestalt und zwar abwechselnd einen Vierfüsser und einen Vogel, beinah alle so, dass sie in Maul oder Schnabel eine Ranke fassen: ein Mittel der Verflechtung in die Arabeske, das auch auf Steinfriesen und Capitellen ganz geläufig ist.

Während aber die Kunst des Steinmetzen in einem noch so langen Friese, auf noch so zahlreichen Säulenknäufen einen nie ermüdenden Wechsel immer neuer Gestalten vorführt (man betrachte, was der Art unser Münster bietet), tritt hier in der Goldschmiedarbeit die auffälligste Armuth an den Tag: der Sockel zeigt uns keine anderen Bilder, als die schon oben das Gesimse zeigt, und überall, in sämmtlichen Arabeskenbändern, kehrt von der Mitte aus nach beiden Seiten, nur in umgekehrter Ordnung und Stellung, die gleiche Reihenfolge von Pflanzen- und Thiergestalten wieder.

Aus dieser ziemlich handwerksmässigen Einrichtung fällt ein Licht auf das Verfahren, womit der Goldschmied die Nebensachen seines Händewerks gefertigt hat: er muss sich einer Schablone bedient und die Schablone hier mit der einen, dort mit ihrer anderen Seite aufgelegt haben um den Umriss der Figuren, die er aus dem Blech erhöhen wollte, durchzuzeichnen, oder aber er hat das Blech theils in vertiefte Stempel, theils über deren erhabene Matrizen geschlagen. Allerdings ist zuletzt noch eine Nachhilfe aus freier Hand hinzugekommen, und von dieser dann rühren die kleineren Ungleichheiten in Einzeldingen her, die sich hie und da inmitten der allgemeinen Gleichheit und Wiederholung finden. Nur auch weil der Goldschmied in solcher Weise, mit solchem Geräth arbeitete, sind die vier Tugenden wiederkehrend in einem und demselben Brustbilde dargestellt, und hat sich bei deren Bezeichnung durch Inschriften das Versehen ereignen können, auf welches oben ist vermuthet worden.

Zur Bestätigung, wenn es einer solchen bedarf, des eben bemerkten führe ich an, was Blavignac über ein ähnliches, zwar sehr rohes Kunstwerk ungefähr der gleichen Zeit, ein hölzernes, mit vergoldetem Kupferblech bezogenes Reliquienkästchen im Wallis sagt[165]): *Notre monument est d'ailleurs un véritable tra-*

---

165) S. 139; dazu die Pl. XXIV des Atlas.

vail de fabrique, où les procédés de composition industrielle sont évidents: ses colonnes couchées servant de socle en sont la preuve, ainsi que la plupart des figures, coulées dans le même moule, et auxquelles le travail du champleveur a seul imprimé quelques différences.

Wir sind mit der Beschreibung und, soweit eine solche nöthig schien und möglich war, der Ausdeutung zu Ende: jetzt zum vollen Abschluss tritt uns noch die Frage entgegen, aus welcher Zeit denn diess kostbare Geschenk eines frommen Sinnes rühre.

Es ist eine alte, mehrhundertjährige Ueberlieferung, dass unser Münster gegen das J. 1019[166]) von Kaiser Heinrich II, dem Heiligen, neu erbaut, wenigstens der Neubau desselben von ihm sei unterstützt worden, und eben eine solche, dass auch die goldne Tafel des Hochaltares sein Geschenk und somit ein Kunsterzeugniss aus dem zweiten Zehend des elften Jahrhunderts sei. Allerdings sind beide Angaben in so fern eigentlich unverbürgt, als kein Geschichtsschreiber jener Zeit sie gewährt noch sonst eine gleichzeitige Beurkundung dafür auf uns gelangt ist[167]); auch die Legenden des Kaisers und seiner Gemahlin, die im Anhange zu der Sammlung des Jacobus a Voragine stehn[168]),

166) Die Wiedereinweihung sei am 11. October dieses Jahres geschehn: Chronica Episcoporum Basiliensium von Nicolaus Gerung Blawenstein in den Scriptores rerum Basiliensium minores (von Joh. Heinr. Brucker) 1, 320. Von den Zweifeln gegen dieses Jahr und von anderweitiger Angabe des J. 1021 s. Ochs Geschichte der Stadt u. Landschaft Basel 1, 204 u. Trouillat 1, 142. Auf einem Fenster mit den Bildern K. Heinrichs, Mariens und des heil. Pantalus, das Bischof Friedrich zu Rhein († 1436) malen lassen, hat nach Wurstisens Bericht (Collectanea Bl. 24b) die Unterschrift des ersteren gelautet *S. Henricus Imperator restaurator huius ecclesiæ sub anno Domini* 1006.

167) Die s. g. Heinrichsglocke mit der Inschrift *Ecclesiam hanc reparans, Cæsar Henrice, ruentem: Hæc tibi et uxori me dat, vocor et Theodolus*, die Ochs 1, 206 noch vor das J. 1152 ansetzt, weil Heinrich hier nur *Cæsar* und noch nicht heilig genannt sei, hat gleichwohl nach der Angabe Wurstisens (Collectanea Bl. 12) diese Inschrift und diesen ihren Namen erst bei ihrem vorletzten Umguss im J. 1494 erhalten. [Auch die Reliefbilder dieser Glocke (Heinrich, Kunigunde, Maria, S. Theodulus) haben nur die Art des 15. Jahrh.]

168) Legende aurea Cp. 201 u. 209, der Ausg. v. Grässe S. 897 fg. u. 905—910.

die der Kaiserin noch aus dem Beginn des dreizehnten[169]), die des Kaisers wahrscheinlich erst aus dem vierzehnten Jahrhundert[170]), sprechen beide wohl von der Stiftung des Bisthumes Bamberg und von Heinrichs wiederherstellender Milde gegen die Bischofssitze zu Hildesheim, Magdeburg, Strassburg, Meissen, Merseburg: von Basel kein Wort. In Bezug auf Basel wissen die Urkunden der Zeit nur von Vergabungen an Land und Leuten, die der Kaiser dem Bischof Adalbero gemacht hat[171]): zuerst im J. 1347, nachdem schon längst ein zweiter Neubau über das Münster ergangen, wird er auch als der gepriesen, *qui — Basiliensem, Hildensheimensem et Merseburgensem et plures alias ecclesias Cathedrales, ab inimicis Christi crucis destructas, dirutas ac desolatas, divino repletus amore reparavit et in statum pristinum restituit et revocavit.* Aber es geschieht das bei Gelegenheit der Erbittung und Herüberholung einiger Reliquien Heinrichs und Kunigundens von Bamberg nach Basel[172]). Und rechnen wir dazu, wie von dem an das fromme Kaiserpaar in Basel eingebürgert, wie ihr Bild in das Stadtsiegel und ihre Verehrung in den Festkalender des Bisthums[173]), ja der Heinrichstag unter diejenigen Feste aufgenommen erscheint, die man im Münster mit dem höchsten Glanz begieng[174]), so dürfen wir wohl hinter alle dem den Grund einer schon viel älteren und sehr nachdrucksamen Ueberlieferung erkennen, die sich vielleicht auch nicht bloss mündlich unter Geistlichkeit und Bürgerschaft fortgepflanzt, deren schriftliche Beglaubigung nur uns nicht erreicht hat. Darum soll uns auch nicht irren, dass gar der Altartafel als einer Stiftung Kaiser Heinrichs erst um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Erwähnung geschieht[175]); auf das frühere

---

169) Kunigund ist im J. 1201 heilig gesprochen worden, und der Verfasser gedenkt S. 910 eines Erlebnisses vom J. 1189.

170) Der Verfasser nimmt S. 898 Bezug auf eine Legende in der Sammlung des Jacobus a Voragine: Jacobus † 1298.

171) Trouillat 1, 144 fgg.

172) Obige Worte aus dem Brief, den bei diesem Anlasse das Bamberger Domcapitel an das von Basel geschrieben: Wurstisen a. a. O. Bl. 7.

173) Durch Verordnung Bischof Johanns von Vienne 1348: Wurstisen Bl. 9 fg.

174) oben S. 382 Anm. 27.

175) In einer Aufzeichnung der Lectionen für den Heinrichstag bei

Stillschweigen davon wird ebenso wenig Gewicht zu legen sein als auf das spätere bei Nicolaus Gerung, der im J. 1475 zwar all die Reliquien aufzählt, die Heinrich für den Hochaltar geschenkt, davon aber nichts sagt, dass er auch eben diesen Hochaltar selbst gewissermassen erst geschenkt habe[176]). Und wie alt, ob nicht vielleicht beträchtlich älter als vom J. 1450 die der goldnen Tafel gedenkenden Verse seien, die einst über der Thür zur Bibliothek des Münsters gestanden haben[177]), wissen wir nicht. Dagegen ein Zeugniss mehr für die Ueberlieferung und zugleich für deren Ausbreitung in weitere Kreise scheint die apocryphische Legende von einer wunderbaren Heilung des Kaisers zu sein, die eine bis zum J. 1474 geführte Chronik des Niederrheins und der Niederlande uns erzählt[178]): wie es hier der heilige Benedictus ist, der das Wunder wirkt, während doch sonst dieser Heilige nicht zu den Nothhelfern in Krankheit gehört und Heinrichs erkorener und erprobter Schutzheiliger eher S. Wolfgang gewesen[179]), kann man sich der Vermuthung kaum erwehren, es sei die ganze Legende erst im Anblick unsrer Tafel und durch eine unrichtige Deutung ihrer Figuren und ihrer Ueberschrift entstanden.

Es möchte übrigens, wie bei den Kirchenbauten Heinrichs und selbst dem Bamberger Dombau[180]), so auch für die Stif-

Trouillat 1. 142 *Obtulit autem altare aureum ponderis pretiosi et metalli decortione et imaginum expressione redimitum.*

176) S. 321; auch S. 320 nur *Ecclesia Bas. per præscriptum S. Henricum restaurata et pretiosis reliquiis et ornamentis dotata.*

177) *O Henrice nobilis, Clero ualde utilis, Corde semper humilis: Ecclesiam fundasti, Auream tu Tabulam Deuotè obtulisti, Dotans hanc ecclesiam Mirè erexisti, &c.:* Wurstisens Epitome Historiæ Basil. S. 73.

178) das s. g. Magnum Chronicon Belgicum; der Verfasser ein Augustiner-Chorherr in dem Stift bei Neuss: Pistorius 3, 102 *Item Henricus Imperator Romam tendens ex Apulia venit ad montem Cassinum, ubi meritis S. Benedicti, ibidem quondam Abbatis, a calculo miraculose liberatus est. Apparuit enim ei in somniis S. Benedictus et aperto latere corporis calculum evulsum in manu Regis posuit, quem Rex evigilans in manu veraciter inventum cunctis ostendit.*

179) Legenda aurea Cp. 201.

180) Nicht bloss die spätere Sage (Deutsche Sagen d. Brüder Grimm 2. 175) macht Kunigunden zu der eigentlichen Erbauerin des Doms von Bamberg: schon die alten Standbilder an dem südöstlichen Portal desselben stellen sie so von Heinrich unterschieden dar, Heinrich mit Zepter und Weltkugel, nur als Kaiser, Kunigunden aber mit einer Kirche in der Hand.

tung der Altartafel von Basel der stärkere Accent auf den Namen seiner Gemahlin fallen. Denn besonders von Kunigund wird in jener ihrer Legende hervorgehoben, wie sie, allerdings *cooperante ei in omnibus imperiali maiestate*, namentlich die noch strengere Seite des geistlich frommen Lebens durch Gründung und Ausstattung von Klöstern für beide Geschlechter, von Klöstern *sub regula beati Benedicti*, bevorzugt und befördert, wie sie z. B. in Bamberg ein Kloster *in honore S. Michaelis archangeli*, die Benedictinerabtei auf dem Michelsberg, erbaut und dem ebenfalls von ihr gestifteten Weiberkloster *Confugia*, d. i. Kaufungen in Hessen, nachher und bis zum Tod ihrem Aufenthaltsort, ausser anderem reichen Schmuck auch *ante principale altare yconam*[181]) *de auro et lapidibus pretiosissimis* geschenkt habe. Blicken wir von diesem goldnen Antipendium zu Kaufungen auf das unsres Münsters und denken wir an dessen Michael und heiligen Benedictus, so dürfen wir wohl bei dem, was die alte Rede ist, bleiben und den Mann und das Weib, die demüthig als Stifter zu den Füssen des Herren liegen, ausdeuten auf Kaiser Heinrich, hier den Kleineren, wie anderswo[182]) neben seinen Dienern er der Grössere ist, auf Heinrich und seine Gemahlin Kunigunde und voraus auf letztere.

Nicht unwillkommen stimmt es zu solcher Zeitberaumung, dass gerade das gleiche elfte Jahrhundert das eigentliche Blütenalter der deutschen Bildnerei in Erz und edleren Metallen gewesen ist und gerade in seinen Beginn der berühmteste unter den älteren Namen auf diesem Gebiete fällt, Bischof Bernward von Hildesheim[183]), dass im gleichen Jahrhundert[184]) Theophilus

---

Die viel jüngeren freilich an unsrem Münster, neben dem Hauptportal und oben im Giebel, geben dem Kaiser die Kirche, und Kunigunde faltet nur die Hände oder trägt ein Kreuz.

181) *Icona, ycona,* Entstellung des griechischen εἰκών, ein Bild am Altare selbst. Nach der Mailänder Kirchenordnung in Kreusers Dombriefen S. 367 soll jeder Altar *iconam vel saltem picturam in pariete* haben. [Heinrich II lässt für die bischöfliche Kirche zu Merseburg einen goldnen Altar fertigen: Thietm. 7, 48. Dieser und andere Geschenke: 8, 8.]

182) in dem Bamberger Handschriftbild oben Anm. 49 und S. 392.

183) † 1022. Eine eigene Schrift über ihn von Lüntzel, Hildesheim 1856. [Goldene Altartafel zu Bremen: Ad. Brem. 2, 65 Schol. 48; zerstört: 3, 46.]

184) im elften, nicht im zwölften oder gar erst dem dreizehnten Jahrhundert: s. Deutsche Glasmalerei S. 136.

die Deutschen eben um ihres geschickten Fleisses willen in jeglicher Metallarbeit rühmt[185]) und mehr als ein Capitel seiner *Diversarum artium schedula* gerad auch von der getriebenen Arbeit *(de opere ductili)* goldner und silberner Tafeln und Leisten für Altartafeln und von der Art handelt, wie bei solchem *opus ductile* die Menschengestalten und das kleinere Schmuckwerk der Blumen und der Thiere zu machen sei[186]): alles das zugleich ein Zeugniss, wie viel häufiger, als aus den nur noch spärlichen Denkmälern allein und den Nachrichten über solche zu schliessen wäre, damals dergleichen Arbeit wirklich auch ist gemacht worden. Italien war darin noch bis zu dem Grade von Byzanz abhängig, dass es sogar durch Bestellungen dort sich versorgen muste[187]); als aber die Kunst den romanischen Stil gegen den germanischen tauschte, da, seit dem dreizehnten Jahrhundert, trat auch in Deutschland die Metallbildnerei zurück hinter die Bildnerei in Stein und die frisch anhebende Malerei.

Und nichts an unsrem Kunstwerke ist, das jener Zeitberaumung widerspräche. Nichts in den baulichen Formen, die es zeigt, der steil gebildeten attischen Säulenbasis, dem Gurt um die Mitte der Säulenschäfte*), den mit Blättern bedeckten Würfelcapitellen derselben und den Bogen, die schon über den Halbkreis hinaus sich fast wieder hufeisenförmig zusammenziehen; nichts in dem Zierrath, der bei allem Reichthume sich doch in einfacher Formgebung bewegt und flach, wie er gehalten ist, um so mehr den Eindruck des Leichten macht; nichts in den Figuren, die desto stärker gerundet aus der Fläche hervortreten und

185) In der Vorrede der Schedula *quicquid in auri, argenti, cupri et ferri, lignorum lapidumve subtilitate sollers laudat Germania.*

186) B. 3, Cp. 13. 73. 74. 77.

187) Kuglers Handbuch d. Kunstgeschichte S. 519 fgg.

*) Allerdings zeigt die Baukunst selbst dergleichen Capitelle und Umgürtungen erst im 12. Jahrhundert: warum aber soll ihr in deren Anwendung nicht schon die Goldschmiedekunst des 11. vorangegangen sein? Der Gurt passt besser in diese als in die erstere Kunst, wie auch die Perlenschnüre an Capitell und Gurt und Basis durchaus nur goldschmiedmässig sind. Hätte umgekehrt die Baukunst des 12. Jahrh. das Vorbild geliefert, so würden der Plinthe nicht die Eckblätter mangeln. Vgl. Quast Zeitschr. S. 84. Mag. Pitt. 22, 400.

die, zwar in der Gebärde ziemlich leblos, in den Gesichtern ohne sonderlichen Ausdruck, doch in der Behandlung der Gewänder ein Anbrechen bereits jenes Sinns und jener Freiheit zeigen, womit die romanische Kunst sich allmälich aus der Erstarrung jahrhundertelanger Herkömmlichkeiten lösen und wieder mehr und unmittelbarer den Vorbildern der Antike selbst sich nähern sollte; nichts auch in der Art und Weise, wie die Inschrift ihre Gedanken vorträgt: denn obschon mit dergleichen Spiel und Sprachgemenge das Mittelalter in all seinen Jahrhunderten vertraut gewesen, doch in keinem so als gerade dem elften*): je tiefer damals die Litteratur verfallen war, einen um so breiteren Einzug hielt in sie ein geschmackloses Gelehrtthun.

Zwei Dinge endlich widersprechen nicht nur nicht, sondern liefern auf gradem Weg einen bejahenden Beweis. Einmal die Buchstaben dieser Inschrift, die, abgerechnet das einzige eckicht gebrochene G in TERRIGENAS, noch ganz und durchweg die streng altrömische Form bewahren**), so ganz und durchweg, wie nach dem elften Jahrhundert schwerlich irgend mehr geschieht. Dann, um auf einen schon früher berührten Punkt zurückzukommen, die Weltkugel in der Hand S. Michaels.

Den Reichsapfel mit oben darauf gepflanztem Kreuze hatte in seinen Siegeln bereits Otto II [Otto III: Hefner 1, 48] geführt, und eben einen solchen bekam Heinrich II bei seiner Krönung zu Rom als Geschenk des Papstes[188]. Gleichwohl, wie er sich dieses Geschenkes alsbald entäusserte (er übergab es dem

---

*) *Usia* gerade auch in der Inschrift der Kanzel K. Heinrichs II im Münster zu Aachen: *Quo prece summa tua sibi merces fiat ūsia:* Otte Zeitschr. S. 84.

**) Buchstaben wie auf den Mainzer Erzthüren des Willigis; G wie in einer Miniatur des Bamberger Messbuchs K. Heinrichs II zu München (Försters Denkm. 2, Malerei, Taf. zu S. 18): Otte Zeitschr. S. 83.

188) Ausführlich über dieses *imperiale insigne* Glaber Radulphus 1, 5. *Præcepit* (P. Benedict VIII) *fabricari quasi aureum pomum atque circumdari per quadrum pretiosissimis quibusdam gemmis ac desuper auream crucem inseri. Erat autem instar speciei huius mundanæ molis, quæ videlicet in quadam rotunditate circumsistere perhibetur, ut, dum siquidem illud respiceret princeps terreni imperii, foret ei documentum non aliter debere imperare vel militare in mundo, quam ut dignus haberetur vivificæ crucis tueri vexillo.*

Kloster Clugny[189]), nahm er auch in sein Siegel das Zeichen nicht auf, sondern blieb da gleich seinem nächsten Vorgänger bei der Kugel ohne Kreuz; nicht anders zeigt ihn auch sein Standbild an der südöstlichen Pforte des Doms zu Bamberg. Wohl aber erblicken wir auf jenem schon mehrmals[190]) erwähnten Bilde eines von Heinrich selbst nach Bamberg gestifteten Evangelienbuches, während seine Rechte den Herrscherstab mit dem kaiserlichen Adler hält, in seiner Linken eine Kugel, auf deren Vorderseite ein Kreuz gesetzt ist, auf die Vorderseite, nicht den Gipfel. Und ebenso hat die Kugel in Michaels Hand das Kreuz auf der Vorderseite. Ich denke, das sieht für unsre Tafel einem authentischen Belege über Zeit und Person ziemlich gleich[191]). Ein Bild einer anderen Handschrift, die auch von Heinrich stammt, eines Missales, hält in der Behandlung des Kreuzes eine Art von Mitte: hier steigt es aus der Vorderseite der Kugel aufwärts, so dass es theilweis deren Rand noch überragt[192]).

Trotz alle dem hat Kugler in einem Aufsatze seines Museums, der im J. 1837 auf Anlass der kurz vorher erschienenen ersten Abbildung unsres Kunstwerkes abgefasst und in seinen kleinen Schriften ist unverändert wiederholt worden[193]), nachmals auch in seinem Handbuch der Kunstgeschichte[194]) die Behauptung aufgestellt, es verdanke die Tafel „ihre gegenwärtige Beschaffenheit in Rücksicht auf die freie Ausbildung des Styles und manche Besonderheiten der Darstellung ohne Zweifel, falls

---

189) Glaber Radulphus a. a. O. und Ademar in seinem Chronicon Aquitanicum: Bouquets Recueil des Historiens des Gaules et de la France 10, 148.

190) S. 386. 392. 412.

191) Wenn wieder in viel späterer Zeit sich ebenso gekreuzte Kugeln auf den Fensterbildern deutscher Könige im Strassburger Münster, darunter auch des REX. HENRICVS. CLAUDUS. finden, so hat hier wohl lediglich ein technischer Anlass gewirkt: für die ausgemalte Zeichnung der Bamberger Handschrift ist ein solcher nicht abzusehn, und ebenso wenig für unsre Goldtafel.

192) Abbildung in Försters Denkmalen B. 2.

193) Kleine Schriften u. Studien zur Kunstgeschichte Th. 1, 1853, S. 486—489.

194) S. 510 der Ausgabe v. 1848.

es überhaupt das alte Stück sei, einer Umarbeitung, die am Schlusse der romanischen Periode vorgenommen sein müsse." „Falls es überhaupt das alte Stück ist": als ob die Nachrichten, die man seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts über die goldene Altartafel Kaiser Heinrichs hat, nicht gerad auf diese unsre Tafel sich bezögen, als ob es noch andre ältere Nachrichten gäbe, die nur von einer Tafel im Allgemeinen sprächen! Aber Kugler will sich durch diese schiefe Wendung um so besser, weil das nun minder kühn erscheint, den Weg eröffnen um das Werk doch zum wenigsten als Umarbeitung an den Schluss des zwölften, ja noch den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts herabzurücken[195]). Und die Begründung? Alles, was Kugler zu dem Behuf hervorhebt, die weiche rundliche Form der Köpfe zum Beispiel, die ihn bei den Engeln und noch mehr bei der Figur des heil. Benedict bereits an die altkölnische Schule erinnert, diess und Alles der Art rührt theils von dem Stoffe her, in welchem der Künstler gearbeitet hat, dem Golde, das für die Menschengestalt wie für den Zierrath nothwendig eine andre Weise der Formung ergiebt als Stein oder Bein; theils aber und zum grösseren Theil ist es nur ein zweifelhaftes Lob für den, nach dessen Zeichnung der Steindruck von 1836 gefertigt worden: dem Urbilde selbst gegenüber kommt ein gutes Stück davon in Abzug.

Diese Beweisführung aus vermeinten Vortrefflichkeiten und Meisterlichkeiten des Werkes erscheint aber doppelt unhaltbar, wenn man sich, wie doch natürlich am nächsten liegt, die Umarbeitung, der allein man dieselben schulde, in Basel selber soll vollzogen denken. Denn gerade in die Zeit, in welche Kugler sie versetzt, fällt der Neubau unsres Münsters nach dem grossen Brande von 1185, fällt mithin auch die SGallenpforte, die mit allem, was von diesem Bau noch steht, sichtlich aus Einem Zug und Einem Gusse ist. Deren Standbilder aber, wie sie steif und starr hingepflanzt, wie die Gewänder scharf auf den flachen

---

195) Die Bekleidung des Hauptaltares v. S. Ambrosius in Mailand (oben Anm. 18) soll ihrer Inschrift ungeachtet gleichfalls nicht mehr aus dem neunten Jahrhundert, sondern durch Umarbeitung aus der romanischen Zeit sein, „wie andre Beispiele auch anderweitig vorkommen": S. 391. So wird Vermuthung auf Vermuthung gestützt.

Leib gefaltet, wie namentlich die Angesichter byzantinisch verzerrt sind, beurkunden wahrlich für den Schluss der romanischen Periode keinen Fortschritt in Basels Bildnerei, und wenigstens in Basel wären jetzt bei einer Umarbeitung die Goldreliefe schwerlich so ausgefallen, wie sie auf der Tafel selbst und wie sie gar auf deren früherer Abbildung zu sehen sind.

Wie auch wäre die Umarbeitung eines solchen Werkes gedenkbar, ohne dass etwelche Spuren davon noch uns vor Augen träten? Ich aber vermag deren keine zu entdecken, es müste denn einzig der Umstand sein, dass die schrägen Blechstreifen links und rechts über der unteren Inschrift verkehrt aufgesetzt sind und so in dieser Arabeskenleiste die Thiere fast alle auf dem Kopfe stehn. Indess einen solchen Missgriff durfte grade ein Umarbeiter am wenigsten machen und muste, wenn er denselben bereits vorfand, ihn mit am ersten bessern.

Es ist aber noch etwas, das ein Umarbeiter kaum belassen hätte, kaum belassen durfte. In der äusseren Erscheinung nämlich der beiden Stifter. Dass Kaiser und Kaiserin, wo sie selbst zu den Füssen Christi sich abbilden lassen, sich abbilden lassen ohne Krone[196]), ist begreiflich: legen doch auch die vier und zwanzig Aeltesten vor dem Stuhle des Herrn ihre Kronen nieder[197]) und kniet bei der Anbetung auch der greise König entblössten Hauptes vor dem Kinde[198]); nicht aber ist zu begreifen noch zu glauben, dass dieser Schmuck auch dann noch hätte unterbleiben können, wenn zwei Jahrhunderte später das dankbare Stift einen frischen Künstler über das Bildwerk sendete. Da wäre, schon um der Ausdeutung willen, dem verehrten Paar die Krone, oder noch wahrscheinlicher, es wäre ihnen jetzt der Heiligenschein gegeben worden. Denn beide hatte die Kirche inzwischen unter die Zahl ihrer Heiligen aufgenommen, Heinrich im J. 1146, Kunigunden ein halb Jahrhundert später, 1201. Ich zweifle, dass von da an eine frische Abbildung derselben oder eine Auffrischung zulässig gedünkt hätte, die den Nimbus ihnen geben konnte und dennoch vorenthielt. Die Standbilder

196) Stark S. 431 hat Kronen gesehn.

197) Offenb. 4, 10.

198) Vgl. Agincourt Mal. CXXXV und das reizende Teppichbild der Kunst-Denkmäler in Deutschland S. 10.

an dem südöstlichen Portale des Doms zu Bamberg und die an der Vorderseite unsres Münsters, obschon überall jünger und gleichfalls ohne Nimbus, sind hier kein Einwand: bei Figuren, die so frei wie diese stehn, war der Nimbus nicht wohl ausführbar. Aber Kronen tragen auch diese, und die Reliefbilder im Giebelfelde des nordöstlichen Portals zu Bamberg tragen Nimben.

Gelegentlich bemerkt, liegt hier auch der Grund, aus dem es unthunlich ist, die ehemals s. g. Baumeistertafel unsres Münsters auf Heinrich und Kunigunden zu beziehen; es ist diese Ansicht kürzlich aufgetaucht. Allerdings sind es nicht, wie Ochs gesagt[199]), zwei Mannspersonen, die man auf derselben sieht: die eine ist deutlich eine Weibsperson. Aber die Tracht weder des Leibes noch des Hauptes kennzeichnet sie als den Kaiser und die Kaiserin, und doch wäre hier, wo sie allein dasitzen, solch eine Kennzeichnung schon bei ihren Lebzeiten schicklich und nothwendig und wäre nach der Heiligsprechung, da es wieder ein Reliefbild ist, auch der Nimbus anzubringen gewesen. Uebrigens wird die Sache schon durch den Inhalt und die Buchstabenart der begleitenden Inschrift anders abgethan. Diese lautet

Aula celesti lapides vivi[200]) titulantur
Hi duo, templi huius quia structure famulantur.

---

199) 1, 209. Schon Wurstisen in der Epitome S. 78 spricht von *Architectis duobus;* in den Collectaneis Bl. 28b nach Anführung der Verse „Darauss zu vermercken, das villeicht dise Schrift den ersten Bawpflegern diser Kirchen oder Münsters zuo ehren gestellet sey.“

200) *lapis vivus, lapides vivi:* 1. Petr. 2. 4. 5; vergl. Eph. 2 a. E. Offenb. 3, 12. Altsächs. Bruchstück in Pfeiffers Germ. 11, 323 (Commentar zu Ps. 5, 8). Altd. Leseb. 156, 22. 28. Mit derselben Bildlichkeit um das J. 1040 Johannes Garlandius in seinen Mysteriis Ecclesiæ, Leyser S. 339 fg. [Joh. de Garlandia Z. 10 fg. 16: Otto a. a. O. 131]: *Est domus ecclesia domini. Summus faber illam Ex petris vivis quadris pariterque rotundis Construit in cœlis. — Sancti quadrati lapides sunt, celte politi;* und ungefähr gleichzeitig eine deutsche Beschreibung der himmlischen Stadt (Haupts Zeitschrift 3, 444) *der burge fundamenta, die portæ joh die mûre daz sint die tiuren steinâ der gotes fursthelidô* (vgl. Offenb. 21. 14) *undaz eingehellist aller heiligône here, die der tugendlicho in heiligemo lebenne demo burgkunige ze vurstôn gezâmen. Siu stât in quâderwerke, daz ist ir êwig stift, unde sint ouch dar ane errekket alle gotes trûtfriunt, die der hânt ervullet die vier evangelia in stâter tugent regula in gelichimo einmuote.*

Sie spricht also in präsentischer Form, von noch lebenden, und die Buchstaben gehören dem Uebergang aus dem zwölften in das dreizehnte Jahrhundert, der Zeit des Neubaues um 1200 an. Und so dürften, wenn man einmal in Vermuthungen sich ergehen will, diese zwei Diener d. h. Beförderer des Münsterbaues vielleicht der *Godefredus* und die *Hederigis* sein, deren Namen mit ganz gleichartiger Schrift oben in den ersten Pfeiler links von dem Haupteingange eingegraben stehen.

Kehren wir zu dem Goldrelief zurück. Für dieses bezweifelt Niemand, dass die zwei anbetenden Gestalten zu den Füssen Christi Kaiser Heinrich und seine Gemahlin seien; sind sie das aber, und ist das Relief um das J. 1200 umgearbeitet worden, so ist der Mangel der Heiligenscheine ein grober Fehler und unerklärbar, unbegreiflich. Meinenthalb eine Kleinigkeit das, und eine Kleinlichkeit es geltend zu machen: gleichwohl mag es der alten Ueberlieferung, die den goldnen Altarvorsatz so, wie er ist, eine Stiftung Heinrichs II und Kunigundens nennt, zu neuer und hier zu der letzten Unterstützung dienen.

Aber ich kann nicht schliessen, ohne dass ich noch meinerseits eine Vermuthung vorbringe, zu der mich das Bedürfniss drängt mir selbst und meinen Lesern das Aussehen unsres alten Münsterhochaltares noch über die Vorsatztafel hinaus möglichst zu vergegenwärtigen. Ich habe dabei nicht, obschon zur Vollständigkeit des Ganzen auch diess gehört, das goldne und edelsteingeschmückte Crucifix im Sinn, das auf den Altar gestellt, noch den silbernen und vergoldeten Kronleuchter, der vor ihm aufgehängt gewesen, noch auch die kostbaren Reliquien, die in ihm lagen, alles das gleichfalls Schenkungen des frommen Kaisers[201]): den Kronleuchter mag man sich denen ähnlich vorstellen, die man noch jetzt zu Hildesheim und Aachen und Komburg, hier auch zugleich mit einer goldenen Altartafel sieht; den Baslerischen hat schon lange vor der Reformation ein Bischof zu Geld gemacht[202]). Ich denke an den Altar selbst und allein und dessen Aufbau und künstlerische Ausschmückung.

---

201) Trouillat 1, 142. Nicolaus Gerung in den Scriptores rer. Basil. minores S. 321 fg.

202) Wurstisens Epitome S. 74.

Zwar in der Mehrzahl der Fälle war nur die Vorderwand des Altares mit einem Antipendium von Stein- oder Metallgebilde oder Malerei bekleidet: aber es geschah, dass wie zu Petershausen auch die Hinterwand[203]), wie in S. Denis auch die Seitenwände[204]), wie bei S. Ambrosius in Mailand[205]) alle vier Wände zugleich so bekleidet wurden. Und eine derartige Einrichtung möchte ich auch für unsern Baslerischen Hochaltar und für diesen um so lieber annehmen, als zwischen der glänzend reichen Füllung der vorderen und der Leere der Nebenseiten sonst ein zu auffallender Abstand wäre. Nichts aber von dem, was so zu sagen uns noch zur Verfügung steht, erscheint dem Inhalt und der Formengebung nach so geeignet für einen Platz an den Nebenseiten als die zwei steinernen Aposteltafeln, von denen sich leider nur eine noch erhalten hat. Zur Schmückung eines Altares sind sie gewiss bestimmt gewesen[206]): wozu denn möglicher Weise sonst? Aber als Aufsatz waren sie zu schmal und zu hoch, wenn beide über einander standen; standen sie aber neben einander, so waren sie als Aufsatz wie als Vorsatz zu niedrig und zu breit. Das rechte Mass blieb erst dann bewahrt, wenn je eine der Tafeln eine Wand für sich, eine Nebenwand einnahm. Und so an dem Hochaltare des Münsters angebracht, hätten sie auch das beste Verhältniss gehabt sowohl zu der goldenen Vorsatztafel als für den ablangen Aufbau des Ganzen: die Tafel von Gold ist nahe an 4 Schuh hoch und 5 bis 6 Schuh breit, eine Aposteltafel 3 Schuh hoch und $4\frac{1}{2}$ Schuh breit; der Unterschied in der Höhe beträgt

---

203) oben S. 381 Anm. 23.

204) Viollet S. 43 u. 45. Die Seitenwände auch auf dem Verduner Altar zu Klosterneuburg (vgl. Anm. 21.).

205) oben S. 380 Anm. 18.

206) Vgl. oben S. 381 Anm. 22. Das Gleiche nimmt Förster an, Denkmale B. 2, Bildnerei S. 25; nur meint er, worauf doch hier kein Fingerzeig deutet, auch diese Tafeln hätten sich an dem Altar der ehemaligen S. Vincentius-Capelle (Anm. 9 fg.) befunden. Ganz unverständlich aber ist mir, wie er sie mit der Vincentiustafel zusammen als Altarschmuck aufbauen will: „Die eine dieser Tafeln enthält sechs Apostelgestalten und setzt somit noch eine andre ähnliche oder vielmehr zwei halb so grosse voraus, welche in Verbindung mit der zweiten noch übrigen, der Märtyrertafel, den Altartisch gebildet.“

gerade das Mass des Gesimses und des Sockels, die an der Goldtafel selbst schon vorhanden sind, an der Tafel von Stein aber fehlen.

Man wende nicht ein, dass der Stoff der beiderlei Tafeln zu verschieden an Werth und zu abstechend von Ansehen sei um deren Vereinigung an demselben Altare annehmbar zu machen: in Rücksicht des Farbeneindruckes ist zwischen Gold und einem feinkörnigen rothen Sandstein auf jeden Fall kein so merklicher Unterschied als zwischen Gold und Silber: die Altäre aber dort zu Mailand und einst zu Petershausen haben bloss die Vordertafel von Golde, sonst nur das bleichere und minder edele Metall. Noch weniger, dass für Bildwerke derselben Zeit und desselben Ortes unsre goldne und die Apostel-tafel zu abweichend im Stile seien. Denn einmal nöthigt nichts beide für Erzeugnisse desselben Orts zu halten: die Apostel-tafel ist gleich der mit der Marter des heiligen Vincentius Basler Arbeit: das beweist der Stein, aus dem sie gehauen, ein Sandstein, wie er nur in unsrer Nachbarschaft gebrochen und von unsren Steinmetzen seit je her gebraucht wird; von der Goldtafel aber ist eher zu vermuthen, dass sie nicht hier gemacht, dass sie von ihren Stiftern schon fertig sei nach Basel gesendet worden. Und dann, wenn die Gestalten der Apostel auch noch mehr die altrömische Art haben, so liegt das eigentlich nur in ihren Angesichtern, und in diesen nur deshalb, weil es bärtige Mannesangesichter sind: Haltung und Gewandung ist kaum eine andre als jene der Goldtafel. Machen aber die Apostel überhaupt mehr den Eindruck trockener Härte als z. B. die Engel, so erwäge man wohl, dass sie aus Stein und nur aus Sandstein, nicht in einem edlen Metalle gebildet sind, das sich wie von selbst zu weichen Formen rundet. Aus der gleichen Ursach, weil der spröde Stoff innerhalb so enger Grenzen nichts Uebriges zu thun erlaubte, kommt auf der Sandsteintafel die Schlichtheit der Architectur und die Abwesenheit alles und jedes Zierraths bis auf die einfachen Blättercapitelle. Die Schrift hat weniger Altrömisches als die der Goldtafel: aber eine Schrift der Zeit ist auch sie, und der Steinmetz brauchte nicht Zug für Zug sich ganz desselben Alphabetes zu bedienen wie der Goldschmied. Die Verschleifung zusammenstehender Buchstaben kommt hier wie dort vor.

Welch eine Altarbekleidung nun, wenn die vordere Seite in Gold den Herrn mit seinen Engeln, die rückwärts laufenden Nebenseiten jede sechs seiner Apostel in rothem Stein gebildet zeigte! Mir zum mindesten will erst so die Gebets- und Opferstätte unsrer alten Cathedrale zur Genüge der Kunst und mit Bedeutsamkeit für den Sinn vollendet scheinen.



Lith. u. Druck v F M

Die Hündchen von Bretzwil und von Bretten.

Ein Versuch in der Mythenforschung.

(Aus: Neues schweizerisches Museum. Herausgegeben von Vischer, Schweizer-Sidler und Kiessling. 5. Jahrgang, 1856. S. 339—350.)

Man sagt hier in Basel von einem Menschen, der mit dem, was er sagt oder thut, erst hinterdrein, wenn alles sonst vorbei ist, kommt, und ebenso von einem Dinge, einem Ereigniss, welches erst ganz spät und zu allerletzt, und wenn es eigentlich schon zu spät ist, eintrifft: „Er kommt“ oder „das kommt wie das Hündlein von Bretzwil;“ Bretzwil ist ein Dorf in Baselland. Diesem Bretzwiler Hündlein zur Seite läuft ein anderes, das auch sprichwörtlich geworden ist, das Hündlein von Bretten; Bretten eine kleine Stadt der Pfalz. Von letzterem erzählt Heberer in seiner Servitus Aegyptiaca (Heidelb. 1610) folgende schon unmittelbar ergreifende Geschichte.

In Bretten lebte einst ein Mann, so bitter arm, dass er Hungers hätte sterben müssen, wenn ihm nicht sein ebenso getreues als gescheidtes Hündchen das Leben gefristet hätte. Dieses lief Tag für Tag bald zu dem, bald zu jenem Metzger der Stadt, entwandte jedesmal eine Wurst und trug dieselbe seinem Herren zu. Die Metzger, die längere Zeit hindurch erst den Diebstahl, dann den Dieb nicht gespürt, kamen endlich doch dem Hündchen auf die Schliche und passten ihm auf. Zuletzt, da eben wieder das Hündchen eine Wurst erwischen wollte, erwischte deren Metzger das Hündchen, hieb ihm den Schwanz ab und

steckte ihm denselben quer ins Maul, so wie es sonst die gestohlenen Würste getragen hatte; dann liess er es laufen. Das Hündchen aber lief nach Hause, legte, wie vordem die Wurst, so jetzt den Schwanz seinem Herren in die Hand, streckte sich nieder und starb.

Heberer war selbst aus Bretten, und so dürfen wir annehmen, er gebe die heimische Ueberlieferung mit Treue wieder, dürften auch geneigt sein anzunehmen, es sei dieselbe buchstäblich und als wahrhafte Geschichte zu verstehn. Dem stellt sich jedoch unser Hündlein von Bretzwil entgegen, welches dem von Bretten durch die Art seiner Thierheit und durch den Namen des Ortes so ähnlich und doch wieder durch Namen und Sinn davon so verschieden ist, verschieden bis zur Unvereinbarkeit, so lange man auf dem historischen Standpunkte bleibt. Hierin liegt die genügende Nöthigung diesen Standpunkt gänzlich zu verlassen, mit Aufgebung von Bretten in der Pfalz und von Bretzwil in Baselland uns lieber auf den mythologisch-symbolischen zu stellen und von der festeren Grundlage aus, welche er gewährt, die Idee zu suchen, unter der die beiden Hündchen sich vereinigen.

Der Hund begegnet uns im Glauben und in der Sitte des Alterthums und des Mittelalters und noch jetzt in manchem, freilich nicht immer recht verstandenen noch recht angewendeten Sprichwort als das beständig wiederkehrende Symbol des Todes. Cerberus, der *janitor Orci,* ist ein Hund, ein gesteigerter Hund, da er drei, ja fünfzig, ja hundert Köpfe hat; Oðin, wo er in der Vegtamskviða nach Niflheim und zu Hel, der Todesgöttin, reitet, wird von einem grausigen Hunde, der aus dem Hause der Göttin hervorgestürzt ist, angebellt; natürlich lässt der Hund, zumal er so wüthet, die Thür hinter sich offen: daher nun das Sprichwort „Edelleute und Hunde lassen die Thür auf.“ Und noch in einem der schönsten Kupferstiche des grossen Meisters von Nürnberg diese Höllenfahrt: ein Geharnischter reitet einher auf stattlichem Ross, in stolzer Ruhe, neben ihm auf erbärmlichem Gaule der Tod, zwischen beiden aber läuft ein Hund, heimtückisch in seinem Schweigen und allem Ausdruck: sichtlich wiederum der Todeshund, und der Ritter nicht etwa (das kann nur Beschränktheit meinen) Herr Franz von Sickingen, sondern stäts noch der alte Oðin in seinem ich

weiss nicht wievielten Awatar. Der Tod selbst auch oder doch ein Bote des Todes ist jener Hund im Titurel, den der junge Schionatulander seiner Geliebten fängt, nur um in Folge dess einen blutigen Untergang zu nehmen. Die nächtliche Hecate sodann umschwärmen Seelen Verstorbener und bellende heulende schwarze Hunde; sie wird gedacht mit dem Haupt einer Hündin (so wird berichtet, obwohl kaum abzusehen ist, wie am Kopfe das Geschlecht zu erkennen sei) auf der rechten Schulter; drei schwarze Hunde sind ihr übliches Opfer, und sie selber ist wie dort Cerberus dreiköpfig, wenn auch nicht dreihundeköpfig so wie er. Anubis aber, der Sohn der Nephthys, die nach Plutarch dasjenige, was unter der Erde unsichtbar ist, also das unserm Blick entzogene unterweltliche Jenseits bedeutet, dieser Sohn der Unterwelt trägt wirklich selbst auch einen Hundskopf, und den Leib einer Hündin hatte die mit Räthseln tödtende Sphinx vor Theben, ἡ ῥαψῳδὸς κύων, wie der Oedipus der Tragödie sie betitelt: an ihr Jungfrauenantlitz denkt er gar nicht. Nunmehr erklärt sich, warum der Sirius, der mit Sengen und Brennen Alles tödtet, der Hundsstern heisst, und die Tage im Sommer, während derer die Schulen alle wie ausgestorben sind, Hundstage. Ferner, warum der Mythus erzählt, Actäon sei von Hunden zerrissen worden: wer einen Gott (oder hier eine Göttin) leiblich geschaut hat, der muss sterben; diess Sterben nun stellen die zerreissenden Hunde dar, der Pamphagos, der Haimon, der Melanchaites, der Melampus, der Kyllopus, und wie sie charakteristisch genug noch weiter benannt sind. Hiebei darf namentlich der besondre Bezug nicht übersehen werden, den Μελάμπους und Κυλλόπους (von Hygin entstellt in Cyllopotes) auf die Beschaffenheit der Füsse nehmen. Bei dem Tod ist ja dieses Glied überall von Hauptbedeutung: auf geflügeltem Fusse schreitet Hermes, der Seelenführer; Horaz sagt *Pallidi mors æquo pulsat pede pauperum tabernas regumque turres*, und das Mittelalter sprach von Tänzen des Todes wie das griechische Alterthum von einem Tanzboden des Ares; der Κυλλόπους Tod aber vergleicht sich der *pede Pœna claudo:* spät kommt er, doch er kommt. Ferner, damit noch weitere Dunkelheiten sich erhellen, wie man auf die Meinung gerathen ist, dass Hecuba noch in ihren alten Tagen sich in eine Hündin verwandelt habe: lediglich eine Missdeutung des Namens, den ihr Grabmal in

Thracien trug, κυνὸς σῆμα, buchstäblich allerdings ein Hundezeichen, aber dem Sinne nach ein Todesdenkmal; meine Leser fallen von selbst auf die mittelalterliche Parallele der Hunde, die so oft auf Grabsteinen unter den Füssen ebenfalls von Frauen liegen. Ferner des Socrates gewohnte Bekräftigungs- und Betheurungsformel νὴ τὸν κύνα, ganz wie die unsrer Väter „so gewiss als der Tod.“ Ferner unser Sprichwort „Hier liegt der Hund begraben“: wir könnten auch sagen „Hier ist der Tod gestorben;“ der Sinn ist: Hier haben wir das vor uns, was in lebendigster Weise ursächlich wirkt. Ferner die mittelalterlich und schon altheidnisch deutsche Sitte mit einem Verbrecher auch noch einen Hund zu hängen: die Tödtung des Menschen ward damit gleichsam verdoppelt; oder aber (und das war auch römisch, wie uns das *canem et furcam ferre* bei Plautus zeigt) das Leben des Verbrechers zwar zu schonen, aber ihn dafür in feierlichem Aufzug einen Hund tragen zu lassen als Zeichen und Bekenntniss, dass er eigentlich und von Rechts wegen hätte sterben sollen. Ferner das lateinische *canis*, französisch *chien*, als Benennung eines gar zu unterwürfigen Menschen und das griechische προσκυνεῖν, verehren: beides unserm „in tiefster Ehrfurcht ersterben“ ähnlich. Und noch einmal ferner: κύων und *canis* und *canicula* der Ausdruck für den schlechtesten Wurf im Würfelspiele; wir sagen dem wieder ähnlich „auf den Hund kommen“ und von der Kugel, die nicht Einen Kegel trifft, sie pudle, und im Sinn von verderben „verhunzen“ d. i. verhundezen: hier wie dort bedeutet der Hund, d. h. der Tod, nur in hyperbolischer Weise das äusserste Unglück und Elend, und auf nichts anderes zielt auch die Aesopische Fabel, die den Menschen sein Leben als Pferd beginnen, als Rind es fortsetzen und als Hund es zu Ende führen lässt. Zu Ende führen: eben auch da, wo es bloss die Vollendung, wo es kein *consumptum*, sondern allein ein *consummatum* gilt, wird vom Hunde gesprochen: treffend braucht unser Gothisch und Althochdeutsch ein und dasselbe Wort, gothisch *hund*, althochdeutsch *hunt*, zugleich für das Thier und für die letzte Zahl unter denen, zu deren Bezeichnung es noch eigene deutsche Worte giebt, über die hinaus also das einfachere Alterthum nicht mehr gezählt hat, für die Zahl 100; tausend, das freilich uns jetzt wie ein weiteres eignes Wort erscheint, ist nur entstanden aus *thus hunda*, zehn Hunderte. Ganz

eigentlich und wirklich aber ist wiederum der Tod gemeint, wenn ein französisches Sprichwort sagt *Mort le chien, mort le venin;* ein deutsches „Den Letzten beissen die Hunde;" ein römisches, wie Horaz es versificiert, *Canis a corio nunquam absterrebitur uncto: corium unctum* der für den Ringkampf gesalbte, also noch auf die frische Jünglings- und Manneskraft trotzende Menschenleib; von unserm deutschen „Wenn man den Hund schlagen will, so hat er Leder gefressen" ist das Salböl und damit auch sonst die rechte Bedeutung weggewischt. Eher bleibt zweifelhaft, ob in dem Bruchstücke des Lucilius *Introiit in aedes ater alienus canis* dieser schwarze Hund auch der Tod sein solle: jedesfalls besässe das Beiwort *alienus* erst dann einen volleren und tieferen Sinn: wie ein unheimlicher Fremdling bricht oder schleicht der Tod herein, und euphemistisch hiess im Mittelalter das Reich des Todes das andere Land.

Nun aber, indem auch wir jetzt auf dieses andere Land unsern Blick zu richten haben, wissen wir aus Claudian und namentlich aus Procopius und wissen aus Liedern, die noch heut die Bewohner der Bretagne singen, und aus dem was der Sammler derselben, Villemarqué, dazu bemerkt, dass sich nach altceltischem Glauben irgendwo in oder nahe bei der Bretagne auf einer Insel ein Todtenreich befunden hat, wohin die Seelen der Abgeschiedenen überschifften: ein Glaube, der, wie Zeugnisse des dreizehnten und noch des sechzehnten Jahrhunderts erweisen, von gallischem Boden frühzeitig auch auf deutschen gelangt war. Beide nun, die Brittones diesseit wie die Britanni jenseit des Canales, nannte man auf Altdeutsch Britten oder mit ganz regelrechter Brechung des Vocales Bretten. Eigentlich aber hätte man mit noch einer Aenderung mehr, nämlich auch mit Verschiebung des Consonanten, Bretzen sagen sollen, und in der That kommt auch diese weitere Umbildung des Namens mehr als einmal vor: die Wessobrunner Glossen zeigen uns neben einander *Domnoniam prettonolant* und *Bruteri prezzun,* wo Bruteri sich von selbst in Britanni bessert, wie Domnoniam in Damnonia, und ein Ort im alten Wormser Gau, das heutige Bretzenheim, hiess schon im achten Jahrhundert bald gleichfalls so, bald noch mit i und tt Brittinheim, auf Lateinisch *Brettanorum* oder *Prittonorum villa.* Von daher also, aus diesem doppelformig benannten Volk und Land der Brittonen, nicht aber aus der Pfalz noch

aus dem Baselbiet, der Doppelname unsers Hündchens, von Bretten und von Bretzwil: beides bezeichnet den Hund aus dem Todtenreiche, beides den Tod, so jedoch, dass Bretzwil das Todtenreich in engerer, in der engsten räumlichen Begrenzung und damit anschaulicher fasst: es ist wie der Name eines kleineren Dorfes, eines Weilers, althochdeutsch *wîlari,* gebildet. Der Zusammenklang mit jenen zwei Orten der Pfalz und bei Basel ist Sache des Zufalls, während der mit Hundwil in Appenzell weniger zufällig scheint. Hundwil mag einst in derselben Art mythisch bedeutsam gewesen sein, wie uns nun erst klar wird, in welchem Sinne die Römer jenen Inseln der Seligen, die sich das Alterthum fern im westlichen Weltmeer dachte, den Namen *Canariæ* gegeben: diese Hundsinseln sind wiederum Todesinseln, sind ebenfalls ein Todtenreich.

Der Begriff des Todes ist also beiden Hunden gemeinsam: er stellt sich jedoch nicht in beiden gleichartig dar. Schlichter und einfacher, aber auch beschränkter in dem von Bretzwil. Wenn wir sagen, es komme etwas wie das Hündlein von Bretzwil, und der Sinn ist, es komme als das Späteste und Letzte, so ist damit lediglich dasselbe ausgedrückt, was im Armen Heinrich mit den Worten und *ie ze jungest der tôt.* Reicher, mannigfaltiger, weiter hinaus greifend, aus einem vereinzelten Begriff zu einem ganzen vollen Gedanken, gestaltet sich die Sache bei dem Hündchen von Bretten: hier gewinnt noch der Schwanz besondre Erheblichkeit, und ausserdem verflicht sich auch eine Wurst in die mythische Schöpfung.

Was den Hund, den Hund überhaupt und jeden einzelnen, erst recht zum Hunde macht, das ist sein Schwanz. Kein anderes Thier vermag mit diesem Glied eine so beredte Zeichensprache zu führen, und unsre Vorfahren wusten gar wohl, weshalb sie es in ihrer Räthseldichtung zu einer Frage machten, die nur durch höhere Weisheit zu entscheiden sei, ob der Schwanz am Hunde hange oder der Hund am Schwanz; auch deutsche Sprichwörter weisen auf die organische Zusammengehörigkeit beider hin: „Er ist ein Hund, wenn er nur einen Schwanz hätte,“ oder „Komme ich über den Hund, so komme ich auch über den Schwanz;“ und sinnreich griff die Sprache der Hellenen eben dieses Hauptmerkmal heraus, indem sie eine besonders gute Art von Jagdhunden nicht Hunde schlechtweg, sondern Hundeschwänze

hiess (κυνοσουρίς); ja der Hund selbst scheint sich alles dessen wohl bewust zu sein und selbst auch diess sein Glied nach Gebühr zu schätzen: „Greift man den Hund beim Schwanz, so knurrt er“ bezeugt abermals ein Sprichwort. Dazu noch der Werth desselben für die höhere geistige Auffassung, für die Symbolik: es war eine solche unmittelbar nahe gelegt durch die einfache Wahrnehmung, dass der Schwanz das Ende des Hundes, dass also, wenn der Hund Sinnbild des Todes ist, in seinem Schwanz diese Sinnbildlichkeit sich noch potenziert, und wie bedeutsam ist alsdann ein Gebrauch, der so verbreitet ist als das Hundegeschlecht selbst und so alt als die Welt, der Gebrauch nämlich aller Hunde, wenn anders Hund und Schwanz im normalen Zustand der Ruhe sind, diesen ihren Schwanz von der Linken zur Rechten und zugleich nach oben hin zu strecken: so wird dasselbe, was das Ende des Endes, was die Vollendung im Tod bezeichnet, zu einem sittlichen Compass, der den Blick noch darüber hinaus auf ein höheres Ziel hinlenkt. Nach all dem ist es nicht sowohl die Gefrässigkeit des Hundes und nicht die Sucht, die er hat, sein Gespieenes selbst aufs Neue zu verschlingen, ähnlich dem Gotte der Zeit, der die eigenen Kinder frisst, nicht sowohl dieser Umstand, so hinreichend dieser allein auch wäre, ist es gewesen, der ihn auf den Tod hat umdeuten lassen, als vielmehr, was dem verschlingenden Maule gegenübersteht, der Schwanz. Ihn meint auch und in eben solchem Sinne, nur unter Anwendung jener bekannten Metonymie, die Benachbartes mit Benachbartem vertauscht, der attisch feine Rath an Augenleidende, sie sollten ἐς κυνὸς πυγὴν ὁρᾶν, d. h. sie sollten an ihr Ende denken, sich bereit halten das Augenlicht und das Tageslicht und das Lebenslicht verlöschen zu sehen. Es hat daher etwas befremdliches, dass von der Sinnbildsprache des Alterthums nicht auch der Hund, der sich selbst in den Schwanz beisst, sondern nur die ebenso kreisende Schlange zum Symbol der Ewigkeit ist erkoren worden. Zwar in unserm Mythus wird letzterer Begriff halb und halb auch durch den Hund, aber doch nur halb und halb durch ihn selbst veranschaulicht: in welcher Weise, davon nachher. Das Bedürfniss nach einer dichterisch reicheren Entwickelung des Gedankens hat in den Vordergrund noch ein besonderes andres Bild gerückt.

Es ist das die Wurst, die Wurst, die in ihrer echten rech-

ten Vollgestalt ebenfalls einen Ring wie dort die Schlange zeigt, und die auch da, wo die moderne Verflachung des Denkens und Empfindens sie nicht mehr zu einem ganz in sich geschlossenen Kreise formt, doch immer noch das grössere oder kleinere Segment eines solchen ausmacht. Hierauf bezieht sich, indem sie die Sache vielleicht noch ganz eigentlich und sinnlich nimmt, unsre Redensart „Das ist mir Wurst," d. h. das ist mir gleichgültig: es ist gleichgültig, auf welchen Punkt zuerst und zumeist ich mein Thun oder Denken richte, da jeglicher Punkt ein Anfang ist. Symbol der Ewigkeit aber und der Unsterblichkeit[1]) ist die Wurst im Munde des Volkes, wenn da dem Sprichwort „Wes Brot ich esse, des Lied ich singe" gleichsam dialogisch das andere gegenübersteht „Brätst du mir die Wurst, so lösch' ich dir den Durst;" sie ist es im Munde jener litterarischen Assecuranzgesellschaften auf Lebenszeit und gegen Hagel, deren Wahlspruch lautet „Wurst wider Wurst;" sie ist es auch im Munde des Hündchens von Bretten, und wie dieses täglich danach ausläuft und heut auf der einen, morgen auf der anderen Metzigbank und so fort seine Wurst sucht, ist damit zugleich die Erfahrung und die Lehre von dem unausgesetzten Streben des Endlichen und Sterblichen nach der endlosen Unsterblichkeit und von dem Uebergang durch den Tod in die Ewigkeit versinnlicht. Sagen wir nicht: zu derb versinnlicht; beneiden wir lieber das Alterthum und den Mythus um seine naive Unbefangenheit; und stossen wir uns auch daran nicht, dass der Mythus dieses so hoch gerichtete Streben in die Form von Raub und Diebstahl kleide: das Alterthum hat in dergleichen Dingen nicht mit so überzarter Unterscheidung gefühlt als wir: bezeichnet doch die Cimbern wie noch heut die Klephten ihr Name selbst als Räuber und als Diebe, aus Leiandros und Furius und Stilicho und Friðthiof blicken unbemäntelt Raub und Diebstahl hervor, ein schon oben angeführtes Sprichwort darf Edelleute und Hunde auch deshalb unbedenklich neben einander stellen, weil jene so gut als

1) Ich überlasse es gern dem Brotstudium, das sich neu unter uns aufthun will, denselben oder meinethalb auch einen anderen Sinn an den verschiedenen Arten gebackener Ringe und an den Doppelringen, den Bretzeln, nachzuweisen; dabei wird auch die Ironie zu beachten sein, welche die Bretzel von dem gleichen Stamme mit Bretten und Bretzwil benennt.

diese sich lange genug mit Rauben und Stehlen und nicht allein von Würsten beschäftigt haben, und wie, den Römern wenigstens, gerade die Begriffe Hund und Räuber in Eins zusammenfallen, zeigt der Einklang der Worte *latro latrari* und *latro latronis*. Vom Hund aber und von der Wurst, d. h. von Tod und Unsterblichkeit, und von dem Stehlen dieser Wurst, wie oft spricht auch davon wieder das deutsche Sprichwort, wie oft freilich zur Beschämung der Enkel so, dass der altmythische Sinn und Tiefsinn vergröbert oder bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt ist! „Es passt ihm wie dem Hund die Wurst; Er kam dazu wie der Hund zur Bratwurst; Schwerlich essen die Hunde Bratwürste, sie stehlen sie denn; Wenn man selber nicht hangen will, muss der Hund die Wurst gestohlen haben; Den Hund schickt man nicht nach Bratwürsten; Ein Hund ist nicht lange an Eine Bratwurst gebunden; Es ist nicht Noth, dass man den Hund mit Bratwürsten werfe, so lange man noch gute Bengel hat."

Natürlich nun, da der Drang des Endlichen nach der Unendlichkeit durch den Drang zu immer wiederholtem Stehlen von Würsten und durch immer wiederholten wirklichen Diebstahl solcher bezeichnet wird, konnte für die schliessliche Stillung dieses Dranges, konnte für das Gelangen zum Ziel nicht wieder auch die Wurst als Zeichen dienen: der Ausdruck hiefür und gewiss ein nicht minder sinnreicher, gewiss auch sehr kunstreicher, da er den mythischen Stoff zu schönster Abrundung in sich selber bringt, ist das Abhauen des Schwanzes, und was dann noch weiter geschieht.

Der Schwanz, der den Hund erst recht zum Hunde, die Endlichkeit erst recht zur Endlichkeit macht, ist für immer beseitigt, und Hund und Tod sind damit über sich selbst erhoben, noch mehr als jene Kuh, von der Wolfram im Eingange seines Parzival nur sagt, sie habe einen ungewöhnlich kurzen Schwanz, und schon damit sagen will, sie sei geduldiger, friedfertiger, besser als sonst die Kühe. Schwanzlos aber wie nun der Hund, zum mindesten beinahe schwanzlos, ist auch der Bär, der als Bärin Symbol der mütterlich hegenden und herrschenden Naturkraft und der Wiedergeburt des erstorbenen Lebens ist[2]); schwanzlos

2) Die Berner nennen diesen ἥρως ἐπώνυμος ihrer Stadt bekanntlich Mutz, entweder der an Unsichtbarkeit grenzenden Kürze seines Schwanzes

auch jene gröste Affenart, aus der unsre Naturforschung, bescheidener als sie meint, den Menschen entwickelt; schwanzlos, der einstweilen noch über dem allem steht, der Mensch selbst: es war ein sehr unbewachter Augenblick, in welchem sich Lichtenberg zu dem unwürdigen Wunsche verleiten liess: „Natur, wenn du dereinst dein Meisterstück mit einem Schwanze zieren willst, so erhöre die Bitte deines bis zur Schwärmerei warmen Dieners und verleihe ihm einen, wie der Leibhund Heinrichs VIII trug!“

Wir haben vorher in der Reihe der altüberlieferten Symbole den Hund, der in sich selber kreisend den eigenen Schwanz beisst, als Symbol der Ewigkeit vermisst, und in der That beschreibt auch das Hündchen von Bretten, rein sinnlich genommen, mit seinem Leibe keinen Kreis: aber der Idee nach ist ein solcher doch auch hier vorhanden; er ist vorhanden, indem der Metzger den freilich abgehauenen Schwanz des Thierchens in dessen Schnauze legt: auch so verschlingen Anfang und Ende sich in Eins.

Wo aber (unsre Forschung darf sich dieser Frage nicht entziehen) wo ist die erste und eigentliche Heimat des Mythus, und welches wohl ist sein Alter? Wären wir an die Namen Bretten und Bretzwil gebunden, so gäbe die Antwort sich von selbst: wir würden damit auf celtisch-germanischen Boden und, da die älteste Nachricht über das brittonische Todtenreich sich um das Jahr 400 n. Chr. bei Claudianus findet, bis höchstens in die Anfänge der christlichen Zeitrechnung gewiesen und hierauf beschränkt sein. Indessen wir sind durch nichts genöthigt uns so zu binden. Vielmehr, da ja auch den Griechen Hund und Hundeschwanz ein Sinnbild des Todes, da ferner auch ihnen die Vorstellung von einem Todtenreiche jenseit der Wasser und von nächtlichen Todtenschiffern geläufig gewesen ist (ich erinnere nur an Charon und an die Phäaken, wie Welcker dieselben geistreich deutet); da sodann auch sie, in Athen, unverkennbar schon aus unsrem Mythus von einem Hunde erzählten, der bei dem

---

wegen: denn mutzen ist s. v. a. stutzen; oder mit ebensolcher Ironie, wie in der vorigen Anmerkung an dem Namen der Bretzel ist nachgewiesen worden: denn anderswo ist Mutz s. v. a. Katze; die Katzen aber sind, falls man sie nicht eigens gemutzt hat, hinreichend geschwänzt, dreifach sogar, wie ein berühmter Syllogismus darthut, ja in Engelland neunfach.

Opfer des Diomos anstatt einer Wurst das Opferfleisch geraubt und bis nach dem Hügel und Platz des Heracles, dem fortan sogenannten Κυνόσαργες, d. i. Hundsweiss (denn der Hund war weiss nach Pausanias), davongetragen; da endlich wiederum sie so mancherlei Dinge von der Erde aus unter die Gestirne ihres Himmels versetzt haben, z. B. gerade auch einen Hund, Mära, das Hündchen des Icarius, das noch als Stern der kleine Hund hiess: nun wohlan, so wird es keine Wagniss, es wird eher eine wissenschaftliche Nothwendigkeit sein, es wird auch diess wieder zum richtigen Verständniss eines bisher stäts räthselhaften Ausdruckes helfen, wenn wir in κυνόσουρα, dem griechischen Namen des kleinen Bären, den Hundeschwanz wiedererkennen, den nach deutscher Erzählung der Metzger in Bretten abgehauen hat. Und überaus passlich und der Idee des Mythus angemessen ist diesem Schwanze gerade da sein Platz gegeben, wo sich der Himmel in die Kälte und die Nacht des Todes hinab und zu seinem Ende neigt. Als derjenige aber, der zuerst das Sternbild des kleinen Bären oder der Kynosura in die Astronomie eingeführt habe, wird Thales genannt: ihm also, um 600 v. Chr., ihm in Milet, aber nicht als milesische Fabelei ohne Sinn und Sitte, hat der Mythus bereits in seiner ganzen Ausbildung vom Maul bis zum Schwanze vorgelegen, und erst von Griechenland aus, aber vielleicht schon zu derselben Zeit, durch die Gründer nämlich von Massilia, hat er, gleichsam angezogen von dem Gestirn, welches er dem Himmel geschenkt, sich gen Norden hin bis zu den Celten und näher zu dem Lichte seines Polarsterns ausgebreitet, um allgemach hier durch Anknüpfung an das Todtenreich der Brittonen eine neue Localisierung zu gewinnen. Zeit hiezu war ihm in Fülle gewährt, wenn wir auch nicht ganz von Thales und den ersten Massilioten an und nicht ganz bis auf Claudianus rechnen. In welcher Gegend der Grenze sodann er von celtischem Boden auf germanischen übergetreten sei, sogar diess will sich unserm Blick noch heute verrathen. Die Griechen hatten den Hundeschwanz nicht bloss am Himmel, sie hatten ihn auch unter sich selbst auf Erden mehrfach verewigt, und Κυνόσουρα hiessen auch Vorgebirge von Attica und Salamis und Locris und eine Phyle von Sparta: ebenso aber, nur auf Altdeutsch, also Hundes zagel, war eine Ortschaft unten am Rhein, in der Nähe von Bonn, benannt, die freilich nun schon seit langem verschwun-

den und verschollen ist: Hundes zagel, wer möchte den historisch-geographischen Fingerzeig, den dieser Namenswiderhall uns giebt, verkennen?

Wir sind am Ziele, sind mit der Mythenforschung nicht allein, was auch Andere können, auf den Hund, sondern auch glücklich über den Hund und seinen Schwanz gekommen. Es wird kaum mehr nöthig sein einen nochmals unterscheidenden und wieder vereinenden Blick zurückzuwerfen und noch einmal eigens hervorzuheben, wie beide Hündchen also die Endlichkeit und den Tod bedeuten, das Hündchen von Bretzwil aber nur eben diess und weiter nichts, das von Bretten aber die Endlichkeit, welche in die Unendlichkeit, das Erdenleben, das durch den Tod in die Unsterblichkeit und die Ewigkeit hinüberringt und dringt. Ich selbst habe das nur wiederholt um schliesslich besser darauf aufmerksam zu machen, wie sehr die Jetztzeit in dem Gebrauch des Sprichwortes „Es geschieht ihm wie dem Hündchen von Bretten" abermals fehlgreift: denn sie wendet es auf Fälle an, wo Jemand nach langem treuem aufopferungsvollem Mühen zuletzt doch nichts als Unglück erfährt und zu Grunde geht: gerade das Gegentheil der von uns ermittelten Idee des Mythus.

Leipzig. Druck von Grimme & Trömel.

INHALT.

KLEINERE SCHRIFTEN

VON

WILHELM WACKERNAGEL.

ZWEITER BAND.

ABHANDLUNGEN
ZUR DEUTSCHEN LITTERATURGESCHICHTE.

LEIPZIG
VERLAG VON S. HIRZEL.
1873.

ABHANDLUNGEN

ZUR

DEUTSCHEN LITTERATUR-GESCHICHTE

VON

WILHELM WACKERNAGEL.

LEIPZIG
VERLAG VON S. HIRZEL.
1873.

Vorwort.

Unter den Abhandlungen dieses Bandes, die ebenso wie die des ersten nach den Handexemplaren des Verfassers, mit Einschaltung zahlreicher Nachträge, zum Druck gerichtet sind, befinden sich zwei vorher noch ungedruckte, neben no. 2 die längere Arbeit über die Thiersage (no. 5), die sich in manchen Punkten als ausführlichere Neubearbeitung des unmittelbar vorhergehenden Aufsatzes darstellt, ohne dessen Inhalt voll aufzunehmen. Sie ist der erste Theil eines Collegienheftes über Reinke de Vos, durch die Bemühung des Herrn Dr. L. Sieber hier für den Druck ausgeschrieben.

Ein demnächst erscheinender dritter und letzter Band wird die Abhandlungen zur deutschen Sprachkunde enthalten.

Basel den 9. October 1873.

M. Heyne.

ABHANDLUNGEN

ZUR

DEUTSCHEN LITTREATURGESCHICHTE.

Geschichte
des deutschen Hexameters und Pentameters
bis auf Klopstock.

(Berlin, in der Finckeschen Buchhandlung 1831. XXIX u. 68 Seiten 8°.)

An

Karl Witte,

Professor der Rechte in Breslau.

Ob ich damit, theurer Freund, einer besondern Liebhaberey von Dir entgegenkomme, wenn ich Dir grade dieses Büchlein widme, weiss ich nicht. Vielleicht hätte ich lieber warten sollen, bis ich Dir eine vollständige Schrift über die leoninischen Verse (wovon doch zuletzt diese Blätter nur einen Abschnitt bilden werden) zueignen konnte. Aber es ist ein Bedürfniss meines Herzens, und ich nehme die Gelegenheit wahr, Dir vor Vielen zu sagen, wie lieb und werth Du mir bist, wie ich mit Freude und Schmerz zugleich an die Zeit zurückdenke, die ich mit Dir verlebt habe, an die Abende wo wir zu gemeinschaftlicher Betrachtung von Kunstwerken, zu gegenseitiger Mittheilung unserer Poesien zusammenkamen, wo ich mich von Dir über die altitaliänische Litteratur belehren liess. Glaube mir, ich vergesse das nie, und davon will ich Dir hiemit ein Merkmal und Pfand geben. Ich bitte Gott, dass er es Dir wohl gehn lasse; mir wünsche ich, dass ich Dich bald wiedersehen möge.

Berlin, im December 1830.

W. W.

Vorrede.

Mein Bemühen bei Abfassung dieses Büchleins ist darauf gerichtet gewesen, als einen Beitrag zur Geschichte unserer Poesie eine möglichst vollständige Uebersicht aller Versuche zu liefern, die man vor *Klopstock* angestellt hat, auch in deutscher Sprache Hexameter und Pentameter zu verfertigen. Welche Versuche in drey Perioden zerfallen: in der ersten sucht man die Regeln der antiken Prosodie zu befolgen, und thut damit der deutschen Sprache eben keine Gewalt an; in der zweyten hat man noch dieselbe Absicht, aber handelt damit dem Geiste der Sprache zuwider; in der dritten endlich wird der Hexameter emancipiert, man ist weniger antik um deutscher seyn zu können, und setzt an die Stelle der Quantität den Accent. Diese Periode dauert noch. Die Metriker übersehen es, dass der grosse Unterschied zwischen antiker und moderner Verskunst nunmehr auch für die nachgeahmten antiken Maasse gilt, und bleiben in einem fortwährenden unbehutsamen Verwechseln ganz verschiedener Begriffe; sie sollten von Hexametern und Pentametern wie von andern deutschen dactylischen Versen sprechen, vom Dactylus aber als von einem Fusse, der aus einer accentuierten und zwey unaccentuierten Sylben bestehe. Einzelne Dichter nehmen die mühselige Arbeit *Konrad Gesner's* wiederum auf, und machen Verse in denen sie die Position beachten, ohne zu bedenken dass ihnen der nothwendige Gegensatz corripierter Wurzelsylben abgeht, und dass sie bei dem gänzlichen Mangel an accentuierten Kürzen und unaccentuierten Längen doch immer wieder auf die gewöhnliche Verskunst zurückkommen, der Accent und Länge einerley ist. Zuweilen, wo Noth am Mann ist, helfen sie sich und machen kurz, was alle Welt lang spricht. Die Verse *Friedr. Heinr. Bothe's* habe ich unten Anm. 32. erwähnt; ähnliche Probestücke von *Leop. Schefer* sind mir erst jetzo aus seinen kleinen lyrischen Werken (zweyte Aufl. Frankf. a. M. 1828.) bekannt geworden. Welche Formen, welche Sätze, ja selbst welcher Versbau! es fehlen Cäsuren, es fehlt aller Wohlklang, nur damit es

lauter untadelhafte Kürzen seyen. Aber das hat zuletzt der Dichter verschuldet, und wir wollen es nicht dem Metriker zur Last legen. Jedoch neben den willkürlichen Regeln wie viele noch willkürlichere Ausnahmen! Wie viele Worte nach Laune und Gelegenheit bald lang, bald kurz gebraucht! — Wir wollen uns Raum für bessere Beispiele sparen.

Es geht einmal nicht; so schön es wäre, wenn wir echt antike Verse machen könnten, wir vermögen es nicht: geben wir's auf! Nicht bloss die verschiedene Art zu messen ist es, was uns in den Weg tritt, wenn wir es den Alten gleich thun wollen: wir müssen auch ihre freye, unsre gebundene Wortfügung in Anschlag bringen. Ihre Hexameter und Pentameter, minder die der Griechen als die der Römer, charakterisiert eine eigenthümliche Anordnung der Worte, die zwar auch sonst ihrer Sprache angemessen und in ihr begründet ist, jedoch diesen Versen besonders nothwendig zugehört; unserer Sprache ist sie in demselben Grade fremd. Ich meine den syntactischen Parallelismus der beiden Hälften, in welche die Cäsur den Hexameter und Pentameter theilt.

Nicht von dem Parallelismus zweyer durch die Cäsur getrennter Sätze, wie er im Pentameter beliebt ist, z. B.

Cynthia prima fuit, Cynthia finis erit: Prop. I, 12, 20.
Maxima praeda tibi, maxima cura mihi: ib. III, 16, 2.
Nec cito desisto, nec temere incipio: ib. 20, 36.
Despiciam dites, despiciamque famem: Tib. I, 1, 78. [I, 4, 82.]
Maereat haec genero, maereat illa viro: ib. III, 2, 14.
Turpe senex miles, turpe senilis amor: Ovid am. I, 9, 4.
Longa decensque fuit, longa decensque manet: ib. III, 3, 8. [her. 13, 166.]
Deputo, sive legat quae dabo, sive tegat: Auson. epigr. XXXIV, 16.
Ligneus ut Daphne, saxeus ut Niobe: ib. LXXXV.
Talis vita tibi, qualia vota mihi: id. edyll. II, 64.

oder mit abweichender Stellung der Worte [Tib. III, 6, 48]:

Hujus ero vivus, mortuus hujus ero: Prop. III. 15, 36.
Di quoque habent oculos, di quoque pectus habent: Ov. am. III, 3, 42.[1]).

---

1) Hiemit lassen sich solche Pentameter zusammenstellen, in denen zwey zu Einem Zeitworte gehörige, durch *et*, *atque*, *nec*, *at* verbundene oder asyndetischer Weise unverbunden gebliebene Substantiva so vertheilt werden, dass das Verbum die zweyte Hälfte des Verses beginnt, die Substantiva beide Hälften beschliessen: eine Structur die *Catull* besonders liebt.

Sed pater ut gnatos diligit et generos: Cat. LXXII, 4.
Qui stellarum ortus comperit atque obitus: ib. LXVI, 2.

rede ich; denn dergleichen vermögen deutsche Dichter auch; sondern von dem Parallelismus in der Stellung der Worte eines und desselben durch die Cäsur getheilten Satzes.

In seinem Commentar zum *Tibull* bemerkt *Broukhuysen* bei Gelegenheit des Pentameters „Bellica cum dubiis rostra dedit ratibus (II, 6, 22.) Folgendes: Animadvertendum est singulare quoddam Tibulli artificium, quod apud alium poetam reperies neminem. In priore hemistichio collocat bina epitheta, quae epitheta dispescuntur una vocula media; in posteriore sunt bina subjecta cum uno verbo regente, itidem medio. Ut l. I. eleg. 10. v. 4:

Sera tamen tacitis poena venit pedibus.

Ibid. eleg. II. v. 14:

Haesura in nostro tela gerit latere.

L. II. eleg. 7. v. 16:

Et mea cum muto fata querar cinere.

Elegia proximo superiore v. 16:

Abdita quae senis fata canit pedibus.

Et v. 40:

Troia qui profugis sacra vehis ratibus. —

Non admodum dispar ratio est, cum in priore tmesi epitheta continuantur, nulla voce media. Ut l. I. eleg. 8. v. 16:

Frigidus intonsos Taurus arat Cilicas.

Atque ibidem v. 36:

Expressa incultis uva dedit pedibus.

L. II. eleg. 4. v. 48:

Annua constructo serta dabit tumulo.

L. II. eleg. 7. v. 14:

Et madefacta meis serta feram lacrimis.

Es ist eine irrige Behauptung, dass dies artificium ein ausschliessliches Eigenthum *Tibull's* sey: man kann es ihm kaum vorzugsweise zugestehn; denn auch die Andern haben genug der Art, z. B.

Grandia te medii tenta vorare viri: Cat. LXXX, 6.
Nulla mihi tristi praemia sint Venere: Prop. I, 14, 16.
Ausaque in accensos Iphias ire rogos: Ov. tr. V, 14, 38.

Häufiger ohne Einschaltung eines Wortes in der ersten Hälfte:

Cum gravis exustos aestus hiulcat agros: Cat. LXVIII, 62.
Rara verecundae furta feremus herae: ib. 136.

Et non pistrino traditur atque asino: ib. XCVII, 10.
Speret nec linguam esse nec auriculam: ib. LXVII, 44.
Ille fores dominae servat, at iste ducis: Ov. am. I, 9, 8. [cf. her. 13, 120.]
Ambos una fides auferet, una dies: Prop. III, 20, 18. [Tib. I, 3, 56. 4, 2.]

Et nullo vacuus tempore defit amor: Prop. I, 1, 34.
Et vetera oblitis jura refer sociis: ib. 6, 20.
Saucia maerenti corpora vectet aqua: ib. IV, 3, 46.
Ut pendens liquida ripa subitur aqua: Ov. A. A. I, 620.
Aptaque verrendis sidera quaeret aquis: Ov. am. I, 9, 14. [heroid. 2, 90.]
Cumque sua teneram conjuge pressit humum: ib. III, 5, 16.[2])
Egregia et nuptae laus erat et viduae: Auson. edyll. II, 48.

Die Absicht dieser Wortstellung leuchtet ein. Es soll in der ersten Vershälfte noch nichts für die Vollendung des Sinnes geschehn: darum werden Substantiva und Verbum für die zweyte behalten, und die an sich nichts aussagenden Adjectiva vorangeschoben; die erste Hälfte beginnt, die zweyte vollendet; die erste schürzt, die zweyte löst. Deswegen sind Beispiele seltener, wo schon in der ersten ein Substantivum gegeben ist, wie folgende:

Carmina mansuetus lenia quaerit amor: Prop. I, 9, 12.
Lumina dejectis turpia sint lacrimis: ib. 18, 16.
Ora philetaea nostra rigavit aqua: ib. IV, 3, 52.
Brachia derepta saucia fecit acu: Ov. am. I, 14, 18.
Heu! mala vexatae quanta tulere comae: ib. 24.
Non anus haemonia perfida lavit aqua: ib. 40.

Obwohl es seinen guten Grund hat und stärkeren Nachdruck bezweckt, wenn z. B. in dem ersten der properzischen und dem zweyten der ovidischen Verse die Worte *lenia* und *quanta* nicht gleich vorangestellt werden. Hier würde strenge Anordnung mehr gegen den Charakter des Pentameters verstossen als diese abweichende.

Aber wie es auch mit den Nominibus gehalten werde, die Symmetrie wird in der Regel behauptet, und wie in der Substruction die Adjectiva (oder das Substantivum und Adjectivum) angeordnet sind, dieselbe Stellung nehmen in der darüber erbauten zweyten Hälfte auch die Substantiva (oder das Adjectivum und Substantivum) ein. Welcher Platz daneben dem Zeitworte angewiesen werde, ist für die Absicht dieser Wortfügung gleichgültiger: es kann die zweyte Hälfte auch beschliessen, es kann sie beginnen, es kann sogar (obwohl das jener Absicht schon

2) Daran schliessen sich Beispiele, wo statt des Verbi finiti ein Participium steht, wie:

Candida dividua colla tegente coma: Ov. am. I, 5, 10.

und ausserdem statt des einen Adjectivi ein Genit. subst.:

Divum ad fallendos numine abusum homines: Cat. LXXVI, 4.

mehr widerstrebt) mitten in die erste eingeschaltet werden, wenn nur die Congruenz der Nomina beobachtet wird. Ich will von jeder Art einige Beispiele geben.

Das Zeitwort am Ende des Verses:

Tristia cum multo pocula felle bibat: Tib. I, 5, 50.
Clausa tuo majus janua fulmen erat: Ov. am. II, 1, 20.
Quaeque prometheo saxa cruore rubent: ib. 16, 40.
Ut meus oblito pulvis amore vacet: Prop. I, 19, 6.
Mollia composita litora fronde tegit: ib. 20, 22.

Seltener mit Voranstellung eines Subst.:

Vela colorati qualia Seres habent: Ov. am. I, 14, 6.
Ad sua natalis tempora noster adest: Ov. tr. III, 13, 2.[3])

Oefter beginnt das Verbum die zweyte Hälfte; Verse der Art liebt Properz vorzugsweise; auch Ovid hat sie häufig genug.

Arida nec pluvio supplicat herba Jovi: Tib. I, 7, 26.
Impia in adversos solvimus ora deos: ib. III, 5, 14.
Fortia nam posita sumpserat arma colo: Ov. A. A. I, 702.
Turbida perversas induit illa comas: ib. III, 246.
Exstinctum longis occidit omne malis: Ov. tr. I, 6, 32.
Et denso mistas perferet imbre nives: Ov. am. I, 9. 16.
Lecta prometheis dividit herba jugis: Prop. I, 12, 10.
Candida felici solvite vela choro: ib. 17, 26.
Nostraque non ullis permanet aura locis: ib. III, 12, 8.
Et solitum armigeri ducite munus equi: ib. IV, 4, 8.
Multiplici illustres vidit honore domos: Auson. edyll. II, 50.

Seltener mit Voranstellung eines Subst.:

Moenia felici condidit alta manu: Ov. am. III, 13, 34.
Aurea de campo vellite signa meo: ib. 15, 16.
Cumque nova mores sunt tibi luce dati: Ov. tr. I, 6, 24.
Nec levis in verbis est medicina meis: Prop. I, 10, 18.[4])

Von der Einschaltung des Zeitwortes zwischen die vorangehenden Adjectiva sind die Beispiele sehr selten [Prop. I, 19, 4. Ovid. her. 13, 50. 112. 122]:

---

3) Vereinzelte Voranstellung beider Subst.:

Et pharetra ex humero gnosia utroque jacet: Prop. III, 12, 10.

4) Eine neue Variation ist:

Lassa foret crines solvere Roma suos: Prop. III, 15, 46.

Statt des einen Adj. ein Genit. subst.:

Solis et atratis luxerit orbis equis: Prop. IV, 5, 34.

Vereinzelte Voranstellung beider Subst.:

Pignora nec juveni credite vestra novo: Ov. A. A. III, 486.

Pollicita est magico saga ministerio: Tib. I, 2, 42.
Tradita sunt tristis munera ad inferias: Cat. CI, 8.[5])

Gleiche Anordnung der Nomina gilt auch in dem Falle, wo gar kein Verbum innerhalb des Verses vorhanden ist; nur dass hier öfter statt eines Adject. auch ein Subst. vorangestellt wird.

Plebei parvae funeris exsequiae: Prop. III, 13, 24.
Gallicus iliacis miles in aggeribus: ib. 48.
Stamina non ulli dissoluenda deo: Tib. I, 7, 2.
Unda sub aestivum non adeunda canem: ib. III, 5, 2.
Ara per antiquas facta sine arte manus: Ov. am. III, 13, 10. [her. 13, 2.]
Luna moraturis sedula luminibus: Prop. I, 3, 32.
Saviolum dulci dulcius ambrosia: Cat. XCIX, 2.
Saviolum tristi tristius helleboro: ib. 14.
Proxima Misenis aequora nobilibus: Prop. I, 11, 4.[6])
Clarus olympiacis et Lycus in stadiis: Auson. epigr. CXIII, 2.
Sed juvenis juveni quod mihi rapta viro: id. parent. IX, 22.

Es werden also, wenn in einem Pentameter zwey Substantiva, jedes mit einem Adjectivum, vorhanden sind, diese Worte am liebsten so vertheilt, dass den beiden Adjectiven die Substantiva in entsprechender Stellung nachfolgen, oder auch so dass ein Substantivum und ein Adjectivum vorangehn, und das Adjectivum des Subst. und das Substantivum des Adj. in die zweyte Hälfte des Verses zu stehen kommen; die Adjectiva und Substantiva mögen nun auf jene Weise gepaart oder auf diese in einander verschränkt seyn, die correspondierende Wortstellung wird in beiden Fällen beobachtet. Ausnahmen wie folgende:

Innocuum rigido perforat ense latus: Ov. tr. III, 9, 26.
Saevit et injusta lege relicta Venus: Tib. I, 5, 58.
Accendit geminas lampadas acer Amor: ib. IV, 2, 6.
Melle sub infami corsica misit apis: Ov. am. I, 12, 10.
Et levibus curis magna perire bona: Prop. III, 12, 4.
Auribus et puris scripta probasse mea: ib. 13, 12.
Candidaque ossa super nigra favilla teget: Tib. III, 2, 10.
Et magnas messes terra benigna daret: ib. 3, 6.
Strataque tentavi sicca pavente manu: Auson. epigr. CXXXV, 8.

---

5) Eine merkenswerthe Abart gibt ein Vers Tibull's, wo dem Verbum in der ersten sein Object in der zweyten Hälfte gegenübersteht:

Fortis arat valido rusticus arva bove: II, 2, 14.

Ziemlich einzeln steht Properzens Vers mit voraufgehendem Verbo:

Sint modo fata tuis mollia carminibus: I, 7, 4.

6) Vereinzelte Voranstellung beider Subst.:

Pars desiderii maxima paene mei: Ov. tr. III, 6, 20.
Urbica censoris nobilitata toro: Auson. parent. XXX, 2.

Facundo civis major ab ingenio: id. parent. VIII, 6.
Conjugis ereptae mors memoranda mihi: ib. IX, 4.

sind so vereinzelt und selten, dass sie nicht können in Anschlag kommen; aber zwey von den bisher besprochenen abweichende Methoden, deren eine den Parallelismus gänzlich aufgibt (obwohl noch immer ein Schein davon bleibt), die andere ihn nur zur Hälfte bewahrt, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Nach der einen gehn die Adjectiva voran, und die Substantiva folgen in der Stellung, dass sich an das zweyte Adjectivum gleich sein Subst. anschliesst, z. B.

Exiguam viridi fronde operire domum: Tib. II, 1, 40.
Et tenuis coa veste movere sinus: Prop. I, 2, 2.
Et stolidum pleno vellere carpe pecus: ib. III, 16, 8.
Aequoreasque suo sidere turbat aquas: Ov. tr. I, 4, 2.
Cum leve deserta sub trabe nectit opus: Ov. am. I, 14, 8.
Et sua sopitis hostibus arma movent: ib. 9, 26.
Casurum nullo tempore nomen habent: ib. 15, 20.
Ustus ab assiduo frigore Pontus habet: Ov. tr. III, 2, 8. [her. 13, 66. 80.]

Die andere Methode ist zweyen Dichtern besonders geläufig, *Tibull* und *Ovid*. Das Verbum beginnt den Vers, ein Adjectivum oder Substantivum beschliesst die erste, das entsprechende Substantivum oder Adjectivum die zweyte Hälfte, und zwischen beide wird das andere Substantivum mit seinem Adjectivum eingeschoben.

Destitit ire novas Cynthia nostra vias: Prop. I, 8, 30.
Adsuescent latio partha tropaea Jovi: ib. IV, 4, 6.
Portabat niveis currus eburnus equis: Tib. I, 7, 8.
Sternat et adversos Marte favente duces: ib. 10, 30.
Neu timeat celeres tardior agna lupos: ib. II, 1, 20.
Excutiunt clausae fortia verba fores: ib. 6, 12.
Narrant in multas compita secta vias: Ov. am. III, 1, 18.
Implebit leges spiritus iste meas: ib. 30.
Obruit infelix nulla procella caput: Ov. tr. III, 2, 26.
Deponat lacrimis pocula mista suis: ib. V, 3, 50. [her. 13, 60. 110. 148.]
Nuntiet hoc cineri nostra favilla tuo: Auson. parent. IX, 30.
Quod gereret totum femina sola domum: ib. XIX, 8.
Irritant volsas laevia membra lupas: id. epigr. CXXX, 1.[7])

Wie hier der Parallelismus nur auf den beiden Worten beruht, welche die erste und die zweyte Hälfte des Verses beschliessen, so auch in den natürlich noch weit häufigeren Fällen,

---

7) Dieselbe Stellung der Nomina auch bei fehlendem Verbum:
Hei mihi! non illo munera digna loco: Ov. am. I, 14, 54.
Saepe laboranti fida reperta mihi: ib. 11, 6.

wo kein so reiches Material von Substantiven und Adjectiven, wo nur ein Substantivum und ein Adjectivum vorhanden sind: auch diese werden in der Regel so weit von einander getrennt, dass sie an jene beiden ausgezeichneten Stellen des Pentameters zu stehen kommen.

Contigerant imum, qua patet usque, latus: Ov. am. I. 14. 4.
Quas vellet capiti Bacchus inesse suo: ib. 32.
Pingitur humenti sustinuisse manu: ib. 34.
Quid speculum maesta ponis, inepta, manu: ib. 36.
Protegit ingenuas picta rubore genas: ib. 52.
Postmodo nativa conspiciere coma: ib. 56.

Und unzählige andere Beispiele. —

Dieselben Erscheinungen, die wir hier am Pentameter wahrgenommen haben, zeigen sich im Ganzen auch beim Hexameter. Doch hat in diesem Verse, der statt Einer festen Cäsur mannigfache mehrere zulässt und den keine Cäsur in zwei gleiche Hälften zerlegt, die symmetrische Vertheilung der Worte nicht zu jenem stereotypen Charakter, zu jener fast gesetzmässigen Durchgängigkeit gelangen können. Zudem bietet der Hexameter seinem ganzen Wesen nach seltener die Gelegenheit und das Material zu solchem Parallelismus dar: er ist entweder, wo andere Hexameter folgen, ein in sich selbst nicht organisiertes Stück eines grösseren fortlaufenden Satzes, oder wo sich ihm ein Pentameter anschliesst, ist dies der Ort, an dem der Sinn des Distichons erst eigentlich zur Vollendung gelangt und sich der Hexameter so zu sagen sammelt und besinnt: erst hier ist für jene genauen Verkettungen, jene scharfen Entgegensetzungen die rechte Stelle. Nichts desto weniger müssen wir die Parallelisierung der Worte vor und nach der Cäsur auch im Hexameter als das vorherrschende Princip anerkennen.

Wir reden zuerst von Versen mit der gewöhnlicheren τομὴ πενθημιμερής. Wo zwey Paare von Substantiven und Adjectiven vorhanden sind, werden sie in der Regel auf eine Weise gesondert und verschränkt, welche der oben behandelten Structur des Pentameters entspricht, so dass Adjectivum und Adjectivum vor, Substantivum, Verbum, und Substantivum hinter die Cäsur zu stehen kommen,[8]) z. B.

---

8) Ganz reine Beispiele von obiger Stellung des Zeitwortes sind selten.

Saetosam laevi frontem turpaverat oris: Hor. sat. I, 5, 61.
Et miserum toto juvenem versare cubili: Prop. I, 14, 21.
Hunc tua per fortes virtus submovit amicos: Ov. tr. I, 6, 15.
Ille gravem duro terram qui vertit aratro: Hor. sat. I, 1, 28.
Illa verecundis lux est praebenda puellis: Ov. am. I, 5, 7.
Tale et terrenis specimen spectatur in oris: Auson. edyll. I, 24.
Squameus herbosas capito interlucet harenas: ib. X, 85.

Oder das Verbum geht den Substantiven voran [Virg. aen. I, 172]:

Gnosia cecropiae tetigissent litora puppes: Cat. LXIV, 172.
Lutea sed niveum involvat membrana libellum: Tib. III, 1, 9.
Aut ut multa mei renovarent jugera tauri: ib. 3, 5.
Quanta ego praeterita conlegi gaudia nocte: Prop. III, 14, 9. [I, 19, 10.]
Quam multa adposita narramus verba lucerna: ib. 15, 3.
Humidaque impressa siccabat lumina lana: ib. IV, 6, 17.
Nec tua nocturna frangetur janua rixa: Ov. A. A. III, 71.
Ut sua per nostram redimat perjuria poenam: Ov. am. III, 3, 21.
Nostra per immensas ibunt praeconia gentes: Ov. tr. IV, 9, 19.
Festaque odoratis innectunt tempora sertis: ib. V, 3, 3.
Punica turgentes redimibat zona papillas: Auson. epigr. XCIV, 1.
Annua nunc moestis ferimus tibi justa querelis: id. parent. XXX, 11.
Nulla mihi veteris perierunt gaudia vitae: id. epitaph. XXXVI, 5.
Lata per extentum procurrunt moenia collum: id. clar. urb. IV, 5.
Non ulla exhaustae sentit dispendia plebis: ib. XII, 8.
Sancta salutiferi redeunt sollemnia Christi,
Et devota pii celebrant jejunia mystae: id. edyll. I, 1, 2.
Pigra immortali vegetaret membra lavacro: ib. 21.
(Semivir uxorem duxiste, Zoïte, moecham: id. epigr. XC, 1.)[9]

Oder es tritt, neben beiderley Stellung des Zeitwortes, ein Subst. in die vordere Hälfte [Virg. aen. I, 147]:

Vos animam saevae fessam subducite morti: Ov. tr. I, 4, 27.
Moenia cum grajo neptunia pressit aratro: Prop. IV, 9, 41.
Phidiacus signo se Juppiter ornat eburno: ib. 15.
Hinc mea virginitas facibus tibi luxit adultis: Auson. epigr. CXXXV, 3.
Nunc etiam manes placidos pia cura retractat: id. parent. XIX, 13.

und:

Sic tua processus habeat fortuna perennes: Ov. tr. IV, 5, 25. [her. 13, 165.]
Area gramineo suberat viridissima prato: Ov. am. III, 5, 5.
Carmina sublimis tunc sunt peritura Lucreti: ib. I, 15, 23.
Litora nativis collucent picta lapillis: Prop. I, 2, 13.

---

9) Statt des einen Adj. ein Genit. pron.:

Cujus inaurati celebrarunt limina currus: Prop. I, 16, 3.
Illius puro destillent tempora nardo: Tib. II, 2, 7.

Statt des Verbi finiti ein Partic.:

Omnia conductis coemens obsonia nummis: Hor. sat. I, 2, 9. [Tib. IV, 1, 141.]
Longinqua omnigenae vectans commercia terrae: Auson. clar. urb. IV, 7.
Et nulla humani spectans vestigia cultus: id. edyll. X, 6.

Osculaque in gelidis pones suprema labellis: ib. III, 13, 29.
Coctilibus muris quam circuit ambitus ingens: Auson. clar. urb. XII, 2.[10])

So auch, wenn innerhalb des Verses gar kein Verbum vorkommt:

Agricola assiduo primum satiatus aratro: Tib. II, 1, 51.
Agricola et minio suffusus, Bacche, rubenti: ib. 55.
At facie tenerae laudata saepe puellae: Ov. am. II, 1, 33.
Et regio herculei celebris sub honore lavacri,
Cunctaque marmoreis ornata peristyla signis: Auson. clar. urb. V, 7. 8.
Itala ad illyricos objecta colonia montes: ib. VII, 3.
Fusa per immensum quondam provincia regnum: ib. XIII, 2.
Consite gramineas amnis viridissime ripas: id. edyll. X, 36.

Wenn nicht so viele Nomina vorhanden sind, sondern nur ein Substantivum mit einem Adjectivum, so nehmen wenigstens diese beiden Worte, eben wie im Pentameter, eine parallele Stellung ein: das eine bekommt vor der Cäsur, das andere am Schluss des Verses seinen Platz, und zwischen ihnen das Verbum.

Sic tibi, cum fluctus subterlabere sicanos,
Doris amara suam non intermisceat undam! [11])
Incipe, sollicitos Galli dicamus amores: Virg. ecl. X, 4—6.
Quae te, nostrorum cum sis in parte malorum: Ov. tr. V, 14, 9.
Quid male dispositos quereris periisse capillos: Ov. am. I, 14, 35.
Non bene consuetis a te spectaris ocellis: ib. 37.
Non te cantatae laeserunt pellicis herbae: ib. 39.
Nunc tibi captivos mittet Germania crines: ib. 45.
Sustinet antiquos gremio spectare capillos: ib. 53.[12])

---

10) Vereinzelte Beispiele von anderer Stellung des Zeitwortes:
Huic furtiva tuo libertas munere detur: Ov. am. II, 2, 15.
Sed gerat ille suo morem furiosus amori: ib. 13.
wo, wie in dem oben Anm. 5 angeführten Pentameter, dem Verbum sein Object gegenübersteht.

11) Wenigstens zwey der vier Nomina dieses Verses sind parallelisiert; wir haben vorher eine ähnliche Structur des Pentameters gesehn. Eben solche Verse sind noch:
Non ego velifera humidum mare findo carina: Prop. IV, 9, 35.
Qualem clivosae madidis in vallibus Idae: Ov. am. I, 14, 11.
Cernite, fulgentes ut eat sacer agnus ad aras: Tib. II, 1, 15.
Saepe ego mentitis tremui nova femina somnis: Auson. epigr. CXXXV, 5. ebenso Auson. parent. IX, 13. XII, 11. XXIX, 3. clar. urb. II, 10. VII, 6. VIII, 3, XIII, 5. XIV, 11. edyll. X, 54. 55. 72—74. 152 fgg. u. a.
Oder ohne Verbum:
Non quo fraudatis immundus Natta lucernis: Hor. sat. I, 6, 124.
Huc prius angustis ejecta cadavera cellis: ib. 8, 8. [Prop. I, 19, 7.]
Circus, et inclusi moles cuneata theatri: Auson. clar. urb. V, 5.
Felix quae tanti spectatrix laeta triumphi: ib. VII, 8, und noch ib. XIV, 7. XIV, 9 16. edyll. X, 25.

12) Statt des Adj. ein Genit. subst.:

Wer möchte die Beispiele zählen![13])

Ziemlich eben so häufig gehören das nächste Wort nach der Hauptcäsur und das letzte des Verses zusammen; mitten inne steht ihr Verbum. Ob man in solchen Versen nach Analogie der zuletzt erwähnten Hexameter hinter dem ersten der beiden Worte noch eine Nebencäsur annehmen darf? Wo die letzte Sylbe jenes Wortes in die Arsis fällt, gewiss. So z. B. in folgenden:

Dicebas quondam, solum te nosse Catullum: Cat. LXXII, 1.
Auguror, uxoris fidos optabis amicos: Tib. II, 2, 11.
Martis romani festae venere kalendae: ib. III, 1, 1.
Nec freta pressurus tumidos caussabitur Euros: Ov. am. I, 9, 13.
Flete meos casus: tristes rediere tabellae: ib. 12, 1.
Id quoque si scisses, salvo fruerere sodali: Ov. tr. III, 6, 13.
Haec res et jungit, junctos et servat amicos: Hor. sat. I, 3, 54.[14])

Quid mihi desidiae non cessas fingere crimen: Prop. I, 12, 1.
Inter Callimachi sat erit placuisse libellos: ib. IV, 9, 43.
Factus homo, Antoni, non ut magis alter, amicus: Hor. sat. I, 5, 33.

13) Wie hier Substantivum und Adjectivum oder Substantivum und abhängiger Genitivus, eben so werden auch zwey zusammengehörige oder einander entgegengesetzte Substantiva oder Pronomina in parallele Stellung gebracht:

Nos alio mentes, alio divisimus aures: Cat. LXII, 15.
Carmine formosae, pretio capiuntur avarae: Tib. III, 1, 7.
Non tibi jam somnos, non illa relinquet ocellos: Prop. I, 5, 11.
Alter remus aquas, alter tibi radat arenas: ib. IV, 3, 23.
Tu mihi sola domus, tu, Cynthia, sola parentes: ib. I, 11, 23.
Haec urant pueros, haec urant scripta puellas: ib. IV, 9, 45.
Gallus et hesperiis et Gallus notus eois: Ov. am. I, 15, 29.
Haec tibi sint mecum, mihi sint communia tecum: ib. II, 5, 31.
Latratus catulorum, hinnitus fingis equorum: Auson. epigr. LXXVI, 1.
Qui laetum ingenium, mores qui diligit aequos: id. parent. XXIV, 1 und noch XV, 7. XXX, 1. edyll. I, 18.

Diese hexametrischen Antithesen unterscheiden sich von den oben besprochenen pentametrischen wesentlich dadurch, dass der Begriff, dessen zwiefache Beziehung ausgesprochen wird, immer erst im zweyten Satze, in der zweyten Vershälfte sein Wort findet, ein Verbum, ein Substantivum, ein Adjectivum, und die erste für sich noch nichts bedeutet.

Hexameter wie:

Totus et argento contextus, totus et auro: Tib. I, 2, 69.
Pars te Furippum vocitat, pars vero Furippum: Auson. epigr. CXV, 1.
Vertice nunc summo properant, nunc dejuge dorso: id. edyll. X, 164.

stimmen zu jener Art Pentameter, deren Anm. 1. erwähnt; minder folgender catullischer:

Tertia pars patri data, pars data tertia matri: LXII, 63.

14) Beide Cäsuren in Uebereinstimmung mit dem Versschluss:

Quid inter
Est in matrona, ancilla peccesve togata: Hor. sat. I, 2, 63.

Perfacile id faciam: mores mutabo et amores: Auson. epigr. XCI. 3.
Tuque Pudentillam verbis affare supremis: id. parent. XIX, 1.

Aber wie, wenn jene Sylbe in die Thesis zu stehen kommt?

Idem non frustra ventosas addidit alas: Prop. III. 12, 5.
Errat qui finem vesani quaerit amoris: ib. 15, 29.
Qui teneros caules alieni fregerit horti: Hor. sat. I. 3, 116.
Avertunt somnos. Absentem cantat amicam: ib. 5, 15.
Quid mihi, livor edax, ignavos objicis annos: Ov. am. I, 15. 1. [her. 13, 107.]
Seu tepet, indicium securas perdis ad aures: ib. II, 2, 53.
Dum jacet et lente revocatas ruminat herbas: ib. III, 5, 17.
Incipient speras conducti vendere moechi: Auson. epigr. XC, 7.
An possent omnes venturo vincere agone: ib. XCIII, 3.
Punisti Ausonio Rutupinum marte latronem: id. clar. urb. VII, 8.
Quid memorem pario contectum marmore frontem: ib. XIV, 20 und noch edyll. I, 9. III, 1. 15. X, 65. 84.[15])

Diese Anordnung trifft also auch Doppelpaare von Substantiven und Adjectiven, so dass wenigstens ein Paar symmetrisch vertheilt wird.

Variationen vielfacher Art führt die τομὴ ἑφθημιμερὴς mit sich. Natürlich. Da ihr zumeist noch eine starke Cäsur im zweyten Fusse zur Seite steht, so zerfällt nun der Hexameter in drey Theile. Dies lässt eine vierfache Vertheilung der Wortpaare zu, entweder an alle drey Hauptstellen des Verses, oder an die beiden Cäsuren, oder an die zweyte und den Schluss des Verses, oder endlich an die erste und den Schluss. Wo zwey Wortpaare vorhanden sind, wird öfter auch das zweyte noch in die Symmetrie hineingezogen, wie gleich einige Beispiele lehren werden.

Der erste Fall, Parallelismus dreyer Worte, ereignet sich nur selten. Beispiele sind:

Nec quod avus tibi maternus fuit atque paternus: Hor. sat. I, 6, 3.
Dives agris, dives positis in fenore nummis: ib. 2, 13.
Texturas rerum tenueis tenueisque figuras: Lucr. IV, 159.
Ipse suas sectatur oves, at filius agnos: Tib. I, 10, 41.
Ambo pii, vultu similes, joca seria mixti: Auson. parent. VII, 11.
Tranquillos aviae cineres praestate quieti: ib. V, 11.
Ite pares, tandem memores, quod numine divûm

Andere Stellung des Zeitwortes:
Adspicis indicibus nexas per colla catenas: Ov. am. II, 2, 41.
Cum tua praevideas oculis male lippus inunctis: Hor. sat. I, 3, 25.

15) Andere Stellung des Zeitwortes:
Sustineamque coma metuentem frigora myrtum: Ov. am. I, 15, 37.
Unica nec desit jucundis gratia verbis: Prop. I, 2, 29.
Atque ibi rara feres inculto tura sacello: ib. III, 19, 13

Angustas mutastis opes et nomina. tu quum: id. clar. urb. II, 11—12.
Orta salo, suscepta solo, patre edita coelo: id. epigr. XXXIII, 2.
Et tacitos sine labe lacus, sine murmure rivos: id. edyll. VI, 7.
Aut brevibus defensa vadis aut fluminis ulvis: ib. X, 139.

Bei weitem häufiger sind die andern. Congruenz der beiden Cäsuren:

Haud ullas portabis opes Acherontis ad undas: Prop. IV, 5, 13.
Sanguineas edat ille dapes atque ore cruento: Tib. I, 5, 49.
Aut acres venabor apros; non me ulla vetabunt: Virg. ecl. X, 55. [Ovid. met. VI, 201. her. 13, 141.]
Ante meos saepe est oculos ornata, nec unquam: Ov. am. I, 14, 17.
Non oculi tacuere tui conscriptaque vino: ib. II, 5, 17.
Nequitiam vinosa tuam convivia narrant: ib. III, 1, 17.
Saetosi caput hoc apri tibi, Delia, parvus: Virg. ecl. VII, 28.
Namque opibus congesta tuis hic glarea dura: Tib. I, 7, 59.
Intentos tamen usque oculos errore fatigant: Aus. edyll. X, 75.
Gauranum sic alma jugum vindemia vestit: ib. 157.
Nodosis decepta plagis examina verrit: ib. 244.
Dives aquis, dives Nymphis, largitor utrique: ib. 431.

Zweite Cäsur und Versschluss gehören zusammen:

Conveniunt tenues scapulis analectrides altis: Ov. A. A. III, 273.
Di faciant, ut saepe tua sit epistola dextra
Scripta. Ov. tr. IV, 7, 9.
Quid digitos opus est graphio lassare tenendo: Ov. am. I, 11, 23.
Quid geminas, Erycina, meos sine fine dolores: ib. II, 10, 11.
Malle pati tenerisque meos incidere amores: Virg. ecl. X, 52.
Adde merum vinoque novos compesce dolores: Tib. I, 2, 1.
Sulpicia est tibi culta tuis, Mars magne, kalendis: ib. IV, 2, 1.
Cerne ducem, modo qui fremitu complevit inani: Prop. III, 16, 37.
Eumenides, quibus anguino redimita capillo: Cat. LXIV, 193.
Dividit ut bona diversis, fugienda petendis: Hor. sat. I, 3, 115.
Murena praebente domum, Capitone culinam: ib. 5, 38 [und noch Ovid. trist. IV, 1, 73. Pers. sat. III, 10. Tib. II, 5, 105. 6, 9. Lucan. I, 165. Auson. epigr. I, 4. XXXVI, 1. clar. urb. II, 3. IX, 3. XIV, 25. edyll. X, 397.]

Erste Cäsur endlich und Versschluss:

Adspice quos summittit humus formosa colores: Prop. I, 2, 9.
Perjuras tunc ille solet punire puellas: ib. III, 16, 53.
Quam longos habuit nondum perjura capillos: Ov. am. III, 3, 3.
Si veterum digne veneror cum scripta virorum: Ov. tr. V, 3, 55.
Depulsos a lacte domi quae clauderet agnos: Virg. ecl. VII, 15.
O niveam, quae te poterit mihi reddere, lucem: Tib. III, 3, 25.
Ponendis in mille modos perfecta capillis: Ov. am. II, 8, 1.
Indomito nec dira ferens stipendia tauro: Cat. LXIV, 173.
Nec pueris jucunda manet nec cara puellis: ib. LXII, 47.
Nec faciem nec te pigeat laudare capillos: Ov. A. A. I, 621.

Quos humeros, quales vidi tetigique lacertos: Ov. am. I, 5, 19.
Aemilia hos, vix nota mihi soror, accipe quaestus: Auson. parent. XXIX, 1.
Ambiguam modo lingua facit, modo forma puellam: id. edyll. VII, 11.
Salve amnis laudate agris, laudate colonis: ib. X, 23.

Man sieht, wie dieser Parallelismus Reim auf Reim in die Hexameter und Pentameter flicht; dass die Freude an diesem zur Verbindung wie zum Gegensatz gleich geschickten Widerklang gewiss die fleissige Uebung jenes Parallelismus befördert hat, ist nicht in Abrede zu stellen; darum haben ihn die griechischen Dichter, deren Sprache durch die grössere Mannigfaltigkeit der Endungen minder reich an Reimen ist, nicht mit so entschiedener Vorliebe angewendet als die römischen. Die Regeln, welche Lachmann (ad Prop. I, 5, 20. ed. 1816. pg. 22—25) für den Reim im Pentameter aufgestellt hat [die aber wenigstens für Ausonius keine Gültigkeit haben], und die ihnen genau entsprechenden, denen der Reim im Hexameter unterliegt, finden in jenem Parallelismus ihren Grund und ihre Bestätigung; zugleich beruht darauf der Unterschied zwischen diesen antiken Reimen und den daraus hervorgegangenen leoninischen des Mittelalters: wenn dort die Reimwörter auf irgend eine Weise zusammengehören müssen, so geschieht das hier bloss zufällig.[16]) —

---

16) Eine von Lachmann (ad Propert. I. 18, 5. pg. 72. 73) gegebene Regel [vgl. Götting. gel. Anz. 1831 S. 1196] gilt für den Reim beider, der antiken wie der leoninischen Hexameter: dass nämlich von den beiden reimenden Sylben die erste im vorderen Worte die Thesis, im hinteren die Arsis, die zweyte im vorderen die Arsis, im hinteren die Thesis haben muss, z. B.

Quae te, nóstrorúm cum sis in parte malórum: Ov. tr. V, 14, 9.

Natürlich, da das vordere Wort immer dicht vor der Cäsur steht und die Cäsur hier immer eine männliche ist, indem zwischen einer τομὴ κατὰ τρίτον τροχαῖον und dem Versschlusse niemals Verbindung durch Parallelismus und zwischen jener Cäsur nach dem vierten Spondeus, die wir oben als fraglich aufgestellt haben, und dem Versschlusse niemals Verbindung durch den Reim stattfindet. Der Ausnahmen sind höchst wenige und bedenkliche; in Virgil's Verse:

Limus ut hic durescit, et haec ut cera liquescit: ecl. VIII, 80. [Aen. III, 549.]

glaube ich Benutzung eines volksmässigen Reimspruches zu erkennen. — Sonst erinnert jenes Gesetz noch daran, wie die alten Dichter auch bei Wiederholung eines und desselben Wortes gern und in der Regel den Versaccent wechseln lassen, z. B.

Cónsuescét numerare pecus, consuéscet amantis: Tib. I, 5, 25.

Vgl. Lachmann ad Propert. II, 3, 43. pag. 111—114. [Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde: Schiller. Du bist todt lebendig, ich

Es ist nicht zu verkennen, wie innig und fest verbunden Metrik und Syntax sich in diesem Parallelismus zeigen, wie durch diese Wortstellungen der Vers eigentlich erst Körper und Form gewinnt, wie durch diese glückliche Anwendung im Verse die freiere Syntax synthetischer Sprachen erst recht als ein beneidenswerther Vorzug documentiert wird. Unsere Sprache, die von Jahrhundert zu Jahrhundert analytischer geworden ist, war selbst in den ältesten Zeiten, selbst damals, als ihre Prosodie der antiken noch in allen Stücken glich, nicht synthetisch genug, um auch diesen Reiz der antiken Verskunst nur mit einigem Gelingen nachahmen zu können. Wie viel weniger vermögen wir es. Und so kommen wir denn auch in dieser Beziehung wiederum auf den Vorwurf zurück, dass wir bei unsern Nachahmungen antiker Maasse mehr nachzuahmen glauben, als wir wirklich thun, auf den Wunsch, dass man diese Nachahmungen mehr aus dem Gesichtspuncte der deutschen Metrik betrachten möchte. Man beachte, dass noch kein anderes Metrum mit Glück nachgebildet worden ist, als wozu die deutsche Sprache in ihrer Art schon selbst die Anlage hatte. Welches deutsche Ohr versteht in einer Uebersetzung die schwierigen Versgebäude tragischer und komischer Chöre zu geniessen? Sie sind ihm und bleiben ihm fremd. Aber hätten wir der antiken Muster nothwendig bedurft, um iambische und trochäische, anapästische und dactylische Verse, um Trimeter und Tetrameter und Hexameter u. s. w. schreiben zu lernen?[17]) Ich läugne nicht, dass uns ohne jene Originale

---

bin lebéndig todt: Opitz. poet. Wäld. Buch III. 1629 S. 182. — Bemerke: crassaque conveniant liquidís et líquida crassis: Lucr. IV. 1253, wo das Zusammenfallen von Wort- und Versaccent die Verlängerung der Sylbe mit sich führt. vgl. Homers Ἄρες Ἀρές Il. V. 31. 485. Theocrits τὰ μὴ καλὰ κάλὰ πέφανται (Theokr. VI, 19), λευκὸν καρὸν ἔχοίσαν ἴσόν κάτω, ἶσον ἄνωθεν (ib. VIII, 19); et primo similis volucrí, mox vera volúcris: Ovid. metam. XIII. 607. Díves aquis, divés nymphis, largitor utrique: Auson. edyll. X. 431. Ros unús, color únus, et únum mane duorum: ib. XIV. 17. Hȳlă Hȳ́la Virg. Ecl. VI. 44. Terent. Eunuch. prol. 27. Plaut. trinumm. V, 2. 50 (ápĕrĭte — aperîte). Ovid. am. III, 4, 3. Metam. I, 327. Martial. XI, 13. — Wechsel der Quantität bei Wiederholung gleichlautender Sylben:

Et modo qua *grăciles grâ*men carpsere capellae: Ovid. met. I, 299.
Frigora dant rami, tyrios *hŭ*mus *hû*mida flores: ib. V, 390.
Tendit, et Orphea nequidquam *vôce vŏ*catur: ib. X, 3.
Ficta reliquerunt, ali*quô quŏ*que tempore virgo: ib. XIII, 734.]

17) Wie sehr wir unsere Hexameter und Pentameter als deutsche dactylische Verse verstehn, zeigt der eine Umstand, dass uns eingemischte Tro-

gewiss manche verskünstlerische Schönheit und Feinheit entgangen wäre, die uns mit ihnen zu eigen geworden ist. Seite 20 habe ich, nicht als der erste, auf die dactylischen Verse Ulrichs von Liechtenstein aufmerksam gemacht; hier will ich zum Schluss der Vorrede eines seiner Lieder mittheilen [18]), dessen Zeilen sich auch in der Zahl der Füsse dem Hexameter nähern; dürfte man die dritte mit der vierten Zeile verbinden, so gäbe es einen vollständigen Sechsfüssler. Das Lied klingt durchweg so sehr an die leoninischen Verse jener Zeit an, dass man sich erinnern muss, welch ein ungelehrter Laye Ulrich war, um nicht zu glauben, er habe nachahmen wollen.

Ein tanzwise.

Wol mich der sinne, die mir ie gerieten die lêre,
Daz ich si minne von herzen ie langer ie mêre,
Daz ich ir êre
Reht als ein wunder sô sunder, sô sêre
Minn unde meine, si reine, si sælic, si hêre.

Sælden ich wære vil rîch und an vreuden der fruote,
Wolde mîn swære bedenken wol diu hôchgemuote,
Diu wol behuote
Vor valschen dingen. Mit singen ich muote,
Daz si mîn hüete mit güete, si liebe, si guote.

Mîn hende ich valde mit triwen algernde ûf ir füeze,
Daz si als Ysalde Tristamen getrœsten mich müeze
Und alsô grüeze,
Daz ir gebære mîn swære mir büeze,
Daz si mich scheide von leide, si liebe, si süeze.

---

chäen wenig Anstoss erregen, und Spondeen anstatt der Dactylen uns nur dann gemäss klingen, wenn ihr Accent dem trochäischen ähnelt, so dass wir sie hier wie sonst für Trochäen nehmen können. Dagegen finden solche Spondeen Widerspruch und Widerstand, die in der Arsis einen Tiefton, in der Thesis einen Hochton haben. Man hört lieber:

Zeigt kein Wirthshaus mir irgend ein grünender Kranz?

als:

Zeigt mir kein Wirthshaus irgend ein grünender Kranz?

18) Frauendienst (Müncher Hdschr. 89c.d.) v. Tieck S. 183. 184., Bodmerische Sammlung I, 22a. b. und II, 28a., verglichen mit der Heidelberger Pg. HS. CCCLVII. fol. 23. r. [Lachmanns Ausg. S. 394, 16 ff.]

Mîn senedez denken, dâ bî mîne sinne algemeine
Gar âne wenken besorgent besunder daz eine,
Wie ich ir bescheine,
Daz ich nu lange mit sange si meine
In stætem muote, si guote, si liebe, si reine.

Ich wünsche, ich dinge des einen, daz vor grâwem hâre
Mir dâ gelinge baz danne ir genâde gebâre.
Trost mîner jâre,
Daz ist ir schouwe, si vrouwe ze wâre:
Mich sol ir lachen vrô machen, si schœne, si clâre.

Wilh. Wackernagel.

Geschichte
des deutschen Hexameters und Pentameters
bis auf Klopstock.

Ehe *Konrad Gesner* im J. 1555 die ersten deutschen Hendecasyllaben verfertigte, waren sämmtliche Versuche, antike Versmaasse in deutscher Sprache nachzuahmen, auf Hexameter und Pentameter beschränkt: natürlich, da sich auch die lateinische Poesie in früheren Zeiten zumeist dieser Formen bediente, und der beliebte leoninische Reim derselben gerade ihre Uebertragung in's Deutsche nahe legte. Zwar hat man auch den Rhythmus adonischer Verse des *Boethius* (de consolatione philosophiae) in einer schon um das J. 1000 verfassten deutschen Uebersetzung nachgeahmt finden wollen[1]); indessen ist dies auf keine Weise glaublich zu machen: es ist Prosa, wohlklingende Prosa. Eben so wenig ist auf das *metrum sapphicum* zu geben, welches *Denis* in einer dem funfzehnten Jahrhundert angehörigen Uebersetzung eines lateinischen Hymnus entdeckt hat[2]), schon deswegen, weil diese Uebersetzung nicht viel mehr als eine Inter-

1) Zuerst Füglistaller in Idunna und Hermode 1816. S. 10. 11, nach ihm Jac. Grimm Gramm. I, 16. Anm., von der Hagen anecdd. med. aevi II, 7. und Koberstein in seinem Grundriss z. Gesch. d. deutsch. Nat. Litteratur S. 23. Anm. 1.

2) Codd. theologg. bibl. vindob. vol. I, p. III, col. 3097. 3098. wo er von einer Psalme und Hymnen in deutscher Uebersetzung enthaltenden Wiener Pg. HS. des XV. Jahrh. handelt: „Initium hymni de sancto Michahele „Christe sanctorum decus angelorum" paene metrum sapphicum adsecutum est:

Christe der heilgen und auch zier der engeln,
Weiser menschleiches geschlachtes und merer,
Gib uns, güetiger, daz wir in das ewig
Himmelreich steigen etc."

linearversion ist, und bei einer solchen keine verskünstlerische Absicht vorausgesetzt werden kann; klingt es ungefähr so wie eine sapphische Strophe, so ist das blosser Zufall. Es sind immer nur jene handlicheren Maasse, an die man sich damals gewagt hat, und auch hiervon reichen die Beispiele nicht über das vierzehnte Jahrhundert zurück, beginnen also mit einer Zeit, wo das Bemühen der deutschen Poeten, durch Künsteley in der Form zu ersetzen, was an dichterischem Geiste gebrach, im besten Schwunge war, wo *Heinrich Frauenlob* sein langes Gedicht von der heiligen Jungfrau schon in gleichen verzwickten Maassen deutsch und lateinisch gereimt hatte[3]). Die Reihe der Beispiele in noch ältere Zeiten, noch in's dreizehnte Jahrhundert fortführen zu können, müssen wir bei dem damaligen Stande der deutschen Litteratur aufgeben. Eigen, dass nicht einmal unbewusst, ohne gelehrte Absicht der Nachahmung ein deutscher Dichter jener Periode auf Hexameter gerathen ist (wir meinen nach Accenten, nicht nach Quantitäten gemessene), da sich doch mehr als ein Lyriker nicht ohne Geschick und Glück in dactylischen Versen versucht hat (schon im 12. Jahrh.; von *Ulrich von Liechtenstein* erzählen es seit Buchners kurzem Wegweiser zur deutschen Dichtkunst, Jena 1663, fast alle unsere Litteraturgeschichten): derselbe Zufall, der viele dem Sonett ähnliche Strophenformen, aber nie ein eigentliches Sonett erfinden liess. Zwar wollten Docen und A. W. v. Schlegel in den Fragmenten des alten, eschenbachischen Titurel's „einige vollständige Hexameter“ vorhanden wissen[4]); uns ist darin nur eine Zeile aufge-

3) Beide Texte sammt den Musiknoten dazu in der Wiener HS.; die übrigen enthalten bloss den deutschen.

4) Docen, Einleitung zu den Fragmenten des Titurel's S. 12: „Ein eigenthümliches Interesse gewinnen ausserdem diese Fragmente dadurch, dass das Versmaass neben einem nicht zu überhörenden Wohlklang den ältesten Beweis darbietet, dass unserer Sprache eine ursprüngliche Anlage zur Nachbildung der Metra des Alterthums inwohne, deren Bedingung in dem Bau des Hexameters zu liegen scheint; man wird in dem Bruchstück einige vollständige Hexameter beobachten.“ Was Schlegel in den Heidelberg. Jahrbb. d. Litt. 1811. S. 1081 kürzer wiederholt. — Die ebenfalls von Docen in einem Prosadenkmale des XIII. Jahrh., einem ethischen Tractat vielleicht von Bruder Berthold von Regensburg, aufgefundenen und in v. Hormayr's Archiv 1822 S. 200 mitgetheilten Hexameter können, da sie bloss auf einer zufälligen Stellung der Worte in ungebundener Rede beruhen, hier eben so wenig in Anschlag kommen als jene in Luther's

stossen, die sich so betrachten liesse, Str. 97 [Lachm. 103; schon Str. 80, 2]:

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡
hât dich mîn müemel betwungen, owol dich der lieplîchen melde;

aber dem Bau der Titurelstrophe gemäss will sie mit folgenden Hebungen gelesen seyn:

hát dích mîn müémel betwúngen, owól dich dér lieplíchen mélde.

Es sind demnach die ältesten deutschen Hexameter fast ein Jahrhundert jünger als die ältesten böhmischen[5]) und wiederum fast ein Jahrhundert älter als die ältesten italiänischen[6]); die

---

Bibelübersetzung, deren man zuletzt volle achtundzwanzig zusammengebracht hat (Menzel im Neuen Bresl. Erzähler 1812 S. 140. 141). Man hat längst eingesehen, wie unnütz die Mühe einiger älteren Philologen gewesen ist, aus griechischer und lateinischer Prosa allerhand Verse, Hexameter und Senarė und Choliamben und Hendecasyllaben u. s. w. heraus zu lesen (die grösste hat sich Casp. Barth gegeben: s. seiner commentar. adversarior. lib. IV. cap. 13. VIII, 21. XI, 16. XVI, 14. XXXII, 4. 17. LII, 9).

5) Bohemarius, ein lateinisch-böhmisches Vocabularium in 886 Hexametern, wahrscheinlich vom J. 1259; eine HS. v. J. 1309 in der Bibliothek der Prager Domkirche: s. Schaffarik Gesch. d. slaw. Spr. u. Litt. S. 314. Den Anfang desselben theilt Jungmann mit, historie literatury české S. 30:

Est ortus wychod, sed occasum fore zapad,
Aurora zorze, tibi sit impressio zarzye.

Ausserdem gibt es noch in reinböhmischen, mit Latein unvermischten Hexametern einen Cisiojanus v. J. 1376, und einen böhmischen Pentameter v. J. 1396: s. Jungmann a. a. O. S. 40. Sonst gilt (und so gibt auch Schaffarik a. a. O. S. 385 an) Laurentius Benedicti (Nudožerjn) geb. 1555, gest. 1615, Professor an der Prager Universität, ein gründlicher Kenner der böhmischen Sprache und grammatischer Schriftsteller über dieselbe, für den Ersten welcher griechische und lateinische metra nach den Regeln der quantitierenden Prosodie in seiner Muttersprache gebraucht habe: er schrieb in antiken Formen Kirchenlieder.

6) Es ist der als Schriftsteller über die Baukunst und die Mahlerey bekannte Florentiner *Leo Baptista Alberti* (geb. 1398, gest. 1472) zugleich der Erste, welcher italiänische Hexameter und Pentameter versucht hat: eine Ehre, die man sonst auch dem *Claudio Tolomei* zuschreibt, der erst im folgenden Jahrhundert lebte. Vasari hat als Probe den Anfang einer Epistel Alberti's aufbewahrt:

Questa per estrema miserabil epistola mando
A te, che sprezzi rusticamente noi.

s. Eschenburg in Lessing's Collectaneen Bd. I. (sämmtliche Schriften Th. XV. 1793) S. 61. 62. [„Ma non però lasceremo indietro quella sorta di

böhmischen aber sind überhaupt die ältesten in einer neueren Sprache, und erst zunächst ihnen die deutschen.

---

poesia, che pose in uso Monsig. Claudio Tolomei circa il 1539 appellata poesia nuova, colla quale s'imitavano tutti i versi de'Latini e specialmente l'esametro, il pentametro e il saffico: mentre, sebbene tostamente, come poco men che ridicola rerdè quel gran plauso e seguito, che guadagnato aveva col nascere, nè passò a noi che il metro saffico composto di versi simili all' usuale e consueto endecasillabo toscano, nondimeno per la sua bizzarria e per la chiarezza dell' autore merita d'essere anch' essa riguardata, e però porrem quì non solo l'esempio del metro saffico, ma anche dell' esametro e del pentametro. Questo savà un' epigramma di Fabbio Benvoglienti Sanese coetaneo del mento vato Tolomei.

Mentre da dolci favi fura del mel dolce Cupido,
Volto al ladro un' ape, punge la bella mano.
Subito percuote per acerbo dolore la terra
E doglioso ad acro corre alla madre sua,
Mostrale piangendo, come crudelmente feriva
Quella ape, quanto empia e picciola fiera sia.
Venere dolce ride, dice Venere: guardati, Amore;
Picciolo quanto sei, quanta ferita fai.

E quello un' oda di Gio. Batista di Costanzo Napolitano, che fiorè circa il 1585 ingegno nobilissimo e degno nipote dal famoso Angelo, fatta in lode di Donna Giovanna Castriota.

Horchè riscalda il Sole ambe le corna
De l'Ariete e Zephiro ritorna,
E il mondo adorna di sè bei colori
D'erbe e di fiori," etc. (noch 10 Strophen).

Gio. Mario Crescimbeni, l'istoria della volgar poesia vol. I. Ven. 1731, 8⁰., pag. 71. 72.

Choriambische Verse aus Bernardino Campellis Gierusalemme cattiva, ibid. pag. 110. Alcæische Strophe aus Chiabreras poesie liriche, ibid. pag. 111. — Ueber Leonbattista Alberti und Claudio Tolomei vergl. Fernow ital. Sprachl. II, 837—840, wo Proben von Hexametern und von elegischem Maass, eine sapphische, eine alcæische, eine choriambische, eine asclepiadische und eine iambische Ode, die letzteren zum Theil vollständig, mitgetheilt sind.

Von den Spaniern meldet Don Luis Jos. Velazquez in seiner Gesch. d. span. Dichtk. (übers. von Joh. Andr. Dieze, Götting. 1769. 8⁰.) S. 283: „Andre hingegen schrieben castilianische Verse mit eben der Harmonie und eben demselben Silbenmaasse wie die lateinischen Hexameter und Pentameter. Man weiss nicht, wer der Urheber hievon gewesen ist; Don Estevan Manuel de Villegas (um 1600) ist der welcher sie am schönsten gemacht hat.“ Das vierte Buch des zweiten Theils seiner *eroticas* enthält unter der Aufschrift *las latinas* Gedichte in antiken Silbenmaassen; gleich zuerst ein Schäfergedicht in Hexametern, so anfangend:

Gehen wir jetzt die sämmtlichen Versuche durch, vom frühesten an bis auf *Klopstocks* Messias: mit ihm, der eigentlich erst der fremden Form das deutsche Bürgerrecht erwarb, machen wir billig den Schluss.

Die ältesten deutschen Hexameter, leoninische, Uebersetzung leoninischer lateinischer, finden wir in einer um 1340 zu Würzburg geschriebenen, jetzt in der Müncher Central-Bibliothek befindlichen Pg. HS. Der Versuch ist aber so wenig gelungen, dass man überhaupt gar nicht an eine solche Absicht glauben möchte, wenn nicht die Vergleichung der späteren Beispiele darauf hinleitete; auch wären die Verse für gewöhnliche deutsche Reimzeilen zu formlos. Das Original lautet:

Absit honor trinus: langwentis sessio, primus
Actus (l. Jactus) lusorum, et precessus seniorum.

Die deutsche Uebersetzung:

Ez sin dri ere, der ein ieglich man wol empere:
Alt (l. Alter) man ge für; sitze siech; heb an, du verlür.

Lycidas i Corydon, Corydon el amante de Philis
pastor el uno de cabras, el otro de blancas ovejas,
ambos ados tiernos, moços ambos, Arcades ambos,
viendo que los rayos del sol, fatigaban el orbe,
i que bibrando fuego feroz la canicula ladra
al puro cristal u. s. w.

Villegas hat auch sapphische Oden gemacht und den Anacreon im Maass des Originals übersetzt. — Ebenda S. 281: „In den zwei Trauerspielen Nise castimosa und Nise laureada vom Hieronymo Bermudez (gegen 1600) findet man verschiedene damals in der castilischen Poesie neue Versarten, als die phalæcische, sapphische, adonische und andere mehr, welchen Umstand er am Anfange seines Werkes sorgfältig seinen Lesern erzählt."

Französische Hexameter. Die ältesten nach Hoffmann (Recension dieses Buches in der Hallischen allgem. Litt. Zeitung 1833 sp. 522) in Étrénes de poezie fransoeze an vers mezurés par Jan Antoéne de Baïf, a Paris 1574. 4°. (Mag. Pitt. 2, 190.)

Englische Hexameter, von Phil. Sidney (unter Elisabeth) in seiner Arcadia; auch sapphische Oden. 1737 ein anderer ungenannter Engelländer: s. Lessing in den Briefen d. neueste Litt. betr. Th. II, S. 299—301.

Niederländische Hexameter: nach Hoffmann a. a. O. die ältesten von Konr. Goddäus v. 1656: s. van Kampen, Beknopte Geschiedenis der letteren in de Nederl. D. II, bladz. 649—654.

Schwedische Hexameter: nach Hoffmann a. a. O. die ältesten in Barth. Feinds Deutschen Gedichten Th. I. (Stade 1708, 8°.) S. 538—554: „Hercules auf dem Scheidewege. Des Seel. Herrn Georgii Stiern-Hielm."]

Schon besser klingt folgender von Docen[7]) zuerst bekannt gemachter Vers, ebenfalls aus einer Müncher HS.:

Unchrautleichen gesanch.pan. prueder. predig und antlaz.

Aus seiner Unverständlichkeit kann man schliessen, dass auch er aus dem Lateinischen übersetzt sei. Die Zeit seiner Abfassung fällt mindestens in das Jahr 1358. Docen bemerkt: „Die Handschrift, worin jene Zeile sich erhalten hat, stammt glaublich aus dem Kloster Emmeram in Regensburg; sie nennt in der Reihe der Aebte Albert von Schneidmülen (1324—1358) als lebend, und gehört zu den ältesten in Deutschland auf Papier geschriebenen Büchern von grösserem Umfange[7b]).“

Was nun folgt, ist gar unverständlich: vier Verse in der von den Magdeburger Schöffen verfassten und an die Stadt Görlitz übersandten Glosse zum Sachsenspiegel, drey Hexameter und ein beschliessender Pentameter, wieder leoninisch. Sie stehen in der berühmten Görlitzer Pg. HS. vom J. 1387 am Ende der Glosse zu B. III. Art. XXVII. gg 87. nach der alten eigenthümlichen Bezifferung [Liegnitzer HS. des Sachsensp. v. 1386. fol. 342ᵛ. Hom. 28. Geyder in Aufsess Anz. 1833. sp. 241 fg.]: dorum so habit dise uersus czueime urkunde.

Merkit nu rechte welche sachin schelin an dem echte.
Uor wes. kor. nicht frey lob mageschaft schande muz absin.
Czwey loube not orde uatterschaft suche mit kor wort.
Wer swoger ist odir kalt dy sint non echte gespalt.

Die Enträthselung der zweyten und dritten Zeile stellen wir einem Scharfsinnigeren anheim. Ein lateinisches Original muss zum Grunde liegen; nur zum Theil übereinstimmend sind die versus memoriales, welche die gedruckte Glosse zu B. I. Art. III. des Sachsenspiegels anführt:

Error. conditio, votum, cognatio, crimen,
Cultus disparitas, vis, ordo, ligamen, honestas,
Si sis affinis, si forte coire nequivis:
Haec socianda vetant connubia, juncta retractant.

Eine im Mittelalter oft geübte Spielerey war es, lateinische Verse mit Versen in einer andern Sprache abwechseln zu lassen.

---

7) Morgenblatt 1818. S. 536.

7b) [Cod. Basil. B. IX, 20. (ehemals der Carthäuser zu Basel) XIV. Jh. 4°. Perg., Leben der Altväter enthaltend, hat am Ende die Unterschrift:

Qui scripsit scripta manus eius sit benedicta.
Der dif hat gfchriben felig der mûze beliben.

Der Schreiber erlaubt sich sonst keine dergleichen Syncope.]

So finden wir bei *Muratori*[8]) ein lateinisch-griechisches Gedicht in gereimten iambischen Dimetern, und unter *Dante's* Canzonen eine, in der Lateinisch, Italiänisch und Provenzalisch abwechseln[9]). Auch in der deutschen Litteratur ist dergleichen nicht selten: wir erinnern nur an das dem zehnten Jahrh. angehörige Lied von den beiden Heinrichen[10]), an das im J. 1259 verfasste satirische Gedicht: *„Gens sine capite mac keinen rât geschaffen"*[11]), an die von Docen aus einer Müncher Pg. HS. des XIII. Jahrh. bekannt gemachten Lieder und Liederfragmente meist unzüchtigen Inhalts[12]). Ueberall sind hier die lateinischen Verse nach Art der

8) Antiquitat. italic. t. III. diss. XL. [Ausonius lat.-griech. Epigr. 28. 32. 49. Auch die Spanier hatten solche aus verschiedenen Sprachen im castilischen Maasse zusammengesetzte Gedichte: so schrieben Lope de Vega und Luis de Gorgera Sonette in vier Sprachen, castil., ital., portug. und latein.: vgl. Velazquez von Dieze S. 285 fg.]

9) Dante Alighieri's lyrische Gedichte v. K. L. Kannegiesser S. 220 bis 223. [Crescimbeni, l'istoria della volgar poesia I, 6, 5, (Ven. 1731, S. 363 fg.): Della poesia toscana con mescolanza d'altre lingue.]

10) Nach meiner Wiederherstellung gedruckt in Hoffmann's Fundgruben f. Gesch. deutscher Spr. u. Litt. I, 340. 341.

11) Nach einer Pg. HS. die Casp. Barth in der Carthause oder einem andern Kloster bei Strassburg fand (*„in Carthusia sive alio coenobio prope Argentinam"*) gedruckt in dessen adversar. lib. XXXIV. cap. XVII. Es wird dieselbe HS. seyn, die Graff auf der Centralbibl. zu Strassburg angetroffen hat: s. Diutisca I, 323.

12) Drey vollständige Lieder Miscell. Th. II. S. 203. 205. 206. und S. 207. 208., Fragmente S. 200. 205. Lat. Lieder mit deutschem Refrain S. 191. 192 fg. [Gothisch-lateinisch: Haupts Zeitschr. 1. 379. Angelsächs. und latein.: Grein 1, 232 fg. vgl. ferner Ruodl. 13, 14 fg. 16, 12 fg. 67 fg. Carm. Bur. 246. Liederb. d. Hätzlerin S. 98 fg. Vulpius Vorzeit I, 152 fg. Adelungs Nachr. 2, 239. Reinke de Vos v. Lübben S. I. Lat.-deutsche Lieder: Haupt bei Aufsess 1, 291. Wernhers lat.-deutsche Briefe: Minnes. Frühling 223. 224. Cantilena de asino presbyteratum ambiente: „Si essem tam beatus, dat ik ein prêster worde" etc.: Denis, catal. vol. I, pag. 3339. Bettelstudentenlied: Hoffmanns Monatschr. v. u. f. Schlesien II, 552. 553 (XVI—XVII. Jahrh.). — Lat. Gedicht mit franz. Refrain: Wolf Lais 433. Diez Sprachdenkm. 88. Leb. u. Werke d. Troub. 290. Gedicht in halbfranzösischen und halblateinischen Alexandrinern mit eingemischten lat. Hexametern und Pentametern bei Barbazan und Méon, fabliaux et contes IV, 485—488; Anfang:

Je maine bone vie semper quum possum.
Si taverniers m'apele; je di „ecce assum".
A despendre le mien semper paratus sum,

deutschen behandelt; es lag nahe, das Spiel einmal umzukehren und die deutschen unter das lateinische Gesetz zu bringen. Es geschieht in einer zu Doberan befindlichen Grabschrift vom J. 1388, die aus acht halb deutschen, halb lateinischen Hexametern besteht, deren Reim nach einer seltneren leoninischen Form die deutschen Hälften mit den deutschen, die lateinischen mit den lateinischen bindet.

Hier Peter Wiese tumba requiescit in ista.
God geve öm spiese caelestem. quique legis, sta,
Bid vor sien seele precibus brevibus genitorem.
Hier doget vele (?) sibi perpetuum det honorem.
He hefft getüget alias tres (l. res) perpetuales,
Daran uns gnüget, res atque dedit speciales.
Drum schal he bliven hic nostra sub prece vere,
Und wilt ön skriven David in solio residere[13]).

Wir lassen auf diese Grabschrift gleich eine zweyte folgen, auch in niederdeutscher Mundart, weder mit Lateinischem vermischt, noch möglicher Weise daraus übersetzt. Es ist die in der St. Silvester- und Georgenkirche zu Wernigerode befindliche des Grafen *Heinrich* vom J. 1429.

Na bort M. schreven, veer C., twe X., daby negen,
Starff Henrich greve, der van Stalberch leve neve.
Van Wernirode starff Henrich leste erve dode.
Do was de hire sünte Erasmi vire.
Up fridach wende na vesper was ydt sin ende.
Der selen sine si got gnadig ane pine[14]).

„M. vêr C. twê X. dâ bî nêgen,“ d. h. MCCCCXXIX: so spielen die Versmacher jener Zeit öfter mit den Zahlzeichen und Abbreviaturen. Man vergleiche die Grabschrift Herzog Heinrich's IV. in der Kreuzkirche zu Breslau:

Cant je pens en mon cuer et meditatus sum:
Ergo dives habet nummos, sed non habet ipsum.

Soll der Vers: „Vade procul d'ici, pauper, tu n'as que faire ici“ pag. 487 ein Hexameter sein? oder ist das erste *d'ici* zu streichen? — Am Schlusse der Neuenburger Hdschr. altfranzös. Gedichte die lateinisch-franz.-niederländischen Verse:

Ego amo vos bouen allen die leuen
quant il voux plara suldy my trost geuen:

altfranz. Lieder u. Leiche S. 194.]

13) Gedruckt in Kinderling's Gesch. der niedersächs. Spr. S. 156. 157. [Lat.-deutsche Hexameter in der Hamburger Handschr. des Sachsensp.: Wilda im Rhein. Mus. für Jurispr. 7, 304 fg.]

14) Gedruckt bei Meibom. rerum germanic. t. III. p. 30.

Hen. quartus. Mille. tria. C. minus. X. obit ille
Egregijs annis. sle. Cra. san. dux. nocte johannis.

d. i. Henricus quartus, MCCXC. obit ille egregiis annis Slesiae, Cracoviae, Sandomiriae dux nocte Johannis. Der Fürstabt *Martin Gerbert* theilt aus einem alten missale folgende Verse mit:

M. C. ter ducto, simul L. sextoque reducto
Anno incarnati Christi, mundo quoque nati,
October diras domini monstraverat iras u. s. w.[15]).

Besonders gern werden *versus memoriales* aus Abbreviaturen zusammengesetzt[15b]). So jene über die sieben freyen Künste:

Trivium.

Gramm. (atica) loquitur. Dia. (lectica) verba docet. Rhet. (orica) verba colorat.

---

15) Iter alemann. pg. 288. [Grabschrift zu Leubus:
No Kale dans Maius Dux Vra Leg Brig Boleslaus
Zelator veri largus promtus misereri
Fit cum defunctis M C tribus L duo junctis (23. Apr. 1352):
Justi, Vorzeit 1827, S. 199. — Ehemalige Inschrift am Dom zu Köln:
Anno milleno bis C. quater X. dabis octo —
Anno milleno ter C vigenaque junge:
Sulpiz Boisserée in d. Jahrb. des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 12, 129;
(ein) M vier C. vier X. ein i.
do wart gedicht dis bücheli.
ein M. vier C. vier X. da by
dartzuo so setz ich noch ein I.: Heinr. v. Laufenberg, Aufsess Anz. I, 41 fg.
Inschrift zu Siena (in Terzinen):
Se vuo sapere il tempo, il verso il conta:
Un M. quattro C. un V. tre I.
Quando Christo ebbe umana carne assunta,
D'ottobre quando il papa si partì: Crescimbeni l. l. I, 159.
Inschrift am Norderthurm der Marienkirche zu Lübeck:
Turris principia sunt M. tria C. duo bina (1304).
im Süderthurm:
Turri principia dant M. tria C. duo quina (1310)
Tuncque capella pia fuit hec tibi structa Maria: Jac. v. Melle, gründl. Nachricht von Lübeck, 1787 (3. Aufl. von Joh. Herm. Schnobel besorgt) 8°. S. 157.]

15b) Surgit ab R Gerbertus ad R, fit papa potens R (Remis, Ravennam, Romae): Mones Anz. 2, 188, 13. Jahrh.; Septem dona spiritus sancti:
Sap. intel. cor. for. ti. pi. sci. collige dona;
aus dem Poenitentiarius. vgl. Geffckens Bildercatechismus Beilagen Sp. 194.

Quadrivium.

Mus.(ica) canit. Ar.(ithmetica) numerat. Geo.(metria) ponderat. Ast.(ronomia) colit astra[16];

jener über die vier Elemente und Temperamente:

Terra melanch.(olia), aqua phleg.(ma), aer sanguis, cholera ignis[17];

folgende über die Monate, wo gut Ader lassen und Wein trinken:

Jan. fe. ap. maji. sep. oc. no. atque december:
His minue venam, lunam dum videris aptam[18])

und:

Ar.(ies) li.(bra) de vena. bene fundunt vina sagitta.(rius)
Can.(cer) ca.(pricornus). pis.(ces) vir.(go) media cetera dico mala[19].

Ganz und gar aber aus Hexametern der Art bestehn die alten unter dem Namen *Cisio-Janus* bekannten Festkalender; so beginnt einer aus dem XIV. Jahrhundert[20]):

. . Cisio Janus Epi sibi vendicat Oc Feli Mar An
Prisca Fab Ag Vincen Pau Pol Car nobile lumen

d. i. Circumcisio, Januarius, Epiphania — Octava (Epiphaniae), Felicis, Marcelli, Antonii — Fabiani, Agnetis, Vincentii, (Conversio) Pauli, Polycarpi, Caroli —.

Wir kehren von dieser Abschweifung, die uns zur bessern Verständniss der Wernigeroder Grabschrift nöthig schien, zum deutschen Hexameter zurück. Das nächste Beispiel, auf welches wir treffen, geht seinem ursprünglichen Alter nach über jene Grabschrift noch hinaus, ja möchte vielleicht noch an's Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu setzen seyn. Es sind Haushaltungsregeln, die vom Anfange des funfzehnten bis in's sechzehnte Jahrhundert hinein sich bald hier, bald da zeigen, in immer veränderter Gestalt, in bald kleinerer, bald grösserer Anzahl der Verse. Aus dem Lateinischen sind sie gewiss nicht übersetzt: die lateinischen Wörter sind zuweilen zu arg behandelt.

---

16) Ild. v. Arx Gesch. d. Cant. St. Gallen I, 260.

17) Schola salernitana v. 260. ed. Ackermann.

18) Pp. HS. der K. u. U. Bibl. zu Breslau IV. Q. 37. (Anf. XV. Jahrh.) fol. 130. v. wo der erste Vers fehlerhaft so lautet: Jun. fe. ap. may. no. sep. atque december.

19) In der eben angeführten HS. fol. 131. v.

20) Abgedruckt mit 'guten Erläuterungen von J. W. F. (Jac. Wilh. Feuerlein) im 19. Stück d. Hannov. Gelehrten Anzeigen v. 1751. [Cisio-Janus: vergl. N. litt. Anz. 1806, sp. 109—111. 1807, Sp. 59—62. Grotefend in Erschens und Grubers Encyclop. Abth. I. Th. XVII, S. 295—300. Aufsess Anz. 1833, sp. 127.]

Wir sind genöthigt die verschiedenen Recensionen in chronologischer Folge hinter einander aufzuführen.

Niederrheinisch in einer HS. der Stadt-Bibliothek zu Maestricht aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts [21]).

Sege korn Aegidii, haveren, gersten Benedicti,
Plante kol Urbani, werp weet, rovesaet Kiliani,
Erwite Georgy, lyn sege Jacobique minoris,
Drech sperwer Sixti, vank vinken Bartholomaei,
Drynk wyn Martini, loep schoduuel nativitatis.

Schlesisch in einer Breslauer Pp. HS. aus dem ersten Viertel des XV. Jahrhunderts [22]).

Zehe korn Egidij, habir, gerste Benedicti,
Zehe hanf Urbani, leyn viti, rueben Kyliani,
Drag sperber Sixti, fach wachtel Barhtolomei,
Grab ruben Adipe, zeüt craut Vidi domo sedentem.

Hochdeutsch in einer Stuttgarter Pp. HS. vom Jahre 1520 [23]); jedoch sollen sich dieselben Verse bereits eben so in einer HS. vom Jahre 1440 vorfinden [24]).

Sew korn Egidij, habern (, gersten) Benedicti,
Und flachs Urbani, ruben, wicken Kiliani,
Erwis Gregorij, linsen Jacobi minoris,
Sew zwybeln Ambrosij, all felt grunen Tiburtij,
Sayw kraut Urbani, und grab ruben Sancti Galli,
Mach wurst Martini, kauf kess Vincula Petri,

21) Gedruckt in Mones Quellen u. Forschungen I, 126.

22) HS. der K. u. U. Bibl. I. Q. 466. fol. 40. r.

23) Gedruckt in Ferd. Weckherlin's Beiträgen z. Gesch. altt. Spr. und Dichtk. S. 66. Keller, alte gute Schwänke S. 62.

24) Nach einer Recension des eben angeführten Buches in der Leipz. Litt. Zeit. 1812. Sp. 1635. — Die Verse in der Handschr. von 1440 lauten folgendergestalt (Mittheilung Jacob Grimms):

sehe korn egidij, habern gersten benedicti
see hanff vrbani wicken linssen kyliani
setz pflantzen viti haw das krawt colomani
trag sperber sixti vach wachteln bartholomei
kleib stüben kalixti haitz wol natalia cristi
kauff holcz si velis wiltus haben michaelis
grab ruben adape sews kraüt vidi domini
heb an martini trinck wein per circulum anni
ysz lemproten blasij und hering oculi mei.

Vergl. die Verse aus der Seitenstetter Pap.-Handschr. no. 61, XV. Jahrh.
isz gens Martini, wurst in festo Nicolai u. s. w.
bei Keller, alte gute Schwänke S. 80. altd. Leseb. 1206. aus einem Tegernseeer Kochbüchlein: Anzeiger des Germ. Mus. 1865, 439.

Drag Sperwer Sixti, vach wachtel Bartholomei,
Kauff holtz Johannis, wiltu es haben Michaelis,
Klaib stuben Sixti, wiltu warm han Natalis Christi,
Iss gens Martini, drinck wein per circulum anni.

Noch einmal hochdeutsch bei Joh. Agricola in der hochdeutschen Erklärung der Sprichwörter[25]). Er sagt zum DCLIV. Sprichwort (Ein ieglich Ding will sein Zeit haben)[26]): Es ist ein alter Reim, der bestättiget diss Wort, der heisset also:

Sä Korn Aegidii, Habern, Gersten Benedicti,
Sä Flachs Urbani, Wicken, Ruben Kiliani,
Sä Hanf Urbani, Viti Kraut, Erbes Gregori,
Linsen Jacobique Philippi (so), grab Ruben Vincula Petri,
Schneide Kraut Simonis et Judae, (so)
Trag Sperber Sixti, fahe Wachteln Bartholomaei,
Kleib Stuben Calixti, heiss warm Natalis Christi,
Iss Lammsbraten Blasii, gut Häring Oculi mei,
Heb an Martini, trink Wein per circulum anni[26b]).

Aus diesen Hexametern nun stammen des abenteuerlichen Simplicissimi alte Sprüche vom Feldbau[27]), so wie die vor einiger Zeit in den schlesischen Provinzialblättern[28]) abgedruckte „alt-

25) Die erste Ausg. dieses Buches, die in niederd. Spr. 1528 zu Magdeburg erschien (Drehundert Gemener Sprickwörde — dorch D. Johannem Agricolam van Isleue. 8), enthält das bezügliche Sprichwort noch gar nicht.

26) Nach der Ausg. Hagenaw 1534. 8. Die Verse sind da zum Theil gar nicht, zum Theil falsch abgesetzt.

26b) Vergl. auch J. Fischarts Dichtungen, herausg. v. Heinrich Kurz, Bd. III, S. 477 fg. — Im Cod. Vratisl. I. 4°. 451. XV. Jahrh.:

Agnes nem, paulum bychte, petir is fladen mettich,
Vincencz gang, schaw sot, phingstmetich secze dy phlanczen,
Gang berg off, lys ber, sehe ruben juncfraw maria,
Sneyt Margrith, leg an, bint petir, vach vogil hannos,
Trag most her stenczlaw, frunt wenczlaw brote dy qwi:ten,
Czeuch stobe yn elze, kom klimko brenge den winter,
breng xpm mayt reyne, ys stroczil thomas am ende:

mitgetheilt von Hoffmann von Fallersleben, auch durch eben denselben gedruckt in Aufsess Anz. 1 (1832) Sp. 280 fg. — Tegernseeer Bücherverzeichniss v. 1500 fgg. Schmeller im Serapeum 1841, 283:

Charpfen is in coplis, hecht in schwantzis, grundel gar fris.
Nim pärm in mulis, präxen in mediis, renkchen in universis
Rutten in lebris, salm in fedris, al in mittel drummis,
Is röttl in prattis, schleyn in sulcis, asch und vörchen in t tis,
In schäris et caudis mande geharnischt visch i. e. krepsen.

27) Des Abenteuerl. Simpl. Ewig-währender Calender, Nürnb. s. a. (1670.) 4. S. 4.

28) Schl. Prov. Bl. 1829. Ergänzungs-Bogen S. 129. 130.

schlesische Haushaltungsregel, aus einem 300jährigen Buche ausgeschrieben 1786" (jene wie diese in kurzen Reimzeilen) dem grössten Theile nach her. Eben so ist auch die alte Regul der Bauren-Practica, „wie das Säen und anders zu unterschiedener Zeit vorzunehmen [29]," weiter nichts als eine prosaische Auflösung alter Hexameter; Einiges ist noch ganz deutlich Vers geblieben.

Vielleicht in dieselbe Zeit mit diesen Haushaltungsregeln, auf jeden Fall aber noch in die erste Hälfte des funfzehnten Jahrh. gehört ein in gleicher Art mit dem oben (Anm. 5) erwähnten Bohemarius abgefasstes lateinisch-deutsches Vocabular [von Jac. Twinger, prespyter Argentinensis] [29b]. Wegen der deutschen Wörter, die es enthält, muss es hier aufgeführt werden. Abscheuliche Verse, welche die einzige uns davon bekannte HS. [30] in noch abscheulicherer Schreibung wiedergibt. Wir ändern, indem wir Anfang und Schluss mittheilen, darin nichts, um weder zu viel noch zu wenig zu thun. Es beginnt mit Wörtern der Rechtssprache:

Multi scriptores in hoc errare solebant:
Est feudus lengut, est depactacio gedinge.
Ungelt angaria, post hec precacio bete,
Inlegir obstagium, census czins, redditus ingelt,
Almasium seu mercipotus lynkowff tibi signat,
Arra sit molschacz, exaccio geschos, theolonium czol,
In solidum mit gesampter hant, urphara orphende,

---

29) S. 126 der Bauren-Practica oder Wetter-Büchlein, St. Annaberg 1698. 8.

29b) [Cod. Vratisl. I. 4°. 100. v. J. 1414 (mitgetheilt v. Hoffmann v. Fallersleben):

Est tribulus distel, -lum stosil, -la quoque flegil.]

30) Pp. HS. der K. u. U. Bibl. zu Breslau IV. F. 86. Mitte des XV. Jahrh. fol. 11d. bis 13a. [Handschr. zu Stuttgart, Mone Anz. 6, 210. vgl. 337. 435. 8, 99.] Die Verse sind nicht abgesetzt. — Goldast citiert in den rer. alamann. script., er sagt nicht und wir wissen nicht aus welcher Quelle, vier Verse dieses Vocabulars unter dem Namen *Venceslaus Brack in Terminis Juristarum:* Arrestare frenen (l. frônen), dic impheodare belehnen 1, 138. ed. Senckenberg. Est Phoedus Lehengut, est depactio dignies ibid. Jus feodi Lehnrecht, Burgrschaft civilitas exstat ibid. Gleitet conducit, ducatus sitque geleite pag. 139. [W. Brack schrieb seinen vocab. rerum 1478 und lebte zu Constanz. Vgl. Hoffmann in der Hall. Litt. Zeitung 1833, 521—524. Aufsess Anzeiger 1833, Sp. 110.]

Redagium vuzczol, sit redagium wayneczol,
Osedens sunt geysel, diffidare wedirsagin[30b]).

Und schliesst mit den Namen der Vögel und Ausdrücken der Jägerey:

Pawus vel pabo phaw, cignus tibi swan est,
Nisus eyn Sperber, accipiter habicht tibi signat,
Nocticorax nachtrabe, bubo huwe, miluus weye,
Corvus rabe, cornix croe, monedula tole,
Merula sit drosel, nachtegal signat phylomena,
Sparulus sit hazilhun, Alauda lirche, spicus specht,
Quiscula wachtil, Turkiltawbe sit turtur,
Capphan sit capo, asilus wespen tibi signat,
Alviare benstogk, examen Swarm tibi signat,
Venator yeger, zagena wate tibi signat,
Disciplina druche, sed muscipula mawsvalle.

Et sic est finis horum metrorum sive versiculorum.

Zwischen diesen und den nächsten deutschen Hexametern ist ein volles Jahrhundert Zwischenraum*); Sprache und Litteratur hatten sich unterdessen neu gestaltet; das Studium der griechischen und römischen Autoren war allgemein verbreitet, war ein gründlicheres, tiefer eindringendes, die deutsche Poesie meist eine dürftige handwerksmässige Verrichtung geworden, nichts innerlich, nichts äusserlich: frisch drauf und dran, die Summe der Sylben an den Fingern abgezählt, hinten ein Reimlein, gut oder übel, und der Vers war fertig[31]). Als hätte

---

30b) „Diese Hexameter kommen in einer Handschr. des Michaelisklosters zu Lüneburg wenigstens um 50—70 Jahre früher vor; sie stehn in dem Rechnungsbuche des Joh. von Bücken, begonnen 1372 und fortgeführt bis zum J. 1401, abgedruckt in Joh. Ludw. Lev. Gebhardi dissertatio secularis de re litteraria coenobii S. Michaelis in urbe Luneburga (Luneburgi 1755. 4°.) pag. 78:

Est pheodus lengut, est depactatio dinggelt,
Est arra brutschat, census tins, redditus ingelt etc.

Die Handschr. wird übrigens nicht, wie Gebhardus bemerkt, in der Rathsbibliothek, sondern nach Martini im Archive des Klosters aufbewahrt." Hoffmann von Fallersleben.

*) [Münchner Handschr. Anfang des 16. Jahrh.:

Da munera summis: es wirt wol schlecht, das da krump ist.
Munera si non das, es wirt wol krump das da schlecht was:

Mone, Anz. 8, 547. Rhein. Mus. f. Jurispr. 7, 304 fg.;

Pfaff, supplex ora; Fürst protege, Baurque labora:

Rhein. Antiq. 128.]

31) Man darf die damalige deutsche Verskunst nicht damit rechtfertigen wollen, dass die romanischen Völker es heute noch nicht anders

unsere Dichtkunst nie ein dreizehntes Jahrhundert erlebt, so geringe Acht hatte man auf die Grundgesetze der deutschen Metrik, bis endlich Opitz erschien, um die alte Ordnung angemessen verändert wieder herzustellen, indem er die neue Art Sylben zu zählen mit der früheren Geltung der etymologischen Hebungen geschickt verband. Wir haben in allen bisherigen Versuchen deutscher Hexameter und Pentameter ein Streben gesehn, sie nach den Regeln der antiken Prosodie zu bilden; nirgend ist es ganz gelungen, aber es wäre möglich gewesen, da unsere Sprache in jener Zeit noch kurze Vocale in den Stammsylben kannte, wenn gleich die langvocaligen und mehrsylbigen Flexionsendungen bereits ausgegangen waren, welche die althochdeutsche Mundart in noch weit höherem Grade fähig gemacht hätten, sich die alterthümliche Verskunst vollständig anzueignen. Dem sechzehnten Jahrh. war Correption jener Art fremd geworden, jede Stammsylbe war nunmehr lang, mithin hatte auch die Production durch Position ihre Bedeutung verloren: wer jetzt, wo Accent und Länge zusammenfielen, Hexameter machen wollte, durfte die Füsse nur nach accentuierten und nicht accentuierten Sylben zählen. Aber bei dem Zustande, in welchem sich die poetische Technik befand, mochte der Willkühr Alles erlaubt scheinen, und so können wir es dem weltgelehrten *Konrad Gesner* nicht verargen, dass er (im J. 1555) darauf verfiel, deutsche Hexameter und Hendecasyllaben nicht, im Sinne einer Verskunst, die er nicht kannte, nach Hebungen und Senkungen, sondern wie die antiken Muster quantitativ, selbst mit Geltung consonantischer Position zu bauen[32]. Er hält sich für den Erfinder dieser Kunst; mit welchem Rechte, wissen wir. Selbst dass seinen Versen der Reim fehlt, ist nichts neues; denn auch das letzt angeführte Vocabular und jener einzelne gegen 1259 geschriebene Hexameter sind ohne Reim. Wir wollen hier nicht nur die

machen. Sie mögen es thun, ihren Sprachen ist es angemessen: man erwäge nur den Mangel an stummen Sylben in der spanischen und italiänischen, und wie gleichmässig die Franzosen auch in der Prosa alle Sylben eines Wortes accentuieren. Und andrerseits, gibt es nicht selbst in diesen Alexandrinern, diesen Endecasillabi bestimmte Stellen, an denen trotz der sonstigen Gleichgültigkeit der eigentliche Accent der Worte beachtet wird?

32) Friedr. Heinr. Bothe hat noch in diesem Jahrhundert Gedichte, einen ganzen Band voll, so gemessen (Antik gemessene Gedichte, eine echt deutsche Erfindung, 1812). Nun, man wälzt öfter leere Fässer.

Probestücke selbst, sondern auch die wenigen Worte, welche er über seine Bemühung sagt, mittheilen [33]): Metra et homoeoteleuta multi scribunt ut plerique omnes puto populi, Latinis, Graecis et Hebraeis exceptis: carmina, in quibus syllabarum quantitas observetur, nemo. Nos aliquando conati sumus, sed parum feliciter [34]), hisce versibus hexametris:

Es macht alleinig der glaub die gleubige sälig
Und darzu fruchtbar zur lieb' [35]), und gütige herzen
Allwäg inn menschen schafft er. kein musse by imm ist
Und kein nachlassen nienen. er würket in allen
Rechtgschaffnen gmüten alls guts und übige früntschaft.
Doch schrybt er nüt simm selber zu, sunder er eignet
Dem Herren Gott und siner gnad alle die eere,
Durch Jesum Christum, Gott und mensch, unseren Herren.

In omnibus hisce versibus pedes omnes spondaei sunt, quinto excepto dactylo [36]). neque fieri facile aut commode posse opinor, ut alibi etiam nisi forte primo loco dactylus collocetur. Admittenda et licentia quaedam foret praeter vulgarem loquendi usum, non minus sed amplius forte quam Graecis et Latinis. Nostrae quidem linguae asperitatem consonantium etiam in eadem dictione multitudo auget, quae nullo saepe vocalium interventu emollitur.

Oratio Domini versibus Hexametris a nobis expressa.

O Vatter unser, der du dyn eewige wonung
Erhöchst inn Himmlen, dyn namen werde geheilget.

---

33) Mithridates, de differentiis linguarum etc. Zürich 1555. 8. Bl. 36. v. 37. r.

34) Allerdings sind auch z. B. in nienen̄ er, gmüten̄ alls, Vatter̄ unser, bösen̄ erlöss die Längen der tonlosen Sylben durch nichts motiviert; der vierte Vers des hexametrischen Vaterunser hat keine Cäsur u.s.f.

35) Nachher in den Hendecasyllaben unser': die ältesten Beispiele für den Gebrauch des Apostrophs im Deutschen.

36) Lessing, aufmerksam gemacht, dass schon vor Fischart, den er für den Erfinder des deutschen Hexameters ausgegeben, Konr. Gesner solche verfertigt habe, schreibt in den Litteraturbriefen (sämmtl. Schr. Th. XXVI. 1794. S. 79): „Hierauf antworte ich, dass ich mich nicht überwinden kann, sechsfüssige Verse, die ausser dem einzigen fünften Fusse aus lauter Spondäen bestehn, für wahre Hexameter zu halten. Ein einziger solcher Vers ist zwar zur Noth ein Hexameter; aber lauter solche Verse sind keine." Ob gut oder schlecht, darauf kann's hier doch wahrlich nicht ankommen. Dies Uebermaass von Spondeen ist die nothwendige Folge des nicht zu vermeidenden Uebermaasses von Positionslängen.

Zu kumm uns dyn rych. Dyn will der thue beschähen
Uff erd als in himmelen. Unsere tägliche narung
Heer gibe uns hüt. Und verzych uns unsere schulde,
Wie wir verzychend iedem der bleidigen uns thut.
Für uns in kein versuchnuss yn hilff one dynen:
Sunder vomm bösen erlöss uns, gnädiger Heer Gott.

Eadem hendecasyllabis reddita, qui versus linguae Germanicae aptiores videntur.

Heer Gott Vatter in himmlen eewig einig,
Dyn nam werde geheiliget, geëret.
Dyn rych komme genädiklich, begär ich.
Dyn will thue beschähen uff der erden,
Wie inn himmelen undren heilgen englen.
Unser' tägliche narig† uns gib hütte. † Pro narung propter carmen
Verzych unsere schulden uns, wie auch wir
Verzyhnd schuldneren unseren by uns hie.
Versuchnuss sye wyt von uns, o Heere.
Löss uns gnädiger Heer von allem übel.

1561 wiederholt Gesner an einem andern Orte[37]) jene Aeusserungen über die Neuheit seiner Erfindung und über ihre Schwierigkeit und fügt, indem er sich auf die Beispiele im Mithridates bezieht, zur Probe noch folgende Hendecasyllaben hinzu:

O Gott, himmlischer herre, vatter aller
Creaturen in himmlen und der erden,
Dein barmhertzige gnade unde güte
Deinen dieneren und geschöpfften öffne

und diese iambischen Dimeter:

O vatter und genädiger
Herr Gott in himmlen höhe,
Erbarm dich über menschliche
Uns angeborne blöde
Durch deinen einen eewigen
Sun, unsern herren Jesum,
Und schaff in uns ein neüw gemüt
In krafft dess heilgen geistes.

Es ist gut dass wir uns von Gesner's mit trockner Mühseligkeit erarbeiteten versibus hexametris und hendecasyllabis zu *Johann Fischart*[38]) und seinen fröhlicheren sechstrabenden

37) Vorrede zu *Maaler's (Pictorii)* dictionarium germanicolatinum novum (Zürich 1561. 8.), in einem Anhange „De carminibus et syllabarum quantitate in lingua germanica.“

38) In „eine Wildniss, einen Hauptheil des Gartens, wo sich ein

und fünfzelterigen Reimen wenden können. Sie stehen in seiner Geschichtklitterung (Geschichtschrift), wovon 1575 die erste Ausgabe erschien[39]), im anderen Capitel „Von eyner Alten Mistwälcken Pantagruelischen Vorsagung, inn eyner denckbegräbnuss oder Grabverzeichnuss erspehet, darauss jr die Oraculisch Tripodisch Poetisch ergeysterung ersehet." Man hat sie, seitdem Lessing 1759 in den Litteraturbriefen[40]) zuerst darauf hingewiesen, lange Zeit für die ältesten deutschen Verse in heroischem und elegischem Maasse gehalten. Gut sind sie gerade auch nicht, im Gegentheil sehr schlecht: lange Sylben müssen kurz, kurze lang werden, damit nur Alles recht hupfweis in Dactylen tänzele. In der Elegie sind die leoninischen Reime nach einer ganz besondern neuen Manier gestellt. Wir lassen den wunderlichen Heiligen am besten selbst sagen, was er bei seinem Versuche sich gedacht habe[41]):

Blumenbeet, welches wie ein verschönertes Wiesenstück aussahe, an einer alten Eiche zu halten schien, um die kleines Gesträuch rings herum stand, als wenn's in die Schule ginge und lernen wollte auch so gross zu werden. Es war Alles wie Wiese und Wald, was man sehen konnte, und doch war's nicht Wiese und Wald. Die Blumen anders, und wenn sie gleich nicht in Reih und Gliedern standen, waren sie doch in einer entzückenden unordentlichen Ordnung. Bäume hinderten das Auge nicht den Wald zu sehen, und es fiel von oben ein reines Wasser wie ein starker Regen und schlenkerte durch's Blumenstück und aus ihm heraus wie ein Betrunkener." v. Hippel's Lebensläufe nach aufsteig. Linie Th. I. 1828. S. 245.

39) 1575: s. Flögel, Gesch. d. kom. Litt. III, 336. Recension d. deutsch. Gramm. v. J. Grimm S. 33. Zwar berichten Koch (Compend. I, 161), Koberstein (Grundriss S. 123. Anm. 9), Halling (Fischart's glückhaftes Schiff S. 46), v. Meusebach (Recens. von Hallings glückh. Schiff in der Hall. Allg. Litt. Zeitung 1829 sp. 440) u. A. von einer weit älteren Ausgabe vom J. 1552 (die nicht einmal die älteste seyn könnte wegen der Worte des Titels: „Auch zu disem Truck wider auff den Ampess gebracht"), ja K. G. Anton versicherte sie selbst zu besitzen (deutsch. Museum 1778. S. 534) und beschrieb sein Exemplar auf's ausführlichste im Allg. litt. Anzeiger 1800. Sp. 1141—1143; aber die Unmöglichkeit einer so frühen Ausgabe lehrt schon ein flüchtiger Ueberblick der Litterärgeschichte Fischart's: der ganze Irrthum beruht lediglich darauf, dass man eine 8 in Gestalt eines S für eine 5, 1582 für 1552 angesehen, wie Jac. Grimm bereits 1812 in der Leipz. Litt. Zeit. Sp. 1290 bemerkt hat.

40) Sämmtliche Schriften Th. XXVI. 1794. S. 73 fgg. [Lachmanns Ausg. 6, 45.]

41) Ausgabe 1582. C 7. r. bis D 1. r.

Aber innsonderheyt sind zu ehren der Uralten, für sich selbs bestendigen Teutischen sprach die nachgesetzte sechssprüngige Verkers oder (wie es unser offtberürte Scarteck, darauss diss kürtzlich gezogen, nennet) Wisartische, Mansehrische und Herhohe Reimen und Silbenpostirliche Wörterläuff und Wörterleufige Silbenpostirung wol für eyn Venedischen Schatz auffzuheben, dieweil darauss die Künstlichkeyt der Teutschen sprach in allerhand Kermina bescheinet, und wie sie nun nach anstellung des Hexametri oder Sechsmesiger Silbenstimmung und Silbenmesigem Sechsschlag weder den Griechen noch Latinen (die dass Muss alleyn essen wolten) forthin weichen. Wann sie schon nicht die Apostitzlerisch zustimmung, Prosodi oder Stimmmessigung also Aberglaubig wie bei jhnen halten, so ist es erst billich; dan wie sie jr sprach nit von andern haben, also wollen sie auch nicht nach andern traben: eyn jede sprach hat jr sondere angeartete thönung und soll auch pleiben bei derselben angewöhnung.

Kan mich derhalben auss Poetischem Wetterauischem Taubenflug, weil sie mir steigen und mich on das Apollo inn der lincken seit kützelt und das recht or vellicirt, jetz nit enthalten, dass ich nit auch also par mit Sechstrabenden und Fünfftzelterigen Reimen heraussfahr, und grüss euch also hoppenhupffenbar. Aber bei leib dass mirs keiner less, der nicht auff Cisiojanisch an fingern klettern, scamniren und scandiren kan: dann Ascendens scandit, distinguens carmina scandit; jedoch tröst ich mich M. Ortwini der spricht von der Altiqua Poetria und Metrischer Compilation: Si non bene sonant, attamen curriliter tonant. Ita Herr Domine, ist es nicht war, so ist es doch lieblich zu hören. Ergo auff und darvon, lasst den Zelter gohn!

Nun tapffere Teutschen, Adelich von gmüt und geplüte,
    Nur Euerer herrlichkeit Ist dises hie zubereyt.
Mein zuversicht jderzeit ist, hilfft mir Götliche güte,
    Zu preisen in ewigkeit Euere Grosmütigkeyt.
Ir seit von Redlichkeyt, von grosser streitwarer hande
    Berümt durch alle Lant Immerdar on widerstand:
So wer es Euch allesamt fürwar ain mechtige schande,
    Würt nicht das Vaterland In künstlichkeit auch bekant.
Darumb dieselbige sonderlich zu förderen eben,
    So hab ich mich unverzagt Auff jetziges gern gewagt.
Und hoff, solch Reimesart werd euch ergetzlichkeit geben,
    Sintemal eyn jeder fragt Nach Neuerung die er sagt.

O Harffeweis Orpheus, jetzumal kompt widerumb hoche
Dein artige Reimeweiss Zu jrigem ersten preiss:
Dan du eyn Tracier von geburt und Teutischer sprache
Der erst solch unterweist Frembt Völkeren allermeyst.
Diselbige lange zeit haben mit unserer kunste
Alleyn sehr stoltziglich Gepranget unpilliglich:
Jetzumal nun bass bericht, wollen wir den fälschlichen dunste
In nemmen fom angesicht, Uns nemen zum Erbgedicht.

Darauff folgen nun die Manserische oder Wisartische Sechshupfige Reimen-Wörterdäntzelung und Silbensteltzung; aber es ist nur der anfang darvon, das ander ist verzuckt worden; da denckt jr jm nach, wie es zugangen sei.

A. w. ch. k. t. ä. e. ö. f. g. h. i. l. m. n. o. p. pf. r. s. sch. st. u. z. ai. ei. eu. au.

Far sitiglich, sitiglich, halt eyn mein wütiges gmüte,
Las dich vor sicheren di kluge himlische güte,
Das du nit frefelich ongefär färst auff hohe sande
Und schaffest onbedacht dem Wisart ewige schande;
Dan stellen zu hitziglich nach Ehr und Ewigem Preise,
Die stellet eyn offtermal zu sehr inn spötliche weise.
Sintemal wir Reimenweis unterstan eyn ungepflegts dinge,
Das auch die Teutsche sprach süsiglich wie Griechische springe,
Darumb weil ich befind ungemäss die sach meinen sinnen,
Werd ich benötiget höhere hilff mir zu gewinnen;
Dann drumb sind sonderlich auffgebaut die Himlische feste,
Das allda jederzeit hilff suchen Irdische Gäste.
O Müsame Muse, Tugetsam und Mutsame Frauen,
Di täglich schauen, dass si di künstlichait bauen,
Die kein Müh nimmerme scheuen zu förderen dise,
Sonderen die Mülichait rechenen für Müsiggang süse,
Wann jr diselwige nach wunsch nur fruchtwarlich endet:
Drumb bitt ich jniglich, dass jr mir fördernuss sendet
Durch euere mächtigkait, damit jr gmüter erregen,
Dass sie ergaisteret nutzliches was öffenen mögen,
Zu unserem jetzigen grossen forhabenden wercke,
Fon manlicher Tugent und meh dann Menschlicher stärcke
Des Streitwaren Hackenback etc.
DESVNT Di nicht da sind*).

Aber diese Hexameter und Pentameter sind nicht die einzigen, die Fischart gedichtet hat, wiewohl bis jetzt noch keine mehr bei ihm nachgewiesen sind. Wir finden deren noch an

---

*) Garg. Z 4 vw. 1582: Gargantua und die seinen um sich lehrreich zu ergötzen „machten neue Wissartische Reimen von gemengten trei hüpffen und zwen schritten."

anderen Stellen derselben Geschichtklitterung, unter die Prosa gemischt und wie Prosa gedruckt, im VIII. Capitel [J 4 vw.— L 8 vw.] „Das Truncken Gespräch" und im XXIV. [T 1 rw.— 5 rw.] „Von des Gargantua studieren." So in jenem (L 7. r.) das Distichon:

Ewiger Keller, behüt unser Kel vor ewiger kälte
Und unser augen vor übernächtlichem schlaff.

Ausserdem eine Menge theilweise übersetzter und durch lustige Barbarismen entstellter Verse aus lateinischen Dichtern, z. B. ille ego qui quondam Kannen vinumque cano (Virgil: ille ego qui quondam — — arma virumque cano); wie er aus Horazens „nunc est bibendum" u. s. w. (odd. I, 37.) dies macht: nun ist bibendum, nun pede libero zu träppelen tellus und zu läppelen häl us[42]). Aber es ist meist zu derb, als dass wir

---

42) Ist auch hier aufzuführen der eben da vorkommende Vers „en jacet in treckis qui modo palger erat"? im Original etwa „hic jacet in terra qui modo pulcher erat"? Wir finden auch bei *Hans Christoph Fuchs* in der Vorrede zu seinem Ameisen- und Muckenkrieg, einer Uebersetzung der Moschea des Folengo (Ausg. Strassb. 1612. 8.) „Hic jacet in Dreckis, qui modo Reutter erat." [Verstreute ähnliche Hexameter im Gargantua: *non est venator jeder durch cornua flator:* A 5 rw. *Er hielt was die Gelerten lehren, Dum conuiuaris, hüt dich, ne multa loquaris, noch vil moraris:* D 6 rw. *Caseus und Schunckusz, die machen optime trinckusz:* E 6 vw. *Cazeus und caepe, die kommen ad prandia saepe: — Caseus und panis, sind köstliche Fercula Sanis:* E 8 vw. *Der lebe in æternum, der gibt potare Valernum; wir nicht gibt villum, all Teuffelsblag torqueat illum:* F 4 rw. *Ede, bibe, lude, nach toden nulla wolustas:* K 8 rw. *Tityre du platzars, reck den schwantz sub tegmine küschwanz, ille ego* etc. L 6 vw. *Claudite nun rüff us Pueri, sat prata biberunt:* L 8 vw. *Im faulen reste, nimand tractatur honeste, kleydung ist der Man, wer sie hat zulegen an. Wiewol in vestimentis nicht ist sapientia mentis:* N 2 vw. *Dann in Curte tunica saltat Saxo quasi pica:* N 8 vw. *Das Bäurelin und die Greta sind dispare valde diaeta. sintemal der schlaffet, cum Greta parocho schaffet:* T 3 vw. *nicht hindere Bruntzen, nicht noetige hefftiglich assum. Mit Eselen fartzis streite, sic non eges arzis:* T 4 vw. *Nicht isz beim Scheiszhusz, so nicht wilt weiselen seichusz:* ib. *Ruben helffen stomagum, wissen zu förderen Wintum, förderen urinam, schedigen auch zano ruinam:* ib. *Nach Biren gib Potum, nach Potum eile cacotum. so satur es, totum mit Brocken evome potum, und wider kom certa Gleser zuleren referta:* ib. *Und im Dantz werff sie herumb wie ein Küschwantz: dasz posteriora illis börtzelen wie heszlichen villis. Alsdan so offt dich liebet, dich schmützelen Küssele iubet. Disz nisi procures nit hertzeken Meidelis ures. Spöttiglich exibis, nimmermeh zulöffelen redibis:* T 4 rw.]

Alles vollständig hersetzen dürften. In eben derselben Manier finden wir Cap. XXIV. (T 4. r.) eine Reihe medicinischer Denksprüche aus der *schola salernitana* verarbeitet: z. B.

Viel ding auss winden veniunt, so ventre verschwinden;

im regimen sanitatis v. 18:

Quatuor ex vento veniunt in ventre retento.

Ferner:

Pringet humores Bacherach vinum meliores;

reg. sanit. v. 47:

Gignit et humores melius vinum meliores.

Nach Fischen nuss ess, nach Fleysch die stinckende Kess fress;

v. 115:

Post pisces nux sit, post carnes caseus adsit.

Ruben helffen stomagum, wissen zu förderen Wintum,
Förderen urinam, schedigen auch zano ruinam;

v. 142:

Rapa juvat stomachum, novit producere ventum,
Provocat urinam, faciet quoque dente ruinam.

Dan vinum saure klinglitum machet in aure;

v. 234:

Ebrietas, frigus tinnitum causat in aure.

Und so fort. — Wir sehen, es zeigt sich bei Fischart überall ein Bestreben, durch erzwungene Betonung tonloser Sylben dem Verse einen antiken Klang zu verschaffen; deshalb ist denn auch die Position nicht unbenutzt geblieben; aber so wenig diese stets beachtet ist, lassen sich überhaupt Regeln finden, welche Fischart mit Consequenz durchgeführt habe. So viel ist klar, dass er sich Gesner's Verse nicht zum Muster genommen hat, wenn sie ihm auch bekannt waren: denn fast in demselben Grade, als Gesner'n die Dactylen mangeln, geht Fischart den Spondeen aus dem Wege.

Vielleicht älter als Fischart's Hexameter und Pentameter sind die des M. *Joh. Clajus*[43]). Zwar ist das Buch, worin sie

43) Geb. zu Herzberg 1533, gest. als Prediger zu Bendeleben in Thüringen 1592 den 11. April (s. Reichard, Hist. d. d. Sprachkunst S. 52. 53. Adelung zum Jöcher II. Band Sp. 343—345). Er war, wie er in der Vorrede zu seiner Grammatik angibt, auf der Schule zu Grimma, auf der Universität zu Leipzig, dann Schulmeister in seiner Vaterstadt, neun Jahre Lehrer der Musik, Poesie und griech. Sprache zu Goldberg, später Rector der Schule zu Nordhausen und endlich Pastor zu Bendeleben (bei Erfurt), als welcher er seine Grammatik herausgab. Nicht zu verwechseln mit dem

enthalten, *Claji grammatica germanicae linguae,* drey Jahre später erschienen als die erste Ausgabe der Geschichtschrift, nämlich im J. 1578[44]); aber da hatte der Verfasser schon über zwey Jahrzehende dazu und daran gearbeitet, wie er selbst in der Widmungsvorrede erzählt[45]). Wie seine ganze grammatische Methode weiter nichts ist als eine übertragene lateinische, so verfolgt er auch in der Nachahmung antiker Versmaasse getreulich den von Gesner eröffneten Weg[46]) und schlägt deutsche Verse über den Leisten einer undeutschen Metrik. Nur hat er vor seinem Vorgänger eine geschicktere Behandlung, eine gewisse Zierlichkeit voraus und weicht auch darin von ihm ab, dass er es nicht verschmäht, den Reim anzuwenden. Ausser zweyen *exemplis carminis heroici* und zweyen *carminis elegiaci* hat er noch Probestücke *carminis iambici dimetri*, *hendecasyllabi, sapphici;* vorausgeschickt ist eine kleine Reihe prosodischer Regeln, die theils von den Griechen und Römern, theils aus der Natur der deutschen Sprache entnommen seyen[47]). Hier sind die Hexameter und Pentameter (pg. 277—279):

---

besonders an dramatischen Gedichten fruchtbaren Johann Klaj, der im folgenden Jahrhundert zu Nürnberg lebte.

44) Grammatica germanicae linguae M. *Johannis Claij* Hirtzbergensis ex bibliis Lutheri germanicis et aliis ejus libris collecta, Lips. Joh. Rhamba 1578. 8. 8 Bl. Vorst. 279. gez. SS. Dies ist die älteste einer zahlreichen Reihe von Ausgaben, welche sich bis in's XVIII. Jahrh. erstreckt: zu dem Verzeichnisse derselben in *Elias Casp. Reichard's* Versuch einer Historie d. deutschen Sprachkunst (1747.) S. 49. fg. bemerken wir, dass die Eislebische von 1604. die vierte Ausgabe und in 12., die Jenische von 1651. 12. die achte, dass die zehnte Ausg. von 1698. 12. zu Frankfurt a. M. und im J. 1720. zu Nürnberg und Prag eine eilfte Ausgabe in 12. erschienen ist.

45) Quas quidem (praeceptiunculas) ab annis viginti et amplius cogitatione complexi et diu multumque praemeditati nunc primum in lucem edimus juxta illud παροιμιαζόμενον „sat cito, si sat bene," nihil curantes vel quid alii ante nos scripserint, vel quid plerique de nostro labore sint judicaturi: αὐτὸ γὰρ δείξει τὸ ἔργον.

46) Er sagt eben so wenig, dass er seine Kunst von *Gesner* gelernt habe, als er behauptet erster Erfinder zu seyn; er spricht nur ganz unbestimmt (pg. 272. ed. 1.) „de ratione carminum nova;" *Gesner's* Ruhm lässt uns das Erstere annehmen.

47) Alle Position mache lang, bei muta cum liquida jedoch werde ein vorhergehender kurzer Vocal nur anceps; Vocal vor Vocal sey kurz mit Ausnahme weniger circumflectierter; H dürfe nicht als Consonant, sondern

Exemplum carminis Heroici.

Aenigma.

Ein Vogel hoch schwebet, der nicht als andere lebet,
Nach keim Thier strebet, sich in allen Winden erhebet.
Und wenn die wüten, muss er denn fleissiger hüten,
Wächst in Feurs Glüten, darf nicht als andere brüten.
Er zeugt nicht Jungen, der nie sein Tage gesungen,
Wird doch gedrungen, dass oft mit Schalle geklungen.
Er braucht kein Essen, wird von keim Thiere gefressen.
Kannst ihn nicht messen, weil er dir ferne gesessen*).

Aliud.

Bitte den Herrn Herren, der wird dich gnädig erhören
Und wird dir geben nach dem das[48]) ewige Leben.

Exemplum carminis Elegiaci.

Gott sei mein Beistand, barmherziger ewiger Heiland,
Denn ich bin dein Knecht, mache mich Herre gerecht.

Aliud.

Wer Gott vertrauet, fein hat derselbe gebauet.
Sein Haus nicht zergeht, Dach Fach on Ende besteht.

Namentlich dem Einfluss der weit und breit und lange Jahre hindurch viel geltenden Clajischen Grammatik werden wir es zuschreiben müssen, dass fast in sämmtlichen bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts verfertigten Hexametern und Pentametern das Recht der Position grillenhaft behauptet wird: freylich das beste Mittel, zahlreiche Nachfolge und allgemeine Anerkennung zu verhindern.

Auch der fröhliche *Taubmann* (geb. 1565, gest. 1613) hat einmal einen Hexameter gemacht, in dem nur anderthalb Füsse lateinisch, die übrigen aber deutsch sind. Bei welcher Gelegenheit, erzählen die Taubmanniana folgender Maassen: Den Herrn *Taubmann* redete ein Schüler auf seinem Namenstag carminice also an:

Omnipotens Taubmann, raucum tibi dedico carmen.

---

nur als Aspiration betrachtet werden; M erleide keine Elision; auch bei Schlussvocalen finde nicht Elision, sondern Apocope statt u. s. f.

*) [Der Wetterhahn. Vgl. Rathbuch cj. r. Reusneri aenigmatographia pag. 274.]

48) Hier fehlt *Clajus* selbst gegen seine zehnte Regel pg. 275: Pronomina et articuli discernuntur accentibus: in quibus enim est circumflexus producuntur, in quibus vero acutus corripiuntur, ut der demonstrativum circumflectitur et producitur, der articulus acuitur et corripitur.

Und meinete ihm noch so einen grossen Gefallen dadurch zu erzeigen; aber *Taubmann* ärgerte sich dergestalt über die Anrede, dass er dem neuen lateinischen Pritschmeister mit folgenden Worten die Thüre wies:

Omnipotens Hundsfott, was machst du mir da für Larmen?[49])

Den Beschluss der Beispiele des sechzehnten Jahrhunderts macht ein von einem Schlesier verfasstes Distichon. Es steht von gleichzeitiger Hand auf dem Titel einer kleinen Druckschrift vom J. 1597[50]), deren Mittheilung ich dem Herrn Professor *Hoffmann* zu Breslau verdanke, und heisst so:

Dise hat der Weidner dem Sebisch carmina schencket,
Das er perpetuo corde gedincke syner.
Sunt hi germanici numeri: superaddo latinos
Bilizerus; habe sic tibi μνημόσυνον.

Wir sehen hier und sahen in mehreren der oben angeführten Fischartischen Hexameter die Vermengung der lateinischen und der Muttersprache in etwas anderer Weise und noch auf einen höheren Grad der Verwirrung getrieben als in jenen früherhin besprochenen Gedichten, wo lateinische und nichtlateinische Verse abwechseln: hier wird in einem und demselben Verse Fremd und Einheimisch durch einander geworfen. Auch von dieser Spassmacherey gibt es noch manches Beispiel, und sie verdienen der deutschen Worte wegen bei unserer Betrachtung nicht unberücksichtigt zu bleiben. Hier eines aus dem funfzehnten Jahrhundert:

Est pretium mihi krang, cum nihil dabitur nisi habedang[51]).

Bekannt und schon oft gedruckt und von ziemlichem Alter sind die ebenfalls leoninischen Spottverse auf Westfalen und die Mark Brandenburg [Mone Anz. 7, 508. Schupp 1, 740]:

Hospitium vile, grof Brod, dünn Beir, lange Mile
Sunt in Westphalia: si non vis credere, loop da;

---

49) Taubmanniana oder des sinnreichen Poetens *Friederich Taubmann's* nachdenkliches Leben etc. Frankfurt u. Leipz. 1703. 12. S. 206.

50) Ad virum clarissimum *Joh. Funccium* genialis diei festa feliciter celebrantem gratulatio, Lynicii 1597. 2 Bl. in 4to.

51) Pp. HS. der K. u. U. Bibl. zu Breslau IV. F. 80. fol. 54. v. am Ende einer Reihe lateinischer Predigten, überschrieben „Sermones breves de tempore.“ [Cod. Vind. 2860. Pap. von 1405. Leben Leopolds des Heiligen von Johannes dem Schreiber am Ende:

Est mihi precium kranck
Quia nichil datur mihi nisi hadanch.

Mittheilung von Hoffmann von Fallersleben. Vgl. Wiener Sitzungsberichte LIV, 294.]

und:

Pisces, languores, Schorf, febres atque dolores,
Strohdach, Knapp-casei sunt hic in Marchia multi.
Et si videres nostras glaucas mulieres,
Nobiscum flercs, si quid pietatis haberes,
Neque venires ad nos, quia sumus in insula Pathmos.
Et caveas tibi, quia Grützwurst est etiam ibi[52]).

Auf wenige Worte, auf Interjectionen beschränkt sich die Einmischung in den Hexametern, welche *Philander von Sittewald (Joh. Mich. Moscherosch)* in seinen Gesichten[53]) anführt:

Nocte studens graditur ludens testudine bom bom,
Personat huic alter cithara seretrum teretrum trum,
Tunc reliqui clamant tollentes brachia juch juch,
Pellio tunc grunnit, mox huic submurmurat huy katz,
Post sequitur miseros ictis vulneribus: o weh!

Es ist bekannt, dass solche Sprachmengerey die Veranlassung und Grundlage zur macaronischen Poesie gegeben hat[53b]): es ist eben nur ein Schritt weiter gethan in der muthwilligen Barbarey. Das Wesen derselben besteht darin, dass Wörter der Nationalsprache durch angehängte lateinische Endungen so umgewandelt werden, dass sie lateinischer Declination und Conjugation fähig sind. Auf die Erfindung der macaronischen Poesie kann Deutschland keinen Anspruch machen: sie ist ihm von Italien aus zugeführt worden, wo sie namentlich *Don Teofilo de' Folenghi*, auch *Folengo*, ein Benedictinermönch, gest. 1544 (er pflegt sich *Merlinus Coccajus* zu nennen) und *Caesar Ursinus*

---

52) *Joh. Friedrich Rottmann*'s Lustiger Poete 1718. S. 168. 173. u. a.

53) Bd. I. S. 427. der Ausg. Strassb. 1650. 8. (S. 344. der Ausg. Frankfurt 1644.)

53b) [Macaronische Wortbildungen (latein. mit griech. Endungen) bei Ausonius, epist. XII (45 Verse). Die Verse sind theils aus rein griechischen und lateinischen Worten gemischt, theils bestehen sie aus solchen graecisierten, z. B.

v. 6. Σαντονικοῖς campoῖσιν ὅπη κρύος ἄσπετον ἔστιν,
Erramus gelido-τρομεροὶ, rigidique poetae etc.
v. 28. Ἔν τε foρῷ causαῖς τε καὶ ingraταῖσι καθέδραις.
v. 42. Κιρνᾷν, αἴκε θέλοις, νέκταρ vinoῖo bonoῖo.

Geschenktem Gaulo non debes inspicere maulo: Schupp 1, 91. — *Stanislaus Minck von Weinshauw*, Dreyfache Kunst-Schnur (Frankfurt und Leipzig 1692. 4°.) S. 100 (nach Mittheilung von Hoffmann von Fallersleben):

Macaronischer Denkspruch.
Nil mihi Kunst ohn Gunst, nil welt mihi proderit ohn gelt.
Nec Kunst, Gunst, Welt, Gelt proderit absque Deo.]

(im Anfang des XVII. Jahrh.) in Aufnahme gebracht hatten; auch aus Frankreich her wurden die Deutschen mit ihr bekannt durch *Antonius de Arena*, einen Zeitgenossen *Folengo*'s. Eines der grösseren in Deutschland verfassten macaronischen Gedichte, *Fuchs*'ens Ameisen- und Muckenkrieg, ist denn auch Bearbeitung eines Folenghischen Originals (s. Anm. 42.) [ist nicht macaronisch; das einzige Macaronische darin sind zwei Pentameter in der Vorrede; Genthe S. 126], wogegen die berühmte *Floia*[54]):

Angla floosque canam[55]) qui wassunt pulvere swarto u. s. w.

dem niedern Deutschland eigenthümlich zugehört. Besonders thätig in dieser Art zu dichten erwies sich das siebzehnte Jahrhundert. Als besonders gelungen können wir einige vor uns liegende Hochzeitscarmina rühmen, deren erstes[56]) so beginnt:

Lobibus Ehstandum quis non erheberet hôchis
Himmlorum sternis gläntzentium ad usque Gewölbos?

und schliesst:

De tischo surgite pfeiffri,
Blasite trompetas et kessli schlagite pauckas.

Anfang des zweyten[57]):

Hactenus Ehstandi maneant quae fata verächtros,
Beispielo docui vetlae unkeuschique Geselli.

Schluss:

Et sic beispielo könnatis erhärtere vestro
Vos ipsi, quod in Ehstando non sint nisi freudae.
Idque Scholae wünschit Petri Dresdensis Alumnus.

Anfang des dritten[58]):

Quid Welhamerum Leuti te nomine dicunt?
Quod Brautwehlerus deberes heissere.

---

54) Die erste Ausgabe der Floia, die *Lessing* kannte (Collect. II, 102.) ist von 1593 in 4to und betitelt: Floia, cortum versicale, de flois schwartibus, illis deiriculis, quae omnes fere Minschos, Nonnas, Weibras, Jungfras etc. behuppere, et spitzibus suis schnaflis steckere et bitere solent; autore Gripholdo Knickknackio ex Floilandia.

55) „Arma virumque cano" Virg. Aen.

56) Rhapsodia Versu Heroico-Macaronio ad Braut-Suppam in Nuptiis Butschkio-Denickianis praesentata a Scholae Dresdensis Petri Alumno. s. l. et a. 4. 6. Bl. (Schade fercula macaron. I, 56.)

57) Rhapsodia andra Versu Heroico-Macar. ad Braut-Suppam in Hochzeita Stollio-Jungiana praesentata a Scholae Petri Dresdensis Alumno. s. l. et a. 4. 14. Bl. (Schade II, 2.)

58) *Rottmann*'s Lustiger Poete S. 169—173. (Schade II p. 26.)

Schluss:

O utinam hunc Tagum videam, quo glaubo futurum,
Ut post Fürhangum lateat foecunda marita
Sex gantzis Wochis et juxta schlaffiat infans
In kleinis Wiegis, Vatris Muttrisque voluptas!

Zuweilen wird das deutsche Element der macaronischen Poesie dadurch noch potenziert, dass neben den lateinisch gemachten Worten ganz unverändert gebliebene deutsche eingeschaltet werden. Auch davon haben wir oben Fischartische Beispiele gelesen; in folgenden aus der *Delineatio summorum capitum lustitudinis studenticae*[59]) ausgehobenen Versen ist des eigentlich macaronischen so wenig, dass fast nur von Mischung rein lateinischer und rein deutscher Worte die Rede seyn kann, wie denn überhaupt dieses Gedicht kein rechtes Document der macaronischen Poesie abgibt.

Ista propinari Munser tibi proxime du must
Atque bescheiden thun. Run dari da dari da!

und:

Primus ego voces irritamenta vagantum
Edam: vos reliqui state, silete. Bru heis.
Fallor, et est forsan qui contra clamitat ullus.
St! Sa bru heis. „Sa bru heis.“ Ha falala. „Ha falala.“
Est bene. praecurram, vos post carecta latete.
Hic lepus e dumis exagitandus erit.
Hey bru heis. „Bru heis.“ Skelm. „Skelm.“ Dieb. „Dieb.“ Perenheuter.
Hey Perenheuter hi hey. „Hey Perenheuter hi hey.“
Quid bone ais? sum Skelm? „Sis Skelm.“ Sum Dieb? „Et sis Dieb.“
Quid, Perenheuter ero? „Ja, Perenheuter eris.“
Si fure es melior, si Skelmo sique pirorum
Servatore, gradum siste pedemque refer,
Staque fugax, sta, sta! Dass dich der Henckeren hole!
Fort herfür Schelm, Dieb! fort Perenheuter heran!

Ja an einer andern Stelle sind dieser Elegie ein Paar, wenn man will, vollkommen deutsche Verse eingefügt:

Er setzt das Glässlein an sein Mund, run dari nella,
Run dari da dari da, run dari da dari da!
Sein Sachen all hat er auch recht aus, dari run dari nella,
Run dari da dari da, run dari da dari da!

So viel schien uns nöthig von der macaronischen Poesie zu bemerken. Wir wenden uns wieder zum rein deutschen Hexameter.

---

59) Nach einem Drucke o. O. von 1627. 4., nicht dem ältesten. Sie steht auch in *Genthe*'s Geschichte d. macaron. Poesie (1829.) S. 323—332. einem Buche, das besser ungedruckt geblieben wäre.

Das vierte Jahrhundert desselben beginnt mit einem Versuche von weit grösserem Umfange als alle vorhergegangenen (das lateinisch-deutsche Vocabularium ausgenommen) und von grösserem als alle die ihm nachgefolgt sind bis in die vierziger Jahre des XVIII. Jahrhunderts. Es ist dies eine reimlose Bearbeitung des CIV. Psalms, das Werk eines sonst in der Litteraturgeschichte nicht wieder vorkommenden Mannes, *Emmeram Eisenbeck* (zu Regensburg geb. 1572, gest. 9. April 1618), gedruckt im J. 1617[60]). Wie es *Gesner*'n ergangen, durch Beachtung der Position gelangt auch dieser Gelehrte dahin, dass, mit Ausnahme einiger weniger, alle seine heroischen Verse aus nichts als Spondeen bestehn bis auf den Dactylus in der vorletzten Stelle, und er, um die Füsse zu Stande zu bringen, oft genöthigt ist, durch Syncopen und Apocopen der Sprache die grösste Gewalt anzuthun. Sonst hat er sich dem Eindruck seines Originals genugsam hingegeben, um nicht unpoetisch zu seyn. Er hebt so an:

Ich will lobsingen Gott, meinem gütigen Herren
Und meinem Schöpfer; mein' Seel' soll herrliche Thaten
Von Gott erzählen, der die ganz' Erde gegründet
Und sie ganz kräftig thut nähr'n und mächtig erhalten.

Weiterhin heisst es:

Umb dich sind Wasserbogen wie schöne Gewölber
Der grossen Tempeln und wie ganz köstliche Palläst';
Du sitzt in Wolken (weil du der grösste Triumph-Herr)
Als im Siegwagen, drinn du ganz zierlich hereinfährst;
All' Wind' dich tragen, die sind dein' g'wärtige Diener;
Und noch viel schneller laufen die lieblichen Engel
In Windesgestalt, alsbald sie klare Befelch hab'n:
Auch sind dein' Botten Blitz, Donner, feurige Flammen:
Dein' G'schäft' ausz'richten sind sie ganz eiferig all'sampt.

Schluss:

Auf! mein' Seel', sey frisch, dein'm Gott dicht' schöne Gesänger,
Der längst g'west, jetzt ist, und seyn wird, Alles im Allen!
Alleluja!

---

60) Der Hundert und vierdte Psalm Davidis inn Teutsche Hexameter oder Heroicum carmen versetzt — durch *Emeran Eisenbeck*, beeder Rechten Doctor etc. Regensburg 1617. 4. (das carmen füllt acht Seiten). Nachricht von diesem seltenen Büchlein und Auszüge daraus gab die Bibl. d. schön. Wissensch. u. fr. Künste Bd. VI. St. I. (1760.) S. 186—192. [Vollständig gedruckt in *Gottsched*'s Neuestem aus d. anmuthigen Gelehrsamkeit S. 17—28. 184 Hexameter.]

Es wäre wunderlich, wenn *Eisenbeck* weder von *Gesner's*, noch von *Fischart's*, noch von *Clajus* Bemühungen etwas gewusst hätte, und doch ist er in der Vorrede der Meinung, dass er quasi Columbus ille novae terrae als dieser neuen Weis primus inventor anzusehen sey. *Gesner* Erfinder, *Fischart* Erfinder, *Eisenbeck* Erfinder: nun wohl, er ist noch nicht der letzte, der sich eingebildet hat der erste zu seyn.

Ungefähr zehn Jahre nach ihm verfasste *Andreas Bachmann* zwei gereimte Distichen [61]); auch ihm macht, wie man sieht, die überkommene Pedanterey viel Noth.

Rhythmica disticha germanica ad latinam scansionem acommodata.

Itzt kömpt geschlichen die Wärm', weil Kälte gewichen.
 Der Sommer das Feld fröhlich anitzo bestellt,
Phoebus hat itzt zu Ehren dir woll'n die Freude gewähren,
 Weil dich mit der Kron' heute Minerva belohn'.

Ueber einen andern gleichzeitigen Versuch wollen wir mit den Worten *Morhof's* [62]) berichten: *Burchardus Berlichius*, der ein Buch de jure novercarum geschrieben Anno 1628, hat die versus leoninos im Teutschen nachahmen wollen, indem er die Pflicht der Stiefmütter in solchen Versen begriffen, welche aus dessen Buche part. I. art. 5. sect. 8. der Kurzweile halben ich hieher setzen will:

Ein fromm Stiefmutter thut die verstorbene Mutter
Fast wieder erwecken; sie thut gleichförmige Werke,
Liebt ihren Ehgatten, dem sie nach Wunsche gerathen,
Macht ihm viel Freuden, die macht sie lang ohne Leiden,
In Zorn desgleichen sie thut ihm mit Gnade weichen,
Hilft ihr'n Stiefkindern, und mag sie nichts daran hindern,
Dieselb' sie liebet, sie nie kein Schande verübet u. s. f. —
Die Töchter ingleichen sie zieht, als wären ihr eigen,
In Zucht und Tugend. So gibt's daher artige Jugend.
In Summ was billig, das thut dieselbige willig
Und trifft das Mittel.

---

61) *Andr. Rivii* al. *Bachmann's* carminium tumultuario, quia in turbis Lipsiensium militaribus, conscriptorum et plerumque antea sparsim editorum specimen, Lips. s. a. queer 8. (einige Stücke sind von 1625 und 1627.) pg. 264. Zuerst nachgewiesen von *Docen* in seinen Miscell. I, 85.

62) *Dan. George Morhofens* Unterricht v. d. Teutschen Spr. u. Poesie, 2. Ausg. Lübeck u. Frankf. 1702. 8. S. 484. 485.

Wiederum ein Jahrzehend darauf, im Jahre 1639 — *Ernst Schwabe von der Heide* hatte schon 1616 den formellen Theil der Poesie in das rechte Gleis zurückzuführen begonnen[63]), *Opitz* hatte die Umwälzung triumphirend durchgesetzt und war in aller Leute Munde — im J. 1639 konnte M. *Adamus Bythnerus,* poeta laureatus, Pfarrer zu Weichselmünde, noch auf eine verskünstlerische Narrheit verfallen, die nicht klein war. Dem General-Feldzeugmeister *Ernst Georg von Sparr* war 1638 zu Breslau seine Tochter Gottliebe gestorben und daselbst in der St. Elisabeth-Kirche beigesetzt worden. Den Angehörigen „zu Sonderbahrem Hertzens-trost" liess im folgenden Jahr *Georg Daniel Coschwitz,* ein Liegnitzer, Sparrischer Hofprediger, seinen Leichensermon mit einigen Zugaben drucken[64]), und unter diesen nun befindet sich von *Ad. Bythner* eine rhythmometrica ad latinorum poetarum imitationem elegia: Verse von einer so absonderlichen und unerhörten Künstlichkeit, dass der Verfasser sehr nöthig hatte, denselben eigene Erörterungen der darin beobachteten metrischen Grundsätze vorauszuschicken. Mirum posset, te judice, videri — schreibt er an *Coschwitz* — tam sero in nostra nobilissima lingua hoc ποιήσεως jucundissimum artificium esse deprehensum. Ut tamen, rev. et amicissime Dn. FR. Coschvizi, contra sciolorum morsum meam quoque famam et periculum defensare (omnibus ad palatum et salivam scribere, scribendo universis placere est impossibile), molossos ut pepulisti, vespas et cimices expulsare et pellere acriter et alacriter valeres, hisce me legibus et certis regulis fuisse astrictum experieris et memineris, salvo tamen aliorum judicio.

1. In disyllabicis omnis consonans inter duas vocales posita fit anceps. e. g. Leben, wagen, reden, tragen.

2. Trisyllabica ex accentu facile observantur: berathen, bracherin, erjagen.

NB. 3. Quae dependentiam a latinis aut graecis habere videntur, eorum naturam sequuntur. e. g. Samen q. semen, Vater pater, Mutter mater, haben habeo, ewig aevum: ävig, Jugend juventus, Lilien, Nebel nebula, Schule σχολή.

---

63) Vgl. *Hoffmann's* Monatsschr. von u. für Schlesien 1829. S. 4.

64) Gloriosa justorum requies d. i. Die Herrl. und Seelige Kinderruhe der Gerechten Gottes — Danzig 1639. 4. unpag. 10½ Bog. Von Herrn Prof. *Hoffmann* gütigst aus seiner Bibliothek mitgetheilt.

4. ä, ö, ü perpetuo producantur, etiamsi vocalis aut diphthongus sequatur: belägern, Thränen, Höle, Höe.

Sich billich darumb Freunde bemühet haben.

Interdum tamen etiam ad imitationem corripiantur.

Ver pracit aestatem etc.

5. ie, ee producta: sie, die, See, seelig, lieben. Si priorem abjeceris, correpta sunto: liben, selig.

Ach selig und seelig welcher wie Lazarus entschläft.

6. be, ge, re brevia perpetuo. e. g. besonnen, beladen, Geleite, gegeben, Register, Rebecca.

Gott ist barmhertzig, von grosser Gütte, geduldig.
Dass Isaac schertzet mit seinem Weibe Rebecca[65]).

Quod si positio sequetur aut una aut duplex, communia fiunt. e. g. gespeiset, geträncket, bestritten, geschrieben; quamvis be, ge, re correpta mallem; sed quisque bonorum suo abundet ingenio et genio.

Im, contractio pro in dem, more Graecorum perpetuo longum, nec eliditur.

Sed manum de tabula. Plura non addam. Hic me Plato quiescere jubet, ne prosodiam finxisse videar[66]).

Er hält sich also für den Erfinder; solche Regeln, wie z. B. die erste, hat freylich keiner vor ihm (und keiner nach ihm) sich aus den Fingern gesogen. Aber nun die Elegie selbst! „Ergo auff und darvon, lasst den Zelter gohn!"

In diser Hölc ruhett und ist Gottliebe geleget,
Drumb VATER UND MUTTER schmertzliche Seufftzer heget.
Bitter, sehr bitter! wann ess am Hertze gebrechen
Thutt Eltern, wann sie klägliche Worte sprechen.

---

65) Ist einer von den in der Lutherischen Bibel aufgefundenen Hexametern: s. Anm. 4.

66) Unter den Druckfehlern wird jedoch noch folgendes bemerkt:
Hos canones reliquis, te quaeso, prioribus adde:
1. Littera s corripitur, littera ss vel ſs producitur.
Deſs armen wird nicht vergessen werden in höchsten Nöthen. Ps. 9, 19.

2. Item: am, im, zum producantur, neque elidantur, quia videntur esse contracta. Am pro an dem:
Am ersten Sontage nach Ostern.
Zum q. zu dem. e. g.
Zum höchsten Helffer soltu dich wenden in Unglück.
Im q. in dem. e. g.
Im Anfang schuff Gott daſs schöne gestirnete Rundehl.

Es war zu spüren zeitlich dein' adliche Tugendt,
Dier fein zum Spiegel, muttige wilde Jugendt.
Nun bistu uns durch den bleichen Todt plötzlichen entzückt,
Lebloss in's Himmels blaue Gestirne gerückt.
Dein Valet und Hintritt bringet schmertz-hertzliche Tränen,
Nach dier sich, Gottlieb, fromme Gefreundte sehnen.
Ach! vergeblich aber. Der Todt u. s. f.

Weiterhin:

Gottlieb war Gott lieb; ihr Freunde, das übrige bestelt;
HERR SPARR, spart Seufftzer: Gottlibe Gotte gefelt.

Solcher Distichen sind im Ganzen 34. Die letzten lauten:

Soll ich, ô Herr, frewdig sterben, so behütte mich eben,
Dass ich dir kan Sinn, Hertze, Gemütte geben,
Schawen in Ewigkeit dein Antlitz: stündlichen alzeit
Zu sterben täglich mich mache, CHRISTE, bereit.
Im Glauben sterben zu dem Himmelreiche befodert,
Ob schon dess Cörpers Steublin in Asche modert.
Dort werden wier mit dem rechten Nectare gespeist;
Gott dar in Himmelsburg Freude, Genade beweist.
Mein Leben ist JESUS, JESUS das blutige Vordienst,
JESUS mein Trost und im Tode beste Gewienst*).

Nach denselben Regeln als *Bythner* seine Elegie machte ein Verwandter, vielleicht der Sohn des Herausgebers dieser Sammlung, *Jonas Daniel Coschwitz,* noch eine gereimte Trauerode im sapphischen Maass, „Sappho der edlen Poeterin ihr Leyergedichte, im Hochdeutsch gesungen nach der Griechen Art und Lateiner Ordnung in genawer Abmessung der Zahlen.“ So weit als sein Muster konnte er die Queerköpfigkeit nicht treiben: er fand keine Gelegenheit, durch einen eigenen Kniff klingende und stumpfe Reime mit einander zu binden, gelĕget mit hĕget, Trānen mit sĕhnen, befōdert mit mŏdert**). Die erste und letzte der eilf Strophen dieses Leyergedichtes mögen hier stehn.

---

*) [Distichen aus Chr. Demantii Luscinia poetica (s. l. et anno, die Vorrede Meiszen 1644): s. *v. Soltau* in Mones Anzeiger 1835 Sp. 506.]

**) Solche Verse reimen in jener leoninischen Art, von welcher *Eberhardus* im dritten tractatus seines Labyrinthus (1212) „de versificatione“ spricht (Polyc. Leyseri hist. poet. et poem. med. aevi pag. 832):

Sunt et caudata, simili quae fine tenentur,
carmina, quae tali sunt modulanda modo:
„Non lignis flammae nec rebus cor *satiāri*
percupidum poterit in ratione *pari.*
Quid prosit, non quid deceat, cupidus sibi *quaerit;*
sic in eo vitae regula justa *perit.*“

Musen, ihr Musen, stehet und erachtet,
Jupiters Töchter, klaget und betrachtet,
Alle neun Schwestern, machet ohne Länge
Grabe-gesänge. —

Seelig o den Gott libet und von hinnen
Zeucht! diser wird nicht sehen also können
Immer auf Erden rauhe Kriegs-gewitter
Und rauhe Splitter.

Die fleissige Uebung der sapphischen Ode ist einer von den kennzeichnenden Zügen des Dichtergeschlechts jener Zeit; nur hatte man sonst nicht die Bythnerische, sondern die deutsche Verskunst dabei im Auge[67]. Diese nach mehr als hundert

---

Sunt medio quae conveniunt et fine vicissim
carmina, quae tali sunt modulanda modo:
„Si tibi grata seges est morum, gratus *habêris*,
si virtutis eges, despiciendus *eris*.
Criminibus mersos toto conamine *vites*;
a vitiis tersos cordis amore *cites*.“
Sunt et caudatis pariter conjuncta leonis
carmina, quae tali sunt modulanda modo:
„Virtutem *sequere*, virtutis praemia *quaere*,
omnia vana *tere* lucis amore *merae*.
Virtus laudis *emit* pretium, bona res mala *dêmit*:
hanc dum lingua *fremit*, pessima saepe *premit*.“

Von letzterer Art ein Gedicht hat die Perg.-Hdschr. der Zürcher Wasserkirchbibl. C. $\frac{58}{275}$. 12. Jahrh. pag. 4a. bis 5a. Anfang:

Pergama flere uolo. fata danaum data ſolo.
Solo capta dolo. capta redacta ſolo.
Exiciale sona. q̄ prima teneſ elicona.
Et metra me dona. promere poſſe bona.
It pariſ abſque pare. qverit uidet. audet amare.
Audēptare. furta. pericla. mare.
Querit et accedit. clam tollit. clamque recedit.
Nauta solo cedit. fugit fuga p̄do redit (sic) etc.

67) In *Justi Georgii Schottelii* Teutscher Vers- oder Reim Kunst. Frankf. 1656. 8. (die erste Ausgabe erschien 1644.) werden S. 169—181. unter der Rubrik: „Von anderen ganz neuen in teutscher Sprache aufgebrachten und noch ferner aufzubringenden Reimarten“ zwar Proben vom genus phaleuc. und sapphicum gegeben, aber keine vom Hexameter. [In seiner Ausführl. Arbeit von der teutschen Haubtsprache Braunschw. 1663. 4. S. 843 gibt Schottelius das Räthsel vom Wetterhahn (oben S. 42) und S. 844 folgende Distichen:

Der Glantz der Sonnen geht hoch über andere Sterne,
Dass gegen ihren Schein, dunckele Liechte sie seyn.

Jahren der Irrung zuerst auch auf den Hexameter und Pentameter übertragen zu haben, ist das Verdienst *Sigism. v. Birken*'s (geb. 1626, gest. 1681): ein so grosses Verdienst, dass man darüber die Unvollkommenheiten seines Versuches gern vergisst. Wir haben es bereits oben ausgesprochen, dass uns die einzig mögliche Art, antike Versmaasse in neuhochdeutscher Sprache nachzubilden, diejenige zu seyn scheint, wo an die Stelle der antiken Längen accentuierte Sylben, an die Stelle der kurzen unaccentuierte treten, da die buchstäbliche Anwendung der antiken Gesetze wegen unsers Mangels an kurzvocaligen Stammsylben und langvocaligen Flexionssylben schwierig, und wegen

---

So gläntzt für andren Fürst Ludwigs Krone so ferne,
Bey dem Gott ist wehrt, und der Apollo geehrt.]

Woraus man, glaube ich, eher auf einen gescheiten Widerwillen *Schottel*'s gegen die bisherigen Versuche in letzterer Versart als auf Unkenntniss derselben schliessen darf. [Versuche in der Sapphischen Odenform; gereimt: Zacharias Richter 1583: *Hoffmann* Monatsschr. v. u. f. Schlesien I. 25. *Joh. Heermann* „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen.“ *Mich. Hunold* (1621—1672): *Rambach* III, 217. *Georg Neumark*, poetisch-musikal. Lustwäldchen Hamb. 1652 S. 78 u. S. 157. Reimlos: Lied eines Ungenannten (man nimmt an Nic. Selneckers), Leipz. Gesangbuch v. 1586, *Rambach*'s Anthol. II, 162 fg.:

Lobet den Herrn: Denn er ist sehr freundlich.
Es ist sehr köstlich, unsern Gott zu loben,
Sein Lob ist schöne und lieblich zu hören.
Lobet den Herren!

So noch fünf reimlose Strophen.

Georg Neumark (1621—1681) hat die alcäische Ode reimweis angewendet, z. B.

Die Tugend ists, das himmlische Seelengut,
Das meinen Sinn, Gedanken und ganzen Muth
Durchstrahlet hat. Sie ist mein Leben;
Dieser Geliebten bleib ich ergeben.

Sie ists, die mich so kräftiglich unterhält,
Wenn gleich die Welt mit schrecklichem Krachen fällt;
Will wider mich ein Unfall streiten,
Stehet sie ritterlich mir zur Seiten u. s. w.

ebenso *Andr. Gryphius* († 1664), Werke 1698, Th. 2, S. 142:

Es ist vergebens Lälia, dass man acht
Der Augen Glanz, der trefflichen Stirnen Pracht;

Der Purpur Mund, der Schnee der Wangen
Sei mächtig dieses Herz zu fangen u. s. w.

im Ganzen 11 Strophen.]

unsers Ueberflusses an Positionen und stummen Endungen unnatürlich ist. Freylich geht bei jener Uebertragung aus der Quantität in den Accent dasjenige verloren, was die antiken Verse hauptsächlich charakterisiert und das bedeutendste Motiv ihres Wohlklanges ist, der Streit zwischen Accent und Quantität, zwischen dem Accente kurzer und der Länge unaccentuierter Sylben. Nur das Widerspiel des Accentes in der Thesis und der Accentlosigkeit in der Arsis sind wir einigermaassen fähig nachzubilden, indem wir den Hochton in die Thesis, den Tiefton in die Arsis bringen. So verhält sich die deutsche Copie zum antiken Original; so muss sie sich verhalten, wenn sie deutsch seyn soll. Wir dürfen, um den Schaden zu verschmerzen, nur nicht vergessen, dass wir auch ohne griechische und lateinische Muster dactylische und anapästische und andere Verse der Art haben würden. — *Birken* also übersetzt in seiner Rede-, Bind- und Dichtkunst[68]) ein Gedicht des *Festus Avienus* [nach Scaligers erster Ausgabe der lat. Anthologie pag. 179; des *Basilius* nach Scaligers zweiter pag. 174, der des Pithoeus lib. I. pag. 25 und der P. Burmanns (Anthol. veter. latinor. epigr. et poematum, Amstelod. 1759. 1773) tom. I. pag. 539. 540.]:

Nec Veneris nec tu vini capiaris amore;
Uno namque modo vina Venusque nocent etc.

in deutsche Distichen; dieses kann, sagt er, mit sechstrittigen Mängtrittzeilen also geteutschet und auf solche Weise mit andern dergleichen lateinischen Carminibus verfahren werden.

Wein und Weiber.

Lasse, ja lass dich nicht den Wein und die Weiber bethören:
Denn die Weiber und Wein schaden auf einerley Weis.
Weiber und Wein die können Leib und Kräfte versehren,
Weiber und der Wein stellen die Füsse auf Eis.
Blinde Liebe die macht geheime Sachen entdecken,
Trunkbethörter Mund Herzensgrund öfter verräth.
Kann Cupido bluttriefend- und wüthendes Kriegen erwecken,
Bacchus unruhige Pursch rauft sich und sauft in die Wett.

So noch vier Disticha.

Aber für's erste fand des Erwachsenen Versuch noch keine Nachfolge und blieb unbeachtet. Wenigstens kennt ihn sogar

68) Teutsche Rede-, Bind- und DichtKunst durch ein Mitglied der höchstlöbl. Fruchtbringenden Gesellsch., den Erwachsenen. Nürnberg 1679. 12. S. 30—32.

Daniel George Morhof nicht oder nimmt doch keine Rücksicht auf ihn, wenn er die neuaufgekommenen latinisierenden Carmina, deren Kunst dem Genius der deutschen Sprache zuwiderlaufe und ihm Gewalt anthue, verwerflich findet: so konnte er nur auf die übrigen Poeten vor und neben *Birken* schelten[69]. „Es haben sich zwar," sagt *Morhof*[70], „Einige bemühet, dergleichen metrum in dem Teutschen aufzubringen; aber es will sich durchaus bei unsern Ohren nicht schicken." Nachdem er noch bemerkt, wie *Plempius* in seiner Orthographia Belgica eine solche Art zu poetisieren auch in der niederländischen Sprache gesuchet habe[71], führt er einige Beispiele in deutscher an, den bereits oben berührten in der Bibel ohngefähr vorfallenden Hexameter „und Isaac scherzet mit seinem Weibe Rebecca" (s. Anm. 65), die auch schon mitgetheilten leoninischen des *Burchardus Berlichius* aus seinem Buche de jure novercarum, und endlich (S. 483) folgendes seiner Reimlosigkeit wegen zu beachtendes Epigramm eines den er nicht nennt auf *Opitz:*

Unser Opitz, Teutschland, dir jüngst die Sprache verehret,
Welche mit höchstem Fleiss suchte der edle Poet.
Ei, so dank demselben für die treffliche Mühe,
Dass auch den Teutschen sind die Getichte bekannt.

Und beschliesst seine Betrachtung mit den Worten: „Wir lassen zwar einem Jeden diesfalls seine überflüssigen Gedanken; ich halte aber, dass es eine vergebliche Arbeit sey, eine Sprache wider ihre Eigenschaft in solches Gebäude zu zwingen" (S. 486.) — „ist also das beste, dass man bei der üblichen Poesie im Teutschen bleibe und diese Kunst so viel als immer möglich ist ausübe" (S. 487).

Morhof spricht als fürchte er, man werde noch die übliche deutsche Form gegen die jetzt minder übliche undeutsche hingeben: unnöthige Furcht: letztere machte den Poeten zu grosse

---

69) Dass *Morhof* an solche eigentlich verdeutschte Hexameter und Pentameter, wie die von *Birken* sind, nicht gedacht habe, sondern nur an jene die deutsche Sprache latinisierenden, zeigen seine Beispiele, die alle der letzteren Art angehören.

70) Unterricht von der Teutschen Sprache u. Poesie, 2. Ausg. Lübeck u. Frankf. 1702. 8. S. 481. Die erste Ausg. erschien zu Kiel 1682.

71) S. 482. Er gibt Beispiele daraus, auch das Vaterunser in niederländischen Hexametern und eben solche aus *Const. Huygens* Gedichten, Alles sehr fehlerhaft gedruckt.

Noth, diese deutschen Verse liefen nicht so von selbst in's Garn wie wohl die lateinischen, mit jeder Sylbe wuchsen die Schwierigkeiten und dieselben Gefahren wiederholten sich bei jeder Zeile; so lange man von den eingewohnten antikischen Irrthümern nicht abgieng, blieb ein Hexameter immer eine Curiosität, und sein Verfertiger ein seltener Mann.

Von den Gleichzeitigen, die *Morhof* zunächst im Auge hat, wissen wir nur noch den Mag. *Isaac Pölmann* zu nennen, einen Vogtländer, den Verfasser des 1671 zu Berlin erschienenen Neuen hochdeutschen Donats; er war 1652 Subrector am Berlinischen Gymnasium, 1689 Prediger zu Schöneberg bei Berlin, wonach er sich gern *P. de pulchro monte* nannte. Seine Zeit erwies sich meisterlich in verrückten Etymologien; aber Wenige waren darin so stark als er. Wie *Reichard* sagt, in seinem Kopfe muss es zuweilen gespükt haben. Dasjenige Werk, woran er mit der meisten Liebe und der grössten Verdrehtheit gearbeitet hat (es kam darauf an zu beweisen, dass die Aegypter auch Vogtländer gewesen seyen), ist seine *Dissertatiuncula de vocabulo Aegyptus*[72]. Wie sie bunt gemischt ist aus Latein und Deutsch, Prosa und Versen, so ist es ihm denn auch einigemal beigekommen, sie mit deutschen Hexametern und Distichen zu verzieren. Aegyptus, behauptet er, habe ursprünglich Aegypus geheissen, und dieses sey s. v. a. äigen Hupe i. e. cohors peculiaris; hierauf jauchzt er:

Hem vox composita est manifeste oculisque patenter:
  Fasst's ihr Händ' und schaut, offene Augen, hieher!
Hier ist ein alter Sperling ohne Mühe gefangen!
  Linguae hodie spretae gloria saxonicae est.

Manasse sey s. v. a. Männchen oder Söhnchen der Asse oder Asnath, puer Ascanius:

Nempe mihi videor blandissima verbula patris,
Matris avique, aviae quoque coram audire, videre:
Unser schönst Söniken, dat leevest Männiken Assen!
Mön leevest Püpken, mön Schätzken, Herte-Man-Assen!

Die alte ägyptische oder askische Sprache sey die vogtländische gewesen:

Werth wär's zu lachen, wenn Pölmann könnte beweisen,
  Dass auch Voigtländer Könige wären gewest,

---

72) Cöln (a. d. Spree) s. a. 4. Einen Auszug daraus gibt *El. Casp. Reichard* in seinem Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst S. 249 fgg., auf welchem Auszug unsere Mittheilungen beruhen.

Nämlich in Egypten. Petrum hat die Sprache verrathen:
    Egypten verräth die grobe Sprache genug.
Sie redten vormals Plattdeutsch; itzt Worte gefallen
    Voigtländisch: Hochdeutsch, evohe, bleibe zu Haus!

Auffallend ist es, wie funfzehn Jahre nach *Sigism. v. Birken* und zehne nach *Morhof* einer der besseren Männer seiner Zeit, *Christian Weise* (geb. 1642, gest. 1708), ein Gedicht im elegischen Maasse ganz so macht, wie Jener es zuerst vorgebildet, ohne dass er dabei von dem Urtheil des Einen und dem Beispiel des Andern ein Wort fallen liesse, und bemerkenswerth, welche Meinung er selbst über die Bestrebungen dieser Art abgibt[73]). Er wirft die Frage auf: „ob man auch die bekannten genera, welche man bei den lateinischen Poeten anzutreffen pfleget, im Deutschen imitiren könnte?“ und antwortet sich: „es wäre zu wünschen, die guten Leute, welche sich damit bemühet haben, hätten sich um was anders bekümmert. Denn die Sprache, welche sich mit einer einzigen Zeile behelfen kann, darf mit einer andern nicht verglichen werden, welche sich allezeit des Reimes wegen mit der andern Zeile vergleichen soll.

Doch wenn jemand der Sprache zu Ehren was versuchen wollte, so scheinet mir alles über die Maassen leichte, dass ich mich oftmals wundere, warum ein Mensch davon als von einer schweren Sache hat reden können. Wo ich hinsehe, da wird der Isaac mit seinem Weibe Rebecca allegirt, da ich doch in der Bibel wol bessere Zeilen antreffen wollte, welche den Hexameter präsentirten. Wie dem allen, ich hoffe, die Scansion dieser Elegie wird nach den lateinischen pedibus nicht alleine recht, sondern auch lieblich und imitabel herauskommen.

Lebet in lieblicher Ruh als liebende Kinder beisammen,
    Lasset der Eltern Wunsch unter den Küssen bestehn.
Kraft und Fruchtbarkeit vermehre die lustigen Flammen,
    Dass wir lange Zeit gleichsam die Hochzeit begehn.
Was ein menschlich Herz von innen und aussen betrübet,
    Werde durch Gottes Gewalt künftig und jetzo verjagt.
Was ihr redet und thut, das werde von beiden beliebet,
    Bis der Tod zugleich beiden das Leben versagt[74]). —

---

73) *Christian Weisens* Curiöse Gedanken v. deutschen Versen, Leipz. 1693. 8. S. 436—438.

74) Folgen noch in gleicher Weise gefertigte Proben vom genus sapphicum, choriambicum und alcaicum.

Ich habe nur gespielet, damit die unzeitigen Liebhaber der lateinischen Pedanterey sehen mögen, wie solche Mirakel gar leicht gethan würden, wenn man sich mehr einer fremden Sclaverey als einer anständigen Freyheit bedienen wollte. Ich kann wol sagen, indem ich dieses schreibe, sind dies die ersten Verse von der Gattung, und ob sie mir wol so unglückselig nicht gerathen sind, werden sie vielleicht auch die letzten seyn."

Dagegen liess sich vielerley einwenden. Die Bemerkung über den durch den Reim bedingten Gegensatz der antiken und der modernen Poesie ist fein und wahr; aber sollte sie hier Anwendung finden, so mussten nicht fast alle früheren Versuche und musste auch *Weisens* eigene Probe nicht gereimt seyn. Und sprachen die Leute von der Schwierigkeit ihrer Verskunststücke, so hatten sie Recht, denn sie befolgten die Regeln der Quantität, und nur weil sie dieses thaten, durfte man sie Pedanten schelten: wie konnte ihnen *Weise* mit einer nach Accenten gemessenen Elegie darthun wollen, dass sie leichte Arbeit hätten, und wie bei Gelegenheit so wenig lateinischer Verse von lateinischer Pedanterey sprechen? Waren diese aber so leicht (und gewiss, sie sind es), so war es auch bedenklich, viel von fremder Sclaverey zu reden. Auf keinen Fall ist es *Weisen* klar geworden, ein wie wesentlicher Unterschied der befolgten metrischen Grundsätze zwischen den früheren Versuchen und dem seinigen bestehe, der nur ein erneuerter Birkenscher ist.

Beides neben einander gieng in das neue Jahrhundert über, die Ausübung richtigerer, mehr mit der Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache übereinstimmender Grundsätze (der Gesnerische Schaden ist nunmehr verwunden), und die auf Missverstand beruhende Opposition dagegen. Gleich 1704 hören wir den Professor *Magnus Daniel Omeis*[75]) dasselbe sagen, was *Weise* gesagt hatte, nur nicht mit derselben Laune. „Die lateinische Hexametros stellen folgende Zeilen für:

Und Isaac scherzet mit seinem Weibe Rebecca.
Unsere Soldaten sind meistens lose Gesellen.

Das lateinische Elegiacum Genus hat Herr *von Birken* nachgemacht in seiner Prosodie p. 31. 32; aber gar gezwungen.

---

75) Gründliche Anweisung z. Teutschen accuraten Reim- und Dicht-Kunst, 2. Ausg. Nürnberg 1712. 8. S. 83—85. Die erste Ausg. erschien Altorf 1704.

Diese laufen etwas besser, aus einem Wunsch an zwey Neuverlobte:

Was ein menschlich Herz u. s. f.[76])

Und diese latinisirende Vers-Sucht ist so neue nicht. Es schrieb schon etwa vor anderthalbhundert Jahren *Conradus Gesnerus* in Praefat. ad *Josuae Maalers* Dictionarium u. s. f. Nun fragt sichs aber, was von diesen Lateiner-Arten zu halten? Antwort: Die Sapphische und Phaläcische Art (zumalen wann der letzte Tritt wegkommet) etwan ausgenommen, so achte ich die übrige vor unnöthige Schul-Grillen. Und lauten die Teutsche Hexametri und Pentametri an sich selbst nicht wol, weil die Verse allzulang sind, und die Pedes zu oft abwechseln. Vielmehr kann man sich im Teutschen, anstatt des Generis Heroici, der Helden-Art [d. i. des Alexandriners], und anstatt des Elegiaci, der Wechsel-Art von männlich- und weiblichen bedienen, dergleichen Herr *Hoffmann* hat in seinen Helden-Briefen.“ Da haben wir's!

Ein Paar Distichen vom J. 1708 hat *Docen*[77]) nachgewiesen.

Lachet, ihr Liebchen fein lustig, und schlafet fein lange beisammen,
Küsset und labet euch wohl, denket an keine Gefahr.
Streitet im Lieben, und mehret durch Herzen die lieblichen Flammen,
Bringet was junges hervor, bleibet ein fröhliches Paar.

Im J. 1713 verfertigte *Karl Gustav Heraeus*, ein geborener Schwede[78]), eine gereimte Elegie zur Geburtstagsfeyer Kaiser Karl VI.[79]). Sie ist in Strophen von je zwey Distichen abgetheilt, und betitelt: „Versuch einer neuen teutschen Reimart bey

---

76) Die beiden letzten Distichen der oben mitgetheilten Elegie von *Christian Weise*. Aus *Omeis* führt sie so wie den *biblischen* Hexameter von Isaac und Rebecca (1. Mos. 26, 8) wieder an *Gottsched* in der critischen Dichtkunst 3. Ausg. 1742. S. 394. 4. Ausg. 1751. S. 394. 395. und in der deutschen Sprachkunst 3. Ausg. 1752. S. 631.

77) Miscell. II, 301. aus dem Wohl-informirten Poeten, Leipz. 1708. S. 103.

78) Geb. zu Stockholm 1671, ward Katholik und starb 1730 zu Wien als kaiserl. Rath und Antiquitäten-Inspector: s. Allgem. litterar. Anzeiger 1800. Sp. 169'. 1801. Sp. 1382. 1383.

79) Zuerst einzeln gedruckt: s. *Koch's* Compendium d. deutschen Litt. Gesch. II, 197. 198; sodann wiederholt in der ersten Ausg. seiner Gedichte: Vermischte Nebenarbeiten Herrn *C. G. Heraei*, Wien 1715. 4.: s. Allg. litt. Anz. 1800. Sp. 1693. 1694. Eine zweyte Ausg. erschien zu Nürnb. 1721. 8.: ibid. 1801. Sp. 1380; eine dritte ebenda 1728. 8.: ibid. 1800. Sp. 372.

Seiner Röm. Kayserl. u. Cathol. Majestät Caroli des VIten etc. etc. welt-erfreulichem Geburtstag Anno MDCCXIII." Also auch er gibt sich, und noch jetzt, für den Erfinder aus; in der That ist er auch lange genug dafür gehalten worden [80]). Wir geben die erste und letzte Strophe seines Gedichtes.

Mächtigstes Haupt der Welt, von Gott die Völker zu richten
    Ausersehener Fürst, unüberwindlichster Held!
Gönne der eifrigen Pflicht dieses ungewohnete Dichten
    Bei nicht gewohnetem Stand streitender Adler im Feld. —

Lebe beglückt, o grosser Carl, von Helden entsprossen,
    An dem wir sehen dass Glück, Freyheit und Friede nun lieg'!
Dir versprechen, wo Gott nicht die Welt zu strafen beschlossen,
    Recht der Waffen, Gebet, Himmel und Menschen den Sieg.

Christian Friedrich Hunold, genannt *Menantes* [81]), wiederholte in einer Schrift, die erst nach seinem Tode erschien [82]), derber und ungeschickter den von *Weise* angestimmten Spott und gab vom Seinigen zwey Distichen zur Probe. Hier sind seine Worte: „Nun ist zu den Versen schwerlich etwas mehr übrig, als dass man sich informiren lasse, ob man auch deutsche Verse nach lateinischen Leisten oder Generibus machen könne?

Denn es haben sich etliche hoch- und tiefsinnige Tichter darinnen geübet, und sich mehr darauf eingebildet als Peter Squentz mit seiner Invention von Pyramus und Thisbe.

Doch wie dieses eine Bagatelle und an sich selber spottleichte ist, so würde unsere Frau Mutter-Sprache versichert schrecklich höhnisch aussehen, wenn wir sie mit dergleichen Bärenhäutereyen nothzüchtigen wollten: z. E.

Glücke verschwindt und giebt uns ein verächtlich Gesichte:
    Wundert euch zwar nicht drumb: Unbestand bleibet sein Spiel.

Das war ein Haupt-Distichon. Denn was fehlet dem Hexametro? Und was hat der Pentameter vor Mangel? Die Pedes sind

80) S. *Koch's* Compend. II, 198.

81) Dr. juris, geb. zu Wandersleben bei Arnstadt 1680, gest. zu Halle 1720. Sein abenteuerliches Leben schildern die Geheimen Nachrichten und Briefe v. Herrn *Menantes* Leben und Schriften, Cöln 1731. 8. Ein Auszug daraus in den Leipziger Beiträgen z. crit. Hist. d. deutschen Spr. I, 539—544.

82) Die Allerneueste Art zur Reinen und Galanten Poesie, Hamburg 1722. S. 68. 69. [Sie erschien schon 1707 und war auch schon viele Jahre vorher abgefasst: denn ihr eigentlicher Autor ist *Erdm. Neumeister*: s. die Geheimen Nachrichten etc. S. 100. 101.]

richtig. Und so wird's erst passen, wenn das Nachfolgende darauf gereimet wird:

Doch man strebe nur stets nach einem guten Gerüchte:
Ehren- und Tugend-Gewinnst achtet das Glücke nicht viel.

Dergleichen kann man ganze Mistwagen voll machen."

Ehe wir uns zu dem letzten bedeutenden Namen unter den Vorgängern *Klopstock*'s wenden, müssen wir noch eines hexametrischen Scherzes von *George Christian Gebauer* Erwähnung thun. *Isaac Vossius* hatte nämlich[83]), um die Weitläuftigkeit der neueren Sprachen zu charakterisieren, unter anderm auch gesagt: Quod si quis vernacula reddere velit „vidimus lucum terrarum pulcherrimum ingressique consedimus," vide quantis opus sit ambagibus: „nos habemus visum unum lucum illum plus bellum de tota illa terra; ubi essentes intrati nos nos sumus assisi." Obgleich es *Vossius* augenscheinlich nur auf das Französische gemünzt hatte, so glaubte *Gebauer* dennoch auch die deutsche Sprache dagegen vertheidigen zu müssen, und übersetzte nun, um zu zeigen dass man in ihr, wenn man wollte, auch kurz seyn könnte, spottweise einen ähnlichen lateinischen Satz, videbant lucum terrarum pulcherrimum ingressique considebant, in einen deutschen Hexameter von nicht mehr Worten:

Wald sahen Erdes annehmlichsten und eingangene sassen[84]).

Jener letzte bedeutende Name ist *Johann Christoph Gottsched*, ein Mann von grossem wissenschaftlichem Ernst, durch Fleiss und Gründlichkeit glücklich in seinen Forschungen, voll redlichen Eifers für die Ehre der deutschen Nationallitteratur: Tugenden, deren zu achten zwey litterarische Generationen gern vergessen haben, um desto bequemer seiner Fehler spotten zu können[85]).

Gottsched's Verdienst um den deutschen Hexameter ist gross.

---

83) In seiner anonymen Schrift de poematum cantu et viribus rhythmi, Oxonii 1673. 8. pg. 49.

84) Anthologicar. dissertatt. liber, Lips. 1733. 8. pg. 276. in der dissert. pro rhythmis.

85) Und doch möchten sich auch diese Fehler meist noch als Richtigkeiten erweisen: denn worin anders fand man sie als namentlich in seiner Opposition gegen *Klopstock?* Jetzt aber hat die Kritik allen von *Gottsched* gegen *Klopstock* ausgesprochenen Tadel wiederum aufgenommen, nur in der Sprache unserer Zeit und so leidenschaftlos, wie es den Nachkommen geziemt.

Man betrachte die aus dem siebzehnten Jahrhundert und aus dem Anfange des achtzehnten auf ihn gekommenen Vorbilder: nicht Einen Hexameter bieten sie dar, den man fehlerfrey, geschweige denn einen, den man musterhaft nennen könnte; ihre Verfertiger giengen nur auf Dactylen aus, eines wohlangelegten Wechsels von Dactylen und Spondeen waren sie nicht Meister, und wo ihnen einmal Spondeen (oder an ihrer Stelle Trochäen) unter die Dactylen geriethen, war es minder Absicht als Unbeholfenheit. Es mangelte ihnen durchaus an theoretischer Einsicht. Nicht so *Gottscheden*. Mit seinen Hexametern übertrifft er bei weitem nicht nur seine Vorgänger, sondern auch seine nächsten Nachfolger; unter *Klopstock* steht er nur in der Anzahl seiner Verse, und wir zweifeln, dass Letzterer in einer gleich kleinen Reihe so viel gute aufweisen könne. Wenn Einer verdient, der Vater des deutschen Hexameters genannt zu werden, so ist es *Gottsched*[86]).

Seine heroischen und elegischen Verse mögen unser Urtheil bewähren.

Die Reime — heisst es in seiner Dichtkunst[87]) — haben uns in den andern Arten genug zu schaffen gemacht: in dieser neuen müssten wir das Herz fassen, endlich einmal ungereimte Verse zu machen. Wir wollen eine Probe sehen.

Rom und Athen war sonst ganz reich an Meistern und Künsten;
Doch was half sie die Zahl philosophischer Lehrer und Schüler,
Die man bei ihnen gesehn? O was vor ein thörichtes Wesen,
Was vor ein albernes Zeug ward täglich in Tempeln getrieben!
Pallas erschrak, und Jupiter selbst, der Vater der Götter,
Hatte nur Abscheu davor. Schwärmt, schwärmt nur, ihr rasenden Pfaffen!
Opfer und Räuchwerk ist nichts, wenn tausend Laster euch drücken.
Prüfet euch selbst, forscht Sitten und Herz, ja Sinn und Gedanken:
Dienet ihr Gott oder euch? Seht, wie das Gewissen euch ängstet.
Reinigt den Geist, sucht Weisheit und Zucht, lernt alles erdulden,
Dämpft erst tapfer und frisch die eignen Begierden und Lüste:
Dann zeigt andern den Weg und lehrt sie tugendhaft wandeln,
Nüchtern, gerecht, grossmüthig und milde sein Leben erfüllen:

---

86) Wir wenden auf ihn an, was *C. F. Cramer* (Klopstock, er u. über ihn IV, 11.) von *Klopstock* gesagt hat: „Er war der Vater des Hexameters unter uns, der dazumal noch viel Widerspruch fand; er war der Erste von den Neuern, welcher nicht bloss in der Ausübung, sondern mit theoretischem Nachdenken auch tiefer in die Geheimnisse der Verskunst untergetaucht.“

87) Versuch einer crit. Dichtk. 1. Ausg. 17 0. S. 311. 312. 2. Ausg. 1737. S. 355. 356. 3. Ausg. 1742. S. 396. 4. Ausg. 1751. S. 397. 398.

Dann wird die Ehre der Weisheit bestehn, dann wird man bekennen,
Dass ihr durch Klugheit und Witz vor Barbarn den Vorzug gewonnen.

Weiterhin bringt er den Anfang der Iliade in folgende deutsche Hexameter[88]):

Singe mir, Göttin, ein Lied vom Zorne des Helden Achilles,
Welcher dem griechischen Heere verderblich und schädlich geworden
Und so viel Geister der Helden in's Reich des Pluto gestürzet,
Aber sie selbst den Hunden und Vögeln zu Speise gegeben.
So geschah Jupiters Rath, seit Agamemnon der König
Sich mit Achillen entzweyt. Ach was für erzürnete Götter
Haben dies Paar zum Zwiespalt gereizt, zum Streite getrieben?
Jupiter und Latonens Sohn, der war auf den König
Heftig erzürnt und hatte die Pest im Lager erwecket,
Welche die Völker betraf.

Diese Proben wurden im J. 1742 noch um zwey vermehrt, eine Bearbeitung des Vaterunser und eine des sechsten Psalms in elegischen Versen.

Hör' uns, Vater und Herr, der du den Himmel bewohnest,
Dass dein Name bei uns über alles geheiliget werde;
Dass dein herrliches Reich bei uns auf Erden erscheine,
Und dein Wille von uns eben so als im Himmel geschehe.
Gib auch das tägliche Brot und vergib uns die sündlichen Schulden.
Wende Versuchungen ab, und rett' uns aus Gnaden vom Uebel:
Denn dein ist das Reich, ja göttliche Macht und Herrlichkeit. Amen[89]).

Es ist eigen, er hatte schon bessere Verse gemacht; auch der Psalm ist besser.

Strafe mich nicht, o Herr, in deinem erschrecklichen Zorne!
    Züchtige mich doch nicht, Vater, aus Eifer und Grimm!
Sey mir gnädig, o Herr, denn ich bin schwach und erschrocken;
    Heile mich, himmlischer Arzt, meine Gebeine sind schwach.
Herzlich erschrocken ist mir die kümmerlich ächzende Seele:
    Ach wie so lange, mein Gott, ach wie so lange bist du?
Wende dich, Herr, und rette mir bald die Seele, das Leben:
    Hilf mir, so wahr du ein Gott voller Erbarmungen bist.
Denkt man im Tode wohl dein? wer dankt dir im Schlunde der Hölle?
    O so erbarme dich doch, wiel mich die Erde noch trägt!
Ich bin müde von Gram, und schwemme mein Bette bei Nachte,
    Wenn mein thränender Guss Lager und Decke benetzt.
Meine Gestalt verfällt vor Trauren und Kummer und Zagen,
    Denn von täglicher Angst rückt auch das Alter heran.

88) Dichtk. 2. Ausg. 1737. S. 359. 360. 3. Ausg. 1742. S. 403. In der 1. Ausg. steht diese Probe noch nicht, und in der 4. nicht mehr: mit Recht, sie ist missrathen gegen die übrigen.

89) Dichtk. 3. Ausg. 1742. S. 394. 4. Ausg. 1751. S. 395.

Weichet von hier, ihr Frevler, entweicht! Gott höret mein Weinen.
Ja der Herr höret mein Flehn, höret mein ängstlich Gebet.
Schämt euch ihr Feinde dabei, erschreckt und kehrt euch zurücke!
Werdet zu Schanden und flieht, weichet nur plötzlich von mir[90])!

Das Beispiel des angesehenen Mannes erwarb der Versart Freunde; wir erblicken in ihnen die besten Dichter jener Zeit [schon 1739 versuchte *Kleist* eine Elegie, Werke I, 12—15]: dennoch blieben sie an Kunst hinter *Gottscheden* zurück.

Gleich 1742 verfasste *Joh. Pet. Uz* eine Ode auf den Frühling in Strophen von vier Zeilen, die abwechselnd Hexameter und kürzere anapästische Verse sind; aber die Hexameter haben, wie der letzte in *Gottsched's* Vaterunser, durchgängig vor dem ersten Fusse noch eine Vorschlagsylbe. Hier ist noch einmal die Position beachtet, jedoch nur in beschränkter Beziehung, nur auf negative Weise: der Dichter hütet sich vor solchen Dactylen, wie z. B. das Wort silbernem einer seyn würde; aber noch weniger macht er Spondeen wie etwa diese: mit silbernem Schmuck; denn er wagt es nur dann stumme Sylben durch Position zu verlängern, wenn sie in die Thesis fallen. Zur Probe die erste der funfzehn Strophen:

Ich will vom Weine berauscht die Lust der Erde besingen,
Ihr Schönen, eure gefährliche Lust,
Den Frühling welcher anitzt, durch Florens Hände bekränzet,
Siegprangend eure Gefilde beherrscht.

Es liegt in der Natur der Sache, dass *Uz* durch die Beispiele in *Gottsched's* Dichtkunst auf diese Form war geleitet worden; anders gebärdete sich *Joh. Wilhelm Ludwig Gleim,* welcher im J. 1749 die erste Ausgabe von *Uzens* lyrischen Gedichten besorgte. Er beschliesst die Vorrede mit folgenden Worten: „Die zweyte Ode, der Frühling, welche nach den eigenen Regeln der lateinischen Poesie abgefasst ist, hat sich, seitdem sie anderwärts bekannt gemacht worden, durch ihren Wohlklang dergestalt empfohlen, dass es Verschiedenen gefallen hat, sich desselben Sylbenmaasses zu bedienen; nur ist es nicht wie hier mit genauer Beobachtung der reinen Dactylen geschehen, als woran die deutsche Sprache wegen der häufigen Mitlauter vielleicht einen allzugrossen Mangel hat. Indessen kann, so viel man weiss, der Verfasser in Absicht auf diesen Versuch mit dem Horaz sagen:

---

90) Dichtk. 3. Ausg. 1742. S. 395. 4. Ausg. 1751. S. 396.

ego non alio dictum prius ore
Vulgavi fidicen."

Dies „so viel man weiss" sieht etwas verdächtig aus. *Uz* hat es späterhin, in der Ausgabe seiner sämmtlichen poetischen Werke von 1767, bei dieser Erklärung getrost bewenden lassen.

Sie bezieht sich zunächst auf *Nic. Dietr. Giseke*, der 1745 und 1746 im Metrum des Uzischen Gedichtes mehrere Oden des Horatius und einen Psalm bearbeitete[91]).

In demselben Jahre, wo *Uzens* lyrische Gedichte gesammelt wurden, erschien der Frühling von *Ewald Christian von Kleist;* er war aber schon 1747 ausgearbeitet. Ebenfalls Hexameter mit einer Vorschlagsylbe.

Uz war der erste gewesen, welcher den Hexameter in der lyrischen Poesie versuchte; *Friedrich Gottlieb Klopstock* fasste den grossen herrlich belohnten Gedanken, ihn zu seiner ursprünglichen Bedeutung zurückzuführen, indem er ihn zum Träger des Epos machte. Früher hatte er schon einen Theil des Messias in Prosa entworfen; 1746 begann er, angeregt durch *Gottsched's* Versuche, die metrische Ausarbeitung; 1748 wurden die drey ersten Gesänge gedruckt[92]). Wir sagen: angeregt durch *Gottsched's* Versuche, obgleich *Cramer*[93]) nur berichtet, dass *Klopstock* die älteren von *Gesner* und *Heraeus* gekannt habe. War denn *Gottsched* nicht einmal werth und fähig, zum ersten wahren

---

91) Gedruckt in derselben Zeitschrift, in welcher *Uz* 1742 zuerst seinen Frühling bekannt gemacht hatte, den Bremischen Neuen Beiträgen z. Vergnügen d. Verstandes u. Witzes Bd. II. 1745. St. IV:

Des Weines taumelnden Gott, o Nachwelt, glaube dem Dichter,
Hab' ich auf horchenden Felsen gesehn u. s. w. (Hor. odd. II, 19.)

und Bd. III. 1746. St. I:

Geschöpfe, was freuet ihr euch? was jauchzt ihr, fröhliche Himmel?
Ihr jauchzt? Besingt ihr den Vater der Welt? (Ps. 148.)

ebenda St. II:

Was fliehst du, Chloe, vor mir gleich einem flüchtigen Rehe,
Das unwegsame Gebirge durchstreift? (Hor. odd. I, 23.)

und St. III:

Freund, Freund, die Jahre fliehn hin vom strengen Schicksal beflügelt,
Und keine Tugend verzögert die Flucht. (Hor. odd. II, 14.)
O du krystallener Quell, der über glänzende Kiesel
Sich in Blandusiens Auen ergiesst. (Hor. odd. III, 13.)

92) In den Bremischen Beiträgen Bd. IV. St. IV. u. V.

93) Klopstock, er u. über ihn I, 138.

Gebrauch des von ihm nur probierten Maasses aufzufordern? Wer, wie *Klopstock,* die deutsche Sprache und Metrik zu seinem Studium gemacht hatte, musste *Gottsched's* Dichtkunst, aber die Verse von *Gesner* und *Heraeus* brauchte er nicht zu kennen. *Klopstock* selbst nennt in dem Aufsatze über die Nachahmung des griechischen Sylbenmaasses im Deutschen [94]), ohne der früheren Versuche nur auf's entfernteste, leiseste zu gedenken, seine Hexameter immer das neue Sylbenmaass. Ist es denn nicht Ruhms genug, der Erste gewesen zu seyn, der den Hexameter in der That anwendete? und der erste Dichter der ihn anwendete gewesen zu seyn [95])?

Aber vollendet schienen *Klopstock's* Hexameter *Gottscheden* so wenig als uns; das verdiente Lob, alle jene Versuche veranlasst zu haben, liess er sich nicht nehmen. „Meinen Aufmunterungen zu Folge“ schrieb er [96]) „habe ich es zwar erlebt, dass man uns im Deutschen verschiedene grössere Gedichte unter dem Namen epischer in solchen Hexametern an's Licht gestellt, ja auch kleinere Versuche, z. E. auf den Frühling, in Druck gegeben. Allein nach dem Wohlklange zu urtheilen, den diese Proben uns von deutschen Hexametern hören lassen, sollte ich es beinahe bereuen, dass ich diese Art von Versen unsern Landsleuten von neuem angepriesen habe. Dieselben klingen so gar hart und rauh, als vielleicht vor Homers Zeiten die griechischen oder vor Ennius die lateinischen Hexameter geklungen haben mögen. Da also die deutschen Hexameter invitis Musis verfertigt worden, und weder guter Prosa noch einer gebundenen Rede ähnlich sehen, so fragt es sich, woran es liege, dass sie nicht angenehmer klingen? Ich antworte: dass in den meisten Schulen junge Leute nicht angeführt werden, die lateinischen Verse recht nach der Scansion zu lesen und das reizende Sylbenmaass recht zu empfinden, welches die Alten so entzückt hat.“ Anderswo [97]) mit grösserer Erbitterung: „Es wäre nur zu wünschen, dass einige neuere Versuche dieser Art nicht noch durch

94) Sie begleitete die im J. 1755 erschienene Ausgabe des Messias.

95) Nicht dass *Uz* und *Kleist* keine Dichter wären; aber wir mögen ihre Verse ungern zu den eigentlichen Hexametern rechnen.

96) Dichtkunst 4. Ausg. 1751. S. 398.

97) Grundlegung einer deutschen Sprachkunst 3. Ausg. 1752. S 632. 633.

einen gar zu schwülstigen Inhalt und entsetzliche undeutsche Ausdrückungen dieser Versart grossen Abbruch gethan hätten. Ein Jeder wird mich verstehen, dass ich von den neuen biblischen Epopeen rede, die durch ihre Verwegenheit in Erdichtungen sowohl als durch Frechheit wider alle Regeln der Sprache zu sündigen, als endlich durch die Unwissenheit in den Regeln der Hexameter und grosse Vernachlässigung des gehörigen Tonmaasses der Sylben und alles Wohlklanges überhaupt, den Namen der wurmsamischen Verse bekommen haben [97b]."

Gottsched gieng in seiner eigensinnigen Widersetzlichkeit zuletzt noch so weit, dass er sich wieder zu gereimten Hexametern bekehrte, die er (wir haben es oben gelesen) Anfangs ausdrücklich verworfen hatte. Er lehrte im J. 1756 [98]): „Wer noch deutsche Hexameter machen will, der bemühe sich entweder sie so schön und wohlklingend zu machen als die lateinischen, bei denen man den Reim nicht vermisset, oder man gebe ihnen wenigstens Reime, dass sie doch auf eine Art in's Ohr fallen. Wenn also Jemand die *Aeneis* in Hexametern verdeutschen wollte und so anhübe:

Waffen besing' ich und den, der von trojanischen Küsten
Wälschlands Gränzen bezog, wo Latiens Ufer sich brüsten,
Welcher viel Unfall erfuhr, als nebst der Götter Verhängniss
Junons wüthender Groll den Helden in manchem Bedrängniss
Theils auf der See, theils wieder zu Lande gezwungen zu schweben,
Eh sie noch Alba gebaut und Wälschland Götter gegeben,
Bis das Latinergeschlecht, der Rath der Albaner entsprungen,
Ja dir auch selber, o Rom, die erhabenen Zinnen gelungen —

so würde es eben so unrecht nicht klingen, obgleich ein Jeder, der es versuchen will, finden wird, dass es kein Kinderspiel sey, und sich nicht so aus dem Aermel schütteln lasse wie die bisherigen ungereimten Hexameter, damit man halb schlafend ganze Bände vollschmieren kann [99])."

97b) [Vgl. Herrn *Joh. Chr. Gottsched's* Gutachten von der heroischen Versart unsrer neuen biblischen Epopeen: Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1752, S. 205—220.]

98) Vorübungen d. latein. u. deutschen Dichtkunst S. 127. 128.

99) [Ode Schillers in gereimten Hexametern u. archiloch. Versen 1788: Thalia 1790, Novemberheft. Werke von Kurz I, S. 173.]

Wir haben die Gränze unserer historischen Darstellung erreicht. Es fällt einer kritischen Metrik anheim, *Klopstock's* Verdienst um die Nachahmung der antiken Versmaasse, sowohl der lyrischen als des Hexameters, genügend zu würdigen; *Joh. Heinr. Voss*'ens, *Aug. Wilh. v. Schlegel's*, *Friedr. Aug. Wolf's* und des Grafen *Aug. v. Platen* Leistungen müssten zur Vergleichung gezogen werden.

Geschichte des deutschen Dramas bis zum Anfange des siebzehnten Jahrhunderts.

Zwei Vorträge, 1845 gehalten.

I.

Im Drama werden vergangene oder doch vergangen gedachte Ereignisse und zugleich die Empfindungen, welche sie begleitet haben, vergegenwärtigt; die Vergegenwärtigung aber geschieht durch sinnlich nachahmende Vorführung des Thuns und Leidens der handelnden Personen und durch dialogische Wechselwirkung derselben: durch die sinnliche Nachahmung werden besonders die Ereignisse, durch den Dialog besonders die Empfindungen wieder ins Leben gerufen.

Es vereinigen sich mithin im Drama zwei Elemente, ein episches und ein lyrisches. Es stellt Vergangenes dar: insofern ist es episch; aber es stellt diess Vergangene dar als gegenwärtig: insofern ist es lyrisch: denn die Lyrik ist die Poesie des gegenwärtigen Augenblickes. Es giebt Thatsachen: insofern ist es episch; aber es giebt auch die Empfindungen welche davon theils die Ursache, theils die Wirkung sind: insofern ist es wieder lyrisch: denn die Lyrik ist wesentlich die Poesie der Empfindung, der Gemüthsbewegung. Mit Einem Worte, das Drama ist epische Poesie, aufgegangen in lyrische.

Aus dieser organischen Beschaffenheit des Dramas geht zweierlei hervor.

Einmal dass in ihm die äusserste, die höchste Stufe der Poesie zu erkennen sei, zugleich deren Blüte und deren Frucht, der Gipfel ihrer Vollendung.

Denn von den Kräften des menschlichen Geistes welche der Dichtkunst dienen, der Einbildungskraft und dem Gemüthe, wirkt im Epos und in der Lyrik nur je eine, vereinzelt und einseitig, in der Lyrik nur das Gemüth, im Epos nur die Einbildungskraft. Im Drama, wo beide sich verschmelzen, gleichsam vermählen, wo eins vom andern getragen, eins vom andern gestaltet und belebt wird, verdoppelt sich auf beiden Seiten die Energie der Wirkung, und die Schönheit des Kunstwerkes ist eine höhere, vollere, mehr in sich abgeschlossene. Und so ist das Drama auf gleiche Weise die Krone der Poesie, wie die Krone der Prosa die Beredsamkeit ist. Darum leitet auch der Philosoph, der zuerst den Gesetzen der Dichtkunst nachgeforscht hat, Aristoteles, all diese Gesetze aus dem Drama ab als dem vollkommensten Inbegriff derselben.

Und zweitens, sollen sich bei einem Volke Epik und Lyrik in jener Art vereinigen können, so müssen beide schon vorhanden, beide schon ausgebildet sein, und zwar in solchem Grade ausgebildet, dass der schaffende Geist der Litteratur gleichsam sein Genügen daran hat; soll die Litteratur emporsteigen zu jenem Gipfel der Vollendung auf welchem das Drama steht, so muss sie zuvor die beiden tiefer liegenden Stufen, der Epik und der Lyrik, eine nach der andern bereits überschritten und lange genug auf jeder verweilt haben um einen Drang nach Weiterem, Höherem, noch Schönerem zu empfinden; soll die Kunst im Stande sein die schwierige Aufgabe zu lösen die in jener reichsten und vollkommensten aller Schöpfungen vor ihr liegt, so muss sie zuvor ihre Kraft an Leichterem und Einfacherem geübt, an der Darstellung bloss von Thaten gestählt, an der Darstellung bloss von Empfindungen mild geschmeidigt haben: kurz, das Drama ist darum das Lieblingskind der Poesie, weil es ihr jüngstes Kind ist, jünger als Epik und Lyrik. Mit dem Epos als dem Einfachsten beginnt alle nationale Dichtung ihren Weg, sie setzt ihn fort mit der schon feineren Lyrik, sie schliesst und vollendet ihn mit dem Drama.

Das liesse sich schon, wie die Gelehrten sagen, *a priori* festsetzen: es steht aber auch historisch nachweisbar fest. Ueberall wo eine Litteratur vor uns liegt, die ganz und vollständig, die aus sich und in sich selbst, die wahrhaft organisch sich entwickelt hat, hat auch ihre Entwickelung die so eben gezeichnete Bahn

durchlaufen. So bei den Indern, deren Epik fast um ein Jahrtausend älter ist als die Blüte ihres Dramas; so bei den Griechen, wo in freilich schnellerem Gange Aeschylus auch erst nach Homer und Sappho gekommen; so bei den Völkern der nachrömischen Welt; so denn auch und vornehmlich bei den Deutschen. Die drei grossen Perioden in die sich unsre Litteraturgeschichte theilt lassen sich füglich und mit kürzester Bezeichnung die epische, die lyrische, die dramatische nennen: die Dramendichtung ist auch bei uns Werk und Aufgabe erst der dritten, der letzten, der Periode, an deren Ausgang wir gestellt sind.

Und hiemit, verehrteste Anwesende, haben wir das Gebiet betreten in welchem ich heut, da ich Namens der Histor. Gesellschaft sprechen soll, heut und noch an einem späteren Abend Sie ersuchen möchte für eine Stunde zu verweilen. Ich will die Aufmerksamkeit, um die ich Sie bitte, auf die Anfänge unsres, des deutschen Dramas zu richten suchen, von den ersten Spuren desselben an bis auf Hans Sachs, der so zu sagen das Ende jenes Anfanges, und die Englischen Comödianten, die der Anfang der Vollendung sind.

Lange Jahrhunderte, ja länger denn ein Jahrtausend hindurch hatte sich die Poesie der Deutschen mit der Epik begnügt, hatte sich diese an Stoffen und Formen aller Art, an den einfachsten, dann an kunstreich verwickelten, an einheimischen, dann auch an fremden geübt, und endlich erschöpft; neben der höchsten Blüte der epischen Kunstdichtung war sodann mit Ende des 12. Jahrh. die Blüte der Lyrik aufgegangen, und auch sie nach dem kurzen Glanz und Duft der üppigsten Entfaltung schon vor Ablauf des 13ten wieder dahingewelkt. In diesen zwei Formen also vermochte das Mittelalter nichts Neues, nichts Schöneres mehr; sie waren abgethan: sollte die Kunst ihr Leben fortführen und noch fernerhin bewähren, so konnte sie das nur in den Grenzen und Gesetzen einer neuen Form, die eine Fortsetzung jener beiden zugleich, eine Vereinigung derselben war: sie musste mit der Kraft des Fortschrittes, die noch in ihr lag, fortschreiten zum Drama. Und das geschah, mit dem 14. Jh., da sich das Mittelalter schon mit schneller Wendung aller Dinge seinem Abschluss entgegenneigte, so dass ihm nur der Anfang, die eigentliche Ausführung des neuen Werkes aber der neuen Zeit als ihr Erbtheil, als ihr Charakter zufiel.

Dieser Fortschritt der Poesie hatte schon im Ganzen seine historische Nothwendigkeit: er war auch noch durch mancherlei Einzelheiten hinreichend vorbereitet um nicht erfolglos gethan zu werden, war auf mehr als einem Wege noch besonders angebahnt, sowohl von innen her, innerhalb des deutschen Lebens und der deutschen Litteratur selbst, als von aussen durch die Einwirkung der undeutschen Litteratur.

Die bezeichnende Redeform des Dramas ist der Dialog. Und grade im Dialog hatte sich die deutsche Dichtung schon früher, schon seit Jahrhunderten mannigfach versucht, und mehr als das, auch Fertigkeit darin erlangt. Schon die ältesten Erzeugnisse der Epik, die streng einfachen Heldenlieder, deren uns von den Deutschen bereits aus dem 8. Jahrh., von den Germanen des Nordens aus noch älteren Zeiten (ältere Edda) schriftlich erhalten sind, schon diese liebten eine dialogische Fassung, liebten es die erzählten Thatsachen mit einem Zwiegespräch zu begleiten, ja beinah ganz einzukleiden in Zwiegespräche. Auch ein vom frühesten Mittelalter bei allen Völkern beliebter und oft behandelter Stoff gestaltete sich in seinen wesentlichen Theilen dialogisch: Salomon und Marcolf, der weise König und ein Bauer, halb Tölpel, halb Schelm; im Gespräch beider werden die weisen Sprüche des Königs spöttisch, oft unsauber parodiert. Es existirt lateinisch, französisch und deutsch. Die gleiche Fassung hatten dann auch die Räthselreden und -lieder, ein uraltes und charakteristisches Eigenthum aller germanischen Dichtung, Lieder in denen eine fortlaufende Reihe von Räthseln und dem ähnlichen Fragen gestellt und gelöst ward[1]). Eben dieselbe dialogische Form kehrte zuletzt noch wieder in der Lyrik des 12. und des 13. Jh.: die ältesten Minnegesänge sind ganz häufig ein Zwiegespräch etwa zwischen der Dame und ihrem Geliebten oder zwischen der Dame und einem Boten der ihren Verkehr mit diesem vermittelt; und im 13. Jh. eignete man sich, zunächst aus der französischen Lyrik, die Form der Tenzone an, d. h. des Streitgedichtes, des poetischen Wettstreites zweier Dichter über Fragen namentlich aus der Liebeskunst; wie z. B. einmal die Frage erörtert ward ob Frau oder Weib die bessre Benennung

1) Traugemundslied (nach einer Aufzeichnung des 14. Jahrh., Inhalt und Ursprung aber viel älter), Lesebuch 1[4], S. 965. vgl. Haupts Zeitschrift für d. Alterth. 3, 25.

des andern Geschlechtes sei [1]): der Dichter, der sich für das erstre entschieden hatte, Heinr. v. Meissen, ward seitdem Frauenlob genannt. Vorzüglich in solchen Wettgesängen, wo zwei Personen, also zwei verschiedene Charaktere sich gegenüberstanden, musste das Gespräch so individuell lebendig werden, dass es dem Leben einer eigentlich dramatischen Handlung nahe trat, dass von der Tenzone zum Drama fast nur der eine Schritt noch zu thun blieb, die Vertauschung des Dichters, der in erster Person selber sprach, gegen eine dritte, die er sprechen liess. Dieser Schritt ward eingeleitet und vermittelt durch Wettgespräche historisch-romanhafter Personen oder personificierter Dinge und Abstracta, der zwei Johannes, Keies und Gawans [2]), der Liebe und der Schöne [3]).

Wirklich hat auch der Vorgang der Tenzone in Verbindung mit jenen Räthselspielen bereits um das J. 1300 eine Dichtung herbeigeführt die wir eine dramatische nennen müssen, die das offenbar sein will, der auch zur Form des Dramas nicht sonderlich viel mehr gebricht. Es ist diess der s. g. Krieg von Wartburg [4]). Zum Grunde demselben liegt geschichtliche Ueberlieferung: wie am Anfang des 13. Jh. der Hof des Landgrafen von Thüringen zu Eisenach und auf der Wartburg gleich dem der Herzoge von Oesterreich zu Wien ein Lieblingsaufenthalt der deutschen Dichter gewesen war; wie sich dort, zusammengeführt durch die milde Gunst des Landgrafen Hermann, die namhaftesten Dichter aller Gauen, Wolfram v. Eschenbach, Walther v. d. Vogelweide u. a., in eifrigem Wettstreite bemüht hatten es an Kunst und Ehren einander zuvorzuthun; wie auch um eben diese Zeit ein berühmter Astrolog aus Siebenbürgen, Meister Clinsor, nach Eisenach gekommen, und dort von ihm die Geburt der späteren Landgräfinn, der heil. Elisabeth, war prophezeit worden. So viel und nur so viel gab die Geschichte an die Hand. Daraus aber wussten die Dichter des Wartburgkrieges (denn der Entwurf des ersten Verfassers ist späterhin noch durch mehrere andre Hände gegangen) einen ganzen epischen Verlauf zu gestalten von solchem Zusammenhang und zugleich von solcher

---

1) v. d. Hagens Minnesinger 2, 344 fgg.
2) Ebenda 2, 153 fgg.
3) Ebenda 1, 337 fg. 4) Ebenda 2, 2 ff.

Fülle und Tiefe idealischen Gehaltes, das die dramatische Form ihm wohl gemäss war, und die späteren Chronikenschreiber ihre Berichte über den Wartburgkrieg unbedenklich aus diesem Drama schöpften. Der Gang der Ereignisse ward nun folgender. Heinrich von Ofterdingen, einer aus jener Dichterschaar zu Eisenach, fordert die Uebrigen zu einem Wettgesange heraus: die Streitfrage ist, welcher von beiden Gönnern der Kunst höheren Preis verdiene, Hermann von Thüringen oder Leopold von Oesterreich: die Busse für den, der verlieren werde, ist keine geringe: er soll schimpflich sterben. Der Streit beginnt; Heinrich, der die Partei Leopolds ergriffen, er allein gegenüber all den andern, gewahrt bald dass er unterliegen solle: er sucht noch Frist zu gewinnen und beruft sich für den letzten Entscheid auf Meister Clinsor: es wird ihm gestattet, den vom fernen Ungarland her zu holen. Clinsor kommt, und tritt wettsingend an Ofterdingens Stelle: nun aber ist es nicht mehr das Fürstenlob um das der Streit sich bewegt, sondern es wird eine Reihe tief bedeutsamer Räthselfragen aufgeworfen, und der Einzige der hiebei dem unheimlich gelehrten Meister entgegenzustehn wagt ist Wolfram von Eschenbach. Dieser aber führt die Sache mit solcher Kunst und Gewalt der Rede, dass Clinsor, damit nicht auch er wieder unterliege, seine bösen Geister um Hilfe angehn muss. Indess auch der Dämon, der nun in die Scene tritt, richtet gegen Wolfram nichts Entscheidendes aus. Und damit bricht, allerdings ohne recht beendigt zu sein, das Ganze ab.

Diess der Inhalt. Sie sehen, Tenzone und Räthsellied als das litterarhistorische Fundament der Dichtung liegen noch deutlich genug zu Tage, die Tenzone in der ersten, das Räthsellied in der zweiten Hälfte. Zum Drama wird der Dialog durch den bewegten Fortschritt der Thatsachen, durch die Aufstellung eines grösseren und wechselnden Personals, und durch die individuelle, oft sehr treffende Charakteristik der einzelnen Zwischenredner. Aber ein vollkommenes Drama ist es nicht. Es mangelt ihm der abrundende Schluss; es mangelt namentlich nach allen Seiten hin eine rechte Einheit, diess Haupterforderniss aller dramatischen Kunst: wie es erwachsen ist auf dem Grunde des Streitgedichtes, wie sein Inhalt selbst ein Wettstreit ist, so löst sich alles in einen unverbundenen, nur wenig vermittelten Zwiespalt auf: gleich der Inhalt klafft in zwei Hälften aus einander, hier die

Tenzone um das Fürstenlob, dort den Räthselstreit unter Clinsor und Wolfram, und die tiefer gehenden geistigen Bezüge, welche besonders die letztere Hälfte zu solcher Bedeutsamkeit beleben, gehen auch auf nichts als Gegensätze hinaus, auf den Gegensatz zwischen Kunst und Wissenschaft, zwischen bürgerlicher und adlicher Dichtkunst, zwischen der Bildung der Laien und der der Geistlichen, zwischen der Weisheit christlicher Einfalt und unheimlicher Büchergelehrsamkeit, zwischen der positiven Kraft des göttlichen Wortes und der betrügerischen, in sich selbst nichtigen Kraft des Bösen: Gegensätze denen fast allen bei dem Mangel eines rechten Schlusses der Dichtung die siegende oder versöhnende Lösung abgeht. Ja bis in die Aeusserlichkeiten der Formgebung hinein erstreckt sich ein zwiespältiges Wesen: in zwei verschiedenen Strophenformen bewegt sich der Dialog (sie tragen nach der Sitte des späteren Mittelalters jede ihren besonderen Namen: die eine heisst mit Beziehung auf das streitige Fürstenlob der Thüringer-Herrenton, die andre mit Beziehung auf Clinsor den Schwarzkünstler der schwarze Ton); und recht zum Zeichen und Beweise dass im Drama Epik und Lyrik zusammentreffen, wird hin und wieder noch ganz eigentlich erzählt, werden mit Vergessenheit dass es ein Drama geben solle einzelne erzählende Worte oder Verse mitten in die Lyrik und den Dialog eingeschaltet [1]). Das machte die wirkliche Aufführung unmöglich; die Verfasser dachten wohl an den Vortrag durch Gesang, aber nicht weiter, nicht an eine scenische Darstellung der Ereignisse [2]). Also in manchem Betracht ein Drama wie aus der neueren Romantik der Octavian von Ludw. Tieck, wo auch die Handlung in zwei grosse Stücke zerfällt, wo auch an die Aufführung weder gedacht noch zu denken ist, wo sich Epik und Lyrik auch wieder suchen und nicht recht finden, wo auch ein Theil und zwar ein bedeutender Theil der Thatsachen nicht dramatisch vergegenwärtigt, sondern mit überraschender Naivität bald vom Schlaf, bald von der Romanze selbst episch erzählt wird.

---

1) Lesebuch 1, 848. Dasselbe Verfahren in dem noch historisch unbewegten Wettgespräch der Liebe und der Schöne. v. d. Hagen 2, 337 fg.

2) Noch stärker und störender mit eingemischter Erzählung versetzt ist die dramatische Form in dem niederländischen Spiel von Lantsloot, Hoffmanns Hor. Belg. 5. Hier wird das Drama eben mehr von der Epik, im Wartburgkriege mehr von der Lyrik aus versucht.

Wie aber Tiecks Octavian trotz diesen Mängeln immer doch ein Drama sein soll, und auch eines ist, ebenso der Krieg auf Wartburg: es bleibt ihm unverändert das hohe Interesse eines ersten Versuches in der neuen Dichtungsart, der Werth und das Verdienst des ersten Schrittes in die Laufbahn nach neuen Kränzen. Wäre man fortgegangen in der Richtung welche dieser erste Schritt gewiesen, sicherlich wäre die hochdeutsche Litteratur zu einem ganz nationalen, ganz selbstwüchsigen Drama gelangt und hätte dafür, so gut als der niederländischen das geglückt ist[1]), schon im 14. Jahrh. die gebührende Grundlage ernsthafter tragischer Dichtung gefunden. Aber es sollte, das beständig wiederkehrende Geschick unsrer Litteratur, noch eine Einwirkung von aussen, von unnationaler Seite her dazukommen, eine Einwirkung die den Entwicklungsgang vielleicht beschleunigte, noch gewisser jedoch überstürzte und von vorn herein verrückte. Sie kam von den Schauspielen der Kirche.

In der römischen Kirche war, wo nicht schon früher, doch wenigstens mit dem 11. Jh., der Gebrauch aufgekommen die höheren Feste, die Feste Christi, etwa auch die seiner Mutter und dieser und jener seiner Heiligen, ausser dem Messdienst und der Predigt noch mit öffentlichen Schaustellungen in dramatischer Form feierlich zu begehen. Es konnte diese Sitte aus mehr als einem Anlass entspringen. Auch die griechisch-römische Vorzeit hatte religiöse und politische Feste mit Schauspielen verherrlicht: dergleichen mochte sich in der Kirche Roms gar wohl fort erhalten: wissen wir doch[2]) dass im 5. Jh. Christo zu Ehren wie einst zu Ehren heidnischer Gottheiten Wagenrennen im Circus sind angestellt worden. Und wirkte auch keine Ueberlieferung solcher Art, so lag doch im Schooss der Kirche mit der übrigen Gelehrsamkeit immer noch etwelches Wissen von der Schauspieldichtung der Römer und äusserte sich Jahrhundert für Jahrhundert in immer neu versuchten Nachahmungen[3]), wie ja eine Nonne des sächsischen Klosters Gandersheim, Namens Hroswitha, um das J. 980 nicht weniger als sechs Dramen verfasste, lateinisch und nach dem Muster des Terenz, aber um dessen Lectüre zu

1) Hoffmanns Hor. Belg. 6.

2) Christo circenses offerimus et mimos: Salvian. de Gubern. Dei 6, 4. 5.

3) Jubinals Vorrede zu den Mystères inédits pg. VII. VIII.

verdrängen[1]), und alle von streng religiösem und tragischem Inhalte; zur Aufführung waren sie nicht bestimmt. Und diese philologische Gelehrsamkeit der Geistlichen nahm grade im 11—12. Jh. einen erneuten Aufschwung. Dazu noch das Theatralische und Dramatische das selbst schon im ganzen Cultus jener Kirche liegt, mit ihren bunten Gewändern und Fahnen, ihren Umzügen durch Gotteshaus und Strasse, ihrem Wechsel von Rede und Gesang und Gegengesang[2]). Genug, zuerst nachweisbar im 11. Jh., zu einer Zeit also wo es in der deutschen Litteratur noch nicht einmal eine Lyrik gab, in und seit dem 11. Jh. hatte die römische Kirche ihre Dramen; den Stoff derselben schöpfte man aus Bibel und Legende; mit ihrer Aufführung wurden vor allen übrigen festlichen Tagen besonders die Leidenswoche und die Osterzeit[3]), späterhin nach Einführung des Frohnleichnamsfestes (1264) auch dies bezeichnet[4]), gewöhnliche Werk- und Wochentage niemals. Da waren denn namentlich das Leiden und die Auferstehung Christi in dramatische Form gebracht; als Gegenbild dazu behandelt das älteste Osterspiel das man aus Deutschland kennt (es ist von Wernher von Tegernsee, einem bairischen Mönch unter Friedrich dem Rothbart gedichtet worden), die Zukunft und den Untergang des Antichrists[5]). In Frankreich nannte man solche Stücke Mysterien; in Deutschland hiessen sie

---

1) „Sunt etiam alii, sacris inhaerentes paginis, qui, licet alia gentilium spernant, Terentii tamen fingmenta frequentius lectitant, et, dum dulcedine sermonis delectantur, nefandarum notitia rerum maculantur. Unde ego, Clamor validus Gandeshemensis, non recusavi illum imitari dictando, dum alii colunt legendo, quo eodem dictationis genere, quo turpia lascivarum incesta feminarum recitabantur, laudabilis sacrarum castimonia virginum juxta mei facultatem ingenioli celebraretur“: Werke der Hrotsvitha von Barack S. 137 fg.

2) Gerbert de Cantu et mus. sacra 1, 533.

3) Ein geistliches Spiel zu Riga 1204: Neander Kirchengesch. 5, 1, 49 fg.

4) Das Frohnleichnamsfest: Heinr. Schreiber, d. Theater zu Freiburg S. 24 fg.; die drei Heiligentage nach Weihnachten: Gerbert de Cantu et mus. 2, 83; die Weihnacht selbst: Du Cange v. Festum asinorum.

5) Ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi, Pezii Thesaur. anecd. 2. Ein ähnliches Werk Konrads von Scheiern (um 1240) worin Pietas Justitia Salvator Arrius Marcion Plato Nestorius Forinianus Nicolaus Ratio Fides die sprechenden Personen sind, weist Engelhardt in dem Erlanger Osterprogramm von 1831 (einer aesthetischen Würdigung von Wernhers ludus) S. 23 nach; eine Probe daraus schon bei Pez a. a. O. 1, XXX.

einfach Spiele, *ludi* [1]). Von denen des 11. und des 12. Jahrhunderts sind nur wenige bis auf uns gekommen [2]); indessen kann man sich, zumal mit Hilfe sonstiger Nachrichten, immerhin eine Vorstellung von der allgemeinen Beschaffenheit derselben machen. Der Dialog pflegte mit Gesang abzuwechseln, Gesang einzelner Personen und ganzer Chöre. Aber diese Reden und Lieder nahmen nur den geringeren Theil der Zeit und der Aufmerksamkeit in Anspruch; sie dienten mehr nur den Fortschritt der Handlung mit kurzen Winken anzudeuten: die Hauptsache war die Schaustellung für das Auge, der verkleidete Aufzug [3]), das Kreuz, das Grab, die Beleuchtung (Osterspiele führte man ihrem Inhalte gemäss in der Nacht vor Ostern auf [4]), kurz die ganze festliche Zurichtung der Kirche. Denn die Kirche selbst war der beliebte Ort der eigentlichen Aufführung; anderswohin verlegte man sie seltener, zunächst noch auf den Kirchhof [5]). Deshalb brauchte man auch seltener Bühnen aufzuschlagen, und geschah das, so begnügte man sich mit erhöhten Holzgerüsten, und umschloss etwa diesen Raum hinten und vorn einfach mit Umhängen: Malerei auf letzteren war kaum schon gebräuchlich: sollte die Scene ein Wald oder Garten sein, so stellte man frisch ein Paar Bäume selber hin [6]). Von gleicher Einfachheit war auch die übrige Zurüstung der Bühne. Um so viel also stand bei all ihrer Rohheit jene Schauspielkunst der unsrigen voraus, dass sie keine Mitwirkung bei todten Brettern und Tüchern suchte.

Als das älteste der in Deutschland verfassten Mysterien ist so eben das Osterspiel vom Antichrist genannt worden; auch eine kurze Angabe seines Inhalts möchte wohl am Orte sein. Eröffnet wird es von wettstreitenden Reden zwischen dem Heidenthum, der Synagoge, d. h. dem Judenthum, und der Kirche, d. h. dem Christenthum. Dann tritt der Kaiser auf, der in Rom gekrönte deutsche König, und verlangt von den andern Königen, deren eine Anzahl ihn umgiebt, Unterwürfigkeit und Zins: denn des

---

1) Ludus scenicus de nativitate domini: Carm. Bur. 80 fgg. Ludus paschalis sive de passione domini ib. 95 fgg. = Fundgr. 2. 245.

2) Vgl. Jubinal, Mystères 1, X fgg.

3) Du Cange v. Festum asinorum.

4) Hoffmann Fundgr. 2. 242 Anm. 3. 272. Mone, Altt. Schausp. 17.

5) Jubinal 1, XVIII. Fundgr. 2, 242 fg.

6) Vgl. Hoffmanns Hor. Belg. VI, XLVI fg.

römischen Kaisers sei von jeher die ganze Welt. Alle gehorchen, nur der König von Frankreich nicht. Aber der Kaiser mit seinen Deutschen überwindet und zwingt auch ihn zum Vasalleneide. Da tritt der Antichrist in die Welt und bringt die Völker durch Ueberredung oder Geschenke oder Gewalt unter seine Botmässigkeit, dass sie ihm schwören und er ihr Gott wird. Mit den Deutschen versucht er es aus Furcht vor ihrer kriegerischen Kraft zuerst durch Geschenke, und erst als sie diese zurückweisen auch durch Waffen. Gegen sie jedoch unterliegt er, und muss nun zum Betruge durch falsche Wunder greifen. Da gelingt es ihm, und nun erst ist er König und Gott der Welt, und verfolgt die Kirche und tödtet ihre Heiligen und Propheten. Plötzlich aber, wie er eben in grösster Herrlichkeit auf seinem Throne sitzt, trifft und vernichtet ihn ein Blitz vom Himmel her; da verstieben auch die Seinigen, und die Könige und die Völker wenden sich aufs neu zu der wahren Kirche zurück. Sie sehen, der Verfasser hatte weiter gehende Gedanken als bloss die Weissagungen der Legende zu dramatisieren: mit ebenso hofmännischer als dichterischer Gewandtheit weiss er auch eine Verherrlichung seines Volkes, seines Königs mit einzuflechten, ja diese fast in den Vordergrund zu stellen.

Solche Spiele und deren Aufführung gab es in allen Ländern die sich zur römischen Kirche bekannten, in germanischen und romanischen und slawischen; sie standen anfangs in keinerlei Bezug zu irgend einer Nationallitteratur, sondern gehörten lediglich der allgemeinen Kirche, ihrem Cultus, ihrer Poesie, ihrer Gelehrsamkeit an. Allerdings sollten sie zumal das Laienvolk erbauen und unterhalten: dennoch waren sie, im Anfang wenigstens, so sehr die Sache bloss der Geistlichkeit, dass von den Geistlichen selbst, etwa noch mit Hilfe ihrer Schüler und Chorknaben, alles gespielt ward [1]), und alles gesprochen und gesungen ward in der Sprache der Kirche, auf Lateinisch, obschon z. B. jener Wernher von Tegernsee sonst auch deutsch zu dichtén verstand, und ein so hoher Nationalstolz ihn beseelte.

So aber konnte es nicht bleiben, aus mehr als einem Grunde nicht. Das Regiment der Kirche nahm endlich den gebührenden

---

1) Jubinal 1, XVII fg. Du Cange v. Ludus. Festum asinorum. Raumer Hohenst. 6, 516. 588.

Anstoss, nicht grade an den Passions- und Osterspielen selbst, aber an dieser Schauspielerei der Geistlichen, und Pabst und Bischöfe verboten ihnen die Betheiligung [1]; auf der andern Seite erwachte in den Laien das Bedürfniss und die Befähigung dass auch sie die Hand im Spiele hätten: sie waren es überdrüssig, noch länger bloss zuzuschauen und zuzuhören und nicht einmal zu verstehen was sie hörten; zudem war man um das J. 1200 überall schon zu einer eigenen Lyrik, und somit auch einem eigenen Drama schon um einen guten Schritt näher gelangt. Man bequemte also und verständigte sich von beiden Seiten her. Zunächst indem man zwar den Dialog noch lateinisch liess, aber den Gesang, die eingeschaltete Lyrik an die Sprache der Laien abtrat; wie z. B. in den einleitenden Scenen eines Passionsspieles Maria Magdalena die Sünderinn erst noch lateinische Verse singt, dann aber auf Deutsch und ganz im Ton eines volksmässigen Minneliedes anhebt „Krämer, gieb die Farbe mir Die mein Wänglein röthe, Damit ich die jungen Mann Wider Willen mich zu lieben nöthe. Seht mich an, junge Mann! Lasst mich euch gefallen! Minnet, tugendliche Mann, Minnigliche Frauen! Minne macht euch hochgemuth Und lässt euch in hohen Ehren schauen. Seht mich an, junge Mann! Lasst mich euch gefallen" u. s. f. [2]). Ohngefähr denselben Inhalt hatten schon die vorhergehenden lateinischen Worte gehabt: also ein lateinischer Grundtext mit stellenweis eintretender Verdolmetschung [3]).

In Deutschland geschah dergleichen mit dem 13., bei den Provenzalen schon im 12. Jh. [4]): die Lyrik der letzteren war eben um manche Jahre älter als die der Deutschen. In natürlichem Zusammenhange mit dieser Zulassung der Laiensprache stand die Zulassung der Laien selbst auch zur Darstellung [5]): vielleicht dass zu eben dieser Zeit sogar von wandernden Spielleuten, deren Beruf doch ziemlich verachtet war, hin und wieder Mysterien sind aufgeführt worden [6]). Die Geistlichkeit aber entzog

---

1) Fundgr. 2, 242 fg. 2) Fundgr. 2, 247. vgl. 255.

3) Das gleiche Verhältniss noch in einem Passionsspiele des 14. Jh.: Gervinus, Gesch. d. deutschen Nat. Litt. 2, 369.

4) Mysterium v. d. klugen u. d. thörichten Jungfrauen bei Raynouard 2, 139—143; nach dessen Ansicht aber schon im 11. Jh. verfasst.

5) Fundgr. 2, 242.

6) Docen Misc. 2, 193.

sich darum nicht aller Betheiligung: sie nahm das Verbot der Kirchenordnung nicht grade in buchstäblicher Strenge[1]).

Endlich mit dem 14. Jahrh. kam nach den halben Einräumungen der nothwendige letzte Schritt: die geistlichen Spiele wurden ganz und gar deutsch abgefasst; deutscher Gesang, deutscher Dialog, nur zuweilen noch im ersteren verlorene lateinische Nachklänge[2]), letzterer, der Dialog, mit richtig leitendem Tact in derselben höchst einfachen Versart, die sonst für erzählende und lehrende Gedichte üblich war, und alles in behaglich verweilender Ausführlichkeit, eben wie die andren deutschen Gedichte des 14. und des 15. Jh.: die lateinischen Mysterien der früheren Zeit waren oft nicht viel mehr als eine blosse bündige Zusammenreihung der Reden Christi und der Uebrigen gewesen, wörtlich so wie die heilige Schrift sie überlieferte[3]). Jetzt ward und blieb dieses erbauliche Vergnügen noch häufiger als es zuvor schon war: jedenfalls ist von lateinischen Mysterien und von Nachrichten darüber bei weitem nicht so viel auf uns gekommen, als wir nun bis zum Schlusse des Mittelalters von geistlichen Schauspielen in deutscher und überhaupt je in der Landessprache haben und wissen, namentlich eben aus Deutschland und aus Frankreich, von jeher den zwei Hauptsitzen litterarischer Lebensthätigkeit. Man spielte nun fleissiger, man schrieb die Spiele nun auch fleissiger auf, und begnügte sich wohl auch gelegentlich mit dem blossen Lesen derselben[4]): denn jetzt, wo sie mehr ausgeführt waren, gewährten sie hinreichenden Stoff auch für diese Art der Reproduction. Hier zu Basel ward im J. 1377 einem Juden für immer die Stadt verboten, weil er am stillen Freitag unsrer Frauen Klage so gelesen hatte, dass damit Gott und die Jungfrau und die Christenheit verhöhnt wurden[5]): Unsrer Frauen oder Marien Klage ist der Titel eines der beliebteren Passionsspiele[6]). Sonderlich reich und mannig-

---

1) Vgl. das beschränkte Verbot für die spanische Geistlichkeit bei Jubinal 1, XVIII.

2) Vgl. die Osterspiele in Fichards Frankf. Archiv f. ält. deutsche Litt. u. Gesch. 3 u. in Mones Altteutschen Schauspielen; ebenso das Spiel von der Himmelfahrt Mariae am letztern Orte.

3) Vgl. Fundgr. 2, 245 fgg. Du Cange v. Festum Asinorum.

4) Hor. Belg. 6, XLVII. 5) Ochs 2, 361.

6) Vgl. Litt. Gesch. S. 311, Anm. 59. Fundgr. 2, 280.

faltig war indess die dramatische Litteratur auch jetzt nicht: wie sich der gleiche Stoff fast überall wiederholte, so stellten sich auch auf dem Grunde der Ueberlieferung von den älteren lateinischen Mysterien her gewisse Auffassungsweisen allgemein fest, und die Passions- und Osterspiele giengen durchs ganze Land und liessen nur etwa hier sich mehren, dort sich mindern und nach Gelegenheit sich umgestalten, wie das mit Volksliedern geschah [1]). Ja es kommt vor, dass ein und dasselbe Osterspiel zugleich auf Böhmisch und auf Deutsch vorhanden ist [2]).

Die lateinischen Mysterien waren von den Geistlichen gespielt worden: jetzt, da man sie in den Landessprachen dichtete, führte sie das Laienvolk allein und selber auf. Und nun mit wie grossartigem Aufwande — nicht in Zurüstung der Bühne: die blieb, in Deutschland wenigstens, ziemlich so einfach als zuvor, die Franzosen wandten schon mehr daran [3]); und nicht bloss in bunter abenteuerlicher Auskleidung, sondern hauptsächlich im Personal, in dessen übergrosser Menge: es haben gelegentlich mehrere Hunderte gespielt [4]). Jetzt durfte, jetzt wollte eben jeder dabei sein. Und diese Hunderte blieben immer zusammen auf dem Schauplatz: denn man trat nicht ab, sondern alle standen oder sassen im Kreise herum, und wer zu sprechen oder zu singen hatte trat hervor, und hatte er gesprochen, so trat er nur wieder in den Kreis zurück [5]). Solcher Anzahl und solcher Einrichtung waren die Kirchen meist zu eng: man schlug das Gerüst öfter im Freien auf, vor dem Thor oder auf Marktplätzen [6]), und um den Haufen der Theilnehmer noch mehr zu zeigen und auch die stummen Personen zu bethätigen, liess man einen Theil des Spieles, wo nicht gar Alles, in grossen Umzügen vor sich gehen, in Umzügen nach der Bühne hin und wieder zurück von

1) Vgl. z. B. die Uebereinstimmungen der Marienklage Fundgr. 2. 273 fgg. mit dem Osterspiel ebenda 322 fgg., namentlich aber die zweierlei Fassungen eben dieses Osterspieles bei Mone aus dem 14., bei Hoffmann aus dem 15. Jh.

2) Fundgr. 2, 297. 337 fg.

3) Sainte-Beuve, Poésie franç. au seizième siècle 1. 224. 227 fg.

4) An einem Passionsspiele zu Frankfurt im J. 1498 nicht weniger als 265: Fichards Frankf. Arch. 3, 135.

5) Mone 21 fg. 29. 112. Gervinus Gesch. d. poet. Nat Litt. 2, 371.

6) Flögel, Gesch. d. kom. Litt. 4, 290. Sainte-Beuve 1, 224. Muratori, Scriptt. rer. Ital. 8, 365. Antiq. Ital. 2, 950.

derselben: da hatte man denn recht eigentlich einen **Fortschritt** der Handlung. Namentlich dieser bewegtere Theil der Aufführung kann uns noch heut zu Tage mannigfach anschaulich werden: denn ich zweifle kaum, wenn auf alten Bildern die Kreuztragung Christi sich in einem lang hin gestreckten und wohlgeordneten Zuge von Kriegern zu Ross und zu Fuss, von wild drohenden Männern, von jammernden Frauen, zwischen zuschauendem und drängendem Volke hindurch sich entwickelt, dass die lebendigen Vorbilder hierzu die Spielumzüge der Leidenswoche und des Frohnleichnamsfestes gewesen seien. Natürlich ward durch solche Wanderungen und auch ohne dieselben schon durch die Menge des Personals und dessen Anhäufung auf der Bühne die ganze Action höchst schwerfällig; sie gieng mit so schleichender Langsamkeit von Statten, dass auch bei mässiger Ausdehnung des Gedichtes selbst oft ein einziger Tag nicht genug war, dass man mehrere nach einander brauchte um die Aufführung zu Ende zu bringen. Ein Drama des 14. Jh., wovon sich in einer viele Fuss langen Pergamentrolle auf der Bibliothek zu Frankfurt noch das lateinische Scenarium mit Angabe der deutschen Stichworte, also das Handbuch gleichsam des Regisseurs erhalten hat, führte am ersten Tage das Leiden Christi bis zum Begräbniss, und begann und endigte am zweiten mit der Höllen- und der Himmelfahrt [1]). Wie nun gar, wenn man den Dramen solche Ausdehnung gab, dass sie den ganzen Lebenslauf Christi von der Geburt an und ausserdem noch, Schritt für Schritt eingeschaltet, alle nur irgend parallelen Ereignisse aus der Geschichte des Alten Testamentes in sich begriffen: das kam aber, bei weiter vorgeschrittener Uebung und Lust des Spielers, gegen Ende des Mittelalters wirklich vor [2]). Noch häufiger als bei uns waren die mehrtägigen Stücke in Frankreich; ja es sollen da einige Mysterien vierzig Tage lang, das heisst wohl die ganze Fastenzeit hindurch gedauert haben [3]). Eben solcher Vorgänge wegen nennen die Spanier heut noch die Acte eines Dramas Tage, *jornadas*. Es ward also die Aufführung eines ganzen Tages als ein **einziger** Act und nur als Ein Act verstanden. Wirklich

1) Fichards Frankf. Archiv 3, 152. Vgl. Hpt. 3, 478. Mone 76.

2) Gervinus 2, 371.

3) Bouterwek, Gesch. d. Poesie 5, 106. Sainte-Beuve 1, 224. Mone Anz. 4, 348 fg.

gab es auch in den mittelalterlichen Dramen keinen andern Abschnitt der Handlung, als den etwa die einbrechende Nacht mit sich führte. Die Bühne blieb stets unverändert, und unverändert blieb auch das ganze Personal auf ihr stehn: wie wäre da eine Acteintheilung möglich gewesen? Dieser Mangel hatte noch seine weiteren wunderlichen Folgen. Uns vor unserer Bühne fällt es nicht schwer anzunehmen, dass während der kurzen Pause zwischen zwei Acten Stunden oder Tage, ja vielleicht Jahre vergangen seien, jedesmal wie der Dichter es verlangt. Den alten Dichtern fehlte diess Mittel der Zeitbeschleunigung: sie mussten sich ohne dasselbe, ohne irgend welche Illusion behelfen, und ihre Zuschauer fanden sich ebenso willig darein als wir in die jetzt üblichen Täuschungen. Da vergiengen z. B. die drei Tage vom Begräbniss bis zur Auferstehung Christi während die Wächter am Grabe nur einige Lieder sangen; ja in einem französischen Stücke folgt auf die Geburt der Maria unmittelbar deren Darstellung im Tempel, d. h. der Einbildung wird zugemuthet in einem Nu nicht weniger als 13 Jahre zu überspringen [1]). Also die Dramen der Kirche nun in der Sprache des Volkes gedichtet, und auch in geschilderter Weise aufgeführt vom Volke selbst. Die Geistlichkeit trat zurück: sie liess gewähren, sie begünstigte vielleicht, ordnete sogar an und machte die Verse [2]), aber ihre persönliche Mitwirkung war nunmehr eine seltene und jedesfalls unerhebliche [3]). Ein Beispiel im Leben einer der interessantesten Personen des 14. Jahrhunderts, so zu sagen einer Personification desselben, im Leben Till Eulenspiegels. Eulenspiegel kam einmal zu einem Pfarrer, und ward von demselben als Küster angenommen. Dieser Pfarrer hatte eine einäugige Haushälterin; Eulenspiegel grollte derselben, weil sie dem Herrn seine schelmischen Streiche angab. Nun sollte man zur Osterzeit die Auferstehung spielen. Und dieweil die Leute nicht gelehrt waren, auch nicht lesen konnten, so nahm der Pfarrer seine Haushälterin und that sie in das heilige Grab statt eines Engels. Da das nun Eulenspiegel sahe, nahm er zu sich drei der einfältigsten Leute die da zu finden waren, dass sie die drei Marien vorstelleten, und der Pfarrer stellte Christum vor, mit einem Panier

1) Sainte-Beuve 1, 229 fg. 2) Ebenda 1, 225.
3) Jubinal 1, XLIII—XLIX.

in seiner Hand. Darauf sagte Eulenspiegel zu den einfältigen Leuten: „Wenn der Engel euch fragt wen ihr suchet, so sollt ihr sagen: des Pfaffen einäugiges Weib.“ Nun kam die Zeit da sie spielen sollten; der Engel fragte sie wen sie suchten, und sie antworteten wie Eulenspiegel sie gelehret hatte: „Wir suchen des Pfaffen einäugiges Weib.“ Da konnte der Pfaffe hören dass sein gespottet war. Und als des Pfaffen Haushälterin das hörte, wollte sie aufstehn aus dem Grab und Eulenspiegel mit der Faust ins Gesicht schlagen: aber sie verfehlte sein, und traf einen von den einfältigen Leuten, der eine der drei Marien vorstellte. Dieser gab ihr wieder eine Maulschelle, und darauf ergriff sie ihn bei den Haaren. Das sahe dessen Weib, und sie kam herbeigelaufen eilig und schlug des Pfaffen Haushälterin. Als das der Pfaffe sah, warf er hin seine Fahne und lief herzu seiner Haushälterin zu helfen. So gab denn eins dem andern tüchtige Stösse und Püffe, und ward ein grosser Lärm in der Kirche. Da nun Eulenspiegel sah dass sie einander alle in der Kirche bei den Ohren hatten, gieng er seiner Wege hinaus, und kam nicht wieder [1]).

Hier also spielte noch der Pfarrer seine Rolle mit: gewöhnlich aber machten die Laien alles selbst, die Bürger, die Bauern, wie Gelegenheit und freie Wahl eine Gesellschaft zusammenführten: Schauspieler von Beruf und die sich bezahlen liessen gab es auch jetzt noch nicht [2]), ebensowenig in Deutschland geregelte und gesetzlich anerkannte Spielverbindungen, wie Frankreich solche in der Brüderschaft der Passion besass [3]). Und da, in Abwesenheit der Geistlichen, welche ordnend und begütigend hätten einschreiten können, musste es wohl noch öfter zu Unziemlichkeiten und bei dem Taumel und Getümmel eines aufgeregten Menschenhaufens selbst zu noch blutigeren Händeln kommen, als jene Rauferei gewesen die Eulenspiegel veranlasst hatte. Auch davon einige Beispiele, die uns zugleich noch einen weiteren Blick in den ganzen Hergang solcher Festlichkeiten des Volkes eröffnen [4]). Johannes Pauli, um das J. 1500 Barfüssermönch zu

1) Flögel, Gesch. d. kom. Litt. 4, 289 fg. Vergl. Lappenbergs Ulenspiegel S. 16 (13. Historie) und v. d. Hagen Minnes. 4, 433, Note 7.

2) Fundgr. 2, 298. 3) Jubinal 1, XXII fgg. Sainte-Beuve 1, 217 fgg.

4) Geistliches Spiel zu Nymwegen: Wolf, Niederl. Sag. 546. zu Antwerpen: 550.

Thann, erzählt in seinem Schimpf und Ernst: „Wie etwann vor Zeiten und noch in viel Städten der Gebrauch ist dass man auf unsers Herren Frohnleichnamstag die Passion spielt, also thät man auch hie. Da war ein Herrgott, wie man ihrer denn in einer solchen Passion etwann drei oder vier muss haben, als einen der das Kreuz trägt und einen im Nachtmal und einen auf dem Palmesel u. s. f. Da war aber, der das Kreuz trug, etwann vor langem im Gerede gewesen, er wäre nicht gerecht, dass er etwann ein wenig hätte darauf gegriffen, und ward doch von Länge der Zeit vergessen. Das wusste aber ein Spottvogel, der in der Schaar der Juden war, und als ihn die Buben die jungen Juden also umzogen mit viel Speiworten als „Winkelprediger; Weltverkehrer; Zauberer; sieh zu wie er geht schleichen, als hätt' er Nadeln in den Füssen stecken;“ mit dem so zerrten sie ihn dann hernach mit dem Seil, und lief einer hinzu und sagte: „Wart! ich will ihn machen gehn, und will ihn mit dem Kolben auf den Kopf schlagen;“ wie sie sich dann zum hässlichsten konnten stellen: da sagte der vorgenannte, der wusste wie seine Sache stünde: „Thu ihm gemach! wie sollte er gehn? er geht wie ein andrer Dieb.“ Und da er das so oft trieb, ward der Herrgott zuletzt unwillig und sagte: „Wenn du mich mehr einen Dieb schiltst, also will ich dich ins Antlitz schlagen. Wenn du willst die Passion so spielen, so sei ein andermal der Teufel dein Herrgott!“ Also war Judas in diesem Spiele schier frömmer denn der Herrgott selbst [1]).“ Tragischer lief die Passion einmal zu Bahn ab, einer kleinen Stadt in Pommern. Hierüber Thomas Kantzow, der bedeutendste Chronist des Landes: „Da diese Stadt in gutem Flor gewest, da hat man alle Jahre die Passion daselbst gespielt, und ist derohalben viel Volkes, fremd und inländisch, dahin kommen. Wie man es aber einmal spielen wollen, begab sichs dass derjenige, der Jesus sollte sein, und der, so Longinus sollte sein, Todfeinde waren. Und wie Longinus Jesum sollte mit dem Speer auf die Blase voll Bluts, so nach Art des Spiels bei ihm zugerichtet war, sollte stechen, stach er Jesu das Speer durchweg ins Herz hinein, dass er von Stund an todt blieb, und herabstürzete, und Marien, die unter dem Kreuze stund, auch todt fiel; das denn Johannes, der Jesu und Marien Freund war, sahe

---

1) Frankf. 1550. No. 514. Bl. 94d.

und von Stund an Longinum wieder erwürgte. Und da man Johannem wollte ergreifen, entfloh er und sprang von einer Mauer und fiel einen Schenkel entzwei; da man ihn denn erhaschete, und als einen Mörder aufs Rad stiess. Und nach dem Tage ward keine Passion mehr zu Banen gespielet. Darum wenn man von einem fröhlichen Dinge das ein jämmerlich Ende hat will sagen, spricht man: „Es gehet zu wie das Spiel zu Banen[1]."

Zum Theil wohl um solchen Uebelfällen möglichst vorzubeugen, hauptsächlich aber indem man die Aufführung der Passion eben als ein Bürgerfest betrachtete, ward sie mitunter auch von ganzer gesammter Bürgerschaft an Hand genommen und in wohlgegliederter Ordnung nach Quartieren und Zünften und Gesellschaften durchgespielt. So in England[2]; so unter den deutschen Städten in Zerbst[3]; so, uns Baslern enger benachbart, zu Freiburg im Breisgau. Hier begieng man alljährlich den Frohnleichnamstag mit einem grossen Umzug und einem Passionsspiele. Zuerst der Umzug gab in der Reihenfolge der dargestellten Personen den ganzen Verlauf der biblischen Geschichte, von Adam an bis zum jüngsten Tage, eingetheilt in zwölf Momente nach den zwölf Zünften der Stadt. Die Maler stellten den Sündenfall, die Bäcker Mariä Verkündigung vor, die Schneider den Besuch der heil. drei Könige, die Schuster den Kindermord und die Flucht nach Aegypten, die Zimmerleute den Oelberg, die Küfer Christi Krönung und Geiselung, die Metzger und der Schulmeister die Kreuztragung, die Tucher den Auferstandenen nebst den Aposteln, die Kramer St. Georg und St. Christoph, die Gerber den Tod, die Schmiede den Engel mit den Seligen, die Rebleute den Teufel mit den Verdammten. Inhalt und Ordnung des nachfolgenden Spieles waren durch diesen Umzug als durch einen stummen Prolog schon vorangedeutet: es kehrten da, indem gleichfalls eine Zunft nach der anderen auftrat, dieselben zwölf Momente wieder, nur in dialogische Form und zusammen in engere Verknüpfung gebracht, und alles, namentlich aber, da es ja ein Passionsspiel war, die Leiden des Herrn, zu einer grösseren Mannigfaltigkeit von Situationen ausgeführt. Der Ort

---

1) Kantzows Pomerania 2, 463.

2) Mariott, Miracle-plays p. XVII—XXIII.

3) Haupts Zeitschr. f. Deutsches Alterth. 2, 276 fgg.

der Vorstellung war ein auf dem Münsterplatz aufgeschlagenes Gerüst [1]).

Aber nicht bloss eine Bürgerlust waren die geistlichen Spiele: auch an den Hofhaltungen der Fürsten, als der Redeton der erzählenden Dichter, das Saitenspiel der Minnesänger nicht mehr da erklang, fand die neue Kunst sich eine Stätte. So gerade auch an dem Thüringischen Hof, demselben wo einst all die grössten Lyriker des deutschen Mittelalters um den Preis nach der dichterischen Hyperbel jenes Dramas vom Wartburgkriege auf Leben und Tod gesungen hatten. Die Geschichte Thüringens berichtet von solch einer Aufführung im J. 1322, nicht als wäre diese etwas auffallendes gewesen, sondern wegen der traurigen Folgen welche sie nach sich zog. Man spielte im Thiergarten von Eisenach vierzehn Tage nach Ostern (also zu ungewohnter Zeit, so dass auch die Predigermönche dafür besonderen Ablass gaben) die klugen und die thörichten Jungfrauen: derselbe Stoff den das älteste Mysterium der Provence behandelt; die Aufführenden waren hier noch die Geistlichen mit ihren Schülern. Als nun die klugen Jungfrauen den thörichten kein Oel geben wollten, und diese vom Bräutigam ausgeschlossen wurden, fiengen sie bitterlich an zu weinen und riefen die Heiligen um Fürbitte an — man beachte die Naivität womit die Parabel umgedichtet ist. Aber so wenig die Heiligen als selbst Maria richteten bei Gott etwas aus, und das Urtheil der Verdammniss ward über die thörichten Jungfrauen gefällt. Als dieses der Landgraf sah und hörte, fiel er in einen Zweifel und ward sehr zornig und sprach: „Was ist denn der Christen Glaube, wenn sich Gott nicht über uns erbarmet um der Fürbitte Mariä und aller Heiligen willen?“ In diesem Unmuth blieb er fünf Tage, und die Gelehrten konnten ihn nur schwer zu dem Sinne bringen, dass er das Evangelium verstünde. Hernach ward er vom Schlage gerührt, dass er lahm und stumm ward, und blieb in diesem elenden Zustande zwei Jahr und ohngefähr sieben Monate bettlägrig, und starb also, 55 Jahr alt [2]). Es war das Landgraf Friedrich

1) Heinr. Schreiber, d. Theater zu Freiburg. [Vgl. E. Martin, Freiburger Passionsspiele des 16. Jahrh., in der Zeitschrift der histor. Gesellschaft zu Freiburg, 3. Band, 1. Heft, 1872. — H.]

2) Chronik von St. Peter zu Erfurt, Mencken Scriptt. rer. Germ. 3, 326. vgl. Flögel, Gesch. d. kom. Litt. 4, 287 fg. Das Spiel wieder auf-

mit der gebissenen Wange, der gegen den eigenen Vater der Erbfolge wegen Krieg geführt hatte.

Blicken wir zurück: im 12. Jahrh. lateinische Mysterien, im 13. lateinische mit deutschen Einschaltungen, im 14. und von da an bis zum Schlusse des Mittelalters ganz deutsche. Es geschah mithin die vollständige Einverleibung des geistlichen Dramas in den Bereich der Nationallitteratur erst dann, als diese reif war für das Drama, als auch das Gedicht vom Wartburgskriege die Reife bewährt hatte. Aber die rechte fernere Entwickelung der ganzen neuen Dichtungsart ward damit nicht befördert. Der Wartburgskrieg mit seinem weltlichen und doch nicht ungeistlichen Inhalt hatte der Kunst eine weite freie Bahn geöffnet; umsonst: man verfolgte sie nicht: das geistliche Schauspiel trat dazwischen, leitete alle Kraft der Dichter, alles Interesse des Volkes einseitig auf sich ab, nahm und hielt sie einzig für sich in Beschlag.

Indessen es war einmal so, das Mysterium der Kirche wollte das Nationaldrama sein: es galt nun, dasselbe so gut als möglich zu nationalisieren. Leider geschah das, wie der Geist der Zeit es am nächsten legte, auf dem Weg einer neuen Ungehörigkeit, durch Einmischung eines komischen Elementes.

Die geistlichen Spiele des 12. und des 13. Jahrh., lateinische wie deutsche, waren durchweg in einem ernsten, tragischen Tone gehalten: das brachte schon der Stoff den sie behandelten, die Quelle aus der sie schöpften, der Anlass dem sie dienten mit sich, und überhaupt war die Litteratur zuerst noch gar nicht, späterhin nur in bescheidenem Maasse bis zur Komik vorgedrungen: denn noch waltete in ihr mit Uebergewicht der epische Geist, noch hielt sie den Standpunct der Einbildungskraft und des Gemüthes inne; das Komische aber ist wesentlich Verstandessache, und die komische Poesie richtet sich vorzugsweis auf die Gegenwart, nicht auf die Vergangenheit wie das reine echte Epos. Die Ereignisse und Zustände welche die Komödie vorführt sind immer nur gleichsam vergangene, nicht wirklich vergangene wie die der Tragödie: insofern steht letztere um vieles näher bei der Epik; insofern war auch der Litteratur des 12. und des 13. Jh. nur

gefunden und herausgegeben von Bechstein: Das grosse thüring. Mysterium oder das geistliche Spiel von den zehn Jungfrauen, Halle 1855. Die Handschrift nennt es ludus de X virginibus.

noch die tragische Dichtung angemessen, die komische dagegen nicht. Anders verhielt es sich jetzt mit und seit dem vierzehnten: die Litteratur streifte das bunte Gewand der Romantik ab, die Poesie wich vor der Prosa, Epik und Lyrik vor dem Lehrgedicht, Einbildung und Gemüth vor dem Verstande zurück, und dieser herrschte. Und bei dem Verfall, in welchen jetzt Staat und Kirche, das ganze Leben immer tiefer und tiefer sank, bei der Spaltung die zwischen Geistlichkeit und Laienwelt immer weiter hineinriss, musste wohl die verständige Betrachtung sich am leichtesten und liebsten zum herben Spott und die Verstandesdichtung am besten zur Satire, also in komischer Form gestalten, Spott und Satire aber sich mit Vorliebe an solche Dinge heften die zur Kirche gehörten. So setzte denn die Satire ihren Fuss auch in das Schauspiel hinein, das obschon jetzt von Laien gespielt und wohl auch meist von Laien selbst gedichtet, immerhin geistlich und ein Schauspiel der Kirche war; und sie fand Stellen wo sie ihn keck aufsetzen, wo sie ihren Gelust büssen und mitten in einer geistlich gemeinten Festlichkeit eine Eulenspiegelei treiben konnte. Zunächst als Satire gegen die Juden.

Schon von den lateinischen und halblateinischen Mysterien her war eine stehende Figur der Osterspiele ein Kramer, welchem Maria Magdalena[1]) und späterhin alle drei Marien köstliche Specerei abkaufen um sich den Leib, dann dem lebenden Heiland die Füsse, dann den Leichnam des Gekreuzigten damit zu salben; ursprünglich eine blosse Nebenfigur, ohne Auszeichnung des Charakters[2]). Ebensowenig war in den älteren Stücken das Verhalten der Juden beim Leiden des Herrn greller ausgemahlt worden, als die Urkunde es zuliess. Mit dem 14. Jh. jedoch machte sich der ganze höhnische Hass der auf dem zerstreuten Volk der Juden lastete Bahn in die Passions- und Osterspiele: es war das überhaupt das Jahrhundert der Judenverfolgungen. Nun ward dieser Theil der Handlung und der handelnden Personen mit aller Uebertreibung hervorgehoben, und um den satirischen Bezug auf die Gegenwart ja nicht zu verfehlen, gab man den An-

1) Maria Magdalêne diu betet unz ze nône; dô daz ôsterzît furwarte, dô gie si an den marchte, si choufte her pigmenten, si wolt ir hêrren salben. Fundgr. 1, 180, 26.

2) Vgl. ebenda 2, 246 fgg.

klägern und Peinigern Christi lauter solche Namen, wie sie die Juden damals in Deutschland zu führen pflegten, nannte sie Süsskind u. dgl. So in dem vorher erwähnten Frankfurter Spiel. Namentlich aber concentrirte man den Hass und Hohn gegen die Juden in die eine Persönlichkeit jenes Kramers, machte aus dem mit weitläuftigster Ausführung des Charakters einen betrügerischen Marktschreier und Quacksalber, wie allerdings die Juden damals gewohnt waren als Händler und Aerzte von Markt zu Markt zu wandern. Vollendet in dieser Art ist ein Osterspiel des 14. Jh. das sich in zwei Bearbeitungen erhalten hat, deren eine[1]) vielleicht in Thüringen[2]), die andre, erst im 15. Jh. aufgezeichnete[3]), in Schlesien, wahrscheinlich in der Hauptstadt Schlesiens, in Breslau, zu Hause ist[4]), und von dem es auch eine gleichzeitige Abfassung in der Sprache des benachbarten und lehnsherrlich übergeordneten Böhmens giebt[5]); grade Schlesien seufzte das Mittelalter hindurch unter dem wucherischen Druck einer zahlreichen, durch Privilegien begünstigten und übermüthig gemachten Judenschaft. In diesem Spiele, das die Geschichte von der Bestattung des heiligen Leichnams bis dahin führt, wo die Weiber und die Apostel das Grab besuchen und leer finden, tritt gleich nachdem die bewachenden Ritter erzählt haben wie der Todte erstanden sei, der Arzneikrämer auf den Platz[6]) und ruft seine Kunst und seine Waaren und sein Begehren nach einem neuen Gehilfen aus: „Ich bin wahrlich kommen von Pareis; Auf Arznei habe ich geleget meinen Fleiss Wohl vier und vierzig Jahr: Was ich euch sage, das ist nicht wahr. Nun höret, ihr Jungen und ihr Alten, Ihr Rauhen und ihr Kalten; Nun höret alle gleich, Beide arm und reich! Ich bin ein Meister hergekommen: Ihr sollt mein nehmen kleinen Frommen. Ich habe Arzenei also viel, Die ich euch jetzo nennen will; Ich habe auch gutes Geräthes viel, Spangen und Deichselseil, Beutel und Täschelein, Dazu die gläsernen Töpfelein. Ich bin ein Meister gar hoch geboren, Und habe meinen Knecht verloren: Und wäre irgend einer in dem Lande Der angestiftet hätte eine Schande, Und wollte er meines Dienstes pflegen, Wahrlich, reichen Sold wollt' ich ihm geben." Gleich meldet

---

1) Mone 109 fgg. 2) Ebenda 10. 3) Fundgr. 2, 313 fgg.
4) Ebenda 2, 320, 16. 5) Oben S. 82. 6) Fundgr. 2, 313 fgg.

sich ein Jüngling, der schon früher einmal im Stücke vorgekommen, Namens Rubin: „Herr, wie dünket euch um mich? Ich bin jung und höflich: Ich kann den alten Weiben Die Beutel abschneiden; Auch kann ich stehlen und gar wohl verschlagen, Und bin doch nie mit dem Staupbesen geschlagen. Aber in Baierland Da ward ich durch die Backen gebrannt; Wäre ich nicht entgangen, Man hätte mich fürwahr gehangen.“ Bei weiterer Nachfrage erfährt der Kaufmann noch besser welch ein Schelm vor ihm stehe, und er nimmt ihn mit Freuden zum Diener an. Jetzt zeigen sich von ferne die drei Marien: er befiehlt dem Knechte schnell die Büchsen auszusetzen und ruft: „Nun ist das die eine: Die schlug ich aus einem Steine. So ist das die andre: Die bracht' ich von Flandern. So ist das die dritte: die bracht' ich von Egypten. So ist das die vierte: Die macht' ich beim Biere. So ist das die fünfte fein und wohl, Wie eine Kuh die kalben soll: Wer da hat ein Haar oder zwei, Der wirt rauh wie ein Gänseei.“ Inzwischen haben sich die Frauen genähert, Rubin ruft und führt sie zu seinem Herrn, und dieser preist ihnen seine Salben an: „Ich habe die besten Salben Die da allenthalben In dem Lande mögen sein, In Ismodia und in Naphthalein. Bei meinem Korb und meinem Stabe, Die bracht' ich von Arabe; Bei meinem schönen Weib Antonie, Die bracht' ich von Babylonie; So müsse euch diese wohl gedeihn, Denn ich brachte sie von Alexandrein.“ Sie kaufen und wollen sich entfernen: aber die possenhafte Komik mag noch immer nicht die Bühne räumen: sie zieht auch des Krämers Frau noch mit ins Spiel, welche kommen muss und über den gethanen Handel einen Zank anfangen. Der Kaufmann antwortet zuletzt mit Schlägen, und sie auf die Schläge mit Reden die ihn fürchten lassen, sie möchte noch diese und jene seiner Schandthaten ausbringen; weshalb er nach einem vergeblichen Versuch sie wieder zu begütigen dem Knechte befiehlt: „Wohl hin mit den Pulvern! Ich kann allhie nicht bleiben. Hebe auf Korb und Stab, Und laufen wir gen Aleppo[1]). Und machen wir uns aus dem Lande: Sonst möchten wir werden zu Schanden.“ Und damit tritt er zurück; die drei Marien bleiben noch für einige Zeit stehn und führen die Handlung mit einem ernsten edeln Trauergesange weiter.

---

1) hallab Mone 124; Arras Fundgr. 322.

Solches also mitten in einem geistlichen Drama, in einem Osterspiele, am heiligen Osterfeste öffentlich gesprochen und aufgeführt. Jetzt würde weder unser religiöses und sittliches noch unser ästhetisches Gefühl dergleichen dulden: jene Zeit stiess sich daran nicht. Man war überhaupt im Mittelalter nicht so gewohnt, und auch jetzt noch sind es die Christen des römischen Bekenntnisses nicht so wie wir, Geistliches und Weltliches jedes auf seine bestimmte Zeit und Räumlichkeit sich beschränkt zu denken: dem Grundsatze nach recht und gut; nur verkehrte man es meist in der Ausführung und heiligte nicht das Weltliche, sondern entheiligte das Geistliche. Man scheute sich ja auch nicht für die Schaustellungen mehr pantomimischer Art, die nach französischer Sitte zwischen die einzelnen Gänge grosser Gastmäler eingeschoben wurden und deshalb Zwischenessen, Entremets [1]), italiänisch Intermezzi hiessen, auch für solche, so angebrachte Schaustellungen den Stoff aus der heiligen Geschichte zu entnehmen: im Jahre 1417 bei der Kirchenversammlung von Constanz liessen auf diese Art die englischen Bischöfe vor Kaiser Sigismund die Geburt Christi und die Ankunft der heiligen drei Könige, dann als zweites Stück den Bethlehemitischen Kindermord spielen [2]). Hier trat das geistliche Spiel unter die Tafelfreuden mit all ihrem Rausch und Geräusch, und schwerlich um diese aufzuheben: das sinkende Mittelalter scheute eben so wenig die umgekehrte Einmischung. Ueberall hinein klang das muthwillige Gelächter der neu erwachten Satire: die Geistlichkeit selbst hatte nichts dagegen, wenn die satirische Fratze bis an und in die Gotteshäuser kam, wenn auch die bildende Kunst dergleichen in das Heiligthum hinein und mitten unter die Darstellungen Christi und Mariens und der Heiligen brachte: Frevel in der Kirche war ihr immer noch lieber als Ketzerei ausserhalb derselben. So umgab man denn Christum auch auf Altargemälden mit lächerlichen und höhnischen Zerrbildern der Juden, und schnitzte, damit wir noch ein ganz nahe liegendes Beispiel, unser Basler Münster, vergleichen, an die Chorstühle neben mancherlei andern Abenteuerlichkeiten etwa auch eine Sau, an deren Zitzen saugende Juden liegen.

---

1) Le Grand et Roquefort, Vie privée d. Français 3, 373 fgg.
2) Stumpf. Conc. v. Const. Bl. 140.

Uebrigens bleibt, wie zu erwarten steht, die possenhafte Komik jenes Breslauischen Osterspieles nicht ganz eingeschlossen in die Grenzen der einen Episode von dem Salben- und Arzneihändler. Hier zwar gilt sie allein: aber auch an andern Stellen des Dramas macht sie schon sich geltend, nur da in mehr untergeordnetem Maasse. Ich kann deren Hervorhebung am besten verbinden mit einer kurzen Inhaltsangabe der ganzen Dichtung[1]), wie eine solche jetzt, da wir nah daran sind, von der Betrachtung der deutschen Mysterien uns zu andern, neuen Dingen zu wenden, überhaupt noch zu guter Letzt wohl angebracht scheint.

Den Beginn macht nach allgemeiner und schon älterer Sitte ein Vorredner, oder wie er genannt wird Vorläufer, *praecursor,* weil er dem Zuge der Schauspieler, der sich nach der Kirche oder nach dem Markte hin bewegt, rufend voranschreitet. Dieser hier vollbringt jedoch sein Geschäft nicht, wie anderswo das geschieht, in einfach ernsten Worten und so, dass schliesslich zur Absingung eines geistlichen Liedes aufgefordert wird[2]), sondern fast nur mit allerhand rückhaltlosen und sehr ungeistlichen Spässen: also gleich hier die Komik: aber der Vorredner steht noch ausserhalb der eigentlichen Handlung. Er spricht: „Hütet euch und geht mir aus dem Wege, Dass ich meine Sache vorlege: Wer seine Sache nicht wohl vorlegen kann, Der nimmt oft Schaden daran. Wer ist gewesen nach meinen Sitten? Ich wollte hieher haben geritten Ein Pferd: ohne Geld mocht' ich es kaufen: Darum muss ich zu Fusse laufen. Wohl um, ihr Herren, und wohl umme, Die Weite und auch die Krümme, Die Breite und auch die Ferne, Dass uns niemand irre! Nun höret zu alle gleich, Beide arm und reich! Höret zu alle gemein, Beide gross und klein! Ihr Jungen und ihr Alten, Höret zu also balde! Und ihr alten Plaudertaschen, Ihr könnet viel schwatzen und waschen, Und wo man etwas will beginnen, Da müsset ihr euch auch zudringen. Wir wollen halten ein Osterspiel: Das ist lustig und kostet nicht viel [d. h. gar nichts]; Wie Gott ist erstanden Von des Todes Banden, Und hat die heiligen Väter erlöst Von der

1) Nach den Fundgr. 2, 297 fgg. — Umfassende Sammlung ähnlicher Stücke ausser im zweiten Theile der Fundgruben von Mone, altteütsche Schauspiele und Schauspiele des Mittelalters, 2 Bände.

2) Vgl. Fundgr. 2, 285. Mone 21 fg. Gervinus 2, 371 und die andre Fassung dieser Vorrede selbst bei Mone 109 fg.

bittren Hölle Rost. Das wollen wir thun zu seiner Ehre, Dass sich sein Gedächtniss mehre In allen guten Herzen, Die da wollen erlöst werden von Schmerzen. Und wer unser darum spotte, Es sei Kunz, Heinrich oder Otte, Hänsel oder Eckard, Oder Nitsche mit dem grossen Bart, Und wird uns jemand hindern daran, Es sei Frau oder Mann, Wenn ihm etwas darum geschicht, Das wollen wir achten gar für nichts, Und wünschen ihm dass er falle Wie eine Feder von einem Stalle. Darum bleibet alle stille stehn Und höret wie es wird ergehn. Ich kann euch nicht mehr schallen: Ihr sollet auftreten alle." Die Schauspieler treten auf, Pilatus mit seinen Rittern und die Juden. Pilatus geht auf den Pallast d. h. auf einen erhöhten Platz welcher den Pallast bedeutet, und schlägt von da aus den Juden vor das Grab Christi mit Hütern zu besetzen, damit die verheissene Auferstehung gehindert werde. Die Juden gehn zu Rathe; dabei erbietet sich einer gegen Caiphas am Grabe aufzupassen und wenn Jesus entweichen wolle, ihm ins Knie zu beissen. Zuletzt tanzen alle zu Pilatus hin, wozu sie noch um die Lächerlichkeit zu steigern hebräisch singen[1]), und bitten ihn aus seinen Rittern eine Wache an das Grab zu stellen. Pilatus willfahrt, und die Ritter tanzen und singen auch bis zum Grabe, und singen um das Grab her (was für ein Lied jedoch ist nicht angegeben) bis die Engel kommen, ihrer sieben, voran Michael mit dem Schwert, Gabriel mit einer Kerze, Raphael mit einer Fahne. Michael schlägt mit seinem Schwerte die Ritter zu Boden; dann ruft er dem Heiland zur Auferstehung. Christus ersteht, und erst nachdem er weggegangen ist, erwachen die Ritter und wehklagen. Nun, nach der Auferstehung, mit einer Umkehr also der geschichtlichen Folge[2]), aus scenischen Gründen, die Höllenfahrt Christi, wie man deren Darstellung aus dem untergeschobenen Evangelium des Nicodemus schöpfen konnte: ein Gespräch Adams und Evas, dann Lucifers der Christum an die Pforten der Hölle schlagen hört mit Satanas, Erbrechung der Pforten durch die Engel, Hinausführung Adams und Evens und der übrigen Auserwählten, Jammergeschrei Lucifers, tröstende Einreden Beelzebubs und Satans, endlich zwischen Satanas und Michael ein Kampf um den

1) Vgl. Fichard 3, 141. Mone 37. 110.
2) Vgl. Mone 114.

Besitz einer Seele, wobei der erstere verliert. Die Handlung wendet sich wieder auf die Oberwelt, zu dem Grabe Christi. Engel singen darin ihre Lieder; auch die Juden singen und tanzen zu Pilatus und klagen die Ritter an, dass diese den Leichnam sich hätten stehlen lassen. Die Ritter werden verhört; sie entschuldigen sich und erzählen unter allerhand zänkischen Gegenreden der Juden was sie von dem Geschehenen wissen. Hierauf nun jene Burleske von dem Krämer mit seinem Knecht, den drei Marien und seinem Weibe. Nachdem er seinen Kram zusammengepackt und das Land geräumt hat, erklingen Trauergesänge der drei Frauen, die erst noch stehen bleiben, dann nach dem Grabe wandeln[1]). Sie finden da und befragen die Engel, und vernehmen, der den sie suchen sei nicht mehr hie. Neue Gesänge der Trauer[2]). Zwei Marien entfernen sich, Magdalena bleibt noch; sie trifft den Gärtner und erkennt in ihm den Beklagten. Mit dem Auftrage die Jünger nach Galiläa zu bescheiden sucht sie diese auf; Thomas zweifelt, und gleich kommt der Heiland um die Zweifel zu heben. Auch hier eine Verkehrung der Geschichte: denn nun erst folgt nach einer Besprechung des Petrus und des Johannes mit Marien Magdalenen der Lauf der zwei Apostel zum Grabe hin. Wirklich ein Lauf, ein Wettlauf: der Dichter hat ihn aus dem Berichte des Evangelisten dass Johannes schneller gewesen und Petrus erst nach ihm gekommen sei[3]), mit unziemlichem Muthwillen herausgesponnen, und henkt so endlich selbst diesen zwei ehrwürdigen Personen noch ein „Schlätterlein" an. Diess die begleitende Unterredung beider. „Petrus: Zu dem Grabe wollen wir traben, Sollten wir auch fallen und stolpern. Johannes: Petre, ich wette mit dir um ein Pferd, Ich laufe heuer schneller denn voriges Jahr. Petrus: Johannes, ich wette mit dir um eine Kuh, Ich laufe schneller denn du. Sie laufen. Petrus schreit: Zeter über Ungestüme! Nun ist mir gebogen der Rücken. Ich wollte gelaufen[4]) haben ein gut Stücke: Nun ist mir zerbrochen der Rücken; Darauf ich wollte fliegen wie ein Weih: Nun sind mir beschunden die Knie. Ach, ihr alten Rebekken, Könnt ihr euch

1) Fundgr. 2, 322.
2) Das. S. 325, 27. 326, 7.
3) Ev. Joh. 20, 4—6.
4) So zu lesen statt *des glaubens* im Texte, Fundgr. 2, 334, 21.

nirgend als in den Weg strecken? Wehe und immer wehe, wie bin ich so geschaffen, Dass ich nicht kann laufen wie ein andrer Mann! Ach dass ich habe verschlafen! Darum wär' ich wohl zu strafen. Wär' ich heute früh aufgestanden, Und wäre langsam zu dem Grabe gegangen, So wäre mir recht geschehen, Auch hätt' ich meinen Herrn gesehen. Johannes: Wohl auf, Peter, lieber Gesell! Rutsche nur mit mir und hinke schnell. Du fällst nieder allzuhand Wie eine alte Leimwand. Dir ist nicht so weh geschehn, Du magst noch wohl mit mir gehn. Schrei und klage nicht so sehre: Du bist noch stärker denn andre viere. Petrus: Johannes, kannst du nicht warten eine Weile? Siehst du nicht wie sehr ich eile Und mich gar kümmerlich gehabe, Dass ich auch komme zu dem Grabe, Und jämmerlich nachhinke? Drum wollt' ich gern eins trinken." Nach dieser Posse nur wenige Worte noch mit denen Johannes den Erfolg auch ihres Besuches verkündigt. Dann stimmt er, auf dass alle mitsingen, das im Mittelalter übliche Osterlied an, „Christ ist erstanden," und den Schluss macht ein Ruf wahrscheinlich eben desselben, der den ersten Beginn gemacht hat, ein Ruf des Präcursors: „Silete silete, Silentium habete: Wir wollen zu dem Grabe gehn: Christus der will auferstehn. Ist das wahr, ist das wahr, So sind golden unsre Haar."

Ich enthalte mich aller Urtheile über den dichterischen Werth und Unwerth des Ganzen dieser Composition: sie lägen etwas seitab von unsrem Wege; und indem ich dieselben Ihnen anheimstelle, möchte ich Ihnen nur die schon früher gemachte Bemerkung ins Gedächtniss rufen, dass bei der damaligen Einrichtung des Theaters das gesammte Personal stets gegenwärtig blieb, dass mithin auch kein täuschender Scenenwechsel vorkam und kein vorübergehender Stillstand der Handlung mit Verhüllung der Bühne, wodurch zugleich der beschleunigte Fortschritt der Zeit in etwas wahrscheinlicher wäre gemacht worden. Das erschwerte natürlich den Dichtern alle Composition, und je weniger einer solchen diess Hinderniss anzumerken ist, desto mehr Lob wird sie verdienen.

Wir wenden uns wieder zu dem, was für uns jetzt wichtiger ist, zu der beginnenden Einmischung der Komik, der Satire in den tragischen Ernst des religiösen Dramas. Das besprochene Osterspiel heftet dieselben noch fast allein an den jüdischen

Theil der handelnden Personen; ausserdem nur noch an die zwei wettlaufenden Jünger. Allerdings lag auch hier, so unziemlich es geschieht, der Reiz zu solch einer Auffassung nur zu nah: der ungleiche Lauf des Greises und des Jünglings liess sich gar nicht auf die Bühne bringen ohne von selbst schon etwas lächerliches zu haben. Der Thüringische Bearbeiter des Stückes fühlte das: er liess darum diesen Theil der Geschichte gänzlich fallen, und nur der Breslauische nahm ihn auf.

Dafür aber hat der Thüringische Text eine andre, wieder nur ihm eigenthümliche Einschaltung, welche die neu eintretende Satire noch auf ein zweites Ziel gerichtet zeigt, auf ein Ziel wogegen nicht mit so wohlfeilen Spässen anzukommen war, wogegen es einer herben strengen Ironie bedurfte, gegen die Geistlichkeit nämlich. Schon das ist ein spöttischer Blick nach dieser Seite hin, wenn der lateinische Gesang, der hier zuweilen noch vorkommt, einmal verkehrt wird in ein deutsches Wortspiel, wenn auf den Klageruf der drei Marien *„Heu quantus est noster dolor“* Knecht Rubin erwidert: „Was Heu, was Heu, was Heu! Was saget ihr von Heu? Saget uns von Ziger und von Käsen: Des mögen wir wohl genesen“ [1]). Aber die Hauptstelle der Art ist in dem Abschnitt von der Höllenfahrt Christi. Nachdem dieser dem Fürsten der Hölle all die auserwählten Seelen entführt hat, berathen sich Lucifer und Satanas wie der grosse Verlust könne ersetzt werden; da spricht der erstere [2]): „Satan, Satan, Mein viel lieber Cumpan, Lauf hin gen Avignon, Bring mir Pabst und Cardinal, Patriarch und Legat, Die den Leuten geben bösen Rath; König und Kaiser, Die bring mir allzumal her“ und so fort durch alle Stände bis zum Bürstenbinder hinab. Satan gehorcht und macht sich auf, und kommt alsobald zurück mit einem Haufen von Seelen: die erste ist ein Schuster; die zweite ein Caplan, und der bekennt wie wollüstig mit Gedanken und Werken er im Leben gewesen; die dritte ein Bierschenk, die vierte ein Fleischer u. s. f. Also nun auch dieser Spott in einem Osterspiel; Satire nicht bloss ungeistlicher Art, sondern gegen die Geistlichkeit, und verschärft durch ihre Anbringung grade in einem solchen Gedicht, zu solcher Zeit, an solchem Orte. Das Drama, in seinen Anfängen und Jahrhunderte hindurch ein

1) Mone 135. 2) Ebenda 118 fgg.

Festspiel der Kirche, ein Werk der Geistlichkeit, ward also jetzt gegen diese selbst gebraucht und gerichtet, dienstbar gemacht jener sittlichen Auflehnung des Laienstandes, die der späteren Glaubenserneuerung den Weg bereiten sollte: damit ist der Uebergang der Mysterien aus der Hand der Geistlichkeit in die der Laien vollbracht, und für das Drama die Wendung von der epischen Naivität früherer Zeiten in ein Zeitalter des Verstandes, des Urtheils und der Verurtheilung ebenso bestimmt bezeichnet, wie innerhalb der bildenden Kunst durch die schadenfrohe Unparteilichkeit mit der man auf Darstellungen des jüngsten Gerichtes auch päbstliche Kronen und Mönchstonsuren unter den Haufen der Verdammten mahlte.

Ihren letzten Ausläufer noch im Mittelalter selbst hat diese gegengeistliche Richtung des geistlichen Dramas in dem Spiel von Frau Jutten, welches um das Jahr 1480 ein gewisser Theoderich Schernberg, seines Standes selbst ein Geistlicher, ein Priester, gedichtet hat[1]). Es steht dieses Spiel zu denjenigen Stücken, deren Hauptperson nach seltnerer Weise nur ein Kirchenheiliger, nicht der Herr der Kirche selber ist, ungefähr in gleichem Verhältniss, in welchem das früher erwähnte Osterspiel Wernhers von Tegernsee zu den übrigen Osterspielen steht. Wie dieses im Gegensatz zu Christo, den die übrigen verherrlichen, vom Antichrist handelt und dessen Hoffart und jähen Sturz dem Tode und der Auferstehung des Heilands gegenüberstellt, so sind auch Leben und Tod der Frau Jutte nur ein parodierendes Seitenstück zu den Tugenden und dem Glauben und dem Glaubenszeugniss der Heiligen. Denn die Frau Jutte ist niemand anders als die sonst so genannte Päbstinn Johanna, jenes Weib das in den Jahren 872—882 unter dem Namen Johannes VIII. soll auf dem päbstlichen Stuhle gesessen haben: deren ärgerlicher Lebenswandel wird hier vorgeführt, von dem Zeitpunkt an, da die Teufel gegen ihre Seele sich verschwören, durch all den Betrug und all die Untugend hindurch die sie begangen bis zu ihrem Tode, ja bis zu der Strafe die ihre Seele jenseits leiden muss. Aber so ganz ohne Versöhnung mag der Dichter doch sein Werk nicht schliessen, und er fügt noch hinzu wie Maria sich der

1) gedruckt in Gottscheds Nöthigem Vorrath 2, 84 fgg. und in Kellers Fastnachtspielen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, Bd. 2, S. 900.

Verleiteten erbarmt und Fürbitte bei Christo thut, wie Jutta begnadigt und aufgenommen wird unter die Seligen des Himmels. Auf diesen Schluss ist er wahrscheinlich durch das Beispiel eines auch sonst mehrfach ähnlichen älteren Dramas geführt worden, des niederdeutschen schon im 14. Jh. gedichteten Spieles von dem Bischof Theophilus, der, seines Amtes entsetzt, weil er es schlecht versehen, sich dem Teufel verschreibt und dafür in allen Gütern und Lüsten der Erde schwelgen darf, bis ihn Reue erfasst und er Marien, die er immer besonders verehrt hatte, um Beistand anfleht, und den auch findet, so dass auch hier die verlorene Seele zuletzt dem Teufel noch entrissen wird[1]). In dem Spiel von Frau Jutten macht sich nun zwar, was den Ton der Darstellung, was die Ausführung betrifft, kaum irgendwie die Satire geltend, aber wohl nur durch Ungeschick des Poeten, der eben kein Meister des Stiles ist: die Geschichte an sich ist wesentlich auch satirisch, und wir müssen ein Drama, worin ein lasterhaftes Weib durch Zuthun der Teufel zum Pabste gemacht und dann durch Fürbitte der Jungfrau von der Höllenstrafe befreit wird, dieses Ausganges wegen wohl zu den geistlichen Spielen rechnen, zugleich aber als die äusserste Schärfe der gegengeistlichen Richtung betrachten, welche dieselben bei herannahendem Ende des Mittelalters eingeschlagen hatten. In diesem Sinne ist auch das Stück von der nächsten Folgezeit verstanden worden: man hat es im Reformationsjahrhundert und im Interesse der Reformation der Erneuerung durch den Buchdruck werth befunden: die erste Ausgabe desselben erschien zu Eisleben im J. 1565.

Und mit diesem schon weiter vorwärts auf eine neue Epoche hindeutenden Blicke sei es mir erlaubt für heut zu schliessen. In einer zweiten Versammlung, zu der ich hoffe Sie schon in nächster Zeit wieder einladen zu können, soll uns noch ein weiteres, ein entschiedneres Eindringen der Komik in das Drama des Mittelalters, dann dessen Fortführung und Umgestaltung durch Hans Sachs, endlich die Beseitigung desselben durch die neue Dichtkunst und Schauspielkunst des 17. Jh. beschäftigen.

---

1) Bruns, Gedichte in altplattd. Sprache S. 296—330. Theophilus, niederdeutsches Schauspiel aus einer Trierer Handschrift des 15. Jahrh. herausg. von Hoffmann v. Fallersleben. Hannover 1853. Vgl. Sommer de Theophili cum Diabolo foedere pg. 39 sq.

II.

Am Schlusse unsrer ersten Zusammenkunft habe ich versucht zu schildern wie der satirisch-komische Hang, welcher die Deutschen des 14. und des 15. Jh. beseelte, seinen Weg auch in die dramatische Dichtung, und damit das Festspiel der Kirche zum Abschluss seines mehrhundertjährigen Stufenganges endlich eine gewisse Nationalisierung gefunden habe, beides aber nur indem einfache Kunst in überladene Unkunst verwandelt und die Tragödie herabgestimmt ward zur Tragicocomödie. Gleichzeitig geschah aus demselben treibenden Grunde dasselbe in Frankreich: auch hier Verweltlichung der Mysterien durch eingeschaltete Lächerlichkeiten[1]). Wie aber die französische Poesie durch den Drang nach reinerer Formengebung darauf geführt ward, es nicht bei solchem Gemisch bewenden zu lassen, sondern nun auch eine selbständige Komik des Dramas zu versuchen, wie da also neben das tragikomische Mysterium sich die gänzlich komische Farce und Sottie stellte[2]): ebenso und in eben demselben 15. Jahrh. wie dort schied sich auch in Deutschland die bisher nur episodische Komik noch zu eigner besonderer Geltung ab, und zu den geistlichen Spielen kam nun als letzte mittelalterliche Schöpfung auf diesem Gebiete der Kunst und nun als eine wahrhaft nationale Schöpfung das Fastnachtsspiel. Nur waren diese deutschen Komödien noch um ein gutes Stück selbständiger als jene altfranzösischen: letztere hängten sich noch gern als Nachspiel an die Mysterien an; ja es scheint, sie seien anfangs nur auf solche Art verwendet worden[3]): ihre Wurzeln also lösten sich niemals gänzlich aus dem unnationalen Boden heraus: das deutsche Fastnachtsspiel dagegen hat gleich von Anfang und immer seinen Bestand für sich allein gehabt, und wenn es auch erst durch den Vorgang der geistlichen Spiele in die Bahn ist gebracht worden, so zeigt sich dieser Bezug und Zusammenhang wenigstens nicht äusserlich in einer fortdauernden Verbindung beider. Es beruht eben auch nicht allein auf jenem Vorgange: es haben noch andre, ältre, tiefer liegende Anlässe

1) Sainte-Beuve 1, 224.
2) Ebenda 1, 221. 253 fgg. 3) Ebenda 1, 220.

zu seiner Entstehung mitgewirkt. Und diese müssen wir zunächst erörtern, um so mehr als dabei ein Motiv aller dramatischen Darstellung überhaupt in Betracht kommt, das früherhin nur nebenbei hat können berührt werden.

Zu den charakteristischen Eigenschaften und den Vorzügen des Menschen gehört der Nachahmungstrieb; unter den Thieren haben ihn nur je die höchsten Arten und die an Verständigkeit dem Menschen zunächst gestellt sind. Wesentlich mit aus ihm entspringen die Malerei und die Bildnerei, und auf ihm, verbunden mit der dialogischen Gestaltung der Rede, beruht auch das Drama, das Schauspiel, wie deshalb die deutsche Benennung lautet. Der Unterschied zwischen beiderlei Künsten ist nur, dass die ersteren, die s. g. bildenden, mit Hilfe fremder und todter Stoffe nachahmen, die Schauspielkunst dagegen mit dem eignen lebendig bewegten Leibe. Nur eine Abart der letzteren, die im Verlaufe unsrer Betrachtungen nicht ganz unerwähnt bleiben darf, da sie bei uns schon zu einer Zeit geübt ward wo das Drama sonst noch in den Anfängen lag, die also in der Kinderzeit dieser Kunst entsprungen, und so auch jetzt noch eine Kunst und Freude besonders der Kindheit ist, das Puppenspiel nämlich, das man wenigstens schon im 12. Jahrh. kannte[1]), hält zwischen der Nachahmungsart die sonst im Drama gilt und der der Bildnerei eine Mitte: es agiert mit Statuen, aber diese haben Beweglichkeit und ein scheinbares Leben.

Diese Nachahmung Andrer durch Gebärdenspiel, Verkleidung und die Pantomime, wie sie die leichtere und mehr natürliche ist, möchte wohl auch älter als die Bildnerei und manche Zeit hindurch die einzige gewesen sein; diesen Theil der dramatischen Darstellung hatten die Deutschen schon über ein Jahrtausend hindurch getrieben, eh auch die Poesie dafür gereift war, und Wort und Gebärde sich zum wirklichen Drama vereinigen konnten.

Schon von den Germanen berichtet Tacitus: „Sie haben nur eine Art von Schauspiel und bei jeglicher Versammlung dieselbe. Nackte Jünglinge, denen das ein Spiel ist, werfen sich hüpfend zwischen Schwerter und drohende Speere. Die Uebung hat das zur Kunst, die Kunst zur Schönheit gemacht; jedoch nicht um

1) Abbildung im Hortus Deliciarum der Herrad von Landsberg.

Gewinn oder Lohn: des noch so kecken Muthwillens Preis ist die Freude der Zuschauenden" [1]). Also ein Waffentanz ähnlich der Pyrrhiche der Griechen, und gleich dieser und überhaupt gleich allen Tänzen des Alterthumes wohl als Nachahmung gemeint, in Wendungen und Gebärden und selbst in jener Leibesblösse als Nachahmung eines ernsthaften Kampfes: denn die kühneren Germanen stürzten sich entkleidet auf den Feind. Noch das Mittelalter [2]), ja noch das 16. Jh. [3]) kannte und liebte den altgermanischen Schwerttanz. Und von der Germanenzeit an berichtet und bezeugt unsre Culturgeschichte noch mancherlei andre Spiele solcher bloss pantomimischen Art, vorzugsweis aber grade für diejenigen Zeiten, wo es noch kein Drama gab [4]), so dass die Pantomime ganz deutlich nur als Vorbereitung auf das letztere erscheint. Da lebten von der bezahlten Darstellung solcher Künste wandernde Spielmänner und Spielweiber zu Tausenden; aber man übte sie nach wie vor auch unbezahlt, bloss zu eigener Lust wie zur Lust der Andern. Oder auch um Andre zu necken und zu schrecken. Denn besonders gern fuhr man in recht abenteuerliche Vermummungen und verkleidete sich in schreckhafte Thiergestalten oder so, wie man sich die gespenstischen Wesen der Nacht und der Wildniss vorstellte. Diess letztere weist darauf hin, dass hier noch Gebräuche der heidnischen Vorzeit nachwirkten [5]), eben wie jene altgermanischen Schwerttänze fortbestanden bis ins 16. Jh. hinein. Und auch für die Pantomime des Puppenspiels, um das noch einmal zu nennen, wählte man unheimlich fremdartige Figuren, Kobolde und Tartaren. Das Kind und der kindliche Mensch liebt ein unschädliches

---

1) Tac. Germ. 24.

2) Minnesinger v. d. Hagen 2, 78. Sagen d. Br. Grimm 1, No. 166.

3) Heinr. Schreiber, d. Theater zu Freiburg 12. Fischarts Gargantua 1582 E 4 rw. Hoffmann Monatsschrift von und für Schlesien 1, 249.

4) Angilberts Freude an Histrionen: Alcuin Epist. 144. pg. 205. Lichtensteins verkleidete Turnierzüge: Ulr. v. Lichtenstein S. 160, 1 ff. 450, 13 ff.

5) Tänze verlarvter Personen zu Ehren der Todten, 1093 von H. Bretislav v. Böhmen untersagt: Cosmas 2074. Childebert I († 558) erlässt das Verbot des Heidentums in Neustrien (Pertz Mon. 3, 1): er wendet sich gegen die Trinkgelage, Possen, Gesang, selbst an christlichen Festen, zu Ostern, Weihnachten, an Sonntagen, wobei Weiberchöre die Gassen durchziehen. — Vergl. auch Indiculus superstitionum et paganiarum Z. 24.

Grausen und fürchtet sich mit Wollust wo er weiss dass eigentlich nichts zu fürchten ist.

Solche Mummereien zum Schreck und zur Belustigung trieben unter einander selbst die Klostergeistlichen[1]), noch mehr aber die Laienwelt ausserhalb der Klöster, und hier verband sich damit schon frühzeitig jener Humor, von dessen Eingriffen in die ernste Kirchenordnung bereits bei unsrer vorigen Zusammenkunft die Rede gewesen: im parodierenden Gegensatze zur Kirche vermummte man sich[2]) so hässlich und so lächerlich, als Gegenwehr wo man sich von ihren Satzungen beengt und gedrückt fühlte. Gaukler legten die Kleider von Geistlichen an um diese spöttisch nachzuäffen[3]); ja es kam vor, dass an gewissen Tagen selbst Laien von sonst ehrenhafterem Stand und Wandel, ausgekleidet in Geistliche oder in alte Weiber oder Thiere oder auf noch fratzenhaftere Art sogar Aufzüge hielten bis in die Kirchen hinein und hier, in dem geheiligten Raume, vor dem Altare selbst unter wüstem Gelächter und dem Lärm einer absichtlich misstönigen Musik die lächerlichsten, frevelhaftesten Unfuge trieben[4]). Letzteres z. B. bei der Weihe des Narrenbischofs oder Narrenabtes, welche so wie sie in Schottland gehalten ward Walter Scott in einem seiner Romane mit lebendigster Anschaulichkeit schildert. Als Tage wo dergleichen vorzugsweise geschah werden der Neujahrstag und das Johannisfest bezeichnet, der Neujahrstag für das vermummte Strassenlaufen[5]), das Johannisfest für den Kirchenlärm[6]), Tage an denen auch sonst noch und bis heut mancherlei Gebräuche des Heidenthums haften geblieben

---

1) Wolf Lais 239.

2) Zu abergläubischen Zwecken Männer in Weibersachen, Weiber in männlicher Kleidung: Herrad S. 63 fg. — Vgl. Gieseler Kirchengesch. 2, 2, 436 fg.

3) Capitul. 5, 389. Pfingstmummerei zu Hoya: Albric. Tr. Font. 513 (1224). Belg. Chron. magn. 236 (1212).

4) De sacrilegiis per aecclesias: Indic. superst. et pag. Z. 5. Statuta Bonifac. § 21: Non licet in ecclesia choros saecularium vel puellarum cantica exercere, nec convivia in ecclesia praeparare. Concil. Mogunt. 813 § 48: Canticum turpe atque luxuriosum circa ecclesias agere omnino contradicimus, quod et ubique vitandum est.

5) Du Cange v. Cervula. S. Burchardi hom. Eckhart Fr. Or. 1, 838. Kemble Sachsen in England 499.

6) Fundgr. 2, 242 Anm. 6.

sind. Trotz dieser Unkirchlichkeit, ja Unchristlichkeit solches Laienspukes liessen sich gelegentlich selbst die Geistlichen zur Theilnahme herbei[1]) und halfen sich und den Cultus verhöhnen und geheiligte Erinnerungen ins Lächerliche ziehn. Doch gewann so der ganze Hergang wenigstens an Ordnung: man begleitete ihn nicht so wie dort, wo bloss die Laien hantierten, mit wildem Lärm, sondern mit geregeltem Gesange; dadurch rückte, wenn der Gesang auch nicht dialogisch war, die pantomimische Darstellung immerhin näher an die wirklich dramatische. Ein Hauptbeispiel solcher von der Kirche unterstützten, ja von ihr selbst mit ausgeführten Narrheit ist das Eselfest, das Bürger und Geistliche von Beauvais mit einander zu begehen pflegten, am 14. Jenner, zum Gedächtniss der Flucht nach Aegypten. Da führte man einen Esel mit Jungfrau und Kind darauf von der Cathedrale nach der Pfarrkirche und in diese hinein, und während er hier neben dem Altare stand, las und sang man Messe wie sonst; nur ward in dieselbe ein lateinisch-französisches Lied zu Ehren des Esels eingeschaltet, lateinisch für die Priester, französisch für das Volk, und zum Schlusse sagte der Priester nicht: „Ite, missa est," sondern iahte dreimal, und das Volk sagte auch nicht: „Deo gratias," sondern dreimal Iah[2]). Nach solchen Vorgängen mochte man es auch der Schuljugend und den Schullehrern gestatten sich gelegentlich über ihr schweres Leben lustig und das Amt und die Zucht lächerlich zu machen: so bei der feierlichen von Gesang begleiteten Einholung der Ruthe aus dem Birkenwald in die Stadt hinein, auch in die Stadt Basel[3]); namentlich aber am 12. Merz, dem Tage St. Gregorius, des Schutzpatrones der Schulen, mit welchem Tag auch das Schuljahr begann. Diess war das Hauptfest; an vielen Orten hat es noch bis auf die neuere Zeit bestehn dürfen; es gieng dabei folgender Maassen her. Aus den Schülern ward einer zum Bischof gewählt und zwei andre zu Priestern: heut sollten die Kinder selbst diejenigen vorstellen, denen sie sonst gehorchen mussten: denn ursprünglich wurden die Schulen nur von Geistlichen versehn. Diese drei erhielten eine angemessene Kleidung: die übrigen

---

1) Fundgr. 2. 242 Anm. 1. 6.

2) Du Cange v. Festum asinorum.

3) Id. u. Herm. 1816. S. 24. Fechter, Gesch. d. Schulwesens in Basel S. 30.

giengen wie gewöhnlich; nur die kleineren wurden phantastisch ausgeputzt in Engel, Apostel, Heilige, Könige, Priester, Edelleute, Schneider, Narren und Heiden. So bewegte sich der Zug in Begleitung der Lehrer und unter Glockengeläut nach der Kirche; der Bischof ritt. In der Kirche setzten sich er und seine zwei Untergeistlichen vor den Altar auf Stühle, und machten beständig seltsame und lächerliche Gebärden. Der ordentliche Prediger der Kirche hielt eine Rede; sobald er fertig war, ward ein Gesang, das Gregoriuslied, angestimmt, und danach sprach und agierte der Kinderbischof seine Bischofspredigt, die gewöhnlich in Reimen abgefasst war. Hierauf verliess der Zug die Kirche, der Bischof wiederum zu Pferde, die Untergeistlichen neben ihm zu Fusse, hinterdrein die übrigen, und so durch die ganze Stadt; die älteren Schüler sangen, die jüngeren sammelten an allen Thüren Gaben ein. Dem Bischof wurden anstatt der Kreuze und Fahnen zwei buntbebänderte Stangen mit Brezeln u. dgl. vorangetragen. Auch die übrigen Schüler und ebenso die Lehrer erhielten von Stadtwegen Brezeln geschenkt[1]). Sie sehen, das Ganze ist ein freundlicheres Seitenstück zu jenem Feste des Narrenbischofs, und es fehlt nicht an Personal zu einem Drama nach mittelalterlicher Art: aber man lässt es auch hier beim verkleideten Umzug, bei blossen Gebärden und einigen Reden und Liedern bewenden: zur dialogischen Handlung erhebt sich die Festlichkeit nicht.

Vorzüglichen Anlass aber zum Muthwillen und zur Mummerei brachten die grossen Fasten vor Ostern[2]). Sechs lange Wochen hindurch sollte sich da das Volk alles Sinnengenusses, aller Freude enthalten, auch solcher die sonst durchaus nicht für Sünde gerechnet ward. Und gerade diese Zeit war einst durch Vorstellungen und Gebräuche des Heidenthums zu einer Freudenzeit gemacht worden: da hinein fiel ja die Tag- und Nachtgleiche welche Winter und Sommer, Dunkel und Licht, Tod und Leben, und nach der Zeitrechnung Mancher auch das alte Jahr von dem neuen schied[3]). Man unterwarf sich dem Gebot der Kirche, jedoch nicht völlig, man hielt daneben auch einen Theil der älter gewohnten Lustbarkeiten fest, und recht in Mitten

1) Märchen d. Br. Grimm II. 1819. S. XXXII fg. Fechter S. 31.
2) Jäger, Ulm 522 fgg.
3) Schnellers Altt. Calender, Merz.

der Fastenzeit, zu Mittfasten, am Sonntag Lätare, ward und wird (denn zum Theil bestehen diese Sitten jetzt noch) mit fröhlichen Liedern der Sommer verkündigt, und Sommer und Winter, zwei Jünglinge nämlich die sich so verkleidet haben, kämpfen mit einander, und der Tod in Gestalt eines hässlichen Strohmannes wird ausgetrieben[1]) und ins Wasser geworfen, damit ihn dieses, das nun frei vom Eise wieder fliesst, von dannen führe. Nur zuweilen hat man das alte Frühlingsfest bis ausserhalb der Fasten zurückdatirt, so hier in Basel, in Klein-Basel, falls nämlich der Uli den man vor Zeiten in den Brunnen warf auch den winterlichen Tod bedeuten sollte und der wilde Mann in seiner grünen Vermummung den Sommer. Die tobendste Lust jedoch liess man gerade noch vor Thorschluss aus, an den letzten Tagen vor den Fasten, welche deshalb auch in alterthümlicher Kalendersprache die unsinnige oder die taube Woche heissen: da begieng man ein heidnisches Neujahr ganz wie das zuvor erwähnte am 1. Jenner, und lief auch in allerlei abenteuerlicher und fratzenhafter Verkleidung[2]) durch die Strassen und schrie und lachte und genügte zu guter Letzt noch einmal recht gründlich seinen natürlichen, ja seinen thierischen Lüsten, in einem Taumel von Spiel und Freude jeglicher Art. Daher auch der Name: denn Fastnacht, wie ihn die jetzige Schriftsprache giebt, ist nicht die rechte Form, richtiger ist das mundartliche Fassnacht, ganz recht und echt aber das altdeutsche Fasenacht d. h. Spielnacht, Abend der Lustbarkeit; das Grundwort ist dasselbe von dem noch unser faseln herkommt. Uebrigens gab man sich mit dem gesetzlich letzten Spielabend nur ungern zufrieden: der Muthwille jauchzte an der Aschermittwoche noch einmal auf, man lärmte und trommelte wieder und trug einander in die Brunnen[3]). Dann fastete man, in aller Geduld, fünf Wochen lang. So wie es sich jedoch dem Ende nahte, am Palmsonntage, lockerte man schon den Zügel, und gar am Ende selbst, zu Ostern, warf man ihn wie mit aufgefrischter Fastnachtsstimmung ab. An jenem Sonntage weckte schon der Palmesel die gute Laune wieder, und am

1) Vgl. Indic. sup. et pag. 27. 28.

2) In Kleidern die zur Passion waren gebraucht worden: Heinr. Schreiber a. a. O. 22.

3) Heinr. Schreiber, d. Theater zu Freiburg S. 12.

Osterfest scholl das Ostergelächter der Gemeinde durch das Gotteshaus und begrüsste die neue Freiheit, und mancher Pfarrer, der zum Volke hielt, lockte und steigerte noch den Frevel, indem er von der Kanzel herab wie eine Gans schnatterte oder wie ein Kukuk schrie oder Schnurren und gar Schmutzigkeiten erzählte[1]). Es scheint, man habe nicht vergessen können dass dieses höchste Fest der Christenheit seinen deutschen Namen von einer Göttin des früheren Heidenthums trägt, deren ohngefähr gleichzeitige Feier es zurückgedrängt hat, von Ostara, einer Göttinn des neu aufsteigenden Lichtes.

So schlug die Ausgelassenheit dicht hinter den Fasten empor, wie dicht vor denselben: recht als Zeichen dass diese nur, wie ein hemmender Stein in den Bach, so mitten in einen Verlauf altheidnischer Frühlings- und Neujahrsfestlichkeiten waren geworfen worden. Die Hauptsache aber war dem Volk der verkleidete Strassenumlauf vor den Fasten, die Fastnachtsmummerei, und sei es dass hin und wieder dabei noch Erinnerungen an religiös geheiligte Umzüge des heidnischen Cultus[2]) fortwirkten, oder dass man eben nur ordnen und regeln wollte, oft und an vielen Orten stund eine ganze Bürgerschaft zusammen um das alte Volksfest in der Gemeinsamkeit desto stattlicher zu begehn. Es war eine Lustbarkeit, aber man griff sie mit ironischem Ernste ganz wie eine Staatssache an, so dass auch die obersten Magistrate sich ihr nicht entziehen durften[3]): ich erinnere Sie beispielsweise nur an die Fastnachtsdiplomatik die im J. 1508 hier zu Basel mit Noten und Gesandtschaftsreisen gepflogen ward wegen Entführung des lustigen Bruders Fritschi von Luzern. Den meisten öffentlichen Pomp entfalteten bei solchem Anlass die Städte unten an Rhein, Schelde und Maas; das Hauptstück des Umzuges war da und ist noch jetzt ein zu Wagen geführtes Schiff. Aber auch im oberen Deutschland kamen zur Fastnacht solche Schiffe und Schiffwagen vor[4]); hier wie dort wieder als Ueberrest altheidnischer Gebräuche: ebenso hatten Griechen und

1) Hagenbach, Gesch. d. Reformation 1, 92. Augusti Denkm. 2, 236. 237. Ostermärlein Schmeller 2, 606. Vergl. das Osterlied in Haupts Ztschr. 1, 546.

2) De spurcalibus in Februario: Ind. superst. et pag. 3.

3) Raumer Hohenstauf. 6, 593.

4) Jäger Ulm 525. „Narrenschiff.“ Hoffmann Wiener Handschr. 183.

Römer den mit der Frühlingszeit erneuten Beginn der Schifffahrt dadurch bezeichnet, dass sie der Isis ein Schiff darbrachten[1]). Bei der neulich erwähnten grossen Frohnleichnamsprocession zu Freiburg im Breisgau ward auch ein Schiff mitgezogen: man nannte es das der heil. Ursula und ihrer Jungfrauen[2]): wahrscheinlich aber war das nur eine Uebersetzung aus dem Heidenthum in die christliche Legende. Hier, in dieser einen besonders hervorstechenden Sitte liegt zugleich die beste Erklärung des welschen Namens der Fastnacht: Carnaval d. h. *carrus navalis*, Schiffwagen. Die gewöhnliche Ausdeutung mit *caro vale*, Fleisch lebe wohl, hat selber viel von einer Fastnachtslächerlichkeit.

Also die Fastnacht zu einer Bürgerlust geregelt, in eine symbolisch bedeutsame, pantomimisch sprechende Schaustellung zusammengezogen, gleichsam ein geschmücktes und in Bewegung gesetztes Werk der bildenden Kunst. Nun ist es mit andern Schaustellungen solcher Art geschehen, dass endlich noch die Kunst des Wortes, die Dichtung ihrer sich bemächtigt und die Pantomime zum Drama belebt hat, wie z. B. jener Kampf von Winter und Sommer in der altniederländischen Litteratur[3]), die Weihnachtskrippe mit den heil. drei Königen anderswo im Mittelalter[4]), und noch in späterer Zeit der Umzug des Christkindes zur Weihnacht ganz als ein Drama dialogisirt worden ist. In welcher Art das letztere, werden Sie grade in diesen Tagen vielleicht gern vernehmen. Ich folge dabei einem Bericht aus dem 17. Jahrhundert, der besonders die Sitte der sächsischen Lande (?) vor Augen hat. Schon lange vor Weihnachten liefen vermummte Personen mit Schellen umher und in die Häuser, die sich für den Knecht des heil. Christs, für Sanct Martin oder Sanct Nicolaus ausgaben, die Kinder erschreckten, sie zum fleissigen Beten antrieben und mit etwas wenigem beschenkten. — Wieder also die fratzenhaft schreckende Vermummung in christlich geheiligter Zeit, hier sogar unter dem Namen von Heiligen der Kirche. — Rückte endlich das Weihnachtsfest selbst heran,

1) Isis und ihr Schiff: Jahrbücher d. Vereins v. Alterthumsfreunden im Rheinlande 9, 100. 10, 80. 12, 21 fg.

2) Heinr. Schreiber, d. Theater z. Freiburg S. 26.

3) Hor. Belg. 6, 125 fgg.

4) Gerbert de Cantu et Musica sacra 2, 82. u. a. In Köln Krippchen = Comödie.

so zog auch das Christkind selber auf, aber geziert mit Krone, Zepter und Bart; ihn begleiteten die Engel, St. Peter mit dem Schlüssel, noch andre Apostel, und wieder zum Kinderschreck etliche Knecht Ruprechte oder verdammte Seelen. — Ruprecht, oder wie er auch genannt wird Berthel, das ist sogar im Namen noch ein Stück Heidenthum: denn zu eben dieser Zeit, nach dem kürzesten Tage, hatte man einst die ruche Brechta oder Berchta gefeiert, eine Gottheit von nicht mehr klar erkennbarer Bedeutung; daher noch in Zürich und sonst in der Schweiz, vormals auch im Elsass, das Bechten oder Bechtelen am 2. Jenner. — Solche theils heilige, theils schreckhaft unheilige Gesellschaft führte man vor die Kinder, die vor Furcht und Erwartung zitterten[1]). Alsbald tritt der Ruprecht auf und verklagt dieselben ihrer vielen Unarten wegen; das Christkind, heftig entrüstet darüber, will wieder hinaus und weiter: da legen aber der Engel Gabriel, der von Mariä Verkündigung her zum Weihnachtspersonal gehörte, und Petrus und die andern Heiligen Fürbitte ein, bis das Christkind sich besänftigen und den Kindern reiche Bescherung auftragen lässt[2]).

Wir kehren nach dieser Einschaltung, die aber nicht ab dem Wege unsrer heutigen Betrachtungen liegt, wieder zurück zur Fastnacht, und kommen damit zugleich an das Ziel der ganzen bisher versuchten Erörterung. Denn auch an die Fastnachtslustbarkeiten hat sich endlich die dramatisierende Kunst gemacht, hat in das stumm aufziehende Gepränge einen Verlauf von Thatsachen und begleitenden Wechselreden gelegt, hat den bunt verworrenen Strassenlauf künstlerisch geordnet und abgegrenzt und zum Fastnachtsspiel erhoben. Noch jetzt üben die Anwohner der Bairischen Ilm zur Fastnachtszeit das s. g. Leut-ausspielen: es werden dabei von den Bauerburschen einzelne lächerliche Begebenheiten die sich das Jahr über im Orte zugetragen, mit den Gebärden und im Costüm derjenigen, die es betrifft, zur Belustigung der versammelten Menge scenisch vorgestellt[3]); der Anführer und Hauptacteur der Gesellschaft reitet

---

1) Ein Gläzisches Christkindelspiel, Haupts Zeitschr. 6, 340—349.

2) Flögels Gesch. der kom. Litt. 4, 9.

3) Schmeller 3, 561. Vgl. 4, 25. Fastnachtsspiel in Gerichtsform: Keller Fastn. Sp. 1, 305. 320. 2, 609. 769 u. ö.

dem Zuge auf einer ausgestopften Figur voran, die einen Schimmel vorstellt, oder nur auf einem Steckenpferde: er heisst davon selbst der Fastnachtsschimmel[1]). Das erste historische Vorkommen aber dieser Art von Dramen fällt in die Mitte des 15. Jahrhunderts, in eine Zeit also wo die Umwandlung der geistlichen Tragödien in ziemlich ungeistliche Tragicocomödien längst schon vor sich gegangen war und sich die Komik in dieser Unterordnung und an diesem unpassenden Orte hinreichend ausgebildet hatte um eine passlichere Anwendung und die selbständige Weiterbildung ansprechen zu dürfen. Und es sind die ersten deutschen Fastnachtsspiele nicht weit von eben jener Gegend zu Hause, wo man noch jetzt die Leute ausspielt, in Franken nämlich, und zwar in der bedeutendsten Stadt des Frankenlandes, in Nürnberg. Reich durch Handel und Gewerbe, war Nürnberg bewohnt von einer frischen freudigen Bürgerschaft, der es auch nicht an poetischem Sinne fehlte: nirgend wie hier blühte die Meistersingerei, und kehrten sie aus einer Fehde siegreich zurück, so ward die Siegesfreude gleich in ein Lied gefasst; nicht minder liebten sie eine heitere Bürgerlust: alljährlich zur Fastnachtszeit hielten sie ein s. g. Schembartlaufen, Umzüge und Spiele in lustiger Verkleidung und Maskierung: Schembart ist das deutsche Wort für Larve[2]). Eben hier also sind auch die ersten deutschen Fastnachtsdramen gedichtet und aufgeführt und wie es scheint die neue Dichtart erst von hier aus weiter über das ganze Volk hin verbreitet worden. Und hier und bei dieser Gelegenheit treten uns zugleich die ersten Dichternamen auf dem Gebiete des deutschen Dramas entgegen: alle früheren Leistungen sind namenlos: denn wie die Passions- und Osterspiele durch die Lande wandelten, that man an jedem Ort aufs neue davon und dazu: so gerieth bei ihnen wie bei Volksliedern über all den vielen Nachdichtern der erste Dichter in Vergessenheit; die Verfasserschaft des Wartburgskrieges fiel zwar nicht ebenso dem ganzen Volke zu, aber doch wohl einer ganzen Sängerschule, und somit wieder nicht einem Einzelnen. Mit dem Fastnachtsspiel dagegen, mit der selbständig gewordenen Komik und Satire, kam endlich auch für das Drama eine selbständige individuelle Ver-

1) Schmeller 3, 363.
2) Jäger Ulm 526. Schmeller 3, 362.

fasserschaft, mit solcher Tendenzpoesie auch hier das litterarische Selbstbewusstsein, mit der persönlich und örtlich mehr beschränkten Bezüglichkeit die Kenntniss und Anerkenntniss auch der Person des einzelnen Dichters.

Die ältesten deutschen Fastnachtsspiele sind Nürnberger Waare und ihre Dichter zwei Bürger von Nürnberg, Hans Folz und Hans Rosenblut, mit dem Beinamen der Schnepperer d. i. der Schwätzer, dieser auch sonst als Dichter namhaft und Dichter von Profession: er lebte davon; jener seines Gewerbes ein Bartscherer. Für Schauspieler dichteten auch sie noch nicht; ebensowenig wurden ihre Stücke von geschlossenen Spielverbindungen aufgeführt, wie das in Frankreich mit den gleichzeitigen und auch gleichartigen Farcen und Sottien geschah, deren Darstellung dem s. g. Königthum der Bazoche und den Kindern ohne Sorge zugehörte[1]): in Nürnberg und dann auch im übrigen Deutschland traten zur Fastnachts- wie zur Passions- und Osterzeit lediglich frei und immer neu gebildete Gesellschaften auf die Bühne, und das um so mehr als die Fastnachtsspiele anfangs nur ein engeres Privatvergnügen gewesen und erst nach und nach ein öffentliches scheinen geworden zu sein, die Bühne anfangs nur im Hause dieses oder jenes Bürgers oder vielleicht auf einer Zunftstube, und erst später, da die neue Dichtart schon allgemeiner beliebt war, auch auf offenem Marktplatz errichtet wurde. Es trugen aber diese ersten Fastnachtsspiele noch ganz das Gepräge sowohl einer neuen Kunst als ihrer Zeit, der Mitte und der zweiten Hälfte des 15. Jh. Jetzt war die Verwirrung aller Dinge, die schon früher ihren Anfang genommen, vorgeschritten bis zu gänzlicher Auflösung: Reich und Kirche zwei verwesende Körper, an denen der Schmuck der Kronen nur noch zu grausenvollem Gespötte hieng, und in allen Ständen die tiefste sittliche Rohheit. Daher nun in diesen Fastnachtsspielen allerlei Sittenlosigkeit satirisch blossgestellt, aber weniger, damit Unwille, als bloss damit ein wieherndes Gelächter erweckt werde, und so rückhaltlos, so unverhüllt, mit solcher Entzügelung des G e z e i g t e n und des G e s a g t e n blossgestellt, dass die eigene Mitleidenschaft des Dichters an der allgemeinen Entartung, die er doch züchtigen will, gleichfalls vor Augen liegt. Dann wieder auf

---

1) Sainte-Beuve 1, 221. Bazoche: Warnkönig Fr. St. u. RG. 1, 569 fgg.

der andern Seite politische Satire, und diese steht mit ihrer Schärfe und Bitterkeit auf einem Grunde besserer Berechtigung: denn die Reichsstädte, wie namentlich Nürnberg, waren jetzt die einzigen Glieder des Reiches, die noch fest an Haupt und Leibe halten wollten, denen die Ehre der Nation noch wahrhaft angelegen war. Ueberall aber neben der sittlichen Rohheit nicht geringere Rohheit der Kunst: meist nur ganz einfache, schmal begrenzte Stoffe, die Ausführung stäts in derselben Manier welche auch die Holzschnitte jener Anfangszeiten haben, blosse dick und eckicht gezeichnete Umrisse, die einzelnen Momente bald in höchster Uebertreibung der charakteristischen Formen erstarrt, bald wieder in charakterloser und lebloser Allgemeinheit aufgefasst, dass gar kein bestimmter Moment mehr vor Augen steht. Es fehlte eben das Gemüth welches rundere und weichere Formen, welches den Umrissen auch Farbe hätte geben können; die ganze Zeit war prosaisch geworden, sie hatte überall keine rechte Dichtkunst mehr, am wenigsten Lyrik. Deshalb hat auch der Gesang, der den geistlichen Spielen von jeher und noch jetzt aus alter Uebung einen eigenthümlichen Reiz verlieh, in den Fastnachtsspielen keine Stelle gefunden: hier geht alles in blossem Dialog, bloss in gesprochenen Reimpaaren vor sich, übrigens wahren Ungethümen der Verskunst. Etwas andres jedoch was dort Gebrauch war bleibt es auch hier, nur mit einer kleinen Umänderung, der Präcursor nämlich der bei den geistlichen Spielen Prolog und Epilog zu sprechen hatte. Eben solcher Eingang und Ausgang nun auch bei den Fastnachtsspielen, aber der Redner ward mit dem Wappenrocke Nürnbergs oder in welchen Städten man ferner spielte als deren Herold angekleidet, so dass gleich die erste Person welche die Bühne betrat um die bevorstehende Lustbarkeit anzukündigen, diese durch ihr amtliches Kleid als eine Angelegenheit der Bürgerschaft bezeichnete. Rosenblut war eben selbst eine Art von Herold: er gehörte zu den s. g. Wappendichtern, die den Turnieren und ähnlichen Festen nachgiengen und da auf die Wappen und deren Träger Verse machten.

Jetzt wollte ich, eh wir weiter gehn, zu letzter besserer Veranschaulichung Ihnen noch den Inhalt wenigstens von einem dieser Nürnbergischen Fastnachtsspiele vorführen. Das ist aber, was die unpolitischen betrifft, hier nicht wohl thunlich. Ich

könnte nicht schliessen und mich entschuldigen, wie dort einmal der Herold[1]): „Herr Wirth, nun gebt uns eine gute Nacht. Wenn wir es haben zu grob gemacht, So sollt ihrs für einen Spass verstehn: Denn alle die heut Abend zu euch gehn, Die wollen mit euch scherzen und lachen. Die Fastnacht kann manchen Narren machen, Dass er in thörichter Weise um geht: Denn ihr das selber wohl versteht, Dass man zur Fastnacht fröhlicher ist Denn am Karfreitag, wenn man die Passion liest. Wer das nicht glaubt von Mannen und von Weiben, Den wollen wir in unser Narrenbuch schreiben.“ Ich muss zur Probe ein politisches nehmen, Des Türken Fastnachtspiel von Rosenblut[2]), obschon gerade dieses seiner weiteren und breiteren Ausführung und dem Mangel einer fortlaufenden unmittelbar persönlichen und örtlichen Bezüglichkeit weniger geeignet ist die ganze Gattung charakterisierend zu vertreten. Folgendes also dessen Inhalt.

Der Vorredner zeigt an, der Grosstürk, welcher Griechenland überwunden, sei nach Deutschland und jetzt nach Nürnberg gekommen und habe seinen Rath mitgebracht um alle Klage unter den Christen zu schlichten. Bauer und Kaufmann hätten hier nirgend Frieden; bei Nacht und Tag, zu Wasser und zu Lande müssten sie Unrecht leiden. Dem wolle der Grosstürk ein Ende machen: man solle nur kommen und den zum Herren nehmen. Jetzt treten ein Nürnberger und ein Türke auf, jener im Zorn über solche Anmaassung, dieser voll Zuversicht auf das Glück und die Macht seines Volkes. Zuletzt wendet er sich und redet seinen Herren selber an, er möge sich über Worte wie der Nürnberger sie gesprochen nicht entrüsten: sie hätten ja sicheres Geleit von der Stadt; wirklich sei aber der Gott der Christen ein starker Gott, den man nicht überwinden könne, so lange die Christen seine Gebote hielten. Eben daran fehle es, erwiedert der Grosstürk: „Wir haben gelesen in den Büchern, Wenn der Reiche den Armen beugt, Und wenn der Weise dem Narren sein Gut abtreugt, Und der Volle den Hungrigen nicht will speisen, Und wenn die Gelehrten und Schriftweisen Den Laien böses Vorbild tragen, Und wenn der Vater über das Kind

1) Kellers Fastn. Sp. 1, 329, 5.

2) Gottscheds nöth. Vorrath 2, 48. Kellers Fastn. Sp. 1, 288—304.

wird klagen, Und wenn der Herr nicht befriedet seinen Bauersmann, So hebt sich dann der Christen Unglück an. Die Stücke hören wir alle in ihrem Lande klagen.“ Er zählt die Laster der Christen auf: Hoffahrt, Wucher, Ehebruch, Meineid, Unglaube, Handsalbe vor Gericht, Simonie, neue Zölle. Das alles missfalle Gott; das wolle er abstellen. Da kommt ein Bote mit Briefen vom Pabst und überschüttet in dessen Namen den Grosstürken mit allerhand unwiedergeblichen Derbheiten; dieser antwortet in gleichem Ton und rückt auch dem Boten all die Gebrechen der Christenheit vor: „Ihr habt Pfaffen die hohe Rosse reiten, Die man selten um den Glauben sieht streiten, Und böses Gericht und ungetreue Herren“ u. s. w. Darauf ein Bote vom Kaiser, auch der mit Briefen, und der nun gar ein Grosssprecher; er droht dem Türken mit allen Schrecken des Kriegs und der Gefangenschaft und des Todes. „Dein Bart wird dir mit Sicheln abgeschoren, Und wird dir dein Antlitz mit Essig gewaschen Und darein gesäet Salz Kalk und Aschen; Das Loch dir dein Gott nicht mag verstopfen. Dein Haupt muss dir über eine Schwertesklinge abhopfen;“ ja der Bote möchte nur gleich selber drein hauen. Aber der Grosstürke bleibt auch ihm nichts schuldig; vor solchen Leuten denke er noch nicht ans Fliehen. Wieder ein Bote überbringt Briefe von den am Rhein versammelten Kurfürsten; sie wollen es nicht ungerochen lassen dass der Grosstürk Constantinopel eingenommen und so manchen Unschuldigen ertödtet habe. — Aus diesen Worten bestimmt sich die Zeit in welcher das Stück verfasst worden: der Dichter kann nur den Reichstag zu Frankfurt 1454 meinen. — Der Türke lässt den Fürsten zurücksagen, alle Heiden seien ihnen gehässig weil ihre Küchen viel zu feist stünden, darüber der Arbeiter sehr schwitzen und seine Hände im Koth umwälzen müsse, bevor ihre Küchlein geschmelzet würden. Endlich kommt der Bürgermeister von Nürnberg; er beginnt im höflichsten Styl: „Allerhöchster Rex, alleroberster Imperator, Aller Türken und Heiden Gubernator, Der allernächste nach deinem Gott Mohammed;“ aber er will nur anzeigen, der Herren von Nürnberg sicheres Geleit gehe morgendes Tages aus, wonach sich der Grosstürk zu achten und bei Zeiten die Stadt zu räumen habe. Höflichkeit um Höflichkeit: diessmal nimmt der Türke, wie er sich ausdrückt, Süssholz in den Mund, er dankt gar schön für das gut gehaltene Geleit

und verspricht den Herrn Nürnbergern, wo sie in sein Gebiet kämen, gebührende Vergeltung und alle Ehre und Würde. Damit zieht er ab, und wiederum kommt der Herold und bringt dem Hausherren den Abschiedsgruss nebst verschiedenen Spässen und Spöttereien, saubern und unsaubern.

Von Nürnberg aus und nach dem Vorgange Rosenbluts und Folzens verbreitete sich die neue Art von Dramen allgemach weiter über ganz Deutschland hin[1]). Nur sehr allgemach. Hier in Basel z. B. lassen sich die ersten Fastnachtsspiele nicht früher als hart am Schlusse des Mittelalters, erst nach dem J. 1500 nachweisen, dann aber gleich als öffentliche, zu allgemeiner Lust und Lehre gegebene Vorstellungen, nicht mehr wie dort in Nürnberg eingeschränkt auf engere Kreise. Der Dichter war Pamphilus Gengenbach, ein Buchdrucker, der jedoch ausser seinen eigenen Werken nicht viel gedruckt hat. Es sind von diesen Gengenbachischen Fastnachtsspielen drei auf uns gekommen[2]); den recht eigentlichen Fastnachtscharakter hat jedoch nur eins derselben, die Gauchmatt, vom J. 1516. Darin wird vorgestellt wie Venus mit ihrem Gefolge nach Basel kommt, wie ihr Hofmeister alles Volk daselbst, jung und alt, arm und reich, krumm und lahm, wüste Bauern und was den Kohliberg bewohne d. h. auch alles verlaufene Gesindel, in den Dienst der Göttinn ladet, wie sich auch wirklich so viele Leute jedes Standes und Alters von den Pfeilen Cupidos treffen lassen und darob zu Narren werden, denen selbst der Narr, welcher Thorhüter ist, noch Weisheit predigen kann, dass Venus wohl bemerkt man sei in Basel nicht wider sie, und sich vornimmt ihr Wesen daselbst noch eine Zeit lang zu haben, auch hier eine Gauchmatte zu halten, eine Wiese auf welcher die Gäuche, die Narren ihre Kurzweil treiben. Die zwei andern Stücke haben statt solcher belebten Localsatire nur den Sinn und Zweck allgemein gehaltener Strafreden, theils gegen die sittliche, theils gegen die politische Verirrung und Verwirrung der Welt insgesammt. Das eine, welches betitelt ist Die zehn Alter des menschlichen Lebens, und wahrscheinlich im J. 1515 ist gedichtet worden, dramatisiert die bekannten Reim-

1) Luzerner Neujahrsspiel Mone 2, 367.

2) [Pamphilus Gengenbach, herausgegeben von Karl Goedeke. Hannover 1856.]

verse Zehn Jahr ein Kind, zwanzig Jahr ein Jüngling u. s. w., indem es nach einander, vom Kind bis zum hundertjährigen Greise, die zehen Lebensalter an einem frommen Waldbruder vorüberschreiten und alle, selbst noch den Hundertjährigen, aus dessen Munde die eindringlichsten Lehren und Warnungen gegen die Laster und die Thorheiten dieser Welt empfangen lässt. Auch das andre Stück, der Nollhart, vom J. 1517, hat solch eine unbewegliche Haupt- und Mittelperson, eben den Nollhart, d. h., was sonst auch Lollhart genannt wird, einen von der Welt in beschauliche Einsamkeit zurückgetretenen Laien, einen Begarden. Unter dem Namen eines solchen war schon im J. 1488 eine Reihe politischer Weissagungen veröffentlicht worden: hier werden dieselben in roh dramatischer Form aufgefrischt: der Pabst, der Kaiser u. s. f., auch der Eidgenoss, der hier zwischen den Türken und den Landsknecht eingereiht ist, alle fragen bei dem Nollhart über ihre Zukunft an, und allen wird ihr Theil prophezeit; die Gewährsleute der Prophezeiungen greifen gelegentlich mitredend ein, der heil. Methodius, die heil. Brigitta, die Sibylle von Cumae. Grade nur das letzte ernsthafteste Drama wird ausdrücklich als Fastnachtsspiel bezeichnet, die zwei anderen nicht: das von den zehen Lebensaltern nennt Gengenbach ein Thatspiel. Indessen wie dieses die ganze Form seiner Einkleidung mit dem Nollhart gemein hat, und wie die Gauchmatt dem Inhalte nach wesentlich ein Fastnachtsspiel ist, so hat man auch diese beiden zu keiner andern Zeit aufgeführt als eben zur Fastnacht. Die Aufführenden aber waren, wie Gengenbach selber angiebt, etliche ehrsame und geschickte Burger einer lobl. Stadt Basel. Dichterischen Werth und gar den Werth eigentlich dramatischer Dichtungen haben diese Spiele nicht, nur historischen, zunächst für uns als die ältesten Zeugnisse und Denkmäler des Baslerischen Theaters, dann in weiterer allgemeinerer Beziehung als die ersten deutschen Originaldramen welche gedruckt worden sind: was man vorher schon von Dramen in deutscher Sprache gedruckt hatte waren nur Uebersetzungen.

Sie haben schon bei Rosenblut, sie haben jetzt eben wieder bei Gengenbach gesehn dass die Dichter der Fastnachtsspiele keineswegs gemeint waren zu dieser Zeit der Narrheit auch bloss Narrheiten zu treiben ohne Gehalt und Zweck, und dass sie die Satire nicht einschränkten auf die Gebrechen bloss des engeren

Privatlebens, sondern ihr auch auf grössere, höhere, allgemeinere Uebelstände und Missverhältnisse einen ernst eindringlichen Bezug zu geben suchten. Der Grund auf welchem alle Lustbarkeit der Fastnacht ruhte ward damit eigentlich nicht verändert, man liess nur das Licht auf eine andere Seite fallen; es war dieselbe Ironie, derselbe Humor, welche dort vor den Ernst der Fastenzeit die Fastnacht stellten, und hier in die Lust der Fastnacht hinein Worte voll des bittersten Ernstes riefen. Noch ehe es Fastnachtsspiele, als es nur noch Fastnachtmummereien gab, hatte schon dieser rohere Ausdruck der im Innern des Menschen kämpfenden Gegensätze gelegentlich den Accent so gewechselt, dass nur noch das Wehe herausklang. So zu Florenz im J. 1433, als nach Verbannung der Mediceer die Anhänger derselben den Carnaval mit einem grossen Aufzuge des Todes und wehklagender Todtengerippe begiengen. An der Spitze desselben fuhr ein grosser schwarzer Wagen, mit Todtenbeinen und weissen Kreuzen bemalt, gezogen von schwarzen Büffeln. Auf ihm siegprangte die riesenhafte Gestalt des Todes mit Sanduhr und Hippe, und mit Grabsteinen um sich her. Auf einen Posaunenstoss hielt der Wagen still, und die Grabsteine hoben und die Gräber öffneten sich, und weissverhüllte Gerippe stiegen daraus empor. Marschälle, deren Larve ein Todtenschädel war, auf abgemagerten Pferden, leuchteten mit blassem Fackelscheine. Die Auferstandenen setzten sich auf den Rand der Gräber und sangen in dumpfen Tönen das Lied das mit den Worten anhebt: „Jammer, Klag' und Herzensreue.“ Kreuze von Todtenbeinen und flatternde schwarze Fahnen zeigten sich ringsumher, und mit zitternder Stimme ward von der Menge des Gefolges das Grablied gesungen: „Todte sind wir, schaut's mit Grauen: Todt auch werden wir euch schauen. Was ihr seid, das waren wir: Was wir sind, das werdet ihr[1].“ Ob auch in Deutschland grade dergleichen vorgekommen sei weiss ich nicht, es fehlt dafür allerdings an Beispielen: aber die Stimmung war da und noch vor den Fastnachtsdramen die gleiche Mischung von Scherz und Ernst, mit bitterem Vorgeschmack des letztern, in den Todtentänzen der deutschen Maler. Wie viel näher war es nun gar den Fastnachtsspielen gelegt, ihnen am Ende des 15.,

1) Aug. Hagens Künstlergeschichte 2, 84 fg.

am Anfang des 16. Jh. einen volleren tieferen Grundton anzuschlagen und die Töne des Scherzes nur leichter, flüchtiger darüberhin gleiten zu lassen. Ganz so dichtete auch Sebastian Brant damals und eben hier in Basel sein Narrenschiff: das Ziel nach dem er steuerte war die Narrheit nicht, und die Stürme des Meeres auf dem er fuhr waren ihm kein Gelächter.

Bei dieser Möglichkeit einer höher gestellten Aufgabe und der zunehmenden Gewöhnung die Dichter solche verfolgen zu sehn, erwiesen sich, sobald die Stunde dazu kam, die Fastnachtsspiele noch geeigneter auch dem reformatorischen Zuge der Zeit und dem Werke der Reformation selbst zu dienen, als die geistlichen Spiele mit ihrer bloss episodischen Komik und Satire das je vermocht hätten. Nicht mit dem Kirchenlied allein, auch mit dem Fastnachtsspiel begleitete die deutsche Poesie diesen grossen Schritt aus dem Mittelalter in eine neue Zeit. Ich erinnere nur an Bern, wo die Fastnachtsspiele Niclaus Manuels[1]) von 1522 ganz eigentlich mit zur Reformationsarbeit gehörten; sie wurden auf offener Strasse, dem Rathhaus gegenüber von Bürgerssöhnen gespielt, das „erste auf der Herren Fastnacht, darin die Wahrheit in Schimpfsweis (d. h. in scherzhafter Form) vom Pabst und seiner Priesterschaft gemeldet wird, das andere auf der alten Fastnacht, anzeigend den grossen Unterscheid zwischen dem Pabst und Christo Jesu unserm Seligmacher;“ letzteres eine ganz kurz und einfach gehaltene Composition, in welcher der Zusammenhang zwischen dem Fastnachtsspiel und den altüblichen Umzügen der Fastnacht noch einmal recht anschaulich wird, nur ein Gespräch zweier Bauern welche dazu kommen und sehen wie zu einer Seite der Gasse Christus reitet auf einem armen Eselein, die Dornenkrone auf dem Haupte, bei ihm seine Jünger, die Armen, Blinden, Lahmen und mancherlei Bresthaftige, auf der andern Seite der Pabst im Harnisch, mit grossem Kriegszug zu Ross und zu Fuss, mit Trommeten und Posaunen, Feldschlangen und Karthaunen, mit Weibern und Buben, reichlich, hochprachtlich, als ob er der Türkische Kaiser wär. Das erste Stück ist um vieles länger und ausgeführter, reicher ausgestattet mit einem Wechsel treffender Situationen, wie wenn Petrus und Paulus den einherprangenden Pabst mit Brillen betrachten und

1) Nic. Manuel von Grüneisen, Stuttgart 1837.

endlich fragen wer dieser Türke sei, reicher auch an Personen und deren Reden: da kommen nach einander vor der Pabst Entchristello, der Card. Anselm v. Hochmuth, der Bisch. Chrysostomo Wolfsmagen, der Vicar Joh. Fabler, der Probst Friedr. Gyzsack, der Decan Sebastian Schinddenburen, der Abt Adam Nimmergenug, und wie all die komischen Charakternamen ferner lauten. Die Beschränkung der Zeit hindert mich weitere Auszüge zu geben; ein gleichzeitiger Bernischer Chronist nennt beide Stücke kurzweg und treffend genug nur Freiheitsspiele, und berichtet wie durch sie ein gross Volk bewegt worden christliche Freiheit und päbstliche Knechtschaft zu bedenken und zu unterscheiden, wie auch in dem evangelischen Handel kaum ein Büchlein so oft gedruckt und so weit gebracht worden sei als diese Spiele.

Hiemit endlich haben wir den Schluss des Mittelalters und im Geschichtsgange des deutschen Dramas nach der Arbeit und den Versuchen dreier Jahrhunderte einen entscheidenden Wendepunkt erreicht. Welcher Gewinn nach so vielen und langen Mühen liegt jetzt vor uns? Die Tragicocomödie der Mysterien, die burleske Komik der Fastnachtsspiele, das ist alles. Reine Tragik, wie die Niederländer den Anfang einer solchen schon im 14. Jh. besassen, der die Komik nur im untergeordneten Nachspiel folgen durfte, ähnlich wie der griechischen Tragödie das Satyrspiel, reine nationale Tragik in der hochdeutschen Litteratur nirgend, nirgend also in ihr ein Fundament worauf sich fest und sicher hätte weiter bauen lassen. Denn gemischte und abgeleitete Formen wie jene halbe und ganze Komik gehörten an das Ende, konnten aber nie den Anfang einer organischen Entwickelung bilden. Und selbst für die nächsten Geschlechter trug nur eine derselben, nur das Fastnachtsspiel, Fähigkeit und Beruf zu fernerem Leben in sich: denn nur dieses konnte mitarbeiten an dem grossen allgemeinen Werke der Zeit, der Kirchenverbesserung; diess nur durfte die blanke Schärfe des Spottes ungescheut für die neue Kirche erheben, weil es nie im Dienste der alten gestanden. Für die Passions- und Osterspiele dagegen war ein erspriesslicher, ja selbst nur ein ungekränkter Bestand innerhalb der Litteratur fortan unmöglich: sie gehörten wesentlich zu der alten Zeit die jetzt abgethan sein, zu der Poesie jener Kirche die jetzt für Jahrhunderte zurücktreten sollte aus den Kreisen

litterarischer Lebensthätigkeit. Protestanten und Katholiken, beide schauten mit gleichem Argwohn auf die geistlichen Spiele, jene weil sie so eng zusammenhiengen mit dem römischen Cultus und dem Aberglauben der Legende, diese weil trotz all dem auch in ihnen die neue Opposition gelegentlich anklang, ja in ihnen sich zuerst geregt hatte. Neben einander in Frankreich und in England brachte das 16. Jh. ausdrückliche Verbote der Mysterien, dort um die Reformation, hier um den Katholicismus zu unterdrücken[1]).

So war es endlich nur noch das Fastnachtsspiel das eine Zukunft hatte, diess also die einzige Frucht die nach einer dreihundertjährigen Pflege des Dramas noch am Baume hangen blieb und gezeitigt war, auf dieses allein die ganze deutsche Dramatik abgestellt; und wäre es nicht unverkennbar dass die bisherigen Uebungen nebenzu auch der Prosa zu Gute gekommen waren, dass die Gesprächsform welche von geistlichen Prosaikern, und die Composition nach dramatischer Art welche von Historikern wie Hemmerlin mit Vorliebe und Geschick gehandhabt wurde, sich unter dem Einflusse des gleichzeitigen Dramas ausgebildet hatte, wäre nicht dieser ausserhalb der Poesie, theilweis sogar ausserhalb der Nationallitteratur liegende Gewinn, wahrlich man könnte nur mit Wehmuth auf all die Mühe als verlorene, auf all die Arbeit als vergebens gethane hinblicken. Für die Poesie war sie fast ganz verloren, fast ganz vergebens gethan.

Da aber bewährte sich welch ein unversieglicher Lebensquell auch den spätesten Zeiten noch in der Litteratur des classischen Alterthumes fliesst. Grade jetzt, am Ende des Mittelalters und dasselbe hauptsächlich mit beendigend, brach aus dem tausendjährigen Schutte, der ihn verdeckt gehalten und gehemmt, dieser Quell mit frischer Strömung hervor und befruchtete die Wissenschaft, die Kunst, die Kirche, das ganze Leben der Völker. Aus ihm denn schöpfte auch das deutsche Drama eine neue Jugend, die Jugend aus der es noch zur Mannesreife erwachsen sollte. Schämen wir uns aus modernem Selbstgefühl, aus nationalem Stolze solcher Abhängigkeit nicht; schämen wir uns nicht dessen was für uns ein Heil und eine Ehre, lehnen wir uns nicht in Gedanken dagegen auf, was eine geschichtliche Nothwendigkeit

---

1) Sainte-Beuve 1, 250 fg.

ist. Wir Deutschen sind einmal ein Volk von Nachkommen, sind mit all unserm höheren Wissen, sind selbst mit unserm Glauben immer nur Nachfolger der alten Welt; auch die es feindlich gestimmt nicht wollen, athmen nächst dem Geiste des Christenthumes unausgesetzt von dem unsterblichen Geist altclassischer Bildung, und gelänge es einem aus der Lebensluft die den inneren Menschen umgiebt diese zwei Elemente auszuscheiden, es würde nicht viel übrig bleiben um noch ein geistiges Leben damit zu fristen.

Gleich das erste Auftreten der wiedererwachenden Antike in Deutschland war von Versuchen begleitet das Drama der Alten in die Litteratur der Neuzeit einzuführen. Zunächst durch Uebersetzungen. Schon Albrecht von Eybe, ein Bambergischer Domherr und Kämmerling des Aeneas Sylvius als dieser Pabst geworden († 1485), verdeutschte einige Stücke des Plautus (Menaechmi und Bacchides); späterhin 1486—1499 ein Bürger von Ulm, Hans Nythart, den Eunuchen des Terenz; beide indem sie die Versformen der Originale gegen Prosa vertauschten, während noch ein dritter, dessen Name nicht bekannt geworden, den ganzen Terenz in die altgewohnten deutschen Reimpaare brachte. Also lauter Komödien, nur solche Dramen die der gewohnten eigenen Uebung der Deutschen am wenigsten fern stunden, und namentlich von Albrecht von Eybe wahrhaft verdeutscht: dieser lässt sogar die antiken Personennamen fallen und nennt seine Leute Kunz und Lutz, Heinz und Fritz, Geute und Nese. Um so besser nur konnten die neuen Muster wirken; um so weniger blieb diese kunstreich sich verwickelnde, kunstreich sich entwirrende Handlung, diese schlagende Kürze und rasche Lebendigkeit von Rede und Gegenrede ein unverständlich fremdartiges Wunder, und der deutsche Leser ergab sich mit mehr Bereitwilligkeit in diese ihm ganz ungewohnte Acteintheilung, und fasste es leichter auf wenn ihm Nythart gelegentlich die Lehren des Aristoteles vom Gange der dramatischen Composition auseinander setzte.

Noch schlagender jedoch als in der Richtung und Haltung dieser Uebersetzungswerke zeigt sich die wohlthätige Befreundung welche die neue Gelehrsamkeit mit dem Altgewohnten und Ueblichen eingieng, in einem Drama von Johannes Reuchlin, dem Haupte der ganzen humanistischen Bewegung Deutschlands.

Dieser verfasste im J. 1497 eine Komödie, betitelt, wie mit prophetischem Bewusstsein dessen was kommen sollte, Scenica Progymnasmata h. e. ludicra praeexercitamenta, Vorübung im Schauspiel. Zwar in lateinischer Sprache und mit plautinisch-terentianischer Theilung von Acten und Scenen, sonst jedoch mit engster Anlehnung an den lebendigen und den deutschen Gebrauch. Gleich die Handlung erinnert durch ihre Einfachheit an die deutschen Fastnachtsspiele: ein Bauer der gerne trinkt und spielt kommt hinter ein schönes Stück Geld das seine sparsame Frau heimlich zusammengescharrt, und wird selbst wieder von seinem schelmischen Knechte darum betrogen. Dann auch deutsche Namen der Personen: der Knecht zwar heisst mit einem antiken Knechtesnamen Dromo, die Uebrigen aber Henno, Elsa, Greta. Nach jedem Acte sodann ein Gesangsstück, und diess schwerlich allein nach dem Vorbild der älteren attischen Komödie, aber nach dem der geistlichen Spiele Deutschlands, da es lauter Reimverse und die Strophen durchaus in deutscher Art und Weise gebaut sind. Endlich während jene Uebersetzungen bloss für das Lesen oder nur die in Verse gebrachten Stücke des Terenz vielleicht auch für die Aufführung bestimmt waren, ist diese Komödie wirklich aufgeführt worden, zu Heidelberg, von einer Anzahl studierender Jünglinge, vor Johann von Dalberg, Bischof von Worms, dem grossen Gönner Reuchlins.

Auf solchen Wegen trat das Vorbild der antiken Kunst vertraut und freundlich an die alteinheimische Uebung heran, ja mitten hinein in dieselbe, und vermittelte so einen stäts wirksamen Einfluss der gesammten classischen Dramatik und der classischen Studien überhaupt. Das Gebiet der Dramenstoffe, das bisher auf biblische Geschichte, Legende und Schwank begränzt gewesen, nun öffnete es sich in eine weite Freiheit hinaus, bis zu einer feineren Komik und bis zur weltlichen Geschichte, und mit der erneuten Kenntniss des Aristoteles, aus welchem schon Nythart seine Leser zu belehren gesucht, kam auch die Theorie des Dramas, wenigstens die Hauptschlagworte der Theorie kamen in Umlauf, und man lernte mit mehr Bewusstsein das Drama von den übrigen Dichtungsarten und innerhalb des Dramas wieder Tragödie und Komödie unterscheiden: nach der verwirrenden und verworrenen Praxis die bisher gegolten eine wahre Eroberung.

Nun aber erwarte man nicht gleich eine urplötzliche Umgestaltung, nicht von einem Tage zum andern eine deutsche Dramatik die in Gehalt und Form verschieden gewesen wäre von der bisherigen und statt dessen ein Seitenbild der antiken. So grosse Umwälzungen machen sich nirgend plötzlich, am wenigsten bei den Deutschen, deren Charakter, auch hierin klüger und sittlicher als der Charakter manches anderen Volkes, das Neue gern von sich selber wachsen, das Alte von sich selber abstehn lässt, und deren Geschichte ja nur darum so lehrreich für den Historiker und den Philosophen ist, weil sich bei ihnen jede entscheidende Wendung nur mit Allmählichkeit entwickelt. So mussten denn, wie überhaupt die Litteratur des 16. Jh. noch in vielen und wesentlichen Stücken auf dem alten Boden verharrte, und die ganz und eigentlich neue Litteratur überhaupt erst mit dem 17. anhebt, so mussten denn auch manche Menschenalter verstreichen ehe die litterarische Neuerung, von der wir sprechen, wirklich in Fleisch und Blut übergegangen war und der Same welchen die Reuchline geworfen seine sichtbaren und handgreiflichen und seine reifen Früchte trug. Lange Zeit hindurch flogen die neuen Theoreme nur aussen um und an, wie z. B. unser Gengenbach aus all dieser Gelehrsamkeit sich noch weiter nichts anzueignen wusste als dass er seine Zehn Alter ein Thatspiel nannte, mit einer sonst nicht üblen Verdeutschung des Wortes Drama, das ihm zu Ohren gekommen. Und selbst derjenige Dichter, der nun mit unablässigster Thätigkeit und, als der begabteste seines Jahrhunderts, auch mit dem meisten Erfolge die neu gewonnene Erweiterung der Stoffe und der Formen zu Handen nahm, selbst Hans Sachs gelangte mit all dem noch zu keiner wesentlich neuen Dramatik; auch er führte, nur in äusserlich neuer Gestaltung, mit altem Geiste das alte Wesen fort. Um so sichrer jedoch rettete er die ganze Dichtungsart aus dem Mittelalter in die neue Zeit herüber, dass diese fortfahren möchte das schwere Werk zu versuchen und fortbauen bis zur Vollendung. Ohne ihn hätte man all die neuen Regeln und Formen wohl umsonst gelernt: niemand hätte gewusst sie selbst mit unpasslichern Gehalte zu füllen wie er: er aber machte sie auch so zum Eigenthume der Litteratur. Und das ist ein grosses und unsterbliches Verdienst des Mannes.

Hans Sachs war ein Nürnberger, geb. 1494, gest. 1576,

nes Schneiders, er selbst ein Schuster, und in der htens und Singens, im Meistergesange, die nach ch in zünftig streng geregelter Form erlernt eines Leinewebers. Die deutsche Litteratur mehr aufweisen von solcher Fruchtbarkeit i einer Belesenheit, die stäts sich erweiterte um gel einer eigentlich wissenschaftlichen Bildung zu bei einer Productionslust die nie ermüdete, einer Pro- skraft die nie sich erschöpfte, bei einer Lebensdauer end- die es ihm vergönnte zwei Menschenalter hindurch seinem Triebe zu folgen, brachte er die Zahl seiner sämmtlichen Gedichte auf nicht weniger denn 6048. Das sind nun freilich Gedichte von allen Maassen und Arten, und auch dem Werthe nach von sehr ungleicher Art. Man pflegt sich ihn als Meistersänger zu denken: aber grade die Meistergesänge, solche Gedichte wie er sie von jenem Leineweber hatte verfertigen lernen, bezeichnen als die unbedeutendsten auch seinen Werth am wenigsten; überhaupt muss um seine litterarhistorische Stellung zu bestimmen vieles in Abzug gebracht werden. Denn nach so viel Seiten auch Hans Sachsens Thätigkeit sich ausdehnte, sein Talent war ein ziemlich einseitiges, sein Beruf ein beschränkter. Ihm war Mutterwitz und ein gesunder Sinn für das sittlich rechte, ihm ein fröhliches Gemüth verliehen, die heitere Laune und „die Lust zu fabulieren," und jene Naivität die auch dem Spotte sein Gift benimmt: aber vom Ernste und von feiner Empfindung besass er nur so viel, dass es ihn vor leeren Spässen und blossem Geschwätz bewahrte: lyrische Sentimentalität und gar den Ernst und die Energie der Tragik, der tragischen Epik, des tragischen Dramas besass er nicht. Darum sind seine erzählenden Gedichte besser als seine lyrischen; darum die besten unter den erzählenden die scherzhaften, die s. g. Schwänke, und die besten unter den Dramen diejenigen die in den Bereich der Komödie fallen. Schon diese Einseitigkeit charakterisiert den Dichter ganz noch als Kind und Erben eines älteren Geschlechtes, als Fortsetzer einer schon früher begonnenen Litteraturperiode. Noch deutlicher wird diess wenn wir unter seinen komischen Dramen wieder die Fastnachtsspiele als die vorzüglicheren erkennen, ja wenn wir ihn diese Gedichtart überhaupt noch pflegen, wenn wir ihn die Laufbahn des Dramatikers im J.

1517 mit einem Fastnachtsspiel eröffnen, im J. 1563 mit einem Fastnachtsspiele beschliessen sehn.

Hier konnte ihm die antike Litteratur kein Vorbild geben: hier, mit seinen besten Dramen also, blieb er noch ganz bei dem heimatlich überkommenen; bei dem Allerheimatlichsten: denn das Fastnachtsspiel war ja besonders Nürnbergisch. Alterthümlich ist auch die Versform deren er sich bedient, nicht bloss in diesen Fastnachtsspielen, sondern überall: überall jene mehr als einfachen Reimpaare, in denen man bloss die Sylben zählte. Alterthümlich sodann der fortdauernde Gebrauch des Herolds (Ehrenhold nennt ihn Hans Sachs), der, mit den Standesfarben angethan, vor der Aufführung eine kurze Angabe des Inhaltes, nach derselben eine moralische Summa des Ganzen spricht und regelmässig im letzten Reime den Namen des Dichters anbringt. Endlich war auch in allem Uebrigem die Art der Aufführung seiner Stücke noch fast ganz die altherkömmliche, eine mehr oder minder öffentliche Bürgerlust, nur mit classischer Einschränkung des Personals, zunächst eine Lust des Dichters selbst welcher mit aufführte, ohne Schauspieler, ohne sonderliche Zurüstung der Bühne, mit einzigem Aufwande für Costümierung, so zwar dass die weiblichen Rollen auch jetzt noch von Männern gespielt wurden, bloss in Weiberkleidern. Ich hebe diesen letzteren Punkt besonders hervor, weil er von Gewicht ist für die Beurtheilung der mittelalterlichen und noch der ersten Dramatik der neueren Zeit, in Deutschland, in England u. s. f. Hans Sachs und Shakespeare und all jene Dichter durften den Frauen ihrer Stücke manches in den Mund legen und manches vor und zu ihnen sagen lassen was jetzt sogar ein Kotzebue für unziemlich hielte, bloss weil diese Frauen verkleidete Männer waren und die Zuschauerschaft das wusste; darin wich die Illusion der Wirklichkeit; und auch daraus, nicht allein aus dem freieren Tone der überall herrschte erklärt sich der freiere Ton der alten Bretterwelt. Uebrigens ist, um nun auch gleich einen Argwohn abzuwehren welcher sich regen könnte, Hans Sachs an keinem Orte unsittlich: unanständig mag er zuweilen sein: aber auch das nur für uns und unsre Begriffe, die noch nicht die Begriffe seiner Zeit waren.

Nun aber auch von dem Neuen das seine Dramatik hatte, von dem Reformatorischen, dem Gesichte dieses Januskopfes das verheissenden Blickes in die Zukunft schaut.

Bis auf ihn hatte es nur geistliche und Fastnachtsspiele gegeben: die letzteren zwar hielt er fest: denn er war ein Nürnberger; die geistlichen Spiele dagegen liess er grundsätzlich fallen: denn wiederum, er war ein Nürnberger, d. h. ein Protestant. Wo er noch geistliche Stoffe behandelt (und er that das in seinem höheren Alter sogar mit Vorliebe), sind sie doch niemals der Legende, und selbst dem Neuen Testament nur selten entnommen, sondern sämmtlich fast dem Alten, mithin Stoffe die den weltlichen ganz nahe stehn; und auch die Art der Behandlung ist dann eine durchaus andre als in jenen Passions- und Osterspielen: er weiss z. B. nirgend mehr von eingeschaltetem Gesange, weil ja seine römischen Vorbilder nichts davon wussten. Das Mysterium also liess er fallen: dafür dichtete er Tragödien und Komödien, und wenn er zweifelte ob dieser Name besser passe oder jener, so nannte er es bloss ein Spiel, gerade wie unsre Dichter in solcher Ungewissheit mit dem Namen Schauspiel oder Drama durchzuschleichen suchen. Ein tiefergehendes Verständniss jedoch des Unterschiedes zwischen Tragödie und Komödie verlange man von ihm nicht: die Sache war noch ganz neu, ihm und allen, und er war kein Gelehrter: da blieb er bei der äusserlichsten Auffassung stehn, und scheute sich z. B. nicht, ein Stück in welchem der Brudermord Kains vorkommt dennoch eine Komödie zu nennen, bloss weil die Leiche noch vor dem letzten Schluss von der Bühne entfernt wird[1]). Also Tragödien, Komödien und Fastnachtsspiele: da musste auch das Gebiet seiner Stoffe ein weiteres sein als die Dramatiker vor ihm jemals betreten. Und hier kam ihm denn seine staunenswerthe Belesenheit zu Statten, hier zeigt sich Erfindungsgabe und liebevolle Bekanntschaft mit den Sagen und den Märchen der Heimat. Er ist bewandert in der heil. Schrift: das versteht sich von selbst; aber er dramatisiert auch Geschichten aus Livius und Plutarch und Valerius Maximus, Novellen aus Boccaccio, Ritterromane der Franzosen und Märchen und Heldensagen der Deutschen, er schafft Allegorien mit Personen der griechisch-römischen Mythologie, und gelegentlich wieder erfindet er alles, Personen und Geschichte. Jene Belesenheit, sie war jedoch keine gelehrte: Lateinisch zwar

---

1) Dante betitelte eine Wanderung durch Hölle, Fegefeuer, Paradies wegen dieses frohen Schlusses „Komödie.“

verstand er einigermaassen, das konnte im 16. Jh. wohl auch ein Handwerker: daher denn mehrfache Bearbeitungen auch lateinischer Dramen, wie z. B. und wohl zu beachten jenes Henno von Reuchlin. Griechisch aber verstand er nicht, und wenn er trotz dem Erzählungen des Plutarch und selbst ein Stück des Aristophanes, den Plutus, in deutsche Verse gebracht hat, so ist das durch Vermittlung lateinischer Uebersetzungen geschehen. Jedenfalls kam er mit all seinem Lesen nicht weiter als bis zu einer überfliessenden Fülle von fremden Namen und Facten, bis zum Geist der Fremde und der Vorzeit aber nicht: in Haltung und Gesinnung sind diese römischen Helden, diese Götter Griechenlands lauter gute Deutsche, Deutsche des 16. Jh. Da wird denn der bitterste Ernst welchen der Dichter meint für uns die wir solches lesen oft zur Komik, und es rächt sich doppelt dass er nicht bei seinem Leisten bleibt, dass er Tragödien unternimmt ohne ein Tragiker, dass er sich an gelehrte Stoffe wagt ohne selbst ein Gelehrter zu sein. Wie viel schöner, runder, glätter gelingt ihm alles wo er heimatlich volksmässige oder selbsterfundene Geschichten darstellt, und diese in Form der Komödien oder gar eines Nürnbergischen Fastnachtsspieles. Namentlich in letzterer Form. Die Fastnachtsspiele haben sämmtlich nach alter Art höchst einfachen Inhalt, sind mit wenigen Auftritten und einem einzigen Acte abgethan; die Komödien und die Tragödien dagegen erst mit mehreren, gewöhnlich mit fünf Acten, nach römischem Muster. Diess aber war auf die bisherigen Vorgänge eine noch grössere Neuerung und noch schwerer zu bewältigen als selbst der Unterschied von Tragödie und Komödie. Denn hier betraf es mehr als eine blosse Namengebung: hier kam es auf geistig tiefe Durchdringung des Stoffes und der Charaktere, hier auf Symmetrie im Schaffen, auf Rhythmus im Gestalten an. So vollkommen und fein organisiert war jedoch unser Dichter nicht, dafür war er zu sehr Epiker, zu wenig Lyriker, und so ist auch seine Acteintheilung mehr nur etwas äusserlich ab- und angemessenes als ein Ergebniss innerer Nothwendigkeit.

In solcher Weise, mit solchen Mitteln und Erfolgen thätig, unermüdlich schaffend, brachte Hans Sachs die Anzahl seiner dramatischen Werke auf eine Summe, mit der sich ihm kein Dichter sonst, auser etwa bei den Franzosen Charles Hardy[1]),

1) Sainte-Beuve 1, 305.

bei den Spaniern Lope de Vega, zur Seite stellen kann: in den 46 Jahren von 1517 bis 1563 nicht weniger als 59 Tragödien, 76 Komödien und Spiele, und 65 Fastnachtsspiele, zusammen grade zwei Hunderte von Dramen. Und die vertheilen sich nicht einmal gleichmässig über jene 46 Jahre: es gab Zeiten wo er gar nichts dramatisches schuf, und wieder andre wo es ihm ruckweise zu Dutzenden kam. Und zwar fällt die grössere Fruchtbarkeit grade in sein zunehmend höheres Alter: z. B. bloss in dem einen Jahre 1553 verfasste er 5 Tragödien, 5 Komödien und 8 Fastnachtsspiele: 18 Dramen bloss in dem einen 59sten Jahre seines Lebens! und wiederum 18 im 63sten, 7 Tragödien nämlich, 7 Komödien und 4 Fastnachtsspiele.

Lassen Sie uns aus diesem überreichen buntgemischten Kranze von Dichtungen zwei herausgreifen welche geeignet sind das Thun und Lassen des denkwürdigen Mannes noch anschaulicher zu vergegenwärtigen, zwei Stücke aus jenen fruchtbaren Jahren 1553 und 1557, aus dem ersteren eine Komödie, aus dem letztern ein Fastnachtsspiel. Ich wähle grade diese auch darum, weil sie einem Theile meiner verehrten Zuhörerschaft durch den erneuten Abdruck in meinem Lesebuche schon bekannt oder doch zugänglicher geworden sind.

Zuerst das Fastnachtsspiel von 1557, betitelt das Narrenschneiden. Es ist diess ein besonders charakteristischer Ausdruck und Ausfluss der satirischen Richtung welche durch inneren Zug und auf Anlass der Zeitumstände die deutsche Litteratur schon zu Ende des Mittelalters genommen hatte und dann noch mehrere Generationen darüber hinaus, noch in dem Nachmittelalter des 16. Jh. verfolgte. Wir kennen dieselbe von früheren Theilen unsrer Darstellung her. Gleich mit Beginn dieser Richtung hatte man auch begonnen all die Thorheiten und Gebrechen und Verbrechen der Menschenwelt, all die sittliche Verkehrtheit und Verderbniss als eine grosse Narrheit, das Leben und Treiben Aller gleichsam als ein einziges Fastnachtsspiel zu betrachten: man fasste den Begriff der Narrheit im alttestamentlichen Sinne, wo der Unkluge wie der Böse Narren und Thoren heissen, weil dieser wie jener von der Bahn der Weisheit weicht, nur dass hier gegen die göttliche, dort bloss gegen die menschliche Weisheit gefehlt wird.

Und von dieser Art der Weltanschauung ist das Narren-

schneiden Hans Sachsens nächst dem Narrenschiff von Sebastian Brant das berühmteste Ergebniss, seinem poetischen Werthe nach aber weit vorzüglicher als das Narrenschiff.

Die Absicht des Fastnachtsspieles ist, hinzuweisen auf die hauptsächlichsten Untugenden des Menschen, Hoffart, Geiz, Neid, Unkeuschheit, Völlerei, Zorn und Trägheit, auf den Ursprung dieser Untugenden die Eigenliebe und die Eigenwilligkeit, und damit auch auf das Mittel zu deren Unterdrückung, nämlich Selbstbeherrschung und Erkenntniss seiner selbst und andrer. Originell ist nun (ich wenigstens kenne kein älteres Beispiel solcher Fassung) wie diess alles zur dramatischen Anschauung gebracht, wie die Summe all jener Laster nebst den übrigen die noch daran hangen in der Person eines einzigen Menschen, gleichsam des Urnarren, gezogen wird. Ein Arzt tritt vor die Gesellschaft die zur Fastnachtlust sich versammelt hat; er sei herauf beschieden worden um hier etlichen Kranken zu helfen; er habe auch Hilfe gegen alle Krankheiten; und dessen zur Bewährung hebt er sein Doctordiplom mit dem Siegel daran in die Höhe. Nach längerem wie es beinah scheint vergeblichen Warten kommt endlich der grossbauchige Kranke an zwei Krücken hervorgehinkt und klagt sein Leid, wie er geschwollen sei, wie es sich Tag und Nacht in ihm rühre und zapple, und keine Purganz wolle helfen. Der Doctor forscht dem Uebel in der bekannten Weise früherer Zeiten nach, und siehe da! der Mensch steckt voller Narren. Der Kranke glaubt das ungern und erst als er in einem vorgehaltenen Spiegel seine Narrenohren sieht. Nun aber, wie helfen? Der Arzt erklärt, dem Uebel sei nur beizukommen durch Aufschneiden des Bauches; er wolle es der Armuth des Kranken wegen umsonst thun; letzterer entschliesst sich mühsam und halb überwältigt. Nun beginnt die Operation unter beständigem Zetergeschrei des Geschnittenen; einen Narren nach dem andern holt die Zange des Arztes heraus: den grossköpfigen Narren der Hoffart, den viereckichten des Geizes, den bleichen und dürren des Neides, den der Unkeuschheit der wie ein Haufen Kehricht herunterhängt; sodann den der Völlerei; wieder einen der dem Arzt in die Zange beisst, das ist der Narr des Zornes; nach diesen noch einen, schwer wie ein gross Stück Holz, den der Trägheit; endlich, da der Bauch gleichwohl hart und geschwollen bleibt, auch noch das Narrennest, sonst würde ja der Kranke

nur wieder junge Narren ausbrüten. Das ist ein wilder wüster Klumpen in welchem noch allerlei beisammen steckt, falsche Juristen, Alchymisten, Wuchrer, Lügner, Spottvögel, Grobiane, Eifersüchtler, „Spieler, Schützen und Jägersleut Die viel verthun um kleine Beut, Summa Summarum wie sie gnannt Dr. Sebastianus Brand in seinem Narrenschiff zu fahren.“ Das Nest wird in die Pegnitz geworfen, den Fluss an welchem Nürnberg liegt, und der Kranke wieder zugenäht. Der steht auf und hüpft und springt in den Freuden seiner neuen Gesundheit: „Wie hatten mich die Narrn besessen! Sagt, hatt' ichs trunken oder gessen! Fort wollt' ich meiden solche Speis.“ Nein, erwiedert der Arzt, „Von dem kamen die Narren dein, Dass dir gefiel dein Sinn allein, Und liesst deim eignen Willen Raum.“ Der Kranke verspricht sich in Zukunft besser zu halten; „O wie ohn Zahl in dieser Stadt Weiss ich armer und reicher Knaben Die auch mein schwere Krankheit haben, Die doch selber empfinden nicht Noch wissen was ihnen doch gebricht. Die will ich all zu euch bescheiden, Dass ihr ihn müsst den Narren schneiden: Da werdt ihr Gelds gnug überkommen, Weil ihr von mir nichts habt genommen.“ Er dankt und geht. Der Knecht ruft die Wohnung seines Meisters aus; dieser selbst aber schliesst, indem er noch ein gutes Recept gegen jene Krankheit angiebt: „Ein jeglicher dieweil er lebt, Lass er sein Vernunft Meister sein Und reit sich selbst im Zaum allein, Und thu sich fleissiglich umschauen Bei Reich und Arm, bei Mann und Frauen, Und wen ein Ding übel ansteh, Dass er desselben müssig geh, Richt sein Gedanken, Wort und That Nach weiser Leute Lehr und Rath. Zu Pfand setz ich ihm Treu und Ehr Dass alsdenn bei ihm nimmermehr Gemeldter Narren keiner wachs, Wünscht euch mit guter Nacht H. S.“

Dieses Fastnachtsspiel kann uns beides belegen, die Erfindungsgabe des Dichters und den sittlichen Ernst seines Gemüthes welcher die Fastnacht wählt um sich auszusprechen, aber gemäss dieser Zeit sich hinter schalkhafte Formen birgt. Letztere Eigenschaft hat ihren Theil auch an dem andern Drama, der Komödie von den ungleichen Kindern Evae, wie sie Gott der Herr anredt; eigne freie Erfindung dagegen hat hier weniger gewaltet: dieser Stoff lag schon als Märchen des Volkes vor: hier war die Aufgabe des Dichters und ist sein Verdienst nur die angemessene Gestaltung in Dramenform.

An zwei Orten weist uns das alte Testament darauf hin, woher nach der ursprünglichen Gleichgeschaffenheit der Menschen die Rechts- und Standesungleichheit gekommen sei, in der Geschichte der Söhne Noahs welche den Gegensatz von Freiheit und Knechtschaft auf die sittliche Ungleichheit dieser Urväter des neuen Menschengeschlechts zurückführt, und mehr mit Berücksichtigung des verschiedenen Berufes, der aber natürlicher Weise auch Verschiedenheit der Standesrechte mit sich bringt, in der Geschichte Kains des Brudermörders, welcher als Ahnherr der wandernden Hirten, der Spielleute und der Schmiede bezeichnet wird, so dass die harten unstäten Gewerbsarten und die der Mensch nur treibt um anderen zu dienen dargestellt werden als Folge der ersten grossen im Erdenleben begangenen Sünde. Diese für Geschichte und Recht bedeutsamen Ueberlieferungen nahm das Mittelalter in das vollste Leben seines Ideenkreises auf, und wie die Rechtslehre sie benützte, so baute auch die Phantasie des Volkes unbefangen und harmlos auf ihrem Grunde und in ihrer Richtung weiter und schuf daraus ein Märchen das zu den beliebtesten gehörte, das wiederholendlich selbst von Gelehrten mit Heiterkeit vorgetragen ward[1]), und mehr als einmal, in verschiedener Form, auch von unserm Dichter. Am einfachsten in einem Schwanke vom J. 1558, dessen Inhalt, in Prosa übertragen, folgender ist. Als Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben waren, bauten sie die unfruchtbare Erde und erzeugten viele Kinder mit einander. Nach Verlauf einiger Zeit liess ihnen der allmächtige Gott durch einen Engel entbieten dass er zu ihnen kommen und ihren Haushalt schauen wolle. Da war Eva froh der Gnade Gottes, kehrte das ganze Haus und

1) Bl. f. litt. Unterh. 1846. No. 222. 223. Leseb. 3, 1. 369. Pfeiffers Germania 10, 429 ff. [Span. Dorfgeschichten von Fernan Caballero: Ehre ist mehr werth als Würden Cap. I (Deutsch v. Lemcke, Paderb. 1862. S. 161 fg.) „ihr müsst wissen, dass die Apostel den Herrn eines Tages um Erlaubniss baten ihm ihre Kinder zu bringen, und der Herr gewährte es ihnen. Da brachten sie ihm denn die grössten und schon ordentlich gekleideten, und der Herr sah sie und beschenkte sie. Als das aber nun die jüngeren und noch 165 nackten erfahren, da wollten sie auch hin, und die Apostel kamen wieder mit dieser Bitte zu dem Herrn. Aber der Herr antwortete ihnen: „Nein, die mögen bleiben und die andern bedienen.“ Und daraus seht Ihr, warum Einige geboren werden zu dienen, und Andere um bedient zu werden.“]

schmückte es mit Gras und Blumen, badete und strählte ihre schönsten Kinder, legte ihnen frischgewaschene Hemden an und ermahnte sie wie sie vor dem Herrn sich höflich neigen, ihm die Hände bieten und züchtig prangen sollten. Ihre ungestalten Kinder hingegen barg sie ins Stroh und Heu oder versteckte sie ins Ofenloch, aus Furcht, der Herr würde über diese sein Missfallen äussern. Als nun Gott der Herr eintrat, standen die schönen Kinder in der Reihe da, empfiengen ihn, neigten sich, boten ihm die Hände und knieten nieder. Der Herr aber fieng an sie zu segnen, legte seine Hände auf den ersten Knaben und sprach: „Du sollst ein gewaltiger König werden,“ zu dem zweiten: „Du ein Fürst,“ zu dem dritten: „Du ein Graf,“ zu dem vierten: „Du ein Ritter,“ zu dem fünften: „Du ein Edelmann,“ zu dem sechsten: „Sei ein Bürger (d. h. ein Patricier),“ zu dem siebenten: „Sei ein Kaufmann,“ zu dem achten: „Du werde ein gelehrter Doctor,“ gab ihnen also allen seinen reichen Segen. Eva jedoch, diess mit ansehend und die Milde des Herrn erwägend, gedachte: „Ich will auch meine ungestalten Kinder holen, dass sich Gott ihrer erbarme,“ lief hin und langte sie aus dem Stroh und Heu und dem Ofenloch und führte sie vor Gott, eine unlustige, russige, gestrobelte, grobe, beschmutzte Rotte. Da lächelte der Herr, sah alles an und sprach: „Ich will sie auch segnen,“ legte dem ersten die Hände auf: „Du sollst werden ein Bauer,“ dem andern: „Du ein Fischer,“ dem dritten: „Sei ein Schmied,“ dem vierten: „Sei ein Lederer,“ dem fünften: „Ein Weber,“ dem sechsten: „Ein Schuster,“ dem siebenten: „Ein Schneider,“ dem achten: „Ein Hafner,“ dem neunten: „Ein Karrenmann,“ dem zehnten: „Ein Schiffmann,“ dem elften: „Ein Bote,“ dem zwölften: „Du sollst ein Hausknecht bleiben dieweil du lebest.“ Als Eva dieses alles hörte, sprach sie: „Herr, wie theilst du deinen Segen so ungleich? Hab' ich doch alle Kinder geboren, und deine Gnade sollte über alle gleich ergehn.“ Der Herr aber erwiederte: „Eva, das verstehst du nicht. Mir gebührt und ist Noth dass ich die ganze Welt mit deinen Kindern versehe; wenn sie alle Fürsten und Herren wären, wer sollte Korn bauen, dreschen, mahlen und backen? wer schmieden, weben, zimmern, bauen, graben, schneiden und nähen? Jeder soll seinen Stand vertreten, dass einer den andern erhalte, und alle ernährt werden wie im Leibe die Glieder.“ Da antwortete Frau Eva:

„Ach Herr, vergieb! ich war zu rasch, dass ich dir einredete; dein göttlicher Wille geschehe an meinen Kindern!“ So das Volksmärchen: mit kindlich leichtem Sinne begründet es den Unterschied der Stände nicht auf einen sittlichen Unterschied zwischen jenen ersten Kindern, sondern theils nur auf den von Wohlgestalt und Missgestalt, theils und noch mehr auf die Schuld Evas die den Herrn hintergehen will, theils sogar auf eine Art von Laune Gottes. Auf bessere Motive gieng, wie wie sich gebührte, Hans Sachs bei der Dramatisierung aus; er versuchte diese zweimal in einem und demselben Jahre, 1553. Zuerst schrieb er da ein „Spiel,“ wie der Herr Evae Kinder segnet; auch hier sind es schöne und hässliche von Anfangs gezeigte und noch zurückgehaltene Kinder, zugleich aber auch gute und böse, indem die ersteren auf Gottes Geheiss und Frage ihre Gebetlein wohl hersagen können, die später geholten dagegen nicht. Sodann, keine zwei Monate später, die Komödie die unsrer Besprechung vorliegt: hier ist mit jenem Märchen noch die Mordthat Kains verflochten, damit an die Spitze der guten Kinder Abel, an die der bösen Kain könne gestellt werden, und Eva verbirgt auch die bösen Kinder nicht, die Unsauberkeit in welcher sie erscheinen ist allein von ihnen selbst verschuldet; hier geht also der Dichter zu einem guten Theil auf die biblische Urgeschichte zurück. Die nächste Anregung aber zu diesem zweiten Drama gab ihm, wie er selbst berichtet, Philipp Melanchthon durch eine Erzählung des Märchens in lateinischer Prosa, obschon dieselbe eigentlich nur zu dem älteren Spiele stimmt, von dem Morde nicht erzählt, wohl aber vom Verstecken der Kinder. Sie sehn mit wie besondrem Wohlgefallen Hans Sachs bei dem ernsten Scherz dieser Apocryphe verweilte: in wenigen Jahren hat er dieselbe dreimal, in dem einen sogar zweimal bearbeitet. Und diese verschiednen Bearbeitungen gegen einander zu stellen ist von Interesse für die Beurtheilung des Dichters. In der bloss erzählenden hält er sich gut episch an das Märchen selbst in seiner alten echten Gestalt, wo die Kinder ohne bestimmten Charakter und selber ganz schuldlos sind an dem Schicksale das Gott ihnen zuweist. Bei der Dramatisierung wäre das gleiche nicht wohl angegangen: daher wird schon in der ersten ein sittliches Motiv wenigstens hinzugefügt, und in der zweiten, die natürlich auch die bessere sein sollte, wirkt

dieses ganz allein: keine Versteckung, keine Verspätung der Kinder, sondern nur die einen fromm und gesittet, die andern ungesittet und unfromm, und mit echt dramatischer Individualisierung treten aus den zwei entgegengesetzten Haufen zwei Hauptpersonen, zwei bestimmt abgegrenzte Charaktere hervor und einander entgegen, Abel und Kain. In solcher Art ist schon die Composition des Ganzen mit Geschick gehandhabt; gar lobenswerth aber ist wegen ihres Reichthums an drastischen Zügen die Ausführung. Mit welcher schalkhaften Naivität setzt sich z. B. der Dichter über alle historische Möglichkeit hinweg, indem er Gott eine förmliche Kinderlehre halten, die Kinder eins nach dem andern die zehn Gebote, das Vaterunser und den christlichen Glauben hersagen und auf alle Katechismusfragen auch beinahe wörtlich wie aus dem Katechismus Lutheri antworten lässt; dabei eben besteht die Rotte Kains sehr in Unehren und Kain selbst betet das Vaterunser so: „O Vater Himmel unser, Lass uns allhie dein Reich geschehen, In Himmel und in Erden sehen, Gieb uns Schuld und täglich viel Brot, Und alles Uebel, Angst und Noth. Amen." Und den Gläuben bekennt Dathan: „Ich glaub an Gott, Himmel und Erden, Und auch des Samens Weib muss werden, Und des heiligen Geistes Namen, Die Sünde, Fleisch und Leben. Amen." Denn das Ganze sollte eine Komödie sein, und solche Dichter-Keckheiten konnten den Reiz der Komik nur verschärfen; zudem war es noch auf einen anderen Zweck abgesehn: diese von Gott selbst gehaltene Kinderlehre wird sichtlich im Interesse der Lutherischen Reformation gehalten, und der Unglaube und die Unwissenheit der missrathenen Kinder kehren mehrfach eine papistische Farbe heraus.

Ein grosser Fehler jedoch an welchem dieses Drama leidet ist vorher schon angedeutet worden: es soll eine Komödie sein, und ist auch in den meisten Theilen ganz als eine solche ausgeführt; gleichwohl kommt darin auch die Ermordung Abels, es kommt das Urtheil über den Mörder darin vor, Ereignisse von wesentlich tragischer Art. Ein antiker oder ein guter neuerer Dichter hätte sich diess widerstrebende Gemisch, bei welchem alle Einheit der Stimmung, ja selbst die Einheit der Idee verloren geht, schwerlich zu Schulden kommen lassen. Hans Sachs aber, höchst unbefangen, setzt sich auch darüber hinweg: die Engel tragen ja die Leiche fort, und an Kains Stelle wird Seth

zum Erstgeborenen eingesetzt: da ist ja der Ausgang ein ganz heiterer, da ist es ja doch eine Komödie. Allerdings wäre auch ohne jene tragische Einschaltung keine rechte Dramatisierung, ohne sie nämlich keine individuelle Charakteristik möglich gewesen, so dass Lob und Tadel des Stückes wirklich in einem und demselben Punkte zusammentreffen. Entweder musste Hans Sachs aus dieser Geschichte gar kein Drama machen, oder wenn er es einmal that, dann auf diese Art; mit den blossen Personen und Namen Abel und Kain, ohne den Tod des ersteren, gieng es nicht, da schon hinter diesen Namen allein immer doch der Gedanke an den kommenden Brudermord gelegen und unheimlich gedroht hätte. Auf einen zweiten vielleicht noch grösseren Fehler macht uns die Schlussrede des Herolds aufmerksam. Bis zu dieser Schlussrede konnte man meinen, die Idee, welche Hans Sachs durch sein Drama veranschaulichen wollte, sei dieselbe, die dem alten Märchen zu Grunde liege, dass nämlich die Berufs- und Standesungleichheit der Menschen schon durch die ersten Eltern und Kinder verschuldet und dass sie eine Anordnung der göttlichen Gnade und Gerechtigkeit selber sei. In dem Epilog aber, welcher doch die Moral des Ganzen geben soll, in welchem der Dichter sagen will, was er durch seine Dichtung zu lehren bezwecke und was der Zuschauer daraus zu seinem Besten lernen könne, berührt Hans Sachs jenen Gedanken des Märchens gar nicht; er stellt da gar keinen einheitlichen Mittelgedanken auf, sondern neben und nach einander vereinzelte lehrhafte Beziehungen, dass Adam und Eva an den Sündenfall und dessen Folge erinnern sollen, dass Abel die Gottesfurcht zeige und Kain die Gottlosigkeit, und dass Gottes Auftreten die Zuversicht auf Gott erwecken und bekräftigen solle. Vielleicht aber ist zu Ehren des Dichters anzunehmen, dass er den eigentlichen Grundgedanken nur darum nicht noch eigens hervorgehoben habe, weil er meinte, der verstehe sich von selbst, und es genüge deshalb, wenn er nur auf die andren untergeordneten Lehren hinweise. Vielleicht, jedoch nicht wahrscheinlich.

So ist an dem einen Theile von Hans Sachsens Werken weniger, an andern mehr, immerhin aber an fast allen zu tadeln, sobald man an sie den Maassstab absoluter Kunstgesetze legt. Indessen schon bei solcher strengeren Beurtheilung wird unser Gemüth dennoch von achtungsvoller Rührung erfüllt, wenn

wir den Jüngling, den Mann und noch den Greis immerfort, unermüdet, unablässig ankämpfen sehn gegen die Unzulänglichkeit des an Fähigkeit und Bildung ihm verliehenen Maasses, ihn ankämpfen sehen nach einem Ziele hin das ihm und seiner Zeit noch unerreichbar in weiter Ferne stand. Wie viel mehr aber muss sich die Achtung und Anerkennung steigern, wenn wir, billiger noch und gerechter, ein Urtheil mehr von relativer Art walten lassen, wenn wir Zeit und Boden nicht aus dem Auge verlieren in denen der Dichter wurzelte, wenn wir zurückblicken auf das Vorangegangene und hin auf das Geschlecht das mit ihm lebte und nach ihm. Da wahrlich verstummt jenes halb mitleidige Lob, und vor uns steht ein Dichter, dessen Liebenswürdigkeit uns gewinnt, dessen ungewöhnliche Grösse wir bewundern müssen.

Wohl war Hans Sachs der Sohn seiner Zeit, aber in allen Dingen der erstgeborene Sohn; er mit seinen Dramen darf uns nicht bloss Stellvertreter aller übrigen sein: er muss uns auch als deren Führer, als überragendes Haupt derselben gelten. Wir werden deshalb an diesen Uebrigen kein grosses Unrecht thun, wenn wir sie mit kürzeren schnelleren Worten abmachen und nur mit eilend leichter Berührung an dem vorübergehn, was auch sie geleistet und verfehlt, wie auch sie gesucht und gestrebt, und geirrt, theilweis sogar bis zu entschiedenem Rückschritte geirrt haben. Schon so gekürzt ist die Erörterung eben kein erquickliches Geschäft und ich bedauere, von der Geschichte genöthigt, grade damit den Schluss bereiten zu müssen.

Gross, überaus gross ist die Menge derer, die das 16. Jh. hindurch Dramen von höherer Kunst der Form, von weiterer Ausdehnung des Stoffgebietes, so wie die Antike es gelehrt und das lebendige Beispiel Hans Sachseus es gezeigt hatte, zu dichten suchten und vermeinten. Von bedeutenden Namen ist darunter kaum ein einziger mehr: aber auch so ist die Erscheinung charakteristisch: es waltete ein massenhaftes Bewusstsein von der Wichtigkeit der Aufgabe; allen Versmachern, dem ganzen Volk ahnte etwas von diesem Ziel der werdenden Litteratur. Aller Orten, namentlich in den grösseren Städten dramatische Aufführungen, bald in vollster Oeffentlichkeit durch Bürger die sich zusammengethan oder durch die Meistersänger des Ortes[1]), bald

1) Heinr. Schreiber a. a. O. 21.

in beschränkterer durch die Studenten und Schüler, durch diese dann nicht selten in den beiden Sprachen des Alterthums[1]), immer aber an festlicheren Tagen, wo eine Erholung und Erhebung durch das Wort des Dichters passlich und das Spiel keine Vernachlässigung der Arbeit war, zur Fastnacht also, bei Schulfeierlichkeiten, und an Festen der Kirche. Für Basel können wir Beispiele solcher Aufführungen namentlich aus der Lebensbeschreibung Felix Platters[2]) schöpfen: da ward einmal Pauli Bekehrung, die Valentin Bolz von Ruffach gedichtet, auf dem Kornmarkt, die keusche Susanna auf dem Fischmarkt, im Gymnasium die Hypocrisis, ein lateinisches Stück, und alljährlich beim Rectoratsessen von den Studenten eine Komödie in der Augustinerkirche gespielt. Für die keusche Susanna war die Bühne über dem Brunnen auf dem Fischmarkt geschlagen, und Susanna wusch sich aus eben diesem Brunnen; bei Pauli Bekehrung war der Himmel aus welchem Gott blitzte oben am Pfauen angebracht: der Blitz war eine feurige Rakete, „so dem Saulo als er vom Ross fiel die Hosen anzündet.“ Noch schlimmer wäre es fast bei einem Studentenspiel gegangen, dem Hamanus, der Geschichte von Esther und Haman: hier blieb ein Sohn des letztern, welcher gehenkt ward, durch einen Fehltritt wirklich hangen, „und hett der Henker nit gleich den Strick abgeschnitten, wäre er erworgt; hat davon ein rothen Striemen um den Hals bekommen.“ Mit den Aufführungen im Gymnasium verband sich um die Kinder ihren Eltern überall und besser zu zeigen, ein Umzug derselben durch die ganze Stadt. So bei der Hypocrisis, wo Felix Platter eine Gratie spielte. „Man legt mir,“ so berichtet er, „der Herwagenen Tochter Gertrud Kleider an, die mir zu lang, also dass ich im Umherziehn durch die Stadt die Kleider nit aufheben konnt und sehr verwüstet; musst auf dem Fischmarkt in meines Schneiders Haus von denen, so umzogen, abweichen und daselbst die Kleider waschen. Zwingerus war die Psyche, Scalerus (Scholer) die Hypocrisis. Gieng wohl ab, allein der Regen kam zuletzt, welcher das Spiel verderbt und macht dass wir uns verwüsten.“ Die Spiellust war allgemein, doppelt gross aber unter der Jugend durch solche Schulkomödien und

1) Streuber, Sonntagstheater 47. Felix Platter 122 fgg.
2) S. 122 fgg.

durch das Beispiel der Alten. Felix Platter erzählt: „Wir Knaben also jung wollten unterweilen Spiele machen. In meines Vaters Höflein wollten wir auch den Saulum spielen, weil wir etlich Sprüch aus der Burger Spiel gelernt hatten. Der Roll war Saulus, und ich der Herrgott, sass auf dem Hühnersteglein, hatt ein Scheit für einen Blitzstral, und als der Roll auf einem Scheit vorüber ritt gen Damascum, warf ich den Stral nach ihm, traf ihn auf ein Auge, dass er blutete und weinte, und sprach, er wäre arm und von den Seinen verlassen, darum plagten wir ihn, es werde uns auch noch dazu kommen. Das gieng mir zu Herzen, hab oft daran in der Fremde, wo mir etwas widerwärtiges widerfuhr, gedacht." Die Spiellust war allgemein, hier in Basel und anderswo: die Obrigkeiten traten ihr so wenig entgegen, dass sie ihr gelegentlich sogar Vorschub leisteten. Als im J. 1598 die Meistersänger zu Freiburg im Breisgau die Enthauptung Johannis aufführen wollten, bedrohte der Stadtrath jeden mit Thurmstrafe der nicht zu den Proben kommen würde[1]). Man brauchte jedoch nur solche bequeme Trägheit zu strafen, denn sonst fehlte es gar nicht an Theilnahme: eben dort gereichte es zur Empfehlung, in einem Stücke mitgespielt zu haben, und es konnte z. B. ein Student der eines Sonntags die keusche Lucretia hatte aufführen helfen darauf betteln, indem er des Montags, noch mit den Kleidern und dem Barte seiner Rolle angethan, vor die Häuser gieng[2]). Die Spiellust war allgemein, Jeder drängte sich Theil zu nehmen, und es kam jetzt noch und kam aufs neue wie im Mittelalter, dass die Bürger zu Hunderten mitwirkten. So in jenem Stücke von Pauli Bekehrung: „Der Rudolf Frei war Hauptmann, hatte bei hundert Bürger, alle in seiner Farb angethan, unter seinem Fähnlein[3])." Diese Hundert hatten natürlich bloss eine stumme Rolle: aber es gab Dramen wo ebensoviel und noch mehr neben und nach einander auch zum Mitsprechen kamen. In dem Saul von Matthias Holzwart traten hundert redende und fünfhundert stumme Personen auf. Dergleichen aber ward nur möglich indem man auch sonst mit der Composition ins Maasslose und Ungeheure und aus dem Drama zurück in die Epik sich verlor. Dieser Saul z. B. be-

1) Schreiber a. a. O. 21. 2) Ebenda 22.
3) Fel. Platter 122.

fasste nicht weniger denn zehn Acte, ein andres aus dem Spanischen herübergenommenes Stück, Calixtus und Meliböa, deren sogar 19 [1]); Johannes Brummer brachte den Verlauf der ganzen Apostelgeschichte in eine einzige Tragicokomödie: zur Aufführung derselben waren 246 Personen erforderlich. Solche Dramen waren dann auch nicht auf einmal abzuthun, und man musste wie vordem die Fortsetzung an einem zweiten Tage folgen lassen. Der Saul und diese Apostelgeschichte sind von den Jahren 1571 und 1592, sind also nach dem Tode, nach dem vorangegangenen Leben und Wirken Hans Sachsens gedichtet, und doch haben die Verfasser keine beschränkende Mässigung von ihm gelernt, sind maasslos trotz einem Dramatiker des Mittelalters. Und noch in anderen Beziehungen führt letzteres immer noch sein Leben fort, oder besser, sein langsames Sterben. Neben Stücken von entschieden protestantischer Tendenz, z. B. dem „lustigen Gespräch zwischen etlichen Personen von wegen der Mess, wie sie in tödlicher und schwerer Krankheit liegt und ihr nimmermehr zu helfen ist [2])“ oder dem „Neuen deutschen Bileamsesel, wie die schöne Germania durch arge List und Zauberei ist zur Pabsteselinn transformieret worden, jezund aber, als sie vom Wasser aus dem weissen Berge (Wittenberg) fliessend getrunken, durch Gottes Genad schier wieder zu ihrem rechten Aufsitzer gekommen [3]),“ neben und trotz solchen Stücken kam doch unter den Protestanten selbst und gänzlich gegen ihr eigenes Wollen beinah wieder das alte Mysterium auf. Schon bei Hans Sachs, indem er gegen das Ende seines Lebens sich mit den Tragödien fast ganz auf biblische Stoffe einschränkte; noch häufiger dergleichen bei den andern und sogar späteren, und hier ebensowohl mit Benutzung des neuen als des alten Testaments, während Hans Sachs, auch so noch immer einen richtigen Tact beobachtend, alttestamentlichen Stoffen den Vorzug gab. Die weltliche Tragödie gieng darüber fast von neuem verloren: aus der Profangeschichte, aus Romanen, aus Novellen glaubte man nur Komödien und Fastnachtsspiele schöpfen zu dürfen; und ward einmal ein Stoff dieser Art in ernsterer Form behandelt, so schlug sie doch, wiederum ganz mittelalterlich, stellenweis gern in das Tragi-

1) Gottsched 1, 52 fg. 2) Ebenda 1, 83.
3) Ebenda 1, 54.

komische um. Z. B. das Spiel der Urner von Wilhelm Tellen, ihrem Landsmann und ersten Eidgenossen, geht sonst in guter durchweg ernster Haltung einher: doch aber muss, nachdem der Herold schon den Beschluss gesprochen, noch der Narr auftreten und wenn nicht durch närrische Worte, doch durch seine Kleidung und die Gebärden mit denen er spricht das Ganze in einen lächerlichen Schnörkel wenigstens endigen lassen. Also auf mehrerlei Weisen und Wegen Rückfälle in die mittelalterliche Dramatik: gleichwohl schritt auch die Befreundung mit der Antike ununterbrochen fort, und die Zahl der Bearbeitungen griechischer und römischer Tragödien und Komödien mehrte sich fast alljährlich; ja zwei Baslerische Dichter, Sixt Birck und Johannes Kolross, versuchten selbst die Wiedereinführung des antiken Chorgesanges[1]): es sind das zugleich die ersten Versuche der neueren deutschen Litteratur im Vers- und Strophenbau des classischen Alterthumes.

In solcher Art war das 16. Jh. auch für das Drama Deutschlands eine Zeit höchst unklarer Gährung und einer Gährung die vor Langerweile fast wieder in sich selbst ermattete: Altes kämpfte mit Neuem, Einheimisches mit Fremdem, beides jedoch ohne die rechte Kraft: denn das Alteinheimische war in sich abgestanden, und das Neue und Fremde für jezo nur ein Haufe von Theoremen die unter die Menge geworfen waren, zu denen aber noch die entsprechenden Mittel der Verwirklichung fehlten. Ganz derselbe Zustand nach denselben Vorgängen und Anlässen[2]) war gleichzeitig über England und Frankreich gekommen: da äusserte sich die unruhige Verwirrung der Kunst selbst in einer abenteuerlich gemischten Namengebung: sie seien die besten Schauspieler, rühmen sich die welche in Shakespeares Hamlet auftreten, die besten Schauspieler in Tragödie, Komödie, Historie, Pastorale, Pastoral-Comicale, Historical-Pastorale, Tragical-Histo-

---

1) [Paul Rebhuns ähnliche Versuche, auch bezüglich der Einführung antiker Versmaasse: Paul Rebhuns Dramen, herausgeg. von Hermann Palm. Stuttgart, litt. Verein, 1859.]

2) Frankreich: Antikes Drama: Sainte-Beuve 1, 260 fg. Moralitäten nach Art der Mysterien: Sainte-Beuve 1, 251 fg. Sonstige Fortdauer des mittelalterl. Dramas: 274.

ricale, Tragical-Comical-Historical-Pastorale u. s. f.[1]), und eben so gegen das J. 1600 auf dem Repertoire der französischen Bühnen[2]). Die Deutschen liessen sich auf solche Spitzfindigkeit der Namen nicht ein: vielleicht aber war bei ihnen die Verwirrung der Dinge darum nur noch grösser. Sie stunden da, ein litterarisches Geschlecht welches das Sollen und Wollen in sich trug: aber ihnen gebrach das Können; sie stunden da wie Tantalus: sie streckten die Hand aus nach der goldenen Frucht: aber immer trieb die Strömung des abfliessenden Mittelalters sie zurück, und sie mussten es büssen, dass sie unverstandene Geheimnisse einer Gottheit den Menschen hatten verrathen wollen. Seinen Mittelpunkt hat dieses Geschlecht in Hans Sachs, in ihm ist all dieses Treiben gleichsam personificiert: aber schon deshalb hier nicht so unbehaglich: was um ihn her vielköpfig aus einander fährt, er vereinigt es innerhalb der festen Grenzen einer grossen und ganzen Persönlichkeit; und eben einer grossen: mag auch er inmitten seiner Zeit stehn, er ist die hoch emporragende Mitte.

Auf zwiefachem Wege endlich ward diese grosse, hundert Jahr lang wühlende Verwirrung des deutschen Dramas beruhigt und abgeschlossen und der Same den die Studien des classischen Alterthumes ausgestreut zu einem gesunderen und mehr nachhaltigen Aufgang gebracht. Einmal indem nach Beginn des 17. Jh. die ganze gesammte Litteratur der Deutschen, die Poesie wie die Prosa, sich von Grund auf erneuerte, endlich jetzt, gleichsam zertreten von den ehernen Schritten des dreissigjährigen Krieges, auch in der Litteratur das Mittelalter vollkommen zu Grunde gieng, und eine neue Zeit anhob und ein Geschlecht erstand von höherer Bildung, von besserem Berufe zur Classicität; indem namentlich eine neue Lyrik begründet und damit auch dem Drama, das bisher immer noch und auch bei Hans Sachs viel zu episch gewesen, eine tiefer gehende lyrische Beseelung gesichert ward. Dann aber brachte die gleiche Zeit noch für das Drama insbesondere einen Fortschritt von kaum zu ermessendem Folgenreichthum. Jetzt nämlich, jetzt zuerst auch in Deutschland, bildete sich ein eigener Stand und Beruf wirklicher

1) Hamlet 2, 2.
2) Sainte-Beuve 1, 296.

Schauspieler. Man ward mit der Möglichkeit eines solchen von England her bekannt: vom ersten Jahre des 17. Jh. an bis um die Mitte desselben durchzogen Englische Komödianten, nachdem sie vorher schon in Holland den Continent betreten hatten, die Städte und die Höfe Deutschlands und spielten, überall willkommen geheissen, ja mit Ehren aller Art ausgezeichnet, ihre theils aus dem Englischen verdeutschten, theils nur in Englischer Art neu verfassten Stücke[1]); hieher nach Basel kamen sie erst im J. 1651, wiederholten aber den Besuch gleich in den folgenden Jahren. Das Beispiel dieser Engländer weckte durch ganz Deutschland die Nachahmung: Jünglinge selbst von guter Herkunft schlossen sich ihnen an; andre gründeten für sich neue deutsche Gesellschaften. Denn unehrenhaft fand man diesen Beruf erst gegen das Ende des 17. Jh.: erst da fieng die eifernde Geistlichkeit an, wie z. B. der jüngere Lassenius, dessen Vater selbst zuerst Schauspieler, dann Prediger gewesen, die Komödianten zusammenzustellen mit „Gaukel- und Taschenspielern, Quacksalbern, Zahnbrechern, Glückstöpfern und dergleichen Geschmeiss und Gesind, so zu anders nichts dienet, dann dem gemeinen Mann fein artlich und mit einer guten Manier das Geld aus dem Beutel zu ziehen[2]).“ Ein Glück dass diese Beurtheilung nicht schon früher, nicht von jeher und überall gegolten: denn ohne Schauspieler ist auch kein Drama möglich, und mit dem Theater steht und fällt die letzte Vollendung aller Dichtkunst.

Dass unsere Dichtkunst ihre Vollendung durch das Drama gefunden, dankt sie zunächst und zuletzt jenen Englischen Komödianten. Sie waren es, die der deutschen Dramenlitteratur neue Stoffe, neue Formen der Behandlung, z. B. den prosaischen Dialog, die ihr Shakespearische Muster und Muster seiner grossen Zeitgenossen zuführten[3]), die das weltliche Drama wieder zu

---

1) Gedruckte Sammlung derselben: Englische Komedien und Tragedien sampt dem Pickelhering 1620, andrer Theil 1630.

2) A. Hagen, Shakespeares erstes Erscheinen auf den Bühnen Deutschlands S. 10.

3) [Shakespears und seiner älteren Zeitgenossen Einfluss auf die deutsche Litteratur seit den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrh. zeigt sich am ersten und bedeutend in den Dramen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig-Lüneburg, geb. 1564, gest. 1613: die Schauspiele des Her-

Ehren brachten, die dem beliebten komischen Element der Tragödie die gebührende Unterordnung und eine mehr künstlerische Einordnung zuwiesen: lediglich durch solche Beispiele ist es einem zweiten Nürnbergischen Dichter, Jacob Ayrer, möglich geworden sich theilweis über Hans Sachs zu erheben, so weit er auch sonst, was Beruf und eigene Fähigkeit betrifft, demselben nachsteht. Die Hauptsache jedoch und wesentlich das folgenreichste war der nun gegebene Bestand eigener Schauspielgesellschaften. Nun waren die Aufführenden nicht mehr Liebhaber die auf dem halben Wege zur Kunst und zum Ernste stehen blieben: von nun an waren es Künstler welche spielten. Und mochten sie von Ort zu Orte wandern oder, was auch bald hinzukam, an Einem Orte sich festsetzen, immer wurde die Production und die Reproduction der Dichtungen vervielfältigt und die Theilnahme des Volkes gesteigert und gebildet: nicht bloss wie vordem alljährlich einmal zur Fastnacht oder an seltneren Festen der Kirche oder der Schule ward von nun an gespielt, sondern an allen Sonntagen des Jahrs und nun auch an Wochentagen. Und während früherhin durch den Zudrang einer gesammten mitaufführenden Bürgerschaft den Dichtungen von vorn herein alles Maass der Kunst benommen war, so dass Hans Sachsens besseres Beispiel gegen den Unfug nichts vermochte, ward jetzt und für immer die Mässigung festgestellt: das kleinere Personal der Schauspielgesellschaften zwang jetzt den Dramatiker zu weiser Beschränkung, zu künstlerischer Einfachheit der Composition.

Nun erst, mit solcher Erneuerung des gesammten Dichtens und solcher Begründung einer Schauspielkunst, war endlich erlangt wonach Hans Sachs und all die Dramatiker des 16. Jh., erweckt und aufrecht erhalten durch das Beispiel der Antike, getrieben von historischer Nöthigung, aber unbewusst und für sich selbst erfolglos, gerungen hatten: nun erst war das Drama des Mittelalters abgethan und wo noch verstreute Reste desselben, wo noch Passions- und Fastnachtsspiele übrig blieben, diese zurückgedrängt in die engern und die niedern Kreise von Schulen und Bauerschaften namentlich des katholischen Deutschlands; geräumt aber und weit aufgethan das Thor zu dem Drama

---

zogs Heinrich Julius von Braunschweig, herausg. v. Holland. Stuttgart, litt. Verein 1855.]

der neueren Zeit, einer erneuten Classicität, und eröffnet der Weg, auf welchem Andreas Gryphius und Christian Weise die Vorkämpfer, auf welchem der Vertheidiger und Wiederhersteller Lessing, auf welchem endlich Göthe und Schiller wandeln sollten, siegprangend im unverwelklichem Kranz ihrer Ehren und der Ehren ihres Volkes.

Die Gottesfreunde in Basel.

Oeffentlicher Vortrag, gehalten am 1. Merz 1842.

(Aus: Beiträge zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. Zweiter Band, Basel 1843, S. 111—163.)

Einer ähnlichen Versammlung, als die ich heut die Ehre habe im Namen der Historischen Gesellschaft zu begrüssen, hat vor bald einem Jahrzehend ein von uns allen hochverehrter Lehrer und Verkündiger des göttlichen Wortes[1]) schön und mit treffender Wahrheit dargestellt, wie zwar in gewissem Sinn die ganze Geschichte der christlichen Kirche eine Reformationsgeschichte, eine zusammenhangende Reihe von bald mehr, bald minder ernsten, bald mehr, bald minder erfolgreichen Versuchen sei den uns verliehenen himmlischen Schatz zu befreien von der stäts sich erneuenden Verunreinigung durch die irdischen Gefässe; wie jedoch gegen Ablauf des Mittelalters mit der wachsenden Noth der Kirche auch diese Rettungsversuche immer dringlicher, immer tiefer eingreifend geworden seien, bis ihnen endlich die im engeren Sinne so genannte Reformation einen äusseren Halt und Bestand, einen eigenen Grund und Boden erworben, und sie in den wesentlichsten Dingen festgestellt und abgeschlossen habe.

Die hauptsächlichsten Aeusserungen nun dieses reformatorischen Lebensprincipes, die nachdrücklichsten Protestationen noch vor dem Protestantismus treten uns entgegen in dem zahlreichen buntgemischten Heere der ketzerischen Secten des Mittelalters.

---

1) Hr. Prof. Hagenbach in seinen Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation.

Eben erst des Mittelalters, nicht auch der früheren Zeit, und auch nicht aller der Jahrhunderte, welche man unter dem Namen des Mittelalters zusammenzufassen pflegt. Denn so viel Ketzereien auch das erste Jahrtausend des Christenthums eine nach der andern entstehn, eine nach der andern erlöschen sah, ein reformatorisches Streben darf man fast keiner einzigen derselben beimessen: sie hatten es meist nur mit Einzelheiten des Dogmas zu thun, mit oft so unerheblichen Abweichungen von der Glaubenslehre der Kirche, dass uns jetzt weder die Abweichungen der Ketzerei, noch die Ketzerei der kirchlichen Verdammung und Verfolgung werth erscheinen. Oder aber sie entfernten sich so weit von allen Grundwahrheiten des Christenthums, waren so sehr eine blosse Verschmelzung einzelner Sätze desselben mit philosophischen und religiösen Systemen des morgenländischen Heidenthumes, dass man sie (ich meine hier die Lehre der Gnostiker und namentlich die der Manichäer) kaum noch Ketzereien nennen darf, dass man sie vielmehr als Versuche betrachten muss, mit Benützung des Christenthumes ganz neue Religionen zu stiften. Beiderlei Ketzereien, oder wie mans nun benennen wolle, gehören so zu sagen mehr der Geschichte der Theologie als eigentlich der Kirchengeschichte an; in die Vorgeschichte der Reformation aber schlagen sie nur ausnahmsweise ein und nur stellenweise. Diese nimmt ihren rechten Anfang erst mit dem 12. Jahrhundert, mit dem Gipfelpunkt, der Blüte und Krone des mittelalterlichen Lebens: da erst beginnt, im Widerspruch mit der herrschenden Kirche und von dieser verfolgt, ein bewusstes Streben nach Läuterung und Wiederherstellung des ganzen gesammten Christenthums, im Glauben wie in der Sitte, im Gottesdienst wie in der Verfassung der Gemeinde. Erst von da an, von da an aber ununterbrochen, zieht sich unter der grossen Wüste des Katholicismus die reformatorische Ketzerei dahin wie ein weitverzweigtes geheimes Gewässer, grabend dass es unter den Füssen der sorglos oben wandelnden wankt und kracht, hie und da auch sich ans Licht arbeitend, bald als klarer Quell, bald wohl auch als trübe Lache, bis endlich der ganze volle helle Strom, bis die Reformation selbst hervorbricht, und mit ihr ein neues Zeitalter der Kirche, des gesammten Menschenlebens.

Der Kern und Mittelpunkt dieser grossen Bewegung waren eben dieselben Lande, die überhaupt den Kern und Mittelpunkt

alles geistigen Lebens und Strebens jener Zeit bildeten: das südliche Frankreich, das nördliche Italien, der Süden und Westen von Deutschland. Der Rhein, damals noch auf beiden Ufern ein deutscher Strom, war auch damals noch gleichsam die geistige Schlagader des deutschen Reiches: dem Rheine nach, von seinen tiefsten Niederungen an bis hinauf zu den Bergen denen er entspringt, zogen sich von Stadt zu Stadt, eng verkettet, und je öfter zersprengt, desto inniger wieder verbunden, zahlreiche Genossenschaften von Ketzern und den Ketzern nah verwandten Mystikern, von Katharern und Gottesfreunden und Brüdern des freien Geistes. Und auch Basel hat ein Glied und eines der vorzüglichsten Glieder jenes vorreformatorischen Städtebundes abgegeben, dasselbe Basel dem auch bei der späteren Reformation ein ehrenvoller segensreicher Platz in der vordersten Reihe der Kämpfer sollte zu Theil werden. Hier sass im 14. Jahrhundert, weit umher wirkend, und selbst in nächster Nähe ungekannt, das Oberhaupt einer Waldensergemeinde, hier bot sich denjenigen Mystikern, welche die Reformation ohne ketzerische Absonderung innerhalb der Schranken des Kirchengesetzes anbahnten, in demselben 14. Jahrhundert eine Zufluchtsstätte und eine Stätte fruchtbarer Thätigkeit; hier endlich mochte neben den Gottesfreunden, welcher Name zugleich jenen Waldensern und diesen Mystikern eigen war, auch die Bruderschaft des freien Geistes ihren Anhang haben, hier wie anderswo in den zahlreichen Beginenhäusern.

Das alles aber steht auf einem bisher noch kaum berührten Blatte unsrer heimatlichen Geschichte, indem die Quellen, die darüber Nachricht und Aufschluss geben, bisher entweder gänzlich unbekannt gewesen, oder doch von den Geschichtsschreibern Basels nicht sind beachtet worden; einige hier ganz besonders in Betracht kommende Urkunden hat erst in den letzten zwei Jahren der Forscherfleiss und der Scharfsinn eines Strassburgischen Gelehrten, des Herrn Prof. Karl Schmidt, ans Licht gezogen und ausgedeutet. Deshalb ist es für mich ein doppelt und dreifach gefährliches Wagestück, wenn ich dennoch die Mystik und die Ketzerei der Baslerischen Gottesfreunde zum Gegenstand des heutigen Vortrages erwähle: aber ich wage es im Vertrauen auf die Nachsicht der gelehrten Gesellschaft die ich vertrete, und auf Ihre Nachsicht vor denen ich spreche, und

tröste mich mit der Erfahrung dass Manchem eine neue Geschichte, auch schlecht erzählt, lieber ist als eine gut erzählte alte.

Vorerst wird es nützlich und nöthig sein einen übersichtlichen Blick zu versuchen auf die historischen Bedingungen und den Entwickelungsgang der gesammten deutschen Ketzerei.

Es ist eine geschichtlich bewährte und leicht erklärliche Thatsache, dass allen reformatorischen Bewegungen bald mehr, bald minder bewusst ein plebejisches Element wesentlich innewohnt, und dass sich daher die protestantische Umwälzung der Kirche gern und häufig verschwistert mit einer democratischen Umwälzung des Staates. Denn die Selbstbefreiung der Laien von der Aristocratie der Geistlichkeit hat Uebereinstimmendes genug mit der Selbstbefreiung des Volkes von einer politischen Aristocratie: der Uebergang vom einen zum andern macht sich leicht und unmerklich und wie von selbst; und obschon die heilige Schrift, auf welche als den tiefsten und festesten Grund jede Reformation zurückgeht, der Obrigkeit und somit auch der gesetzlich bestehenden Ordnung des Staates eine göttliche Berechtigung zuerkennt: so weist eben dieselbe auch auf ein Gottesreich hin, vor dem alle irdischen Reiche zunichte werden; so zeigt sie den Sohn Gottes in Knechtsgestalt, und Fischer und Handwerker als Herolde seines Worts, als Begründer der christlichen Kirche. Und diese letztere Seite, die natürliche und göttliche Gleichheit aller Menschen, und die Ebenbürtigkeit grade der Niedrigsten mit den Allerhöchsten und Grössten die je auf Erden gewandelt, diese ist es die in Zeiten der Ketzerei und der Reformation immer und immer wieder einseitig herausgekehrt, auf der die Reformation in die Revolution hinübergezogen, oder doch mit Vorliebe in die Hände des niederen Volkes ist gelegt worden. So begnügte sich Arnold von Brescia nicht als Prediger und Schriftsteller der bestehenden Lehre und Verfassung der Kirche entgegenzutreten: er stellte sich auch mit an die Spitze des Aufruhrs, welcher der päbstlichen Herrschaft über die Hauptstadt der Welt ein Ende machen sollte; so stürzte Hieronymus Savanarola, der Reformator von Florenz, die monarchisch-aristocratische Verfassung dieser Stadt, und setzte an deren Stelle eine theocratische Volksregierung; so folgte der Reformation in Deutschland der Bauernkrieg, in den Niederlanden die Abwerfung des spanischen Joches, in England die Hinrichtung des Königes

und die Republik; und wenn auch der Franciscaner Berthold in seiner Predigt gegen die deutschen Ketzer des 13. Jahrhunderts denselben noch keine revolutionären Eingriffe in das geordnete Leben des Staates vorzuwerfen weiss, so kann er doch, freilich auch diess mit einiger Schiefheit und Uebertreibung, erzählen: „Sie gehen nicht in grosse Städte: denn da sind die Leute verständig und hörten es gleich im Anfang wohl, dass es ein Ketzer wäre. Sie gehn lieber in die Weiler und in die Dörfer, und gar zu den Kindern die der Gänse hüten an dem Felde." „Es war ein böser Ketzer, der machte Lieder von der Ketzerei, und lehrte sie die Kinder an der Strasse, dass der Leute desto mehr in Ketzerei fielen."

Eine weiter gehende Erörterung dieser Wahlverwandtschaft zwischen Protestantismus und Democratie, zwischen Reformation und Revolution, eine Nachweisung der oft höchst leisen Grenzen welche da das Recht vom Unrecht scheiden, gehört nicht hieher: ich wollte nur und musste auf diese Thatsache aufmerksam machen, weil sich aus ihr, wo nicht allein, doch vorzugsweise, die räumlichen und zeitlichen Schranken erklären, inner denen sich die reformatorische Ketzerei des Mittelalters bewegt hat.

Die hauptsächlichsten und eigentlichen Ausgangspuncte derselben waren zwei Länder, in denen ein durch Handel und Gewerbsfleiss stäts anwachsender Reichthum das muthige Selbstbewusstsein der Bürgerschaften nährte, deren eines auch zuerst in der neueren Geschichte den Anfang gemacht hat mit Gründung freistädtischer Gemeinwesen: Südfrankreich und die Lombardei. Von Lyon aus verbreitete sich nach der Mitte des 12. Jahrhunderts die Lehre der Waldenser bis über Frankreichs Grenzen hinaus; und Mailand war zu der gleichen Zeit, wo es mit dem Kaiser um seine republicanische Selbständigkeit kämpfte, schon längst die abendländische Mutterstadt für zahlreiche, bis weit nach Norden hinab verzweigte Colonien der Katharer; bald sollten auch die in ihrer Heimat bedrängten Waldenser hier einen neuen Mittelpunkt, nach dem Ausdrucke von Zeitgenossen ihre geheime Hochschule finden. In Deutschland aber war die Ketzerei, nachdem sie von Italien und Frankreich her eingewandert, vorzüglich an die Rheinlande geknüpft, und hier während des 12. und des 13. Jahrhunderts beinahe noch eingeschränkt auf die zwei Städte, die sich schon damals einer mehr ausgebildeten, durch Gesetze

befestigten Organisation erfreuten, auf Köln und Strassburg. Erst mit dem 14. Jahrhundert, wo über alle grösseren Städte des südwestlichen Deutschlands, namentlich über die von Bischöfen beherrschten, der neu erwachte Geist des democratischen Bürgerthumes kam; wo die Bürger den Bischöfen ein Hoheitsrecht nach dem andern entzogen, wo sich die Handwerkerzünfte ihren Antheil an der Leitung des Gemeinwesens ertrotzten, wo also das fürstliche Recht und das adliche Vorrecht zurückweichen mussten vor der bürgerlichen Unabhängigkeit: erst zu dieser Zeit, und Hand in Hand mit diesen politischen Ereignissen, gewann die deutsche Ketzerei einen weiteren Spielraum, und es begründeten sich fast in all den bischöflichen und freien und Reichsstädten des Südens und des Westens ketzerische Gemeinden.

Bei einem so auffallenden Zusammentreffen politischer und kirchlicher Emancipation wird es schwerlich ein Irrthum sein, zwischen beiden das enge Verhältniss von Anlass und Wirkung, von Bedingung und Folge anzunehmen. Aber damit ist nur das hauptsächlichste, nur das nächste und unmittelbarste Motiv dieser religiösen Bewegungen des 14. Jahrhunderts genannt, keineswegs jedoch das ausschliesslich einzige. Noch mancherlei andre Ereignisse und Zustände von unleugbarem, wenn schon minder entscheidendem Einflusse waren theils in eben diesem Jahrhundert gleichzeitig vorhanden, theils schon in früheren begründend vorangegangen.

Bis zum 12. Jahrhundert war die deutsche Litteratur lediglich in den Händen der Geistlichkeit und deshalb selbst eine lediglich geistliche, mönchische gewesen: seit dem 12. Jahrhundert war sie die Sache der Laien, und nahm einen überwiegend weltlichen Charakter an. Dieser litterarische Aufschwung des Laienstandes, wodurch sich derselbe als gleich berechtigt, gleich befähigt der Geistlichkeit an die Seite stellte, war schon den Hohenstaufen in ihrem Kampf gegen die Anmassungen der Päbste zu Gute gekommen: man muss die deutschen Dichter des 13. Jahrhunderts und ihren Antheil an diesem Kampfe, ihre bis nach Italien selbst sich erstreckende Wirksamkeit kennen um die grosse moralische Macht, welche das Kaiserthum so lange aufrecht erhielt, gehörig zu begreifen. Noch erfolgreicher war der Besitz einer eigenen Litteratur in heimischer Zunge und das thätige Interesse das die Laien daran nahmen, noch erfolgreicher,

noch segensreicher für das neu erwachte Leben des 14. Jahrhunderts: wiederholendlich verboten und dennoch unaufgehalten, auf lateinisch verdammt und dennoch unwiderlegt, giengen die deutschen Lieder und Prosaschriften der Ketzer und Mystiker durch alle Stände des Laienvolkes von Ort zu Ort, von Geschlecht zu Geschlecht, und zündeten wohin sie kamen, und liessen wo sie gezündet hatten für lange Zeit ein unauslöschliches Feuer zurück. Sodann jene Kämpfe zwischen Pabst und Kaiser: die Hohenstaufen zwar waren erlegen, aber auch die Macht und das Ansehen des Pabstes hatte sich selbst dabei aufgerieben, und die Welt vergass ihm nicht mit wie ungeistlichen, wie unchristlichen Waffen Rom gesiegt hatte. Als nun im 14. Jahrhundert bei der streitigen Königswahl Friedrichs von Oesterreich und Ludwigs von Baiern das Pabstthum wieder versuchte auf die alte anmassliche, ja auf noch anmasslichere Weise als je einzugreifen, den feierlich gewählten Herren abzusetzen, König und Volk zu bannen: da ward der alte Groll der deutschen Christenheit von neuem belebt; da zeigte sich wie stumpf in Avignon das Schwert Petri geworden war; und auch da, wo Geistliche und Laien sich noch furchtsam beugen mochten, wehklagte das Volk zu Gott über den Statthalter Gottes.

So von neuem irre gemacht an dem ausländischen Oberhirten der Kirche, konnte man sich auch an deren einheimischen Würdeträgern wenig Trostes erholen: in der ganzen Pfaffengasse, wie man den Rhein wegen der vielen Bisthümer die er durchfloss zu nennen pflegte, führten ja die Bischöfe sammt ihren Chorherren ein mehr als weltliches Leben mit Fehde, Jagd, Wollust und jeglicher Schwelgerei; selbst die Mönche der Benedictinerabteien, die doch ihre Ordensregel zu wissenschaftlicher Thätigkeit verpflichtete, hatten sich einer herrenmässigen Vergnügungssucht ergeben; zu St. Gallen, vormals der höchsten Schule für alle Lande rings umher, traf es sich schon am Ende des 13. Jahrhunderts, dass weder der Abt noch irgend einer im Kapitel auch nur schreiben konnte. Und wenn die beiden neu gestifteten Bettelorden der Dominicaner und der Franciscaner nur darum die päbstliche Sanction erhalten hatten, dass sie aller Ketzerei erstickend entgegentreten und überhaupt das Volk nicht möchten aufkommen lassen, so ward, in jenen Zeiten wenigstens, davon eher das Gegentheil erreicht: beide Orden hatten von vorn herein

eine viel zu plebejische Natur, als dass sich der gemeine Mann sonderlich tief unter ihnen hätte fühlen mögen; sie hielten es auch selbst an mehr als einem Ort so entschieden mit dem Volke, dass sie mitten im päbstlichen Bann, der die Kirchen zu schliessen und den Gottesdienst einzustellen befahl, dennoch blieben und predigten und die Gebornen tauften und den Sterbenden die letzten Sacramente reichten. Besonders die Franciscaner, wie diese im Streite Ludwigs von Baiern mit Pabst Johann XXII. entschieden und heftig die Partei des Kaisers ergriffen, und wie schon im 13. Jahrhundert der Franciscaner Berthold mit Einsicht und Strenge gegen die Ablasskrämerei der Predigermönche, der Pfennigprediger wie er sie nennt, geeifert hatte: die Franciscaner waren es, die ganz mit dem Volke verschmolzen, und an den neuen Glaubensregungen desselben mannigfach den lebhaftesten Antheil nahmen. Den als Ketzern verdammten und verfolgten Begarden gewährten sie ihren meist nicht ohnmächtigen Schutz: denn sie rechneten dieselben mit zu ihrer Ordensgemeinschaft; zuweilen jedoch mussten mit den Begarden auch Franciscanermönche die Kirchenstrafe leiden. Die Dominicaner entfremdeten sich dem Volke mehr, aber nur indem sie dessen Hass auf sich luden: denn ihr Hauptgeschäft war es, Ketzer aufzuspüren und dem strafenden Arm des weltlichen Gerichtes zu übergeben, der Bestrafung durch den Feuertod, nach den missbrauchten Worten Christi: „Wer nicht in mir bleibet, der wird weggeworfen wie eine Rebe, und verdorret, und man sammelt sie und wirft sie ins Feuer und muss brennen.“ Da sie von dem Gut der Verurtheilten gewöhnlich die Hälfte empfiengen, zuweilen sogar zwei Drittel, so sparten sie das Feuer nicht: aber der Scheiterhaufen war je länger, je weniger ein Schrecken; die Asche der muthigen Dulder verstob nur als Saame neuer weiterer Vermehrung.

Zu diesem Verhältniss des geistlichen und des weltlichen Regimentes unter einander und zum Volke, diesem Zustande in Reich und Kirche, der allein schon hätte genügen können die betäubten Gemüther aufzurütteln und die altgewohnten Bande zu lösen: zu all diesem kam noch als eine unmittelbar von Gott selbst hereingestreckte Warnungshand jeglicher Schrecken der übermächtigen Natur: die Erde bebte, die Wasser ergossen sich, Theuerungsjahre liessen selbst dem Reichen seine Armuth empfin-

den, und eine furchtbare Pest, der schwarze Tod, kam über die gesammte Menschheit, Millionen dahinraffend. Es schien, die Welt solle untergehen, der jüngste Tag nahe heran; und wenn früherhin zur Zeit eben solcher Aengste und Befürchtungen auf das heilige Grab hingewiesen ward als die Stätte wo Trost zu holen, wo das Gericht in Reue und Busse zu erwarten sei: so war dem Geschlechte des 14. Jahrhunderts auch diese Zuflucht längst schon abgeschnitten. Da begannen, gleich der Pest sich von Land zu Lande fortpflanzend, die schauerlichen Umzüge der Geisselbruderschaften, in verzweifelnder Lossagung nicht bloss von den Ordnungen der Kirche, sondern selbst von Grundbedingungen des Christenthumes: sie traten zusammen ohne von geistlichen Obern dazu ermächtigt zu sein; sie beichteten, nicht geheim in ein priesterliches Ohr, sondern ihrem selbstgewählten Meister, einem Laien, und öffentlich; sie büssten die gebeichteten Sünden mit schrecklichen Geisselungen, aber wiederum nur auf Befehl ihres Meisters; und im Stolz dieser blutigen Rechtfertigung vermassen sie sich Wunder zu thun: ja sie warfen denen, die an der Zuverlässigkeit ihrer göttlichen Berufung zweifelten, die Frage entgegen, wer denn die Evangelien besiegelt habe?

In solcher Weise sah das Volk alles um sich her wanken, alles gebrechlich, den Staat, die Kirche, die gewohnten Bedingungen des täglichen Lebens bis auf die Sicherheit der nächsten Lebensstunde selbst; von allen Seiten her war es gedrängt, geängstigt, in die finsteren Tiefen des eignen Innern zurückgeschreckt, mit Gewalt auf den Weg gestossen der allein zum Troste führen konnte. Tauler, einer der ersten Leiter des Volkes durch diese schweren Tage, in einer Predigt über die Worte Pauli: „Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig" schildert er das Leben des alten Bundes als Bild für das Leben eines noch unvollkommenen, aber der Vollkommenheit entgegenstrebenden Menschen: es ist als wenn er die Züge dieser Schilderung seiner trüben gedrückten ahnungsschweren Zeit entnommen hätte, und wir mögen sie wohl auf letztere anwenden. „Das alte Gesetz hatte viel unerträgliche Bürden, und hatte gräuliche Urtheile und strenge Bewegungen der Gerechtigkeit Gottes und eine finstere ferne Hoffnung einer Erlösung: denn die Pforten waren ihnen gar und zumal verschlossen, dass sie mit allem

ihrem Leiden und ihren Werken nicht hinein mochten. Aber sie begehrten sehr, und mussten lange und schwer warten, bis das neue Gesetz kam: das ist Friede und Freude in dem heiligen Geiste.“ Im Munde des grossen Haufens aber gewann das schmerzliche Begehren, das Wünschen und Hoffen Aller seinen volksmässig sagenhaften Ausdruck, indem man die Wiederkunft Kaiser Friedrichs II., des grossen Pfaffenfeindes, prophezeite: der werde, der müsse von den Todten erstehn, und erst wenn er Wittwen und Waisen Recht geschafft, die Geistlichkeit gestraft und gedemüthigt, Mönche und Nonnen zur Ehe gezwungen habe, werde er nach dem gelobten Lande hinüberschiffen um dort auf dem Oelberge oder bei dem verdorrten Baume die Krone wieder abzulegen.

Wir kehren zurück zu dem Puncte von dem wir ausgegangen sind. Der erneute Streit zwischen Pabst und Kaiser, das ärgerliche Leben der Geistlichkeit, die Schrecken der feindseligen Natur: so sehr alles dieses das Volk in eine angstvolle Aufregung versetzen und es begierig und empfänglich machen musste für ein besseres Heil, dennoch war damit allein dem wirklichen Eintritt reformatorischer Bewegungen noch immer nicht die Bahn eröffnet. Das 13. Jahrhundert hatte wohl noch Schwereres erfahren, und doch die Rettung nur mit halber Energie versucht. Es musste eben noch der democratische Aufschwung der Städte, das eigentlich charakteristische Ereigniss der Geschichte des 14. Jahrhunderts, hinzukommen: diess erst gab den Ausschlag. Die gehobene politische Stellung erhob auch den moralischen Menschen zu grösserer Kraft, höherer Strebsamkeit; er fühlte sein nun freies Haupt gleichsam dem Himmel näher, er blickte nun muthiger auch zu Gott empor; er hatte sich als Bürger losgemacht von der weltlichen Herrschaft des Bischofs und seiner Aristocratie: nun mochte er auch als Christ sich der geistlichen Herrschaft nicht mehr unbedingt und blindlings unterwerfen.

Wie also in Deutschland die reformatorische Ketzerei erst während des 14. Jahrhunderts recht Wurzel fasste, weil in Deutschland erst während des 14. Jahrhunderts die Hauptbedingung vorhanden war, die anderswo schon im 12. ihr Aufkommen veranlasst und begünstigt hatte: so erwies sich auch bei der Wahl der ketzerischen Bekenntnisse, welche man ergriff,

der eigenthümliche Geist des deutschen Volkes in unleugbarer Wirksamkeit, die deutsche Einfalt der Sitte und das deutsche Gemüth, und neben der ruhigen Klarheit und Sicherheit des Verstandes zugleich der Hang zu einer systematisch geordneten Schwärmerei der Speculation.

Im 12. bis tief ins 13. Jahrhundert hinein war fast die einzige den Deutschen bekannte Ketzerei die Lehre der Katharer gewesen; weshalb auch damals aus diesem Namen einer einzelnen Secte der allgemeine Name der Ketzer gebildet wurde. Es kamen Katharer aus der Lombardei über die Alpen den Rhein herab; es zeigen sich auch Spuren von ihnen im südöstlichen Deutschland, wohin sie aus Rumelien und Bulgarien, dem offenen Sitze ihrer Herrschaft, gelangen mochten: aber mehr als Spuren, als ganz vereinzelte eingeschränkte Spuren zeigen sich nicht; kein Beweis von irgend welcher weiteren Ausdehnung. Denn dem reinen gesunden Sinne der Deutschen musste die katharische Lehre widerstreben, die eigentlich nichts viel besseres war als die alte Lehre der Manichäer und der Paulicianer, bloss dem Christenthume und dem Leben und Streben des Abendlandes, auch dem reformatorischen, etwas mehr accommodiert: der Grundsatz vom Dasein zweier göttlichen Urkräfte die einander die Wage hielten, einer guten und einer bösen, war geblieben, und mit diesem Grundsatze die Möglichkeit all der verderblichen Folgerungen welche hier der sittliche Stolz, dort die Unsittlichkeit daraus ziehen mochte; die Katharer selber freilich wollten eben nur für Καϑαροί d. h. für sittlich reine Menschen gelten. Vielleicht hat es einiges Interesse, zu vernehmen wie diese Lehre von besser gesinnten Zeitgenossen aufgefasst und mit Abscheu zurückgewiesen wurde, und so erlaube ich mir aus einem ungedruckten deutschen Gedichte, das noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts in Oesterreich verfasst worden ist, einige die Katharer betreffende Stellen mitzutheilen. „Ich beklage den Unglauben, womit uns will berauben der Ketzer Leben und ihr Sprechen. Gott soll billig rächen die Gewalt die sie an ihm begehn, dass sie ihn verläugnet haben und ihm aburtheilen sein Reich, und sprechen das ernstlich, dass sie glauben an den Grossen, der vom Himmel ward verstossen, der da brennet in der Hölle. Dieser und sein Genosse, den er im Himmel zurückliess, die zwei seien von jeher gewesen. Sie begannen einen Streit. Da habe ihr

Gott die Weisheit gehabt und so grosse Demuth, sichs gefallen zu lassen, dass jener ihn herabstiesse. Was jener ihm gethan habe, das leide er gern um desto klarer zu zeigen dass er der bessere Gott sei. Er habe die grössere Kraft. Das zeige sich an seiner Güte wohl, dass er so grossen Kummer dulde, und sich dessen doch wohl entledigen könnte. Wenn er die schwere Bürde nicht länger tragen wolle, so fahre er aus der Hölle, und sitze an sein Gericht vor aller derer Angesicht, die mit ihm sind gefallen, und fahre dann mit ihnen allen wieder hinauf, woher er kam. Der ihm die Himmelsherrschaft nahm, den stoss' er dann hernieder und lass' ihn nimmer kommen wieder." Ferner: „Sie hören und sie sehen wohl dass der reine weise Gott uns hat gegeben sein Gebot zu lieben alle Güte, Keuschheit und Demuth, Zucht, Wahrheit und Treue, nach Sünden rechte Reue, wahre Beständigkeit, rechte Busse. Das ist des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes Gebot; das ist der reine weise Gott, der so reine Dinge gebeut. Aber der Ketzer Gott liebt Todschlag und Morden: das ist sein liebster Orden. Meineide, Rauben und Stehlen und Hehlen soll bei ihnen niemals enden. Wer sein Gebot halten will, soll sich befleissen dass er viel unreine und üble Dinge mit Werken vollbringe. Das böseste das ein Mensch erdenken oder thun mag, das ist der Dienst des er begehrt. Der Gott ist wohl der Hölle werth." Und endlich: „Sie glauben, der Teufel habe das Erdreich erschaffen und alles das insgesammt, was auf dem Erdreiche sei, und glauben noch dabei, wenn der Mensch vergehe, dass er nicht wiederum erstehe: sein Fleisch sei nichts als Erde. Zwanzig Wochen nachdem ein Kind empfangen sei, fahre der Teufel in dasselbe; der sei ihm Seele und Geist. Mit dieses Geistes Hilfe lebe der Mensch, so lange der in ihm wohne. Wenn er scheide, so sei der Geist wie zuvor, das Fleisch sei todt und vergehe. Also sei jegliche Seele ein Teufel. Nun wohl, da sie es sagen, dass sie alle Teufel und Teufelskinder sind, so sollen sie alle Teufel sein, und sollen nie erlösst werden!"

So nahm man in Deutschland die Katharer auf. Ganz anders die Waldenser, als auch diese von Mailand, zum Theil wohl auch unmittelbar aus Frankreich her Eingang in Deutschland suchten. Massenhafter, ernstlicher scheint das erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts geschehen zu sein: der Franciscaner

Berthold, der um diese Zeit gegen die Ketzer predigte, richtet die Predigt bereits gegen beide, Katharer und Waldenser, so jedoch, dass ihn letztere schon um vieles mehr in Anspruch nehmen; und dieses ist zugleich das jüngste Zeugniss über Katharer in Deutschland: nach ihm verschwinden dieselben gänzlich, und es bleiben nur noch die Waldenser; und Waldenser sind es, die von nun an bis ins 15. Jahrhundert den ganzen Rhein entlang ihre verborgenen Gemeinden haben, nicht wie die Katharer vorzugsweise nur in Köln und Strassburg; Waldenser, die von nun an unter allerlei wechselnden Namen den Grundstock der deutschen Ketzerei ausmachen. Und wohl begreiflich, und sehr zu Ehren des deutschen Volkes jener Tage: denn Lehre und Wandel der Waldenser waren in bewundernswerther Reinheit und Frömmigkeit ein Nachbild sowohl des apostolischen Zeitalters als ein Vorbild des späteren Protestantismus. Von ihrer eigenthümlichen Gemeindeverfassung wird noch weiterhin an einem gelegneren Orte die Rede sein; zur Charakteristik ihres auf die Schrift gegründeten Bekenntnisses und zugleich der officiellen Verblendung womit die Inquisitoren der Kirche ihnen entgegentraten, will ich nur einige von den Sätzen ausheben durch welche schon im Jahre 1212 die ersten nach Deutschland gekommenen Dominicanermönche ihr erstes über Ketzer ausgesprochenes Todesurtheil rechtlich motivierten; es betraf das gleich die erste Waldensergemeinde die gewagt hatte sich in Strassburg zu bilden. „Sie glauben und lehren, man solle und müsse Gott allein durch Christum im Geist und im Glauben anbeten; weshalb aller Bilderdienst und dergleichen Verehrungen zu verwerfen seien. Solches ist eine Ketzerei wider die heilige römische Kirche und ärgerlich zu hören. Die Jungfrau Maria und die Heiligen begehren nicht dass man sie anrufe, sondern sie weisen uns alle zu Gott; weshalb deren Festtage nicht zu feiern seien. Ist eine Ketzerei. Dass der Pabst ein Haupt über die ganze Welt und alle Königreiche auf Erden, auch über alle Christen sei, und Macht habe Gottes Wort zu mehren oder zu mindern, glauben sie nicht. Ist eine Ketzerei. Sie glauben dass Christus seine Kirche wohl könne allein regieren, brauche kein Haupt hier auf Erden, das sich über alles erhebe, auch über Engel und Teufel. Mit dieser Ketzerei wollen sie gern unsern heiligen Vater, den Pabst, verstossen. Ist aber eine Ketzerei. Das Sacrament in

beider Gestalt den Laien zu geben halten sie für recht. Ist eine Ketzerei. Des Pabstes Ohrenbeichte, Absolution und Bann halten sie für unnöthig; der Pabst sei ein Mensch, darum könne er irren. Ein frommer Laie könne besser absolvieren denn ein böser Priester. Ist eine Ketzerei. Der Priester Messe nütze den Todten nichts: denn es könne kein Fegfeuer bewiesen werden; nur der Geiz habe solches erdacht, damit sie der Welt Güter an sich brächten; ohne Geld bäten sie weder für Todte noch Lebendige. Das ist eine grosse Ketzerei. So verwerfen sie alle guten Werke, auch die heiligen Orden, sagen, Christus habe das beste Werk für uns gethan, weil er für unsre Sünde gestorben. Das ist eine grosse Ketzerei." Um diese und dergleichen Sätze, die uns nun zum alltäglichen Lebensbrot geworden sind, mussten damals mehr denn 80 Männer und Weiber in Einer grossen mit Feuer erfüllten Grube schmählich sterben.

Das evangelisch reine Bekenntniss der Waldenser gewann sich eben dieser evangelischen Reinheit wegen den weitesten zahlreichsten Anhang, und es ist bekannt, in wie enger Verbindung mit ihm die Lehre der namhaftesten unter Luthers Vorgängern, Wicliffe und Huss, gestanden habe. Weitaus die meisten Ketzer des 14. Jahrhunderts waren Waldenser: aber doch nicht alle. Die speculierende Vernunft hatte schon früher an die Stelle des persönlichen Gottes und der von ihm erschaffenen und regierten Welt Träumereien von einer wesentlichen Einheit Gottes und der Welt, mithin auch der Menschen gesetzt; der biblischen Lehre und der evangelischen Geschichte war dabei nur noch eine allegorische Bedeutung verblieben, die natürlich je nach Willkür wechselte. Und dieser Pantheismus brach nun auch im 14. Jahrhundert mit erneuter und um so stärkerer Kraft wieder hervor, als ihn jetzt ein Dominicanermönch, der Meister Eckard, mit verführerischer Dialectik und ohne vor irgend einer Consequenz zu erschrecken, zu einem vollständigen System ausbildete. Die Deutschen sind eben ein speculatives Volk, und opfern einer freien Operation der Vernunft gelegentlich alles; neben jeder gottbegeisterten Erhebung taumelt bei ihnen gern auch die vermessene Schwärmerei: Luther musste gleich einen Sebastian Franck, einen Jacob Böhme neben und hinter sich haben, und ebenso jetzt im 14. Jahrhundert das Christenthum der Waldenser den Pantheismus der Brüder und Schwestern des freien Geistes.

Ein charakteristisch treffender Name. Gott, also lehrten sie, Gott sei alles was ist, in Wesen und Form, kein Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf; zwar sei in Folge der Sünde eine Trennung eingetreten, doch könne diese der Mensch durch inniges Verlangen wieder aufheben: dann sei er, nicht nur Gott gleich, sondern selber Gott; dann führe er wie Gott und als Gott ein Leben frei von Tugenden (die ja nur ein Aeusseres seien), frei von Sünden, ja sogar von jeder Möglichkeit der Sünde frei; was ein solcher auch thue, gesündigt sei es nie, weil ja sonst Gott selber sündigen würde. Die Acten der Inquisitoren pflegen den Ketzern überhaupt ein unzüchtiges Leben und Sittenlosigkeiten jeglicher Art vorzuwerfen: diesen Freigeistern gewiss mit Recht: die Unsündlichkeit des gottgewordenen Menschen auch bei scheinbar sündlichem Leben wird schwerlich immer ein blosses Theorem geblieben sein, zumal da diese Ketzerei, so gelehrten Ursprunges sie war, dennoch über den Kreis der Gelehrten weit genug hinaus kam. Besonders die Beginen ergriffen sie mit einer sehr verdächtigen Vorliebe, die Begarden und Beginen, eine Art von geistlichem Orden, der sich ohne strengeren Klosterzwang einem beschaulichen Zusammenleben widmete, und meist zu den Franciscanern in einer gewissen Unterordnung und Schutzverwandtschaft stand. Diese Begarden verwuchsen in Deutschland so mit der Bruderschaft des freien Geistes, dass sogar ihr Name ganz gewöhnlich statt des letzteren sich gebraucht findet; und wo sie auch von dieser verderblichen Mischung sich frei erhielten, suchten sie doch im äusseren Lebenswandel sich nach Ketzerart von der kirchlichen Gemeinschaft abzusondern.

So schroff nun die genannten Ketzereien, die der Waldenser und die der freien Geister, sich dem Glauben und Leben der herrschenden Kirche gegenüberstellten, dennoch fehlte es auch hier nicht an einem Zwischengliede welches, mit Unentschiedenheit zwischen beiden hin und her schwankend, das Hüben und das Drüben wieder in Verbindung brachte, und die Brücke war die den Einen aus der Kirche in die Ketzerei hinüber führte, dem Andern aus der Ketzerei den Rückzug in die Kirche offen erhielt. Ich meine die Mystik, die Frucht der deutschen Gemüthlichkeit, auch sie ein charakteristisches Eigenthum des 14. Jahrhunderts, auch sie namentlich an den Ufern des Rheines zu Hause, vom Bodensee an bis hinab in die Niederlande. Die

Mystiker hatten freilich nie die ausgesprochene Absicht einer Reform der Kirche oder gar einer sectierischen Trennung: gleichwohl traten sie von den gewohnten und gesetzlichen Wegen seitab und wandten sich den Waldensern zu durch die Innerlichkeit ihrer Religiosität, durch ihre Geringschätzung der äusseren Werke und Gebräuche; und da die Schärfe ihres Strebens darauf zielte, durch Verläugnung und Vernichtung alles Geschaffenen, mithin auch der besonderen Persönlichkeit, zur unmittelbar anschauenden Erkenntniss Gottes, ja zur Vereinigung, zur Wiedervereinigung mit Gott zu gelangen; da sie die Möglichkeit dieser Wiedervereinigung mehr in der eigenen Kraft des Menschen als in der göttlichen Gnade suchten; da endlich auch sie gewohnt waren die Geschichten der Bibel in das Gebiet der blossen Sinnbildlichkeit hinüberzuspielen: so war es nur noch eine leise, unmerkliche, darum nicht selten überschrittene Linie, die sie von dem frevelhaften Pantheismus der freien Geister schied.

Höchst treffend ist das Verhältniss der mittelalterlichen Mystiker zu dem Katholicismus ihrer Zeit und dem Protestantismus der späteren verglichen worden mit dem Verhältniss der Neuplatoniker hier zum Heidenthum und dort zum christlichen Glauben: gleich jenen an den Ausgang des antiken Lebens gestellten Philosophen arbeiteten die Mystiker, indem sie den leeren Prunk überlieferter Formen zu beseelen und geistig zu verklären strebten, ahnungsvoll dem Lichte der Zukunft voraus; die Kirche nicht verläugnend, und nicht von der Kirche verstossen, waren sie dennoch Vorläufer der Reformation, und deshalb, bewusst oder unbewusst, aufs innigste verbunden mit der reformatorischen Ketzerei schon ihrer Tage; wie denn auch der gleiche Name der Gottesfreunde hin und wieder sowohl den Mystikern als den Waldensern eigen war.

Aber es ist, nachdem wir auf solche Weise versucht haben uns ein Bild zu entwerfen von den ketzerischen Bewegungen des Mittelalters und von den Umständen und Ereignissen welche dieselben theils hervorriefen, theils begünstigten: es ist nun endlich an der Zeit, die Grenzen der Betrachtung enger zu ziehen und gemäss unsrer eigentlichen Aufgabe Basel allein, das mystische und ketzerische Basel, ins Auge zu fassen. Es wird das jetzt bequemer und mit grösserer Sicherheit geschehen können:

wir brauchen jetzt nur die allgemeine, mehr umfassende, in so fern schon für Basel mitgeltende Schilderung in unsrer Specialgeschichte bestimmter zu localisieren, und in Persönlichkeiten derselben zu individualisieren.

Von Ketzerei in Basel zeigen sich am Ende des 13. Jahrhunderts die ersten und damals noch ganz vereinzelte Spuren: es wird nur in aller Kürze berichtet, dass im Jahre 1290 mehrere Begarden seien eingezogen worden, die man für Ketzer gehalten. Im 14. Jahrhundert dagegen ward diese Stadt für die oberen Rheinlande allgemach dasselbe, was einst für einen noch weiteren Wirkungskreis Mailand gewesen, ein Mittelpunct, eine Hauptstadt der Ketzerei. Denn hier wirkten innerhalb enger Grenzen, und deshalb um so stärker, all die äusseren Bedingungen zusammen, aus denen wir vorher die ketzerische Richtung grade dieses Jahrhunderts versucht haben zu erklären. Basel war die Residenz eines geistlichen Fürsten und eines reichen Domcapitels; die unmittelbaren Regenten der Stadt waren Dienstmannen des Bischofs und einige Bürger von adlichem Range. Aber auch hier kam es zu fortschreitenden Aenderungen im democratischen Geiste. Bei der täglich sich vermehrenden Bevölkerung und deren zunehmendem Wohlstande ward eine Verfassung welche die Bürgerschaft beinah ausschloss von den Regierungsrechten, täglich ungehöriger und unmöglicher; das Bedürfniss einer mehr in sich abgerundeten Organisation der Stadt musste um so lebhafter empfunden werden, je mehr in den höheren Regionen selbst, wo bisher die Fülle der Macht geruht hatte, der Rechtsstand unsicher schwankte. Zweimal hinter einander, 1310 und 1325, ward das Bisthum von den Herren des Stiftes und vom Pabste zwiespältig besetzt, und dem 1336 erwählten Bischofe Johann Senn ward über ein Jahr lang die päbstliche Bestätigung verweigert. So erscheint es denn zugleich als eine Sicherstellung gegen die Uebel der Doppelherrschaft und der Herrenlosigkeit und als eine kluge Benützung dieser Uebel, dass mit eben diesem oder dem nächstfolgenden Jahre 1337 eine democratische Umgestaltung des Gemeinwesens eintrat, die allen Handwerkerzünften das Recht verschaffte je einen Stellvertreter in den Rath zu schicken. Um 50 Jahre später war die Stadt bereits zu solcher Selbständigkeit emporgewachsen, dass sie gegen ihren Bischof Krieg führen und Bündnisse eingehn mochte; zugleich aber er-

scheint auch jene Stellvertretung der Zünfte nun um das Doppelte vermehrt. Die überwältigte Aristocratie rächte sich wo und wie sie noch konnte: gleich im Jahre 1337 schlossen die adlichen Domherrn förmlich und feierlich den Bürgerstand vom Eintritt ins Capitel aus, damit selbes nicht befleckt und zu Schaden gebracht werde durch plebejisches Volk.

Nächst jenen zwiespältigen Bischofswahlen war sicherlich auch der Streit zweier Gegenkönige ein mächtiger Antrieb die Stadt in sich selbst besser zu ordnen: hatte doch dieser Streit dem emporstrebenden Volke die erste Gelegenheit dargeboten zu versuchen und zu zeigen wie viel es vermöge. Nach dem Tode Heinrichs VII. im Jahre 1314 waren die Stimmen der Kurfürsten und war mit ihnen das Reich in all seinen Fürsten und Städten getheilt zwischen Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Baiern. Basel hielt es im Anfange mit Friedrich, Basel d. h. die östreichische Adelspartei in Basel. Das Volk war damals schon oder ward wenigstens bald nachher anderen Sinnes. Im Jahre 1324 war die Stadt bereits im päbstlichen Banne, d. h. sie hatte sich auf die Seite Ludwigs des Baiern geschlagen; 1330 empfieng dieser auch persönlich anwesend die Huldigung, der Gebannte von den Gebannten; und als darauf der Pabst einen hohen Geistlichen hersendete, wohl um die Drohungen und die Strafen der Kirche noch zu verschärfen, stürzte diesen die erzürnte Menge über die Pfalz hinab ins Wasser; da er durch Schwimmen sich retten wollte, fuhr man ihm in Kähnen nach und erschlug ihn. Treulich hielt die Stadt bei Kaiser Ludwig aus bis zu dessen Tode 1347; sein schon früher erwählter Nachfolger Karl IV. beeilte sich noch im gleichen Jahre der Huldigung wegen herzukommen: aber die Stadt verlangte, bevor sie den Treueid leisten könnte, Aufhebung des Interdictes, Wiedereröffnung des Jahrzehende lang eingestellten Gottesdienstes; und der König war von Avignon her angewiesen das Interdict nur dann aufheben zu lassen, wenn die Bürger ihren früheren Kaiser und sich selbst als dessen Anhänger der Ketzerei schuldig erklären, und fortan Niemanden als König anerkennen wollten dessen Wahl nicht vom päbstlichen Stuhle genehmigt wäre. Indess zwischen jenem Jahre, wo man es zuerst gewagt dem Pabst und seinem Banne zu trotzen, und diesem, wo man sich eben demselben so schmählich unterwerfen sollte, war der vorher erwähnte Auf-

schwung der Zünfte bereits vor sich gegangen: um so weniger konnte man jetzt geneigt sein durch die geforderten Zugeständnisse sich selbst zu erniedrigen. Feierlich ward erklärt, die Bürger Basels wollten weder glauben noch bekennen dass Ludwig je ein Ketzer gewesen, und auch fernerhin würden sie ohne auf päbstliche Bestätigung zu warten jedesmal nur den für ihren König halten, den die Kurfürsten dazu erwählt; im Uebrigen sei es ihnen recht vom Pabste absolviert zu werden. Der Bann ward gelöst, die Kirchen öffneten sich, und Basel huldigte Karl IV.

Unter solchen politischen Umständen, bei solcher Stellung gegen den geistlichen Landesherrn und gegen den obersten Bischof der gesammten Christenheit konnten überhaupt die kirchlichen Bande nur locker sein, und mussten täglich lockerer werden. Dass aber die trotzige Gleichgültigkeit gegen das Regiment der Kirche nicht umschlüge in Gleichgültigkeit und Frevel gegen den Glauben, dass vielmehr die politische Freiheit ein Anstoss würde für die Befreiung und Erweckung auch der gefesselten und eingeschläferten Religiosität: zu dem Ende kamen über Basel die ganze selbe Zeit hindurch Jahrzehnd um Jahrzehnd alle Schrecken und Aengstigungen der Natur. Auch hier Theuerungen bis zum Hungerstod; Ueberschwemmungen, welche die Brücken zerstörten und Kirchhöfe aufwühlten; nach der Pest von 1313, die 14000 Menschen dahingenommen, noch einmal im Jahre 1348 der schwarze Tod, der eben so viele raubte; und zuletzt das grosse Erdbeben am Lucastage 1356.

Bringen wir endlich noch in Anschlag, dass Basel auch an der litterarischen Erhebung des Laienstandes seinen grossen und einflussreichen Antheil genommen, wie denn einer der namhaftesten Dichter des Mittelalters, Konrad von Würzburg, all seine Hauptwerke hier verfasst hat, bis er mit Weib und Kind eine Grabstätte in einer Kapelle des Münsters gefunden: so konnte nach alle dem keine andere deutsche Stadt einen besser geeigneten, besser vorbereiteten Boden gewähren für die reformatorische Ketzerei, die Frucht der Freiheit und der Noth.

Zudem hatte Basel, wie es an der Oeffnung des bergicht beengteren Landes gegen die freiere Ebene hin gelegen, und somit nach beiden Seiten hin socialer Einwirkung geöffnet ist, vor sich die ganze grosse Pfaffen- und Ketzergasse der Rheinlande,

hinter sich die deutsche und die welsche Schweiz, Zürich wo Arnold von Brescia, Lausanne wo Heinrich, der Nachfolger Peters von Bruys, gelebt und gewirkt hatte, und die Eidgenossenschaft mit dem s. g. Pfaffenbriefe von 1370, welcher der Geistlichkeit den eximierten Gerichtsstand und damit ihr und ihren fremden Obern ein grosses Stück der bisherigen Herrschermacht entzog. Indessen wie damals Basel überhaupt mehr in Beziehung stand zu den nördlich angrenzenden Landen als zu den östlichen und südlichen, der jetzigen Schweiz, so erscheint es auch in Dingen der Ketzerei mehr mit den Städten rheinabwärts, namentlich aber mit Strassburg verbunden, und hat, theils Einfluss erfahrend, theils und noch mehr Einfluss übend, mit diesen das Bekenntniss der Waldenser, die halbketzerische Mystik, vielleicht auch die Lehre des freien Geistes gemein. Das alles aber erst seit dem Ende des 13. und vorzüglich vom zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts an, so dass von den eigenthümlichen Häretikern der früheren Zeit, den Katharern, hier keine Spur zu finden ist; was wir nicht beklagen wollen.

An zwei Stellen der heil. Schrift ist in hervorstechender Weise von Freunden Gottes die Rede, in der Ep. Jac. 2, 23: „Abraham hat Gott geglaubet, und ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet, und ist ein Freund Gottes geheissen;“ und im Ev. Joh. 15, 15: „Ich sage hinfort nicht dass ihr Knechte seid: denn ein Knecht weiss nicht was sein Herr thut. Euch aber habe ich gesagt dass ihr Freunde seid: denn alles was ich habe von meinem Vater gehöret, habe ich euch kund gethan.“ Wahrscheinlich diesen Stellen entnommen ist der Name der Gottesfreunde, welcher, zuweilen vertauscht gegen den gleichbedeutenden der Kinder Gottes (nach Ev. Joh. 1, 12 und 11, 52; Röm. 8, 14. 9, 8 u. a.), aus der ängstlich unruhigen Bewegung des 14. Jahrhunderts wiederholendlich und an verschiedenen Puncten der südwestlichen Reichslande hervorklingt, einmal als übliche deutsche Benennung überhaupt aller Mystiker, sodann jedoch, enger beschränkt, als selbsterwählter Eigenname zweier religiöser Verbrüderungen, deren Zweck und deren Merkmal eben die Gerechtigkeit durch den Glauben war und die durch Christum vermittelte Erhebung aus der Knechtschaft zur Freundschaft und zur Kindschaft Gottes. Und auch in Basel klingt dieser Name an, auch hier als Name nicht bloss aller und jeder Mystiker und

nicht bloss einer einzigen Verbrüderung, sondern eben zweier, die allerdings vielfach in Berührung traten und treten mussten, aber doch in Wesen und Form durchaus von einander geschieden waren, als Name erstlich eines mystischen, sodann eines waldensischen Vereines, eines mystischen der wenigstens seiner Meinung nach innerhalb der Kirche blieb, und eines waldensischen der sich in allen Stücken von der herrschenden Kirche trennte.

Was zuerst die mystischen Gottesfreunde betrifft, so mochte es zwar nicht in dem eigentlichen Streben des allgemeinen Bundes liegen, bloss hie und da separatistische Secten zu stiften, und sich damit örtlich zu versplittern und einzuschränken; es musste vielmehr seine Absicht sein, in freierer Beweglichkeit, unverfeindet mit der Kirche, sich so weit als möglich auszudehnen, wo möglich unter der ganzen sturmbewegten Oberfläche der Zeit hin das seelengewinnende Netz auszuspannen; und Tauler protestiert einmal ausdrücklich gegen den Vorwurf der Sectiererei den man den Gottesfreunden mache: „Der Fürst dieser Welt der hat jetzo an allen Enden gesät das Unkraut unter die Rosen, dass die Rosen oft von den Dornen erdrückt oder sehr gestochen werden. Kinder, es muss eine Flucht oder eine Ungleichheit, eine Sonderheit sein, es sei in den Klöstern oder da aussen, und das sind nicht Secten, dass sich Gottes Freunde ungleich ausgeben der Welt Freunden.“ Gleichwohl erscheint Basel mit einer solchen Vorliebe von den thätigsten der Gottesfreunde auserkoren, so sehr als ein Lieblingsziel ihrer Wanderungen, dass sie jedesfalls hier eine besonders zahlreiche und deshalb schon mehr gestaltete Anhängerschaft vorfinden mussten; wirklich ist auch zuweilen, mit diesem bestimmten Ausdrucke, von einer Gemeine die Rede.

Was jedoch von den Baslerischen Gottesfreunden, ja beinah alles was von den Gottesfreunden überhaupt kann gesagt werden, findet seinen Mittelpunct in einem einzigen Gliede dieser Verbrüderung, einem Priester Namens Heinrich, gebürtig aus der Reichsstadt Nördlingen. Es hat sich von ihm eine nicht geringe Anzahl deutscher Briefe erhalten, die er an eine geistliche Freundinn, Margareta Ebner, Nonne eines Bairischen Klosters, geschrieben, leider, was den Gebrauch sehr erschwert, sämmtlich ohne Angabe des Ortes und der Zeit: diese Briefsammlung, die schon vor etwa 100 Jahren zum grössten Theile gedruckt worden,

ist die einzige Quelle der ihn betreffenden Nachrichten und die Hauptquelle über den ganzen Verein.

Das Leben Heinrichs von Nördlingen war eine beständige Wanderschaft, ein Fliehen und Suchen von dem zu jenem Orte. Obschon von Geburt ein Baier, hielt er es dennoch aus Gehorsam gegen den Pabst nicht mit dem Bairischen Ludwig; und als man, des verhängten Interdictes überdrüssig, hie und dort anfieng die Geistlichen zu vertreiben welche den Gottesdienst weigerten, musste auch er die Flucht ergreifen. Nach langem weitem Umherirren, immer jedoch wieder aufgerichtet durch den Trost und die Unterstützung anderer Freunde und Freundinnen Gottes, namentlich auch der Königinn Agnes im Kloster Königsfelden, gelangte er endlich im Jahre 1338 nach Basel. Hier traf er mit Johannes Tauler von Strassburg, auch einem Gottesfreunde, zusammen, und fand mit dessen Hilfe, und da die päbstliche Gnade den Baslern wieder für ein Jahr den öffentlichen Gottesdienst erlaubt hatte, eine erwünschte und nach seiner eigenen Schilderung gesegnete Thätigkeit. Lassen Sie uns vernehmen was Heinrich selbst in einigen Briefen von Basel und den Baslern berichtet. „Ich lasse dich, mein getreues Lieb in Gott, wissen dass ich von Gottes Gnaden mich wohl befinde und gesund bin, dass es mich gut dünkt; und wisse auch dass ich nach Ostern kam von Constanz, und kam zu meiner gnädigen Frau der Königinn von Ungern, und richtete da nichts aus; darnach kam ich gen Basel zu meinem und auch deinem lieben getreuen Vater, dem Tauler, der mit mir bei dir war, und der half mir mit ganzen Treuen so viel er mochte. Da war ich lange, dass ich nicht ein Leben fand nach meinem Willen; darnach, da es Gott wollte, da gab man mir Herberge in dem Spital zu Basel: da habe ich Gewalt zu predigen, und habe alle Tage gepredigt und öfters zweimal im Tag. — Und da kommt das beste Volk das in Basel ist, von armen Gotteskindern und von reichen, von Männern und von Frauen, von Pfaffen, Mönchen, Brüdern, Bürgern, Chorherren, edlen und gemeinen Leuten, also dass sie vor der Frühmesse kommen und suchen sich einen Platz mit grossen Begierden, davon ich nicht sagen kann. Gegenwärtiger Schüler, Hans Schuster, unser lieber Bote, der sah es wohl. So lese ich auch alle Tage Messe bei den deutschen Herren in Basel; da habe ich einen Herrentisch, und sie thäten

mir was sie könnten, dass sie mich bei ihnen behalten sollten. Das beste Volk das in Basel ist, das beichtete mir gern, möchte ich sie nur alle hören. Die besten Herren und Bürger zu Basel die verschafften mir 40 Tage Ablass zu geben in den Predigten, dass ich darum nicht wusste. Wunderbare Gnade giebt Gott dem Volke zu mir, und mir zu ihnen. Man bietet mir an Pfarren, Capellen, Pfründen und Orden und viel Dinges, dessen viel andere froh wären, also dass ich nicht weiss was ich nehmen soll. Diess schreibe ich deinem getreuen Herzen vor Gott ohne Ruhm, vielmehr darum, dass du Gott für mich dankest mit einem neuen Dienste, und ihn bittest dass seine Ehre an mir mit seinem Willen vollbracht werde, und dass er mir Kraft verleihe, und hinfür gebe sein Werk mit wahrhafter Treue zu wirken bis in den Tod: denn man muss leiden Neid und Hass. Ein neues Chorröcklein kauften mir ehrbare Frauen. Die Wahrheit, mir brachten die besten Kürschner zu Basel eine gute Chorhaube, dass ich darum nicht wusste, und schenkten mirs mit Begierden. — Ich bin gar unmüssig früh mit Beten, mit Predigen, mit Messe lesen, mit Beichte hören, mit Studieren, dass ich den Boten in vielen Tagen nicht absenden konnte. Denn ich werde oft krank; so hilft mir unser Lieb Jesus wieder. — Es begehrt auch unser lieber Vater der Tauler und andre Gottesfreunde dass du uns in der Gemeine etwas schreibest, was dir dein Lieb Jesus gebe, und sonderlich von dem Leben der Christenheit und seiner Freunde, die darunter viel leiden. Hiezu thue was dir Gott gebiete.“ Ein andermal: „Uns ist die grosse Gnade geschehen, dass wir mit des Pabstes Erlaubniss Messe lesen öffentlich, und kommen die hungrigen Seelen mit grossem Verlangen zu Gottes Leichnam, dessen sie in christlichem Gehorsam wohl 14 Jahre gemangelt haben. Nun bitte ich euch mit sonderlichem Ernste dass ihr Gott bittet für alle die, die ich mit ihm selber speise, dass wir ihn in seiner Liebe nehmen und geben zu seiner ewigen Ehre und zu Trost aller der Christenheit.“ Wiederum anderswo: „Wisse auch dass meine gnädige Frau die Frickinn nach Basel kommen ist mit grossen Freuden ihres Herzens, und ihr gefällt so wohl die Lehre und die Freunde Gottes, und dass sie mit christlichem Gehorsam haben mag die heiligen Sacramente, dass sie Willen hat eine Weile zu bleiben bei gar heiliger ehrbarer geistlicher Gesellschaft, deren viel in

Basel ist, bis sie besser zu Weg kommt mit ihren Sachen. Bitte getreulich für sie dass ihr selbige Meinung wohl gerathe: denn ihr dünkt dass sie aus dem Fegfeuer in ein Paradies kommen sei." Und endlich: „Wenn ichs einrichten könnte, so käme ich gern: so bin ich nicht meiner selbst, ich bin eines ganzen Capitels und der besten Pfarre. Die zu Basel die lassen mich nicht gerne von ihnen; so hätte ich auch noch nicht Muth offen im Lande zu wandeln: denn wer mir etwas thäte oder nähme, da gienge keine Klage über. Doch getraue ich meinem Herrn, er lasse mich dich, meines Herzens wahrhaften Trost, sehen."

Unter solchen Verhältnissen war Heinrich noch zur Zeit der Schlacht von Laupen hier, im Brachmonat 1339. „Gedenket," schreibt er seiner Freundinn, „Gedenket mit Ernst um des ewigen Gottes willen wohl 1600 ehrbarer Leute, die alle erschlagen sind von denen von Bern und von denen von Schwyz an dem letzten Montag vor Sanct Johannis Baptistä; und derer waren 6 Grafen, und die Andern Ritter und Knechte, die besten von dem Lande; und ist grosser Jammer bei uns." Bald aber treffen wir ihn wieder auf der Irrfahrt: es war ihm in Basel zu gut geworden, als dass er meinte länger bleiben zu dürfen, und man habe ihn anderswo nöthiger als hier: „Mich bedünkt, ich haftete zu viel und zu leiblich an der Gemächlichkeit, an dem Wohlleben, an der Gesellschaft, an der sinnlichen Bequemlichkeit die ich zu Basel hatte. Das wusste ich nicht in der Wahrheit, derweil ich das hatte: ich fand und empfand es, da ichs verliess. Auch sah ichs in meinem Herzen mit vielen Gedanken und Mahnungen, dass man meiner Arbeit anderswo besser bedürfte denn zu Basel, und habe es gewagt auf Jesum Christum und auf alle die Seinen, und habe mich von wunderbarer heiliger angenehmer und wohlgefälliger Gesellschaft gezogen in alles Ungemach meines innern und meines äusseren Menschen, Nacht und Tag, also dass ich mich nun aus Noth muss kehren zu mir selber und zu meinem einzigen Trost Jesu Christo, wollte ichs zuvor nicht mit Freuden thun."

Die in Basel vermissten ihn schmerzlich: das zeigt ein Brief den eine der hiesigen Gottesfreundinnen, Margareta zum goldenen Ring, damals an Margareta Ebner geschrieben hat, oder vielmehr durch ihren Beichtvater hat schreiben lassen. Ich theile ihn vollständig mit, da er Heinrichs Wesen und Wirken in hiesiger

Stadt innerlicher schildert als irgend einer seiner eigenen Briefe. „Meiner lieben Freundinn und getreuen Mutter in meinem Herren Jesu Christo, Margareten zu Medingen, entbietet ihr armes unmündiges Kind Margareta zum goldenen Ring meinen getreuen Gruss und meine kindliche Treue zu meiner lieben Mutter, die mir mit so grosser Begierde und Liebe gegeben ist von unserm lieben Vater und getreuen Freunde in Gott, Herrn Heinrich von Nördlingen. Ich klage deinem getreuen mütterlichen Herzen meine grosse Betrübniss, die ich habe gehabt von dem Abschied und der Hinfahrt unsers getreuen Vaters von uns; und ich mag dir nun wohl glauben wie weh dir geschah da er von euch schied, wenn ich gedenke an den grossen Mangel den ich und die Seinen haben an seiner getreuen Lehre und seinem weisen Rath, an seiner Mahnung und Strafung, heimlich und öffentlich, und an seinem heiligen wahrhaftigen Bilde das er uns vorgetragen hat, und an der mannigfaltigen Treue die er mir armen unwürdigen Menschen bewiesen hat. Wenn ich diess nun alles entbehren muss, so bedarf ich einer göttlichen Kraft, in der ich es alles könne weislich und ordentlich tragen und leiden. Darum so bitte ich dein liebendes Herz dass du mir getreu seiest bei deinem Lieb Jesu Christo, dass er mein Weiser und Lehrer wolle sein; und alles dessen, dazu er mich aus seiner Güte so innerlich berufen hat, sei eine getreue Mutter, und vertritt mich und die Seinen gegen deinen Gott: denn er hat gesprochen, wiewohl wir leiblich geschieden sind, dass doch sein Lieben und seine Treue nimmer von uns geschieden solle sein. Gott danke dir treulich für deine Liebe die du mir bewiesen hast mit deinem getreuen Gruss und der Botschaft, und sonderlich für die Krapfen die du mir hiessest mittheilen unsern lieben Vater. Ich sende dir ein thörichtes Kleinod: zwei Messerlein. Auch sollst du wissen dass mir das eine innerliche Tröstung und Freude giebt, dass unser Vater mir von dir hat gesagt, dass du hättest gesprochen, dass ich dir so innerlich sei ins Herz gedrungen, dass du mein nimmer mögest vergessen, dass mich das zu dir innerlich binden und heften muss ewiglich. Ich empfehle dir in ganzen Treuen alles das mir in Gott empfohlen ist, und sonderlich meine leibliche Mutter, die mir so getreue Förderung ist alles geistlichen Lebens, und mich meinem geistlichen Vater mit ganzen Treuen empfohlen hat, der mir diess geschrieben hat,

und dich mit allen Treuen grüsset, und dir klaget mit Bitterkeit seines Herzens dass er verwaiset und beraubet ist seines getreuen Vaters und seines lieben Freundes, der ihn so treulich hat geminnet und gemeinet in allen Sachen, geistlich und leiblich. Und wissest dass von ihrem Scheiden beiderseits ein so peinliches Kämpfen ist geschehen, und wäre etwas die Ursache dieses Scheidens ausser Gott, so wäre es zumal unleidlich gewesen. Nun wollten sie beiderseits gern genug sein dem Rufe Gottes, und das hat das Scheiden lieblich gemacht, wie sie auch geistlich ewig ungeschieden sollen sein. Auch hätte er dir gerne mehr geschrieben: da hat er nicht Zeit. Der Friede Gottes sei mit dir nun und ewiglich."

Bei diesem neuen Umherschweifen kam Heinrich bis nach Avignon, dem damaligen Sitze des Pabstthumes; zuletzt aber doch wieder nach Basel, als der schwarze Tod drohend heranrückte, also 1347 oder 48. „Es ist auch die schlagende Hand Gottes, die so manche, unzählige tausend Menschen gähen Todes geschlagen hat, nahe zu uns kommen bis auf fünf Meilen. Und dass ich Gottes Zorn nicht mehr fürchte denn ich thue, darüber erschrecke ich. Bitte dass unser Ende in Gott sei, wann, wie und wo es komme." Und es scheint ihm damals gleich gekommen zu sein: wenigstens hat sich kein Brief mit einer späteren Geschichtsbeziehung, als diese ist, erhalten.

Heinrichs Mystik beruhte, ohne irgend welche speculative Beimischung, lediglich im Gefühl: all seine Briefe zeigen nur eine überschwengliche Inbrunst religiöser Empfindungen, und ein weiches Gemüth dem es leicht wieder unheimlich wurde in den Unruhen und Beschwerden worein seine Gewissenhaftigkeit ihn gestürzt. „Mir spielt oft in meinen Begierden mit einem grossen Verlangen vor ein stilles, ruhiges, lediges, unbekümmertes Leben, in welchem ich mich zu mir selber kehren und meines Herzens Frieden innerlich mit meinem Herrn noch ein kleines vor meinem Tode geniessen möchte. Nun fürchte ich mich selber daran, dass es mehr sei ein Ueberdruss und eine Flucht der Arbeit denn ein Zug der Liebe, und gedenke oft an Elias: der begehrte in der Wüste zu sterben, mehr aus Ueberdruss seines peinlichen Lebens: darum ward er von neuem gestossen in ein neues Fasten und in neue Arbeit zu leiden." Ein weiches, oft sogar ein weichliches Gemüth, dessen kindliche Glaubensinnigkeit nur zu gern

umschlug in Tändelei und süssliches Spiel. Sein meister Verkehr in Briefen wie im täglichen Leben war auch mit Weibern, besonders mit Nonnen in verschiedenen Klöstern, z. B. hier mit denen im Klingenthal. Diesen Freundinnen schrieb und schickte er, wie's grade kam, allerlei durch einander: Ermahnungen, Fürbitten, mühsam verdeutschte Erbauungsbücher, Reliquien, Hauben, Zeug zu Kleidern und zierliche Messer. Deutsche Erbauungsbücher und Reliquien: mit jenen diente er dem reformatorischen Trieb des Jahrhunderts; mit diesen blieb er getreulich stehn bei den irrigen Herkömmlichkeiten. Ein kräftig mitwirkendes Bewusstsein des grossen Neuen das im Schosse der Zeit ruhte, gieng ihm ab: wagte er doch nicht, was tausend andre seines Standes wagten und grade auch alle ihm befreundeten Geistlichen deren er gedenkt, dem Pabste zu Leid und Gott zu Lieb dennoch zu predigen: er hatte nur den Muth, dem umgestümen Begehren des gebannten Volkes zu entfliehen und lieber arm und elend zu sein als den Geboten des Pabstes ungehorsam; und das war der kühnste Gedanke zu dem er sich je erhoben, dass seiner Freundinn ebensowohl durch die Fürsprache Christi als durch den Pabst Vergebung der Sünden werden könne. „Ich spreche mit Gottes Erlaubniss dass das minnende Herz unsers einigen Liebs, unsers lieben Herren Jesu Christi, das dich mit den kräftigen Worten seines heiligen Evangeliums so innerlich, so lieblich, so gar getreulich und so zärtlich geladen hat zu seinem heiligen Fronleichnam mit dem, dass er sprach *„Desiderio desideravi“* und *„Caro mea,“* und dass er um den Sünder kam, wie mir das klar machen deine Worte an deinem Briefe: dass dich der wohl vertreten mag vor seinem himmlischen Vater, und vermag dir wie der oberste Pabst wohl zu vergeben die Sünden, die doch längst vergeben sind. Und darum möchte ich in dir noch in keinem Gottesfreund solche bedachte, kräftige und bewährte Begierde in Gott und zu Gott nicht zu hintertreiben wagen. Ich liess es gut sein an unsrer lieben Mutter Irmel und an den andern, und lasse es noch hingehen zu Basel an vielen Gotteskindern, die da Gott empfangen von den weltlichen Priestern.“

Aus all diesem lässt sich wohl entnehmen welchen Charakter die Kanzelberedtsamkeit Heinrichs, welchen die Religiosität der Menge besessen habe, die gern übersehend dass ihr Prediger in politischen Dingen andrer Ansicht war, seine Kanzel harrend

umdrängte: auf das Bekenntniss das im engeren Kreise der Gottesfreunde gegolten, dürfte man daraus weniger schliessen. Tauler, der auch wiederholendlich nach Basel kam, und wie es scheint mehr als einmal längere Zeit hier verweilte, begnügte sich nicht mit dieser blossen Gefühlsmystik: ihn führte die Speculation bis an den schwindelnden Rand des Pantheismus, wo er dann freilich zurückbebte, aus Furcht mehr vor den sittlichen als vor den dogmatischen Consequenzen; er liess auch nicht um des päbstlichen Bannes willen die ihm einmal anvertraute Gemeinde fahren: und Tauler galt als Oberhaupt sämmtlicher Gottesfreunde, hier und anderwärts: sie nannten ihn alle nur ihren lieben Vater, er sie hinwiederum seine Söhne, und wies in seinen Predigten immer und immer wieder auf sie hin als die Stütze und das Heil der Christenheit. Z. B. „Die Wolke des göttlichen Zornes ist recht jetzo hier, und die halten die Gottesfreunde auf mit ihrem Weinen" oder „Diess sind die, auf denen die heilige Kirche steht; und wären diese nicht in der Christenheit, die Christenheit möchte eine Stunde nicht bestehn: denn ihr Sein, dass sie allein sind, das ist weit würdiger und nützer denn all der Welt Thun." Und Heinrich Suso von Constanz, in den Niederlanden Johannes Ruysbroek, beide gleichfalls Gottesfreunde, jener auch öfters in Basel anwesend, dieser in seinem Kloster zu Grünthal häufig von Baslern besucht: obschon ihre mystischen Schriften, namentlich die des erstgenannten, in nicht geringerem Maasse überströmen von Phantasie und Empfindung, wie überragen sie dennoch an Energie und Tiefe den weichen tändelnden Heinrich von Nördlingen! Heinrich und Suso wurden auch einander bald wieder entfremdet: nach mehreren Briefen Heinrichs, in denen vom grossen Freunde Suso, vom lieben Bruder Suso die Rede ist, heisst es zuletzt: „Mein Herz hält nicht mehr zu dem Suso, wie es ehemals that: bitte Gott für uns beide."

Wie bereits gesagt, die Briefsammlung Heinrichs von Nördlingen ist die einzige Quelle über die mystischen Gottesfreunde in Basel und beinah auch die einzige über die anderweitigen Brüder des Vereins: deshalb sind die Nachrichten die man geben kann so ungenügend, so fragmentarisch; deshalb weiss man auch kaum ob und wie die Verbrüderung noch in späteren Zeiten, über das Interdict und seine drängende Noth hinaus, fortbestanden

habe. Was Basel belangt, so taucht hier der Name noch einmal wieder auf im Jahre 1386, indem da ein Mönch des Franciscanerklosters, Otto von Passau, eine christliche Sittenlehre in deutscher Sprache, betitelt die vierundzwanzig Alten oder der goldene Thron, den Gottesfreunden widmet, und diese Widmung mit den Worten beschliesst, „alle Gottesfreunde, geistlich und weltlich, edel und unedel, Frauen und Männer, oder wer sie seien," möchten Gott für ihn bitten. Aber diess Buch, ein breites farbloses verworrenes Gewebe von zusammengetragenen Sentenzen und Allegorien, hat mit der Fülle und Tiefe, der begeisterten und begeisternden Wärme der früheren Gottesfreunde wenig mehr gemein.

So viel von den mystischen, der Kirche nicht entfremdeten Gottesfreunden. Jetzt bleiben noch als die weitaus bedeutsameren und lebhafter ansprechenden die ketzerischen übrig.

Da treten uns gleich mehrere Hauptmerkmale einer unkirchlichen Secte entgegen. Die Führer und alle bedeutenderen Glieder jenes mystischen Vereines sind Geistliche, Priester, Mönche, Nonnen: die ketzerischen Gottesfreunde haben ihre Stärke im Laienstand, und auch ihr Oberhaupt ist ein Laie. Jene sind gleichmässig, in furchtloser Oeffentlichkeit, über das ganze südwestliche Deutschland hin verbreitet; Basel ist höchstens eine vorzugsweis begünstigte Colonie, und wenn es dennoch so beinah einzig heraustritt, so ist das nur eine Folge von der zufälligen Beschränkung unserer Nachrichten: die ketzerischen Gottesfreunde dagegen sitzen in Basel ganz eigentlich als in einer Hauptstadt, einem Mittelpuncte ihres verschwiegen arbeitenden Wirkens, als in der geheimen, nur ihnen bekannten Metropole eines unkatholischen Bisthums. Gleichwohl tragen beide Verbindungen denselben Namen, die einen wie die andern heissen Gottesfreunde: das lässt sich nur erklären, wenn neben und trotz jenen Unterschieden auch wieder ein Zusammenhang beider statt fand. Und ein solcher ist mehrfach theils mit Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, theils mit aller Bestimmtheit nachzuweisen. Einmal hielten sich diese Ketzer um ihr Leben und den Fortbestand ihrer Lehre sicher zu stellen äusserlich wenigstens zur Kirche, und machten deren Gebräuche mit: wo es nun, wie grade hier in Basel, unter der Geistlichkeit und im Laienstande kirchlich gesinnte Gottesfreunde gab, mochten sie sich, damit sie ihrem

Gewissen nicht zu viel vergäben, näher an diese anschliessen, die ja gleichfalls in einer Art von Opposition gegen das Gesetz der Kirche standen. Sodann nahmen die ketzerischen Gottesfreunde wirklich auch sehr vieles von der Mystik der kirchlichen in sich auf: auch sie lehrten durch Verläugnung des Geschaffenen, durch Vernichtung des Ich schon hier auf Erden zur vertrautesten Gemeinschaft mit Gott gelangen; auch sie gaben sich der Ueberschwänglichkeit und der Schwelgerei des Gefühles hin, und Verzückungen und Visionen kamen unter ihnen ebensowohl vor als unter den geistlichen Schwestern Heinrichs von Nördlingen. Endlich ergiebt sichs aus den überlieferten Nachrichten klar genug, dass die ketzerischen Gottesfreunde jenen mystisch-kirchlichen Verein nur als den äusseren Vorhof zu ihrem Allerheiligsten betrachteten, dass sie denselben mit der überlegenen Gewandtheit eines seine wohlbewussten Zwecke verfolgenden Geheimbundes als eine exoterische Vorbereitungsschule zu den letzten vollen Mysterien ihrer Lehre zu handhaben wussten. Derselbe Tauler, den die kirchlichen Gottesfreunde als Oberhaupt, als Vater verehrten, gegenüber dem geheimen Meister dieser Ketzer erscheint er wieder als Sohn, als anstrebender Schüler, als Zögling der sich geduldig jeder Weisung unterwirft; und im gleichen Verhältniss erblicken wir noch einen andern Strassburger, der ebenfalls zu den „grossen Freunden“ der Baslerischen Mystiker gehörte, Rulman Merswin: auch er hatte sich dem Ketzermeister „zu Grunde und an Gottes Statt gelassen.“

Die ketzerischen Gottesfreunde waren eben, wenn man das eingedrungene mystische Element abrechnet, Waldenser, und bei den Waldensern gab es eine schulmässig abgestufte Hierarchie, die an und für sich zwar wenig passte zu dem evangelischen Geiste, welcher sonst diese Secte hoch vor allen übrigen des Mittelalters auszeichnet, die aber zusammenhieng mit dem ganzen vorsichtig geheimen Wesen wozu die Noth der Umstände trieb. Sie hatten also ihre verborgenen Obern, nur einige wenige und an verschiedenen Orten, oder nur einen, der dann zu Mailand sass; diese Oberen sandten, wohin sie nicht vorzogen selbst zu gehn, die zunächst ihnen untergeordneten Meister oder Vollkommenen, gleichsam als Apostel, um neue Gemeinden zu bilden und den bereits vorhandnen zu predigen. Sie mochten diese Verfassung zunächst von der älteren Secte der Katharer ange-

nommen haben, bei denen sich durch manichäische Ueberlieferung die Lehrlinge und die Vollkommenen noch schärfer und strenger sonderten: zuletzt aber wars doch nur ein Gegenbild der papistischen Hierarchie, bloss mit dem ketzerischen Unterschiede, dass der Pabst und die Bischöfe, überhaupt alle Priester der Waldenser grundsätzlich auch Laien sein konnten, und gewöhnlich Laien waren: eine Nachahmung des apostolischen Zeitalters, in der anfänglich ihre ganze Ketzerei bestanden hatte.

Solch ein verborgenes Oberhaupt nun der Waldenser sass vor und nach der Mitte des 14. Jahrhunderts hier in Basel. Mit seinem eigentlichen Namen, Niclas von Basel, *Nicolaus de Basilea,* wozu noch der Geschlechtsname fehlt, wird er nur zweimal genannt, bei Anlass des Todes den er und den ein Anhänger seines Bekenntnisses gelitten: in allen übrigen ihn betreffenden Nachrichten, so wie in den Schriften die von ihm selbst herrühren, heisst er immer nur der liebe oder der grosse Gottesfreund im Oberlande; wie er denn überhaupt alles that um seinen Namen und seinen Wohnort nicht ruchbar werden zu lassen, um der Welt allzumal unbekannt zu bleiben. Erst jetzt, nach 500 Jahren, hat der Biograph Taulers, Prof. Karl Schmidt zu Strassburg, durch scharfsinnige Combinationen glücklich ermittelt dass der grosse Gottesfreund im Oberlande und Nicolaus von Basel eine und dieselbe Person gewesen seien. Lassen sie mich jetzt nach Anleitung dessen, was Nicolaus selbst, was seine Freunde und Feinde von diesem merkwürdigen Manne berichten, einen Abriss seines Lebens und seiner tief eingreifenden, höchst bedeutsamen Wirksamkeit, jedoch nur in den Hauptzügen entwerfen: vielleicht reizt Sie dieses eine seiner wichtigsten und zugänglichsten Schriften, die Historia und das Leben des ehrwürdigen Doctors Tauler, welche den Predigten des letzteren beigedruckt zu sein pflegt, nun mit erneutem Interesse zum Gegenstand Ihrer Lectüre zu machen.

Reich, beliebt, angesehen, fühlte sich der Jüngling Nicolaus dennoch unbeglückt: sein erweckter Geist rang nach Erkenntniss Gottes, aber die Mühe war vergeblich, da er, ein Laie, die heilige Schrift nicht kannte, und sich mit Lesung deutscher Legenden begnügen musste. Jahre lang, wie er es späterhin selbst in dem Buch von den fünf Jahren seines Anfanges beschrieben hat, kämpfte er rathlos, trostlos mit sich und den Reizungen der Welt,

und suchte gleich den Heiligen deren Lebensgeschichten er las, seinen Leib durch strenge Bussen zu bändigen. Endlich offenbarte sich ihm in häufigen Verzückungen der Gott den er so lange umsonst gesucht. Mit dessen Beistande erwarb er nun auch binnen 30 Wochen so gelehrte Kenntniss des Lateinischen, „als ob er alle seine Tage in den höchsten Schulen studieret hätte,“ und nun endlich war ihm auch die heilige Schrift kein verschlossenes Buch mehr. Das alles geschah etwa um das Jahr 1330. Dieser Umschwung war entscheidend für sein weiteres Leben. Zwar mochte der religiös strebende Laie schon sonst mit den im Rheinischen Oberlande heimlich verstreuten Waldensern in Berührung gekommen sein: aber die hohe Stellung die wir ihn nunmehr in deren Mitte einnehmen sehn, und auf der all sein ferneres Wirken beruhte, fiel ihm wohl erst in Folge seiner überragenden Gelehrsamkeit und Schriftkenntniss zu.

Er ward nämlich als Meister, d. h. bekleidet mit einer fast unbeschränkten Gewalt über das innere und das äussere Leben der ihm untergeordneten Brüder, an die Spitze einer Gesellschaft von Gottesfreunden gestellt, die hier in geheimer Zurückgezogenheit gemeinschaftlich ein Haus bewohnten, und für einen weiten Kreis der ketzerischen Predigt und Seelsorge den verborgenen Mittelpunct bildeten. Der ihn zunächst umgebenden Brüder waren vier; er selber schildert (ohne jedoch auch hier wieder einen Namen zu nennen) sie und sein Zusammenleben mit ihnen in dem Buche von den fünf Mannen. Drei derselben waren erst durch ihn der Gemeinde, einer davon, zuvor ein Jude, sogar erst dem Christenthume gewonnen worden; sie hatten alle Ehren und Freuden der Welt, einer, ein gelehrter Jurist und Domherr, seine reichen Pfründen aufgegeben und nach dem Beispiele ihres Meisters Nicolaus Hab' und Gut der Gesellschaft gewidmet: der Lohn solches Ernstes war die waldensische Priesterweihe. Von allen vieren wie von sich selbst berichtet Nicolaus häufige Verzückungen; der eine trieb die Schwelgerei in leiblichen Leiden und in Kämpfen der Seele so weit, dass wenn er einmal frei davon war, er jammernd ausrief: „Ach Gott, hast du mich verlassen?“

Ein hauptsächliches Ziel von Nicolaus Thätigkeit war Strassburg, derselbe Ort von wo in früheren Jahren die Lehre der Gottesfreunde mochte nach Basel verpflanzt worden sein: dahin

unternahm er wiederholte Missionswanderungen, und dahin besonders richtete er an zuverlässige, ihm ergebene Männer, aber dennoch stäts unter dem Schleier der Namenlosigkeit seine Sendschreiben und sonstigen Schriften; immer in deutscher Sprache, obschon er jetzt lateinisch hätte schreiben können: denn es war sein ausgesprochener, mit dem ganzen Wesen seiner Lebensaufgabe eng zusammenhangender Grundsatz, dass zwar gelehrtwissenschaftliche, eigentlich theologische Werke lateinisch abzufassen seien, solche aber, die ihrer Beschaffenheit nach auch den Laien dienen können, in der Sprache der Laien. Ein Sendschreiben etwa aus dem Jahre 1357 enthält darüber Folgendes. „Lieben Christenmenschen, ich rathe euch in allen Treuen dass ihr wider alle Untugenden lernet streiten: denn die kämpfende Zeit die nahet; und der noch nicht wohl zum Streite bereit ist, der soll solche Menschen aussuchen, die in der ewigen Wahrheit wohl gelehrt sind, und soll die bitten dass sie ihn lehren wider alle Untugenden streiten, und soll auch gerne Predigten hören und gute Büchlein lesen, an denen man auch wohl unterrichtet mag werden. Aber etliche Lehrer sprechen, deutsche Bücher seien schädlich der Christenheit. Das ist in einen Weg wohl war, und in einen andern Weg nicht wahr. Es wäre wohl in einen Weg gut, dass die Bücher nicht in Deutsch gekehrt wären, die Bücher da viel Glossen (erklärende Anmerkungen) über gehören: denn solche Bücher gehören Laien nicht zu: denn ihrer einige wollen es nehmen und wollen es verstehn nach ihrer selbsteigenen sinnlichen Weise, und können sich dann nicht daraus finden und werden irre; und solche glossierte Bücher gehören der Geistlichkeit zu. Aber solche Büchlein, wie dieses Büchlein ist, und auch andre deutsche Bücher die auch in dieser Maasse sind, und auch nicht wider die heilige Schrift sind, solche deutsche Bücher sind einfältigen Laien gar nütze und gar gut; und ihr sollt sie euch nicht lassen die grossen Lehrer absprechen, dieselben Lehrer die da voll der Schrift sind und leer Gottes: denn sie suchen sich selbst in der Ehre dieser Welt mehr denn Gott. Aber wo ihr Lehrer findet die sich selbst nicht meinend sind, denen sollt ihr gar gerne gehorsam sein: denn was solche Lehrer rathen, der Rath kommt aus dem heiligen Geiste.“

Es waren namentlich zwei Strassburger, mit denen Nicolaus lebenslänglich die engste Verbindung unterhielt, ein Laie und

ein Geistlicher, beide schon früher genannt, Rulman Merswin und Johannes Tauler. Im Interesse der Verbreitung und Befestigung seiner Lehre musste ihm besonders viel daran liegen, grade sie zu denen rechnen zu dürfen, die sich ihm zu Grunde gelassen hatten: denn beide genossen in der bürgerlichen und in der kirchlichen Gemeinde des einflussreichsten Ansehens, und beide gehörten als namhafte Glieder, Tauler sogar als väterliches Haupt, zu der Vereinigung der kirchlichen Gottesfreunde. Hiemit eröffnete sich ein Weg diese ganze Vereinigung in eine Vorbereitungsschule für die waldensische Ketzerei umzuwandeln, und von daher das kleine Häuflein der vollkommenen Brüder nach und nach mit frischem Zuwachs zu verstärken.

Rulman d. h. Hieronymus Merswin, von einem edeln Strassburger Geschlechte, seines früheren Standes ein Kaufmann, Taulers Beichtkind, hatte sich nach zweimaliger kinderloser Ehe aus der Welt zurückgezogen, und mit strengen Kasteiungen ein bloss der Beschaulichkeit gewidmetes Leben angefangen. Auch ihm wurden in häufigen Ekstasen höhere Offenbarungen zu Theil, und von den umgehenden Ketzereien streifte diese und jene an sein aufgeregtes Gemüth. Denn z. B. die ganze bildliche Anschauung die seinem im Jahre 1352 verfassten Buche von den neun Felsen (man hat dasselbe bisher fälschlich dem mystischen Dominicaner Suso zugeschrieben) zu Grunde liegt, ist einer kirchlich verdammten gleichbetitelten Schrift der freien Geister entnommen; er schildert darin unter der Allegorie eines neunfach abgestuften Berges, wie das Leben der Christenheit von dem Gipfel, den die seligen Vollkommnen inne haben, sich hinabsenke zu immer tieferer Verderbniss; der Geistlichkeit wird nicht geschont, und über Erlösung und Seligkeit der frommen Juden und Heiden wird in einer Weise gesprochen, die nur für die ärgste Lästerung des christlichen Glaubens gelten konnte, die sich aber gleichfalls aus einer entsprechenden Lehre früherer Ketzer, der pantheistischen Ortlieber von Strassburg, herleiten lässt. „Ich will dir sagen," so schliesst der betreffende Abschnitt, „wo dieser guten Heiden oder dieser guten Juden einer an sein Ende kommt, so kommt ihm Gott zu Hilfe und erleuchtet ihn mit christlichem Glauben, dass der christliche Glaube ihm also bekannt wird, dass er von allem seinem Herzen der Taufe begehrend wird; mag ihm dann die Taufe nicht gegenwärtig werden, und ist doch seine Begierde

von Grunde seines Herzens darnach, so will ich dir sagen was Gott dann thut: Gott der geht hin und tauft ihn in seinem guten begehrenden Willen und in seinem verlassenen Tode. Du sollst wissen dass dieser guten Heiden und dieser guten Juden viele sind in dem ewigen Leben, die alle in solcher Weise darein sind kommen."

Gleich nach Vollendung dieser Schrift und wahrscheinlich auf deren Anlass ward Nicolaus von Basel Rulmans heimlicher d. h. vertrauter Geselle, und von nun an wagte letzterer nichts mehr zu thun, nichts mehr zu denken wozu ihn sein geistlicher Vater und Meister nicht ermächtigt hatte. So geschah es denn auch auf Nicolaus und der Seinigen Antrieb, und Schritt für Schritt auf ihr Geheiss oder mit ihrer Genehmigung, dass Rulman im Jahre 1371 den Johanniterrittern eine Kirche und ein Ordenshaus in Strassburg schenkte, unter Bedingungen welche auch Gliedern des Laienstandes Antheil an der Verwaltung und das Recht zum Eintritt gaben, damit in Zeiten der Noth sich die Gottesfreunde hieher, unter den Schutz des vielgewaltigen adlichen Ordens retten könnten: in der Urkunde hiess es ausdrücklich, das Haus sei gestiftet um der erleuchteten Gottesfreunde willen zu einem Fluchthause. Rulman selber brachte den Rest seines Lebens (er starb 74 Jahre alt 1382) bei den Johannitern zu, mit Uebungen der Beschaulichkeit und mit Abfassung erbaulicher Bücher beschäftigt, und in beständigem brieflichem Verkehr mit Nicolaus und den Gottesfreunden im Oberlande. Auch den Johannitern und sonst manchem in Strassburg ward von daher häufig genug geschrieben: die Ritter konnten ein ganzes Briefbuch sammeln; aber alle Briefe giengen durch Rulmans Hände. Dem waren die Verfasser und deren Aufenthaltsort sehr wohl bekannt: aber er nannte sie nicht, durfte sie nicht nennen, und so kam die mehr als verzeihliche Neubegierde nie hinaus über die unbekannte Grösse des Gottesfreundes und der Gottesfreunde im Oberland. Die Johanniter lauerten den Boten auf welche die Briefe überbrachten: aber selbst diese liessen sich nicht ertappen: durch ein gewisses Räuspern in der Kirche gaben sie Rulman das Zeichen ihrer Ankunft, und verschwanden, jedem anderen unfindbar. Einige aus dem Hause machten sich auf, noch bei Rulmans Lebzeiten und wiederum nach seinem Tode, um die Gottesfreunde auszuspüren; sie durch-

forschten das ganze Oberland auf beiden Ufern und bis hinauf nach Engelberg: aber vergeblich; und als sie heimkamen, hörten sie von Rulman, sie hätten sogar ohne es zu merken einmal bei den Gottesfreunden übernachtet. Ein altes Memorial der Johanniter zu Strassburg gedenkt all dieser Begegnisse, und nennt mit Ehren und Segnungen die Gottesfreunde als Mitstifter ihres Hauses.

Noch gewaltiger als in seinem Verkehr mit dem Laien Rulman und den Johannitern tritt die besiegende und beherrschende Persönlichkeit unsers Nicolaus in seinem Verhältniss zu Tauler hervor. Wie er um Taulers willen, dessen Predigtweise auch in Basel Bewunderung erregt hatte, nach Strassburg hinabgewandert; wie er nun hier mehreren Predigten desselben mit Aufmerksamkeit beigewohnt; wie er dann zu ihm ins Haus gegangen, und mit steigender Zuversichtlichkeit er, der Laie, dem berühmten Doctor der Theologie, dem Oberhaüpte aller deutschen Mystiker, ins Angesicht erklärt, noch stehe dieser unter der Herrschaft des Buchstabens, noch sei er nicht hindurchgedrungen zur Erkenntniss des lebendig machenden Geistes, noch sei er nicht besser denn ein Pharisäer; wie Tauler nach kurzem Sträuben seines Stolzes sich ihm als ein schwaches verzagtes Kind seinem Vater zu Lehre und Leitung übergeben; wie darauf dieser dem neuen Zögling schwere, unerhörte, den ganzen Menschen erdrückende Bussübungen auferlegt, worunter auch das Verbot alles Predigens war; wie er ihn endlich nach jahrelanger Prüfung dieser harten Zucht wieder entlassen mit den Worten: „Es ist nicht mehr nothwendig, dass ich in lehrender Weise mit euch rede: ihr habt nun den rechten Meister gefunden, dessen blosses Werkzeug ich war: den höret und seid ihm gehorsam;“ wie Tauler nun, da er wieder predigen durfte, diess mit solcher Kraft des Geistes und der Wahrheit gethan, dass durch die Erschütterung ein Theil der Zuhörer plötzlichem Tode nah gebracht wurde: ich bekenne mich unfähig diess alles mit der heut gebotenen Kürze und doch in angemessener Weise wieder zu erzählen, und verweise Sie zu eigner erhebender Lesung auf die schon genannte Historia Doctor Taulers, in welcher Nicolaus nach Taulers eignen Aufzeichnungen und auf dessen Geheiss mit Verschweigung aller Namen den ganzen Verlauf dieser geistlichen Neugeburt berichtet: sicherlich eines der inhaltschwersten Bekenntnisse über die innere Lebens-

entwickelung eines erwählten Menschen. Taulers spätere Predigten sind für uns gleichsam eine Fortsetzung dieses Buches und ein Anhang authentischer Zeugnisse, insofern da die entscheidenden Besprechungen des Doctors mit dem erleuchteten Laien immer und immer wieder anklingen; wenn es z. B. in einer Predigt über die Worte: „Selig sind die Augen die da sehen das ihr sehet," also heisst: „Lieben Kinder, die grossen Geister und die Lesemeister (d. h. die Professoren) disputieren ob Erkenntniss grösser und edler sei oder Liebe. Aber wir wollen nun allhier sagen von den Lebemeistern. Wenn wir dorthin kommen, dann sollen wir aller Dinge Wahrheit wohl sehen. Unser Herr sprach: „Eins ist Noth." Welches ist nun diess Eine das also Noth ist? Das Eine das ist, dass du erkennest dein Nichts das dein eigen ist, was du bist und wer du bist mit dir selber. Um diess Eine hast du unserm Herren also Angst gemacht, dass er Blut schwitzte. Darum, dass du diess Eine nicht wolltest erkennen, so rief er an dem Kreuze: „Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen!" weil das Eine das Noth ist so ganz von allen Menschen sollte versäumet sein. Liebes Kind, lass fahren alles das ich und alle Lehrer je gelehrt haben, und alle Wirklichkeit und Anschaulichkeit und hohes Contemplieren, und lernet allein diess Eine, dass euch das werde: so habt ihr wohl gearbeitet. Darum sprach unser Herr: „Maria hat den besten Theil auserwählt." In der Wahrheit, könntest du diess allein erlangen, so hättest du wohl erlangt, nicht ein Theil, sondern Alles. Diess Eine ist nicht, dass etliche Leute können so vernünftiglich reden von ihrem Nichts und so demüthiglich, recht als ob sie die edle Tugend wesentlich besessen hätten; und dieselben sind in ihrem Grunde noch grösser denn das Münster ist. Diese wollen gross sein und scheinen; sie betrügen die Leute und allermeist sich selber: denn sie sind die, die in dem Truge in der Wahrheit bleiben. Kinder, dieser Grund der ist wenig Leuten bekannt: rechnet dass drei Menschen hier seien, die diess angehe." Und weiterhin: „So kommen etliche und sagen von so grossen vernünftigen und überwesentlichen, überförmlichen Dingen, recht als ob sie über die Himmel geflogen seien; und sie erkannten noch nie einen Tritt aus sich selbst noch Erkenntniss ihres eigenen Nichts. Sie mögen wohl sein kommen zu vernünftiger Wahrheit: aber zu der lebenden

Wahrheit, da die wahre Wahrheit ist, dazu kommt Niemand denn durch diesen Weg seines Nichts. Und wer diesen Weg nicht gegangen ist, der soll mit grossem Schaden dastehen, wo alle Dinge aufgedeckt werden. O Kinder, dann möchten manche wollen dass sie nie geistlichen Schein hätten gewonnen, und dass sie nie von hohen vernünftigen Dingen hätten gehört sagen, noch damit umgegangen wären, noch also grossen Namen nie gewonnen hätten, und sollen dann wünschen dass sie all ihre Tage mit dem Vieh auf dem Felde wären gegangen und ihr Brötlein mit ihrem Schweisse gewonnen hätten."

Die acht Jahre, welche Tauler nach Abschluss dieser seiner Bekehrung noch leben durfte, dauerte sein Verhältniss zu Nicolaus in gleicher Innigkeit fort; in gleicher, aber nicht gesteigerter. Mit den eigentlich Waldensischen Lehren ist Nicolaus nie gegen ihn herausgetreten, sei es dass der immer noch zu speculative Doctor ihm dafür noch immer nicht vollkommen reif erschien, sei es dass ihm ein solcher Schritt hier eine überflüssige Förmlichkeit dünkte. Noch im Winter 1356 auf 57 beobachtete er auch gegen Tauler seine gewohnte Zurückhaltung, und liess ein Sendschreiben, worin er mit auf Anlass des grossen Erdbebens von Basel den Zorn Gottes, die Sünden der Geistlichen und der Laien, die Nothwendigkeit ernster Busse und der Rückkehr zur heiligen Schrift schilderte, auch an Tauler so gelangen, „dass dieser nie konnte befinden wer der Mensch wäre, der es ihm gesandt hätte." Indessen war Nicolaus mit treuem Freundestrost am Sterbebette Taulers, im Brachmonat 1361. „Da wurden auch die Leute des Mannes gewahr, der ihrem Vater so lange heimlich gewesen, und kamen und wollten ihm eine Ehre erweisen und ihn zu Gaste bitten. Als er aber dess gewahr wurde, floh er von Stund an aus der Stadt und zog wieder heim."

Tauler war jedoch nicht der einzige Geistliche den Nicolaus sich unterwürfig machte, und nicht bloss rheinabwärts erstreckte sich das Wirken des räthselhaften Mannes: auch aufwärts dehnte sich der Kreis und ergriff im Sprengel von Constanz einen Priester des Benedictinerordens, Martin von Mainz, und dieser trug dann die Lehren des Meisters wieder bis nach Köln hinab. Hier wurde Martin im Jahre 1393 ergriffen und vom geistlichen Gerichte verdammt und vom weltlichen mit dem Feuertode ge-

straft. Der geistliche Urtheilsspruch hat sich erhalten, und ist, da er den Laien *Nicolaus de Basilea* wiederholendlich als denjenigen nennt, welchem sich der verdammte Priester zu Grunde gelassen, und da er die hauptsächlichsten Ketzereien aufzählt welche letzterer von jenem angenommen habe, für uns von der grössten Wichtigkeit. Nämlich aus den eigenen Schriften des verborgnen Obern von Basel würde nie mit unläugbarer Bestimmtheit erhellen dass sein Bekenntniss das waldensische gewesen sei, indem er theils damit zurückhielt, theils sein immer noch laienhaftes Ungeschick in schriftlicher Mittheilung sowie die verzückte Aufregung seines Gemüthes ihn auch da, wo er es vielleicht wollte, nie den rechten klaren Ausdruck finden liess. Hier aber, in der Sentenz gegen Martin von Mainz, haben wir es mit dem artikelweis geordneten Geständniss eines Geistlichen zu thun, und hier erweist sich die Lehre des Meisters und des Schülers in ihrem Grunde und den Hauptsachen nach eben als die der Waldenser, wie wir letztere schon vorher haben kennen lernen; und bei einigen ihr fremdartigen Beimischungen muss unentschieden bleiben, welchen Antheil daran das selbsteigene Zuthun Martins, welchen etwa schon Nicolaus als erster Urheber derselben gehabt habe, und welchen vielleicht nur die gehässigen Verdrehungen der Ketzerrichter.

Auch diesen Schüler noch hat Nicolaus überlebt, wie schon Tauler, der 1361, und Rulman Merswin, der 1382 gestorben. Jedesfalls war er, dessen geistliches Leben schon 1330 begonnen hatte, ein hochbetagter, beinah hundertjähriger Greis, da er wenige Zeit vor dem Concil von Pisa, also kurz vor 1409, sein Leben und seine Lehre zu Vienne, wohin er jetzt noch eine Reise unternommen, mit dem Märtyrertode besiegeln musste. Folgendes nämlich erzählt Johann Nider, der gegen die Mitte des Jahrhunderts Dominicanerprior hier in Basel war, in seinem *Formicarius*. „Kurz zuvor (vor dem genannten Concil) lebte ein gewisser Nicolaus, ein blosser Laie. Dieser galt in den Rheinlanden um Basel und unterhalb, wo er zuerst als ein Begarde umherwanderte, bei vielen die den Ketzern nachspürten als einer der verdächtigsten unter den Ketzern eben dieser Art. Denn er war vom feinsten Geiste, und verstand seine Irrthümer mit ausschmückenden Worten zu verhüllen. Deshalb war er auch den Händen der Inquisitoren schon lange und oft entgangen.

Er gewann nun auch einige Schüler für seine Secte. Er war nämlich dem Bekenntniss und dem Leben nach einer der verdammten Begarden, und hatte in diesem verdammten Leben viele Offenbarungen, die er für untrüglich schätzte. Frech behauptete er sich bewusst zu sein dass Christus wirklich in ihm wäre und er in Christo, und noch andres mehr; was er alles, da er endlich zu Vienne im Sprengel von Poitou gefangen worden, bei der Untersuchung öffentlich bekannte. Und da er seine des Unglaubens verdächtigen und ihm besonders vertrauten Schüler Jacob und Johannes dem von der Kirche bestellten Untersuchungsrichter nur im Feuer herausgeben wollte (d. h. mit einfachen Worten: da er sie nicht verläugnen und sich nicht von ihnen trennen wollte), und er in vielen Stücken abweichend vom wahren Glauben und unbekehrbar erfunden wurde: so ward er von Rechts wegen der weltlichen Macht übergeben, die ihn zu Asche verbrannte."

Vielleicht hatte Nicolaus, der bereits 1377 den Johannitern in Strassburg schrieb, die Gottesfreunde seien im Gedränge, Gott allein wisse was daraus noch werden solle: vielleicht hatte er schon längere Zeit vor seinem Tode Basel verlassen, und damit wohl auch die hiesige Gemeinde sich aufgelöst und zerstreut. Denn es ist auffallend, dass bei der Entdeckung einer zahlreichen Waldensergemeinde zu Strassburg, die zu Anfang des 15. Jahrhunderts den dortigen Dominicanern glückte, gar nichts mehr verlautete von den Gottesfreunden im Oberlande, und dass sich überhaupt kaum irgendwelche Verbindung mit Basel herausstellte, während in den Verhören genug andre rheinische, schweizerische, schwäbische Städte genannt wurden als Sitze waldensischer Gemeinden, als Schulen und Herbergen derselben. Auch hatten diese Strassburgischen Ketzer den früheren Namen nicht unabsichtlich geändert: sie nannten sich jetzt Winkeler, falls man in den Acten des Processes richtig gelesen hat, und nicht etwa Rünkeler geschrieben steht, was ein alter aus Italien stammender Name eben der Waldenser ist. Der einzige Antheil den Basel an der Sache dieser Winkeler oder Rünkeler genommen hat, ist ein gar böser und feindseliger: ein Friedrich Strauss, von Basel, aber in Strassburg angesessen, den seine lang erheuchelte Christlichkeit gereuen mochte, ward an der Gemeinde zum Verräther, und die Verfolgung von Seiten der Kirche begann mit den

Predigten eines von Basel herübergekommenen Dominicanermönches.

Wie aber, wenn sich mit Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts auch die Baslerischen Gottesfreunde nur in einen anderen Namen zurückgezogen hätten, in den der Beginen, jenes halbgeistlichen halbweltlichen Ordens, der, schon seit länger denn einem Jahrhundert in Basel einheimisch und jetzt an 1500 Köpfe stark, einige zwanzig Sammlungen oder Gesellschaftshäuser inne hatte. Zwar pflegten, wie bereits vorher ist erinnert worden, die deutschen Begarden und Beginen, falls sie über ein stillbeschauliches Leben im Sinne der Kirche hinausgiengen, dann sich in den Pantheismus der freien Geister mit all seinen sittlichen oder unsittlichen Consequenzen zu verirren, eine Ketzerei die den Waldensern ursprünglich nicht minder Abscheu erregte als den kirchlichen Inquisitoren. Indessen hat die Flucht vor dem gemeinsamen Feinde auch sonst öfters die verschiedenartigsten Ketzereien einander näher gebracht, sogar bis zum Verschmelzen, und grade zwischen Waldensern und freien Geistern war das schon einmal, im Jahre 1230, versucht worden, wenn einer Nachricht des Abtes Trithemius zu trauen ist; jetzt aber bot sich zu erneuter Verkettung der Beginen und der Gottesfreunde ein zusammenführendes und zusammenhaltendes Mittelglied dar in der Mystik solcher Männer wie Johannes Tauler, der mit dem einen Fusse an der Grenze des freigeistischen Pantheismus stand, wie ihn Meister Eckart lehrte, mit dem andern an der Grenze des evangelischen Waldenserthumes. Dazu kommt auch noch dass bereits auf Seiten des grossen Gottesfreundes einzelne Anflüge jener freigeistischen Ketzerei wahrzunehmen sind; nicht gerade bei ihm selbst, obwohl die Inquisition auch ihn kurzweg zu einem Begarden machte, aber bei Rulman Merswin und bei Martin von Mainz: denn die unevangelischen Sätze, die letzterem in seinem Todesurtheil zur Last gelegt wurden, schlagen ganz in jene Richtung ein: es sei ihm keine Sünde, Jemand zu tödten oder Unzucht zu treiben, sobald er es auf Geheiss des Meisters thue; es sei ihm besser, in Unzucht zu fallen und wieder sich erhebend im Gehorsam des Meisters zu verbleiben, als diesen Gehorsam zu brechen und ohne Sünde zu sein; er sei durch die Hingebung an diesen seinen Meister in den Stand der ersten Unschuld zurückversetzt worden. Man muss

sich dabei nur erinnern dass sich Martin seinem Meister Nicolaus an Gottes Statt gelassen hatte, dass ihm also Gott und Nicolaus gewissermaassen gleichbedeutend waren: und dann haben wir die freigeisterische Lehre von der Unsündlichkeit der vollkommenen Menschen. Unter diesen und dergleichen Umständen war eine Verschmelzung der ketzerischen Gottesfreunde mit den ketzerischen Beginen allerdings sehr leicht möglich, und die Vermuthung dass um das Jahr 1400, wo nach einem Bestande von mehreren Menschenaltern die Gottesfreunde plötzlich verschwunden sind, die Beginen aber zu einer überlästigen Anzahl angewachsen, die Vermuthung dass zu dieser Zeit beide Vereine zusammengeflossen seien, entbehrt nicht alles Grundes. Es ist schwerlich ein Zufall, dass in eben denselben Jahren, wo in Strassburg die Ketzerei der Rünkeler zu Tage kam, wo in Vienne der greise Nicolaus als Begarde war verbrannt worden, hier in Basel die Beginen, ausdrücklich auch wegen Ketzerei, Verfolgung litten; wie das Ochs in seiner Geschichte von Basel ausführlich genug erzählt. Freilich war, was zum Hass gegen die Beginen reizte, nicht der gleiche blind zürnende Religionseifer gegen Ungläubige, der in Vienne und Strassburg die Scheiterhaufen schichtete: in viel höherem Grade hat bei jenem Streit die altvererbte Erbitterung, der Ordensneid der Dominicaner und der Augustiner gegen die Franciscaner und deren Schutzverwandte, die Beginen, mitgewirkt, eine Erbitterung die durch ganz Deutschland so sprichwörtlich war, dass man davon sogar beim Weine sang: „Du sühnst die allzeit pflegen Feind zu sein, den Augustein und die Begein; ihnen beiden scheiden kannst du Sorg' und Pein, dass sie vergessen Deutsch und auch Latein.“ Und auch auf Seiten der verfolgten Beginen war nicht gerade alles sauber: mochten sie jetzt vielleicht auch versuchen die Lehre der Gottesfreunde und die Lehre Meister Eckarts zu vereinigen, die echte Religiosität, die Sittenreinheit der Gottesfreunde hatten damit schwerlich die Oberhand gewonnen: wir haben keinen Grund all die mehr oder minder gewichtigen Vorwürfe die ihrem Lebenswandel gemacht wurden, für blosse Märchen ihrer Feinde zu halten.

Dem sei aber wie ihm wolle, das Baslerische Waldenserthum des 14. Jahrhunderts sei durch die Beginen fortgeführt worden oder auf anderem Wege: fortgeführt worden ist es und herüber-

gerettet bis weit ins 15. Jahrhundert hinein, bis in die Zeiten der grossen Kirchenversammlung. Denn das war eine der Haupteinwendungen die Pabst Eugen IV. gegen die Berufung und Beschickung des Concils von Basel brauchte, dass Basel eine Ketzerstadt sei, dass sie voll sei von Hussiten. An Hussiten im eigentlichen Sinne des Wortes ist dabei natürlich nicht zu denken: den Ausdruck auf Waldenser auszudeuten, erlaubt die im 15. Jahrhundert ganz geläufige Verwechselung beider Namen, die ihren Anlass sowohl in der innern Uebereinstimmung als in dem äussern historischen Zusammenhange der ersten Protestanten des Rheines und der Moldau hat. Und wäre es zu weit gegangen, zu viel gesucht, wenn man auch in jenem evangelischen Glaubensbekenntniss, dass ein Mönch der hiesigen Karthause, Bruder Martinus, im Jahre 1456 heimlich aufzeichnete zur Erleichterung seines gedrückten Gewissens und dann unter einem Balken seiner Zelle vermauerte: wenn man auch darin noch einen Nachklang aus den Zeiten der Gottesfreunde erkennen wollte? Wohl war im Fortschritt des 15. Jahrhunderts die reine Erkenntniss immer enger beschränkt, und wo sie früherhin von ganz stillen Gemeinden war gehegt worden, war es jetzt nur noch ein Einzelner hie und da, der sie besass: aber ganz erloschen war sie niemals, und nie ganz abgebrochen der tief liegende Faden, der die reformatorischen Ketzereien des Mittelalters verknüpfte mit der grossen Glaubenserneuerung des 16. Jahrhunderts. Bezeugt doch einer von deren Führern selbst, auch dieser ein Mann den Basel und Strassburg mit einander getheilt haben, Wolfgang Fabricius Capito, er bezeugt für das 15. Jahrhundert was uns für das 14. durch Nicolaus und Taulers und Heinrichs und Rulmans Leben und Lehre und Schriften bezeugt worden ist: „In teutscher Nation bei alten Laien ist der Same des Worts allweg gewesen und blieben; wie ich manches in meinen kindbaren Jahren reden gehört hab, dess ich mich jetzt verwundre: dazumal verstund ichs nit, wohin es reicht.“

Otto von Passau.

(Aus Herzogs Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Band 10. 1858. S. 741—743.)

Wie wir durch K. Schmidt in Strassburg, den eigentlichen Entdecker der Gottesfreunde (in seiner Lebensbeschreibung Taulers 1841), wissen, hatte diese geheimnissvolle Vereinigung der deutschen Pietisten des 14. Jahrhunderts ihren Mittelpunkt in Basel, insofern hier, den Meisten des Vereins selber unbekannt, aber nach allen Seiten hin wirkend und leitend, Meister Nicolaus mit seinen ihm näher stehenden Genossen wohnte. Ich habe dem später (Beiträge der hist. Gesellschaft zu Basel 1843, S. 161) die mir noch jetzt wahrscheinliche Vermuthung beigefügt, dass innerhalb der zahlreichen Beginenhäuser Basels und so auch des ihnen vorgesetzten Franciscanerhauses das eigenthümliche Leben der Gottesfreunde, wennschon mit dem 15. Jahrhundert deren Name erlischt, dennoch bis in eben dieses Jahrhundert sich forterhalten habe. Als Hinüberleitung aus dem einen Jahrhundert in das andere und aus der mannigfach unkirchlichen Art des alten Meisters zurück in die Kirchlichkeit steht Otto von Passau da mit seinem grossen Erbauungsbuche, den vierundzwanzig Alten oder dem Goldenen Thron. Dem Zunamen nach war Otto von Geburt kein Basler; vielleicht auch, dass er diess sein Werk nicht einmal in Basel geschrieben hat: aber einen Theil seines Lebens hat er hier und in derjenigen ausgezeichneten Stellung zugebracht, die ihn mit in die geistige Strömung der Zeit und des Ortes bringen musste. Er selbst sagt am Schlusse der Eingangszuschrift (nach der Augsburger Ausg. von 1480): „Darnach so bitte jch mit allem ernst vnd begere mit allen meinen kreften das du mynnende sele vnd alle gotes freünd geystlichen vnd weltlichen edel vnedel (so) frawen vnnd man oder wer sy seind die sich der lere diss buochs gebessern mügent endlich vnd ernstlich got für mich bitten wöllent jch sey lebendig oder tod für einen demüetigen pruoder Otten von Passouwe sant Franciscus Ordens willent Lesemeyster czuo Basel. der diss buoch von dem anfange biss an das ende mit grossem fleyss ernst vnd arbeyt von stucken czestucken vnd von sinnen zuosinnen allesament

gemacht vnd volbracht hat an der heiligen himel fürstin abent Marien der liechtmessen Des jares do man zalte von Jhesu Christi gepurt. M. CCC. lxxxvj jare.“ Also im Jahre 1386 (die Dillinger Ausgabe verderbt das in 1486) und zunächst an die Gottesfreunde gerichtet. Eben dieser hatte er schon weiter vorn gedacht: „— Sollt du wissen das jch mit fleiss und mit hart grosser arbeyt darein gesehen hab wie jch dir vnnd allen gotes freünden darinn ein benüegen wäre.“ Und es war auch ganz in der Weise der Gottesfreunde und im Sinne des Meisters Nicolaus, dass Otto ein Buch dieser Art auf Deutsch und somit für die Laien schrieb: man lese nur, wie mit Nachdruck und mit Einsicht Nicolaus das Anrecht der Laien auf deutsche Erbauungsbücher gegen die Furcht und den Stolz der gelehrten Geistlichkeit vertheidigt (Tauler v. Schmidt S. 231). Aber Nicolaus selbst oder ein ihm näherer Freund, wie Rulman Merswin, hätte doch anders geschrieben: dem Mönche mangelt der vollere und tief von unten auf bewegte Fluss der Rede, der jenen eigen ist; sein Buch kann in Anlage wie Ausführung nur dürftig und muss in Betreff der erstern auch unklar genannt werden. Das Ganze soll eine Anleitung zum christlichen Leben mit Hervorhebung besonders der Innerlichkeit desselben sein; es beginnt zweckgemäss mit Betrachtungen über das Verhältniss des Menschen zu Gott, seinem Schöpfer, und zu der übrigen Kreatur, und schliesst mit Tod und Ewigkeit: aber der Gang, der von dem einen Punkt zum andern führt, ist nicht überall der zweckgemässe, und mitten inne wird seine Stätigkeit dadurch völlig unterbrochen, dass Otto in die Glaubenslehre abirrt und lange Stücke hindurch dogmatisirend von dem Frohnleichnam und der Jungfrau Maria handelt. Diese Plan- und Zusammenhangslosigkeit verschwindet jedoch einigermaassen bei der Art und Weise der Ausführung, oder tritt auch, je nachdem man es ansehen mag, durch eben dieselbe nur noch mehr hervor. Auf Anlass nämlich von Kap. 4 und 5 der Offenbarung Johannis, wo von den vierundzwanzig Aeltesten die Rede ist, wird die ganze Anweisung, wie die minnende Seele sich einen goldnen Thron im Himmel erwerben solle, stückweis und nach einander von den Vierundzwanzig vorgetragen, das Wenigste aber und nur das Unerhebliche sprechen diese und spricht Otto aus sich selbst: Alle Haupt- und Kerngedanken, alle „sinne“ d. h. Sentenzen

sind aus anderen, jedesmal auch ausdrücklich benannten Autoren entlehnt, und was die Alten noch dazu thun, dient nur als Kitt, der die Mosaik zusammenhalte. Das Zeitalter liebte dergleichen erbauliche und beschauliche Blumenlesen: s. meine deutsche Litt.-Gesch. S. 334 und 353; von denen, die sich erhalten haben (Hermanns von Fritzlar Blume der Schowunge ist noch verloren), reicht jedoch keine mit Zahl und Mannigfaltigkeit der benutzten Schriften an die unseres Otto: er kann der Lehrer und Meister, die ihm geholfen, nicht weniger als 104 namhaft machen, und wenn er das nicht ohne Selbstgefälligkeit thut und sich selbst dem fleissig überall sammelnden Bienlein an die Seite stellt, so wird das zu verzeihen sein. Dabei verdient Beachtung, dass in dieser langen Reihe zwar Socrates sogar und Plato erscheinen und andere Namen aus dem klassischen Alterthum, ausserdem aber nur die Kirchenväter und die Theologen und Philosophen des Mittelalters bis in's 13. Jahrhundert, also überall nur solche, die man, im Original oder übersetzt, auch lateinisch hatte, dass dagegen die deutsche, deutsch sprechende Mystik und Ascetik mit keiner ihrer litterarischen Grössen vertreten ist. Ich glaube kaum, dass Otto damit ein verwerfendes Urtheil über die letzteren habe aussprechen wollen: so geflissentlich und streng er bei der rechtgläubigen Kirchenlehre bleibt, so fern er sich überall von den pantheistischen Abgründen der Mystik zurückhält, so macht er sich doch bis zu dieser Grenze hin deren Errungenschaften wohl zu Nutze und wuchert damit in Anschauung wie Darstellung; auch die Benutzung der Lehre und des Zeugnisses heidnischer Philosophen fand er zunächst vor sich bei den Mystikern seiner Heimath und seines Jahrhunderts, z. B. bei Eckard; er hätte mit demselben Vorbehalt wie griechische Heiden wohl auch deutsche Mystiker, selbst wenn deren Schriften ihrem ganzen Sinn und Inhalte nach als ketzerisch verurtheilt waren, für einzelne Sprüche anziehen dürfen. Und so wird, dass er es dennoch nicht that, lediglich aus der Ansicht gekommen sein, bei Schriften, die ohnediess schon allgemein verbreitet und durch ihre deutsche Abfassung den Laien gleich vom Beginn an nahe getreten waren, bedürfe es keiner solchen Blumenlese und keines Nahebringens durch Verdeutschung mehr.

Wie schon einmal gesagt, mit dem Zusammentragen einzelner geist- und sinnvoller Sprüche schloss sich Otto einer

litterarischen Neigung an, die er bereits vorfand und die noch längere Zeit nach ihm fortbestehen sollte. Daraus erklärt sich die anhaltende Gunst, deren sein Buch genossen hat, die Nachahmung, die ihm, theilweise wenigstens, mit den Grundzügen der ebenmässig gewählten Form, Johannes Nider, gleichfalls ein Klostergeistlicher Basels, noch um ein halbes Jahrhundert später in seinen Vierundzwanzig goldenen Harfen angedeihen liess (Litt.-Gesch. S. 340), die nicht seltenen Handschriften, in denen man es bis zum Ablaufe des Mittelalters wiederholte (die Altd. Handschriften d. Basler Univ.-Bibliothek S. 7; Haupts Zeitschr. für Deutsches Alterth. 6, 52), die mehrfachen Ausgaben, mit denen gleich die beginnende Buchdruckerkunst sich auf dieses Werk als ein vielbeliebtes wendete (die erste datierte, während eine ohne Ort und Jahr noch älter scheint, ist eine Augsburger von 1480), die niederländische Uebersetzung endlich, die sofort auch, von 1480 an, aus den Pressen von Utrecht u. s. w. hervorgieng. Und noch im Jahre 1568 ist wiederum zu Dillingen, bekanntlich damals einem litterarischen Herd der Jesuiten, ja noch im Jahre 1836 zu Regensburg und Landshut ein Druck erschienen, letzterer unter dem Titel: „Die Krone der Aeltesten“ als vierter Band der „Leitsterne auf der Bahn des Heils,“ beide mit denjenigen Aenderungen in Sprache und Styl, die der Verständlichkeit und des guten Geschmackes wegen den Herausgebern räthlich schienen. Ob aber überhaupt im Jahre 1836 noch ein Neudruck räthlich und mit dem guten Geschmack verträglich war? Otto von Passau hat für uns nur noch geschichtlichen und auch in geschichtlicher Beziehung einen so wenig hervorstechenden Werth, dass er lediglich die Gelehrten angeht und die Gelehrten sich ganz wohl mit den erhaltenen Handschriften und alten Drucken und mit dem, was aus diesen berichtet wird, begnügen mögen.

Die altdeutschen Dichter des Elsasses.

I.

Otfried von Weissenburg.*)

(Krist. Das älteste, von Otfried im neunten Jahrhundert verfasste, hochdeutsche Gedicht, — hsggb. v. E. G. Graff. Kœnigsberg 1831. Conjectures sur la vie et l'éducation d'Otfrid — par Frédéric-Théodore Horning. Strasbourg 1833. Lachmann über Otfried in der Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber, Sect. 3. Th. 7. 1836. S. 278—282.)

Eines der reichsten und der ältesten Klöster des Elsasses war die Benedictinerabtei Weissenburg im Speiergau, gestiftet schon im ersten Viertel des siebenten Jahrhunderts von Dagobert I, Könige der Franken. Ihren wohlverwalteten Reichthum an Land und Leuten bezeugt die Sammlung ihrer Besitz- und Erwerbstitel welche kürzlich von Zeuss veröffentlicht worden; dass sie aber nach guter Ordenssitte auch die Pflege der Wissenschaften nicht vernachlässigt habe, ein alter, schon vor 800 Jahren aufgenommener Büchercatalog sowie der Ruhm dessen ihre blühenden Schulanstalten sich erfreuten.

Hier war es wo im Jahre 868 die stäts bedeutende, oft höchst einflussreiche Theilnahme des Elsasses an der Deutschen Litteratur und zugleich ein neues Zeitalter dieser letzteren selbst eröffnet ward mit dem Evangelienbuche des Mönchs und Priesters Otfried. Die nachfolgenden Blätter sollen beizubringen suchen was sich von den Lebensumständen dieses Dichters ermitteln

*) (Elsässische Neujahrsblätter für 1847. Im Verein mit ihren Freunden herausgegeben von August Stöber und Friedrich Otte. Basel 1847. S. 210—237.)

lässt, und nachzuweisen inwiefern seiner Dichtung ein so ausgezeichneter Platz im Entwickelungsgange der Deutschen Poesie gebühre.

Otfried mag in eben derselben Gegend geboren sein, in welcher er späterhin als Klostergeistlicher leben und sein Leben beschliessen sollte, am nördlichen Rande des Elsasses, da wo die strengeren Laute des oberdeutschen Sprachstammes theilweis schon der Milde des niederdeutschen weichen und bereits jene melodische Mischung beider anhebt, welche man Mitteldeutsch nennt. Denn grade dieses ist auch die Eigenthümlichkeit seiner Sprache: alamannische Vocalfülle und fränkische, niederrheinische Weichheit der Consonanten; damit noch verbunden ein so anmuthiges Wechselspiel mannigfaltiger Lautangleichungen, dass diese Mundart leichtlich die wohllautendste von allen sein möchte die jemals in Deutschland sind gesprochen worden.

Genauer zu bezeichnen ist aber sein Geburtsort nicht, und ebenso wenig weiss man über das Jahr seiner Geburt und über die ersten Anfänge und Verhältnisse seines Lebens. Doch lässt sich mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, er habe, schon als Kind für den geistlichen Stand ausersehen, die Knabenzeit in der Schule von Weissenburg zugebracht: denn so erklärt sich am besten wie er, etwa um das Jahr 830, in die Domschule nach Constanz hat gelangen können: mit den Canonikern dieses bischöflichen Stiftes wie mit den Mönchen auf der Reichenau und zu St. Gallen stunden die von Weissenburg in einer engern bruderschaftlichen Verbindung, wodurch allen Gliedern gegenseitige Liebe und Gastfreundschaft und noch den Gestorbnen die gemeinsame Fürbitte Aller gesichert ward. Hier nun beginnt für uns das Leben Otfrieds. Er genoss in Constanz den Unterricht jenes Salomon, der im Jahre 839 unter dem Namen Salomons I. auf den Bischofsstuhl erhoben ward und denselben bis 871 inne hatte. Seiner Zucht und Lehre hat sich Otfried noch lange nachher mit Dankbarkeit erinnert (Graff S. 6. 7):

Ófto irhugg ih múates
thes mánagfalten güates,
thaz ír mih lértut hárto
iues selbes uuórto. —

Émmizen nu ubar ál
ih druhtin férgon scal,
mit lón er iu iz firgélte
joh sínes selbes uuórte. —

In hímilriches scóne
so uuérde iz iu zi lóne
mit géltes ginúhti,
thaz ír mir datut zúhti. —

Ofto uuírdit, oba gúat thaz es líuuit thráto
thes mannes jüngoro giduat, ther zúhtari gúato.

Mit Constanz jedoch war die Studienwanderung Otfrieds noch nicht abgethan: noch eine zweite, viel bedeutendere, ja grade in jenen Tagen die bedeutendste Pflanzstätte vaterländischer Gelehrsamkeit sollte ihn für ein Jahrzehend, vielleicht noch länger denn zehen Jahre fesseln. Er begab sich nach Fulda, jener ehrwürdigen Stiftung des berühmtesten Glaubensboten der Deutschen, des heil. Bonifacius, deren Schule damals, geleitet von dem eifrigen und vielgelehrten Rhabanus Maurus, hoch ob all den andern, selbst der von St. Gallen stand, und über ganz Deutschland hin um so segensreichere Ströme der Schul- und Kirchenbildung sendete, als Hraban mit Liebe und Lehre über die sonst gewohnten Schranken hinausgieng und auch die Sprache der Heimath würdig fand des Gebrauches, der Pflege, der wissenschaftlichen Betrachtung. Es mochte in den dreissiger Jahren des Jahrhunderts sein, als Otfried diess Kloster und diese Schule suchte: denn in eben diesen Jahren befanden sich dort, zu den gleichen Zwecken als er, zwei von St. Gallen zugewanderte Geistliche, Hartmuth und Wernbert, und nur dort, da ein Aufenthalt Otfrieds in St. Gallen selbst nicht nachzuweisen ist, kann die Befreundung ihren Anfang genommen haben, die noch Jahrzehende später zwischen ihm und diesen Männern bestand. Ein gemüthreicher Ausdruck dieser Freundesneigung ist noch auf uns gekommen, eine poetische Zuschrift welche Otfried an die beiden richtete, kurze Zeit bevor Hartmuth die ihm schon früher bestimmte Würde eines Abts von St. Gallen antrat: das geschah aber im Jahr 872. Mínna thiu díura, so heisst es dort (Graff S. 15. 16),

Mínna thiu díura,
theist káritas in uuára,
brúaderscaf, ih ságen thir éin,
thiu giléitit unsih héim.

Óba uuir unsih mínnon,
so birun uuir uuérd mannon,
joh mínnot unsih thráto
selb drúhtin unser gúato. —

Mit káritate ih férgon,
so brúaderscaf ist giuuón,
thi unsih scóno, so gizám,
fon selben satanase nam:

Ofono thio gúati
joh dúet mir thaz gimúati
in gibéte thrato
iues selbes dáto.

Ni lázet, ni ir gihúgget
joh mir ginága thigget
mit mínnon filu föllen
zi sélben Sancte Gállen.

Avur thára uuidiri
thiu mínes selbes nídiri
duat iu gihúgt in uuara,
thaz ír bimidet zála,
Ci sélben Sancte Pétre*) —

Krist hálte Hártmuatan
joh Uuérinbrahtan gúatan;
mit in sí ouh mir giméini
thiu éuuiniga heili,

Joh állen io zi gámane.
themo héilegen gisámane,
thie dáges joh náhtes thuruh nót
thar Sancte Gállen thionont.

Otfried blieb, als die Sanct-Gallischen Freunde Fulda wiederum verliessen, noch für längere Zeit dort zurück; er war vielleicht noch im Jahr 846 dort: wenigstens trägt eine Fuldische Urkunde von eben diesem Jahr auch die Unterschrift eines Mönches Otfried. Aber das Jahr darauf hatte er keinen Anlass mehr zu fernerem Weilen: der Meister der Schule ward da zum Erzbischofe von Mainz ernannt, und Otfried war doch nur dieses Meisters wegen hingekommen. Gelehrt und auferweckt und dankbaren Herzens schied auch er um noch im Jahr 868 mit bescheidnem Stolze zu bekennen, „von Hraban ist meine Wenigkeit ein wenig erzogen worden,“ *a Rhabano—educata parum mea parvitas est* (Graff S. XXXI fg.).

Er hatte die lange Abwesenheit von daheim mit oft schwerem Herzen ertragen: nun endlich kehrte er zurück, und trat da wieder in sein altes Kloster ein, ward Mönch zu Weissenburg, und empfieng auch, wofern das nicht schon früher geschehn war, die Priesterweihe: *monachus presbyterque exiguus* nennt er sich selbst einmal (Graff S. XXVII). Die Gelehrsamkeit die er mit heimgebracht fand ihre Anerkennung und Benutzung: man bestellte ihn zum Meister der Klosterschule: Hartmuth, sein Freund, bekleidete in St. Gallen dasselbe Amt. Nun war für Otfried ein doppelter Anreiz da fleissig in der Klosterbibliothek zu sein und sich deren guten Bestand angelegen zu machen, eben wie Hartmuth das in St. Gallen that. Zwar wissen wir nicht mehr wie gross sein persönlicher Antheil gewesen sei an der Zusammenstellung jener Bibliothek, die, ein längst vergessener Schatz, zwei Jahrhunderte später in einem alten Klosterschranke wieder entdeckt und nun verzeichnet ward: das aber sehn wir aus diesem Verzeichnisse, sie enthielt Bücher wie ge-

---

*) St. Peter und neben ihm St. Paul und St. Stephan waren die besondern Heiligen des Klosters Weissenburg.

rade Otfried mit besondrem Fleisse muss studiert haben, Hieronymus und Augustinus die Kirchenväter, Gregor den Grossen und Beda, und auch von Hraban, seinem alten Lehrer, mehr denn ein bedeutendes Werk.

So denn hat Otfried, nachdem er aus der Fremde wiederum heimgekehrt, mindestens noch einige zwanzig Jahre in dem heimathlichen Kloster gelebt, geräuschlos und bescheiden thätig, als Mönch, als Lehrer und als Priester. Mit dem Jahre 868 verschwinden für uns, insofern sie mit Zahlen zu bezeichnen sind, die Spuren seines Daseins; auch mehrere lateinisch von ihm verfasste Schriften, seine drei Bücher über die Psalmen, ein Buch Gedichte und ein Buch von Briefen an Verschiedene (er hat deren mit Notker Balbulus und Andren in St. Gallen gewechselt) sind gleich der Briefsammlung seines Freundes Wernbert verloren gegangen: dennoch hat er nicht spurlos gelebt: Ein Werk ist hinter ihm geblieben, eine deutsche Dichtung mit der die ganze Technik unsrer Poesie und durch die Technik die Poesie selbst eine neue, für immer entscheidende, noch heute nicht verlassene Wendung genommen hat.*)

Jene Zeit hatte ihr wohlbegründetes Gefallen an Darstellungen der Lebensgeschichte Jesu wobei die vier Evangelien eines durch das andre ergänzt und so gleichsam in ein fünftes Gesammtevangelium *(unum ex quatuor evangelium* nach dem alten Ausdrucke, oder gar bloss *quatuor evangelium)* vereinigt wurden. Und wie mit Karl dem Grossen die Sprache und Poesie der Heimath zu besseren Ehren gelangt war, so gab es nun auch solche Evangelienharmonien in deutscher Sprache: die vielbeliebte des Ammonius ward aus dem lateinischen Texte prosaisch übersetzt, und mit Benutzung eben derselben ein altsächsisches Gedicht, der sogenannte Heliand, diess Kronjuwel unsrer älteren Poesie, verfasst, letzteres vielleicht, ja wahrscheinlich, auf Geheiss Kaiser Ludwigs des Frommen. Eben solch eine Dichtung nun, aber lesbar für die hochdeutsch redenden Völker, ward von einigen Brüdern, zumeist jedoch und besonders von einer verehrungswürdigen Frauen Judith dem Weissenburgischen Mönche

---

*) Ein veralteter, jezo meist aufgegebener Irrthum legt ihm auch noch einige deutsche Prosaschriften bei, catechetische Stücke von Notker Labeo und Predigten die wohl zwei Jahrhunderte jünger sind als er.

abgefordert: *a quibusdam memoriæ dignis fratribus rogatus maximeque cuiusdam venerandæ matronæ verbis nimium flagitantis nomine Judith* (Graff S. XXVII. vgl. 5, 25, 21). Von Frauen Judith: etwa gar der Wittwe Kaiser Ludwigs, die so hiess und die im Elsass lebte? Und gerade er durfte wohl darum angegangen werden: war er doch ein Schüler des Rhabanus Maurus, und vor ihm, der in St. Gallen persönlich befreundet und mit den Mönchen der Reichenau von Ordens wegen verbrüdert war, stund das Beispiel der Sanct-Galler die schon von ihrem Stifter her des Deutschen gepflegt hatten, und der Reichenauer die in ihrer Schule deutsche Gedichte sogar als Unterrichtsmittel gebrauchten. Er unterzog sich auch der Anforderung, und nach und nach, indem er Jahre lang daran thätig war, und Beginn und Schluss des Ganzen früher dichtete, die Mitte zuletzt *(hoc enim novissime edidi* Graff S. XXVIII) und mit mehrfacher Kürzung des überlieferten Stoffes (darum *partem evangeliorum* S. XXVII. *evangeljono deil 1, 1, 113)*, brachte er endlich ein Werk zu Stande, das er selbst *liber evangeliorum domini gratia theotisce conscriptus (Schilteri Thesaur. 1, 19)* und ein Abschreiber nicht gar lange nach ihm kurzweg *evangelium* betitelte (Graff S. 446): wir also würden am schicklichsten „Evangelienbuch" sagen, wie auch der erste Herausgeber, Matthias Flacius, wirklich gethan: der neueste hat dafür den Namen *Krist* erfunden, der eben gar erfunden aussieht. Wie theils Liebe, theils Ehrfurcht ihm es riethen, widmete Otfried die Arbeit, da sie vollendet war, in verschiednen Zuschriften mehreren Personen zugleich, in lateinischer Prosa dem Erzbischofe Leutbert von Mainz, Nachfolger Hrabans, in deutschen Versen dem Könige der Deutschen Ludwig, seinem Lehrer dem Bischof Salomon von Constanz, und Hartmuth und Wernbert, Mönchen zu St. Gallen, seinen alten Freunden und Schulgenossen. Er vollendete sie aber, wie unfehlbar genug sich ergiebt, zwischen 865 und 871*), oder mit noch genauerer Bestimmung im Jahre 868, dem einzigen des Jahrzehends in welchem wirklich die friedsamen Zeiten waren, um derentwillen er in der einen Zueignung den König rühmt und Gotte dankt (Graff S. 2).

---

*) Ludwig König der Deutschen seit 865, Salomon Bischof von Constanz bis 871.

Welchen Werth nun hat für uns, welchen im Gang der Geschichte dieses deutsche Evangelienbuch?

Bis auf Otfried hatte die ganze deutsche Poesie in dem epischen Gesange des Volkes beruht, in Liedern deren Umfang ein wenig ausgedehnter und deren Inhalt eine rasche, schlichte, kaum durch Spruchweisheit leise getrübte Epik war; ihren Stoff entnahmen sie aus der Sage und den Ereignissen des Tags, und wo es ein Stoff aus der christlichen Geschichte war, musste auch dieser ein Gewand von heimathlicherer Farbe tragen. Wir sind befugt anzunehmen dass namentlich das Elsass und gerade Otfrieds nächste Umgebung reich an solchen Liedern gewesen seien: die schöne Sage von Walther und Hildegund hatte hier an dem Wasgensteine (dem Framont, wie Jac. Grimm mit gutem Scheine vermuthet) ihre örtlich festgesetzte Anknüpfung, und wie auch sonst all die verherrlichten Namen der deutschen Heldensage gäng und gäbe im Speiergau und im übrigen Elsass waren, zeigt sich in den alten Erwerbs- und Eigenthumsbriefen von Weissenburg welche voll davon sind. Aber Otfried war ein Mönch, war dem freieren Leben in und mit der Nation schon von Jugend auf entfremdet. Da nahm er auch Anstoss an deren Liedern, wie vor ihm Ludwig der Fromme gethan, der Sohn des grossen Karl, welcher eben dieselben mit Liebe gesammelt hatte: sie seien unnütz, ja unzüchtig; er hielt es für seine Aufgabe solchem Gesange sich entgegenzustellen, mit seiner evangelischen Dichtung ihn wo möglich ganz zu beseitigen (Graff S. XXVII). Er war ein Gelehrter und trotz der Schule Hrabans, trotz der Vaterlandsliebe die ihn doch beseelte, befangen gleich andren Gelehrten von stolzer Einseitigkeit gegen die unlateinische Litteratur: da mochte er jener deutschen Heldendichtungen ganz vergessen; da behaupten, Deutschland feire die Thaten der Altvordern nicht, bloss weil der Name und die Kunst Virgils, Ovids und Lucans ihm in Deutschland nicht entgegentraten (S. XXVII. XXXI); da sogar meinen, er zuerst sei es welcher die Evangelien verdeutsche (S. XXVII fg. u. B. 1. Cap. 1), während das doch, von andren und älteren Werken der Art abgesehn, ihm ganz in der Nähe schon vor dreissig Jahren Bischof Bernold von Strassburg unternommen. Ja er gieng in seinem Vorurtheil für die fremden Maasse und Muster so weit, dass er die deutsche Sprache nicht bloss ungepflegt und ungeregelt fand, sondern auch

an sich selbst schon jeder grammatischen Regelung unfähig: sie gebe ja z. B. vielen Worten ein andres Geschlecht und andere Zahlform, als die entsprechenden Ausdrücke des Lateinischen hätten (S. XXIX—XXXI).

Bei solcher und so enger Betrachtungsweise musste die Arbeit Otfrieds einen wesentlich andren Charakter empfangen, als damals und bis auf ihn der deutschen Epik eigen war, ja theilweis einen dem grade entgegengesetzten Charakter: sein Evangelienbuch ward der erste und ein für immer nachhaltiger Angriff auf die Nationalität der deutschen Dichtung.

Es war gut und schön dass ihn seine Fuldische Gelehrsamkeit die schriftliche Fassung seiner Worte so mit aufmerksamster Sorgfalt behandeln liess: ohne diese Accente über den Sylben welche hervorzuheben, ohne diese Punkte unter den Schlussvocalen welche mit dem Anfangslaut des nächstfolgenden Wortes zu verschleifen seien, ohne all die sonstige orthographische Genauigkeit (vgl. S. XXIX. XXX) würde uns von der grammatischen Regelung die seiner Sprache dennoch eigen ist, namentlich aber von der Regel und dem Wohllaut seines Versbaues gar vieles unbemerkt und unverstanden bleiben. Aber eben jene Gelehrsamkeit trieb ihn auch, was die Dichtung selbst betrifft, zur Spielerei, zur Geschmacklosigkeit, zu voller Unpoesie durch und durch. Denn es ist doch wohl eine Spielerei, wenn in den deutschen Zuschriften jede Strophe mit demselben Buchstaben beginnt und schliesst und dann all diese Buchstaben zusammen einen kleinen lateinischen Satz ausmachen: das erste dieser Akrosticha lautet *Luthouuico orientalium regnorum regi sit salus aeterna*, das zweite *Salomoni episcopo Otfridus*, das dritte *Otfridus Uuizanburgensis monachus Hartmuate et Uuerinberto Sancti Galli monasterii monachis.* Und eine Geschmacklosigkeit, wenn die Vertheilung der grossen Epopöie in fünf Bücher nicht aus einer entsprechenden Gliederung des Stoffes hergeleitet, sondern begründet wird auf die Fünfzahl der Sinne: was der Mensch mit seinen fünf Sinnen fehle, solle durch Lesung dieser fünf Bücher wiederum gut gemacht und jeglicher Sinn dadurch geläutert und erleuchtet werden (S. XXIX). Das Erheblichste jedoch ist dass seine Gelehrsamkeit ihn eben veranlasste eine ganze grosse Epopöie zu dichten, gross wie die Muster des römischen Alterthumes die vor ihm lagen, vielmal grösser als je vorher

eine deutsche Dichtung war abgefasst worden, und dass eben dieselbe Gelehrsamkeit ihn wiederum verhinderte die Epopöie nun auch wirklich als eine solche, sie in rein epischer Weise auszuführen. Auch jene altsächsische Evangelienharmonie gieng weit über das Maass der nationalen Heldenlieder hinaus, aber kaum einen Schritt weit über deren Charakter: Otfried dagegen meinte die s. g. Trichotomie der Schrifterklärung, welche seit Origenes beliebt geworden, das dreifache Verständniss im buchstäblichen, im moralischen und im mystischen Sinne, auch in sein Gedicht übertragen zu sollen: fort und fort also durchflicht und unterbricht er den Gang der Erzählung mit Einschaltungen die das eben erzählte bald *moraliter*, bald *spiritaliter* oder *mystice* auslegen, d. h. er macht sein Epos stellenweise zum Lehrgedicht, untermischt den poetischen Stoff mit prosaischem, und wie diese lehrhaften Theile, zumal da die Sprache noch ganz ungeübt war für didactische Poesie, sich in grosser Weitläuftigkeit der Gedanken und der Worte entwickeln, so gerathen mit natürlicher Folge die erzählenden auch in eine Breite hinein von welcher das deutsche Epos bis dahin nichts gewusst hatte. Bekanntlich war die Trichotomie besonders in der geistlichen Redekunst beliebt und immerhin da an ihrem Platze: dass sie auch in Otfrieds Dichtung zunächst von da aus eingedrungen sei, wird man um so eher vermuthen dürfen, als Otfried nicht allein Mönch, sondern auch Priester, mithin zum Predigen befähigt und berufen war; zudem nennt er selbst einmal (5, 14, 25 fgg.) als Muster und Gewährsmänner in dieser Auslegungsart die zwei grossen Prediger der römischen Kirche, Augustinus und Gregorius. Gerade aber wie in den Predigten dieses Abstrahieren von dem geschichtlichen Buchstaben auf einen tieferen geistigen Sinn sehr häufig etwas willkührliches und gezwungenes hat, so auch bei Otfried; in solchen Fällen wird unser ästhetisches Schicklichkeitsgefühl durch die hereingezogene Didaxis doppelt unangenehm berührt. Nehmen wir z. B. das 18te Capitel des ersten Buches. Das vorhergehende hatte von dem Besuche der drei Magier, also auch davon erzählt, wie dieselben nach dem Befehle der Engel nicht über Jerusalem, sondern auf einem anderen Wege wieder in ihr Vaterland gezogen seien. Die mystische Auslegung im 18ten nun greift davon nicht auf, was die Hauptsache war, den anderen Weg, sondern nur das Vaterland

und die Reise dahin, und der Zug der Magier von der Krippe Jesu zurück in ihr heidnisches Vaterland muss unverständig genug als ein Symbol dienen für den christlichen Lebenswandel der nach der wahren Heimath, dem Paradiese, führe.

In solcher Art ist Otfrieds Evangelienbuch zwar nicht, wie Graff es zur Empfehlung betitelt hat, das älteste hochdeutsche Gedicht (denn noch wir haben mehr als eins von höherem Alter), aber doch die älteste hochdeutsche Epopöie, und zugleich der erste Versuch deutscher Lehrdichtung, beides aber auf einen unnationalen Anstoss hin, nach Vorgängen die nicht in der eignen heimischen Litteratur, sondern ausserhalb derselben in der Gelehrsamkeit der Schule und der Kirche lagen. Und noch eine Dichtart hat ihre frühesten Anklänge, gleichsam das Vorspiel schon bei ihm: ich meine die Lyrik. Zuweilen nämlich wird der Verstand des Didactikers überflügelt vom Gemüthe, und sein Dichten ergiebt sich der Einwirkung des Prudentius und andrer ihm bekannten kirchlichen Lyriker (S. XXVII); zuweilen, nicht oft: aber jedesmal wo es geschieht klingt und schimmert, vielleicht durch noch ungelenke Worte, die an das rührende Ungeschick der späteren Volkslyrik erinnern, eine so zarte warme innige Empfindung hervor, dass wir den Dichter hier in seinem eigentlichen Bereich zu erblicken und es bedauern zu müssen glauben, dass er selbst seinen Beruf so wenig erkannt, dass er anderswo und den weitaus grösseren Theil des Werkes hindurch seine Kraft an Gegenstände verschwendet hat welche nicht die seinigen waren. Wie schön z. B. die Schilderung der Mutterzucht und Mutterliebe und deren Vergleichung mit der Liebe Gottes (3, 1, 31 fgg.):

Líndo, liobo druhtin mín,
laz thia késtiga sin;
gilóko mir thaz minaz múat,
so muater kíndiline duat.

Thóh si iz sero fílle,
níst nisi ávur uuólle,
súntar si imo múnto,
theiz iaman thoh ni uuúnto.

Thia hánt duat si fúri sar,
ob iaman rámet es thar;
gihúgit sar thés sindes
thes íra liaben kíndes.

Mit hénti siu mo scírmit,
mit theru si iz míthont fillit:
ni mag giséhan ira muat
thaz imo fíant giduat.

Ther selbo fáter ouh so dúat:
thoh er mo sére sinaz múat,
thoh dúat er mo avur bithérbi
thaz sinaz ádalerbi.

Scírmi, druhtin, mir ouh só,
theih sí thin scálk giuuisso;
thin hánt mih ouh biuuérre,
thaz fíant mir ni dérre.

Firlíh ouh mir githínges
thes mines héiminges;
uuis fáter mir joh múater:
thu bist min drúhtin gúater.

Anderswo die Bilder die von der Frauenminne genommen sind um die Freude an Gott und das sehnende Verlangen nach ihm zu malen, 5, 11, 29 fgg. und namentlich 5, 23, 35 fgg. im Beginn einer auch sonst dichterisch gehobnen und bewegten Darstellung der himmlischen Seligkeiten:

Tház duit filu manno,
thaz ér hiar mínnot gerno,
mit mínnu thes giflízit,
in múat só díofo lazit.

Thaz uuízist thu in giuuíssi,
thoh imo iz ábuuertaz si;
ni mág ouh mit then óugon
zi géginuuertiz scóuuon:

Yruuáchet er thoh filu frúa
joh habet thaz múat sar thar zúa,
súftot sinaz hérza:
thaz duit thes líobes smerza.

Thoh imo iz ábuuertaz si,
thoh húgit er io uuar iz si,
hábet sinan gíngon
io zi thes líabes thíngon.

So duent thie gótes thegana:
sie uuizun thaz gúat hiar óbana,
in himilriches hóhi
thia gotes gúallichi.

Thara súftont sie zúa
joh uuachent múates filu frúa;
thaz múat ist in io thárasun,
ni múgun sih freuuen hérasun.

Sierhúggent Kristes uuórtes
joh líabes mánagfaltes,
biginnent thára io flízan:
er hábet in iz gihéizan.

Und eine Empfindung von noch grösserer edlerer Art bewohnt sein Herz und macht sich Luft in den ergreifendsten Worten, das heilige Gefühl der Vaterlandsliebe. Es ist vorher eine seiner mystischen Auslegungen als unverständig bezeichnet worden: sie ist ihm aber wohl nur deshalb so missrathen, weil ihn an dieser Stelle das Gefühl übernahm, weil ihm bei dem Gedanken an die Heimkehr der drei Magier die Erinnerung erwachte wie auch er einst und er viele Jahre lang von der Heimath getrennt, wie da sein tägliches Weh das Heimweh gewesen sei. Noch jezo klagt er dess gedenkend (1, 18, 25 fgg.)

Uuólaga élilenti!
hárto bistu hérti;
thu bist hárto filu suár:
thaz ságen ih thir in álauuar.

Mit árabeitin uuérbent
thie héiminges thárbent.
ih haben iz fúntan in mír:
ni fand ih líabes uuiht in thír.

Ni fánd in thir ih ánder guat
suntar rózagaz muat,
séragaz herza
joh mánagfalta smérza.

Gervinus behauptet irgendwo, den Deutschen des Mittelalters sei das Vaterland ein fremder Begriff gewesen: aber sie hatten sogar mehr als Ein Wort dafür: Otfried in diesem Ca-

pitel sagt abwechselnd *eigan lant, inheima, heim* und *heimingi;* und hatten, wie eben diese Stelle zeigt, nicht bloss den Begriff, sondern wahrlich auch die lebendige Empfindung. Noch in einer zweiten Stelle spricht sich die Vaterlandsliebe des Dichters aus, weniger rührend, aber glänzender, B. 1. Cap. 1, wo er um die Wahl der deutschen Sprache für diess sein Evangelienbuch zu rechtfertigen die Herrlichkeit seines Landes und seines Volkes preist. Er nennt es, hier und anderswo, das Volk der Franken (Deutsche hiessen sie noch damals nicht) und ihre Sprache Fränkisch, nach dem Gebrauche seiner Zeit der diesen Stammnamen des herrschenden Hauses ebenso auf die Beherrschten übertrug, wie man Frankreich seiner karolingischen Könige wegen Kerlingen nannte. Vernehmen wir diess älteste in deutscher Zunge gesprochene Lob der Deutschen (1, 1, 59—110).

Sie sint so sáma küani
sélb so thie Románi;
ni thárf man thaz ouh rédinon,
thaz Kríachi in thes giuuídaron.

Sie éigun in zi núzzi
so sámalicho uuízzi;
in félde joh in uuálde
so sint sie sáma balde;

Ríchiduam ginúagi,
joh sint ouh fílu kuani;
zi uuáfane snélle
so sínt thie thégana alle.

Si búent mit gizíugon,
joh uuarun io thes giuuón,
in gúatemo lánte:
bi thíu sint sie únscante.

Iz ist fílu feizit,
hárto ist iz giuuéizit
mit mánagfalten éhtin:
nist iz bi únsen frehtin.

Zi núzze grébit man ouh thár
ér inti kúphar,
joh bi thía meina
ísine stéina.*)

Ouh thára zua fúagi
sílabar ginúagi;
joh lésent thar in lánte
góld in iro sánte.

Sie sint fástmuate
zi mánagemo gúate,
zi mánageru núzzi:
thaz dúent in iro uuízzi.

Sie sint fílu redje
sich fíanton zirrétinne;
ni gidúrrun sies bigínnan:
sie éigun se ubaruuúnnan.

Líut sih in uuntfúarit
thaz iro lánt rúarit,
ni sie bíro gúati
in thíonon io zi nóti.

---

*) *Isine steina* bedeutet nicht, wie man es zu erklären pflegt, Eisensteine: da würde es *isarnine* heissen müssen; sondern Steine von Eis d. h. Krystall. Dem Mittelalter wie dem Alterthume galten Krystalle für ein noch mehr erhartetes Eis. Otfried mochte dabei an die grossen Bergkrystalle der Schweizeralpen denken, wie gleich nachher bei dem goldführenden Flusssande nächst dem Rheinstrom auch an unsre Aare.

Joh ménnisgon álle,
ther sé iz ni untarfálle,
ih uueiz iz gót uuorahta,
al éigun sẹ iro fórahta.

Nist líut thaz es bigínne,
thaz uuidar ín ringe:
in éigun sie iz firméinit,
mit uuáfanon gizéinit.

Sie lértun siẹ iz mit suérton,
náles mit then uuórton,
mit spéron filu uuásso:
bi thiu fórahten sie se nóh so.

Ni si thíot thaz thes gidráhte,
in thiu iz mit ín fehte,
thoh Médị iz sin joh Pérsi,
núbin es thiuuírs si.

Lás ih iu in alauuár
in einen búachon, ih uueiz uuár,
sie in síbbu joh in áhtu
sin Alexándres slahtu,

Ther uuórolti so githréuuita,
mit suértu siạ al gistréuuita
úntar sinen hánton
mit fílu herten bánton.

Joh fánd in theru rédinu
tház fon Macedónju
ther líut in gibúrti
gisceídiner uuúrti.

Nist untar ín thaz thúlte,
thaz kúning iro uuálte,
in uuórolti nihéine,
ni si thíe sie zugun héime,

Odo in érdringe
ánder es bigínne
in thihéinigemo thíote,
thaz ubar síe gibíate.

Thes éigun siẹ io núzzi
in snélli joh in uuízzi;
nintrátent sie nihéinan
unz sínan eigun héilan.

Er ist gizál ubar ál,
io so édil thegan scál,
uuíser inti kúani:
thero éigun sẹ ío ginúagi.

Uuéltit er githíuto
mánagero líuto,
joh zíuhit er se réine
selb so síne héime.

Ni sint thiẹ ímo ouh dérjen,
in thiu nan Fránkon uuérjen,
thie snélli sinẹ irbíten,
thaz síe nan umbiríten.

Uuanta állaz thaz sies thénkent,
siez al mit góte uuirkent;
ni dúent sies uuíht in noti
ána sín girati.

Sie sint gótes uuorto
flízig filu hárto,
tház sie thaz gilérnen,
thaz in thia búah zellen;

Tház sie thes bigínnen,
iz úzana gisíngen,
joh síe iz ouh irfúllen
mit míchilemo uuíllen.

Zwar berührt Otfried hier die Sprache und die Litteratur seines Volkes nicht: gleichwohl liegt in der Begeisterung womit er hier dessen Ruhm verkündigt ein gewisser Widerspruch gegen die Geringschätzung jener beider die sich in der Zuschrift an Erzbischof Leutbert äussert: aber er spricht hier deutsch, dort sprach er lateinisch: darum auch dort mit ungerechter Einseitigkeit, hier mit Wahrheit und Wärme. Und hier und an den übrigen ihrer dichterischen Erhebung wegen ausgezeichneten Stellen hat diese Wahrheit der Gedanken, dieser ungezwungene Erguss natürlicher Empfindungen sich selber auch belohnt bald

durch den kräftigsten, bald durch den süssesten Wohllaut der Rede. Freilich muss man um die Musik zu vernehmen die Worte richtig zu lesen wissen.

Wir wenden uns zu einer andren Seite der Betrachtung, auf welcher Otfrieds Gedicht noch viel mehr eine Neuerung war, und die Neuerung noch viel bedeutender und eigentlich hier nur folgenreich erscheint, zu der metrischen Form deren er sich bedient hat.

Die epischen Lieder die bis auf ihn der einzige Schatz der Poesie und überhaupt der nationalen Litteratur gewesen waren, hatten sich alle in einer und derselben sehr ungekünstelten Form bewegt. Verse deren Rhythmus einzig darauf beruhte, dass jeder neben einer frei gegebenen Anzahl unbetonter oder minder betonter Sylben zwei Sylben von stärkerer Betonung enthielt, liefen hinter einander fort, ohne strophische Gliederung, nur dass sie je paarweise durch die Allitteration verbunden waren d. h. durch die Wiederkehr der gleichen Laute im Beginn jener betonten Sylben, aller vier oder auch, und so gewöhnlich, nur dreier oder zweier derselben. Von der andern Art schmückenden und zusammenhaltenden Gleichklanges, vom Reime, finden sich in diesen älteren Liedern nur noch ganz vereinzelte und theilweis zweifelhafte Spuren*); doch kann die Anwendung desselben, namentlich etwa in sprichwörtlichen Redensarten, nicht geläugnet werden. Gegenüber dieser einfachen deutschen Liederform trat mit dem Christenthum und dem Latein der Kirche vorzüglich Eine Form des lateinischen Kirchengesanges, die Form zuerst der Ambrosianischen Hymnen, dann zahlreicher anderer späterhin nach- und hinzugedichteten. Hier war der Gesang in Strophen geordnet; jede Strophe bestand aus vier Versen, jeder Vers aus vier Jamben, und schon frühzeitig war es Gebrauch je zwei Verse reimen zu lassen. Letztere Form nun, die aus der gesammten kirchlichen Lyrik die beliebteste, die allen Geistlichen geläufig und auch den Laien vom Gottesdienste her wohl bekannt war, man darf nur hinweisen auf sie, und Jeder erkennt in ihr gleich den Ursprung und das Vorbild derjenigen, die Otfried, der Epiker und Lyriker, in seinem Evangelienbuche gebraucht, und um derentwillen er die Form der

*) [Andreas und Elene, herausg. von J. Grimm, S. XLIII fg.]

eiteln zuchtlosen weltlichen Lieder gerne hat fahren lassen. Auch bei ihm Strophen, und Strophen von vier Zeilen, und je zwei Zeilen gereimt; nur gab er seinem Verse nicht vier Jamben, sondern in deutscherer Weise bloss vier Accente, vier Hebungen, so jedoch dass vor jeder Hebung auch eine Senkung liegen konnte, ganz häufig also auch bei ihm der Rhythmus ein regelmässig jambischer ward. Den Reim war er gleichfalls genöthigt in freierer Weise zu behandeln, genöthigt durch die Beschaffenheit seiner Sprache, die noch in den Flexions- und Ableitungssylben zu wenig abgeschliffen war um an buchstäblich genauen Gleichklängen so reich zu sein als die Sprache der späteren Zeit. Doch fehlte auch dieser Freiheit die begrenzende Regel nicht: waren die Reimworte in den Vocalen verschieden, so mussten doch die Consonanten gleich sein, z. B. *harto* und *uuorto;* waren sie in den Vocalen gleich, so mussten die Consonanten wenigstens einander ähnlich, ganz ungleich aber durften letztere nicht sein, z. B. *manne* und *gange, liaber* und *niamer;* daneben dann auch und in überwiegender Anzahl vollkommen genaue Reime.

Die Form war für ein deutsches Gedicht in allen Theilen neu, aber doch der bisher gewohnten nicht so ungleichartig, dass Otfried einen ablehnenden Widerstand hätte zu fürchten brauchen: gereimt hatte man ja gelegentlich auch schon früher, und immer schon, nur weniger streng und innerhalb anderer Maasse, die Verse nach Accenten gebaut. Die grösste Neuerung war die Eintheilung in Strophen: aber auch in diese mochte man sich finden, da eben ein jeder Kirchengänger schon mit ihr vertraut, und sie bei Otfried wie in der Kirche und wie der Vortrag der allitterierenden Lieder mit dem lebendigen Gesange verknüpft war. Denn dass Otfried sein Gedicht zum Singen bestimmt habe versteht sich aus dem Geist und Wesen seiner Zeit von selbst, und würde sich von selbst verstehn, wenn ers auch nicht mit eigenen Worten ausdrücklich bezeugte (*cantus* S. XXVII. 1, 1, 122. 125); wirklich sind einer Strophe (1, 5, 3 fg.) in der Heidelberger Handschrift sogar Singnoten beigefügt: damit war, zumal bei einem geschriebenen Werke wie diess, das blosse Lesen nicht ausgeschlossen (*lectio* S. XXVII. XXIX. XXX. 4, 1, 34 fgg. u. a). Es stand dem Gesang nicht im Wege, dass die Sätze zuweilen aus einer Strophe in die andre hinübergreifen:

denn immer ist doch am Strophenschluss eine stärkere Interpunction; es diente dem Gesange, dass der Stoff und dessen Behandlungsart eine Vertheilung in Capitel d. h. in einzelne kleinere Lieder nach Weise der alten Lieder des Volkes mit sich brachte. Zwei Capitel, das erste und das 23ste des fünften Buches, tragen in der refrainmässigen Wiederkehr derselben Strophe (am letztern Orte sind sogar zwei Strophenpaare in solcher Art verflochten) das Gepräge eines gesungenen Liedes besonders deutlich.

Die Form war neu: aber wie Otfried schon in dieser Liedertheilung dem alten Gebrauche sich angeschlossen und der Neuerung dadurch den Eingang erleichtert hat, so noch in einigen weitern Stücken. Seine Verse hatten ein anderes Maass als die allitterierenden: dennoch wusste oder suchte er dieses ältere auch noch beizubehalten. Ein allitterierender Vers enthielt je zwei besonders stark gehobene, nicht bloss grammatisch, sondern auch (um so zu sagen) rhetorisch betonte Sylben: Otfried gab jedem seiner Verse vier grammatische Hebungen, zugleich aber pflegte er je zwei derselben durch eigene Accente noch rhetorisch auszuzeichnen, insofern also seine Verse den allitterierenden wiederum gleich zu bauen. Gewöhnlich eben treten in solcher Art zwei Sylben hervor, ausnahmsweis nur eine oder auch drei: möglich dass die Ausnahmen immer nur von den Schreibern verschuldet sind: jedesfalls haben nicht alle Handschriften hierin die gleiche Genauigkeit. Der Anschluss an die allitterierende Dichtung zeigt sich aber noch enger, noch inniger: an mehreren Stellen kommen mitten unter den Reimversen allitterierende vor, z. B. in der Schilderung des Paradieses 1, 18, 9

Thar ist *l*íb ana tód,
*l*íoht ana finstri,
éngillichaz kúnni
joh éuuinigo uuúnni;

oder Alliteration mit dem Reime verbunden, wie 1, 5, 11 fg.

*Uu*áhero dúacho
*uu*erk *uu*írkento,
díurero *g*árno:
thaz déta siu io *g*érno.

Die erste Stelle ist wörtlich aus dem Gedicht vom Jüngsten Tage entlehnt, dessen Aufzeichnung wir höchst wahrscheinlich

Könige Ludwig dem Deutschen verdanken: da liegt die Vermuthung nahe dass eben dergleichen Entlehnung auch an den übrigen stattgefunden habe, um so näher als jedesmal auch der Stil für Otfried viel zu alterthümlich ist: z. B. 1, 5, 5 fg.

Floug er súnnun pad,
*st*érrono *st*ráza,
*uu*ega *uu*ólkono
zi theru ítis frono.

So sprach Otfried selber nicht. Noch bleibt neben den reimenden und den allitterierenden als dritte Art eine Anzahl von Versen übrig die weder den noch jenen Schmuck, theilweis nicht einmal das rechte Maass der Hebungen besitzen, z. B.

1, 5, 3 Tho quam bóto fona góte,
éngil ir hímile;
1, 15, 36 ubar súnnun líoht
joh állan thesan uuóroltthiot.

Erwägen wir dass an solchen Stellen meist wieder ein etwas alterthümlicher Ton anklingt, dass die Mehrzahl derselben gleich jenen allitterierenden Versen dem ersten Buche zugehört, dass auch jene allitterierenden nicht durchweg nach der Regel gehn (z. B. dort 1, 5, 5 fg. fehlt zu *st*errono *st*raza, *uu*ega *uu*olkono noch im andren Verse ein *st* und *uu*): so wird es kaum irrig sein, hier überall theils ein ungenaues Citieren und Benützen älterer Gedichtstücke, theils eine von Otfried nicht mehr nachgebesserte Unfertigkeit des ersten Versuchs und Entwurfes anzunehmen; man mag, was letzteres betrifft, sich an Virgil erinnern, in dessen Aeneis auch genug unfertiger Hexameter stehn geblieben sind.

Es ist also Otfrieds Evangelienbuch, wenn schon nicht „das älteste hochdeutsche Gedicht“ überhaupt, doch das älteste hochdeutsche Gedicht in der Form der Reimstrophe, das älteste wenigstens das bis auf uns gelangt, und sicherlich das erste das von dauerhaft bestimmendem Einfluss auf die Litteratur gewesen ist. Es mögen meinethalb schon Andre vor ihm das Gleiche versucht haben; er selber rühmt sich nicht den Erfinder, er spricht sogar vom Reim als einer bereits üblichen Forderung (S. XXX): aber wir wissen von den Andern und Früheren nichts, die Zeitgenossen scheinen ihrer selbst über Otfried vergessen zu haben, und so wird wohl er innerhalb seiner Zeit dieselbe

Stellung einnehmen, die innerhalb der neueren Litteraturgeschichte Klopstock anspricht. Auch Klopstock, der wiederum ein deutsches Evangelienbuch, nur mit engerer Begrenzung des geschichtlichen Stoffes, und auch er mehr lyrisch reflectierend als rein episch dichtete*), auch Klopstock war nicht der erste der in Deutschland Hexameter schrieb, aber der erste rechte Dichter der es that, und derjenige dem es gelang durch ein bedeutendes Werk die griechische Form für immer bei uns festzustellen. Ebenso nun Otfried jene kirchlich-römische Form. Und wie neu dieselbe damals noch, wie wenig geübt sie jedesfalls war, das bezeugt uns ausser jenen festgehaltnen Ueberresten der älteren Dichtweise der ganze stilistische Charakter des Otfriedischen Werkes. Da treten uns Schritt für Schritt die unverkennbaren Merkmale einer Kunst entgegen die für den Ausübenden noch die ganze Unbequemlichkeit des Ungewohnten hatte. Oder wie sonst erklärt sich dieses oft unglaubliche Ungeschick der Rede, dieser Ueberfluss an leeren Worten, dieser Mangel an passlichen? In den allitterierenden Gedichten hatte die kräftigste Kürze, die lebensvollste Schnelligkeit des Fortschrittes gegolten; da war nichts müssiges, da jedes Wort ein Schlagwort: hier könnte man oft ganzer Verse entbehren: aber der Dichter bedarf ihrer um des Reimes willen; ganze Gedanken verlieren sich in eine nebelhafte Unbestimmtheit: aber der Dichter wusste das gesetzte Maass der Accente nicht anders zu füllen als mit der Einschaltung unnützer, unklarer, eben nur ausfüllender Redensarten. Deshalb auch ist es so schwer ihn zu erklären, und ihn zu übersetzen ganz unmöglich.

Aber er war der Erste, und manches was für uns ein Fehler ist mag unter seinen Zeitgenossen nicht ohne Beifall geblieben sein. Den Beifall den seine ganze Arbeit gefunden hat bezeugen die mehrfachen, mit sorgfältigem Fleisse, ja mit Aufwand ange-

---

*) Bezeichnend ist wie der alte und der neue Dichter selbst in einem vereinzelten Punkte der Grammatik zusammentreffen. Otfried stösst sich an der verdoppelten und damit doch nicht aufgehobnen Verneinung (S. XXX); Klopstock hat eben dieselbe mit Eigensinn wieder einzuführen gesucht: jener denkt dabei nur an den lateinischen, dieser nur an den griechischen, keiner von beiden aber achtet den gleichzeitig bestehenden und wohl begründeten Gebrauch der eigenen Sprache.

fertigten Handschriften derselben*), während das Wenige das von den ältern, allitterierenden Gedichten auf uns gekommen, nur in je einer und nicht den besten Aufzeichnungen vorliegt; es bezeugt ihn auch der Umstand dass ein Paar Verse Otfrieds (1, 7, 27 fg.) der Anlass und die Grundlage für eine andre, freilich nur kleinere Dichtung geworden sind, für den Gebetleich an den heil. Petrus. Die Hauptsache aber für die Litteraturgeschichte ist dass mit Otfrieds Evangelienbuche die altnationale Form der Allitteration für immer aufgehoben und beseitigt war, und die unnationale des Reimes und der Strophe für immer eingeführt: allitterierende Lieder hat von da an niemand mehr gedichtet. Es war das kein unbesonnenes Haschen nach irgendwelcher Neuerung: dergleichen ist dem deutschen Charakter fremd, zumal wo es Dinge der Litteratur betrifft; sondern man fühlte jetzt wohl und ward sich dessen bewusst, dass in der bisherigen Form die Poesie sich überlebt habe, dass sie erstarrt sei, dass sie erlöst werden müsse aus dem Banne feststehender Formeln, die mit der Allitteration unabweislich verbunden sind: mit Bereitwilligkeit wandte man sich zu einer andren hin, die dem dichtenden Geist einen freieren Spielraum verhiess, die empfohlen war durch solch ein massenhaft imponierendes Beispiel, die zwar in der Fremde entsprungen, aber durch den früheren Gebrauch der Kirche längst schon in Deutschland eingebürgert und durch eben denselben gleichsam geheiligt war. Der Reim und die Strophe, beide haben von da an durch die übrige Zeit der althochdeutschen, durch die ganze mittelhochdeutsche, und bis zu uns die neuhochdeutsche Periode hindurch gegolten: das gesammte reiche Formenwesen unsrer Dichtkunst, mit Ausschluss lediglich dessen was seit Klopstock den antiken Mustern nachgebildet worden, geht durch eine Reihe entwickelnder und mehr nationalisierender Mittelglieder zuletzt auf Otfried zurück als seinen Urgrund und Beginn. Und das ist ein Grosses, und soll jedem welcher weiss wie viel in der Kunst die künstlerische Form bedeutet, den Namen Otfrieds ehrwürdig machen.

*) Die eine jezt zu München befindliche hat nach Beifügung eines kurzen Gebetes in Otfriedischem Maasse die Unterschrift *Uualdo episcopus istud evangelium fieri jussit, ego Sigihardus indignus presbiter scripsi.* Waldo war Bischof von Freisingen 885—906.

Dieses ist, aber auch nur dieses, sein Verdienst und der historische Werth seines Wirkens. Mit allem Uebrigen, mit dem ganzen Gehalte seiner Dichtung, mit ihrem Umfang, mit ihrer Didaxis, ihrer Lyrik, ihrer verschwimmenden Redseligkeit steht Otfried ausserhalb des organischen Ganges der Litteraturgeschichte: es gehört und bleibt nur ihm und seiner klösterlichen Bildung. Was nach ihm gedichtet worden hat zwar alles nun den Reim und die Strophe, und längere Zeit hindurch nur seine Strophe, zunächst aber nichts den inneren Charakter seiner Poesie: noch in demselben neunten Jahrhundert sind schon die unmittelbaren Nachfolger Otfrieds (wir haben Denkmäler von solchen aus Baiern, aus Flandern, aus Alamannien) wieder zurückgekehrt zu rein epischen Stoffen und zu einem epischen Stile nach deutscherer und mehr alterthümlicher Weise, zu kurzen Liedern und kurzen Worten. Erst mit dem zwölften Jahrhundert sollte die Epopöie, sollten Lehrgedicht und Lyrik durch organische Nothwendigkeit in ein wirkliches Leben treten: bei Otfried hat das alles noch ein ungeschichtlich voreiliges und vorgreifliches Wesen.

II.

Heinrich der Gleissner.*)

(Le Roman du Renart, par Méon, Paris 1826. Reinardus Vulpes, ed. Mone, Stuttg. 1832. Reinhart Fuchs von Jac. Grimm, Berlin 1834. Lateinische Gedichte des X. und XI. Jh. von Jac. Grimm u. Andr. Schmeller, Göttingen 1838. Sendschreiben über Reinhart Fuchs von Jac. Grimm, Leipz. 1840. Die mittelalterlichen Sammlungen lateinischer Thierfabeln von K. L. Roth in Schneidewins Philologus 1, 523—546.)

Der natürliche Glaube der Alten und so auch des Germanischen Volkes hatte in der Thierwelt eine Art Theilung unter Gott und Menschen vorgenommen. Dem Menschen gehörte, was sich von ihm hatte zahm und dienstbar machen lassen, was mit ihm das Haus bewohnte, was ihm folgte und half, wenn er zu Acker, zu Walde, zu Felde zog: der Hund, der Hahn, das Pferd

*) (Elsässische Neujahrsblätter für 1848, S. 190—216).

und der bei der Jagd auch dienende Habicht waren in das Leben und die Liebe des alten Germanen so ganz mit eingeschlossen, dass er sie darbrachte, wenn einer Gottheit das Liebste und Beste als Opfer darzubringen war, dass er sie auch, wenn er bestattet ward, mit auf den Scheiterhaufen und in die Gruft nahm, wie ebendahin Weib und Dienerschaft ihn begleiteten. Aber die wilden Thiere der Luft und des Waldes wurden nicht zu Opferungen gebraucht und nicht dem Menschen mit ins Grab gegeben: denn obschon sich dieser gegen sie im stäten Kriege befand, sich ihrer erwehrte und sie jagte, sah er doch wieder auf sie mit einer scheuen Verehrung und maass ihnen ein halb übermenschliches Wesen und einen Stand näher den Göttern bei. Es war, ausser dem Mangel häuslicher Vertraulichkeit, noch mancherlei andres, das auf solch eine Betrachtung der wilden Thierwelt führte: das lange Leben, das sie in Wirklichkeit oder doch dem Glauben nach vor andren Thieren und selbst dem Menschen voraus haben*); die Räthselhaftigkeit ihres Todes, sobald sie ungewaltsam sterben: denn man glaubt noch jetzt, dass namentlich Vogelleichen niemals gefunden würden; der Aufenthalt der Vögel hoch in freier Luft, fern von den Menschen und dem Wohnsitze der Götter nah; die Art von Sprache, die eben denselben verliehen ist, die, wie man meinte, nur den Menschen nicht verständlich sei (man nannte sie deshalb auch wohl das Latein der Vögel), zuweilen aber durch Zufall oder göttliches Geschenk es auch ihnen werde; der Glaube, dass Götter, dass auch mit Zauberkraft begabte Menschen ihre göttliche und menschliche Gestalt öfters gegen die eines wilden Thiers vertauschten, wie man denn bis auf die neueste Zeit herunter besonders von Währwölfen d. h. Menschenwölfen erzählt hat; die Annahme endlich, dass die Seelenwanderung (auch der Germane dachte sich die Unsterblichkeit gern in dieser Form) die scheidende Seele des Menschen wohl auch in einen Thierleib führen

*) Es giebt davon mehrfache Berechnungen schon bei den Griechen und noch öfter im deutschen Mittelalter: zum Beispiel, mit immer wachsender Fabelhaftigkeit der Zahlen, ein Zaun währe drei Jahr, ein Hund drei Zäune, ein Pferd drei Hunde, ein Mensch drei Pferde, ein Esel drei Menschen, eine Schneegans drei Esel, eine Krähe drei Schneegänse, ein Hirsch drei Krähen, eine Eiche drei Hirsche, ein Elefant drei Eichen, letzterer also 59049 Jahre.

könne, und dass dieselbe namentlich in Vogelgestalt von dem Leichnam scheide. So wusste man nie, ob der Wolf, dem man begegnete, ob der Vogel, den man über sich schweben sah, nicht vielleicht einen Menschen oder die einstige Seele eines solchen oder gar einen Gott selbst in sich berge; so wurden all diese dem Menschen nicht gehorchenden Thiere und zumal die Vögel als Mitwisser und als Boten der Götter angesehen, und ihr Gang, ihr Flug, ihr Geschrei galten für Zeichen, die Glück oder Unglück verheissend eine Gottheit sende; und wie man die Gottheit mehr noch fürchtete, als verehrte, wie man vor manchen Aeusserungen ihres Waltens mit einer Scheu zurückwich, die sogar den wahren Namen derselben auszusprechen mied, so stand man nun auch der wilden Thierwelt mit einer unheimlichen Empfindung gegenüber, und heute noch nennt z. B. der Bauersmann in Schweden den Fuchs lieber Waldgänger als eigentlich Fuchs, den Wolf Graubein, den Bären, weil er Honig nascht, Süssfuss oder mit abwehrender Schmeichelei Grossvater*).

Bei dem Drange, welcher dem Jugendleben der Völker eigen ist, allem von Geist und Sinnen angeschauten eine epische Gestalt zu verleihen, konnte es nicht ausbleiben, dass auch jene religiöse Erhebung der Thierwelt den Anlass bot zur Sagendichtung, und neben die Heldensage, die aus der Geschichte des Volkes selbst erwachsen war, neben die Göttersage, die auch den Wesen da oben eine Geschichte nach Art der menschlichen andichtete, trat noch, eben diesem Vorbild folgend, die Thiersage und nahm gleichermassen das Gebiet, das vom Menschen abwärts sich erstreckt, für die Phantasie in Beschlag: nun hatte diese sich die ganze Welt erobert. Solche Vermenschlichung des Thierlebens ward aber dadurch erleichtert, dass zwei Eigenschaften, die für ein noch jugendliches Volk von höchster Bedeutung und ihm in Geschichte und Sage nothwendig die Haupteigenschaften seiner Helden sind, dass Kühnheit und Schlauheit auch an den Thieren des Waldes und des Feldes vorzüglich merkbar hervortreten; und sie ward anziehend dadurch, dass hier der Phantasie ein kaum behinderter Raum für alle Freiheit der

---

*) Den gleichen Sinn hat als gothisches Wort der Name des grossen Hunnenköniges Attila; auch ihm konnte nur die Furcht solch einen Schmeichelnamen geben.

Erfindung, für jedes Spiel, für jeglichen Uebermuth des Spottes, der Laune, des Humors eröffnet war: denn die Beobachtung der Natur gab wohl einen bestimmten Charakter jedes einzelnen Thiers an Hand, aber keine Abenteuer desselben, wie die Geschichte sie von den Helden des Volkes überlieferte; sein Handeln, sein Leiden, sein Reden nach Menschenart, alles das musste mit einem kecken Wurf und Griff erst erfunden werden. War aber einmal eine treffende Erfindung geschehen, so hielt man sie fest, und gleich der Götter- und der Heldensage pflanzte sich auch die Thiersage im Mund der Erzählenden und der Sänger von Geschlecht zu Geschlechte fort.

Ich weiss nicht, ob auch Völkern von andrem Stamm solche Thiersage eigen ist: den Gliedern der grossen Familie, die von Indien aus bis in den Westen Europas reicht, ist oder war sie es, und ebenso theilweis auch dem finnischen Stamme; wir begegnen ihr, ihr selbst oder doch Spuren ihres einstigen Daseins, bei den Indern, den Celten, den Griechen, den Römern, den Slaven, den Esthen, den Germanen. Indess nur die Letztgenannten haben den Stoff zu reicherer Fülle, ihm selbst gemäss und wahrhaft dichterisch ausgebildet: die Uebrigen zogen, bald nachdem sie den Beginn gemacht, wiederum die schaffende Hand zurück, oder verloren sich (und das geschah sogar namentlich den classischen Völkern) in undichterische Missbildung. Denn hier sprang die Thiersage in die Thierfabel, d. h. die Epik in Didactik, die Poesie in Prosa über: eine Wendung, die allerdings nahe lag bei der freieren Willkür, mit welcher die Dichter der Thiersage, je nach persönlichem Hang oder Zweck, erfinden und gestalten und umgestalten durften. An der Spitze dieser aus der Epik abgeleiteten Lehrdichtung steht der Name Aesops; welchen Schatz von Regeln der Weisheit und mehr noch der Lebensklugheit seine Fabeln enthalten, wird Niemand läugnen, aber auch Niemand die Dürre und Dürftigkeit, die ihnen eigen ist, und den Mangel an poetischer Belebung, der sich da besonders zeigt, wo nicht einmal mehr Thiere, wo sogar todte Dinge als Lehrmittel dienen. Und dieser Abgang der Poesie wirkt um so empfindlicher, da in der Aesopischen Fabel der Hintergrund der Sage, vor den sie getreten ist, immer noch durchscheint, wie wenn öfters begonnen wird mit den Worten: „Zu jener Zeit, da noch die Thiere sprachen,“ und die stäts wiederkehrenden Haupt-

personen der Fuchs und der Wolf und als König aller Thiere der Löwe sind.

Nur die Germanen haben den Stoff zu reicherer Fülle, ihm selbst gemäss und wahrhaft dichterisch ausgebildet. Sie brachten ihn, da sie zuerst Scandinavien und späterhin Deutschland besetzten, schon aus ihrer fernen Heimat im Osten mit: das verbürgt die mannigfache Uebereinstimmung, die zwischen der Germanischen und der Indischen Thiersage und deutlich selbst noch zwischen den spätesten Ausflüssen beider besteht; sie schufen ihn aber selbständig und nach den Eigenheiten der neuen Heimat um. Auch den Indern war der Löwe Thierkönig gewesen: die Germanen setzten an dessen Stelle das stattlichste Wild der germanischen Forsten, den Bären, und erst als im Geleite der Völkerwanderung das Leben und die Litteratur des Südens Einfluss auf die ihrige gewannen, als sie bekannt wurden mit der nachäsopischen Fabeldichtung Roms, ward wiederum der Bär von dem Löwen verdrängt: schon im siebenten Jahrhundert kommt letzterer auch als Thierkönig der Deutschen vor, aber noch im zehnten, noch im fünfzehnten auch der Bär. Und es nimmt dieser König der Thiere eben solch eine Stellung ein, als die Sage den menschlichen Königen, auch einem Attila und selbst dem grossen Karl zu geben liebt: er wechselt ab mit Gewaltthat und mit Schwäche, lässt sich bald von dem eigenen Jähzorn, bald von der Schlauheit Anderer bethören: ein Charakter, den in der Wirklichkeit wiederum eher der Bär hat als der Löwe, und doch bleibt sonst überall die Thiersage treu und fein bei den von der Natur gewiesenen Eigenheiten, treuer als die Heldensage bei den geschichtlichen bleibt. Eine zweite und eigentlich die Hauptperson ist auch erst bei den Germanen das geworden, der Wolf, das wildeste aller in Europa heimischen Thiere, kühn, grausam, räuberisch; gleich neben ihm steht der schlaue und doch nicht untapfere Fuchs. Diesen kennt auch Indien und giebt ihm die erste Rolle der gesammten Handlung; ebenso die Aesopische Fabel. Auch das Mittelalter hat ihn nach und nach in den Vordergrund und zugleich seinen Charakter in ein grelleres Licht gerückt, als in dem er ursprünglich stand. Vergleicht man hier die frühern Gedichte mit den jüngeren, so ist unverkennbar, dass in jenen vorzugsweise noch vom Wolf erzählt wird, und vom Fuchse nur, wie er, der leiblich schwächere, sich

der Gewaltsamkeiten desselben vermöge seiner Geistesüberlegenheit erwehrt und mit List und allerdings auch mit Schadenfreude Rache nimmt, in den späteren aber und erst in diesen der Fuchs zum Hauptgegenstande der Erzählung gemacht und nur in diesen ihm eine Tücke beigelegt wird, die fort und fort, auch wo es keine Rache gilt, auf Böses sinnt und Böses stiftet. Ihren Anfang mag diese veränderte Auffassung des Fuchses vielleicht schon im fünften Jahrhundert genommen haben, wo das Gesetzbuch der Salischen Franken den Namen desselben *(vulpecula)* unter den Scheltwörtern aufzählt, für welche gerichtlich zu büssen sei; vollendet ward sie jedesfalls erst da, als man sich allgemein gewöhnt hatte die rothe Haarfarbe, die den Fuchs bezeichnet*), auch an Menschen für das Merkmal eines falschen tückischen Herzens anzusehen. Das war aber in Zeiten, wo noch ein Rothbart um den andern zu den ruhmreichsten Königen und Helden des deutschen Volks gehörte (Otto II, Hoyer von Mansfeld, Friedrich I), nicht so bald die Ansicht Aller: als solche stand es kaum vor dem zwölften, dreizehnten Jahrhundert fest; und gar den Germanen der Urzeit musste rothes Haar noch ganz unverdächtig sein: denn sie hatten es mehr oder weniger sämmtlich; besonders aber unterschied sich dadurch, wie eine mythische Dichtung der Scandinavier es bestimmt, der Stand der Freien von dem der Edeln und der Knechte: die Knechte hatten schwarzes, die Freien rothes, die Edlen hellblondes Haar. Der Bär also, der Wolf und der Fuchs, diese drei sind die hauptsächlichen Träger der deutschen Thiersage; allen andren Thieren bleibt nur ein untergeordneter Rang, und wenn in deren Reihen auch fremde und auch zahme stehn, wie der Esel, das Kamel, der Elefant, so ist diess wieder erst ein jüngerer ungermanischer Zuwachs, wie z. B. der Esel erweislicher Maassen an die Stelle des Hirsches ist gesetzt worden.

In der Erzählung nun der Abenteuer, welche man jene drei unter einander und mit den übrigen bestehen liess, ward die Vermenschlichung derselben, die ein poetisches Bedürfniss war, so weit geführt, dass man ihnen auch Namen nach Art der Menschennamen gab; möglich, dass dabei noch jene Scheu mit-

*) so dass man Pferde von solcher Farbe und gemünztes Gold auch Füchse nennt.

wirkte, die der eigentlichen Benennung aus dem Wege gieng. Den Fuchs nannte man *Raginohard* (Reinhard), den Wolf *Isangrim,* dessen Vater *Isanbart* (Eisengrein, Eisenbart) u. s. f., und diese und alle Namen der Thiere treffen höchst charakteristisch zu: denn *Raginohard* ist so viel als rathstark, weise, klug, *Isangrim* aber, ganz kriegerisch, wie es für den Wolf sich schickt, so viel als Eisenhelm. Indess kann in den beiden Wolfsnamen noch eine andere Beziehung liegen. Man erzählte die Thiersage nicht bloss und brachte sie nicht bloss in Lieder: es gab Feste des Heidenthumes, bei denen man umzog, vermummt in Thiersgestalt, und auch sonst zu geselligem Scherz mochten dergleichen Schaustellungen üblich sein, rohe Anfänge der späteren Schauspielkunst. Nun bedeuten aber *bart* und *grima* auch so viel als Larve: das französische Wort *grimace* kommt nur daher: es könnten also *Isangrim* und *Isanbart* auch auf die Vermummung gehn, unter welcher von Menschen selbst die Rolle des Wolfes gespielt ward. Man nannte die Thiere wie Menschen: nicht minder geschah das Umgekehrte, und Menschen wurden, da ja die Thierwelt durch religiöse und poetische Auffassung geadelt war, nach Thieren benannt, besonders wieder nach dem Wolf und dem Bären: noch wir jetzt haben die Menschennamen Bär, Bernhard, Wolf, Wolfram, Wolfhard, Adolf, Ludolf, Rudolf, Gangolf und Wolfgang, und der älteste Name unsrer Litteraturgeschichte ist Vulfila, d. h. Wölflein; auch Menschen haben Isangrim geheissen und der sagenhafte Ahnherr des Geschlechtes der Welfen Isanbart. Nur mit dem Worte Fuchs hat wenigstens die nachheidnische Zeit keine Namen mehr gebildet: da war dasselbe bereits ein Schimpfwort, und es knüpfte sich daran nicht gleich der kriegerische Sinn, den man in Eigennamen liebte. Doch ist Reinhard, wie den Fuchs die Dichtung nennt, von jeher ein ebenso üblicher Mannsname gewesen.

Wir haben versucht die Anlässe der deutschen Thiersage und jenen Gehalt und jene Gestalt derselben nachzuweisen, die schon als Besitzthum der ältesten Deutschen, als ein beliebter Stoff bereits der Germanischen Poesie müssen gedacht werden. Doch ist nicht zu verschweigen (es wird auch solch eine Annahme dadurch nicht entkräftet), dass die Reihe der unmittelbaren Zeugnisse für deren einstmaligen Bestand erst mit dem siebenten Jahrhundert anfängt, und dass sie gleich da und von

da an sich vorzüglich bei dem Volk und im Lande der Franken einheimisch zeigt. Solche Vorliebe gerade dieses Stammes begreift sich wohl. Die anderen hatten selbst mehr nur die Bären- und die Wolfsnatur: dem Frankenstamme, der Nachkommenschaft der alten Chatten, die nach Tacitus schöner Schilderung ebenso rathstark waren als kühn, war dazu noch die Art des Fuchses eigen; sonst mochte der Deutsche nur ein Ajax heissen, der Franke Ajax und Ulyss zugleich. Und noch weitere Umstände traten hinzu um in der Behauptung und Behandlung des alten Stoffes ihn zu begünstigen, während den übrigen Deutschen dieselben nicht zugute kamen: auch den Celten in Belgien war die Thierdichtung nicht fremd, und hier und in Gallien die lateinisch redenden Unterthanen waren von Alters her im Besitze der nachäsopischen Fabel. Beides hat auf die Fortgestaltung der fränkischen Thiersage wesentlich eingewirkt, beides ihren Bestand im Lande der Franken nothwendig befestigen helfen.

Wie aber diess Volk durch seine Uebersiedelung nach Gallien der grösseren deutschen Volkseinheit verloren gegangen, und nach und nach selbst seine Sprache undeutsch geworden ist, so haben sich mit ihm auch die Sagen von Bär und Wolf und Fuchs für eine Reihe von Jahrhunderten der Heimat fast entfremdet, und Jahrhunderte lang treten sie uns fast nur so entgegen, wie sie auf französischem Boden sich weiter ausgebildet haben. Doch blieben auch da, als beständiges Zeugniss, welcher Heimat sie zuerst entsprungen, wenigstens den hauptsächlichen Thieren ihre alten deutschen Eigennamen, so dass der Fuchs noch heut auf Französisch *renard* heisst, und nur den untergeordneten, bei denen eher Raum für neue Erfindung gelassen war, wurden celtische und französische und auch diese gern nach unverkennbar celtischem Vorbild gegeben. Zuerst, vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert, in denen überhaupt die Geistlichkeit mit ebenso grosser Liebe nach volksmässigen Stoffen griff, als sie vorher dieselben gehasst und verachtet hatte, sehen wir auch die Thiersage von Geistlichen der Mosel und der Maas dichterisch behandelt. Aber in lateinischer Sprache: denn nur in dieser dichtete jetzt die Geistlichkeit; und noch in anderen, nicht minder wesentlichen Stücken machten sich der geistliche Stand und die geistliche Bildung geltend. Das Volk, wie dessen Ependichtung

damals noch beschaffen war, konnte, wenn es vom Wolf und Fuchse sang, jedesmal nur ein einziges Abenteuer kurz erzählen: diese Geistlichen, die für das Lesen schrieben und die bekannt waren mit den inhaltvolleren umfangreicheren Epopöien des classischen Alterthums, liebten es auf eine dem ähnliche Fülle und Gestaltung auszugehen und verketteten in grösster Ausführlichkeit der Erzählung und der Schilderung eine ganze Reihe von Abenteuern zur Epopöie; dabei ward um den Stoff zu erweitern auch der lateinische Aesop benutzt. Noch mehr: da sie eben mit letzterem bekannt, da sie gelehrte Klostergeistliche, nicht aber schlichte Männer aus dem Volke waren, überschritten sie auch insofern die schlichte, reine Art der Epik, als sie der Erzählung noch eine lehrhafte, ja satirische Zuthat gaben und bald mit grösserm, bald mit geringerem Nachdruck Beziehungen in sie legten entweder auf Verhältnisse ihres Ordens oder auf politische Zeitumstände oder gar in mystischer Weise auf Glaubenslehren. Die elastische Natur der Thiersage (andre Sagen standen fester in der Ueberlieferung) ertrug dergleichen, ja unterstützte es. Diese fremdartigen Einmischungen beseitigten sich jedoch beinahe sämmtlich, als sodann noch in demselben zwölften Jahrhundert die Sprache des Volkes und der Laienstand, wie überhaupt zur Kunst der Epopöie, so nun auch zur Thierepopöie gelangten: die Gedichte, die sich jetzt und noch während der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in stäts weiter geschlagenem Kreise um den Fuchs als ihre Mitte sammelten (die Heimat der Verfasser ist stäts noch Flandern oder auch Champagne), lenken wieder in die unbefangenste Epik ein; nur etwa gegen die Geistlichkeit richtet sich hie und da ein schalkhafter Spott: die Laien durften sich dazu doppelt berechtigt fühlen, da früherhin von den Geistlichen selbst dieser Ton war angeschlagen worden. Erst die Folgezeit und namentlich erst das vierzehnte Jahrhundert haben die Thiersage wieder ganz in das Gebiet der Lehrhaftigkeit und der Satire, ja unpoetisch genug in die blosse Allegorie hinübergespielt.

Die Litteraturgeschichte des Mittelalters berichtet von der höchst einflussreichen, in Gehalt und Form massgebenden Stellung, welche die neu sich erschwingende Nationalpoesie der Franzosen gegenüber der Poesie der Nachbarvölker, der germanischen nicht minder als der romanischen, alsobald eingenommen

habe. Und so beginnt denn auch mit dem zwölften Jahrhundert die Thiersage und deren dichterische Behandlung sich fast über ganz Europa hin zu verbreiten: sie gelangt in die Provence, nach Engelland, nach Italien; sie findet durch italiänische Vermittelung sogar bis in die griechische Poesie den Weg; sie kehrt, und das ist für uns und überhaupt das gewichtvollste, zu reicherer ausgedehnterer Uebung auf den Boden und in die Sprache desjenigen Landes zurück, das früher noch als Frankreich ihre Heimat gewesen. Nach Deutschland also.

Hier war, seitdem die Franken sie nach Belgien und Gallien gebracht, die alte Thiersage fast in Vergessenheit gerathen. Nur wenige Spuren bezeugen auch hier noch den Fortbestand, und mehr innerhalb der lateinischen als in deutscher Dichtung. So wissen wir, dass im zehnten Jahrhundert selbst die Geistlichen deutscher Klöster sich mit Schaustellungen in der Maske des Bären, des Wolfes, des Fuchses belustigen mochten (die Worte dazu sind aber schwerlich andre als lateinische gewesen), und dass nach echterer Weise, welche die Franzosen, ja bereits die Franken eingebüsst, damals in Deutschland noch der Bär, nicht der Löwe, für den König der Thiere galt. Indess eben diese Geistlichen würden den altepischen Stoff ganz und für immer in die Lehrhaftigkeit verpflanzt und so, wie einst die Volksweisheit der Griechen gethan, die Thiersage zur Thierfabel umgewandelt haben (sie hatten dazu um das Jahr 1100 schon den Anfang gemacht mit der Bearbeitung der sogenannten Physiologen, kleinerer naturgeschichtlicher Werke, in denen die Eigenschaften der einzelnen Thiere auf geistliche Art, die des Fuchses z. B. auf den Teufel ausgelegt wurden), wenn nicht gerade noch zur entscheidenden Zeit die französische Dichtung auf die deutsche eingewirkt, wenn nicht die poetisch freie Umarbeitung eines französischen Thierepos dem Stoffe seine rechte Gestalt bewahrt und Deutschland wieder in den Besitz seines verabsäumten Eigenthumes gebracht hätte. Es geschah das um das Jahr 1170, eben als in Deutschland ein neues grosses Zeitalter der Litteratur seinen Anfang nahm; es geschah durch Heinrich den Gleissner, einen sonst zwar unbekannten, aber um dieser seiner Leistung willen höchst namhaften Dichter; es geschah in demselben Elsass, von dem bereits vor drei Jahrhunderten durch Otfrieds Evangelienbuch eine neue Dichtart ausgegangen, und

dem wiederum jetzt, wo es die Vermittelung französischer und deutscher Dichtung galt, durch seine Lage an den Grenzen Frankreichs der nächste Beruf hiezu gegeben war. Und damit endlich sind wir bei dem eigentlichen Gegenstande unsrer Darstellung angelangt, nach einer fern angeknüpften und weit geführten Einleitung, die jedoch nöthig schien um für eine richtige Betrachtungsweise den festeren Standpunkt zu gewinnen.

Das deutsche Gedicht, um das es nun sich handelt, nämlich Isengrins Noth, gehört seiner Form nach zu denjenigen, die man im zwölften Jahrhundert Reden zu nennen pflegte, wie es sich denn auch selbst so nennt: es ist in kurzen Versen abgefasst, die je vier Accente enthalten und paarweis reimen; da keine Strophen unterschieden sind, konnte es nicht gesungen, sondern nur gesagt d. h. gelesen werden. Es ist in zwiefacher Gestalt auf uns gekommen, bruchstückweis in einer älteren ursprünglichen, deren Verse jenes Maass der Accente oft nur ohngefähr und auch in den Reimen noch nicht alle Genauigkeit beobachten, vollständiger in einer jüngern, einer Ueberarbeitung aus dem dreizehnten Jahrhundert, deren Zweck jedoch nicht war am Inhalt zu ändern, sondern nur die veralteten Sprachformen zu beseitigen so wie grössere Reinheit des Reimes und eine strengere Gleichmässigkeit im Versbau herzustellen. Der Inhalt aber ist, in kurzen Zügen entworfen, folgender:

I. Reinhard geht aus um einem Bauern den Hahn Schantecler zu rauben; diesem selbst hatte ein Traum, den er nun seiner Frau Pinte erzählt, solch Unglück geweissagt. Wirklich überlistet ihn Reinhard und schleppt ihn fort: da aber kommt auch dem Hahne die List, so dass er sich wieder rettet und nun in Sicherheit den unglücklichen Räuber höhnt. Zürnend und hungernd geht dieser von dannen.

II. III. IV. In ähnlicher Weise missrathen ihm, so arglistig ers auch immer macht, seine Anschläge auf die Meise, auf Diezelin den Raben, auf Dieprecht den Kater: statt der Meise erschnappt er nur einen Mist von ihr; selbst der Käse, den Diezelin hat fallen lassen, soll ihm nicht werden, da Hunde ihn davon verjagen, und Dieprecht stösst ihn gar in eine Falle. Mit Noth und von dem, der die Falle gelegt, halb todt geschlagen, entrinnt Reinhard.

V. Nun sucht er und erlangt die Gesellschaft des Wolfes

Isengrin; dies Bündniss der Stärke und der List kommt beiden gut, und Reinhard buhlt in seiner Musse um Hersant, das Weib des Wolfes. Eines Tages verhilft er diesem zu einer feisten Schweinshälfte: aber Isengrin, statt auch ihm einen Antheil zu lassen, frisst alles allein auf. Reinhard verhehlt seinen Zorn und führt den Wolf, den auf das Essen dürstet, sammt Weib und Kind in den Weinkeller eines Klosterhofes. Die Wölfe berauschen sich und Isengrin singt ein Lied. Da werden sie vernommen, und erst nach vielen Schlägen gelingt die Flucht.

VI. Isengrin und Reinhard trennen sich. Letzterer stösst auf den Esel Balduin und verspricht dem schwer beladenen, falls er bei ihm bleiben wolle, Erleichterung. Zu welchem Zwecke jedoch und mit welchem Erfolge, wissen wir nicht, da hier ein Theil des Gedichtes in den Handschriften fehlt*). Nur soviel sieht man, zuletzt hat wiederum der Wolf den Schaden gehabt: denn nach der Lücke hebt es damit an, dass Isengrin verwundet da liegt und den Tod erwartet, während der Waldaffe Kuonin ihm noch von Reinhards Buhlerei mit Frau Hersant spricht. Doch diese leugnet, und der Wolf wird von den Seinen wieder heil geleckt.

VII. Reinhard hat sich ein festes Haus im Walde bereitet. Eines Tages geräth der hungernde Isengrin vor dessen Thür und riecht die Aale, welche Reinhard sich gebraten. Er schliesst um auch so gut zu leben Frieden mit Reinhard; ja er will, da dieser sich für einen Cistercienser ausgiebt, gleichfalls in den Orden treten. Nachdem ein Guss siedenden Wassers ihm eine Tonsur gebrüht, lässt er sich zum Fischfang an einen überfrorenen Teich führen und hält durch ein Loch im Eise den Schwanz hinein; inzwischen entfernt sich Reinhard. Den also festgefrorenen trifft ein Jäger und haut ihm den Schwanz ab.

VIII. Reinhard kommt vor ein Kloster und an einen Ziehbrunnen mit zwei Eimern; hineinschauend und sein Spiegelbild erblickend, wähnt er sein Weib zu sehen und springt hinab. Indem er schon am Leben verzweifelt, naht demselben Brunnen der schwanzlose Wolf und heult in gleicher Täuschung seiner vermeinten Frau Hersant zu. Reinhard ruft ihm empor, hier

*) Diese Lückenhaftigkeit hindert auch den Umfang des Ganzen genauer anzugeben; der noch vorhandenen Verse sind 2266.

sei das Paradies, und heisst ihn, damit er auch dahin gelange, sich in den einen Eimer setzen: nun fährt mit dem andern der leichtere Fuchs glücklich wieder hinaus. Bald gewahrt ein Mönch, der Wasser schöpfen will, den gefangenen Isengrin; er wird herausgewunden und bleibt nach manchem Schlage von Prior und Convent für todt liegen. Doch gereut die Mönche ihrer Missethat, da sie am Haupt des Wolfes auch eine Platte geschoren und ihn sogar nach dem Gesetz des alten Bundes beschnitten sehen.

IX. Ein Luchs, der als Bastard von Fuchs und Wolf ein Verwandter zugleich von Reinhard und von Isengrin ist, müht sich um die Versöhnung beider. Es wird ein Tag dafür angesetzt; beide erscheinen, jeder mit zahlreichem Gefolge, Isengrin von all dem grossen Gethier, Reinhard von dem kleineren begleitet. Aber noch vor Austrag der Sache, da Krimel der Dachs ihm einen ungetreuen Anschlag verrathen, entweicht Reinhard in seine Sicherheit; Frau Hersant, die mit ihrem Mann ihn verfolgt hat, entehrt er vor dessen Augen.

X. Diess geschah in einem Landfrieden, welchen Frevel der Löwe, der Thiere König, geboten hatte um in Gegenwart dieser aller Gericht zu halten: denn er war krank im Haupt (der König eines Ameisenhaufens, den er zertreten, war durch das Ohr ihm hinein gekrochen) und meinte, er sei es deshalb, weil er so lange nicht mehr zu Gericht gesessen. Nun kommt Isengrin und bringt durch seinen Fürsprechen, Bruno den Bären, seine Klage gegen Reinhard vor, welcher selbst nicht zugegen ist; Randold der Hirsch urtheilt, dass Reinhard solle gefangen und gehangen werden. Alle stimmen bei; nur eine weise Olbente (ein Kamel) von Toscana erhebt Einsprache und erlangt, dass der Angeklagte dreimal vorgeladen werde. Eben jetzt kommen noch Schantecler und Pinte mit einer Bahre, worauf ihre von Reinhard todtgebissene Tochter. Heftiger Zorn des Löwen: vom Schrecken darob befällt den Hasen ein Fieber. Bruno als Kaplan des Königs hält der Henne, welche man begräbt, das Todtenamt. Der Hase legt sich auf das Grab und schläft ein, und als er erwacht, ist er gesund. Da wird offenbar, dass die Henne eine Heilige und um so grösser Reinhards Unthat gewesen. Bruno macht sich, obschon mit Widerstreben, als Bote des Königes auf um Reinhard vorzuladen; er trifft

denselben vor seiner Waldburg Uebelloch. Reinhard weigert sich nicht; nur möge man doch erst essen. Er führt den Bären zu einem gespaltenen Baumstamm, in welchem Honig sei. Kaum aber hat Bruno seinen Kopf im Spalt, so zieht der Fuchs den Keil heraus, und jener ist schmerzlich gefangen. Ein Kärrner, der ihn so gewahrt, zieht die Sturmglocke; nur mit Verlust der Kopfhaut und der Ohren vermag sich Bruno vor der Bauerschaft zu retten. Hohnworte Reinhards, ob etwa der Herr Kaplan seinen Hut im Weinhause versetzt habe, begleiten ihn auf die Flucht.

XI. Nach Brunos Wiederkehr erkennt der Biber den Tod über Reinhard: jedoch der Elefant dringt auf nochmalige Vorladung. Der König beauftragt damit den Kater Dieprecht, der freilich auch nicht gerne geht. Auch ihn berückt Reinhard, indem er ihn in das Haus eines Geistlichen, wo viele Mäuse seien, und dort in eine Fuchsfalle führt. Zu Dieprechts Glücke haut der herzueilende Geistliche die Schnur entzwei, und jener entkommt, den Rest derselben noch um den Hals, wieder nach Hofe.

XII. Neue Verurtheilung Reinhards durch den Eber, und neue Einsprache durch Krimel den Dachs, des Fuchses Freund und Verwandten. Er selbst geht als dritter Bote: ihm denn folgt der Fuchs. Doch verkleidet er sich als wandernden Arzt, und da ihn bei Hofe das Zorngeschrei aller Thiere empfängt, grüsst er ruhig den Löwen von Meister Bendin von Salerno, zu dem er auf langer mühsamer Reise gewandert sei, und bringt ihm in dessen Auftrag eine Arzenei. Nachdem so der Zorn des Königes besänftigt ist, berichtet Reinhard weiter, es brauche derselbe zu seiner Heilung noch das Fell eines alten Wolfes und die Haut eines Bären und einen Hut von einer Katze. Isengrin, Bruno, Dieprecht müssen das Verlangte hergeben. Ferner ein gesottenes Huhn mit Eberspeck: Frau Pinte wird geschlachtet und dem Eber ein Stück vom Schenkel ausgeschnitten. Endlich einen Gürtelriemen vom Hirsch und die Haut eines Bibers: auch diesen nimmt man ihr Theil. Der Hof stiebt auseinander; nur Krimel und der Elefant und die Olbente bleiben. Nun badet Reinhard den König und bettet ihn warm in die Thierhäute. Die Hitze treibt die Ameise heraus auf den Katzenhut: Reinhard bemerkt und nimmt und entlässt sie, nachdem sie ihm die

Herrschaft über tausend Burgen in ihrem Wald versprochen. Den genesenden König lässt er noch die Brühe von dem Huhne trinken; das Huhn selbst verzehrt er und den Eberspeck der Dachs. Jetzt aber wendet sich die Tücke des Treulosen sogar gegen seine Freunde und den König selbst. Er bewegt letzteren den Elefanten mit dem Königreich Böhmen, die Olbente mit der Abtei Erstein zu belehnen: jener wird mit Schlägen aus dem Lande getrieben, diese von den Nonnen mit Griffelstichen in den Rhein gejagt. Dann giebt er dem König einen Gifttrank und verlässt, wie um Kräuter zu holen, den Hof, begleitet von Krimel, dessen allein er geschont; unterwegs trifft er noch und verhöhnt den geschundenen Bären. So erreicht er seine Burg: der König aber stirbt in bittrem Leid über die Treulosigkeit Reinhards und über all das Unheil, zu welchem er sich verleiten lassen.

Wir haben die zwölf Glieder, in denen sich der Inhalt nach und nach entwickelt, besonders deshalb unterschieden, weil so noch deutlicher vor Augen tritt, wie selbständig eigentlich jedes dieser Abenteuer, wie das ganze Gedicht nur eben durch Zusammenreihung derselben entstanden, wie mithin auch auf dem Gebiete der Thiersage die Epopöie lediglich hervorgegangen ist aus der Vereinigung kleinerer, ursprünglich getrennter Einzelheiten. Der alte volksmässige Grund ist auch noch in andern Beziehungen mehrfach zu erkennen. Als König der Thiere steht der Löwe da, aber fast noch ohne Eigennamen (nur einmal heisst er *Vrevel*, weiterhin nennen ihn französische und deutsche Gedichte *Noble)*, und einer der von ihm erzählten Züge deutet viel mehr auf den Bären hin, den älteren echteren König: denn von diesem (vgl. X) behaupten sonst die Jäger, dass er Ameisenhaufen räuberisch aus einander trete. Sodann. Die Hauptperson der Dichtung ist der Fuchs, und sein Charakter wird je mehr und mehr die tückische Bosheit. Aber in den Anfängen und Motiven ist sie diess nicht; seine Rachgier wird dadurch erweckt, dass der Wolf zuerst ihn gefrässig übervortheilt (V), und wenn auf den Sühnungstag zwischen beiden dem Wolf die grossen, dem Fuchs dagegen all die kleineren Thiere folgen (IX), so bezeichnet ihn das deutlich als den Anwalt der Schwäche gegen die Stärke. Und auch die Hauptperson ist er nur geworden, indem gleich im Anfang (I—IV) solche Abenteuer, wie eigent-

lich nur dem Wolf zustehn, wie auch anderswo ausdrücklich von diesem erzählt werden, nun auf ihn übertragen sind: der echten und ursprünglichen Auffassung, die den Wolf als ersten Helden nimmt, ist sich der Dichter selbst noch in so weit bewusst geblieben, dass er als Inhalt und Titel seines Buches Isengrins Noth angiebt; der Titel Reinhard Fuchs ist nur aus der späteren Ueberarbeitung zu belegen.

Jene Verknüpfung der Einzelheiten zu einem grösseren Ganzen und zugleich die Abänderung der sittlich-poetischen Grundansicht, beides scheint Zug für Zug schon in dem französischen Originalgedicht so vorgelegen zu haben. Denn dieses selbst ist für uns verloren gegangen: aber es giebt andre jüngere, deren Inhalt mit wesentlicher Uebereinstimmung darauf zurückweist, und die Merkmale der eng anschliessenden Benützung eines fremden Vorbildes durchziehen das deutsche Gedicht von Anfang bis zu Ende. Man kann die Art seines Vortrags nicht gerade rühmen: es hat dieser etwas sprödes, trockenes, ungelenkes; nirgend die Sprungkraft der Erzählung, nirgend die schnellen Streiflichter der Schilderung, welche sonst den Gedichten jener Jahrzehende eigen sind: man spürt es der Rede an, dass ihr Verfasser durch etwas ausser ihm liegendes gehindert ist sie fliessen zu lassen, wie er es wohl vermöchte, dass etwas fremdes, dass eben ein Original ihn hemmt, von dem er nicht abstehn und dem er doch ebenso wenig nachkommen mag. Die französischen Eigennamen hält er fast alle getreulich fest oder übersetzt sie getreulich, wie *Malpertuis* in Uebelloch (X), und sonst auch fehlt es nicht an französischen Worten: der Wolf wird in der Scheltrede des Affen (VI) ein *cus* genannt d. i. ein Kukuk, ein Hahnrei; der Bauer, welchem der Block mit dem Keile gehört (X), ein *vilan;* und einer von denen, die nach dem Bären laufen (X), trägt in seiner Hand einen *burduz* d. h. einen Pilgerstab.

Auch den Namen des französischen Dichters wissen wir nicht; den des deutschen giebt sowohl er selbst an als der spätere Ueberarbeiter seines Werkes: er hiess *Heinrich der Glichezare.* Das besagt soviel als Gleissner, Heuchler; durch welche Zufälligkeiten solche Beinamen oft veranlasst werden, ist bekannt, so dass wir aus diesem noch nichts zum Schaden seines Trägers schliessen dürfen, um so weniger, als er sich ja selbst

so nennt. Der Ueberarbeiter giebt ihm den Titel eines Adlichen, das Beiwort Herr; er selbst bezeichnet sich als einen jener ärmeren Dichter, die der Gunst der Vornehmen und dem Lohn der Hofversammlungen nachzogen: das eine Mal sagt er „Wer diess nicht glaubt, der soll mir darum nichts geben;" ein andres Mal, an eben der Stelle, wo er sich und den Titel seines Buches nennt, „Wer sagt, dass es erlogen sei, dem erlasse ich seine Gabe." Also auch diess sein Gedicht hat er um Lohnes willen vorgetragen. In näherer Beziehung, sei es der milden Gunst, sei es etwa der Kunstgenossenschaft, stand er zu einem Herrn Walther von Horburg: es kann das von den verschiedenen Walthern dieses edlen Elsässischen Geschlechtes nur derjenige sein, der urkundlich um die Mitte des zwölften Jahrhunderts vorkommt. Von ihm sagt Heinrich, wo er den Schreck der Mönche über Isengrins Tonsur und Beschneidung erzählt (VIII), „Hätte Isengrin nicht den Schwanz verloren gehabt und nicht die geschorene Platte, das Volk Gottes hätte ihn erhängt. Von Horburg Herr Walther hat zu allen Zeiten, wenn ihm etwas zu Leide geschah, mit starkem Muthe gesprochen: „Es kommt mir ebenso leicht zu gute, als es ein Unglück für mich ist."" Schon dieser persönliche Bezug weist auf den Elsass als die Heimat unsres Dichters hin; noch entschiedner die Sprache in allen, zum Theil sehr auffallenden Eigenthümlichkeiten der Form und der Ausdrucksweise; namentlich aber noch eine hervorspringende Stelle des Schlussabenteuers. Die Olbente wird da zur Aebtissin in Erstein eingesetzt: ein Scherz von so enger Oertlichkeit, dass er nur da entstehn konnte und vorgetragen werden, wo die Ortschaft selber lag: Erstein aber, ehemals ein Frauenkloster, liegt im Elsass, nahe bei Benfelden und nicht weit ab vom Rhein.

Und noch eine oder zwei Bemerkungen knüpfen sich an diese Stelle des Gedichtes an. Die Belehnung des Elefanten mit Böhmen, der toscanischen Olbente mit Erstein, das sind offenbar Bezüge, welche, der Thiersage fremd, erst aus der Geschichte des Volkes ihr haben zufliessen können. Hier aber muss man um den Anlass aufzufinden um volle zwei Jahrhunderte rückwärts gehn, bis unter Otto I, der die Lehnsabhängigkeit Böhmens von Deutschland neu befestigte, und der die Abtei Erstein an seine Schwieger Bertha lieh, die aus Italien mitgekommene Mutter der Königinn Adelheid. Eben derselben Zeit

und Verwandtschaft fällt Bruno zu, im Gedichte der Bär und Kapellan und Kanzler König Frevels, in der Geschichte Erzbischof und Kanzler und Bruder Ottos des Ersten. So ist vielleicht auch das kein Zufall, dass einmal der richtende Löwe einen Schwur bei seinem Barte thut, *sam mir min bart:* eben diese Worte sollen der gewohnte Schwur Kaiser Ottos gewesen sein, und die Strenge seiner Rechtspflege war sprichwörtlich. Sind diese Ausdeutungen richtig, so folgt daraus, dass im zehnten Jahrhundert (denn all dergleichen kann seine erste Entstehung nur in der bezüglichen Zeit selber nehmen) ein Theil der deutschen Thiersage mit zeitgeschichtlicher Satire war versetzt worden, und dass die Ueberlieferung davon in irgend welcher Form bis auf Heinrich den Gleissner gekommen war. Jedenfalls bot ihm die französische Dichtung von all dem nichts*): hier steht er einmal auf sich selber und trägt von dem Seinen und dem Heimatlichen in das fremde Gewebe ein, während ihm sonst dieses Lob nur noch selten gebühren möchte; am ersten noch da, wo er die Gerichtsverhandlung vor dem Löwen schildert (X—XII): denn diese geht Schritt für Schritt und wörtlich treu in aller Feierlichkeit deutscher Formeln und Gebräuche vor sich.

Schwerlich aber war Heinrich der Gleissner, indem er jene Ueberlieferungen seiner Heimat nutzte, sich der Satire noch bewusst, die denselben zum Grunde lag: sie konnte für ihn und seine Zeit kein Verständniss mehr, sie konnte auch für sein Gedicht keine Bedeutung haben. Denn dieses war (ich verweise auf den Umriss seines Inhaltes, welcher oben gegeben worden) lediglich als Epopöie gemeint: damit war jede persönliche, jede so besondre Satire ausgeschlossen, und es blieb nur noch Raum für solche übrig, die von allgemeinerem Bezuge war und hie und da zu einer heitern Erhöhung der Farben und des Lichtes, zu belebterer Anschaulichkeit, zu schärferer Vermenschlichung der Thierwelt dienen konnte. Solch ein Anflug nur von Spott

*) Zwar kommt auch im Renart ein rechtsgelehrtes Kamel vor, und seine Heimat wird gleichfalls nach Italien, in die Lombardei, verlegt, mit offenbarer Hinweisung auf das römische Recht und dessen dort betriebene Studien, während man bei der Nennung Toscanas ursprünglich nur an die Kamelheerde denken mochte, die von der Zeit der Kreuzzüge her noch jetzt in Pisa zu öffentlichen Arbeiten gebraucht wird. Aber die spätere Belohnung und Belehnung hat der Renart nicht.

und Laune ist denn wirklich auch vorhanden: er zeigt sich in gelegentlicher und jedesmal ganz unbefangener Hereinziehung des Lebens und Treibens der Geistlichkeit. Dergleichen hatten auch die französischen und früher schon die lateinischen Dichter dieses Sagenkreises: der deutsche blieb damit nur auf einem bereits angebahnten Wege. Es werden also der Fuchs und der Wolf zu Cisterciensermönchen gemacht (VII), freilich nur indem ersterer sich lügenhaft für einen solchen ausgiebt, letzterer in seiner Bethörung sich aufgenommen glaubt: doch rettet ihm (VII), da er wirklichen Mönchen in die Hände fällt, seine Tonsur das Leben. Das Wunder, das auf dem Grab der Tochter Henne an dem kranken Hasen geschieht, und in Folge davon deren Heiligsprechung (X) streift schon an den Frevel, und es liegt darin ein Nachgeschmack jener gehässigen Bitterkeit, die in den ältern lateinischen Gedichten sich öfters Luft macht. Harmloser ist die Komik, die auch den Bären in den geistlichen Stand erhebt: als Kaplan des Königs singt er der todten Henne das Requiem (X). Weiter jedoch und tiefer als in solcher Weise greift die Satire nicht. Und in demselben Maasse, als Heinrich ihrer sich enthält, enthält er sich auch der geraden unumwundenen Lehre: sein Werk soll ebenso wenig ein didactisches Epos sein. Nur hin und wieder mischt unter die Erzählung sich die Spruchweisheit, wie wenn im letzten Abenteuer nach den Worten: „Reinhard war boshaft und roth, das zeigte er da, er vergiftete seinen Herren,“ der Dichter fortfährt: „Das soll niemand sehr bedauern: was meinte er an Reinhard zu haben? Es geschieht noch, weiss Gott, dass mancher Betrüger bei Hof angesehener ist als ein Mann, der sich nie auf Falschheit eingelassen. Welcher Herr dem nachgiebt, thäten sie dem den Tod an, das wäre eine gute Kunde. Böse Lügner drängen sich leider stäts vor: die Treuen müssen vor der Thüre bleiben.“ Und Sprichwörter werden mit sichtbarer Vorliebe angebracht. Den Stoff selbst aber und dessen Auffassung und Darstellung berühren diese Zuthaten nicht: der bleibt dabei unverrückt und unverkürzt in seiner epischen Natur bestehn.

Nach den bisherigen Erörterungen lässt sich genauer bestimmen, welcher litterargeschichtliche Werth der Dichtung Heinrichs beizumessen, und inwiefern man verpflichtet und berechtigt sei wieder hier wie dort bei Otfried eine folgenreiche Ein-

wirkung des Elsasses auf die Poesie des übrigen Deutschlands anzuerkennen. Es ergiebt sich eine zwiefache Bedeutsamkeit. Die Thiersage ist ein uraltes, bereits germanisches Eigenthum: aber aus all den Jahrhunderten bis gegen Ende des zwölften ist sie uns nur in undeutscher, in lateinischer oder französischer Sprache und fast nur in Gedichten eines dem germanischen Mutterstamm entfremdeten Volkes überliefert; hier nun zuerst auch in deutscher Sprache, deutscher Dichtung: mit Heinrichs Werke macht endlich auch sie ein fast schon verjährtes Besitzrecht wieder geltend. Es ist mithin die erste, zugleich aber ists auch die einzige hochdeutsche Epopöie aus dem Sagenkreise der Thierwelt: nur noch ein späteres niederländisches Gedicht, *van den vos Reinaerde,* kann sich als gleichartig ihm zur Seite stellen; der hochdeutsch redende Theil aber des deutschen Sprachgebietes, unsere Litteratur also, kennt ausserdem und seitdem nur noch die Thierfabel, nur die Versetzung der Sage auf den nackten Boden der Didaxis und Satire. Das zu bewirken traf mancherlei zusammen: von Anfang an die Bekanntschaft mit den römischen Nachbildungen der Fabel Aesops, den metrischen wie Avian, den prosaischen wie der s. g. Romulus sie gewährte; dann das Beispiel, das die immerfort Einfluss übende Litteratur der Franzosen auch hiefür gab; endlich der Geist der Lehr- und Zweckhaftigkeit, der an die deutsche Poesie von jeher gern gerührt, namentlich aber seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts und dann eine Reihe von Menschenaltern hindurch sie immer mehr und mehr gelenkt und bestimmt, immer ausschliesslicher sie beherrscht hat. Insofern steht unsre Elsässische Dichtung vollkommen vereinzelt und ohne Wirkung da: sie hat keine Nachfolge veranlasst; sie hat nicht verhütet, dass man sich gleich wieder auf die Fabel beschränkte, und dass zu Ausgange des Mittelalters im Reineke Fuchs, der berühmteren plattdeutschen Umarbeitung jenes niederländischen Werkes, ein guter Theil des poetischen Gehaltes an die Satire und die Allegorie veräussert ward: die Thierepik war mit der Arbeit Heinrichs nur gefunden worden um gleich auch wieder verloren zu gehn. Ganz wirkungslos aber ist dieselbe dennoch nicht gewesen. Denn die epische Breite und Behaglichkeit, die den deutschen Fabeln das ganze Mittelalter hindurch und herab bis auf Gellert eigen geblieben, und über der man im Lesen oft so glücklich ist den Zweck der

Belehrung zu vergessen, dieses Fortleben der Thiersage in dem Stile der Thierfabel wird am schicklichsten wohl mit hergeleitet von Heinrichs Dichtung, von dem Beispiel epischer Auffassungs- und Darstellungsweise, welches sie gegeben: um so schicklicher, als die mehrfachen Handschriften, in denen sie sich erhalten, und die Ueberarbeitung, die sie noch im Verlauf des dreizehnten Jahrhunderts wieder erneuert hat, unläugbar bezeugen, wie bekannt und beliebt sie noch den Lesern und den Dichtern späterer Geschlechter war.

Bemerkenswerth ist aber, dass die einzige Fremdartigkeit, mit der schon in den ältern lateinischen und französischen und auch in diesem deutschen Gedichte der altüberlieferte Stoff versetzt erscheint, die Satire nämlich gegen den geistlichen Stand, nur seltenen Eingang in die spätere Fabel gefunden hat: ein Beweis, dass auf Sinn und Gehalt derselben, wenn schon nicht auf deren Stil, die nachäsopische Fabeldichtung einen stärkeren Einfluss übte als die heimatliche Thierepik. Doch liess man jenen launigen Bezug darum nicht fallen: er trat nur aus der dichtenden Kunst in die bildende über, und eben wie es dort zuerst Geistliche selbst gewesen, die ihren eigenen Stand verspotteten, so waren es jetzt wiederum sie, welche harmlos oder klug die Mauern, die Säulen, die Chorstühle ihrer Kirchen gelegentlich mit Bildern schmückten, die unter Gestalten der Thiersage und mit deutlicher Benützung derselben das Thun und Treiben der Geistlichkeit ins Lächerliche zogen. Von den Beispielen der Art, die zahlreich über ganz Deutschland hin verstreut sind, möge nur eines hier besonders hervorgehoben und unsre Darstellung damit beschlossen werden: es gehört gleichfalls dem Elsass an, und belegt für den Schluss des dreizehnten Jahrhunderts dasselbe Zusammenwirken französischer und deutscher Kunst, das gegen Ende des zwölften die Dichtung Heinrichs des Gleissners ins Leben gerufen hatte. Im letzten Abschnitte des altfranzösischen Renart wird das Leichenbegängniss des Fuches, der jedoch nur scheintodt ist, beschrieben: Hirsch und Bock tragen seine Bahre, der Wolf das Kreuz, Hase und Kater die Kerzen; die Epistel wird vom Hirsch, das Evangelium vom Pferd gelesen; der Esel singt die Messe und hält die Predigt, die Maus schwingt die Schellen, der Hahn das Rauchfass; der Bär gräbt das Grab, der Affe aber schneidet Gesichter zu

dem allen. Dem nun ganz ähnlich und in den meisten Stücken nur eine Wiederholung davon waren zwei Reihen von Reliefbildern, der Angabe nach im Jahre 1298 verfertigt, die sich vormals im Strassburger Münster an zwei Säulencapitellen gegenüber der Kanzel befunden haben; im Jahre 1685 wurden sie um Aergerniss zu verhüten weggehauen, und man kennt sie nur noch aus älteren Beschreibungen und Abbildungen. Das eine Capitell stellte den Zug mit der Leiche dar: voran der Bär, Weihkessel und Weihwedel in den Händen; ihm folgen der Wolf mit dem Kreuz, der Hase mit der Kerze; hinter diesem die Bahre mit dem Fuchs, getragen von Eber und Bock; unter ihr am Boden kauernd der Affe. Am andern Capitell zeigt sich das Todtenamt: am Altar mit Kelch und Buche steht, in letzterem lesend, der Hirsch, und hinter ihm der Esel, welchem der Kater ein gleichfalls aufgeschlagenes Buch vorhält.

So hat ein Stoff, der ursprünglich aus heidnischem Glauben und Aberglauben erwachsen war, zuletzt noch eine Stätte mitten in den heiligen Räumen des Christenthums gefunden. Und jetzt? Der Gebildete liest den Reineke Fuchs und freut sich der treffenden Satire; ohne Satire spricht und handelt die Thierwelt nur noch in dem Märchen, das die Alte dort dem staunenden Enkel auf ihrem Schooss erzählt.

Von der Thiersage und den Dichtungen aus der Thiersage.

(1867 geschrieben.)

Wir treten vor eine Richtung der deutschen Litteratur, welche dieselbe durch all ihre Zeiträume begleitet, durch all ihre Wandelungen fort bestanden und sich mit gewandelt hat, ja vor eines der wichtigsten Stücke der Litteraturgeschichte überhaupt, der Universallitteraturgeschichte.

Vor allen Dingen ist der Unterschied zwischen Thiersage und Thierfabel zu beachten und festzuhalten: der tiefgreifende Unterschied zwischen Epik und Didactik, zwischen Erzählung und Lehre. Es ist eine Abweichung dem innersten Wesen nach, in Anschauung und Darstellung; sie prägt sich aber auch chronologisch und geographisch aus.

Thierfabel. Die Fabel (wir sprechen von dieser zuerst) ist chronologisch früher belegt: ihren eigentlichen Wohnsitz, ihre Heimat, ihren Ursprung hat sie im Morgenlande, in Asien, gleichermaassen im vorderen wie im entfernteren Hochasien, beim Volk Israel und bei den Indern. Namentlich von Indien aus erstreckt sich eine lange reiche litterarhistorische Genealogie auch zu den Persern und Arabern und bis nach Europa herüber und tief in das Mittelalter herab; freilich ist sie noch nicht überall gleichmässig aufgehellt. Wir werden darauf noch einmal und mehrmals zurückkommen. Nächst und neben Asien sodann finden wir die Thierfabel auch bei den Griechen: das älteste Beispiel bietet Hesiodus, Opp. et Dies 302, die Fabel vom Habicht und der Nachtigall:

der Hauptname aber, wiewohl von etwas mythisch zweifelhafter Art, ist Aesop. Bei dem lebhaften Culturverkehr, der zwischen den Küstenländern Asiens und Griechenlands waltete, ist es denkbar, ja wahrscheinlich, dass von Asien her die griechische Fabeldichtung Anlass und Stoff erhielt. Die arabische Fabelsammlung, als deren Verfasser Locman gilt und die schon vor Mohammed vorhanden war, stimmt vielfach mit Aesop überein, und sehr oft so, dass der Araber die Originale zu bieten scheint. Darauf beruht die Meinung, dass Locman eine und dieselbe Person sei mit Aesop und erst später, in Griechenland so sei genannt worden. Sicherer ist die Ansicht, die der morgenländischen Fabeldichtung nur höheres Alter beimisst und Fortpflanzung von da nach Griechenland annimmt. Von Griechenland, von Aesop verbreitete sich die Fabeldichtung weiter nach Westen und in spätere Zeit, nach Rom und durch die römische Litteratur ins Mittelalter: an der Spitze steht im Lateinischen, abgesehen von vereinzelten früheren Belegen, Phaedrus, ein Zeitgenosse des Augustus, meist auch die Grundlage für die Späteren, wie z. B. Avianus.

Das Gemeinsame all dieser Fabeln des Morgen- und Abendlandes besteht darin, dass sie in grösster Kürze von Thaten und noch öfter nur von Reden zweier oder einiger Thiere oder wohl auch nur eines einzigen berichten, um in dieses knappe, leichte, durchscheinende Gewand epischer Art irgend einen Erfahrungssatz der Weisheit oder der Klugheit, eine Lehre, eine Warnung einzukleiden; die Erzählung ist nur das Mittel zum Zweck, der Zweck ist die Lehre; der epische Bestandtheil dient nur um den didactischen Gehalt etwas mehr zu veranschaulichen, zu versinnlichen, er hat nur sinnbildliche Bedeutung. Deshalb wird er auch so kurz abgethan, deshalb nimmt er auch nicht einmal den äusseren Schein von Dichtung an: die gewöhnlichste, älteste, ursprünglichste Form der Fabel ist überall die prosaische: die Fabeln Aesops wurden erst durch Babrius unter Augustus in griechische Verse, Choliamben, gebracht, und wenn gleichzeitig Phaedrus seine nachäsopischen Fabeln in Senaren dichtete, so wurden sie späterhin durch den sogenannten Romulus wieder in Prosa aufgelöst. So wenig war es auf poetische Belebung, auf Lebendigkeit der sinnlichen Veranschaulichung abgesehen, dass man frühzeitig sogar den Boden der Thierwelt verliess und auch

unbelebte Dinge, die weder handeln noch, so wie die Thiere, gewissermaassen sprechen können, dennoch zu handelnden Personen und Zwischenrednern einer Fabel machte: genug der Art bei Aesop; hierher gehört auch die älteste, allerdings auch aus Aesop herrührende, lateinische Fabel, die von dem Magen und den übrigen Gliedern, die Menenius Agrippa den Römern erzählt, vgl. Livius 2, 32 (Aesop 197); aber auch schon die älteste aller Fabeln überhaupt, die von den Bäumen, welche sich einen König wählen, Buch der Richter 9, 8 fgg.

In solcher Art und solchem Maasse hat sich bereits die früheste Fabeldichtung, die wir kennen, einem wahrhaft dichterischen Gehalt entfremdet, und man kann sich des Eindrucks der Müssigkeit nicht erwehren, den die dürftig epische Umkleidung des didactischen Sinnes macht; er wird dadurch noch verstärkt, dass diese Umkleidung oft nur eine ganz willkürliche, zufällig aufgegriffene ist und in keiner Weise charakteristisch begründet, denn es ist Zufall oder Willkür, dass gerade dieses Thier so handelt, dieser Baum so spricht; noch mehr wird der Eindruck der Müssigkeit verstärkt durch den Gebrauch Aesops, dem μῦθος noch das ἐπιμύθιον, der Fabel noch die Moral hinzuzufügen, den gleichen Lehr- oder Erfahrungssatz erst episch umwunden, dann noch einmal unepisch unumwunden auszusprechen: eines von beiden ist jedesfalls überflüssig, und das Beste wäre, wenn baar und einfach bloss die Spruchweisheit ohne epische Zuthat sich äusserte. Indessen der Orient, die Heimat der Fabel, zeigt einmal von jeher vorwaltende Neigung zur Lehrhaftigkeit und macht sie überall, auch ungehörig, geltend.

Epischer Grund der Fabel.

Aber es scheint diess alles doch nicht von jeher so gewesen zu sein; wir dürfen von den Anfängen der Poesie einen so hohen Begriff haben, dass wir annehmen, sie habe auch im Orient und auch auf diesem Gebiete nicht mit solcher Verirrung und Verarmung angefangen; mögen auch schon die ältesten Fabeln so beschaffen sein, so sind es eben nur die ältesten, die wir kennen, aber nicht die ältesten und ersten, die es überhaupt gegeben. Ursprünglich schuf die Poesie reiner und voller episch, sie wurde erst aus der Epik so in Didactik hinübergezogen; die Thierfabel ist erst abgeleitet aus einer noch älteren Thiersage und ist auf dieselbe gefolgt, auch bei den Israeliten, bei den Indern, bei den Griechen. Es giebt mehrfache Merkmale, welche

deutlich auf solch eine breitere, tiefere Grundlage epischer Art zurückweisen, allerlei Züge, die vollkommen unnütz und unbegreiflich wären, wenn die Fabel von jeher so didactisch, wenn sie nicht vorher episch, wenn sie nicht Thiersage gewesen wäre. So wenn eine Aesopische Fabel, die 317. (aus Xenophons Memorabilien 2, 7, 13), mit einem Rückblicke von mythisch-epischer Art beginnt, mit der Wendung nämlich: „Zu jener Zeit, als die Thiere noch sprachen," ὅτε φωνήεντα ἦν τὰ ζῶα [1]); wenn ferner, ganz wie in der menschlichen Sage einzelne Personen die immer wiederkehrenden Hauptbelden sind, so auch in der Fabel einzelne Thiere besonders hervortreten, von ihnen namentlich die lehrhaften Reden und Thaten erzählt werden: so der Löwe, der Wolf, der Fuchs (der Schakal), zumal der letztere, wie bei den Indern und bei Aesop: ganz angemessen sagt daher Philostratus Imagines 1, 2, wo er ein Bild beschreibt, worauf dargestellt ist, wie die Fabeln zu Aesop treten und ihn als Chor umgeben: κορυφαία δὲ τοῦ χοροῦ ἡ ἀλώπηξ γέγραπται. Ferner, wenn die Fabel die Welt der Thiere auch insofern ganz wie eine Menschenwelt und ein Reich der Menschen auffasst, dass sie auch ihnen aus ihrer Mitte einen König giebt, den Löwen: so bei den Indern und bei Aesop. Einmal ist hier auch die Rede von einem besonderen König der Vögel, der Pfau möchte es werden (Aesop 398): bei den Indern finden wir wirklich einen Pfauenkönig. Ausserhalb der Fabel erscheint bei den Griechen der Adler als König der Vögel (J. Grimm, Reinh. F. S. XLIV fgg.). Von der Thierwelt aus wird diese Vorstellung noch weiter übertragen in jener Fabel des Buchs der Richter 9, 8 fgg., wo sich die Bäume einen Baum zum König wählen.

Von besonderem Belang aber für unsre jetzige Betrachtung sind einige litterarische Denkmäler des Orients und der Griechen, die beurkunden, wie der Thierfabel selbst immerfort ein Zug nach epischer Haltung und Gestaltung innewohnte und wie sie gelegentlich in eine reine volle Epik zurückgekehrt ist. So in Indien zwei Werke: Pantschatantra (d. h. Fünfbuch, Pentateuch) und ein jüngeres darauf beruhendes, Hitopadesa (d. h. heilsame Unterweisung): beide Bücher sind zum Unterricht von Königssöhnen in Moral und Politik bestimmt; sie enthalten eine Menge

1) Vgl. J. Grimm, Reinhart Fuchs Seite V. Pfeiffers Germania 6, 91.

der mannigfaltigsten Fabeln und dem ähnlich lehrhaft gewendeter Erzählungen in einen grösseren epischen Rahmen eingefügt und selbst auch abschnittweise in einen zusammenhangenden Verlauf gebracht, so dass trotz dem lehrhaften Zweck der Form auch mehrere Thierepopöien hinter einander hergestellt sind. In mannigfachen Umwandlungen und Nachbildungen verbreitete sich der Hitopadesa durch die Litteratur des übrigen Morgenlandes und bis in die europäische Litteratur: so z. B. das von dem Araber Bidpai verfasste Buch, das von den beiden Haupthelden, zwei Schakalen den Titel Kalilah und Dimnah führt; in Europa das in allen Sprachen verbreitete Volksbuch die sieben weisen Meister. Wie bei Bidpai so finden wir auch im Hitopadesa zwei Schakale mit den Namen Carataka und Damanaca: hier taucht also noch ein Merkmal altepischer Natur auf, das bei Aesop und sonst in der Thierfabel nicht begegnet: die Thiere sind nicht mit ihren gewöhnlichen appellativen Benennungen bezeichnet, sondern mit Eigennamen wie die Menschen.

Noch um vieles entschiedener episch, ja durchweg rein episch ist ein griechischer Fortwuchs der Fabeldichtung: die Batrachomyomachie, der Krieg der Frösche mit den Mäusen, ein Gedicht, auch der Form nach ein Gedicht, in homerischer Sprache und Versart und darum auch kritiklos genug dem Homer beigelegt. Dieses Werk ist frei von jeglichem lehrhaften Beigeschmack, rein erzählend, aber aus dem Gebiete der komischen Epik, insofern es den Eindruck der Parodie macht, wenn die Kämpfe dieser kleinen Thiere in der Art jener der Helden der Ilias erzählt werden. Aber die Parodie ist hier nicht zur Schau getragen, sie liegt in der Sache selbst, nicht gerade in der bewussten Absicht des Darstellers. Auch in der Batrachomyomachie tragen die Thiere charakteristische Eigennamen. Und dieses ganze so lebensvolle Gedicht ist möglicher, ja wahrscheinlicher Weise nur die epische Ausführung eines kurzen didactischen Stückes bei Aesop, der 298. Fabel von der Maus und dem Frosch, dem Frosch, der eine Maus, unter dem Vorwand ihr über ein Wasser zu helfen, ertränken will: aber beide zusammen holt und verspeist der Weih.

All diese Einzelheiten sind jede ein Wink, dass die Thierfabel erst eine Ableitung aus der Thiersage, dass auch ihr Grund die Epik sei. Volle Bestätigung wird diese Anschauung erhalten,

wenn wir uns jetzt zur Thiersage selber wenden: da werden wir denselben Einzelheiten wieder begegnen, aber sie werden hier nicht so abgerissen erscheinen; es werden uns nicht bald nur diese, bald nur jene entgegentreten, sondern die zusammengehörigen Glieder eines ganzen grösseren gefügten Organismus; wir werden damit eben diejenige Art von Epik kennen lernen, die auch im Orient und anderwärts der Thierfabel muss vorangegangen sein. Wir erhalten dadurch ein Beispiel mehr und ein besonders schlagendes Beispiel, welchen Werth die weiter blickende Vergleichung auch für die geschichtliche, auch für die litteraturgeschichtliche Forschung besitzt, und wie viel die antike Philologie lernen könnte von der germanistischen.

Ich sage: von der germanistischen: denn die Thiersage gehört mit ihren hauptsächlichsten und mit fast all ihren Beurkundungen diesem Gebiete an, also einem Volk und einer Dichtung, die erst nach den Griechen und Römern in die Geschichte eingetreten, die aber selbst doch älter sind als die frühesten sie betreffenden Nachrichten der Geschichte und die frühesten Aufzeichnungen ihrer litterarischen Denkmäler. Allerdings theilen die Germanen den Besitz der Thiersage mit ihren Nachbarn im Norden, im Westen, im Osten, mit den Finnen, den Celten, den Slaven: indess bei den Finnen, den Slaven giebt es nur noch verstreute Ueberreste in einigen abgerissenen Erzählungen des Volkes und der Kinder (über die Esthen vgl. J. Grimm CCLXXXIV fgg., über die Serben CCXCI fgg.), bei den Celten gar nur noch Spuren in dem und jenem Ausdruck ihrer Sprache (vgl. Leo in Haupts Ztschrft. II, 505 fgg. III, 186. IV, 566); in Fülle und Vollständigkeit finden wir die Thiersage und die Dichtung aus derselben nur bei den germanischen oder doch halbgermanischen, unter germanischer Einmischung gebildeten Völkern, bei ihnen schon in frühester Zeit, und noch heute zehren von diesem Schatze die Gebildeten sowohl als das Volk und seine Kinder. Es ist auch das ruhmgekrönte Haupt der germanistischen Wissenschaft, J. Grimm, der die Thiersage als einen von der Thierfabel abweichenden Begriff eigentlich zuerst entdeckt und im Reinhart Fuchs (1834) vor Augen gestellt hat; nur leiden auch hier die Forschung und deren Ergebnisse unter dem Fehler, der mehr oder weniger allen Arbeiten Jacob Grimms nachgeht: er besass wohl das reiche Wissen und das

Thiersage.

höchste Genie im Combinieren, aber es mangelte daneben das kritische Talent, die Fähigkeit und die Neigung des Unterscheidens und Scheidens, des Sichtens und des Auseinanderhaltens, und darum auch die Befähigung, auf die Combination der Einzelheiten auch die eines gehörig gegliederten Ganzen zu begründen.

Nunmehr also wollen wir die Thiersage behandeln, den Grund und Boden nachweisen, aus welchem sie erwachsen, die Eigenheiten erörtern, in denen ihr Wesen beruht und durch die sie von der Thierfabel sich unterscheidet; wir wollen die Idee bezeichnen, welche ihr innewohnt, und den Gang verfolgen, in welchem die hier einschlagende Litteratur sich entwickelt hat. Wir werden dabei aus dem angegebenen Grunde fast ausschliesslich die germanischen Völker ins Auge fassen müssen; neben ihrer Litteratur kommt, allerdings in sehr wesentlicher Weise, nur noch die französische in Betracht; von den Finnen, den Slaven kann nur hie und da, vergleichs- und ergänzungsweise, die Rede sein.

Grundlage. Die germanische Nation, wie sie eine unzählbare Reihe von Generationen hindurch ein einfacheres, der Natur näher stehendes Leben, das Leben des Jägers, des Fischers, des Hirten, des Ackerbauers, nicht aber das naturentfremdete des Stadtbewohners geführt hat, hat auch von jeher und lange Zeiten hindurch ein offneres und theilnahmsvolleres Auge für die Thierwelt und das Leben der Thiere, der des Waldes und Feldes wie des Hauses besessen, und wie tief und fest für alle Zeiten eingewurzelt die dichterische Betrachtung der Thierwelt und das persönliche vertraute Herantreten an dieselbe ist, können uns noch heut die zahlreichen und mannigfaltigen Lieder beweisen, in denen aller Orten die Kinder des Volkes mit den Thieren sich besprechen und verkehren. Und blicken wir aus dieser uns noch umgebenden Gegenwart in die entlegenere Vorzeit und bis in die vorchristlichen, die noch unchristlichen Zustände, bis in das Heidenthum der Nation zurück, so finden wir da Kundgebungen und Grundlegungen jenes dichterisch veredelnden Sinnes gegenüber der Thierwelt, die für die Untersuchung, welche uns jetzt beschäftigt, noch ergiebiger sind.

Es ist mannigfach ersichtlich, wie der Mensch der Vorzeit, obschon er sich gegen die überwiegend grössere Hälfte der

Thierwelt in einem stäten Kriege befand, obschon er sich ihrer erwehrte und sie auch für sein Bedürfniss jagte, doch zugleich mit einer scheuen Verehrung auf eben diese hinsah, ihnen ein halb übermenschliches Wesen und einen Stand näher den Göttern selbst beimaass. Und wie vieles konnte und musste auf solch eine Betrachtungsweise führen! So das lange Leben, das viele Thiere der Wildniss in der Wirklichkeit oder doch dem Glauben nach voraushaben vor anderen Thieren und selbst den Menschen. Wiederkehrende übertreibende Zahlangaben davon finden sich bei den germanischen Völkern, aber auch bei den Römern, auch bei den Griechen: so heisst es, um ein griechisches Beispiel anzuführen, in einem Fragmente des Hesiod, das bei Plutarch *de defectu oraculorum* cap. 11 aufbewahrt ist, die Krähe erreiche neun Alter der Menschen (d. h. 270 Jahre), der Hirsch vier Krähenalter (d. h. 1080 Jahre), der Rabe drei Hirschesalter (d. h. 3240 Jahre). Vgl. Ἔπεα πτερόεντα 10. Ferner kommt in Betracht die Räthselhaftigkeit ihres Todes, sobald sie von selbst ungewaltsam sterben: glaubt man doch noch jetzt, freilich irrig, dass namentlich Vogelleichen niemals gefunden würden. Sodann der Aufenthalt der Vögel hoch in freier Luft, fern von den Menschen, aber nah dem himmlischen Wohnsitze der Götter; die Art der Sprache sodann, die auch den Thieren und zumal den Vögeln verliehen ist, die wie man meinte bloss den Menschen nicht verständlich sei, zuweilen aber durch göttliche Begabung und Schickung auch ihnen verständlich werde, die auch sonst sich auszudeuten sucht (ich habe davon in meiner Schrift *Voces variae animantium* gehandelt). Ferner verdient der Glaube hervorgehoben zu werden, dass eine übernatürliche Kraft Menschen bald vorübergehend, bald für alle Zeit in Thiergestalt verzaubere, dass dieses und jenes Thier ursprünglich, in seinem ersten Ahnherren auch ein Mensch gewesen sei, dass Götter und auch Menschen die Zauberkraft besässen, ihre göttliche und menschliche Gestalt gegen die eines Thieres zu vertauschen: Beispiel der Glaube an Währwölfe d. i. Menschenwölfe, der bis auf die neueste Zeit herunterreicht. Endlich die Annahme, dass die Seelenwanderung (und auch der Germane dachte sich die Unsterblichkeit gern in dieser Form) die scheidende Seele des Menschen wohl auch in einen Thierleib führen könne, und dass die Seele in Gestalt eines Thieres, namentlich in Vogelgestalt

von dem Leichnam scheide. So wusste man denn nie, ob der Wolf, dem man begegnete, ob der Vogel, den man über sich schweben sah, nicht vielleicht einen verzauberten Menschen oder die einstige Seele eines solchen oder gar selbst einen Gott in sich berge; so wurden alle diese wilderen, dem Menschen nicht gehorchenden Thiere in desto engere vertrautere Beziehung bald zu diesem, bald zu jenem Gotte gebracht, als Mitbewohner Walhallas, als Mitwisser des Rathes der Götter und als deren Boten angesehen, und ihr Gang, ihr Flug, ihr Geschrei galten für Zeichen, welche die Gottheit den Menschen gebe um sie zu leiten, Glück und Unglück zu verkünden. Und ganz so, wie man die Gottheit mehr noch fürchtete als verehrte und in vielen Fällen Scheu trug auch nur den wahren eigentlichen Namen derselben auszusprechen, mit ebensolcher *religio,* mit einer halb unheimlichen Empfindung stand man auch der Thierwelt gegenüber: noch heute z. B. nennt der Bauer in Schweden den Fuchs lieber Waldgänger als eigentlich Fuchs, den Wolf Graubein, den Bären, weil er Honig nascht, Süssfuss oder mit begütigender Schmeichelei Grossvater. Zugleich aber erschien es nun als durchaus keine Herabwürdigung des Menschen, ihm Namen zu geben, die auf Benennungen solcher edleren Thiere begründet waren: solche Menschennamen vom Adler, vom Raben, vom Wolf, vom Bären u. dgl. hergenommen sind: Aro (Adler), Arnamâr (adlerberühmt), Arnhild (Adlerkrieg), Hraban (Rabe), Sigihram (Siegrabe), Îsanpero (Eisenbär), Eburgrîm (Eberhelm), Wulf (Wolf), Vulfila (Wölfchen), Nandolf (Kühnwolf) u. s. f. Dergleichen kommt auch bei den Griechen, auch bei den Orientalen vor, nur da nicht so häufig, noch so mannigfaltig ausgedehnt. Vgl. J. Grimm Reinh. F. XX; Ἔπεα πτερόεντα 18 fgg. Es sind das eben alles Dinge, die sich, wie die Leser selbst bemerkt haben, auch wo ich sie nicht eigens darauf aufmerksam machte, im Heidenthum und Alterthum aller Völker finden, gerade auch derer, die wir hier nächst den Germanen ins Auge fassen, und die sich nur bei den Germanen theilweis reicher ausgebildet, vielleicht auch nur reicher beurkundet zeigen. Und so konnte auch der Israelit, auch der Inder, auch der Grieche, wenn er die Thierwelt zum Gegenstand dichterischer Behandlung machte, durch all diese Dinge zuerst und ursprünglich nur auf dieselbe Art des Dichtens geleitet werden, zu welcher sie den

Germanen und den übrigen Völkern des Nordens den Anstoss gaben, auf die epische.

Epische Erfassung.

Jene ganze Art und Weise die Thierwelt zu betrachten rückte dieselbe an die Seite der Götterwelt und der Menschenwelt, und wie die Epik überall die älteste Form des Dichtens ist (namentlich für die Germanen ist diess unzweifelhaft nachweisbar), wie der Germane demgemäss von Göttern und Menschen zuerst nur episch gedichtet, Sagen erzählt hat von ihren Thaten und Leiden, so hat man auch die Thiere zuerst und für geraume Zeit nur episch erfasst, hat Thiersagen erzählt wie Göttersagen und Heldensagen. Die Abfassung von Thierfabeln dagegen war inmitten jener alterthümlichen Zustände und Anschauungen noch eine Unmöglichkeit; man fasste die Thiere zu dichterisch, zu sehr halb göttlich, halb menschlich auf, um sie in so prosaischer Weise nur als die armseligen Diener bald dieser, bald jener Lehre verwenden zu können. Blosse Lehrhaftigkeit konnte nie und nirgend der ursprüngliche Zweck der Thierdichtung sein. Damit ist dann freilich nicht ausgeschlossen, dass der gelegentliche Erfolg ein lehrhafter sein konnte: zuletzt wird jede gute Dichtung kraft des idealen Gehaltes, der ihr innewohnt, eine lehrhafte Wirkung üben. Ebenso wenig ist damit ausgeschlossen, dass wirklich auch unter Umständen eine Thiersage gebraucht werden konnte, um durch sie eine bestimmte den Umständen angemessene Lehre zu geben, etwa einen Rath oder eine Warnung zu ertheilen: aber eben diesen Gebrauch machte man gelegentlich auch von unzweifelhaft epischen Liedern, von Liedern, bei denen niemand daran denken wird, sie seien von vorn herein um eines didactischen Zweckes willen gedichtet worden. Ein Beispiel mag das gesagte belegen. Saxo Grammaticus, ein dänischer Geschichtschreiber des zwölften Jahrhunderts, erzählt Buch XIII S. 239 folgende Geschichte aus dem Jahre 1132: König Magnus von Norwegen beabsichtigt den Herzog Kanut zu ermorden; zu dem Ende sendet er *quendam genere Saxonem, arte cantorem*, ab um ihn zu einer Zusammenkunft einzuladen: zuvor hat der Sänger schwören müssen nichts zu verrathen. Kanut folgt der Einladung, reitet ab, fast unbegleitet, fast unbewaffnet. Da überkommt den verrätherischen Boten Reue und Erbarmen; aber weil er durch den Eid gebunden ist, wagt er es nicht, den Herzog offen zu warnen: *sub involucro*

rem prodere conabatur. Er singt nun ein Lied aus der deutschen Heldensage, vom Verrath Kriemhilts an ihren Brüdern. Aber der arglose Kanut versteht die Warnung nicht und reitet wirklich in den Tod. Dem ganz ähnlich ein Zug in der Geschichte der deutschen Thiersage. Eine vielfältig gestaltete Erzählung berichtet von einem Hirsch, der sich durch wiederholten Schaden, den er erlitten, doch nicht warnen lässt, bis er endlich seinem Feinde erliegt: da findet sich, dass er kein leibliches Herz hatte, und der Fuchs erklärt hieraus, dass der Hirsch sich die früheren Schädigungen nicht zu Gemüthe gezogen habe. Diese Erzählung kommt nun aber jedesmal so vor, dass jemand, der nicht geradezu rathen und warnen darf, sie vorträgt um einen arglosen Helden vor einem mächtigen Herrn zu warnen, der ihn schon früher geschädigt hat und nun vollends verderben will. Das ist nun ebensolche bloss gelegentliche Verwendung zu einem lehrhaften Zwecke wie dort bei Saxo Grammaticus, aber die Geschichte ist darum ebenso wenig an sich selbst schon lehrhaft, ebenso wenig eine Fabel, als dort das Lied von Kriemhilt und ihren Brüdern deshalb an und für sich eine Parabel ist. Zuerst findet sich die Erzählung vom Hirsch ohne Herz in Fredegars Fränkischer Chronik 3, 8 (aus dem 7. Jahrhundert)[1]: da ist es der Ostgothe Dietrich, der so vor Kaiser Leo (es ist Zeno gemeint) gewarnt wird; weiterhin wird diese Geschichte auch an andre geschichtlich sagenhafte Namen angeknüpft; zuletzt, in der Kaiserchronik (Altd. LB. 206 fg.), wird sie mit Adelger von Baiern und König Severus in Verbindung gebracht. Wir müssen späterhin wieder auf diese Thiersage kommen; hier sei nur noch diess eine bemerkt, dass sie einmal auch selbständig, ohne so wie wir bisher gesehen in eine andre, eine Heldensage verflochten zu sein, sich findet: so in den *Gesta Romanorum* des 13. Jahrhunderts Cap. 83, und zwar mit doppelter Aenderung: statt des Hirsches erscheint hier ein Eber und statt des Fuchses ein Koch; und die ganze Erzählung ist didactisch gewendet: die hinzugefügte Moralisatio erkennt in dem Eber den *homo dives ac potens huius saeculi, qui potius sensui proprio credit quam alteri* u. s. f. Indessen auch damit ist keine ursprüngliche Lehrhaftigkeit der Sage bewiesen: denn die *Gesta Romanorum* enthalten fast lauter eigentlich epische, ja

1) Vergl. J. Grimm R. F. XLVIII.

historische Stoffe, Sagen, Märchen, Legenden, geschichtliche Anecdoten, fügen aber allem und jedem solch eine erbauliche Moralisatio bei. Vielmehr ist damit nur in einem einzelnen Fall ein Beispiel gegeben, wie es möglich war die Sage in Fabel hinüberzuziehen, es ist in einem einzelnen Fall jene ganze grosse durchgreifende Wendung exemplificiert, welche die Epik der Thiersage in die Didactik der Thierfabel überhaupt allgemach und unmerklich hinab hat sinken lassen.

Da aber eben solch ein naher Zusammenhang zwischen Thiersage und Thierfabel besteht, so ist allerdings nicht in Abrede zu stellen, dass die Dichtung zuweilen auch den umgekehrten Weg eingeschlagen, dass sie hie und da Fabeln mit Aufgebung des didactischen Sinnes ganz in das Epische gewendet, zu Thiersagen gemacht hat. In der That begegnen wir innerhalb der deutschen Thiersage mehr als einem Zuge, der sich bei Aesop, der sich schon bei den Indern als Fabel findet. Vgl. J. Grimm, Reinh. F. CCLX fgg. Nur ist hier doch in jedem einzelnen Falle Vorsicht nöthig, und man darf nicht solcher Uebereinstimmung wegen gleich unbesehen annehmen, die deutsche Epik habe das erlernt und entlehnt aus der griechischen Didactik. So z. B. wenn jene Erzählung vom Hirsch ohne Herz auch bei Aesop 243 und indisch im Pantschatantra und Hitopadesa, nur mit Vertauschung des Hirsches gegen einen Esel, vorkommt. Vielmehr, da die Uebereinstimmung oft, so wie hier, auch zugleich bis nach Indien reicht, haben wir die Geschichte ebenso oft für ein gemeinsames Erbgut aller dreier, ja nah verwandter Völker anzusehen, und zwar so, dass sie bei den Germanen noch den ursprünglichen epischen Charakter bewahrt, bei den Indern und Griechen aber ihn gegen den didactischen vertauscht hat. Wir werden jedoch auch Beispiele kennen lernen, wie in der That die germanische Thiersage schon frühzeitig die Aesopische Fabel auf sich hat einwirken lassen, und namentlich in Betreff einer nicht unbedeutenden Einzelheit.

Diese epische Natur der deutschen Thiersage hat sie dann auch vor einer Abirrung bewahrt, in welche die Thierfabel der andern Völker schon zu frühester Zeit hat gerathen können, weil dieser die Erzählung schon ein beinahe nebensächliches Sinnbild geworden war: sie bleibt bei der Thierwelt, sie nimmt nicht auch Bäume, nicht auch todte Geräthe zu Hilfe. Ja es treten Träger.

nicht einmal so alle möglichen Thiere auf, wie diess in der Fabel der Fall ist. In dieser, schon bei den Indern, spielt all das zahme Hausgethiere eine nicht viel minder wichtige Rolle als die wilden Thiere. Nicht so in der Thiersage. Diese, in ihrer echtesten, ältesten Gestalt, schränkt sich wie schon angedeutet, ein auf die wilden Thiere, diejenigen, die der Herrschaft und der Vertraulichkeit des Menschen sich entziehen, und wo sie auch die zahmen des Hauses mit hereinbringt, ist das jünger, erst nach und nach so gekommen, und sie erscheinen immer bloss nebenzu, in untergeordneter Stellung, zur Aushilfe, zur Ausfüllung, zur Abrundung. Schicklich so und wohlbegründet. Jene Erhebung und Veredlung der Thierwelt, die den Anstoss zur Epik derselben gegeben, ist nicht mehr möglich auch den Hausthieren gegenüber: hier gewahrte man doch nur eine Thierheit, die wirklich und deutlich unterhalb des Menschen stand, hier konnte man nicht so darauf verfallen, das Thier fast an die Seite der Menschen und der Götter zu rücken. Die wilden Thiere, da sie nicht den Menschen dienten, gehörten von vorn herein der Gottheit an; die zahmen Thiere dem Menschen, dessen Haus sie mit bewohnten, dem sie folgten und halfen, wenn er zu Acker, zu Walde, zu Felde zog. Sie waren so ganz in sein Leben mit eingeschlossen, dass sie, dass der Hund, der Hahn, das Pferd, der Falke (er diente zur Jagd), auch wenn er gestorben war, mit ihm verbrannt und bestattet wurden, dass er auch, wenn einer Gottheit ein Opfer zu bringen war, sie statt seiner opferte, (jedes Opfer der Heiden war eigentlich der Stellvertreter der Opferung des Menschen selbst): wilde Thiere dagegen opferte man nicht. Eine dem entsprechende Theilung und Unterscheidung machte nun auch die Poesie: für die prosaische Lehrhaftigkeit der Fabel konnte man auch Hausthiere nehmen, die Thiere des auch prosaischen Alltagslebens; die höher gestellte Dichtung der Thiersage schränkte sich auf diejenigen Thiere ein, die selbst auch dichterisch und religiös höher standen.

Diese Thiere nun und die zahmen, die etwa auch noch zur Hilfe gezogen wurden, man fasste sie wohl mit dem scharf beobachtenden und fein empfindenden Sinn, der dem einfacheren und namentlich dem germanischen Menschen eigen ist, jegliches ganz gemäss seinem Charakter auf, blieb gegen denselben nicht so gleichgültig und verwischte ihn nicht so, wie das die Fabel

meistens thut: aber man fasste das Thier doch zugleich ganz wie einen Menschen auf, liess es, damit Ereignisse und ein Verlauf von Ereignissen, wie die epische Dichtung dessen bedarf, möglich würden, gleich dem Menschen reden, handeln, leiden, trug alle Formen und Gebräuche des Menschenlebens, oft auf die naiveste Art, hinüber auch in das Leben der Thiere. Also verfuhr die Thiersage ganz ebenso, wie die Göttersage auch die Götter auf Menschenart reden und handeln liess[1]). Und auch darin läuft sie der Göttersage parallel, dass jedes Thier seinen persönlichen Eigennamen trägt, dass man ihm entweder einen Namen giebt wie ihn wirklich auch Menschen führen, oder ihm einen Namen schöpft von der Art wie die Namen der Menschen, und beidemal ebenso charakteristisch bezeichnend, wie es all sein Thun und Reden ist: die Thierfabel, die eben ihre Thiere nicht so episch persönlich nimmt, braucht nur Appellativa, und wo auch in ihr, wie bei den Indern, Eigennamen vorkommen, ist das, wie bemerkt, Ueberrest und Nachwirkung der älteren Thierepik. Und während die Thierfabel ihre unepische Natur auch darin kund giebt, dass alles was sie erzählt ohne irgendwelche Localisierung gleichsam in der Luft schwebt, wie ja auch jede Localisierung für sie bedeutungslos wäre, knüpft die Thiersage ihre Erzählungen stäts an irgendwelche bestimmte, benannte Räumlichkeit an, an heimathliche Räumlichkeiten, Räumlichkeiten des Landes, wo sie diese ihre dichterische Gestalt empfängt, verfährt also ganz wie die Heldensage des Volkes, die neben den Namen und Ereignissen der Heimath niemals auch das heimathliche Local vergisst und dadurch dem, was sie vorträgt, noch stärkeren Halt und Glauben verschafft.

Es ist nun aber überall eine von den bezeichnendsten und wesentlichsten Eigenheiten der Nationalsage, dass sie aus der Masse des Personals, welches in ihren Bereich fällt, einige besonders hervorhebt, zumal von deren Thaten und Leiden erzählt, sie zu den Haupthelden macht, denen die anderen alle sich erst **Hauptträger.**

1) Feste Verhältnisse des Thierlebens werden sagenhaft historisch hergeleitet: so wird z. B. erzählt, weshalb die Wölfe Schafe fressen, Reinke 3212 fg. (Reinaert 3444 fgg.), weshalb die Wölfe verfolgt und gehängt werden, Spervogel v. d. Hag. MS. 2, 375a. Ueber den Gesang des Wolfes vgl. *Voces variae animantium* S. 75, Anm. 180. Thiere gleich den Kindern der Menschen behandelt: Reinke 1596 fgg. (Reinaert 1679 fgg.).

in zweiter oder noch entfernterer Linie unterordnen, zu dem Kern und Mittelpunkt, um den sich dann in fortschreitender Entfernung und Ausdehnung weitere Ringe legen. Die Wahl dieser Hauptthelden ist entweder dadurch bedingt, dass sie auch in der wirklichen äusseren Geschichte des Volkes diese hervorstehende Stellung eingenommen, oder, noch öfter und lieber und in mehr idealer Weise dadurch, dass sich in ihrer Eigenart die Eigenart des ganzen Volkes selbst gleichsam verkörpert zeigt, dass sie Stellvertreter der Volksthümlichkeit sind. So ist es denn auch in der Thiersage der Germanen geschehen. Sie waren ein kriegerisches Volk, ein Volk das kühn und tapfer war, das aber auch, weil namentlich die Kriegführung das so mit sich bringt, die List und Schlauheit nicht verschmähte. Dem entsprechend werden zwei Thiere der Wildniss vorangestellt, der Wolf, der die heldenhafte Kühnheit; der Fuchs, der die List vertritt. Auf diese Eigenschaften zielen auch die Eigennamen beider: jener heisst Îsengrîm d. h. Eisenhelm (altnordisch grîma Maske, Helm), dieser Raginhart, Reinhart d. h. Rathstark, der sich und andern immer Rath weiss: beides sind auch menschliche Namen. Von diesen zweien denn werden Abenteuer erzählt, Abenteuer bald der Tapferkeit, bald der Schlauheit, bald gegenüber andern Thieren, bald und zumeist zwischen diesen beiden selbst. Sie stehen einander gegenüber wie Ajax und Odysseus, und zwar ursprünglich so, dass Isengrim, obschon er immer durch den Fuchs und sonst zu Schaden kommt, doch als der heldenhaftere, der noch germanischere, die bevorzugte Stellung einnahm, Reinhart erst neben und nach ihm stand. Wolf und Fuchs oder Schakal, das sind auf Grund altepischer Ueberlieferung auch die Lieblingspersonen der Thierfabel: aber da steht der Fuchs, der Schakal voran: und es ist das auch natürlich, denn sie sind besser geeignet, ihnen Worte der Klugheit in den Mund zu legen. Auch in der Heldensage der Griechen ist Odysseus, den wir vorhin mit dem Fuchs der Thiersage verglichen, vor Ajax bevorzugt: hier aber ist das Verhältniss doch ein andres: Odysseus ist nicht allein Fuchs, nicht bloss schlau, sondern er zugleich heldenhaft, und der griechische Volkscharakter konnte sich, wie die Odyssee zeigt, schon durch ihn allein ausgesprochen fühlen. Ueber Ajax und Odysseus steht dann als oberster König Agamemnon: auch der Thiersage fehlt die entsprechende dritte

Hauptperson nicht[1]). In der Fabel kommt überall als König der Thiere der Löwe vor, und es ist das ganz natürlich und nothwendig für den Orient und noch für Griechenland: ebenderselbe erscheint auch in der Thiersage, aber hier ist er doch nicht ursprünglich zu Hause: der Löwe ist kein Thier des Nordens, er ist erst aus der Aesopischen Fabel her eingeführt. Der ursprüngliche, eigentlich nordische Thierkönig ist der Bär, das grösste und gewaltigste Wild der nordischen Wälder und Gebirge. Dafür giebt es mehr als einen Wink und Beweis. Einmal in der finnischen und slavischen Dichtung: die Finnen und Esthen bezeichnen ausdrücklich den Bären als Thierkönig, jene nennen ihn Ohto oder Otso, diese Ot: Thiersagen und Thierfabeln erzählen von der Beutetheilung zwischen dem Löwen, dem Wolf und dem Fuchs, bei den Esthen findet die Theilung zwischen dem Bären, dem Wolf und dem Fuchs statt (J. Grimm, R. F. CCLXXXV); bei den Serben zwischen Bär, Schwein und Fuchs (J. Gr. CCXCI). Dann auch innerhalb des Deutschen selbst. Wo in jener Erzählung vom Hirsch ohne Herz auch noch der Thierkönig vorkommt, erscheint als solcher sonst immer der Löwe; aber ein deutscher Geistlicher des 10—11. Jahrhunderts, Froumunt in Tegernsee, erzählt dieselbe so, dass als König der Bär auftritt: *de fundatione monasterii Tegrinseensis,* cap. V (bei Pez, Thesaurus anecd. 3, 3, 494 und J. Grimm, R. F. L): *dominus ursus eodem tempore regnabat quam acer, cui dominationem profitentur omnes bestiae.* Ja noch im 14. Jahrhundert in einer Thierfabel von Velschberger, worin der Wolf und der Pfaffe sich streiten, welcher der bessere sei, erscheint der Bär als Richter, der Bär, und nicht der Löwe: Mones Anzeiger 4, 182[2]). Unscheinbarer, aber auch nicht bedeutungslos sind mehrfache andre Belege, z. B. einer, den das Gedicht von Isengrins Noth, ein Werk Heinrichs des Gleissners (1170), gewährt. Hier ist der Löwe König; aber es wird erzählt, dass er erkrankt sei, weil ihn nach dem Zertreten eines Ameisenhaufens eine Ameise um Rache zu nehmen durchs Ohr ins Gehirn gestochen habe: ursprünglich galt in dieser Erzählung als König ohne Zweifel der Bär: denn der Bär soll Ameisenhaufen aus

1) Thiere wählen sich ihren König: Walther S. 10, 1 fgg.
2) Vergl. Litteraturgesch. S. 179, Anm. 3, und S. 306, Anm. 25.

einander reissen und die Thiere fressen: vgl. J. Grimm, R. F. CVII. Also der deutsche Thierkönig ist ursprünglich der Bär. Und auch der Bär der Thiersage hat einen persönlichen Namen, einen Namen der für ihn bezeichnend ist, den aber ebensowohl auch Menschen führen: Brûn. Und gleichviel ob als König der Bär, ob der Löwe gegolten habe, er steht ganz so in der Thiersage da, wie nach germanischer, deutscher, mittelalterlicher Weise die Stellung eines Königs zu sein pflegte: es umgiebt ihn zwar ein äusserer Glanz von Macht und Ehre, aber eigentlich und wesentlich ist er machtlos, mächtiger ist bald dieser, bald jener seiner Vasallen; und wenn er als jähzornig erscheint und oft als das Spiel seiner Dienstmannen, so passt das allerdings besser zum Bären als zum Löwen.

Diese drei, Brûn, Îsengrîm und Raginhart sind die Haupt- und Centralpersonen der Thiersage; es sind, was wohl zu beachten ist, dieselben drei, von denen wir vorher[1]) gesehen, dass noch jetzt der germanische Norden sie in so zu sagen religiöser Weise vor den übrigen Thieren auszeichne, indem er sie lieber mit poetischen Beinamen wie Süssfuss u. s. f., als mit den eigentlichen Namen nennt.

Zu diesen dreien kommen dann, um der Sage noch mehr Gehalt und rundere Gestalt zu geben, noch mancherlei andere, gleichfalls wilde, dann auch zahme Thiere, gleichfalls mit lauter charakteristischen Eigennamen. Diess grosse Personal ist zum Theil schon darum nöthig, damit der König doch auch seinen Hofstaat habe. Vielleicht darf man annehmen, ja es erscheint als wahrscheinlich, dass an diesem Hofe ursprünglich der Fuchs das Amt des nächsten königlichen Rathes bekleidete: in dem erwähnten indischen Fabelroman nehmen wirklich auch zwei Schakale, ein guter und ein schlimmer, diese Stellung ein. Ein Nachklang davon bei den Griechen findet sich in einer Fabel Aesops, 243, jener vom Löwen, Fuchs und Hirsch: da sagt der Fuchs zum Hirsch vom Löwen: „χρῄζει με σύμβουλον ἐν πᾶσιν." Und Nachklänge, wenigstens Nachklänge davon zeigen sich auch in der germanischen Thiersage. Der Name Raginhart wird erst, sobald er gleichfalls darauf hindeutet, recht bezeichnend und treffend. Allerdings, wie jetzt die germanischen Dichtungen vor

1) oben S. 242.

uns liegen, steht Reinhart nirgend mehr durchgehends in diesem Verhältnisse; wenn er auch hier allerlei Bosheit gegen den König verübt, so thut er das doch gerade nicht wie dort der böse Schakal als dessen treuloser Rath, sondern gewöhnlich auf mancherlei andre Weise. Aber vorübergehend erscheint er auch hier noch wiederholendlich so (vgl. Ecbasis), und oft genug wird auf solch ein Verhältniss Bezug genommen, ohne dass die in den Gedichten selbst erzählten Thatsachen dazu stimmen (vergl. J. Grimm, R. F. XXXIII fgg. CCXLI). Z. B. der Reinke de Vos zeigt seinen Helden nirgend als Rath des Königs: gleichwohl bezeichnet sich Reinke I, 15 (Reinaert 4319) als Rath des Königs der Thiere und Rath aller andern Könige und Herren[1]). So konnte ihn der Dichter nur sprechen lassen, sobald aus dem entlegneren, sonst verdunkelten Hintergrund der Sage noch Erinnerungen solcher Art vorhanden waren.

Charakter und Idee.

Der Wolf, der Fuchs und die übrigen, sie alle werden also wie Menschen gefasst und dargestellt, aber sie sind doch eigentlich Thiere, und dieser Wirklichkeit kann sich auch die Dichtung nicht entziehen: in allem Sinnen und Reden und Thun dieser vermenschlichten Thiere, es ist überall nur eine niedere, wilde Leidenschaft, die sich darin äussert, nirgend aber ein feiner Adel und Höhe des Gemüthes, und so steht in ethischer, in idealer Beziehung die Thiersage um eine ganze Reihe von Stufen tiefer als die Heldensage der Germanen. Während die Heldensage in den Geschicken Siegfrieds und Kriemhilts den Untergang eines göttlichen Helden durch feindliche finstere Macht und dann die durch Liebe und Treue geübte Rache vor Augen führt, während sie wesentlich und tief tragisch ist, führt die Thiersage wohl dem ähnliche Verhältnisse und Ereignisse vor, aber in solcher Art, dass hier viel eher von Komik zu sprechen ist. Wohl vertritt Isengrim die Heldenhaftigkeit, aber unlösbar mit ihr verbunden ist der rohe, grausame, räuberische Sinn, und diess ist ihm, worauf gleichfalls sein Name hindeuten mag, wie ein ehernes Band um die Stirn geschmiedet, das seinen Geist verengt und betäubt und blendet, so dass er immer aufs neue sich bethören lässt, immer aufs neue durch Thorheit und eigne Uebelthat in Schaden geräth. Und wohl mag Isengrim gegenüber

1) Vergl. Reinke IV, cp. 11—13.

Reinharts Thun die Schwachheit veranschaulichen, die sich mit allen Mitteln durch die Noth hindurcharbeiten und sich der Uebermacht der Stärkeren erwehren muss und ihrer zu erwehren sucht und zu erwehren weiss: aber er thut das eben mit allen Mitteln, auch mit den bösesten, und wenn er jeden Versuch des Wolfes sich zu rächen in einen neuen Schaden für denselben verkehrt, wenn er sonstige Noth jedesmal glücklich überwindet, so thut er es jedesmal auch mit Schadenfreude und oft über das Bedürfniss hinaus mit Muthwillen. Die Sage hat dafür im Grunde nur sittliche Missbilligung und Verwerfung: geflissentlich verschärft sie die Argheit Reinharts noch, indem sie ihn mit Isengrim in das heilige Band der Gevatterschaft, ja der engsten Blutsverwandtschaft bringt, ihn als dessen Neffen bezeichnet (J. Grimm, R. F. XXVI fgg.), nach germanischer Auffassung also als den theuersten Verwandten, und auch darin spricht sich die sittliche Verurtheilung des Fuchses aus, einmal dass wohl die appellativen Bär und Wolf auch zu menschlichen Eigennamen verwendet werden, mit dem Worte Fuchs aber oder mit dem altdeutschen, weiblichen fohâ nie ein Menschennamen gebildet wird; sodann dass bereits von alten Zeiten her und mit wiederholt ausdrücklicher Beziehung auf die Farbe des Fuchses, welche auch die Sagendichtung gern an ihm hervorhebt (J. Grimm, R. F. XXIX), ein rothhaariger Mensch als ein solcher dem nicht zu trauen sei bezeichnet, vor den Rothköpfen, weil sie falsch seien, gewarnt wird: dergleichen ist schon im 10. und 11. Jahrhundert so sprichwörtlich, dass diese Anschauung viel älter sein muss. Ein Beispiel im Ruodlieb, einem lateinischen Gedichte, als dessen Verfasser der früher erwähnte Froumunt betrachtet wird, fragm. 3, 452:

Non tibi sit rufus unquam specialis amicus.
Si fit is iratus, non est fidei memoratus;
nam vehemens dira sibi stat durabilis ira.
Tam bonus haut fuerit, aliqua fraus quin in eo sit,
quam vitare nequis, quin ex hac commaculeris;
nam tangendo picem vix expurgaris ad unguem.

Uebrigens hatten, und es ist das eine neue Bestätigung des schon mehrfach berührten Zusammenhangs, nicht die Deutschen allein diese Ansicht von der Rothhaarigkeit: sie findet sich auch bei den Römern, so bei Plautus im Pseudolus IV, 7, 20, bei

Martial XII, 54. Trotzdem, aus einer auch ganz natürlichen Parteinahme für den Schwächeren, aus Freude an der List, werden die Tücke Reinhards mit unverkennbarer Lust daran, werden die Schädigungen des Wolfes auch in der Erzählung mit Schadenfreude dargestellt. Sollen wir den thatsächlichen und Ideegehalt der Thiersage in kürzeste Worte zusammenfassen, so schliesst sie in sich den Gegensatz eines Starken, dem seine Thorheit alles Handeln in Leiden verkehrt, und eines Schwachen, der durch Klugheit alles Leiden in ein Handeln wendet zum eigenen Vortheil und zum Schaden und bis zum Untergang des ihn bedrohenden Starken[1]). Würde bloss von jenen Geschicken des Wolfes erzählt, so könnte das auch ganz wohl und zunächst in tragischem Sinne geschehen; das Hinzutreten des Fuchses aber, die Art seines Wirkens und die Art diess sein Wirken darzustellen, nähert die Thiersage viel mehr der Komik an, freilich einer sehr bitteren Komik, einer solchen die in trostlos ironischer Weltanschauung wurzelt.

Das ganze Wesen der germanischen Thiersage und noch mehr ihr Verwandtschaftsverhältniss zu der Thiersage der nordischen Nachbarvölker und zu der Thierfabel der verwandten Völker im Osten und im Süden, diess beides giebt uns die volle Berechtigung, ja verpflichtet uns sie eben als germanische Thiersage, als das gemeinsame Eigenthum aller Zweige des grossen germanischen Stammes zu betrachten, so gut als die Heldensage auch allen Germanen insgesammt, die Sage von dem Krieg gegen Troja allen Hellenen insgesammt gehört hat. Wir wissen jedoch, dass die Trojasage unter allen Hellenen vorzüglich von den Ioniern ist gepflegt worden, und dass der Kern unsrer Heldensage, die Sage von Siegfried, voraus bei den Franken daheim ist: nicht anders steht es mit diesem zweiten Sagenkreise unseres Alterthums, den Sagen vom Wolf und Fuchs. Auch sie erscheinen in dem besonderen Vorbesitz eines einzelnen Volkes, und zwar eben jenes, das auch auf die Siegfriedssage das erste Anrecht hatte, der Franken. Es konnte Reiz für die Franken

Heimath.

Franken.

1) Wolf und Fuchs veranschaulichen Stärke und List: wären sie beide verbunden, so würden sie mächtig sein über alles: vgl. Reinhart 397 fgg. und Reinke de Vos 6413 fgg. Aber eben sie leben in beständiger Zwietracht.

haben, so der germanischen Ilias gleich auch eine Odyssee an die Seite zu stellen, nur dass ihnen die Thiersage noch angemessener war als die hohe edle Sage von Siegfried; jedesfalls war sie ihnen angemessener als irgend welchem anderen germanischen Volke. Denn die andern hatten mehr nur die Bären- und Wolfsnatur; wenn aber irgend ein Volk die bösen Eigenschaften, die den Wolf und die den Fuchs bezeichnen, alle beide in sich vereinigt hat, so sind das die Franken: bis auf die Zeit der Karolinger hin, d. h. bis auf die Zeit, wo die Franken selbst sich in gallisch-römischen Unterthanen verloren und nur die ostwärts fortschreitende Ausdehnung ihrem Reich wieder bessere, reinere, germanischere Kräfte zuführte, bis auf diese Zeit ist ja ihre ganze Geschichte nichts als eine widerwärtige, nie abreissende Reihe von Gräueln voll Blut und Gift, ein wildes Gemisch von Gewaltthat über Gewaltthat und Untreue über Untreue, auch unter Oheimen und Neffen, auch unter Brüdern, und eines wie das andere hat sie zum Sprichwort für alle Welt gemacht. Gleichwohl mochten auch sie immer noch lieber Wölfe sein, das hatte doch die Heldenhaftigkeit für sich und wir werden gleich sehen, wie man einem fränkischen Könige den Wolf als Beispiel vorhalten durfte. Und auch die Franken gaben der Sittlichkeit doch insofern die Ehre, dass es bei ihnen beschimpfend war jemand einen Fuchs zu nennen, weil er damit als treulos und meineidig bezeichnet wurde; weshalb die *Lex Salica* diess Wort unter den Verbalinjurien aufführt, auf die eine nicht unbeträchtliche Busse gesetzt war: Gregor. Tur. VIII, 6 (es werden dem König Guntchram einige ihm gegnerische, verhasste Männer vorgestellt) *cum in eius conspectu venissent, multas eis perfidias ac perjuria exprobravit, vocans eos saepius vulpes ingeniosas. Lex Sal. tit. XXX (de conviciis), 4 Si quis alterum vulpe clamaverit, 120 dinarios, qui faciunt solidos 3, culpabilis judicetur;* dieselbe Busse wird gleich nachher auch für das Schimpfwort Hase, Feigling, *lepus, zage,* festgesetzt.

Wenn somit schon ein innerer Beruf die Franken antrieb und befähigte sich mehr als irgend ein andres germanisches Volk auf die Thiersage zu verlegen, so kam ihnen in der gleichen Beziehung auch ein äusserer Umstand noch zu statten und bestärkte und unterstützte sie in dieser Richtung. Unser sel. Prof. K. L. Roth hat in einer gelehrten Abhandlung über die mittel-

alterlichen Sammlungen lateinischer Thierfabeln (in Schneidewins Philologus 1, 523 fgg.) nachgewiesen, dass Gallien, als die Grundlage und der Sitz des Frankenreichs, sich schon im frühesten Mittelalter durch Vorliebe für die Thierfabel ausgezeichnet hat und dass von den zwei lateinischen Fabelsammlungen, welche ganz vorzüglich die Aesopische Fabel in das Mittelalter hinübergeleitet haben, von den Prosafabeln, die unter dem Namen des Romulus gehen, und den metrischen, in Distichen abgefassten des Avianus, die erstere, die des Romulus, schon in der Zeit vom 4—8. Jahrhundert ist abgefasst worden, die letztere aber, die des Avianus, deren Entstehung unbekannt ist, auch schon im 9. Jahrhundert vorhanden gewesen ist. Dieser Umstand hat für die Geschichte der Thierfabel und der Thiersage und in Betreff der Pflege der letzteren durch die Franken mehrfache erhebliche Bedeutung. Offenbar genoss die Thierfabel nur deshalb solches Ansehen gerade in Gallien, und gerade während dieser Jahrhunderte, weil die von den Franken auf den römisch-gallischen Boden mitgebrachte Thiersage ihr Ansehen erneute und erhöhte. Und nothwendiger Weise fand umgekehrt das gleiche, fand nun auch eine Empfehlung der barbarischen Thiersage durch die classische, die römische Thierfabel statt.

Und nicht bloss das, es konnte nicht ausbleiben, dass die Thierfabel, der das höhere litterarische Alter und die höhere Bildung der Römer und Romanen zur Seite stand, ganz eigentlich auch einwirkte auf Stoff und Form der Thiersage, dass dieser und jener Zug aus ihr in die Thiersage übergieng, dass sie die Eigenheiten derselben schwächte, ja dass die Franken selbst von ihr lernten Bilder aus dem Thierleben gelegentlich in bloss didactischem Sinne zu verwenden, schon selbst auch von ihr lernten Thierfabeln hinzustellen und Thiersagen in Thierfabeln umzuwenden. Gleich in den frühesten Belegen der fränkischen Thiersage ist schon nicht mehr der Bär, sondern der Löwe ist der König der Thiere (vgl. Fredegar, die Erzählung vom Hirsch ohne Herz), und weder dieser König noch ein andres Thier tritt mit Eigennamen auf: sie heissen *leo, vulpes* u. s. f.: das eine wie das andre ist ungermanisch, aber ist äsopisch. Ein Zug aus der Thiersage des Volkes herausgenommen und als Lehrfabel gebraucht findet sich in Fredegars Chronicon 38 zum Jahre 612, wo König Theudericus gegen seinen Bruder Theudebertus Krieg

führte: *beatus et apostolicus vir Leonisius* (entstellter germanischer Name, vielleicht Leodegartus), *Moguncensis episcopus, diligens utilitatem Theuderici et odiens stultitiam Theudeberti, ad Theudericum veniens dixit: „Quod coepisti perficito. satis te utiliter opportet huius rei causam expetere. Rustica fabula dicitur, quod cum lupus ascendisset in montem, et cum filii sui jam venare coepissent, eos ad se in monte vocat, dicens: „Quam longe oculi vestri in unamquamque partem videre praevalent, non habetis amicos, nisi paucos qui de vestro genere sunt. Perficite igitur quod coepistis.“ Rustica fabula:* Sage des Volkes. Das konnte aber nicht die ganze Sage sein, da sie fast ohne allen thatsächlichen Inhalt, bloss Rede ist und darin bloss der eine Gedanke enthalten ist, dass der Wolf überall nur Feinde habe und deshalb rücksichtslos vorwärts gehen müsse. Vielleicht war es nur der Anfang einer Sage und es folgten dann etwa Abenteuer der jungen Wölfe. Der Bischof aber brauchte und benützte für seinen augenblicklichen Zweck bloss dieses eine Stück, löste es von der Sage ab, machte daraus eine Lehrfabel: diese hatte so auch ganz deren Art; denn es giebt genug aesopische Fabeln, die nur abgerissene Reden eines Thieres enthalten. Dem gemäss heisst hier auch der Wolf bloss *„lupus;“* zugleich haben wir in dieser unvollständigen Sage ein Beispiel der durchaus nicht unehrenhaften Stellung, die der Wolf einnahm.

Beispiele aber, wie die Franken selbst auch mit eigener neuer Erfindung die äsopische Thierdidactik übten: erstens Gregorius Turon. 4, 9, wo vom König Theobald erzählt wird: *„Hunc Theodobaldum ferunt mali fuisse ingenii, ita ut iratus cuidam, quem suspectum de rebus suis habebat, fabulam fingeret, dicens: „Serpens ampullam vino plenam reperit, per cuius os ingressus, quod intus habebatur, avidus hausit, a quo inflatus vino, exire per aditum, quo ingressus erat, non valebat. Veniens vero vini dominus, cum ille exire niteretur nec posset, ait ad serpentum: „Evome prius quod inglutisti, et tunc poteris abscedere liber.““ Quae fabula magnum ei timorem atque odium praeparavit.“* Es lässt sich nicht läugnen, dass diese Fabel in echt äsopischer Weise erfunden ist, und stünde sie bei Aesop oder Phaedrus oder Romulus, so würde sie ganz dahin passen.

Das Gleiche gilt zweitens von einer Fabel Alcuins, also aus Karls des Grossen Zeit; sie ist zuletzt gedruckt bei J. Grimm,

R. F. S. 420[1]), handelt vom Wolf und vom Hahn *(lupus et gallus)* und ist in Hexametern abgefasst: dass wir es hier mit einer Fabel, nicht mit einer Sage zu thun haben, zeigt deutlich das beschliessende ἐπιμύθιον. Aus Aesop oder sonst einer Quelle der Art ist diese Fabel nicht entnommen; sie ist auch erfunden oder vielleicht war es ursprünglich eine Thiersage, die nur zur Fabel gemacht wurde.

Der fränkische Vorbesitz der Thiersage, den wir uns aus der Eigenart des Volkes zu erklären gesucht und dessen Einfluss auf die Sage selbst wir so eben erwogen haben, ergiebt sich aber deutlich und unzweifelhaft daraus, dass die frühesten Denkmäler, so weit es möglich ist deren Heimat nachzuweisen, und die Hauptdenkmäler darunter alle auf fränkischem Boden daheim sind. Zuerst, noch während der voll und eigentlich fränkischen Zeit, die Merovinger. Von daher freilich haben wir nur ein paar, nur zwei vereinzelte und umfanglosere Stücke; sie sind lateinisch überliefert, wie die Schriften, in denen sie aufbewahrt sind, und prosaisch, wie eben diese: aber sie haben den Werth, dass sie auch so die ältesten litterarischen Denkmäler der germanischen Thiersage sind. Wir kennen bereits beide: jene schon mehrmals erwähnte Erzählung vom Hirsch ohne Herz, von Fredegar überliefert, die dann später, um das Jahr 1000, noch einmal in Frankreich wiederkehrt, bei Aimoin Histor. Francor. 1, 10, und gleichfalls aus Fredegar das eben vorher erwähnte Stück einer *rustica fabula* vom Wolfe, das aber aesopisch gewendet und verwendet wird. Ob ebenso noch aus der Karolinger Zeit Alcuins Fabel hieherzuziehen sei, muss als zweifelhaft erscheinen. Sodann, um ein ganzes Jahrhundert später als Alcuin, im 11. Jahrhundert, ist es wiederum fränkischer und französischer Boden, auf welchem nun das Material für die eigentliche Litteraturgeschichte der Thiersage seinen Anfang nimmt, die wirkliche Litteratur derselben, mit einer ganzen, langen, bis ins 12. Jahrhundert fortlaufenden Reihe von immer inhaltreicheren und umfangreicheren Denkmälern und all diese nun auch in derjenigen Form, die der Darstellung der Sage, der Epik organisch angemessen ist, in dichterischer Form, in Versen: aus der früheren

1) Vergl. S. CLXXXIII.

Zeit haben wir in Versen nur jene eine didactische Erzählung Alcuins; was aber sonst an Thiersagen und Thierfabeln vorkommt, ist nur prosaisch überliefert. Aber keines dieser ältesten Thiergedichte, so uralt und urecht germanisch der Inhalt auch sein mag, keines derselben ist deutsch abgefasst, sondern sie sind zuerst lateinisch, weil zuerst die Geistlichkeit, die Mönche sich des Stoffes bemächtigten, die aber gewohnt waren lateinisch zu sprechen und zu schreiben; dann mit dem 12. Jahrhundert, wo die Laien zu dichten begannen, wurden die Thiergedichte französisch abgefasst, weil da schon längst das Deutsche fast überall im alten Reiche der Franken untergegangen und an seine Stelle diess romanische Idiom getreten war. Und doch, in einer Beziehung zeigen diese sprachlich undeutschen, selbst die französischen Gedichte mehr Deutschheit als jene älteren Ueberlieferungen aus der noch vorromanischen Merovingerzeit: in dieser führen die Thiere die appellativen Namen *leo, lupus, vulpes, cervus,* wie bei Aesop und nach Aesop; nun aber pflegen sie sämmtlich mit Eigennamen benannt zu sein, und zwar, was von besonderem Belang ist, die Hauptthiere selbst noch in den jüngeren, den französischen Gedichten mit deutschen Namen, mit Namen also, deren ursprünglichen, eigentlichen Sinn kein Franzose mehr verstand, die man nur brauchte, weil sie von den früheren Zeiten her, da die Thiersage noch fränkisch sprach, so überliefert waren: ein sicherer Beweis dafür, dass die Thiersage von einem germanisch redenden Volk, eben von den Franken, nach Gallien ist eingeführt worden. Also der Wolf lateinisch Isengrimus, französisch Isengrin; der Fuchs lat. Reinardus oder Renardus, franz. Renart; der Bär lat. Bruno, franz. Brun. Der letztere erscheint aber nicht mehr als König; schon die Franken haben ihn Aesop zu Gefallen abgesetzt und gegen den Löwen vertauscht. Der Löwe selbst aber führt da unecht, ungermanisch zuerst gar keinen Eigennamen, dann keinen germanischen: er heisst zuerst mit dem lateinischen Appellativnamen *leo* oder mit dem Nomen proprium *Rufanus,* später französisch *Nobles.* Andre Thiere erhielten auch entweder germanische oder, besonders diejenigen die erst bei der fortschreitenden dichterischen Ausführung und Ausschmückung des Stoffes hinzugewachsen waren, frisch gebildete französische Namen.

Natürlich waren und blieben die alten und allgemein üb-

lichen Benennungen der Thiere nicht auf die Dichtung eingeschränkt: sie giengen gleich anderen sagenhaften Beziehungen auch in die Rede des Alltagslebens über und wurden dadurch gelegentlich halb oder ganz zu Ausdrücken appellativen Sinnes. So kommt in einer Geschichtserzählung aus dem ersten Viertel des 12. Jahrhunderts, die J. Grimm S. CXCVI anführt, die Nachricht vor: „*Solebat autem episcopus eum Isengrinum* (das *n* ist französisch) *irridendo vocare, propter lupinam scilicet speciem: sic enim aliqui* (es ist ein gelehrter Abt, der etwas geringschätzig sich so ausdrückt) *solent appellare lupos.*" Und bekannt ist, dass im neueren Französisch *renard* ganz appellativ s. v. a. Fuchs bedeutet: das eigentlich appellative Wort *goupil* ist veraltet: es beruht auf *vulpeculus*, wie das altfranzösische *goupille* auf dem femininum *vulpecula*[1]). Schon die französische Dichtung des 12. Jahrhunderts muss den Namen Renart in diesem appellativ abgeschwächten Sinne verstanden haben. Im *Roman de Renart* Z. 15877 sagt der Fuchs: „*si ai maint bon conseil doné, par mon droit non ai non Renart.*" Unmöglich kann dieser späte Franzose noch gewusst haben, dass Renart aus Raginhard entstanden ist und *ragin* s. v. a. Rath bedeutet (J. Grimm S. CCXLI): die Meinung ist nur: von Rechts wegen heisse ich Fuchs: der Fuchs, auch ohne dass man ihn deshalb Raginhard nannte, ist das Thier, das immer, für sich und auch für Andre, Rath weiss: ich erinnere an jene früher angeführte aesopische Fabel 243, wo der Fuchs sagt, der Löwe verlange ihn stets als σύμβουλον, und an jene Stelle in Reinke de vos I, 15[2]). Ich habe einmal jemand ganz naiv sagen hören, die Säue würden doch mit Recht Säue genannt, weil sie so unreinlich seien: ganz so darf der Fuchs sagen: man heisst mich mit Recht Fuchs, weil ich so schlau bin.

Ich will jetzt mit kurzer Aufzählung und den Erörterungen, die nothwendig sind, zuerst die lateinischen, dann die altfranzösischen Dichtungen aus der Thiersage vorführen, die bis ins 12. Jahrhundert reichen.

Im 11., vielleicht schon im 10. Jahrh. wurde in Lothringen die Ecbasis *(cuiusdam captivi per tropologiam)* gedichtet, ein

---

1) J. Grimm, R. F. XXIV.

2) Vergl. Reinke 1316. 1329 fg. 6253 fgg.

Gedicht von 1229 Versen, zuerst gedruckt in J. Grimms und Andreas Schmellers Lateinischen Gedichten des 10. und 11. Jahrhunderts (Göttingen 1838) S. 243 fgg. Die Ecbasis erzählt die Flucht eines Kalbes von seiner Herde. Es geräth in die Gewalt des Wolfes und wird von diesem in seine Burg geschleppt. Es folgt die Belagerung derselben durch die übrigen Thiere im Auftrage des Königs Löwen und unter Anführung des Fuchses. Diess giebt dem Dichter Anlass zu einer episodischen Erzählung des Wolfes an seine Mannen, welche den Ursprung seiner Feindschaft mit dem Fuchs zu vernehmen wünschen. Der Löwe erkrankt (wodurch, wird nicht berichtet); zuletzt wird er durch den Fuchs geheilt, aber zum Schaden des Wolfes: denn diesem wird die Haut abgezogen, damit der König sich darein hülle und so erwarme. Und so hautlos muss der Wolf abziehen. Nach diesem Schluss der Episode erfolgt die Besteigung der belagerten Burg, die Befreiung des Kalbes, seine Heimkehr zu der Herde, zur Mutter und endlich die Tödtung des Wolfes.

Wieder aus dem 11. Jahrhundert sodann (so alt wenigstens ist die Handschrift, in der sie überliefert ist) stammt eine kleinere, nur 80 kurze Verse befassende Dichtung: *Sacerdos et lupus*, gedruckt bei Grimm und Schmeller, Lat. Gedichte S. 340 fgg. Die Heimat dieses Gedichtes ist unbekannt, es enthält keinen Wink darauf, keinen nach Frankreich, aber auch nirgend sonst wohin. Ein Priester auf dem Lande, *sacerdos ruricola*, dem ein Wolf unablässig Schaden thut, macht eine Fallgrube. Der Wolf fängt sich darin; aber der Priester, da er ihm das Auge ausschlagen will, fällt selber auch hinein. In seiner Angst betet und singt er, und als er zuletzt knieend das Paternoster gesprochen hat und zur Schlussbitte *sed libera nos a malo* gelangt ist, braucht der Wolf den Rücken des Priesters und steigt hinaus[1]). Bald darauf wird auch der Priester gesucht und gefunden und herausgezogen. Hier ist es also einmal der Wolf, nicht der Fuchs, der sich Rettung aus Gefahr ersinnt. Bei Aesop findet sich eine ganz ähnliche Fabel vom Fuchs (45): der Fuchs und der Ziegenbock sind in einen Brunnen gefallen; da entrinnt jener über die Hörner des Bockes: die aesopische Fabel

1) Vergl. Mone Anz. 8, 105.

unterscheidet sich vom Gedichte zunächst nur dadurch, dass bei ihr beide handelnden Personen Thiere sind.

Dieselbe Handschrift des 11. Jahrhunderts enthält noch ein Gedicht in 78 kurzen Versen, *Alveradae asina*, gedruckt bei Grimm und Schmeller, Lat. Ged. S. 337 fgg. Eine Eselinn, welche Alverad, einer Schwester, d. h. wohl der Aebtissinn des Klosters Homburh gehört, wird von einem Wolf angefallen und nach lebhaftem Widerstreit zerrissen. Alverad hört ihren Todesschrei und ruft die andern Schwestern zur Hilfe: aber sie kommen zu spät, eben hat der Wolf seinen Frass vollendet und entweicht in den Wald. Alverad empfindet grosses Herzeleid, zumal weil mit der Eselinn auch ein ungeborenes Junges verloren gegangen ist. Den Schluss des Gedichtes machen die Trostesworte der Schwestern. Das Ganze ist ansprechend erzählt, aber eigentlich doch inhaltslos, und jedesfalls keine Thiersage (die Hauptperson ist im Grunde Alverad), sondern ein dichterischer Scherz, etwa um Alverad halb zu verspotten, halb zu trösten. Wo das Gedicht ist gedichtet worden, ist zweifelhaft. Es giebt zwei Nonnenklöster mit dem Namen Hohenburg oder Homburg: das eine liegt in Thüringen an der Unstrut; für dieses sprechen die mehr sächsischen als hochdeutschen Namensformen Alverad, Rikila, Fritherun. Das andre befindet sich im Elsass, die bekannte Stiftung der heiligen Odilia: für dieses spricht die metrische Form des Gedichtes; denn es ist dieselbe wie in einem anderen Gedichte (bei Grimm und Schmeller S. 335 fgg.), das vom Erzbischof Heriger von Mainz (912—926) erzählt, aber wohl später, auch erst im 11. Jahrhundert gedichtet ist. Von dieser Form wird später noch die Rede sein.

Aus dem 11. oder 12. Jahrhundert (die Handschrift kann schon aus jenem, aber auch erst aus diesem sein) stammt der *Luparius*[1]), *de lupo, pastore et monacho;* das Gedicht giebt keine Andeutung der Heimat und enthält in seiner ursprünglichen Gestalt 108 Verse, später, vor dem 15. Jahrhundert, wurde es überarbeitet und beträchtlich erweitert: den Urtext nebst diesen Zusätzen findet man in J. Grimms Reinhart Fuchs S. 410 fgg. (vergl. CLXXXIII). Nach Grimms Vermuthung ist Marbod († 1123) der Dichter des *Luparius* (Lat. Gedichte S. 307).

1) Vgl. Mone Anz. 3, 193 fg. 8, 108 fg.

Der Inhalt desselben ist in Kürze folgender: der Wolf wird von einem Schäfer gefangen, weiss sich aber, indem er wiederzukehren verspricht und einen andern Wolf als Geisel stellt, für einstweilen frei zu machen; da begegnet ihm ein Mönch, von dem er sich eine Platte scheren und sich zum Mönch machen lässt; so kommt er wieder zum Schäfer: dieser aus Ehrfurcht vor einem so heilig gewordenen Wolfe giebt ihn und seine Geisel gänzlich frei. Aber sofort nach dem Abzuge bewähren beide Wölfe ihre alte Wolfsnatur aufs neue an den Schafen desselben Schäfers.

Nun die zwei Hauptdenkmäler dieser lateinischen Thierepik, beide in Flandern entstanden, das erste in Südflandern, das zweite in Nordflandern; das erste ist auch noch aus dem 11. Jahrhundert, vielleicht aber auch erst aus der vordern Hälfte des 12. Jahrhunderts, das zweite sicher erst aus diesem. Das ältere Gedicht führt den Titel *Isengrimus* und besteht aus 688 Versen: vgl. J. Grimm, Reinhart Fuchs S. 1 fgg. (LVII fgg.). Es umfasst zwei Abenteuer: erstens wiederum die Heilung des kranken Löwen durch Umlegen des Felles, das auf Reinharts Rath (er heisst hier *Renardus*) dem Wolf ist abgezogen worden; zweitens ein Ereigniss aus früherer Lebenszeit des Wolfes, das der Fuchs erzählt: verschiedene Thiere, darunter auch *Renardus*, machen eine Pilgerfahrt; da sie in einer Waldherberge rasten, schleicht Isengrimus in räuberischer, mörderischer Absicht herzu, wird aber durch listige Vorkehrungen des Fuchses abgeschreckt.

Das zweite aus Flandern stammende Gedicht ist der im 12. Jahrhundert, genauer zwischen 1148 und 1160 entstandene sogenannte *Reinardus* (J. Gr., R. F. LXXXIII). In den Handschriften findet sich keine Ueberschrift, dagegen schliesst eine derselben mit den Worten *Explicit Ysengrimus et Reynardus*. Es ist diess eine Dichtung von viel reicherem bunterem Inhalte, dem entsprechend auch von viel grösserem Umfang als all die bisherigen Gedichte. Sie umfasst 6600 Verse, die von den Handschriften in 4 Bücher von ungleicher Ausdehnung abgetheilt werden. In der ältesten Handschrift freilich sind der Bücher 6, in einer andern finden sich noch weitere kleinere Unterabschnitte, *Exempla* überschrieben. Den *Reinardus* hat Mone 1832 in 4 Büchern herausgegeben und zwar unter dem Doppeltitel *Reinardus vulpes*, Reinhart Fuchs, wie auch die Zuthaten des Herausgebers theils lateinisch, theils deutsch sind, ohne Ersicht-

lichkeit weshalb das eine so, das andre anders. Hier tritt uns der erste Dichtername der Thiersage entgegen; bis dahin haben wir, wenn wir nämlich von Alcuins Fabel *de lupo et gallo* absehen, noch keinen kennen lernen: es kam überhaupt erst in dieser Zeit, im 12. Jahrhundert, allgemeiner auf, dass Dichter sich selber nannten oder dass andre ihren Namen bewahrten: bis dahin galt die Person des Dichters neben dem Gedichte selbst gewöhnlich als Nebensache. Der Dichter des *Reinardus* heisst Nivardus: zwar in der Dichtung und in deren drei Handschriften wird der Name nirgend genannt: aber eine Berliner Handschrift der *Flores auctorum* aus dem 14. Jahrhundert enthält auch Auszüge aus unserem Gedichte und diese sind überschrieben: *Magister Nivardus de Ysengrimo et Reinardo* (vgl. J. Grimm, Lat. Gedichte S. XIX): ein sonst völlig unbekannter Name, so dass damit nichts weiter anzufangen ist; vielleicht ist Nivardus eine Entstellung aus Nidardus (Nithardus), etwa wie aus *strîtan*, altsächsisch *strîdjan*, das veraltete französische Wort *estriver*, zanken, streiten, geworden ist. Von Belang aber ist die Angabe des Titels der Dichtung: *Isengrimus et Reinardus*. Das Gedicht ist keine ganz neue und selbständige Arbeit: es beruht auf der Grundlage des *Isengrimus:* die 2 Abenteuer, die dieser enthält, kehren hier wieder, theils wörtlich, theils verkürzt, theils erweitert; sodann stehen davor und dahinter noch eine Reihe anderer, davor noch 3, nachher noch 7: im Ganzen also 12; die Abenteuer 5, 6 und 7 werden nicht vom Dichter selbst erzählt, sondern sie sind von Bruno dem Bären abgefasst und Grimmo der Eber liest sie am Hofe des Königs Rufanus vor. Einen Auszug des Inhalts giebt J. Grimm, R. F. LXXI, worauf ich hier verweise. Alle im *Reinardus* erzählten Abenteuer haben den uns schon hinreichend bekannten Charakter: fast in allen wird irgend welches Unheil Isengrims berichtet; einigemal glückt es ihm auch; der Anstifter des Unheils aber ist meist *Reinardus*, einigemal aber kommt auch er in Schaden gegen Isengrim und durch Isengrim; zuletzt findet Isengrim den Tod, aber durch eine Herde wilder Schweine, ohne Reinhards Zuthun und Dabeisein.

Ausser den bisher aufgezählten giebt es noch andre lateinische Dichtungen, wiederum geringeren, oft ganz geringen Umfangs, die aber meist gar keine Thiersagen sind, obwohl J. Grimm sie

mit dazu rechnet, sondern lediglich Fabeln nach aesopischer Art oder sonst entschieden lehrhaft, die auch bis auf ein einziges Gedicht erst einer jüngeren Zeit, frühestens dem 13. Jahrhundert angehören: sie liegen somit in jedem Betracht ausserhalb der litterarhistorischen Reihe, die uns jetzt beschäftigt: wir können von denselben erst später und bei anderer Gelegenheit handeln.

Jetzt müssen wir an die bisherige Aufzählung noch einige zusammenfassende und zugleich weiter führende Betrachtungen knüpfen.

Die Verfasser all dieser Gedichte waren Geistliche, und zwar wohl nur Klostergeistliche: darum sind sie auch lateinisch abgefasst. Und diese Geistlichen wendeten ihre Dichtkunst und ihr Latein auf einen Stoff, der an sich selbst ganz unlateinisch und ganz ungeistlich war. Sie stehen aber damit keineswegs vereinzelt in ihrer Zeit: auch andre Sagenstoffe der Heimat sind damals von Geistlichen in lateinische Verse gebracht worden: den Stoffen gegenüber war ihr Sinn der Heimat nicht entfremdet, aber die Formgebung schöpften sie doch lieber aus der Bildung, die ihr Stand ihnen gab; innerhalb dieses Standes war das Latein durchaus keine todte Sprache, da war es durchaus lebend und lebendiger als die deutsche, und lebte sogar über diesen Stand und über Kirche und Kloster hinaus: selbst an den Höfen durften damals geistliche Dichter sich auf Latein vernehmen lassen. Und so dichteten denn in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts Gerald und Eckehard, zwei Sanctgallische Mönche, aus der deutschen Heldensage heraus den Waltharius, gegen Ende desselben Konrad im Auftrage Bischof Pilgrims von Passau ein lateinisches leider verloren gegangenes Nibelungenlied und Fromund, Mönch zu Tegernsee, wahrscheinlich er, auf Grund mancherlei anderer, zunächst natürlich bairischer Sagen den Ruodlieb, der uns freilich nur in Bruchstücken erhalten ist. Neben Beispielen der Art hat es schon im Allgemeinen durchaus nichts befremdliches, wenn nun Geistliche des Frankenlandes, des Landes wo die Thiersage ihren Hauptsitz hatte, wo sie in der Volksart begründet war, aus der Thiersage auf lateinisch dichteten.

Es verhalten sich aber sowohl zu dem Stoff als zu der Formgebung keineswegs alle diese lateinischen Gedichte in der gleichen Weise, sondern auch in sehr verschiedener, und das neben einander und mehr noch nach einander.

Waltharius und Ruodlieb sind in Hexametern abgefasst und das gleiche darf wohl auch von Konrads Nibelungenlied vermuthet werden: unter den früheren Thierdichtungen hat diese Form nur Alcuins Fabel vom Fuchs und Hahn; von denen welche nun Thiersagen enthalten, ist nur die Ecbasis in Hexametern gedichtet, und zwar in leoninischen, d. h. gereimten, wie diess auch im Ruodlieb der Fall ist, während der classischere Waltharius keine Reime hat. Die übrigen Gedichte sind alle in Distichen abgefasst: eigentlich ungehörig, da diese Strophenform der Elegie, nicht der epischen Poesie zukommt: aber der Vorgang des Avianus scheint hier bestimmend eingewirkt zu haben. Auch der *Luparius* ist in Distichen geschrieben, jedoch so, dass mit seltenen Ausnahmen der Pentameter auf den vorangegangenen Hexameter reimt: die Schlussverse z. B. lauten: *Et simul in silvas aufugit calle citato. Se male deceptum comperit opilio.* Vereinzelt in seiner metrischen Form ist das Gedicht *Sacerdos et lupus:* es besteht aus vierzeiligen Strophen, die Verse reimen paarweise und enthalten je 4 freier gehaltene, nach dem Accent, nicht nach der Quantität gebaute Jamben: es ist die Form der lateinischen Kirchenlieder, aber zugleich steht sie der damals üblichen Form auch der deutschen Lieder nahe. Dass in der That dieses Gedicht auch für den Gesang bestimmt war, geht aus der ersten Strophe hervor: *Quibus ludus est animo Et jocularis cantio, Hoc advertant ridiculum. Narrabo non ficticium.* Ganz deutsch volksmässig gehalten ist die Strophe des Gedichtes von Alverads Eselinn: sie zählt sechs paarweis reimende Zeilen, aber geflissentlich werden bloss je vier Hebungen, Hebungen nach deutscher Betonungsweise gefordert; die Senkungen sind meist auf ein Minimum gebracht: z. B. die Schlussstrophe: *Délinque máestás, Sórór querélás: Lúpús amárúm Nón cúrat flétúm. Dóminús áliám Dábit tíbi ásinám.* Dieselbe Vers- und Strophenart zeigt auch das Gedicht vom Erzbischof Heriger von Mainz, was den elsässischen Ursprung des Gedichtes von Alverads Eselinn wahrscheinlicher macht als den thüringischen[1]).

Die vorwaltende metrische Form also ist die des Distichons. Mehr Verschiedenheit zeigen die Gedichte in Sprache und Stilisierung, in der Latinität. Die lateinischen Dichter des Mittel-

1) Vergl. oben S. 261.

alters überhaupt gehen in diesem Betreff nach zwei gerade entgegengesetzten Seiten aus einander: die einen wenden frisch und harmlos das Latein an, wie es wirklich lebte, mit all seinen Barbarismen, aber auch mit der Lebenskraft, die es in der That noch besass und bewies, mit der ganzen Fülle immer noch nachwachsender Worte und Wendungen, mit all der Geläufigkeit, die nur deshalb so mühelos dahinfloss, weil der Grund und Boden, aus welchem jenes junge Wachsthum der alten Sprache kam, die eigne heimatliche Sprache war; nur hie und da findet sich etwa als Schmuck eine classische Reminiscenz oder sonst eine minder gewöhnliche Gelehrsamkeit. Der Art z. B., um ein bereits genanntes Beispiel wieder aufzunehmen, die Latinität des Ruodlieb. Die Andern machen es sich schwerer, verfahren gelehrter und strenger, versuchen bei dem Stil der Classiker zu bleiben, haben dabei etwa auch ein ganz bestimmtes Muster vor Augen: die Dichter des Waltharius Virgils Aeneide. Aber nicht allen gelingt es dann so, wie diesen, die rechte Ausgleichung zwischen der antik classischen Form und dem vielleicht sehr unantiken Stoff zu gewinnen, nicht allen dasjenige Muster zu finden, das für den gerade vorliegenden Stoff geeignet war.

Die gleiche Doppelrichtung zeigt sich auch innerhalb unsrer lateinischen Thierepik. Ein unbefangenes Latein aus der Zeit und dem Leben heraus finden wir in den kleineren, in Distichen oder Reimstrophen abgefassten Stücken und namentlich im sogenannten *Reinardus*. Und auf jeden Fall ist diess auch das angemessenere: diess passte zu all der Barbarei die es zu erzählen galt, passte besonders auch zu all den barbarischen Namen, die Vers um Vers vorkommen mussten. Gerade auch für die Namengebung hat dieser Dichter die eignere freiere Lebendigkeit seiner Sprache auszubeuten gewusst. Z. B. III, 742 fgg. kommen noch elf Genossen Isengrims vor, von denen jeder einen aus dem Deutschen oder Lateinischen oder Romanischen geschöpften Namen oder Beinamen führt: *Gripo triventer*, *Grimo pilauca* (Raubegans), *Guls spispisa* (Speiespeise) u. s. f. Die übrigen Dichter stehen auf der anderen Seite und es schmeckt in ihnen nach Classicität oder doch nach Gelehrsamkeit. Mehr nach der letzteren und mehr oder minder geschmackloser. Vorbild ist nicht Virgil, auch nicht, der vielleicht noch besser gepasst hätte und sonst im Mittelalter auch wohlbekannt war, *Lucanus:* der *Isen-*

grimus hält sich an Ovid und seine Distichen, die Ecbasis gar vorzüglich an Horaz und zwar an dessen Satiren und Episteln, und an die geistlichen, also lyrisch oder episch-didactischen Gedichte des Prudentius. (Vgl. Grimm und Schmeller, Lat. Gedichte 313 fgg. und J. Grimms Sendschreiben 5.) Es ist nicht schwer zu errathen, welch eine Bastardgeburt dabei herauskommen musste.

Diese übel angebrachte Gelehrsamkeit der Ecbasis hängt mit noch einer andern Eigenheit derselben zusammen, mit der Art wie ihr Dichter den Stoff, der vor ihm lag (ich spreche nur noch von dem Stoffe), erfasst und gehandhabt hat. Wir gelangen damit zu einem anderen Punkt unsrer gegenwärtigen Erörterungen, der für die besondre Litteraturgeschichte der Thiersage von grösserer Bedeutung ist als die bisher berührten bloss metrischen und stilistischen.

Der *Sacerdos et lupus* und der *Luparius,* beide noch von den früheren Gedichten der ganzen Reihe, enthalten jedes nur eine einzige einfache Geschichte, so dass nicht viel zu componieren war. Auch die Ecbasis, wohl das früheste, erzählt im Grund nur eine, die von der Heilung des kranken Löwen: aber schlicht bloss diese vorzutragen wäre einem so gelehrten Dichter zu wenig gewesen: er fügt sie, wofür es ja mehr als ein classisches Muster gab, als Episode in eine andre Geschichte ein, in der zwar auch Thiere vorkommen, die aber doch keine Thiersage, sondern offenbar erst von ihm selbst erfunden ist, die überhaupt kaum den Namen einer Geschichte verdient, sondern nur den Rahmen bildet: nämlich die Erzählung von dem Kalbe, das erst von der Mutter entrinnt, schliesslich wieder zu ihr kommt, mit welchem Kalbe er sichtlich nur sich selbst und eine vormalige Flucht aus dem Kloster meint. Zunächst hierauf geht denn auch die Ueberschrift des Gedichtes, die vollständig also lautet: *Ecbasis cuiusdam captivi per tropologiam:* womit angedeutet wird, dass das Ganze nur figürlich zu verstehen sei. Die frühesten Thierdichtungen kommen also nicht über eine einzige Geschichte hinaus, wie natürlich auch das Volk in der Ursprache immer nur je eine erzählte und sang, wie auch die Fabeln immer nur je eine Geschichte vortrugen. In Zusammenhang mit dem höheren Alter dieser Denkmäler und zugleich mit dem Vorbilde der Fabeln, das ja so gelehrten Leuten wie dem Dichter der

Ecbasis beständig vor Augen blieb, steht noch eine andre bezeichnende Eigenthümlichkeit desselben: so vielerlei Gethier auch namentlich in der Ecbasis auftritt, weder hier noch in den andern genannten noch kleineren Gedichten werden die Thiere mit den germanischen, den so unclassischen Eigennamen genannt; es finden sich nur Appellativa, wie die Fabel sie brauchte und wie unter Einwirkung der Fabel die Merovinger- und Karolingerzeit auch in der Thiersage ihnen den Vorzug gegeben: und gleich auf diese folgte ja mit dem 10. Jahrhundert die Ecbasis u. s. f.

Anders wird es mit der Namengebung und mit der Fülle des Inhaltes und der Handhabung dieser Fülle im 11. und gar im 12. Jahrhundert, im *Isengrimus* und gar im *Reinardus*, Gedichten deren Abfassung gleichzeitig ist mit der Entwickelung der kunstreicheren Epopöie in Frankreich und auch auf deutschem Boden.

Hier kehrt die Epik mit dem endlich gereiften Bewusstsein des besseren Haltes, den die volle Heimatlichkeit gab, zu den alten heimatlichen Namen der Thiere, überhaupt zu der Eigenbenennung derselben zurück; wenn der *Isengrimus* noch den König der Thiere, diesen allein noch ohne Eigennamen lässt und ihn nur *leo* nennt, so erklärt sich diess, wie wir bereits gesehen haben, daraus, dass der Löwe eben nicht der ursprünglich germanische Thierkönig ist; im *Reinardus* führt er den Namen *Rufanus*.

Sodann, wie der *Isengrimus* mit der Bezeichnung *leo* sich noch an die früheren Gedichte anschliesst, so steht er ihnen auch darin näher, dass er es nur noch bis zu zwei Geschichten bringt und deren eine auch noch in episodischer Art und mit ähnlichem, doch anderem Ungeschick wie die Ecbasis anzubringen sucht. Der Dichter schaltet sie nicht in die erste ein, er lässt sie derselben folgen, und da ist es nicht er selbst der sie erzählt, sondern Reinhard. Der Zeitfolge der Ereignisse nach hätte sie vor die erste gehört. Der Dichter wollte künstlicher componieren, getraute sich aber doch nicht den Verlauf der einen Geschichte, der einen Volksüberlieferung durch Einschiebung einer andern zu zerreissen.

Der *Reinardus* (so schnell wächst nun das Verlangen nach grösserer Stofffülle und zugleich das Geschick eine solche zu bewältigen) schliesst in sich ein ganzes volles Dutzend von Ge-

schichten: den Kern bilden die zwei des *Isengrimus*, die übrigen krystallisieren sich zu beiden Seiten an denselben an. Die episodische Anordnung dehnt sich in Folge dessen weiter, aber auch kunstreicher aus: auf das Abenteuer, das schon im *Isengrimus* nicht unmittelbar von dem Dichter selbst erzählt war, folgen hier noch zwei von der gleichen Vortragsweise: dann aber tritt die unmittelbare grade Erzählung wieder ein. Auch hier also wird trotz der episodischen Behandlungsweise doch nicht eine Geschichte in der andern, sondern in gerader Linie eine nach der andern vorgetragen; jede steht ganz abgeschlossen für sich da, so sehr in sich abgeschlossen, dass mehrmals die eine mit der andern nur ganz lose zusammenhängt, ja eigentlich gar keine Verknüpfung stattfindet. In solcher Weise folgen hinter einander zwölf Geschichten, bis zu der letzten von Isengrims Tod. Alle zwölf laufen auf den gleichen Grundton hinaus, aber jede doch mit neuer Variation, andern Ereignissen, mehr oder weniger wechselndem Personal, so dass, während im *Isengrimus* nur dreizehn Thiere mit verschiedenen Namen auftreten, hier deren Zahl auf 38 angewachsen ist. Einen grossen Theil dieser reicheren volleren Ausführung hat man gewiss der erfindenden Selbstthätigkeit des *Nivardus* oder wie sonst der Dichter mag geheissen haben, zuzuschreiben: in den Hauptsachen aber ist er unselbständig, abhängig einmal vom *Isengrimus*, ausserdem noch ebendaher abhängig, von wo auch der *Isengrimus* abhieng, von der Sage und dem Sagengesang, wie er im Volke lebte. Nur so erklärt sich jene unkünstlerische Abgerissenheit der einzelnen Geschichten: der Dichter fühlte sich noch durch die Art gebunden, wie das Volk dieselben ebenso vereinzelt, bald diese, bald jene vortrug, und namentlich erklärt sich auch nur so eine noch grössere Unkunst. Es sind die Geschichten auch ihrem Inhalte nach nicht recht zusammenhangend und vereinbar, sie widerstreiten einander: sie thaten das nicht, so lange noch jede einzeln für sich und ohne äussere Verbindung mit den übrigen bestand: sie thun es aber jetzt, wo sie der Dichter in einen grösseren epischen Verlauf zusammengereiht und doch jede Geschichte so wie er sie vorfand belassen und die Widersprüche nicht bemerkt, nicht beseitigt hat. In der ersten Geschichte ist Isengrim gleich von vorn herein Mönch, ebenso noch in der zweiten; in den nächst folgenden wird eines besonderen Standes gar nicht gedacht, d. h.

er erscheint als Laie; wirklich kann auch wieder die siebente mit einem Male erzählen, wie Isengrim von Reinhard, der sich für einen Mönch ausgiebt, sich auch in den Orden aufnehmen, sich scheren lässt: das Mönchthum ist also hier eine ihm zum Hohn und Schaden mit ihm gespielte Gaukelei. Es schliesst damit jene episodische Einschaltung, wir erfahren aber nicht, ob dieses Ereigniss früher geschehen sein soll als die womit das ganze Epos anfängt, und wo Isengrim bereits Mönch ist, oder später. In dem einen wie in dem andern Falle wollen sich die Dinge nicht zusammenfügen. Das Mönchthum der beiden Anfangsabenteuer erscheint als ein wirkliches und kann somit nicht die Fortsetzung dessen sein, das Reinhard dem Wolf nur zum Spiele anbetrogen hat; ebenso wenig kann aber Isengrim verlangen Mönch zu werden und kann ihm Reinhard auch nur zum Betrug eine Platte scheren, wenn der Wolf schon vorher Mönch gewesen, also schon einmal in aller Form und Ordnung ist geschoren worden. Und noch ein Merkmal, wie die einzelnen Geschichten vorher im Munde des Volkes für sich bestanden. Gleich im Anfang wird erzählt, wie Isengrim Reinhard begegnet und ihm Verderben droht, weil er sein Weib geschändet und seine Kinder beschimpft hat; es wird das aber so kurz hingeworfen als wie ein bereits erzähltes, wohlbekanntes Ereigniss. Das ist es aber eben nicht, im *Reinardus* wenigstens nicht. In der mündlichen Thiersage dagegen wurde diess Ereigniss wohl vorgetragen, in anderen späteren Gedichten kommt es auch, aus eben dieser Quelle, vor. Auch im sechsten Abenteuer findet sich solch ein kurz hingeworfener Wink, der gewisse Ereignisse als bekannt voraussetzt, die doch im *Reinardus* nicht erzählt sind, und auch anderswo in unsern Quellen nicht, Ereignisse nämlich bei einer Vermählungsfeier.

Blicken wir nach diesen Einzelbetrachtungen noch einmal auf die ganze Reihe der lateinischen Thierepik zurück und fassen den Inhalt ins Auge den diese Gedichte oder, wo sie grösser und in sich mannigfaltiger sind, deren kleinere Glieder haben, so tritt uns ganz unverkennbar entgegen, dass der erste und vorderste Hauptheld der Sage der Wolf ist; nicht der Fuchs, sondern der Wolf mit seinen Thaten und Leiden, bei denen vorzüglich, aber keineswegs allein der Fuchs mitwirkt, Isengrim mit seinem Leben und seinem Tod. So ist es selbst noch in dem

letzten, dem ausgeführtesten Gedicht, wo am ehesten Anlass und Verlockung gewesen wäre den Fuchs voranzustellen, dem sogenannten *Reinardus*. Aber er wird darum auch fälschlich, ganz unurkundlich so genannt: wir wissen, dass wo ältere Autoritäten den Titel angeben, sie wenigstens beide Thiere und Isengrim zuerst nennen.

Und jetzt ist noch eine zweite Eigenheit zu besprechen, die gleichfalls allen lateinischen Gedichten mit Ausnahme allein des *Isengrimus* gemein ist, die aber nicht im Stoffe, nicht in den Geschichten selbst und deren Helden beruht, sondern in dem Sinne mit welchem die Geschichten erzählt, durch welchen sie theilweis wenigstens aus der reinen unbefangenen Epik herausgelenkt werden. Auch dieses und diess nun gar ist ein Punkt der für die ganze fernere Entwickelung der Thierepik Bedeutung hat.

Von Anfang an, so wie die Franken nach Gallien kamen, war ihre Thiersage der Einwirkung der nachaesopischen Fabel blossgegeben. Das Vorbild von lehrhafter Richtung des Dichters, welches damit vor die Barbaren gestellt war, wurde jetzt, im Fortschritte der Zeit, im 11. und 12. Jahrhundert, noch verstärkt durch litterarische Erscheinungen verwandter Art, die erst jetzt hinzukamen. Vor allem verdient hier hervorgehoben zu werden die *Disciplina clericalis*, eine lateinische Lehrschrift in Prosa; ihr Verfasser ist Petrus Alfonsi, ein getaufter Jude in Spanien, dessen Pathe der König Alfons war und der im Jahre 1106 starb. Sein Buch schrieb er erst nach der Bekehrung; es wurde 1827 von Valentin Schmidt neu herausgegeben. Es ist ein für die Culturgeschichte des Mittelalters nach allen Seiten hin reich ergiebiges Werk, und um so anziehender, da sich in ihm die christliche Bildung des Abendlandes mit der islamitischen der Araber begegnet. So werden denn auch die Sittenlehren öfters veranschaulicht durch Fabeln und sonstige lehrhaft gemeinte Erzählungen, die sichtlich theils von Aesop her, theils aus dem Morgenlande stammen; indess auch die letzteren weichen in Sinn und Gestaltung durchaus nicht von den aesopischen ab. Damit war dem Zug zur Didaxis eine noch viel breitere Strömung bereitet; wie einflussreich die *Disciplina clericalis* auch nach dieser Seite hin wirken musste, ergiebt sich aus der weiten Verbreitung und allgemeinen Beliebtheit, welche das Buch überhaupt

besass: es wurde z. B. nicht weniger als zweimal ins Französische, in französische Verse übersetzt. Daneben ist noch etwas andres zu erwähnen, das in die Didaxis der Thierwelt ein ganz frisches Element brachte, ein Element nicht aus der Vorzeit her wie die aesopische Fabel, sondern aus dem Leben erst des Christenthums und des Mittelalters, das aber um so tiefer und nachhaltiger das christliche Mittelalter in Beschlag nahm. Um die gleiche Zeit mit Petrus Alfonsi, gegen das Jahr 1000 kamen die sogenannten Physiologi auf oder der Physiologus (denn es scheint, dass Ein Werk dieses Namens die erste und gemeinsame Grundlage all der vielen und mannigfaltigen andern bildet), Schriften in lateinischer, griechischer, dann auch deutscher und anderen Volkssprachen, in prosaischer und auch in poetischer Form, die eine bald grössere bald geringere Reihe von Thieren naturgeschichtlich, besonders aber (das war der eigentliche Zweck) so behandelten, dass sie deren Eigenschaften auf geistliche Art auslegten und anwendeten, aus den Thieren Sinnbilder machten bald für den Herrn, bald für den Teufel (so beim Fuchs, vgl. *Reinke de vos,* Glosse zu 1, 7 und 1, 11 Z. 20) oder Vorbilder, positive und negative, für den Menschen. Die Einwirkung dieser Physiologi und der durch sie vertretenen Anschauungsweise lässt sich nach allen Seiten hin durch das Mittelalter verfolgen: die Dichtung ist voll davon und auch die bildende Kunst: sehr vieles von den Bildwerken an alten Kirchen, die uns jetzt nur abenteuerlich und räthselhaft erscheinen, hat seinen Ursprung und findet seine Erklärung aus dieser Naturlehre der Physiologi.

Diese zwiefach neue Verstärkung der Thierdidaxis konnte die Thierepik des Zeitalters unmöglich ganz unberührt lassen; irgendwie musste nun die Lehrhaftigkeit auch aus dieser wiederscheinen. Aber es kam eben nur zu einem Wiederschein, tiefer gieng die Einwirkung nicht: die Epik hatte jetzt noch zu viel Gehalt und Halt in sich selbst um sich von der Lehrhaftigkeit etwa ganz durchdringen, um sich von ihr durchweg auf fremdartige, unepische, undichterische Ziele hinrichten zu lassen. Diese Abirrung und Entartung war späteren Geschlechtern vorbehalten. Nur ein einziges Beispiel haben wir schon jetzt, wo die Thierdichtung im Sinne dieser Physiologi gebraucht wird: ich meine das Gedicht *Gallus et vulpes*, das in Grimms und Schmellers

lateinischen Gedichten S. 345 fgg. abgedruckt steht; es stammt aus einer der zwei Brüsseler Handschriften der Ecbasis; die Handschrift gehört dem 11. Jahrhundert an, das Gedicht selbst wird ebenso alt sein: es besteht aus 72 vierzeiligen Reimstrophen derselben Art wie *Sacerdos et lupus* und erzählt das gleiche vom Hahn und Fuchs, was die früher erwähnte Fabel Alcuins vom Hahn und Wolf. Ein Fuchs, *vulpes,* bethört einen Hahn, *gallus,* fängt ihn, aber der Hahn, da ihn der Fuchs eben fressen will, weiss ihn zu überlisten und entrinnt: dieselbe Geschichte findet sich auch in späteren Thierepen; J. Grimm rechnet deshalb dieses Gedicht auch unter die aus der Thiersage. Wenn aber irgend eines bloss eine Fabel, wenn irgend eines didactisch ist, dann ist es dieses. Schon mit Str. 35, so dass die grössere Hälfte des Ganzen davon eingenommen wird, beginnt die lehrhafte Auslegung und Anwendung und zwar im Sinne der Symbolik der Physiologi: der Fuchs ist auch wie in dieser der Teufel. Das Gedicht *Gallus et vulpes* steht aber in solcher Art ganz vereinzelt da: alle die übrigen zeigen keine dergleichen Symbolisierung, auch keine Moralisierung wie Aesop und seine Nachfolger, sie folgen dem didactischen Hang lediglich in der Weise, dass sie die Erzählung mehr oder weniger mit Satire versetzen: Satire.
das aber war bei dem ironischen Sinn, den die Thiersage von vorn herein und von Grund auf besass, nichts ihr so fremdes, dass sie dadurch in ihrer Wesenheit wäre verfälscht und aus dem Gleise gebracht worden. Und der *Isengrimus* ist selbst von dieser Beimischung gänzlich frei, insofern steht auch er wieder ganz vereinzelt da, und in seiner durch nichts getrübten Epik gerade gegenüber jener Fabel vom Hahn und Fuchs mit ihrer breit ausgeführten Symbolisierung. Dagegen finden wir Satire bereits in der Ecbasis und sofort in allen übrigen; der Reiz, den diese Behandlungsart hatte, und die Leichtigkeit, womit derselben hier zu folgen war, mag mit eine Hauptursache gewesen sein, dass man Jahrhunderte lang so unablässig fest an diesem Stoffe hielt und ihn fort und fort mit einem Eifer behandelt hat wie sonst keinen, wie vielleicht nicht einmal die deutsche Heldensage. Diese satirische Beimischung kommt in zwiefacher Weise vor, in zwiefacher mit einander oder bloss in einer von beiden. Einmal ist die Satire persönlich: sie zeigt sich in den Verhältnissen und Urtheilen des Dichters gegenüber Zeitgenossen und Umständen

und Ereignissen seiner Zeit. Solcher Art ist sichtlich vieles in der Ecbasis, und es mag dessen noch mehr darin verborgen liegen, als wir jetzt erkennen: der Dichter hat eben all diese persönlichen Bezüge aus Feigheit oder Geschmacklosigkeit räthselhaft verhüllt, so dass auch jener Zusatz *per tropologiam* in der Ueberschrift *Ecbasis cuiusdam captivi per tropologiam* vielleicht nicht bloss auf die Figürlichkeit der Rahmengeschichte von der Flucht des Kalbes geht, sondern auch auf die in diesen Rahmen eingefügte Thiersage und deren satirische Figürlichkeiten: aber es fehlt uns der Schlüssel um noch überall in das Tropologische einzudringen. Frischer, offener, kecker ist diese persönliche Satire im *Reinardus:* hier werden die Bischöfe (J. Grimm, R. F. S. LXXXV), die Aebte u. s. w., denen es gilt, ganz rückhaltlos genannt oder doch sonst so deutlich bezeichnet, dass noch jetzt in den meisten Fällen wohl erkennbar ist, welche Personen, welche Umstände gemeint seien. Sodann aber geht diese persönliche Satire Hand in Hand mit einer andern, die noch bedeutsamer, von noch viel weiter reichendem Belange ist, einer Satire, die überhaupt die ganze Thierdichtung dieser Jahrhunderte, des elften und zwölften, erfüllt und gerade jetzt erst solchen Eingang in sie finden konnte. Beachten wir wohl, es war das die Zeit, wo der weltgeschichtliche Streit zwischen Reich und Kirche und in Verbindung damit auch innerhalb der Kirche die streithafte Bewegung eines neuen Lebens sich erhob, wo der Pabst sich gegen den Kaiser, wo die Laienwelt sich gegen Priester- und Mönchthum und innerhalb des Mönchthums selbst gegen den alten Benedictinerorden sich die Reformation desselben durch den Orden der Cistercienser stellte. Und diese das ganze weltliche und geistliche Leben durchzuckende Erregung ist es, in welche nun auch die Satire der Thierepik mit immer vollerem Eifer und in allen möglichen Tönen eingreift. Der Grundton ist ein bitterer Hohn gegen die Geistlichkeit, und es hat das etwas Grossartiges: denn die Verfasser dieser Gedichte waren durchweg selber Geistliche, sie griffen mit ihrer Satire den eigenen Stand an, den Ton aber solcher Selbstironisierung anzustimmen, dessen waren nur ungewöhnliche Menschen fähig. Man könnte freilich etwa meinen, wo die Satire zunächst die Priester treffe, gehe sie von den Mönchen, wo sie die Mönche treffe, gehe sie von Priestern aus: denn allerdings standen Welt- und Ordensgeistlichkeit nicht

überall in dem besten Vernehmen. Es würde z. B. das Lied *Sacerdos et lupus* von einem Mönch gedichtet sein: denn diess macht einen Landpfarrer lächerlich und hält den Leuten dieses Standes vor, wie lässig sie ihres Amtes zu warten und mehr Sorge auf die Viehzucht als auf ihre geistliche Herde zu richten pflegen: Str. 2 *Sacerdos jam ruricola Aetate sub decrepita Vivebat amans pecudis, Hic enim mos est rusticis.* Dann, als sich der Priester in der Grube beim Wolf befindet, heisst es Str. 14 *Hoc, inquit, infortunii Dant mihi vota populi, Quorum neglexi animas, quorum comedi victimas.* Und am Schluss, wo der Wolf über seinen Rücken hinausgestiegen, Str. 19 und 20 *At ille laetus nimium Cantat Laudate dominum, Et promisit pro populo Se oraturum a modo. Hinc a vicinis quaeritur Et inventus extrahitur, Sed non unquam devotius Oravit nec fidelius*, als in der Grube dem Wolfe gegenüber. Dagegen der *Luparius*, in welchem der Wolf von einem Mönche auch zum Mönch geschoren wird und so den Schäfer betrügt um neuen Raub zu beginnen, in welchem er auch schliesslich Z. 106 sagt: *„Et modo sum monachus, canonicus modo sum“* (Chorherr, klösterlicher Regel), würde somit die Dichtung eines Priesters sein. Indess eine solche Unterscheidung ist doch nicht durchzuführen. Die Ecbasis ist deutlich von einem Mönch, und doch werden in ihr beide, der Wolf und der Fuchs, gelegentlich Mönche genannt, und zwar nach der armseligen Weise dieses Gedichtes bloss so genannt, so angeredet, in die Handlung selbst greift diese Standesänderung durchaus nicht ein: der Dichter sprach nur nach und mit, wie er Andre sprechen hörte: um so mehr bezeugt er, wie allgemein gäng und gäbe diese Anschauung war. Auch der *Reinardus* ist eine Mönchsdichtung, und man könnte den Mönch, der den Weltgeistlichen feind ist, in den Angriffen gegen den und jenen Bischof und namentlich in der spöttischen Art erkennen, wie das zweite Abenteuer einen Priester schildert, dem der Fuchs während der Frühmesse einen Hahn stiehlt: indessen auch hier geht die Satire gegen die Geistlichkeit überhaupt, auch Aebte werden angegriffen (J. Grimm, R. F. LXXXVI), und der Wolf erscheint wiederholendlich als Mönch, und zugleich fasst die Satire noch ein andres Ziel, das auch innerhalb des Mönchthumes selber lag, ins Auge: mehrfach macht sich nämlich auch die gehässig eifersüchtige Stimmung Luft, von welcher die Benedictiner älterer

18*

Observanz erfüllt waren gegen die Cistercienser und gegen den Hauptvertreter dieses neuen Ordens, Abt Bernhard von Clairvaux. Vgl. J. Grimm, R. F. LXXXVI. Es wird, was den letzteren betrifft, kein blosser Zufall sein, dass der *Isengrimus*, der eben dieser und aller Satire sich noch enthält, nur Einen Widder Namens Joseph kennt, der *Reinardus* aber ausser dem Joseph und zwei andern mit ebenso bedeutungslosen Namen noch einen. *Bernardus;* die französischen Dichter, die sich sofort an diese lateinischen schliessen, brauchen gleichfalls Bernart als Namen des Widders und auch des Esels (J. Grimm, R. F. CCLVI).

Also Wolf und Fuchs als Mönche: so erscheinen beide jedoch nur in der Ecbasis und auch da der Fuchs bloss einmal, der Wolf wiederholendlich: der *Reinardus* und die andern lateinischen Thiergedichte machen bloss den Wolf zum Geistlichen (J. Grimm, R. F. CXCI fg.), ebenso kommt weiterhin der Fuchs als Mönch nur selten vor (J. Grimm CCVI). Auch damit ist wieder der Wolf als der eigentlich bevorzugte Held der Sage gekennzeichnet; zugleich giebt es hiefür und nur hiefür eine biblische Veranlassung und Autorität, das Wort des Herrn von den Wölfen im Schafskleid Matth. 7, 15. Die Satire der Thiersage gestaltete daraus einen Wolf im Hirtenkleide, einen Wolf der sich geistlich stellt, einen Geistlichen der eigentlich ein Wolf ist. Auch ausserhalb der Thiersage war diess gleichzeitig und längere Zeit eine beliebte Anschauung. Walther von der Vogelweide z. B. sagt 30, 18: *sîn hirte* (der Pabst) *ist zeinem wolve im worden under sînen schâfen.* Carmina Burana 14: *Custodes sunt raptores atque lupi pastores* (die Handschrift hat *raptores*, Schmeller schreibt *et lupi praedatores).*

In solcher Weise und in solchem Maasse mischt sich Satire, satirische Betrachtung der Zeitgeschichte in die Thiersage ein. Auch Mone, der Herausgeber des *Reinardus*, und schon Andre vor ihm, zuerst Johann George Eccard sind auf eine satirische Deutung derselben ausgegangen, sie haben dabei aber jenes Maass weit überschritten und Satire von ganz andrer Art und Weise wahrgenommen als wir bisher: Eccard in seiner *Praefatio ad Leibnitii Collect. etymologica* (1717) 34—52 und *Francia orientalis* (1729) 2, 781—800; Mone ausführlicher in dem fortlaufenden Commentar zu *Reinardus vulpes;* Mone hat dabei bloss seinen *Reinardus* ins Auge gefasst, Eccard gar bloss den nieder-

deutschen *Reinke de vos.* Sie erkennen darin eine grosse satirische Allegorie, die ihren Ursprung zu Ende des 9. Jahrhunderts genommen, ihren Anlass und Gegenstand in Personen und Ereignissen der politischen Geschichte jener Zeit gehabt habe. *Rufanus,* der König Löwe, soll nach Mone mit Umstellung der Laute der König *Arnulfus* sein, *Isengrimus* nach Eccard ein bairischer Graf *Isanricus*, nach Mone Zwentibold, der Bastard König Arnulfs, 895—900 König von Lothringen (slavisch *Svetopolk* d. h. Heiligvolk, heiliger Volksführer, nach Mone *svaty wlk* d. h. heiliger Wolf); *Reinardus* ein lothringischer Herzog *Raginarius,* der einmal wirklich in seiner Burg belagert wurde, wie *Reinke de vos* belagert werden sollte; der Esel Balduin der flandrische Graf Balduin I; *Sprotinus* endlich, der Hahn, ein Graf Otacar u. s. w. Auf Grund solcher ganzen und halben und Viertelsanklänge der Namen und einer Reihe noch viel schieferer und willkührlicherer Zusammenstellungen der Personen und Ereignisse der Thierepik mit andern der politischen Geschichte wird nun behauptet, es habe sich die Thierepik zu Ausgange des 9. Jahrhunderts, nicht früher noch später gebildet, es sei der *Reinardus* damals gedichtet worden und alles nur eine unter Thierfiguren verhüllte satirische Geschichtserzählung. Es hat Mone nicht entgehen können, wie vieles der *Reinardus* enthält, das deutlich auf das 12. Jahrhundert weist, Anspielungen auf Personen, Vorfälle, Umstände dieser späteren Zeit: er hilft sich aber durch Annahme von Interpolationen, das echte Gedicht selbst sei im 9. Jahrhundert entstanden. Neben allem was wir über Thiersage und Thierepik bisher gesagt haben und fernerhin sagen werden brauchen wir keine ausgeführte Widerlegung zu versuchen; unbegreiflich bleibt es, wie ein vernünftiger Mensch sich einbilden konnte, es habe jemand am Ende des 15. Jahrhunderts den *Reinke* gedichtet um da noch auf Arnulf und *Reginarius* und *Isanricus* zu satirisieren, und gewiss ist, alle Epik, alle Poesie geht bei solch einer Auffassung zu Grunde, und alle Dichter nach dem *Reinardus* wären zu bedauern wegen der vielen Zeit und Mühe, die von Geschlecht zu Geschlecht einer nach dem andern auf diesen Stoff verwendet, zu bedauern, wenn sie noch des geschichtlich allegorischen Sinnes sich bewusst gewesen wären (denn was konnte derselbe und alle seine Mühseligkeit ihnen und ihren Lesern bedeuten?) und doppelt zu bedauern,

wenn sie, wie noch wahrscheinlicher, nichts mehr davon wussten und so nur gleich blinden Tröpfen damit hantierten. Eccard, der vor anderthalb Jahrhunderten zuerst mit jener Idee kam, ist noch zu entschuldigen: er kannte nur noch den niederdeutschen *Reinke*, und bei der Geschmacksrichtung seiner Zeit durfte er die Absicht und den Glauben hegen, er bringe das Gedicht zu hohen Ehren, indem er es in eine Allegorie und gar in eine von so uralt geschichtlicher Bedeutsamkeit verwandle.

So viel von dieser lateinischen Thierepik, deren erstes Denkmal also in das 10. oder 11. Jahrhundert fällt, das letzte um die Mitte des 12. Jahrhunderts, und deren drei Hauptdenkmäler auf dem Boden des alten Frankenreiches zu Hause sind, während das von den übrigen nicht in der Art nachweisbar, aber auch keine andre Heimat für sie nachweisbar ist. Und zwar gehören jene drei Hauptdenkmäler, die Ecbasis, der *Isengrimus* und der sogenannte *Reinardus*, nach Lothringen und Flandern, Landschaften, in deren Besitz sich die deutsche und die französische Sprache theilten: daher im *Reinardus*, wo neue Thiernamen zu erfinden sind, auch die romanische Sprache dafür benutzt wird, z. B. der Ahne des *Isengrimus* heisst *Lovo* (die romanisierte Form von *lupus*) 3, 1743. Das Verhältniss war jedoch so, dass die deutsche Sprache, wo nicht die wirklich schon zurückweichende, doch gewiss die minder geachtete war: die Verachtung des Deutschen findet im *Isengrimus* und *Reinardus* wiederholendlich sehr starken Ausdruck (J. Grimm, R. F. LXV. LXXVIII fgg.). Wir dürfen annehmen, dass wenn diese geistlichen Dichter sich einer Volkssprache bedienten, sie dann eher französisch sprachen; sie entgiengen aber allem Zweifel, indem sie lateinisch dichteten, das unter Deutschen wie Romanen gleich angesehen, gleich verständlich und verstanden lebte. Sofort nach dem *Reinardus* aber, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, sollte die Thierepik des alten Frankenreiches wirklich auch das französische Gewand anlegen; es war das eine von den mannigfachen, tief eingreifenden Aenderungen, denen sie jetzt unterliegen sollte, unterliegen musste.

Renart. Zu dieser Zeit nämlich verrückte sich in Frankreich, wie das gleichzeitig und grossentheils durch französische Einwirkung auch in Deutschland geschah, der Schwerpunkt der gesammten Litteratur: die Poesie überhaupt gieng aus den Händen der

Geistlichkeit, unter deren litterarischer Pflege sie bis dahin gestanden, in den Vorbesitz der Laien, zumal des Adels über, vertauschte das Kloster mit dem Schloss, und damit war es wesentlich eins, dass aus der Poesie auch die lateinische Sprache zurück und an ihre Stelle die französische trat: die letztere hatte bisher nur in der Volksdichtung gegolten, nun galt sie ebensowohl in der höheren Litteratur, in der Dichtung der Höfe; bald konnten selbst die Geistlichen, soweit auch sie noch an der Litteratur sich betheiligten, nicht zögern dem neuen Umschwung nachzugeben. So ward denn auch, was man von jetzt an aus der Thiersage dichtete, fast nur noch auf Französisch gedichtet und meist von Laien oder wenn auch von Geistlichen doch wesentlich ebenso wie von den Laien.

Das Hauptdenkmal dieser nach 1150 beginnenden Thierepik ist der *Roman de Renart*, von Méon 1826 herausgegeben unter dem unrichtigen Titel *Roman du renart: Renart* ist nämlich Eigenname, nicht appellativ; und auch der handschriftlich beglaubigte Ausdruck ist *Roman de Renart.* Dieses Gedicht füllt drei starke Bände, da es nicht weniger als 30362 Verse umfasst: es sind die kurzen acht- bis neunsylbigen paarweis reimenden Verse der ritterlichen Epik. Wir dürfen uns jedoch darunter nicht ein einiges, einheitliches, in sich abgeschlossenes Epos denken: es ist vielmehr nur eine obenhin geordnete Reihe kleinerer selbständiger Stücke, man zählt deren 27 und keine der vielen Handschriften enthält alle. Diese Glieder heissen *Branches*, Zweige (am Baum der Sage): ein Name der unter gleichen Umständen auch anderweit gebraucht wird. Das Ganze ist auch nicht die einmalige Arbeit eines Dichters, sondern die allmähliche mehrerer, möglicher Weise ziemlich vieler. Sie arbeiteten daran ursprünglich von der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts an das 13. Jahrhundert hindurch, aber die älteren Branchen wurden im 13. und noch im 14. Jahrhundert vielfach überarbeitet. Die Dichter werden meistens nicht genannt; in einer Branche kommt ein Pierre oder Perrot de S. Cloot vor, der 1208 zu Paris im Alter von 60 Jahren wegen Ketzerei verbrannt wurde; in einer andern findet sich ein Robert de Lison, der ganz am Anfang des 13. Jahrhunderts lebte: dieser stammte aus der Normandie, jener aus Isle de France (S. Cloot = S. Cloud); in einer dritten Branche wird ein prestres de la Croix en Brie genannt: Brie ist

eine Landschaft zwischen der Champagne und Isle de France und Lacroix ein kleiner Ort dieser Landschaft. Andre Dichter sind in Flandern, andre wieder anderswo daheim, was besonders aus den Räumlichkeiten zu schliessen ist, die sie mit der Erzählung verknüpfen. Man sieht, die Sage und die Dichtung aus ihr waren durch ganz Frankreich hin verbreitet. Die Dichter schöpften auch das Wesentliche zum Theil aus der mündlichen Ueberlieferung: Vers 19779 (Branche 22) wird eines alten Mannes gedacht, der die Geschichte dem Dichter erzählt habe; zum Theil wurde sichtlich auch die ältere lateinische Thierepik benutzt; eine Anzahl Branchen stimmt mit dem *Reinardus* überein, und eine, die zwölfte, erzählt das Abenteuer des Priesters mit dem Wolf in der Grube, das wir in einem Gedichte des 11. Jahrhunderts bereits vorgefunden haben. Aber in der Behandlung des so überlieferten zeigt sich in noch viel höherem Grade ein selbständiges eigenes Dazuthun, als z. B. schon im *Reinardus:* die Dichter hatten neben sich die blühende glänzende Epik der Rittergedichte, standen unter deren Einwirkung, mussten mit ihnen wetteifern. Die reichere Ausführung, die sie, jeder auf seine Art, ihren Stoffen angedeihen liessen und durch die sie die Thierepik der älteren geistlichen Zeit überboten, thut sich schon kund in dem viel zahlreicheren Personal, das sie in Scene setzen: eine Menge Thiere, von denen die ältere Epik, von denen gewiss auch die wirkliche Sage nichts wusste, wilde und zahme Thiere, und bei den hauptsächlichen wie dem Fuchs ein ganzer Haufe von Familiengliedern, die alle eigens benannt sind. Schon die Namen pflegen zu zeigen, was neu erfundene Vermehrung ist: sie sind französisch, während die Hauptthiere auch hier noch die deutschen, fränkischen Namen tragen: so Renart, Isengrin, Brun u. s. w.; der König Löwe heisst *Noble.*

Die Vielheit getrennter und immer anders begabter Verfasser, die Selbständigkeit der einzelnen Branchen, der Ursprung derselben zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Landschaften des Reiches, endlich diess dichterisch freiere Verhalten gegenüber dem Stoff: das alles ist die Ursache, dass obschon das Mittelalter versucht hat all die Branchen in den Zusammenhang und Verlauf eines einzigen Romans zu bringen und zu dem Zweck wohl auch die eine und die andre mehr oder weniger überarbeitet hat, dass dennoch daraus kein Ganzes geworden:

es finden sich noch viel mehr und viel erheblichere Widersprüche zwischen den einzelnen Branchen, als früher beim *Reinardus*, und zwar in grossen und kleinen Dingen (Bernart z. B. ist sonderbarer Weise bald der Esel, bald der Widder), und ausser den Widersprüchen kommen hier auch Wiederholungen des Inhalts ganzer und halber Branchen vor; dass auch die Darstellungsweise eine fort und fort wechselnde ist, versteht sich von selbst. Der *Roman de Renart* ist eines der schlagendsten Beispiele die man zu vergleichen hat, wo für andre Gedichte der Vorzeit, z. B. das Nibelungenlied, eine ähnliche Art und Weise der Entstehung behauptet wird: beim Renart z. B. ist diese Entstehungsart eine unbezweifelte Thatsache, und die Wirkung davon hat man vor sich; das Nibelungenlied zeigt ebensolche Unvereinbarkeiten in Stoff und Form, der Anlass dazu ist allerdings nicht urkundlich nachgewiesen; wenn man aber behauptet, es sei derselbe Anlass gewesen wie dort, ein verschiedenartiger und verschiedenzeitiger Ursprung der einzelnen Glieder des Gedichtes, so wird diese Behauptung durch die Analogie des Renart unterstützt, bei dem man eben beides kennt, die Wirkung und die Ursache.

Wie verschieden aber auch auf solche Art der Renart in sich selber sei, dem Sinne nach, in welchem hier die alte Sage gefasst, der Gestaltung nach, in welche sie hier gewendet wird, waltet durch alle Branchen eine fast unverkürzte Gleichmässigkeit, herrscht durchweg eine Neuheit des Sinnes und der Auffassung, die bis an den innersten idealen Kern der Sage rührt. Zwar die Satire gegen die Geistlichkeit, welche zuerst die Geistlichen selbst in die Thiersage gebracht, dauert fort: diese französischen Dichter gaben sie deshalb nicht auf, weil sie meistens Laien waren: aber es ist doch, als wäre der Satire damit, dass sie nun eben keine Selbstironie mehr war, der rechte Reiz benommen gewesen: sie tritt viel weniger hervor, ist viel dürftiger, viel matter. Dazu hat sicherlich auch etwas anderes mitgewirkt. In jenen lateinischen Gedichten ist die Hauptperson der Wolf, und so auch die Satire mit ihm verknüpft: er der als Mönch, er bei dessen Abenteuern sonstwie die Geistlichkeit lächerlich wird. Im Renart dagegen ist der Wolf und damit auch die Wolfssatire gegen die Geistlichkeit auf die zweite, ja fast auf die dritte Linie zurückgeschoben; nur in drei Branchen noch, der

zehnten, zwölften und dreizehnten, und zwar kurzen, minder bedeutenden, ist der Wolf allein die Hauptperson, er allein, ohne dass der Fuchs dabei wäre. Sonst überall ist nun der Fuchs der Held: der altverbürgte Titel *Roman de Renart* ist hier ebenso passlich, als der Titel *Reinardus* unpasslich, aber auch unverbürgt ist. Der Fuchs: denn diese Dichter vom Laienstande, diese höfischen Dichter hielten wohl auch die satirische Wendung der Epik fest, aber sie richteten die Spitze und Schärfe derselben gegen das Hofleben, und da war der Fuchs, der Lügner, der Betrüger, der gewandte Schmeichler, der schlaue Ränkeschmied, besser zu gebrauchen als der Wolf, ja dafür eigentlich nur er und der Wolf gar nicht. Es ist nun vor allen der Fuchs, der handelt und misshandelt, namentlich misshandelt an dem König *Noble* und dessen Hof, und an Isengrin fast nur noch, insofern auch der zum königlichen Hofe gehört, und während der s. g. *Reinardus* mit dem gewaltsamen Tode Isengrims schliesst, schliesst das französische Gedicht, nachdem Renart von Isengrin gefährlich ist verwundet worden, mit dem Tode und Begräbniss Renarts, freilich fuchsmässig genug nur mit einem erlogenen.

Mit dieser Voranstellung des Fuchses und dieser Wendung der Sage in die Hofsatire tritt die Thiersage ganz auf denselben Punkt, auf welchen sie die indische Fabeldichtung gestellt hatte, die von Untreuen des Schakals, welcher Rath des Königs Löwen ist, erzählt um die menschlichen Hofherren zu belehren und zu warnen. Natürlich ist diess ein nur zufälliges Zusammentreffen. Schwerlich aber ist es ein blosser Zufall, wenn der *Roman de Renart* darin theilweise auch mit der äsopischen Fabel zusammentrifft, deren bevorzugtes Thier ja auch der Fuchs ist mit seinen weisen Reden und der nie verlegenen Schlauheit seines Handelns, auch gegenüber dem König Löwen. Die Lesung und nachahmende Benutzung der äsopischen und nachäsopischen Fabel zog sich ja (Beispiele haben wir bereits kennen gelernt und werden deren noch mehr kennen lernen) das ganze Mittelalter hindurch, und wie sie gerade jetzt und immer auch auf französischem Boden im Schwange war, zeigt die Fabelsammlung Ysopet der *Marie de France,* aus der Bretagne, vom Anfang des 13. Jahrhunderts. Sie mischt unter die altäsopischen Fabeln auch heimatliche Thiersagen (vgl. J. Grimm, R. F. CCLXX): ebenso wohl aber zeigt der Renart äsopische Fabeln in die Thiersage ein-

geflochten, und abermals wie schon früher empfieng der satirisch didactische Zug, der durch das Ganze gieng, Bekräftigung und Berechtigung von Aesop her.

Es sollte aber bei solchen blossen Einmischungen und leiseren Einwirkungen, neben denen die Epik und die Sage immer noch fortbestand, nicht bleiben: verleitet von Aesop, verleitet von dem nüchternen Sinn, der einmal der innere Schade alles Dichtens der Franzosen von je her ist, verfolgte man die Bahn lehrhafter Bezüglichkeit noch über die gebührenden Schranken hinaus, so weit, dass man die Thiersagen und die Thiernamen nur noch brauchte um mit ihrer Hilfe ganz willkührlich erfundene satirische Allegorien herzustellen. Dieser Missbrauch der Thierepik begann schon im 13. Jahrhundert. Der Art hauptsächlich zwei Gedichte, welche den vierten Band des erwähnten Buches von Méon einnehmen. Das eine führt den Titel *Le couronnemens Renart* (d. h. Reinardi), das Königthum des Fuchses, gedichtet in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wie man kaum mit Recht annimmt, von eben jener *Marie de France:* eine Satire gegen die Minoriten und Jacobiner, d. h. Dominicaner. Sodann das Gedicht *Renart le nouvel*, gegen 1300 von Jaquemars Gielée aus Lille, also aus Flandern: der Fuchs hat durch Räubereien solchen Ruhm erlangt, dass Templer und Johanniter sich darum streiten ihn zum Grossmeister zu machen: er lässt sich ein Kleid machen, das halb das Ordenskleid der erstern, halb das der letztern ist, und regiert nun beide: diese Satire gegen die Ritterorden wird aber langweiliger ausgeführt, als nach dieser kurzen Bezeichnung des Inhalts scheinen möchte. Beide Gedichte sind gegen die Geistlichkeit gerichtet, im Gegensatz zum *Roman de Renart;* aber die Satire bleibt nicht innerhalb der Epik, sondern wird nur noch durch allgemeine Verderbniss derselben zu Wege gebracht. Noch andres der Art entstand theils auch schon im 13., theils erst im 14. Jahrhundert: vgl. J. Grimm, R. F. CXLVIII. Solche Verirrungen sind aber nur das Merkmal, die Ursache und die Wirkung von dem Aussterben der französischen Thierepik. Sie erlosch damit völlig; von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an ist auch nicht einmal dergleichen mehr gedichtet worden; im 16. Jahrhundert wurde der Stoff durch Uebersetzung aus dem Niederdeutschen und Niederländischen nach Frankreich zurückgeführt, die Thier-

dichtung war in Frankreich selber dahin, die Epik des *Roman de Renart* und auch die satirische Fuchsallegorie lag in Tod und Vergessenheit, bis erst Méon sie wieder an das Licht hervorzog. Indessen wenn wir von jener Zeit des Aussterbens bis zu den ersten Anfängen rückwärts rechnen, hatte die Thiersage auf gallisch-fränkischem Boden doch ihr Jahrtausend ausgedauert.

Wenn aber auch in Frankreich die Thierepik untergegangen war, so war sie damit nicht überall und überhaupt erloschen: vielmehr gerade von Frankreich aus wurde die Thiersage, die Kenntniss derselben, die litterarische Beschäftigung mit ihr theils noch anderswohin verpflanzt, theils frisch erweckt und gekräftigt in Ländern, wo sie vorher auch schon vorhanden gewesen, und das eine wie das andre nicht bloss in der Zeit, wo die Thierepik der Franzosen auf dem Gipfel ihrer Blüte stand, sondern auch da noch, als sie selbst schon ihrem Untergange entgegensank. Es war eben viel gesunde Lebenskraft in diesem unverwüstlichen Stoffe.

Von minderem Belang ist es in dieser Beziehung, dass wir Bekanntschaft mit der Thiersage, mit deren Geschichten, mit deren Namen überreich bezeugt auch bei den Troubadours der Provence im 13., ja bereits im 12. Jahrhundert finden (J. Grimm, R. F. CC fgg.); lange nicht so reich sind die Zeugnisse bei den Italiänern des 13. und 14. Jahrhunderts[1]), auch finden wir hier nicht den Gebrauch der Eigennamen (J. Grimm, R. F. CCV). Von minderem Belang, sage ich, insofern es blosse Bekanntschaft ohne eigene Weiterdichtung war: die Bekanntschaft konnte aber nur auf Mittheilung von Frankreich her beruhen. Diess Hereinziehen Italiens in den Bereich der Thierepik ist jedoch dadurch von Bedeutung geworden, dass zunächst nur an italiänische Vermittelung zu denken ist, wenn wir sogar die neugriechische Dichtung Theil an jener Epik nehmen sehen: vgl. J. Grimm, R. F. CCXVII. Von daher ist ein Gedicht namhaft zu machen in 540 Zeilen, sogenannten politischen Versen (◡–́◡–́◡–́◡◡; ◡–́◡–́◡–́◡); wie alt es sei, lässt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, doch ist es gewiss nicht älter als das 14. oder 15. Jahrhundert: es hat schon Reime, wodurch je zwei Zeilen verbunden werden, das scheint aber erst in der eben genannten Zeit auf-

1) Altdeutsche Blätter 1, 4.

gekommen zu sein. Was den Inhalt anbelangt, so erzählt das Gedicht eine Wallfahrt von Esel, Wolf und Fuchs, auf welcher die beiden letzteren mörderische Anschläge gegen den Esel machen; aber die Einfalt entgeht und die Bösen gerathen in Schaden. Die Thiere tragen keine Eigennamen. Noch jetzt geht dieses neugriechische Gedicht als Volksbuch um; für uns ist es zugänglich gemacht und gedruckt in J. Grimms Sendschreiben über Reinhart Fuchs S. 75 fgg.

Nicht so schnell als über diese Ausbreitung der französischen Thierepik nach der Provence, nach Italien und bis nach Griechenland können wir über die Rückwirkung hingehen, welche dieselbe auf ihr älteres Heimatland geübt hat, auf das Land, von woher die Franken sie zuerst nach Gallien mitgebracht, auf Deutschland. Diese Rückwirkung hat sich in doppelter Richtung bewegt, zuerst, schon im 12. Jahrhundert, nach dem oberen, dem hochdeutsch redenden Lande, im 13. und 14. nach dem Niederland hin. Trotz diesem chronologischen Verhältniss scheint es Reinaert. doch angemessener, dass wir zuerst von der jüngeren Rückwirkung sprechen: wir können da näher, enger an die französische Thierepik anknüpfen, und namentlich findet dabei fast gar keine geographische Aenderung statt: wir bleiben da immer noch auf dem Boden Flanderns, auf dem wir schon mit dem *Isengrimus* und dem *Reinardus* und dann auch mit einem Theile der Branchen des *Roman de Renart* gestanden haben, nur dass wir jetzt nach den lateinisch und französisch redenden Flamländern auch deutsch flämisch redende vernehmen.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hat ein Flamländer, Namens Willem (vergl. Haupts Zeitschr. 4, 565 fgg.), einen flämischen Reinaert gedichtet, oder wie es Vers 4 vollständiger heisst, *die gêste van Reinaerde: (gesta,* femin. s. v. a. Erzählung); dieses Gedicht muss schon gegen 1280 vorhanden gewesen sein; die Grundlage desselben waren, wie der Dichter im Beginn selbst bezeugt, welsche, d. h. französische Bücher, und französisch sind denn auch die Namen der Thiere. Aber gewiss war das nicht seine einzige Quelle. Die Sage, wie sie auf flandrischem Boden von lateinischen und französischen Dichtern bearbeitet wurde, war auch unter der flämischen Bevölkerung nicht ausgestorben. Dafür giebt es schon sonst mehr als ein Zeugniss (vgl. J. Grimm, R. F. CCVI): es gab z. B. im Anfang

des 13. Jahrhunderts, wie die Geschichtschreiber erzählen, zwei politische Parteien, eine, die es mit der Landesherrinn, der Gräfinn Mathilde hielt, hiess Isangrini, die andre ihr feindliche Blavotini: die letztere Benennung bezieht sich auf den Fuchs, den, wie wir bereits wissen, die Schweden *blåfot*, Blaufuss, Dunkelfuss, Schwarzfuss nennen. Der Reinaert hat wirklich auch manches eigene neue, neu dem *Roman de Renart* gegenüber und in diesem nicht nachweisbar; auch finden sich kurze Beziehungen auf Thiergeschichten, der Art, dass sie damit der Dichter als bekannt im Kreise seiner Leser voraussetzt; die Handlung bewegt sich durchweg in flandrischen Räumlichkeiten, und wo andre vorkommen, sind es eher benachbarte deutsche als französische. Besonders hervorzuheben ist eine Einfügung, die der Dichter aus der deutschen Heldensage her in die Thiersage bringt. Er lässt Reinaert dem König Nobel vorschwindeln von einem grossen Schatze, den er besitze und der herrühre von dem König Ermeline: dieser Name ist eine blosse Entstellung des aus der Sage von Dietrich bekannten Gothenkönigs Ermenrich: er war in Gent einheimisch gemacht, denn es wird erzählt, dort habe *Hermenricus rex* eine königliche Burg gehabt: vgl. J. Grimm, R. F. CLII. Den Inhalt des flämischen Gedichtes anzugeben scheint nicht nöthig: er ist Schritt für Schritt derselbe als das erste Buch von *Reinke de vos*. Wir ersehen daraus, dass die Erzählung wohl in überlieferter Weise satirisch gemeint, aber rein episch gehalten ist; ein Eingriff der lehrhaften Dichtung findet sich etwa nur an einer Stelle, Z. 2305 fgg., wo Reinaert die äsopische Fabel von den Fröschen und ihrem König dem Storch erzählt. Das Gedicht ist aber in keiner Weise abgeschlossen: die Geschichte gelangt in sich zu keinem runden Ausgange, auch äusserlich ist kein Ende bezeichnet; mit Z. 3474 bricht das Epos ganz unvermuthet ab; vielleicht ist daran der Tod des Verfassers Schuld. Der Reinaert muss aber längere Zeit in dieser unvollkommenen Gestalt bestanden und so für fertig gegolten haben: es giebt davon eine lateinische Bearbeitung in Distichen von einem gewissen Baldwinus, die nur ebenso weit reicht und versichert, dass das Gedicht zu Ende sei: „*Fabula finitur methaque finis adest.*“ Dieses Gedicht kann, wie die Widmung zeigt, nicht später als 1280, es muss einige Zeit vor diesem Jahre verfasst worden sein. Es führt den Titel *Reynardus*

vulpes, hier passlich, da Reinhard der Hauptheld ist; in den siebenziger Jahren des 15. Jahrhunderts wurde es zu Utrecht gedruckt und nach dem einzigen noch erhaltenen Exemplar wurde es neu herausgegeben von Campbell, Haag 1859.

Die weitere Folgezeit hat aber doch die Empfindung gehabt, dass Willems Reinaert kein recht fertiges Gedicht sei, und noch zu Ende des 14. Jahrhunderts hat ein andrer Fläming, dessen Name nicht genannt wird, eine Fortsetzung im Umfange von 4328 Versen hinzugefügt und dabei zugleich das ältere Gedicht Willems überarbeitet, stellenweise gemindert, stellenweise gemehrt. Dem Inhalte nach entspricht diese Fortsetzung dem *Reinke de vos* vom zweiten Buche an bis zum Schlusse. Auf welche Quelle die Fortsetzung sich gründe, erfahren wir nicht. Wenn der Verfasser überhaupt deren eigentlich benutzt hat, dann waren es wahrscheinlich nur französische: er zeigt Vertrautheit mit dem Französischen, ja eine geschmacklose Vorliebe dafür: französische und französierte lateinische Worte, ja stellenweis ganz französische Verse finden sich mitten im flämischen Text mehrere hinter einander. Wie er indessen in diesem Punkt nicht zu seinem Vortheil sich von Willem unterscheidet, wie er auch in der Behandlung der Verse hinter diesem zurücksteht und z. B. nicht so künstlerisch wie dieser die Reimpaare durch Satzcäsuren zu brechen weiss, so hat er es auch wahrscheinlich mit dem Stoffe weniger ernst genommen, ist mehr der Weise der späteren französischen Dichter gefolgt und hat lieber seine eigene Erfindung walten lassen. Diess letztere ist um so eher anzunehmen, als sich ein so geringes Maass von Erfindungsgabe zeigt, und die Composition eine so armselige ist, dass ihm jedes ältere Gedicht, wenn er ein solches zum Grunde gelegt hätte, gewiss besseres würde geboten haben. Zu einem guten Stück bietet diese Fortsetzung nur Wiederholung des älteren ersten Theils.

Desto mehr Verschiedenheit, aber nicht auf die bessere Seite hin, findet sich, was die ganze Auffassungsart betrifft. Willem hat fast nirgend eine verkümmerte epische Haltung: die Fortsetzung dagegen ist ganz durchdrungen von Lehrhaftigkeit, und die Satire spielt schon stark in die Allegorie hinüber. Ganz eigentliche und ursprünglich äsopische Fabeln werden eine nach der andern episodisch angebracht; die Satire gegen die Geistlichkeit kehrt auch hier wieder, Isengrin z. B. hat auf der hohen

Schule zu Erfurt studiert, die Falschheit Reinaerts tritt auch als Scheinheiligkeit hervor; sonst aber ist die Satire nicht so in Personen und Ereignissen verkörpert, sondern ganz unumwunden in lange Reden niedergelegt, die gelegentlich ein Thier im Gespräch mit andern zum Besten giebt. Die Hauptsache ist indess auch hier die Satire in Bezug auf das Hof- und Fürstenleben. Diese Bezüglichkeit wird so geflissentlich Schritt für Schritt herausgekehrt, dass zuletzt das Ganze fast nur noch den Eindruck einer Allegorie hinterlässt, allerdings einer lebensvolleren, mehr mit epischem Schein umkleideten, als das in Frankreich dem *couronnement Renart* und dem *Renart le nouvel* kann nachgerühmt werden. Der Unterschied, der in Folge dieses Uebermaasses von satirischer Lehrhaftigkeit zwischen dem flämischen Reinaert und den älteren ihm gleichnamigen Gedichten, dem *Roman de Renart* und dem lateinischen *Reinardus* besteht, ist besonders augenfällig am Schluss. Im *Reinardus*, der ja besser betitelt ein *Isengrimus et Reinardus* ist, wird das Ende mit dem Tode Isengrims, des eigentlichen Helden gemacht, und es folgt dann nur noch ein Zwiegespräch zwischen Salaura der Sau, welche die Urheberin von Isengrims Tode ist, und *Reinardus*: ein Gespräch voll Hohn gegen die Geistlichkeit, ja gegen deren Haupt, den Pabst. Der *Roman de Renart* endigt mit dem Scheintod und dem Scheinbegräbniss des Fuchses, der dadurch der Ungnade des Königs entgeht. Der Reinaert schliesst mit dem Zweikampf zwischen Isengrim und Reinaert, letzterer geht als Sieger hervor und ist nun für alle Zeit unangreifbar und unzweifelhaft fest in der Gunst des Königs; dahinter aber folgen noch Schlussworte des Dichters (V. 4480 fgg.), welche zeigen, dass alles zuletzt nur den Sinn hat von Figuren, von Beispielen, von Exempeln, und den Zweck Tugend zu lehren und vor dem Bösen zu warnen. Machen wir jedoch unserem Dichter, dem Dichter der Fortsetzung, keinen ihn besonders und persönlich treffenden Vorwurf. Lehrhaftigkeit war der vorwaltende Zug der ganzen alten Litteratur der Niederlande, und die Thiersage ebenso aufzufassen, war schon lange vor diesem Dichter üblich geworden. Bei Willem freilich findet sich noch keine Spur davon: aber er ist eben mitten darin stehn geblieben, und man kann nicht wissen, wohin vielleicht auch er noch gerathen wäre. Jene lateinische Uebersetzung aber von Willems Gedicht, die noch

aus dem 13. Jahrhundert, älter als 1280 ist, hat bereits die satirisch-allegorischen Schlussverse: *„Finit Reynardus, per quem signatur iniquus Quiris deceptor, quem leo celsus odit. Quamvis proscriptus sit Reynart, vis tamen eius Urbibus et castris regnat et ecclesiis."* Und um nichts später kann der fruchtbarste und berühmteste Dichter, den die Niederländer im Mittelalter besessen, fruchtbar und berühmt als Didactiker, Maerlant († 1300) in seiner Reimbibel (J. Grimm, R. F. CCVII fg.) Aesop und Avian und die Reime vom Reinaert und Îsengrîm und Brûne in einem Athemzuge hinter einander nennen ohne den Unterschied zu spüren und anzudeuten, der zwischen jenen Fabeln und der Thierepik besteht: das eine wie das andre dient nach seiner Anschauungsweise nur der *leringhe*, eins wie das andre nur *vonden om lêre ende wîsheit*. Da war es denn auch ganz in der Ordnung, dass zu Ende des 14. Jahrhunderts der Schreiber der einen Handschrift des *Reinardus* dieses ganze durchaus epische Gedicht dennoch durch Rubriken, die er hinzufügte, in eine Reihe *exempla* zersplitterte, und gleichermaassen nur in der Ordnung, dass zu eben dieser Zeit der Fortsetzer des Reinaert seinen Stoff schon selber so didactisch ansah und handhabte.

Ehe wir weiter gehen, habe ich noch anzugeben, wo der flämische Reinaert, der von Willem und die namenlose Fortsetzung gedruckt seien. Die ursprüngliche Gestalt von Willems Gedicht ist nach der zu Stuttgart befindlichen Comburger Handschrift am besten gedruckt in J. Grimms R. F. von Seite 115 an; den ganzen Reinaert, nämlich die Arbeit von Willem nebst der Fortsetzung hat Willems nach der Comburger und einer Brüsseler Handschrift herausgegeben, Gent 1836 und besser 1850.

Zunächst aber können wir nur weiter gehn, indem wir diess flämische Gedicht durch eine Reihe von Wandelungen begleiten, die es ferner noch erfahren hat. Es ist mehrfach und stufenweis noch in andre Sprache und Gestalt übertragen worden. Erstlich in das dem Flämischen dicht benachbarte und zunächst verwandte Holländische. Und das zweimal, beidemal im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts. Nämlich erstens in Prosa, so jedoch, dass die Verse der beiden flämischen Dichter nur ganz obenhin in Prosa umgeschrieben wurden und oft genug noch Verse und Reime unverändert stehen blieben; Willems Name verschwand dabei gänzlich, aber auch den dieses Umarbeiters wissen wir

nicht: es hätte auch wenig Bedeutung. Gedruckt wurde diese Prosabearbeitung in Gouda 1479 und in Delft 1485; von diesen Drucken aber giebt es nur noch je ein Exemplar; von dem Delfter veranstaltete Suhl einen neuen Abdruck, Lübeck 1783. Aus dieser Prosa ist durch Verkürzung und mit vielfacher Entstellung ein holländisches Volksbuch hervorgegangen, das noch jetzt der gemeine Mann dort liest: es führt den Titel *Reinaert de vos*. Aus eben dieser Prosa, und zwar dem Drucke von Gouda 1479, wurde eine englische Uebersetzung veranstaltet, die 1481 zuerst erschien; auch daraus gieng später ein Volksbuch hervor. Auch eine französische Uebersetzung giebt es, betitelt *Reynier le renard*, Antwerpen 1566. So kehrte der Stoff nach Frankreich zurück.

Neben dieser Auflösung in holländische Prosa gab es zweitens auch eine eigentliche Uebersetzung in holländische Verse: der Druck derselben fällt in ebenfalls so frühe Zeit, es sind jedoch von ihm einstweilen nur noch 7 Blätter vorhanden, sie befinden sich zu Hannover und enthalten etwas über 200 Verse und nicht einmal diese alle vollständig: ein neuer Abdruck davon findet sich in Hoffmanns Horae belgicae XII, 7—15. Aus der Seltenheit und dem fast gänzlichen Verschwinden jener alten Ausgaben lässt sich übrigens entnehmen, wie fleissig sie gelesen wurden: denn dadurch wurden sie so aufgebraucht[1]). Der Verfasser ist in den lehrhaften Sinn und Zweck, den der Fortsetzer von Willem und der ganze Zeitgeschmack dem Gedichte gegeben, so sehr eingegangen, dass er nicht bloss dasselbe in Capitel eintheilt, nach Art jener *Exempla* des *Reinardus*, und jedem eine prosaische Inhaltsangabe vorausschickt, sondern auch den meisten Capiteln noch eine lehrhafte Auslegung und Nutzanwendung, gleichfalls in Prosa, folgen lässt. Diese zwiefach grössere Selbständigkeit der Arbeit, die wirkliche Uebersetzung und noch die Commentierung, giebt derselben schon an und für sich, ganz abgesehen von der weiteren litterar-historischen Bedeutung, die später noch zu besprechen ist, einen Rang weit über jener Prosaauflösung, und deshalb hat es hier einen grösseren Reiz auch den Namen dieses Umdichters zu erfahren: und zum Glück lässt er sich wenigstens vermuthen, mit einer Wahrscheinlichkeit, die an Gewissheit grenzt. In der prosaischen Vorrede zu dem niederdeutschen

1) Sie wurden auch von der Geistlichkeit vertilgt: Horae belg. XII. 6.

Reinke heisst es (Lübbens Ausgabe S. III fg.): *Ik, Hinrek van Alckmer, scholemester unde tuchtlerer des eddelen dogentliken vorsten unde heren, hertogen van Lotringen, umme bede willen mines gnedigen heren, hebbe dit jegenwerdige bôk ût walscher unde franzosescher sprake gesocht unde ummegesat in dudesche sprake to dem love unde to der ere godes unde to heilsamer lere der, de hir inne lesen.*“ Bei dem Verhältniss, das wie wir später sehen werden zwischen dem niederdeutschen *Reinke* und der holländischen Umarbeitung besteht, wird auch diese Vorrede und diese Stelle derselben aus dem Holländischen herübergenommen sein, und Heinrich von Alkmar als der Verfasser jener Umarbeitung gelten dürfen. Anstoss erregt nur, dass er von einem Original in französischer Sprache redet, während sein Original doch flämisch war[1]): entweder ist anzunehmen, dass das ein unwahres Vorgeben ist und dass Heinrich von Alkmar dadurch seiner Arbeit ein höheres Ansehen hat verschaffen wollen, wie dergleichen sich öfter findet, oder dass erst bei der Umschreibung ins Niederdeutsche diese Worte zu dem gleichen Zwecke hineingekommen sind. Ein Heinrich von Alkmar hat wirklich in der Zeit, welche hier in Betracht kommt, gelebt: er kommt 1477 und 1481 in Utrecht vor, wurde aus der Stadt verwiesen und wieder aufgenommen. Er mochte 1485 in Lothringische Dienste treten: in diesem Jahre vermählte sich eine niederländische Dame, Philippa, Tochter Herzog Adolfs von Geldern, mit Renatus II. von Lothringen: es ist begreiflich, dass dieser seiner niederländischen Gemahlinn zu Liebe den Kindern einen Erzieher aus der Heimath gab und eben diesen zu einer litterarischen Arbeit solcher Art ermunterte.

Und hiemit brechen wir die Besprechung des holländischen Reinaert ab, um später eben hier und an Heinrich von Alkmar wieder anzuknüpfen.

Für einstweilen wenden wir uns weg von Flandern und von Holland und richten den Blick auf das Gebiet der oberdeutschen Sprache und weiter auf Deutschland überhaupt, auf Deutschland in dem beschränkteren Sinn, wo die Niederlande nicht dazu gerechnet werden. Wir können aber dieser Richtung nur folgen, indem wir wieder in entferntere Zeiten treten als denen der Deutschland

1) Vgl. Glosse zu Reinke I, 3, Lübben S. 9.

flämische Reinaert angehört: denn es handelt sich nun vornehmlich um ein Gedicht, das schon um das Jahr 1170 ist verfasst worden; ja wir müssen noch hinter das 12. Jahrhundert, müssen bis jenseits des *Reinardus*, des *Isengrimus*, ja sogar der Ecbasis zurückgehen.

Wir haben bisher die Thiersage als einen Vorbesitz der Franken und ihrer Nachkommen und Nachfolger in Frankreich und auf dem französisch-deutschen Boden von Flandern und Lothringen kennen gelernt: aber eben nur als deren Vorbesitz. Den andern Völkern germanischen Stammes ward der Stoff nicht so wie den Franken durch ihre Eigenart besonders nahe gelegt, und deshalb wandten sie demselben nicht eine ebenso eifrige litterarische Pflege zu: sie kannten die Sage wohl, freuten sich ihrer wohl auch, aber sie bauten nicht gleich den Franken und Franzosen auf deren Grund eine eigene Epik; sie brachten wohl auch einzelne Abenteuer in künstlerisch abgeschlossene Gedichtform, auf Lateinisch oder auch auf Deutsch: aber sie gelangten von sich selber aus nicht bis zu Epopöien, die der Abenteuer mehrere in gegliedertem längerem Verlauf enthielten.

Auf Bekanntschaft auch der nichtfränkischen Deutschen mit der Thiersage und auf Dichtung aus derselben, ja auf Dichtung die schon in satirische Bezüglichkeit gewendet war, lässt sich mit grösster Gewissheit bereits für das 10. Jahrhundert schliessen, für eine Zeit die der Abfassung der Ecbasis noch vorangieng. Nämlich in dem hochdeutschen Gedichte von Isengrims Noth, von dem alsbald die Rede sein wird, und das selber erst um 1170 entstanden ist, kommen einige Dinge vor, die nicht erst in dieser Zeit, die schon um die Mitte des 10. Jahrhunderts in die deutsche Dichtung aus der Thiersage müssen gebracht worden sein. Es wird da V. 2099 fgg. erzählt, wie der König der Thiere auf Betreiben Reinharts den Elefanten mit Böhmen belehnt und das Kamel (olbente, weiblich) aus Toscana (d. h. Italien, vgl. Lombardei J. Grimm, R. F. CCXXV. Pisa?) zur Aebtissinn von Erstein einsetzt; jener aber wird mit Schlägen aus dem Lande getrieben, diese von den Nonnen mit Griffelstichen in den Rhein gejagt; und Brune der Bär ist Kaplan und Kanzler des Königs[1]. Das alles sind deutliche Bezüge auf König Otto I., der die

1) J. Grimm, R. F. S. CCLIV.

Lehensabhängigkeit Böhmens von Deutschland neu befestigte, die Abtei Erstein im Elsass[1]) seiner italiänischen Schwiegermutter Bertha, der Mutter der Königinn Adelheid, gewiss zum grossen Verdruss der deutschen Klosterschwestern und sonst der Deutschen gab, und dessen Bruder Bruno Kanzler des Reiches und Erzbischof von Köln war. Auf die Einmischung solcher satirischer Züge konnte man aber natürlich nicht erst im 12. Jahrhundert verfallen: der Verfasser von Isengrims Noth hat sie vorgefunden in einer älteren Dichtung aus der eigenen Zeit jener Personen und Ereignisse. Wahrscheinlich war es ein lateinisches Gedicht: so am leichtesten erklärt sich, wie der Bär Brûne als Geistlicher auch in den französischen *Roman de Renart* hat gelangen können: da, Z. 10090 fgg. beauftragt ihn König *Nobles* das Todtenamt für die Henne zu halten, die Renart getödtet hat: eine deutsche Quelle aus dem 10. Jahrhundert hätte ein französischer Dichter des 13. Jahrhunderts schwerlich gekannt und benutzt, eine lateinische leichtlich.

Während diese verlorene satirische Thierdichtung des 10. Jahrhunderts, wie die Erwähnung der Abtei Erstein zeigt, im Elsass daheim war, an der Grenze Lothringens und Frankreichs, so dass man noch Einwirkung der französischen Thierepik annehmen dürfte, gehört ein andres Zeugniss, das auch noch in das 10. Jahrhundert oder an den Uebergang ins 11. fällt, weit von da ab nach Baiern; eben dasselbe zeigt zugleich die Liebhaberei der Klostergeistlichen für diesen Stoff. Froumunt, der Mönch von Tegernsee spricht in einem Gedichte von theatralischen Belustigungen innerhalb der Klostermauern und sagt (Pez, Thesaur. anecd. 6, 1, 184): *Si facerem mihi pendentes per cingula caudas, Gesticulans manibus, lubrice stans pedibus, Si lupus aut ursus (sed vellem fingere vulpem), si larvas facerem furciferis manibus* (Teufel), — *Gauderet, mihi qui propior visurus adesset.* Froumunt gebraucht den Plural *caudas:* Füchse mit mehr als einem Schwanze sind als Versinnlichung der gesteigerten Fuchshaftigkeit zu betrachten. Dergleichen findet sich auch im 38. Märchen der Br. Grimm, das die Hochzeit der Frau Füchsinn erzählt, und im *Reinardus* kommen Widder mit 4, 6, 8 Hörnern

1) Vergl. Elsäss. Neujahrsbl. 1848 S. 210 (oben S. 228); Altd. Bl. 1, 417 fgg.

vor. Uebrigens nennt Froumunt *ursus, lupus, vulpes:* die drei Hauptträger der echt germanischen Thiersage, wo noch der Bär König war. Wir müssen uns dabei erinnern, und das ist zugleich ein zweites Zeugniss aus derselben Zeit, aus demselben Land und demselben Munde, wie Froumunt auch die Geschichte von dem Hirsch ohne Herz wirklich und ausdrücklich so erzählt. dass der Bär über die Thiere herrscht. Gehen wir sodann von Froumunt weiter und machen einen Sprung bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts, so erzählt die Kaiserchronik, wie bereits erwähnt, ebenfalls diese Geschichte: die gleiche Geschichte findet sich also im 12. wie vorher im 10. und wie schon im 7. Jahrhundert auf fränkischem Boden bei Fredegar, aber in so selbständig abweichender Gestalt von Fredegar, von Froumunt erzählt. dass die Ueberlieferung von Land zu Land und von Jahrhundert zu Jahrhundert eine lebendig mündliche muss gewesen sein, keine in gelehrter Art schriftliche: denn da wäre die Uebereinstimmung grösser. Sodann endlich, nicht um viele Jahre später als die Kaiserchronik, in der Zeit, als die lyrische Kunstdichtung sich anfieng zu entwickeln, finden sich unter den Liedern eines dieser Anfänger, Spervogels, drei nach einander, deren jedes mit einem neuen Zug die sagenhafte Auffassung der Thierwelt vor Augen stellt; alle drei handeln, was wohl zu beachten ist, vom Wolf. Von der Hag. Minnes. 2, 375a (vgl. 373b). Zweimal erscheint der Wolf als Hirte, und zwar so, dass damit gleichsam historisch begründet wird, weshalb alle Welt den Wolf verfolgt und wo man seiner habhaft wird, ihn hängt; es erinnert das an einen noch im *Reinke de vos* 1, 29 wiederkehrenden Zug: wir haben da den geschichtlichen Anfang dafür, dass die Schafe die voraus zugewiesene Beute des Wolfes sind. Das andre Mal finden wir bei Spervogel den Wolf zugleich als Mönch: wir kennen das beides bereits[1]) als einen Lieblingsgedanken der alten Zeit; wir begegnen ihm auch bei Freidank S. 137: *„Swâ der Wolf ze hirte wirt, dâ mite sint diu schâf verirt“* und *„Swie dicke ein Wolf gemünchet wirt, diu schâf er drumbe niht verbirt.“*

Diese Beispiele lehren uns, dass die Thiersage wohl auch in Deutschland lebte als ein altes Gemeingut aller germanischen Völker, keines aber deutet auf eine deutsche Thierepik der Art

1) Vergl. oben S. 275 f.

hin, wie die Nachkommen der Franken eine solche schon im 11. Jahrhundert hatten. In eben jener Epoche aber, welcher Spervogel angehört, begann und wuchs immer voller und breiter der Einfluss der französischen Poesie, der französischen Epik, der französischen Lyrik auf die deutsche, und wie auf diesem Wege nach französischen Vorbildern und Quellen Karl der Grosse, doch gewiss ein echt altdeutscher Held und König, erst jetzt in die deutsche Ependichtung eingeführt ward, durch das Rolandslied des Pfaffen Konrad um 1171, so dann auch jetzt, um 1170, jetzt endlich und zuerst die echt altdeutsche Thiersage, durch Heinrich den Gleissner und sein Gedicht von Isengrins Noth.

Heinrich der Glîchezâre, Glîchesære, Glîchsenære (d. h. simulator, Heuchler, Gleissner) war der Sprache nach und wie noch sonst sich ergiebt, ein Elsässer, ein Alamanne, kein Franke. Er giebt sich selbst als einen fahrenden Dichter kund (Z. 855. 1786. 1792), besass aber ein gewisses Maass höherer Bildung und brauchte dieselbe hier und gebrauchte sie. Er schöpfte nicht aus mündlicher Ueberlieferung: diese floss nicht reichlich genug um aus ihr diejenige Fülle zu schöpfen, die man jetzt anfieng von dem epischen Dichter zu begehren; er benützte schriftliche Quellen. Man hat aber auch, wie sein Vortrag trocken und ungelenk ist, den Eindruck, dass etwas ausser ihm liegendes ihn behindere, dass eben die fremdländische und vorzeitliche Gewährschaft, an die er sich bindet, ihm eine störende Fessel sei. Heinrichs schriftliche Quellen waren von zwiefacher Beschaffenheit. Einmal waren es, wie wir schon vorher vermuthet haben, lateinische Gedichte, diese gebrauchte er aber nur für untergeordnete, bloss gelegentlich angebrachte Nebendinge: so die zeitgeschichtliche Satire auf Otto I., also das 10. Jahrhundert; vielleicht kannte er auch lateinische Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts, in denen sich der Hass und Hohn der Benedictiner gegen die Cistercienser kund gab, wie im *Reinardus,* der selbst eine Mönchs-, eine Benedictinerdichtung ist, während die französischen Thierepiker als Laien diesen Ordenszank eher bei Seite liessen. Seine eigentliche Hauptquelle aber, wie ihm, dem Elsässer dergleichen nahe genug zur Hand lag, war ein französisches Epos, d. h. eine Zusammenstellung französischer Branchen. Diese sind aber verloren und lassen sich aus den Branchen, die jetzt den *Roman de Renart* bilden, nicht mehr

herstellen: neben wiederholten Anklängen findet sich darin doch eine beständige Verschiedenheit. Noch aber schimmert die französische Grundlage überall durch die deutsche Dichtung durch: mehr als ein französisches Wort und gerade nicht von den geläufigeren sind an ihr hangen geblieben; das vorzüglichste Merkmal jedoch bilden die französischen Namenbildungen und Namenumbildungen: der Wolf heisst bei Heinrich Îsengrî*n*, der Hahn Schanteclêr; nur wo die deutsche Urform sich noch lebendig darbot, hat er dieselbe hergestellt: den Fuchs nennt er nicht Renart, sondern Reinhart, die Wölfin nicht Hersent, sondern Hersint, den Kater nicht Tibert, sondern Diepreht; ja einigemal wagt er völlige Verdeutschung: aus Malpertuis macht er Uebelloch, aus Chanteclin (Chanteclers Vater) Sengelîn, aus Nobles, freilich nur zweimal (Z. 1241. 1282) Vrevel, sonst heisst er kurzweg der Künec. Der Gang des Gedichtes ist in Kürze folgender: man kann 12 Abenteuer oder Branchen unterscheiden. Nach vier Abenteuern, welche Reinhart, er allein, noch ohne den Wolf, und immer zu seinem Schaden besteht, sucht und erlangt er Isengrin zu seinem Gesellen: das nun folgende fünfte Abenteuer gereicht dem Wolf zum Schaden und zur Schande. Die drei übrigen Abenteuer, welche beinah die ganze zweite Hälfte des Gedichtes ausmachen, erzählen die Krankheit Frevels, die gerichtliche Anklage und Vorladung Reinhards, die Schändung der Boten, das Erscheinen vor Gericht, die Heilung des Königs, indem Reinhard Leib und Leben all seiner Feinde und Ankläger dazu verwendet, dann aber die Vergiftung desselben, die Heimkehr Reinhards und den Tod des Königs in bittrem Leid über Reinhard und sich selbst. Dem Sinne des Ganzen nach stimmt Heinrichs Gedicht mit dem *Roman de Renart* zusammen: der Fuchs ist auch hier, ja hier noch viel mehr als dort die Hauptperson: die vier ersten Abenteuer, die noch zu seinem Nachtheile ausgehen, werden sonst vom Wolf erzählt, sind aber hier auf den Fuchs übertragen um zu begründen, dass nun er, der unglückliche Schwache, die Bundesgenossenschaft des Stärkeren, des Wolfes, sucht. Und wie schon in dieser Einleitung eine gewisse Vorliebe für den Fuchs, ein Streben ihn vor der Sittlichkeit zu entschuldigen, sich kund giebt, so auch im weitern Verlauf. Zwar wird sein Charakter je mehr und mehr die tückische Bosheit: aber der Wolf missbraucht gleich im Beginne jenes Bünd-

niss um Reinhard zu übervortheilen: dadurch wird seine Rachlust erweckt und in Folge der Rache wächst die Feindschaft der Andern und nun, nur wie zur Nothwehr dagegen, verübt Reinhard immer neue Missethaten. Für diese ethische Auffassung ist es nicht bedeutungslos, dass auf dem Sühnungstag zwischen Wolf und Fuchs, der im 9. Abenteuer veranstaltet wird, dem Wolf die grossen, dem Fuchs dagegen all die kleineren Thiere folgen: er erscheint so als der Anwalt der Schwäche gegen die Stärke und deren Uebermacht.

Diese hier nun voll entschiedene Voranstellung des Fuchses steht damit in Zusammenhang, dass auch der satirische Bezug, den schon die Dichter des *Roman de Renart* in ihre Erzählung legten, hier ebenfalls noch viel nachdrücklicher und ausdrücklicher zu Tage tritt. Die Satire gegen die Geistlichkeit findet sich nur nebenzu: so wird der Wolf zum Schein und Hohne Cistercienser; das eigentliche Ziel ist der Hof und das Leben, wie die Herren der Höfe, die Fürsten selbst, es dulden und nähren. Darum nimmt die Erzählung von der Krankheit des Königs und was damit sich verbindet, beinahe die Hälfte des ganzen Gedichtes ein, und es bricht ab, wo dem Könige durch Vergiftung die Gunst belohnt ist, die er der Untreue erwiesen hat, und mit der Schlussbetrachtung Z. 2172—2186. Die Krankheit des Königs und dessen Heilung kommt auch anderswo vor, in der Ecbasis, im *Isengrimus*, im *Reinardus*, in der 21. Branche des *Roman de Renart*, aber nirgend da mit diesem Ausgange, der auch die Heilung in Lug und Trug verwandelt: für die Hofsatire ist gerade dieser Ausgang der ausdrucksvollste.

Der deutsche Dichter aber ist mit alle dem um so gewisser einer fremden, einer französischen Urschrift gefolgt, als er für sich selbst und aus der Heimat her noch einer ganz anderen Auffassung der Sage, noch der älteren, echteren, deutscheren, gewohnt war, welche den Wolf in den Vordergrund stellte. Das zeigt ganz unverkennbar der Titel, den er selber seiner Dichtung gab: er betitelte sie nicht Reinhard, wie doch dem Inhalt und Sinn entsprochen hätte, sondern (Z. 1790) Isengrins Noth: *er hât daz buoch gedihtôt umbe Îsengrînes nôt.*

Leider ist das Gedicht Heinrichs in seiner Urgestalt nicht vollständig auf uns gelangt, wir besitzen davon nur einige Bruchstücke, die jedoch gross genug sind, um uns die Sprache und

die Dichtart Heinrichs des Gleissners zu veranschaulichen. Sie sind gedruckt in J. Grimms Sendschreiben über R. F. 1840.

Die übrigen Theile des Gedichtes sind nur in einer jüngeren Umarbeitung vorhanden und waren in dieser allein bekannt bis zur Auffindung jener Bruchstücke: aber schon aus dieser konnte man ersehen, dass sie eben auf solchem Wege aus einem älteren Gedicht hervorgegangen waren. Isengrins Noth hat in der Weise seiner Zeit noch manchen ungenauen Reim und auch noch keinen rechten Versbau: die Sätze die paarweis reimen zeigen noch kein festes Maass der Hebungen, meist sind es deren wohl vier, oft aber auch mehr oder weniger, ohne dass man Fehler der Schreiber annehmen dürfte: es ist eben Reimprosa. Daran nahm die spätere Zeit, die doch die Dichtung gern noch lesen mochte, Anstoss, sie fühlte sich im Genuss dadurch gestört, auch gestört durch diese und jene inzwischen veraltete Ausdrucksweise, und so gieng ein unbekannter Dichter etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts daran, so gut er es vermochte, die Sprache zu erneuern und wirkliche Verse und volle reine Reime herzustellen: er bezeugt das selbst am Schlusse Z. 2249: „*Hie endet ditze mære. daz hât der glîchesære her Heinrîch getihtet und lie die rîme ungerihtet; die rihte sît ein ander man, der ouch ein teil getihtes kan: und hât daz ouch alsô getân, daz er daz mære hât verlân ganz rehte, als ez ouch was ê; an sümelîch rîme sprach er mê, dan ê dran wære gesprochen. ouch hât er abe gebrochen ein teil, da der worte was ze vil.*“ Der Umdichter änderte auch schicklich die Benennung: zwar Z. 1790, wo Heinreich der Gleissner von *Isengrînes nôt* spricht, heisst es hier damit gleichbedeutend: „*der hât diu buoch zesamene geleit von Isengrînes arbeit,*“ aber im Eingang wird gleich bezeichnet, dass Reinhart der Held sei; vgl. Z. 1—10. So geben auch die Schreiber dem Gedichte den Titel „*fuhs Reinhart.*“

Uebrigens ist auch diese Umarbeitung nicht vollständig: innerhalb des sechsten Abenteuers ist eine Lücke: wie gross dieselbe aber sei, ist nicht zu ermessen, und so ist nun auch nicht zu ermessen, welches der eigentliche ursprüngliche Umfang des Gedichtes gewesen: was wir noch haben, beträgt 2266 Verse. Eine Ausgabe des Gedichtes gab J. Grimm in seinem Reinhart Fuchs S. 25—103, die allerdings noch mancher Besserung bedürftig und fähig ist.

Mit jenem Urtext, den das 13. Jahrhundert ungern mehr las, und mit dieser Ueberarbeitung, die man auch nur wenig las (sonst würden wir mehr als zwei Handschriften davon besitzen, die sich ohne diess so verhalten, dass sie fast nur für eine gelten können), mit diesem einen Versuch in umfangreicherer Dichtung aus der Thierepik hat sich die Litteratur des deutschen Mittelalters, haben sich das 13. und die folgenden Jahrhunderte voll begnügt: bis zu Ablauf dieser Periode erweckte er keine Nachfolge, keinen Antrieb ähnliches hinzustellen, das vielleicht grösseren Beifall fände. Im Anfange jenes Zeitraumes erschien die Thiersage bei aller Bezüglichkeit auf das Leben der Höfe, die hineinzulegen war und die man gewohnt war hineinzulegen, doch zu unhöfisch: Dichter und Leser wendeten sich ekel davon ab und zogen Geschichten vor, in denen doch Menschen agierten. Weiterhin aber wirkte der Thiersage entgegen, was ihr von je her und überall verderblich gewesen, die Thierfabel: diese duldete, ja diese liebte und pflegte man je mehr und mehr: denn auch die Lehrhaftigkeit wuchs je mehr und mehr, der Lehrhaftigkeit aber sah man es schon nach und von ihr sah man es gerne, wenn sie nach äsopischer Art auch von Thieren erzählte und Thiere sprechen liess: da hatte doch die Phantasterei wieder einen greifbaren Zweck und Nutzen.

Wir wollen nun einen kurzen Ueberblick zu gewinnen suchen über die Fabellitteratur des deutschen Mittelalters vom 12. und 13. Jahrhundert an bis zum Schlusse, und zwar über die lateinische und die deutsche; wir werden dabei zugleich sehen, wie sich mit in ihr, gelegentlich auch neben ihr die alteinheimische Thiersage noch einen gewissen Fortbestand sicherte: eigentlich haben wir auch nur um dessentwillen davon zu sprechen. Wir sprechen von den lateinischen Fabeln schicklich zuerst; namentlich hier geht neben der Thierfabel gelegentlich auch jetzt noch die Thiersage her. In dichterischer Form weiss ich davon freilich nur ein einziges Beispiel, ein Gedicht wiederum in Distichen, in J. Grimms R. F. S. 397—409 gedruckt: der Poenitentiarius; in seiner ursprünglichen Gestalt umfasst er 388 Zeilen, es giebt jedoch davon auch noch eine jüngere Erweiterung[1]). Der Inhalt ist in Kürze folgender: Wolf, Fuchs und Esel beichten einander, Lateinische Fabeln.

1) Mone Anz. 3, 188 fgg.

Wolf und Fuchs absolvieren sich gegenseitig für die schwersten Verbrechen, der Esel dagegen, weil er nur vom Stiefel eines Wanderers einen schmutzigen Strohhalm weggefressen, wird mit dem Tode bestraft. Der Poenitentiarius zeigt auch die altübliche Satire gegen die Geistlichkeit und schliesst sich damit den Gedichten des 12. Jahrhunderts an: er stammt selbst aber erst aus dem 13. Jahrhundert. Der Esel wird hier mit einem sonst in der Thiersage ungehörten Namen bezeichnet, er heisst Brunellus: dieser Name rührt her von Nigellus Wireker, einem Mönch von Canterbury um 1200, der in einer Satire gegen die Hoffahrt der Mönche den Esel, der anstatt eines kurzen Schwanzes einen längeren begehrt, Brunellus benannte und so auch sein Gedicht betitelte. Dieses Werk wurde alsbald auch in Deutschland beliebt: so kam es, dass Brunellus fast appellativ s. v. a. Esel bedeutete: Carm. buran. 40 *Brunelli chordas incitant, boves in aula saltitant.* Viel mehr als appellativ ist der Name auch im Poenitentiarius nicht: der Wolf heisst daneben *lupus*, der Fuchs *vulpes*. Während somit der Poenitentiarius nach 1200 fällt, muss er, wie der Renner beweist, doch noch vor dem Ende des Jahrhunderts gedichtet sein. Gleichfalls aus der Thiersage schöpft seinen Stoff noch ein zweites Gedicht in lateinischen Distichen, *Lupus monachus* betitelt, bei J. Grimm R. F. S. 416 bis 418 abgedruckt; nur 50 leoninisch reimende Verse. Es wird darin von einem Wolf *(„lupus“)* erzählt, der Mönch und bald auch Hirte des Klosters und Mörder der Schafe wird (vergl. oben S. 275): hier spielt bereits die Fabelart herein: die Satire zeigt sich nicht bloss wie die des Poenitentiarius in den Thaten und den Reden der Thiere selbst, sondern noch eigens und einzeln in den Schlussworten aus dem Munde des Dichters: *„Sub vestimentis ovium sunt crimina mentis; qui placet exterius, est lupus interius.“* Der *Lupus monachus* zeigt in solcher Weise allerdings die Fabelart, aber in einem Hauptbezug steht er ganz vereinzelt allen andern lateinischen wie deutschen Fabeln gegenüber: all die anderen haben nichts von Satire gegen die Geistlichkeit, weil ja natürlich auch Aesop nichts davon hat: diese also blieb der Thierepik überlassen, und wo die Lehre der Fabel sich auch satirisch wendete, nahm sie doch nicht diese Richtung. Während somit der *Lupus monachus* noch in einer Schwebe zwischen Thiersage und Thierfabel steht, ist eine Reihe anderer

Gedichte, die offenbar denselben Verfasser haben, vollständig in der äsopischen Art gehalten; sie sind nicht aus der Thiersage genommen, sondern eigentliche Fabeln und auch. in dem entsprechender Kürze abgethan[1]); so die welche J. Grimm S. 418. 419 abgedruckt hat: sie enthalten nicht mehr als 12, 16 Zeilen. Der *Lupus monachus* und diese andern Gedichte sind vielleicht erst im 14. Jahrhundert gedichtet worden: bereits das 13. aber hatte in diese Art der lateinischen Litteratur eine Wendung gebracht, die charakteristisch genug, die zum Theil recht unangemessen und deshalb auch nicht ohne weiter fort gehende Wirkung war. Diess geschah durch die *Gesta Romanorum,* die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts verfasst wurden und vielleicht einen deutschen Mönch Helinandus zum Verfasser haben. Mit dem Titel dieses Werkes sind die *Gesta Romanorum imperatorum* gemeint: aber nicht bloss von diesen wird darin erzählt, sondern auch von andern Personen; das Buch enthält überhaupt geschichtliche Anecdoten, Legenden, Novellen, auch Thiersagen (wir haben davon früher ein Beispiel kennen gelernt, die Geschichte vom Hirsch ohne Herz): alles aber ist lehrhaft gemacht, geistlich aufgefasst, daher denn auch jeder Geschichte eine Moralisatio beigegeben ist: manches ist blosse Allegorie von vorn herein, ohne geschichtlichen oder sagenhaften Grund. Durch diese Auffassungsweise sprach das Werk den Sinn der Zeit und noch mehr der weiteren Folgezeit aus und an: daher denn auch die vielen Handschriften, Drucke und Uebersetzungen; es diente zu immer tieferer Befestigung der Lehrhaftigkeit, der Symbolisierung, der Allegorisierung, und wenn von Aesop und den Aesopikern bisher eigentlich nur die Thierfabel war gelernt worden, so stellte sich nun daneben, mit breitester Geltung, mit breiterer als jemals früher, auch die Parabel, Erzählungen, die Thaten und Reden von Menschen zu lehrhaftem Zwecke vortragen. Diese ganze Beschaffenheit der *Gesta Romanorum* war nun freilich eine Abirrung und Verführung in armselige Einseitigkeit: minder ungehörig war etwas andres. Die Abfassung in Prosa war solcher Handhabung der Stoffe jedesfalls angemessener als die sonst gebrauchten Hexameter und Pentameter. Das Buch blieb denn auch in dieser formellen Beziehung nicht

---

1) Vergl. Mone Anz. 8, 105 fg.

wirkungslos. Es giebt eine noch lange nicht vollständig bekannte Anzahl von Fabeln in lateinischer Prosa, wozu der Anfang im 14. Jahrhundert in Frankreich gemacht scheint; sie finden sich aber auch noch in Handschriften des 15. Jahrhunderts und auch in Deutschland; ein Theil derselben ist gedruckt in den frühesten Ausgaben des lateinischen Aesop und findet sich da unter dem Titel „*Fabulae extravagantes*,“ so genannt weil sie ausserhalb der Grenzen der classischen Ueberlieferung liegen. Darunter sind nicht wenige, die echt alte Thiersagen Frankreichs und Deutschlands enthalten; obgleich als Fabeln den äsopischen beigegeben, sind sie in Stoff und Vortragsart rein episch, farbig und breit ausgeführt. Ein Nachklang der Thiersage ist es, wenn hier zuweilen noch der Fuchs *Renardus* (entstellt *Reynoldus*) und der Wolf *Isengrinus* genannt wird. Eine gut getroffene Auswahl aus diesen *Fabulae extravagantes* giebt J. Grimm, R. F. S. 421—431.

Deutsche Fabeln.

So viel über die lateinische Fabellitteratur des 13., 14., 15. Jahrhunderts. Von deutscher lassen sich die ersten schüchternen Versuche bereits bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts nachweisen; im Uebrigen jedoch hält sie Schritt mit der lateinischen, wird von dieser aus bestimmt und geleitet; zugleich aber und noch viel mehr wirkt auf sie die äsopische und äsopisierende Fabeldichtung des griechisch-römischen Alterthums ein.

Deutsche Fabeldichtung schon bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts: wir finden nämlich bei Spervogel, aus dessen Mund wir früher einige Wolfsgeschichten vernommen, die noch ganz sagenhaft, deutsch sagenhaft erklingen, noch einige andre Sprüche, die ebenso entschieden unsagenhaft, die ganz lehrhaft gemeint, die Fabeln sind oder auch Parabeln. Fabeln v. d. H. Minnes. II, 375a (15. 16), 376? (8); Parabeln 376? (7). 377a. 10. Es sind das verlorene erste Versuche: von da an erstreckt sich eine lange, fast ein Jahrhundert lange Lücke: die deutsche Dichtung war noch nicht reif für die Fabel, die Dichter waren einstweilen noch zu laienhaft und zu deutsch: hätten die gelehrten Geistlichen noch die Ueberhand in ihr gehabt wie vordem, sie würden schneller die Thiersage gegen die Fabel vertauscht haben. Bei Walther von der Vogelweide und namentlich in Freidanks Bescheidenheit finden wir wohl eine vertraute Bekanntschaft mit den lateinischen Fabeln: aber weder hier noch

sonst in dieser Zeit, im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts, giebt es auch ausgeführte Fabeln auf Deutsch; es sind immer nur Andeutungen, Anspielungen: einzig eine Ausnahme begegnet uns bei einem deutschen Dichter undeutscher, italiänischer Herkunft, der auch sonst gelehrt ist und seiner Gelehrsamkeit gerne und über Gebühr nachgiebt, bei Thomasin von Zirclar, einem Friaulischen Edelmann, der in den Jahren 1215 und 1216 eine umfassende Tugendlehre, den welschen Gast, geschrieben hat. Im 6. Capitel des 9. Buches, Z. 13261 fgg. erzählt er die Fabel vom Esel, vom Löwen, der vor des Esels Stimme erschrickt, und vom Wolf, der die Eselsnatur aufdeckt: sie ist derjenigen vom Esel in der Löwenhaut ähnlich (Aesop 333, Avian 5) und wahrscheinlich aus dieser umgeändert, weil die Löwenhaut dem verständigen Dichter zu abenteuerlich erscheinen mochte. Der Esel führt hier den Namen Baldewîn. Zu bemerken ist, dass hier zuerst das Wort *bîspel* vorkommt, womit eine Erzählung gemeint ist, bei der noch etwas zu verstehn ist, also eine Fabel oder Parabel; man sagte dafür auch *bîschaft*.

Den vollen Anfang, einen Anfang von dem man ununterbrochen weitergeht, nahm die deutsche Fabeldichtung erst gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts, dieselbe Zeit, in welche man etwa auch die Umarbeitung von Heinrichs des Gleissners Isengrin zu setzen hat: jetzt war die Blüte der höfischen Dichtung vorbei, das classische Zeitalter der Epik und Lyrik war zu Ende, und die ganze äussere wie innere Geschichte des Volkes brachte es mit sich, dass nun die Lehrhaftigkeit den Stuhl einnahm und sich immer breiter und breiter darauf machte. Bis dahin hatte man sich zwar der Thierepik enthalten, aus höfischem Widerwillen, aber auch der Thierfabel, aus demselben Beweggrunde: jetzt endlich kam auch diese an die Reihe. Als der älteste an der Spitze dieser Fabeldichter ist der Stricker zu nennen, wahrscheinlich ein Oesterreicher, der um 1250 lebte; eine Handschrift seiner Fabelsammlung, die Würzburger zu München, trägt den Titel *diu welt*. Weiterhin haben wir ganze Sammlungen von Ulrich Bonerius, einem Predigermönch zu Bern, der zwischen 1320 und 1340 hundert Fabeln dichtete, welche den Titel *der edelstein* führen; sodann von Heinrich von Müglin (Mügeln), einem Meissner, um 1350: er dichtete seine Fabeln in lyrischer Strophenform, während die übrigen Fabeldichter sich der paarweis

reimenden kurzen Verse bedienten; ferner aus demselben 14. Jahrhundert, um 1370, eine niederdeutsche Sammlung von Gerhart, Dechant zu Minden (vgl. Wiggert Scherflein 2). Von Andern, Bekannten und Unbekannten, besitzen wir nur gelegentlich Einzelnes; als einer, der sich in solcher Art besonders reichlich und mit Geschick betheiligt hat, ist Hugo von Trimberg, Schulmeister in Bamberg, auszuzeichnen, der 1300 den Renner, ein Lehrgedicht mit Fabeln, dichtete. Die hauptsächliche, nicht gerade immer benannte, aber deutlich erkennbare Grundlage ist überall Aesop, wie nämlich die Römer und das lateinisch schreibende Mittelalter, Avianus und Romulus, ihn ausgebildet und fortgebildet hatte; von einem Unbekannten wurde im 15. Jahrhundert Avian mit ausdrücklicher Nennung dieses Namens in deutsche Verse gebracht (vgl. Haupt und Hoffmanns Altd. Blätter 1, 113 fg.). Und auch wo die Dichter nicht aus Aesop schöpften, ist er das beständig befolgte Vorbild: hie und da finden sich nämlich neben den Fabeln auch Thiersagen der Heimat, auch epische Stoffe andrer Art, Novellen und Schwänke: aber auch diese werden gleichfalls äsopisiert, zu einem lehrhaften Zwecke erzählt, sind also Parabeln, und um dieses Zweckes willen wird hier ebenfalls eine Schlussmoral, ein ἐπιμύθιον beigefügt, also ganz wie in den *Gestis Romanorum,* nur dass hier die Moralisationen religiöser, dogmatischer Art sind, in den *bispellen* dagegen überwiegend moralisch. Die Aesopisierung der Thiersage führt es mit sich, dass deren Eigennamen der Regel nach gegen Appellativa vertauscht werden. Beispiele hiefür: die Geschichte von dem Kater der aufs Freien ausgeht (sie ist mit einigen Abweichungen auch dem Orient bekannt, vgl. Altd. Wälder 3, 195 fg.): Stricker L. B. 1, 621 fgg. Herrand von Wildonje, ein Steiermärker und Zeitgenosse des Strickers: Beziehung darauf im Krieg von Wartburg v. d. H. M. S. 2, 5 fg. Ferner die mehrfachen deutschen Gedichte von der Beichte zwischen Wolf, Fuchs und Esel (Poenitentiarius): Hugos von Trimberg Renner Z. 3509 fgg. L. B. 1, 265 fg. Heinrich von Müglin (Ausgabe W. Müllers VII, Mones Anzeiger 8, 108). Erzählungen von Keller 503 fgg. (15. Jahrhundert). Nur zur Ausnahme finden wir in den Fabeln die Eigennamen bewahrt; so im Wolf in der Schule L. B. 1, 639 fgg.: hier heisst der Wolf Îsengrîn, sein Ahnherr Îsenbart, seine Mutter Herrât (sonst

Hersint, französisch Hersent); denselben Namen führt in der deutschen Heldensage das Schwesterkind Etzels oder seiner Gemahlin Helche, die Gattin Dietrichs von Bern. In einem Spruche des Marners, also in einem strophischen Gedichte, L. B. 1, 748 fg. ist der Esel appellativ benannt, der Fuchs und der Wolf dagegen tragen die Eigennamen Reinhart und Îsengrîn (im 11. Abenteuer des *Reinardus,* wo dieselbe Geschichte erzählt wird, heisst der Esel Carcophas und wird als der Sohn Balduins bezeichnet). Eigens hervorzuheben ist eine Gruppe von gleichartigen Gedichten von bald mehr, bald minder abweichender Fassung, die sich das 14. und 15. Jahrhundert hindurch in Ober- und Niederdeutschland zeigen, ihren Ursprung jedoch in Niederland haben, wo sich der älteste Beleg findet. Es giebt ein altes, nicht bloss den germanischen Völkern eigenes Märchen, welches erzählt wie der kleinste aller Vögel, der Zaunkönig, König dieser Thiergattung wird: in deutscher Fassung ist es mitgetheilt in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm 171. Hieran nun schliessen sich Gedichte, die in den Handschriften gewöhnlich Vogelgespräch, d. h. Besprechung, Berathung der Vögel, betitelt sind, indem ein Vogel nach dem andern dem neuen König weisen Rath ertheilt, wie auch die Könige der Menschen sich mit Räthen umgeben. Also auch hier wieder ein Stück Thierwelt dichterisch behandelt, ein episches Motiv, aber zu lehrhaftem Zwecke benutzt. Pfeiffers German. VI, 83 fgg. und 232.

Aus all diesen Beispielen sehen wir, wie sich die Thiersage auch inmitten der äsopisierenden didactischen Behandlung und Misshandlung immer noch aufrecht erhält. Aber nicht bloss das. Da jetzt einmal beide Elemente, die Thiersage und die Thierfabel, sich mischen, übt jene auch eine nicht unbeträchtliche Wirkung auf die ganze Darstellungsweise der Fabel aus. Es kommt zuweilen vor, dass deutsche Eigennamen in die äsopische Fabel eingeführt werden: so in einem niederrheinischen Gedichte des 14. Jahrhunderts von der Beutetheilung zwischen Löwe, Bär und Fuchs die Nomina propria Brûne, Reinaert: J. Grimm, R. F. 388 fgg. CLXXXI. CXCI. Ferner verlangt das Wesen der Fabel möglichste Kürze: davon aber wissen diese altdeutschen bîspelle nichts: überall, auch wo sie aus Aesop und seinen Nachfolgern rühren, geht die Erzählung in all der epischen Breite, welche die Thierepik mit der übrigen Epik gemein hatte, in der

behaglichsten Redseligkeit vor sich: dem gegenüber tritt dann freilich um so störender das Missverhältniss vor Augen, das in dem schliesslich angehängten und meist ganz kurzen ἐπιμύθιον liegt. Und noch eins eignet sich jetzt die Fabeldichtung aus der Thierepik an: diese liebt es ihre Ereignisse heimatlich zu localisieren: der *Reinardus* nimmt die Orte aus Flandern, der *Roman de Renart* aus Frankreich: dergleichen kommt nun auch jetzt hie und da in Fabeln vor, und es werden ursprünglich äsopische Fabeln zu deutschen Orten in Bezug gebracht: so Braunschweig und Wesel im Renner, L. B. 1, 831 fg.; ebenso auch bei Gerhard von Minden.

Wir haben vorher auf die lateinische Fabeldichtung zuletzt noch lateinische Fabelprosa folgen sehen: denselben Ausgang nimmt die Fabeldichtung auch innerhalb der deutschen Litteratur, hier jedoch nicht früher als im 15. Jahrhundert, während dort schon im 14.: es scheint, es habe für die Deutschen erst dieses Beispiel in der angesehenen fremden Sprache vorangehen müssen: zugleich fiel noch ein andrer wesentlich mitbestimmender Vorgang hier erst in das 14. oder 15. Jahrhundert: es war das eine Verdeutschung der *Gesta Romanorum* unter dem Titel *der Römer tât:* die Moralisation ist hier öfters in Reimen abgefasst, ein Gegenspiel zum Reinaert Heinrichs von Alkmar, wo die Erzählung poetisch, die moralisierende Glosse aber prosaisch ist. Die Bedeutung, welche jenes Buch für die lehrhafte Art des Erzählens, und die enge Verwandtschaft, welche es sonach mit der Fabel hatte, zeigte sich auch sofort auf das schlagendste in der deutschen Litteratur des 15. Jahrhunderts: die Handschrift zu Leipzig, aus welcher in Haupt und Hoffmanns Altdeutschen Blättern 1, 113 fgg. Auszüge mitgetheilt sind, enthält nach jener gereimten Uebersetzung der Fabeln Avians noch eine buntgemischte Reihe von allerhand Prosaerzählungen, die Arbeit eines obersächsischen Geistlichen, Stoffe geschichtlicher und romanhafter Art, aus dem Alterthum und aus dem Mittelalter, darunter auch solche, wie sie z. B. Bonerius unter seine Fabeln mischt, andre aus den *Gesta Romanorum* entnommen, alle aber in deren Sinn und Weise gehandhabt: jeder Erzählung ist eine in Reimen abgefasste religiöse oder ethische Moralisierung beigefügt. Auch das Buch der Sieben weisen Meister, das wir bereits als einen jüngeren abendländischen Ausfluss der altindischen Lehrdichtung,

des Pantschatantra und Hitopadesa kennen, wurde jetzt in den Wirkungsbereich der *Gesta Romanorum* hereingezogen: es wurden einzelne Geschichten aus ihnen, ja die Sieben weisen Meister ganz den *Gestis Romanorum* einverleibt und zuweilen wurden auch ihre Geschichten mit geistlicher Moralisation begleitet; selbst der Titel der *Gesta Romanorum* wurde auf sie übertragen: so die *Cronik und histori aus den geschichten der Römer*, die in Handschriften und Incunabeldrucken vorliegt. Ausser den Sieben weisen Meistern lebte jetzt noch in einem andern deutschen Prosawerke die Lehrweisheit des indischen Morgenlandes wieder auf: das Bidpai der Perser und Araber; durch Johann von Capua war dasselbe in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts unter dem Titel *Directorium humanae vitae* lateinisch bearbeitet worden: daraus übersetzte es Heinrich Steinhöwel, ein Schwabe, der als Arzt zu Ulm lebte, ins Deutsche unter dem Titel Buch der Beispiele der alten Weisen, gedruckt 1483.

Während man mit diesem Buch wie mit den Sieben weisen Meistern zu den Anfängen und der Heimat der Fabeldichtung und aller lehrhaften Epik zurückkehrte, blieb man mit einem andren Uebersetzungswerke bei den Quellen, die unmittelbar in Europa selber flossen: der gleiche Steinhöwel verdeutschte auch den Aesop nebst einer Anzahl der Extravagantes, gedruckt im gleichen Jahre 1483. Und damit es neben all diesen Uebersetzungsarbeiten doch nicht ganz an etwas Originalerem fehle, entstand im 15. Jahrhundert auch eine Sammlung von Fabeln, die sich handschriftlich zu Erlau in Ungarn befindet und deren einzelne Stücke nach den vier Cardinaltugenden Weisheit, Grossmuth, Gerechtigkeit und Mässigkeit geordnet sind; dem Stile nach stammt sie zwar auch aus dem Lateinischen, aber einem mittelalterlichen Latein, keinem das so in gerader Linie bis nach Griechenland oder gar nach Indien zurückreicht.

Wir haben die Litteraturgeschichte der Thiersage von den frühesten Zeiten an, aus denen man Kunde über Dichtungen dieser Art besitzt, bis zum Ende des 15. Jahrhunderts verfolgt und gesehen, wie das Morgenland bei der Neigung zur Lehrhaftigkeit, die ihm von je her und überall eigen war, sich gleichsam beeilt hat aus der Thiersage die Thierfabel zu entwickeln, wie Griechenland ihm darin gefolgt ist, wie aber die Deutschen die Thiersage anfänglich nur in unschädlicher Weise mit Satire

versetzt haben und erst, als die Lehrhaftigkeit überhaupt alle Dichtung überwucherte, auch von der Thiersage zur Thierfabel übergegangen sind. Jetzt haben wir noch von dem Leben der Thiersage und Thierfabel auf zwei Gebieten zu sprechen, die zwar ausserhalb der Litteratur selber liegen, aber so nahe und unmittelbar an die Litteratur angrenzen, dass sie unausgesetzt unter deren Einfluss stehn: ich meine das Sprichwort und die bildende Kunst.

Sprichwort. Das Sprichwort unterscheidet sich überall namentlich dadurch von dem blossen Spruch, der Sentenz, dass es den abstracten Gedanken in eine concrete Sinnlichkeit, in eine Anschauung aus dem Leben sei es der Menschen, sei es der Natur einkleidet und die Lehre auf die es zielt gern in die Gestalt eines Erfahrungssatzes bringt. Vgl. LB. 1, 139 fg. 985 fg.: z. B. *Dir scolo dir scoffeit io* (dichtet, lügt) *unde dir gouh der guccôt io;* Sprichwörter von Thieren auch in Freidanks Bescheidenheit 136 fgg.: die in Sprichwörtern vorkommenden Thiere sind der Wolf, der Fuchs, das Reh, der Hund, die Katze: Haupts Zeitschrift 6, 286 fgg. Die Erfahrung erscheint aber erst dann recht verbürgt, wenn sie bis in alle Vergangenheit zurückreicht; zugleich macht sich der epische Zug, der Trieb der erzählenden Dichtung, welcher der alten Zeit innewohnt, auch hier geltend: darum ist es eine voraus bezeichnende Eigenheit des alten und altererbten Sprichwortes seiner Erfahrung gern auch die Form der Erzählung, die imperfectische Form zu geben: vgl. LB. 1, 985 fg.; z. B.: *„Daz mir, daz dir," sprach der hamer zuo dem ambôs;* wir sagen: Wer wagt, gewinnt; unsre Väter: *Der genante, der genas:* Haupts Zeitschr. 6, 287 fgg. 13, 124 fg. Diese Sprechform wird denn auch da angewendet, wo das Sprichwort aus dem Leben der Thiere schöpft: diese werden in geschichtlicher Bewegung aufgefasst, gerade wie das die Thiersage und die Thierfabel auch thut; solche Sprichwörter sehen dann aus wie Thiersagen, die nur auf möglich grösste Kürze zurückgeführt sind, und nicht bloss das; öfters sind sie ganz eigentlich aus der Thiersage entlehnt, aus dem epischen Cyclus, in dessen Mitte Isengrim und Reinhard stehn. Dergleichen von den Thieren erzählende Sprichwörter gehn das ganze Mittelalter hindurch neben der Thierepik her, ja sie gehn noch über das Mittelalter hinaus und liefern auch ihrerseits einen

Beweis, wie episch dieselbe eben ist: mag man auch ganz allgemeine Lehren aus ihr entnehmen, es wird doch die epische Ausdrucksweise, die Form der Erzählung festgehalten, nur tragen die Thiere keine Eigennamen. Beispiele dieser Art LB. 1, 140: *Hirez rûneta hintûn in daz ôra „Wile du noh, hinta?* (Hattemer 1, 409a). Spervogel v. d. H. M.S. 2, 374b: *Weistu wie der igel sprach? „Vil guot ist eigen gemach."* Freidank 138, 15: *Bî hunden und bî katzen was ie bîzen unde kratzen* (139, 23). Bonerius Edelstein 22, 35: *Ein wolf was siech; dô er genas, er was ein wolf, als er ê was.* Niclaus Manuel v. Grüneisen S. 431: *„Wo nun usz?" sprach der fuchs in der fallen.* Sebastian Franck 2, 48b: *„Die wort seindt guot," sprach jener wolf, „aber ich komm ins dorf nit"* u. dgl.

Wenn wir jetzt noch von der bildenden Kunst zu sprechen und zu zeigen haben, wie die Thiersage auch auf sie eingewirkt, in ihr gelebt habe, so kommen hier einmal die Miniaturbilder in Betracht, mit denen nach Angabe des Flacius Illyricus in seinen *Varia doctorum piorumque virorum de corrupto ecclesiae statu poemata,* Basel 1557, eine Handschrift zu Fulda, aus dem 13. oder 14. Jahrhundert, geschmückt war: vgl. J. Grimm, R. F. CLXXXIV fg. CXCII. Sie enthielt aesopische Fabeln und ausserdem satirische Thierdichtungen, beide lateinisch (J. Grimm CXCII). Die Sitte Handschriften mit Bildern zu illustrieren war im Mittelalter allgemein: in diesem Fall, wo es sich um Thierbilder handelte, war sie noch durch ältere Beispiele besonders nahe gelegt: auch die Handschrift, aus welcher Nilant den *Romulus* herausgab, und welche um das Jahr 1200 geschrieben wurde, war eine Bilderhandschrift (*ad lector.* ** 2), und noch früher, im 12. Jahrhundert enthielten auch die deutschen Bearbeitungen des Physiologus Bilder. Hier jedoch war die Malerei dem dichterischen Texte untergeordnet, begleitete denselben unmittelbar von Blatt zu Blatt. Anders und ansprechender und geschichtlich bedeutsamer gestaltet sich das Verhältniss in den Beispielen, die jetzt noch zu betrachten sind, deren Zahl auch grösser und die sich eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ziehen. Das germanische und das romanische Mittelalter liebte es, in derselben natürlichen Art wie das griechisch-römische Alterthum, die plastische und malerische Verzierung von Geräthen und Wohngemächern, auch von öffentlichen Gebäuden und

Bildende Kunst.

selbst von Kirchen auf Gedichte, auch weltliche Gedichte zu begründen, die allgemein bekannt und beliebt waren, die Personen und Ereignisse von denen man so gerne lesen hörte nun auch durch Bildnerei oder Farbe dem Auge sichtbar und anschaulich zu machen. Aus allen Kreisen der Epik entnahm man die Bilder, sichtlich aber mit dauernder Vorliebe aus der Epik der Thierwelt und namentlich so wie dieselbe zugleich in Satire gegen die Geistlichkeit gewendet war. Dergleichen Bilder wurden denn auch in und an den Kirchen, an Wänden, Pfeilern, Chorstühlen angebracht, es geschah mit Wissen und Willen der Geistlichkeit, oft auch waren die Darstellungen das Werk geistlicher Hände selbst, eben wie jene Bilder zu den Spottgedichten der Fuldaer Handschrift: indem so die Geistlichen auf Jahrhunderte hinaus unaufhörlich vor den Augen aller Welt in ihren Gotteshäusern sich verhöhnen liessen und selbst verhöhnten, gaben sie gewiss das schlagendste Beispiel jener Selbstironisierung, von der schon beim *Reinardus* die Rede gewesen, und jenes Beispiel war noch grossartiger als dieses, wo nur innerhalb eines Gedichtes, das wiederum bloss Geistliche lasen, die Selbstironie zu Tage trat, es war auch bedeutender als jene Miniaturen eines Buches, das auch nur Geistlichen und einer noch kleineren Anzahl solcher zugänglich war.

Auch hier steht der Wolf voran. Gautier de Coinsi sagt in einem 1233 verfassten Gedichte (in Méons *Roman de Renart* 1, V): *en leurs moustiers ne font pas faire sitost l'image nostre dame, com font Isangrin et sa fame en leurs chambres, où ils reponnent.* Besonders beliebt war aber der Wolf in der Schule (Haupts Zeitschr. 6, 286 fg.), derselbe Stoff, den wir schon in einem eigenen Gedichte kennen gelernt haben: der Wolf ist als Schüler dargestellt, aber unaufmerksam und stäts von wölfischen Blicken und Gedanken zerstreut. Aehnlich dem schachspielenden Wolf bei Spervogel, der beide Thürme für einen Bauer hergiebt, weil er einen Widder kommen sieht: so nun auch hier, beim Wolf in der Schule: was der Lehrer ihn auch sprechen heisse, er sieht nur das Lamm und spricht nur Lamm. So nun auch in einem Sprichwort, das in wechselnder Fassung vom 12. Jahrhundert an bis in die neueste Zeit, in Deutschland und auswärts vorkommt: z. B. bei Thomasin im Welschen Gast 10, 6: *ez ist verlorn, swaz man dem wolf gesagen mac paternoster durch*

den tac: wan er spricht doch anders niht niwran lamp. Der Wolf in der Schule findet sich denn auch mehrfach auf Bildwerken: so im Chor des Freiburger Münsters an einem romanischen Capitell des 12. Jahrhunderts: zuerst erscheint der Wolf vor dem Meister schreibend, über ihm steht das ABC, aber er blickt nach einem Schafe um; daneben ist er noch einmal dargestellt, einen Widder zwischen den Klauen und von dem Meister mit der Ruthe gestrichen. Aehnliche Darstellung zeigt ein Relief im Kreuzgang von S. Paul bei Rom, das dem 12. oder 13. Jahrhundert angehört. In der westlichen Schweiz hat man auch Backsteine gefunden, auf welchen der Wolf in der Schule dargestellt ist: sie stammen alle aus der gleichen Fabrik, die bei St. Urban von französischen Künstlern betrieben wurde. Einen Abguss besitzt die Mittelalterliche Sammlung in Basel: vergl. H. Hammann, Briques Pl. 1.

Nächst dem Wolfe wird in Bildwerken des Mittelalters sein Geselle, der Fuchs, häufig dargestellt. Von dem westfriesländischen Dorfe Oosterbierum erzählt Schotani in seiner Schilderung von Friesland: „In der Kirche sieht man einen Fuchs an einem Balken gemalt, in einer Capuze, predigend vor den Gänsen. Diese Malerei hat der papistische Maler in den Zeiten des Pabstthums gemacht, die Geistlichkeit verhöhnend.“ Auch im Münster zu Strassburg war vormals dem Fuchs ein sehr reich ausgeführtes Bildwerk gewidmet; es war 1298 verfertigt und befand sich an zwei Capitälern der Kanzel gegenüber, wurde aber 1685 um Aergerniss zu verhüten weggehauen: jetzt haben wir davon nur noch Fischarts Beschreibung und Abbildung [1]). Es war eine freiere Widerholung der Schilderung vom Begräbniss des todten, scheintodten Fuchses, womit der französische *Roman de Renart* schliesst. Das eine Capitäl stellte den Zug mit der Leiche dar: voran der Bär, Weihkessel und Weihwedel in den Händen (Bruno); ihm folgen der Wolf mit dem Kreuz, der Hase mit der Kerze; hinter diesen die Bahre mit dem Fuchs, getragen von Eber und Bock; unter ihr am Boden kauernd der Affe. Am andern Capitäl befand sich das Todtenamt: am Altar mit Kelch und Buch steht, in letzterem lesend, der Hirsch, und hinter ihm der Esel, welchem der Kater ein gleichfalls aufgeschlagenes

---

1) Fischarts Dichtungen v. Kurz, Bd. 3, S. 57 fgg.

Buch vorhält. Der Bär erscheint auch sonst noch an geistlichen Handlungen betheiligt: so befindet sich an einem Hause zu Breslau ein grosses Bild, das den Bären auf der Orgel und zuhörende Thiere darstellt: vgl. Haupts Zeitschr. 6, 185. Mit dem 14. Jahrhundert folgt auch in der bildenden Kunst auf die Thiersage die Thierfabel. Im *Reinke*, Buch 3, Capitel 8—12, ist von Bildwerken solches Inhaltes die Rede, die sich auf dem Rahmen eines Spiegels befinden: vgl. den zweiten Theil des Reinaert. Die Lust der Künstler und der Beschauenden begnügte sich aber nicht mit solcher Darstellung bloss einzelner Scenen: schon im Uebergang vom 12. zum 13. Jahrhundert hielt die Kunst Schritt mit der Dichtung, und es wurde der ganze lang fortschreitende Verlauf eines Epos bildlich dargestellt. Ein Werk dieser umfassenderen Art, und wohl das einzige, befindet sich hier in Basel. Die Pfeilerfriese in der Crypta des Münsters, wovon die Mittelalterliche Sammlung einen Abguss besitzt, enthalten so ziemlich den ganzen Inhalt von Isengrims Noth, namentlich die Krankheit und Heilung des Königs Löwen: das zu Grunde liegende Gedicht war kurz vorher im Elsass verfasst worden. Ein zweites Denkmal der Art befindet sich zu Lübeck, es ist nicht Stein, noch Holz, noch Malerei, sondern eine Stickerei mit bunter Wolle auf weisse Leinwand: das Tuch diente früher als Altardecke und gehört dem Stile nach noch ins 14. Jahrhundert; den Wappenschilden nach, die am Rande angebracht sind, stand der Stifter, vielleicht eine Frau, die zugleich die Stickerinn war, in verwandtschaftlicher oder sonst persönlich naher Beziehung zu den Grafen von Schauenburg und von Lippe, die damals in Holstein herrschten. Hier finden wir eine ganze Anzahl von Einzelbildern aus der Geschichte und Fabel des Wolfes und des Fuchses; ausserdem sind um das Tuch noch weiter auszufüllen allerhand abenteuerliche andre Thiergestalten angebracht. Vgl. die Abbildung und Besprechung in der Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde 1, 122 fgg. Die Einmischung einzelner Bilder, die nicht aus der Epik, sondern aus der Fabel entnommen sind, entspricht dem Gang, welchen damals die Thierdichtung nahm: für jenen Theil Deutschlands war sie auch den Laien nahe gelegt durch die Uebersetzung der Fabeln Avians von Gerhard von Minden. In Bezug aber auf die Thiersage ist die Lübecker Altardecke von

ganz besonders erheblicher Bedeutung. Sie bezeugt die Bekanntschaft mit derselben auch in diesem Theile des deutschen Sprachgebietes, im Nordosten Deutschlands, in Niederdeutschland. Und dieses Zeugniss steht nicht vereinzelt da. Wenn es auch dort keine litterarisch ausgebildete Thierepik gab, so wird doch das Leben der Sage noch anderweitig bezeugt, bezeugt für das 14., dann auch für das 15. Jahrhundert durch den Gebrauch einiger Thiereigennamen, die von den sonst üblichen eigenthümlich abweichen. Der Name Reinhart wird hier gegen die sonst nicht übliche Verkleinerungsform *Reineke* vertauscht. Einer der ältesten Texte jener niederdeutschen Vogelgespräche schliesst mit dem ironischen Rathe des Fuchses: *Wultu hebben vrede, lat Reineken lopen mede* (Ettmüller, Wizlaw S. 68): gleichzeitig ist diese Namensform auch in ein mitteldeutsches Gedicht übergegangen, wo all die andern Thiere appellativ benannt sind, der Fuchs aber *Reineke* heisst: vgl. J. Grimm, R. F. 432 fgg. Noch abweichender verhält es sich mit dem Namen des Hasen: im flämischen Reinaert heisst derselbe *Cuwaert*, wie im französischen *Roman de Renart Coars*, (neufranzösisch *couard*, feige, memmenhaft: italiänisch *codardo*, von *coda, cauda*, der sich hinten hält): in Niederdeutschland dagegen heisst er *Lampe*, d. i. Lamprecht, Lambert, mit deutlichem Bezug auf die Thiersage. In Pommern wurde dieser Name schon 1465 gebraucht. Thomas Kantzow nämlich berichtet in seiner Pommerischen Chronik (Pomerania 2, 127) von einem Raubritter Zacharias Hase, dessen Burg 1465 gebrochen wurde; unter den Feinden und Belagerern befand sich der Marschall des Herzogs, Clawes Vos (d. i. Niclaus Fuchs). Auf diess Ereigniss wurden folgende Reime gemacht: „*Ick arme Hase Ligge nu im grase; Kame ick averst herut, Vos, ik torite dine hut. Vos andeworded: Ach, Lampe, du bist dôrt? Ich hebbe ni gehôrt Enen hasen je so wrêt* (grausam), *Dat he enem vos sine hut torêt.*“ Hier ist also der Name Vos nicht geändert, aber für Hase ist der Eigenname Lampe gesetzt.

Die Lübecker Stickerei und diese Bemerkungen über Reinke und Lampe haben uns nach Niederdeutschland, zugleich haben uns die letzteren und ebenso früher die geschichtliche Uebersicht der deutschen Fabeldichtung bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts geführt, eben dahin sind wir auch schon mit der Nennung Heinrichs von Alkmar gelangt, des Holländers der den flämischen

Reinaert übersetzt hat. Wir bleiben, um nun endlich auch von unserem *Reinke de vos* zu reden, in der gleichen Zeit und auf dem gleichen geographischen Boden stehn, müssen jedoch den Ausgang für diese unsre Schlussbetrachtung im obersten Deutschland, auf alamannischem, auf elsässischem Boden nehmen, von dem namhaftesten und bedeutendsten Gedicht, mit welchem die hochdeutsche Litteratur des Mittelalters ihr Ende nimmt, von dem Narrenschiff Sebastian Brants, des berühmten Humanisten und Rechtsgelehrten zu Basel und Strassburg. Seine satirische Lehrdichtung war der Ausdruck der verzweiflungsvoll ironischen Stimmung jener Zeit der Zertrümmerung des alten und der Gährung eines neuen Lebens und trug zur Verstärkung und Verbreitung dieser Zeitstimmung bei: alles Leben und Treiben der Menschen erscheint dem Dichter als eine grosse Fastnacht, als eine Narrheit Aller, aber in dem ernst biblischen Sinn, wo Weisheit und Gottesfurcht eins sind, also auch der ein Narr ist der die Gebote Gottes übertritt. Brants Werke wurde der Eingang dadurch erleichtert, dass es nicht systematisch aufgebaut ist, sondern eine Reihe abgerissener einzelner Capitel enthält, deren Betrachtungen jedesmal ihren Ausgang nehmen von einem Bild und einem Spruch, welche darüber gesetzt sind, oder in diesen ihre kürzeste Zusammenfassung finden. Das Narrenschiff erschien zuerst hier in Basel 1494; sofort wurde es in die Sprache aller Welt, ins Lateinische, übersetzt, bald auch in mehr als eine Volkssprache, ins Französische, ins Englische, ins Niederländische. Auch eine niederdeutsche Uebersetzung ist erhalten in der Rostocker Ausgabe von 1519. Es muss aber noch eine davon verschiedene, ältere gegeben haben, die schon 1497 zu Lübeck erschien und wahrscheinlich von Hermann Barckhusen verfasst und gedruckt war: vgl. die scharfsinnige Combination Zarnckes in Haupts Zeitschrift 9, 380 (Narrenschiff S. XCVIII fg.)[1].

In eben diesem Lübeck nun erschien gleich das Jahr darauf, 1498, die erste Ausgabe des niederdeutschen Gedichtes, von dem jetzt noch ausführlicher zu reden ist, erschien zuerst der *Reinke de vos*. Schon dieses Zusammentreffen in Ort und Zeit weist auf eine nähere innere Beziehung zwischen beiden Werken, dem Narrenschiff und dem *Reinke de vos*, hin und erweckt die Ver-

1) Vgl. Haupts Ztschr. 11, 375.

muthung, dass die Bearbeitung des Narrenschiffs Anstoss gegeben habe zu der des Reinke. Solch eine Beziehung ist auch sonst unverkennbar. Der Grundton des Narrenschiffes, der Gedanke, dass alles Treiben der Welt nichts als eine grosse sittliche Verkehrtheit und der Vertreter der Menschheit in kürzester Auffassung der Narr sei, findet seinen Widerklang in der jetzt üblichen Gestaltung der Thiersage, wo der Fuchs die Hauptperson ist und wo seine Geschichte veranschaulicht, wie die Falschheit obenan sei und die Bosheit siege und herrsche. Beidemal ist es wesentlich dieselbe Idee, nur im Reinke enger gefasst, wie der einmal gegebene epische Stoff dazu nöthigte. Und wie die Thiersage ausser der Dichtung noch vorzüglich lebte in Bildern und Sprichwörtern, die auf sie sich begründeten, wie man vorzüglich gewohnt war sie in diesen beiden Formen täglich vor Aug' und Ohr zu haben (ich erinnere gerade an die Lübecker Altardecke), so standen auch im Narrenschiff, wie wir vernommen haben, Bild und Spruch Capitel für Capitel zu allervorderst und an der Spitze der satirischen Belehrung. Der Zusammenhang wäre noch unzweifelhafter, wenn sich auch eigentliche Entlehnungen aus dem Narrenschiff im Reinke nachweisen liessen. Dazu bot jedoch weder das eine noch das andre Gedicht viel Gelegenheit. Gleichwohl giebt es auch hievon wenigstens ein Beispiel und ein recht schlagendes. In der Vorrede des Narrenschiffes, V. 53 fg. lesen wir: *Hie findt man der welt ganzen louf: Diss büchlin wurt gůt zů dem kouf.* Damit übereinstimmend heisst es am Schlusse des Reinke V. 6839 fg.: *Dit bôk is sêr gût tô deme kôp: hir steit vast in der werlde lôp.*

So ist, während das Narrenschiff selbst nirgend auch nur den leisesten Bezug auf die Thiersage nimmt (ein Beweis mehr, wie im obern Deutschland und selbst in der engeren Heimat von Isengrims Noth die Thiersage damals verklungen war), dennoch durch einen Anstoss, der vom Narrenschiff kam, die Thierepik noch einmal ins Leben gerufen und aufs neue in die deutsche Litteratur eingeführt worden, und zwar auf niederdeutschem Boden. Und hier war das möglich: hier war sie noch nicht in dem Maass erstorben: Zeugnisse, wie sie dort noch in der Erinnerung lebte, haben wir aus dem 15. Jahrhundert, in Lübeck aus dem 14. Jahrhundert kennen gelernt.

Dieser niederdeutsche Reinhard Fuchs ist nun freilich kein

selbständiges und originales Gedicht, sondern eben wie das niederdeutsche Narrenschiff nur eine Uebersetzung, und zwar aus dem Holländischen, die niederdeutsche Uebersetzung jener holländischen Uebersetzung des flämischen Reinaert, die Heinrich von Alkmar angefertigt hat. Dass der Reinke kein Original sei, dass er auf den flämischen Reinaert zurückgehe, hatte jeder bemerken müssen, sobald diess flämische Gedicht war bekannt geworden; den genaueren Verhalt, dass Heinrich von Alkmar als Vermittler zwischen inne stehe, kennt man freilich erst, seitdem man jene wenigen Blätter kennt, die einstweilen der einzige Ueberrest der holländischen Bearbeitung sind. Es kann also auch nicht mehr so, wie das früher und lange Zeit geschehen ist, von einem Dichter des niederdeutschen Reinhard Fuchs gesprochen und nach dessen Person und Namen geforscht werden. Man hat da lange zwischen zwei Namen geschwankt und hin und her gestritten. Einmal Heinrich von Alkmar, dessen Name als der des Dichters allerdings in der Vorrede steht: jetzt wissen wir, dass auch diese Vorrede nur aus dem Holländischen übersetzt und Heinrich von Alkmar der Name des älteren holländischen Bearbeiters ist. Sodann Niclaus Baumann, der zuerst in Diensten des Herzogs von Jülich, dann von Neidern verdrängt in denen des Herzogs von Mecklenburg gestanden habe und zu Rostock 1526 gestorben sei; den ganzen Inhalt habe dieser ersonnen um im Fuchs Reinhard und dessen Geschichte den neidischen und verläumderischen Kanzler des Herzogs von Jülich satirisch darzustellen: solcher Ansicht war George Rollenhagen, Vorrede zum Froschmeuseler (1595). Die einzige Nachricht der Art fällt aber erst 100 Jahre nach dem ersten Erscheinen des Gedichtes; sie musste auch sonst schon aus noch allerlei andern Gründen verdächtig scheinen (Haupts Zeitschr. 9, 375 fgg.): Rollenhagen meint z. B. auch, der niederdeutsche Reinhard Fuchs sei zuerst 1522 gedruckt worden, während es eine Ausgabe von diesem Jahr gar nicht giebt und der erste Druck vielmehr eben in das Jahr 1498 fällt. Aber wie gesagt, von einem Verfasser und gar einem, der die ganze Dichtung erst zum Zwecke persönlicher Satire ersonnen habe, kann hier überhaupt nicht gesprochen werden, und im besten Falle dürfte Niclaus Baumann nur als Uebersetzer bezeichnet werden. Aber selbst hiezu ist seine Persönlichkeit nach allem, was man mit geschichtlicher Zuverlässigkeit über ihn weiss,

nicht angethan, und viel besser begründet erscheint die von Zarncke in Haupts Zeitschrift 9, 381 fgg. aufgestellte und begründete Vermuthung, Uebersetzer und Drucker der ersten Ausgabe des niederdeutschen Reinhard Fuchs, der Lübecker Ausgabe von 1498, sei derselbe gewesen, dem die Lübecker niederdeutsche Uebersetzung des Narrenschiffes von 1497 beizulegen ist, Hermann Barckhusen.

Lassen wir aber auch diese Vermuthung auf sich beruhen, so viel steht fest und ist keine blosse Vermuthung, sondern steht mit urkundlichem Augenscheine fest, dass *Reinke de vos* nur aus dem Holländischen übersetzt ist. Allerdings übersetzt in derjenigen Art, wie man damals bei dergleichen Arbeiten zu verfahren pflegte, halb mit getreuem Anschluss an das Original, halb auch wieder, wo es geboten oder doch erlaubt schien, mit freier Abweichung von demselben. Auf der einen Seite also auch hier wie bei Heinrich von Alkmar die Eintheilung des dichterischen Textes in Bücher und Capitel und die Begleitung dieser Capitel mit prosaischen Ueberschriften und Ausdeutungen. Im Anfange des zweiten Buches hat dieser Wechsel von Prosa und Poesie zu einer Verkürzung der letzteren geführt: Dinge, die in Versen gesagt sein sollten, werden in Prosa vorgetragen: ob diese Mangelhaftigkeit und Lückenhaftigkeit auch schon bei Heinrich von Alkmar vorhanden gewesen sei, ist nicht zu ersehen, da für diese Stelle des Gedichtes kein holländisches Bruchstück vorliegt. Sodann sind wiederholendlich Ausdrücke festgehalten, die nicht niederdeutsch sind, so dass an solchen Stellen eigentlich gar nicht übersetzt ist. Einmal werden dergleichen fremde Worte ausdrücklich gekennzeichnet: in der zweiten Vorrede (bei Lübben S. IV) lesen wir: *de hampster, hasen, kaninen, de froien* (eine Art Wiesel, Frettchen?), *strîpen, de so westwart werden genomet:* der Uebersetzer wusste hier offenbar kein niederdeutsches Wort. Nicht selten aber hat er auch sein Original falsch verstanden oder gar nicht verstanden, wodurch Verkehrungen des rechten Sinnes entstanden. Andrerseits aber kommen Abweichungen vor, und zwar bewusste und geflissentliche. Freilich lässt sich deren Maass und Art nicht recht erkennen, da von der Bearbeitung Heinrichs von Alkmar zu wenig erhalten ist. Bedeutend sind die Abweichungen gegenüber dem flämischen Reinaert: das Personal ist, wie wir später noch sehen werden, weniger zahl-

reich, und der Text ist hier gemehrt, dort gemindert, so dass der Reinaert 1816 Verse zählt, während der Reinke deren 6844 enthält. Am wesentlichen Inhalt, am eigentlichen Sinn wird dadurch jedoch nichts geändert. Wir wissen nun aber nicht, ob schon Heinrich von Alkmar alles das so umgestaltet habe, oder erst Hermann Barckhusen. Einiges aber kann mit Sicherheit als Abweichung des Niederdeutschen von dem Holländer bezeichnet werden; denn es ergiebt sich theils aus der Verbindung der vom letzteren noch vorhandenen Bruchstücke, theils aus der Sache selbst. Unter den Namen der Thiere und der Menschen finden sich z. B. einige, die Heinrich von Alkmar nicht so hatte noch so haben konnte: er nennt den Fuchs Reinaert, im niederdeutschen Gedicht heisst er mit abkürzender und verkleinernder Form Reinke oder Reineke, nur einige Male, und zwar im Reim, Reinart: so V. 2059 u. a. Der Hahn heisst im Reinke Hennink, während Heinrich von Alkmar ihm den französischen Namen Cantecleer (Singehell) giebt; der Kater Hinze, nicht wie in der holländischen Bearbeitung Tibaert, Tibert: der Hase führt niederdeutsch den Namen Lampe (wir haben gesehen, dass er in Pommern schon vor der niederdeutschen Uebersetzung so hiess): Heinrich von Alkmar wird nicht so, er wird wahrscheinlich Cuwaert gesagt haben. Gleiches ist von noch anderen theils nachzuweisen, theils zu vermuthen: doch davon später. Sodann ist die geographische Anberaumung zum Theil zwar die des Originals, die Oertlichkeiten sind meist niederländisch: aber es finden sich auch niederdeutsche, auf die Heinrich von Alkmar nicht konnte verfallen sein, auf die erst der Niedersachse, der Lübecker verfiel um die Dichtung den neuen Lesern heimatlicher zu machen. So heisst es V. 4880 *von Poitrow an wente to Luneborch*: Poetrau ist ein Dorf im Lauenburgischen, wenige Meilen von Lüneburg entfernt. Noch bezeichnender aber ist V. 2485 die Einführung von Lupke, Lübeck, und gar V. 6168 und 6712: dort wird *de abbet van Slukup* erwähnt (d. h. Schluckhinunter): Slukup ist ein Grenzort des Gebietes von Lübeck, der wegen seiner Lage wichtig und von je her befestigt war; er hiess darum auch Vretup (d. h. Frissauf): vgl. Haupts Zeitschrift 11, 374. Vers 6712 erwähnt *velemeisters von Krummesse:* so heisst ein Dorf an der Grenze von Lübeck gegen Lauenburg (vielleicht stehen sogar Vers 1517 fgg. in Beziehung auf die Lübecker

Stickerei). Auf dieselbe Art wie in diesen Beispielen sind Lübische Ortsnamen auch in die Uebersetzung des Narrenschiffes gebracht worden: vgl. Haupts Zeitschr. 11, 375.

Von jener ersten Ausgabe des Jahres 1498 ab sind bis auf den heutigen Tag immer neue erschienen. Sie zerfallen in zwei Classen. Die ärmere an Zahl ist die erste, die ältere: sie bietet den Text mit der ursprünglichen Gestalt der Glosse, um die zugesetzten prosaischen Auslegungen und Anwendungen in Kürze so zu benennen: hieher gehören die Lübecker Ausgabe von 1498 und die Rostocker von 1517. Vollständige Neudrucke der erstern wurden veranstaltet von Hackmann, Wolfenbüttel 1711, von Gottsched, Leipzig 1752, von Lübben, Oldenburg 1867. Auch Hoffmann von Fallersleben, Breslau 1834 und 1852, folgte dem Lübecker Druck, aber ohne die Vorreden und die Glosse abzudrucken. Die zweite Classe beginnt mit dem Rostocker Druck von 1539: die frühere Glosse, die noch im Boden der alten, katholischen Kirche gewachsen war, ist in dieser Ausgabe vom protestantischen Standpunkt aus umgearbeitet oder vielmehr gegen eine ganz neue vertauscht; diese ist sehr weitläuftig und durchwoben mit zahlreichen Anführungen aus damals beliebten Büchern; dagegen ist hier der Name Heinrichs von Alkmar aus der Vorrede verschwunden: wessen Arbeit die protestantische Glosse sei, ist unbekannt. Eine Probe des Unterschiedes und Gegensatzes giebt die Vergleichung der alten und der neuen Glosse zum 6. Capitel des 4. Buches. Vom neuglossierten Texte erschienen im 16. und 17. Jahrhundert viele Abdrücke, zu Rostock, Hamburg und anderwärts; der Text wurde aber immer verwahrloster. Auf Ausgaben dieser zweiten Classe beruht auch die neue von Bredow, Eutin 1798; die von Scheller, Braunschweig 1825, entbehrt, wie die von Bredow, der Glosse und ist unbrauchbar wegen der willkürlichen Zusammenmischung der Texte und der eigenmächtigen Aenderungen, dann auch wegen der abenteuerlichen ganz sprach- und geschichtswidrigen Schreibung.

Die zwei Ausgaben der ersten Classe, die mit der alten, katholischen Glosse, gehören zu den grössten Seltenheiten: vom Lübecker Druck sind nur noch zwei Exemplare, vom Rostocker gar nur eines vorhanden. Dieser Umstand bezeugt, wie eifrig das Buch gelesen wurde, dass es so fast gänzlich aufgebraucht ist; vielleicht wurde es auch durch den Eifer katholischer und

protestantischer Geistlicher beseitigt, von jenen, weil sie an der Glosse, von diesen, weil sie an dem Texte Anstoss nahmen. Gleichviel, wenn in der ganzen vierzigjährigen Zeit von 1498 bis 1539 nur diese zwei Ausgaben erschienen, so genügten sie um das Bedürfniss zu befriedigen. Erst von der Ausgabe von 1539 an wurden die Drucke häufiger, von da bis zu Ende des 16. Jahrhunderts erschienen deren wenigstens acht. Nun aber enthielten sie eben die neue, die protestantische Glosse: mit dieser trat das Buch in die frische Strömung ein, welche durch die Reformation in das Leben und die Litteratur Deutschlands gekommen war. Nun war es auch nicht mehr so, wie bisher, eingeschränkt auf Niederdeutschland und die niederdeutsche Sprache: 1550 und 1562 wurde es auch zu Frankfurt am Main gedruckt, und zwar niederdeutsch in dieser oberdeutschen Stadt. Und noch mehr, es wurde nun, im 16. Jahrhundert, auch in die hochdeutsche und in andre fremde Sprachen übersetzt, in die französische (und welch ein weiter Umweg war das, auf welchem damit der Reinhard Fuchs wieder nach Frankreich kam!), in die dänische (J. Grimm, R. F. CLXXIX) und aus dieser im 17. Jahrhundert auch in die schwedische und isländische (J. Grimm, ebenda fg.), im gleichen 17. Jahrhundert auch in die englische und sogar in die holländische, aus der es nach Niederdeutschland gekommen war. Das Wichtigere aber für uns und überhaupt ist die hochdeutsche Bearbeitung des 16. Jahrhunderts. Durch diese wurde nun, nachdem Deutschland, jenen Winkel im Nordosten abgerechnet, schon längst alle Thiersage hinter sich gelassen hatte, der Fuchs Reinhard aufs neue ein allgemeines Nationaleigenthum; es war diess Gedicht das letzte, das jüngste Glied in der langen Genealogie der Thierepik, der äusserste, entlegenste und in seinem Ursprung ein nicht einmal mehr recht deutscher Spross, den der uralte Baum der Thiersage getrieben hatte: gerade diesem wurde nun dadurch, dass gerade jetzt die grosse litterarische Bewegung ihn mit in sich aufnahm, die lebensvollste Einwirkung auf die übrige Litteratur des Zeitalters verschafft und ein so langer Fortbestand gesichert, wie dessen kein früheres Erzeugniss der Thierepik sich rühmen darf, ein Fortbestand Jahrhunderte lang bis auf den heutigen Tag: es sollte nun und von nun an auch in der Litteratur sich bewähren, welch ein zähes Leben der Fuchs hat.

Der Verfasser jener älteren hochdeutschen Umarbeitung des Reinke war Michael Beuther, ein sonst nicht sonderlich bekannter Name: auch hat sein Reinike Fuchs keinerlei dichterisches Verdienst, das Original ist durch Missverstand und Unverstand und Ungeschick mannigfach misshandelt: aber auch so hat der Bearbeiter den Reiz, den zumal für seine Zeitgenossen diese mit Lehre und Spott getränkte Erzählung hatte, nicht verwischt: auf den ersten Druck von 1544 sind noch bis zum Jahre 1617 deren mindestens zwölf gefolgt. Und als man im weitern Verlauf des 17. Jahrhunderts keinen Gefallen mehr fand an der eintönigen Gleichmässigkeit der paarweis reimenden Verse von 8 oder 9 Sylben, da wurde 1650 und 1662 von der Hand eines Ungenannten eine Umdichtung veranstaltet in allerhand bunt wechselnden Strophenformen. Und noch eine andre Umgestaltung beruht auf dem Grunde von Beuthers Arbeit: das 16. Jahrhundert, dessen deutsche Litteratur Hand in Hand mit lateinischer gieng und dessen Gelehrte sogar einen Gedichtstoff lieber in Latein als in Deutsch gekleidet sahen, hat dieses Gewand auch dem Fuchs Reinhard verschafft: der Titel dieser Bearbeitung lautet: *Speculum vitae aulicae. De admirabili fallacia et astutia Vulpeculae Reinikes libri quatuor auctore Hermanno Schoppero* (aus Neumarkt in der Oberpfalz): sie wurde von 1566 bis 1595 siebenmal gedruckt: die achtsylbigen deutschen Verse sind hier durch iambische Dimeter wiedergegeben; auch die Glosse hat Schopper lateinisch beigefügt.

Das 16., 17. Jahrhundert blieb jedoch nicht stehn bei dem blossen Uebersetzen ins Hochdeutsche und ins Lateinische und bei dem blossen Lesen dieser Uebersetzungen und des Originals: in beiderlei Gestalten hat der Reinhard Fuchs auch befruchtend auf die nachwachsende übrige Litteratur selber eingewirkt. Es war das natürlich, es konnte nicht wohl anders sein. Die Fabeldichtung stand in frischer voller Blüte: der humanistisch gelehrte Sinn, der das Jahrhundert beherrschte, machte das alte äsopische Muster neu und doppelt werth, und auch Luther empfahl die äsopische Fabel; zugleich, was sich damit von selbst verband, liebte und lobte er, und sein Urtheil war maassgebend für die Meisten, den Reineke Fuchs, den er, der geborene Niedersachse, auf niederdeutsch las: vgl. Matthesius im Leben Luthers S. 126a der Nürnberger Ausgabe von 1583: „auf ein ander Zeit bracht

Doctor mit sich den sächsischen Renkefuchs: den lobt er für ein werklich Gedicht und lebendige Contrafactur des Hoflebens." Daher nun immer anwachsend stärkere Spuren des Fuchses innerhalb der deutschen Fabeldichtung und weitere Entwickelungen derselben, die sichtlich nur durch den Einfluss dieses letzten deutschen Thierepos hervorgerufen sind. Zwar in den zahlreichen Fabeln von Hans Sachs findet sich noch nichts der Art, wohl aber ihm gleichzeitig bei denen, die als Fabeldichter bedeutender sind denn er, bei Burkard Waldis und Erasmus Alberus. Beide haben, der erstere 1548 eine grössere, der zweite 1550 eine kleinere Sammlung von Fabeln, theils aus Aesop, theils doch in aesopischer Weise der Auffassung herausgegeben, beide aber nicht bloss in der altgewohnten Art aller älteren deutschen Fabeldichtung mit behaglicher epischer Breite des erzählenden Theils, sondern mit noch viel bestimmteren Merkmalen gerade auch einer vom Reineke Fuchs geübten Einwirkung. Alberus kannte denselben und rühmt ihn hoch in der Vorrede seiner Fabeln (J. Grimm, R. F. CCXIII); auch aus Dankbarkeit dafür, dass Schriften von ihm selbst auch in der neuen Glosse benutzt wurden; was er sichtlich sich von da her angeeignet (vergl. oben S. 306.), das ist seine Gewohnheit die Ereignisse der Fabeln heimatlich zu localisieren: den Anfang jeder Fabel macht eine dem dienende Ortsbeschreibung. In anderer, noch vollerer Weise zeigt sich die Einwirkung des Reineke Fuchs bei Burkard Waldis. An ihn mochte der Reineke Fuchs schon ehe es eine hochdeutsche Uebersetzung gab, schon in seiner niederdeutschen Urgestalt herangetreten sein: ein Theil seiner Fabeln ist älter als vom Jahre 1544, er hatte die Dichtung derselben schon da er in Riga lebte angefangen: in Riga sprach man damals niederdeutsch, und er selbst hat dort 1527 ein niederdeutsches Spiel vom verlorenen Sohn aufführen lassen. Er nun hat aus dem Reineke Fuchs sich das angeeignet, dass er gern und sogar da, wo er eigentlich und ursprünglich aesopische Fabeln vorträgt, den Thieren die epischen Eigennamen giebt (J. Grimm, R. F. CCXIII); den Wolf nennt er also Eisengrimm, den Hahn Henning, den Fuchs jedoch nicht Reinike, sondern Reinhart, weil er sich des Sprachunterschiedes bewusst ist, wie er denn auch Îsengrîm gegen Eisengrimm vertauscht; einmal, 1, 59, heisst bei ihm der Fuchs auch Herr Reynolt, diess wohl

auf Anlass der *Fabulae extravagantes,* wo, wie wir früher gesehen, bereits die gleiche Entstellung vorkommt.

Der hauptsächlichste Ausfluss aber des Reineke Fuchs in die hochdeutsche Litteratur herein gehört ganz an das Ende des 16. Jahrhunderts: ich meine den Froschmeuseler von Georg Rollenhagen, gedruckt 1595; ein Werk, das nicht aus einzelnen Fabeln besteht, sondern eine ganzes, weitläuftiges Fabelepos bildet. Anstoss und Grundlage dieses Gedichtes war die sogenannte homerische Batrachomyomachie; dieser ist auch die Art entnommen, wie Rollenhagen seine Frösche und Mäuse benennt, aber sein Werk ist nicht episch wie das griechische Gedicht, sondern durchweg didactisch, stellenweise auch satirisch, also wie der Reineke Fuchs, den er selbst (S. 1. Bv. vw. rw.), nachdem er von ihm auch sonst gesprochen und die grundlose Nachricht von Niclaus Baumann als dem Dichter vorgetragen, als sein Vorbild bezeichnet. Rollenhagen hat aber doch Sinn für die reinere Epik, und die Bekanntschaft mit dem Reineke Fuchs hat ihm Auge und Herz für die volksmässige Thiersage überhaupt geöffnet: unter den zahlreichen Episoden, durch die er seinen einfachen Stoff in eine so überaus weite und breite Ausführung dehnt, kommen auch mehrere Thiergeschichten vor, die der niederdeutsche *Reinke de vos* ihm nicht an die Hand gab, die er anderswoher und wohl auch aus noch lebendiger mündlicher Ueberlieferung schöpfte; z. B. Th. 3. Bch. 1. Cap. 8 wird erzählt wie Ochs, Esel, Hund, Katze, Hahn und Gans ein verödetes Waldhaus in Besitz nehmen und den Angriff des Wolfes durch leeren Schrecken abtreiben: es ist das das zweite Abenteuer des *Isengrimus.* Für die anderen Thiere ausser den Fröschen und Mäusen braucht denn auch er die epischen deutschen Eigennamen, und er nennt den Fuchs Reinick: Rollenhagen war eben ein Niederdeutscher aus Bernau in der Mark Brandenburg, und Rector in Magdeburg.

Wie aber im Froschmeuseler die Haupthelden nicht die der altdeutschen Thiersage, nicht der Wolf, der Fuchs u. s. w. sind, sondern eben Frösche und Mäuse, so hat Rollenhagen zwei anderen Schriftstellern, die alsbald, im Beginn des 17. Jahrhunderts, auf ihn gefolgt sind, ein Vorbild gegeben die satirisch lehrhafte Thierdichtung auch noch in andrer Weise freier mit noch anderem Personal zu erweitern: *Lycosthenes Psellionoros Andro-*

pediacus, d. h. Wolfhart Spangenberg aus Mansfeld dichtete nämlich 1607 den Ganskönig, „ein kurtzweylig Gedicht, von der Martins Ganss: wie sie zum König erwehlet, resigniret, jhr Testament gemacht, begraben, in Himmel und an das Gestirn kommen;" ein reizvolles Gemisch von Humor und Pedanterei, in engste Verbindung gebracht mit dem fröhlich festlichen Schmause der Martinsgans. Sodann 1617 der Eselkönig, worin erzählt wird, wie der Esel zum Nachfolger des verstorbenen Löwen ernannt wird; eine Geschichte, die schon in früherer Zeit umgieng (J. Grimm LIII), auf die vielleicht bereits Freidank anspielt, wenn er S. 140, 3 sagt: *swâ man den esel krönet, da ist daz lant gehönet.* Dieses Werk wurde nach unbekannter Quelle oder nach dergleichen blossen Winken und Andeutungen 1608 von Wolfhart Spangenberg entworfen und 1617 von einem unbekannten Verfasser ausgeführt; gedruckt erschien es 1625. Der Verfasser nennt sich pseudonym Adolph Rose von Creutzheim mit spottendem Bezug auf die Kabbalisterei des Geheimbundes der Rosenkreuzer, denn auch gegen diese Seite hin wendet sich hier die scharfe und bittere Satire. Die vielen vorkommenden Thiere sind alle mit Eigennamen benannt; einige wie im Reineke Fuchs, der Fuchs eben Reinike, der Hund Wacker (Wackerlos); andere, auch solche die sich im Reineke Fuchs finden, anders; z. B. der Löwe heisst Grimbart, der Bär Brummer, der Wolf Leutsch, der Esel selbst Simpel. Das ganze Werk ist in Prosa abgefasst. Als mit antreibendes Vorbild bezeichnet auch der Verfasser des Eselkönigs in der Vorrede den Reineke Fuchs.

Von da an hat die Thierdichtung wiederum geruht, wie auch nach dem Jahre 1662 einstweilen keine hochdeutsche Bearbeitung des Reineke Fuchs mehr ist herausgegeben worden: aber darum war sie nicht erstorben, nicht der Nation aus den Augen geschwunden. Das 17. und 18. Jahrhundert entlang erschienen fortgesetzte Ausgaben des niederdeutschen Originals, und endlich brachte das Jahr 1794 eine neue Umarbeitung in die hochdeutsche Sprache, die von Göthe. Er war damit schon länger bekannt und gedenkt in seinem Briefwechsel des Interesses dafür schon 1778 (Goedeke 2, 804). Im Jahre 1793 begann Göthe die Bearbeitung um der ihm leidigen Welthändel, der Revolution zu vergessen. Im Druck erschien die Bearbeitung 1794, in 12 Gesängen. Sie ist in Hexametern abgefasst, was dem alten

Gedicht einen neuen Reiz verleiht: wie bei der Batrachomyomachie ist ein Schimmer unabsichtlicher Parodie der homerischen Heldendichtung darüber ausgegossen. Die alterthümliche Derbheit und Rohheit hat Göthe verfeinert und veredelt, so dass nun auch sprödere Leser sich dem Gedichte nähern mögen. Die Hauptsache ist, dass hiemit der Reineke Fuchs für alle Zeit der deutschen Litteratur angeeignet war, dass er nun in noch viel weiter ausgedehntem Maasse und höherem Sinn, als im 16. Jahrhundert, ein Gemeingut der Nation wurde.

Der Ausgabe von 1846 wurden Bilder von Wilhelm Kaulbach beigegeben, wie derjenigen Gottscheds solche von Everdingen. Sie sind werthvoll durch Composition und naturgetreue Auffassung der Thiere, die von Kaulbach auch durch den charakteristischen Gesichtsausdruck. Ebenso illustriert waren auch all die älteren Ausgaben vom Ende des 15. bis 17. Jahrhunderts, und zwar die niederdeutschen wie die hochdeutschen und lateinischen; auch schon die Bearbeitung Heinrichs von Alkmar war mit Holzschnitten ausgestattet. Besonders gut sind die Bilder von Jost Ammann und Virgilius Solis. Hier überall, namentlich in den niederdeutschen Ausgaben, sind die Thiere nicht so naturgetreu dargestellt; die Umrisse ihrer Gestalten sind öfters so verzogen, wie in der Heraldik, namentlich gilt diess vom Bilde des Löwen, das einen Löwen mehr nur bedeutet als darstellt. Aber darin liegt vielleicht eher ein Vorzug: die Bilder passen so besser zu der Dichtung, die ja auch, indem sie vermenschlicht, bald mehr, bald weniger von der eigentlichen Naturtreue abgeht und für die ja auch die Thiere mehr nur Symbolisierungen gewisser didactischer und satirischer Ideen sind.

Göthes Reineke Fuchs: hiemit denn ist die Geschichte der epischen Thierdichtung vollkommen abgeschlossen: im andern und im eigentlichen Sinne war sie das freilich schon mit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, mit dem flämischen Reinaert: denn von diesem an ist alles nur ein Stufengang von Uebersetzung zu Uebersetzung: vom flämischen Reinaert zu der holländischen Heinrichs von Alkmar, von da zu der niederdeutschen, von da zu der hochdeutschen. Die neue freie Dichtung auf dem alten Grund und aus dem alten Stoffe heraus ist schon mit dem flämischen Reinaert zum Stillstande gelangt, und man wird kaum irren, wenn man diese Unfähigkeit zu fernerem Wachsthum,

diese nun halbtausendjährige Unfruchtbarkeit herleitet von der alles durchdringenden Tränkung des Stoffes mit satirisch-didactischer Zweckmässigkeit: was der angeborene und eigentliche Lebenssaft des Stoffes war, das epische Element, musste daran vertrocknen. Aber es erstarb darum nicht, es behielt auch so, wie die Litteraturgeschichte vom 15. Jahrhundert an bis auf unsre Tage zeigt, seinen unverwüstlichen Werth und Reiz, noch für uns wie für die lange Reihe früherer Geschlechter: mit vollem Rechte konnte daher Göthe darauf das Xenion dichten: „Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen? Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut.“

Ausserhalb der Litteratur aber im engern Sinne des Wortes, auf einem still abgelegenen Fleck, wo die Poesie unbeschädigt blieb von der Didaxis, hat denn auch dieser altepische Stoff fort und fort bis auf heut noch ein volleres eigentlicheres Leben bewahrt und sein Wachsthum nicht gestockt. Unter den Märchen der Kinder des Volkes giebt es jetzt noch mehr als eines, das Zeugniss und Erzeugniss der uralten Thiersage ist, mehr als eines, in welchem entweder bloss Thiere unter einander handeln und sprechen oder Thiere in episch belebter Weise mit betheiligt sind an den Thaten und Geschicken der Menschen; einige sind sogar wirkliche alte Thiersagen. Beispiele finden sich genug in der Sammlung der Brüder Grimm: ich verweise ohne die Mittheilungen und Erörterungen weiter auszudehnen auf die Nummern 5. 23. 26. 27. 38. 58. 60. 72—75. 86. 102. Vgl. J. Grimm, R. F. S. CCXVII.

Walther von Klingen,
Stifter des Klingenthals und Minnesänger*).

(Academisches Programm 1845.)

Unter den zahlreichen adlichen Geschlechtern welche uns die Geschichte des Mittelalters im Thurgau zeigt ist eines der ältesten und bedeutendsten das der freien Herren von Klingen: schon jene heil. Wiborad, die Jahre lang bei St. Gallen als Klausnerinn lebte, und zuletzt im J. 925 unter dem Schwerte der hereingebrochenen Ungern fiel, wird von Klingen genannt[1]). Auf dem Gipfel aber seines Glanzes, reichbegütert von Constanz abwärts bis hier in den Schwarzwald, dort in das Aargau und den Baarer Boden hinein, und mit den Mächtigsten rings im Lande befreundet und verschwägert erscheint uns das Geschlecht seit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts. Ganz eigentlich seit dem Beginn: der SanctGaller Abt Heinrich von Klingen, den im engern und im weitern Gebiet die Geschichte wegen seiner Verdienste um das Stift und wegen seiner treuen und streithaften Anhänglichkeit an König Philipp rühmt, war gerade im J. 1200 erwählt worden[2]). Ein Menschenalter nach ihm kam zu den zwei Herrensitzen die das Geschlecht schon früher

*) [Ueber Walther v. Klingen Mone Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins 1, 455. 2, 214. Basel im 14. Jahrh. S. 95 fg. Pfeiffers Germania 9, 148.]

1) Ild. v. Arx, Gesch. d. Cant. St. Gallen 1, 211—216; Pupikofer, Gesch. d. Thurgaus 1, 66—68.

2) Ild. v. Arx a. a. O. 1, 305.

innegehabt, dem Stammhause Alten-Klingen zwischen Constanz und Wyl und dem Schloss Hohen-Klingen ob Stein (die von Klingen waren Kastvögte des dortigen Stiftes) noch ein dritter neugegründeter: Herr Ulrich von Klingen baute im J. 1240 Schloss und Stadt Klingnau an der Aar; den Boden dazu hatte er vom Kloster St. Blasien für andere Güter eingetauscht[1]).

Ulrich starb etwa im J. 1251; er hinterliess von seiner Gemahlinn Ita drei Söhne, Ulrich, Walther und Ulrich-Walther: den letzteren, der 1240 noch gar nicht lebte, als unmündigen Schulknaben[2]). Walther scheint der zweitgeborne gewesen zu sein: die erste Erwähnung der Brüder noch zu Lebzeiten des Vaters[3]) nennt Ulrich vor ihm; aber gleich nach des Vaters Tode, da sie noch in der Erbtheilung begriffen waren, und den ersten frommen Gebrauch von ihrem neuen Besitzthume machten, 1251—53, steht Walther voran[4]), und auch fernerhin ist es immer er, der als Haupt des Geschlechtes den Glanz desselben hält und vertritt und seine Brüder werden kaum noch genannt.

Persönliche Eigenschaften und äussre Verbindungen sicherten ihm solch Ansehn. Seine Gemahlin Sophia (er hatte sie schon als der Vater starb) war aus dem gräflichen Hause von Froburg[5]); von seinen Kindern (auch deren besass er damals schon), fünf Töchtern nämlich, Agnes, Verena, Herzelauda, Katharina und Clara, und einem Sohne Namens Ulrich[6]), ward die zweite

---

1) St. Blasier Urkunde in Gerberts Cod. dipl. hist. Nigræ Silvæ no. 101.

2) Jene St. Blasier Urkunde macht nächst der Gemahlinn Ita nur zwei Söhne, Ulrich und Walther, namhaft; die gleich anzuführende von 1251—53 spricht von Ulrich-Walther als einem *puerulo literis imbuendis apposito.*

3) in der angeführten St. Blasier Urkunde.

4) Schenkung an die Johanniter zu Lüggern, *primo quidem a. d. 1251 m. Martio, paterna hæreditate ac possessionibus adhuc indivisis, post divisionem iterata* 1253, beides zu *Clingenowe:* Herrgott, Geneal. dipl. Habs. Cod. probat. no. 375. Hier im Anfange *nos viri nobiles Walterus et Ulricus dicti de Chlingen una cum fratre nostro Ulrich Waltero;* nachher *inter me Walterum et Ulricum* u. s. f. und *a me Waltero.*

5) *karissimum sororium* nennt ihn Graf Ludwig von Froburg in einer Urk. v. 1263, Herrg. no. 462.

6) Eine Urkunde von 1256 (Anhang no. I) hat die jüngste Tochter noch nicht; in den späteren fehlen wieder die Namen Ulrich und Agnes:

an den Grafen Heinrich von Veringen, Herzelauda und Katharina an zwei Freiherren von Liechtenberg vermählt, deren Geschlecht die Reichsvogtei von Strassburg inne hatte[1]); Katharina sodann in zweiter Ehe an Graf Diepold von Pfirt[2]); Clara endlich (vielleicht jedoch erst nach seinem Tode) an einen Markgrafen von Baden[3]). Nächst dem waren unter den übrigen Herrn in diesem Theil des Reiches besonders die Grafen von Habsburg ihm befreundet: zu häufig wiederholten Malen leisten sie ihm und leistet er ihnen Zeugniss bei der Ausfertigung von Urkunden. Namentlich aber stund er mit dem bedeutendsten dieses Hauses, dem Grafen Rudolf, in engerem Verhältniss. Es war Herr Walther von Klingen den im J. 1271 beim Streit um die Kiburgische Erbschaft der Graf von Habsburg und der Abt von St. Gallen Berthold sich zum Gescheidsmann setzten[4]); und als zwei Jahre nachher die Fürsten Deutschlands im Begriffe waren ein neues und nun wieder ein einheimisches Oberhaupt zu erwählen, da schaute er in einem Traumgesichte den Erfolg voraus den ihre Berathungen haben sollten. Er sah die Fürsten ver-

---

also Clara erst später geboren, Ulrich und Agnes schon frühzeitig weggestorben.

1) Die *Comitissa de Veringen*, die *Dominæ de Liechtenberch* mehrfach in den Urkunden, jene seit 1269, diese seit 1270; nach einer Strassburgischen von 1272 hatte Bischof Walther von Geroldseck den Herren von Liechtenberg 200 Mark Silbers gelobt *ad dominam Katharinam maritandam;* jetzt zahlte sein Nachfolger Heinrich diese Summe an Walther von Klingen aus: Schöpflin. Alsatia dipl. no. 668. Wahrscheinlich eine Mitgift für eben diese zwei Töchter waren die Güter zu Sesenheim *(Sehzinsheim)* und Wisentau im Elsass die Walther im J. 1271 vom Stift St. Blasien eintauschte gegen Güter und Leibeigene *(viginti septem et dimidiam personas)* zu Birdorf, Buch, Kadelburg und Ober-Endingen: Gerbert, Cod. epist. Rudolphi pg. 227.

2) Diepolds Sohn, Graf Ulrich, nennt Walther seinen Grossvater: Urk. v. 1298 bei Herrgott no. 682; ein Jahrzeitrodel des Klingenthales *die von klingen* als Mutter *der von phfirt:* Anhang no. IX; und Diepolds Gemahlinn hiess Katharina: Urk. v. 1278 und 1311, Herrgott no. 576. 713.

3) In den bekannten Urkunden des Vaters kommt sie immer noch als unverehlicht vor; indessen scheint ihre Grabschrift im Klingenthal, die gleich den Jahrzeitregistern sie Markgräfinn nennt, den Vater als noch lebend zu bezeichnen: s. den Schluss dieser Darstellung und Anhang no. IX u. X. Ihr Gemahl war nach Schöpflins Vermuthung (Hist. Zar. Bad. 2, 22) Markgraf Hesso, gest. etwa 1317.

4) Herrgott no. 516.

sammelt und hörte sie sprechen: „Wer von uns diese Krone zu erheben vermag, der soll uns König sein.“ Da versuchte es einer nach dem andern: aber niemand vermochte es. Endlich hub Graf Rudolf von Habsburg kräftiglich die Krone empor und krönte sich[1]). So lagen dem von Klingen die Ehre des Reichs und die seines Freundes in Sinn und Herzen. Ritterlich wie er war, wie ein Bild des vierzehnten Jahrhunderts ihn turnierend darstellt[2]), blieb er nun auch dem Könige auf seinen Heerfahrten treu zu Handen: wenigstens an der gegen Ottocar von Böhmen 1276 nahm er zuvorderst und mit vorsorglicher Berathung Antheil[3]). Und bevorzugt von Rudolf und öfters in dessen Gefolge war er auch jetzt noch. Als dieser den Bürgern von Strassburg 1275 zu Hagenau, denen von Breisach 1275 zu Breisach selbst, denen von Aarau 1283 zu Lautern ihre Stadtrechte verbriefte und bestätigte, musste allemal Walther die Urkunden mit unterzeichnen[4]), und einen Vergleich zwischen Heinrich Bischofe von Basel und Diepold Grafen von Pfirt, 1285 zu Colmar abgeschlossen, bekräftigten mit ihren Namen und Siegeln nur die drei, König Rudolf, Graf Heinrich von Fürstenberg, und Herr Walther von Klingen[5]). Auch mit Geldvorschüssen durfte er seinem Herrn vertraut und dienstlich sein, der reiche dem stäts

---

1) *Dominus de Clingen, vir libere conditionis, personatus, dives et devotus, vidit principes et electores imperii congregatos et dicentes „Quicunque ex nobis hanc coronam levare poterit rex ab omnibus habebitur.“ Singulis autem se probantibus nullus eorum levare potuit eam. Tandem Rudolfus de Habsburc comes coronam potenter elevavit seque coronavit. Visionem hanc eventus subsequens approbavit: eligitur enim in crastino Michahelis anno M.CC.LXXIII.* Chron. Colmar. in Urstisii Germ. Hist. 2, 40. Böhmer Fontes 2, 49.

2) Das Bild das in der Pariser Handschrift mittelhochdeutscher Lyriker seinen Liedern vorangeht: v. d. Hagens Minnesinger 4, 104.

3) Eine charakteristische Besprechung des Königs mit dem von Klingen, die zu Mainz noch im Beginn der Kriegsrüstungen 1276 vorgekommen, berichtet die Colmarer Chronik a. a. O. 41 fg. Böhmer Fontes 2, 53. Und ein Unterthan Walthers, Steinmar von Klingenau, war mit vor Wien (v. d. Hag. 2, 155a.) als Rudolf diese Stadt belagerte: dann wohl auch Walther selbst.

4) das Breisacher in Schöpflins Hist. Zaringo-Bad. 5, 261; das Aarauer in Gerberts Cod. epist. Rudolphi 247 sq.; die Bestätigung des Strassburgischen in Schöpflins Als. dipl. no. 701.

5) Herrgott no. 634.

armen: im J. 1283 war ihm derselbe nicht weniger als 1100 Mark schuldig, zu jenen Zeiten ein sehr grosses Geld; er ward dafür auf die Reichssteuer der Stadt Zürich angewiesen[1]).

Da wird denn auch kein Zweifel obwalten dürfen dass niemand anders als er unter jenem *werden Klinger* zu verstehen sei, den ein Dichter der Zeit und auch ein Thurgauer, der von Wengen, um seine Treue und Milde und Wohlgezogenheit, um alle Tugend rühmt[2]): denn nur er, der so hoch gestellte, konnte so kurzweg *der Klinger* heissen[3]).

Dank habe der werde Klinger, dar gehûset hât
triuwe, milte und dâ bî zuht! die wil er wol behalten.
Daz er sî von dem lande niht vertrîben lât.
des lâze in got nâch sînem willen wunneklichen alten!
Sî hazet leider maniger man;
vor den er sî behalten wil: daz ist in allen swære.
wie schône erz in gebieten kan!
er möht ir niemer baz gepflegen, ob er ein keiser wære.
ir werden froun, ir sulnt im wünschen guoter zit,
sît hôhiu tugent in sînem süezen herzen lît.
er ist erbarmic, unde ist och den friunden guot.
sælde hât in wol dâ her vor aller missetât behuot.

Es waren aber vorzüglich zwei Dinge in denen sich Walthers auch den Frauen gepriesene *tugent* und diess sein Erbarmen bewährte; zwei Seiten auf denen das Bild seines Lebens und seines Charakters, so verblichen es sonst auch sein mag, uns noch anschaulich genug entgegentritt: seine dichterischen Bestrebungen und seine mildthätige Frömmigkeit.

Seine Heimat das Thurgau mit den nächst angrenzenden Gauen von Schwaben war recht eigentlich ein Lieblingssitz des altdeutschen Minnegesanges: so viel Rittergeschlechter, fast ebenso viel Dichter auch hatte diess Land aufzuweisen[4]): die zwei Dienst- und Lehnsherren der meisten unter ihnen, der Abt von St. Gallen und der Bischof von Constanz, giengen darin gelegentlich selbst mit ermunterndem Beispiele voran: grade zu Walthers Zeiten hatte St. Gallen einen Abt der Tagelieder verfasste, Wilhelm

1) Urkunde in Gerberts Cod. epist. 246 sq.
2) v. d. Hagen 2, 144.
3) wie dort in der Colmarer Chronik bloss *Dominus de Clingen*.
4) ein noch mehr als vollständiges Verzeichniss in Lassbergs Vorreden zum ersten und zum zweiten Bande des Liedersaals.

Grafen von Montfort[1]); und auch Heinrich von Klingenberg, seit 1293 Bischof von Constanz, verstand sich darauf, Lieder zu dichten und zu singen[2]). So war denn Walther ringsum von Poesie berührt, von Poeten umschlossen: es giebt nur wenige von ihm ausgestellte oder von ihm mitbezeugte Urkunden in denen nicht sein Name begleitet wäre von irgend einem andern litterarisch bekannten und vielgenannten, den Namen Buchein oder Gutenburg, Hohenfels, Tettingen oder Winterstetten. Und Ein Dichter, der sich zum mindesten durch Eigenthümlichkeit auszeichnet, Steinmar, gehörte mit zu seinen Unterthanen, war Bürger von Klingnau und wohl bei ihm angesehen[3]). Diess dichterische Klima hatte schon darin Einfluss auf ihn gezeigt, dass er die eine seiner Töchter Herzelaude nannte, mit einem ganz romanhaften, aus Wolframs Parzival oder dem Titurel entlehnten Namen[4]): es ergriff ihn noch mehr und bestimmte ihn selber auch die Sangeskunst zu versuchen. Gehörte es doch nach den Vorstellungen des dreizehnten Jahrhunderts mit zu den *tugenden* eines nach feiner Hofsitte wohlgezognen Adlichen, gleichsam als Krone der Ritterlichkeit, den Frauen auch mit Gesange zu dienen, Minnelieder zu singen. Wo Hartmann von Aue in seinem Armen Heinrich alle Vorzüge dieses Herren aufzählt, ist noch das letzte Lob der ganzen Reihe *„er sanc vil wol von minnen.“* Nach solchem Lobe trachtete nun auch Walther.

---

1) *Wem solte daz niht wol gevallen, daz ein abt von Sante Gallen tagliet macht sô rehte schœne, daz Sante Gall sô hôh gedœne durch werltlich êre nie gesanc? des habe sîn abt immer danc daz man dâ bi gedenket sîn:* Renner 53 a. Bamb. Ausg.

2) *er kan wise und wort* Hadlaub v. d. Hagen 2, 280 b.

3) Unter den Zeugen der Klingnauischen Urkunden Walthers kommen auch immer die Brüder Steinmar, Konrad und Berthold, vor.

4) In den Abdrücken der Urkunden zuweilen unrichtig *Hertzelanda* oder *Herzlanda.* Herzelaudens Name gieng dann auch auf ein Schwesterkind über, eine Tochter der Gräfinn Katharina von Pfirt: Herrgott no. 713. In ähnlich romanhafter Weise hiess damals ein Basler Bürger *Vivianus* (Alb. Argent. Urstis. 2, 103 und Urkunden): dieser Name aus Wolframs heil. Wilhelm; andere (in Urkunden) *Wielant:* dieser aus der deutschen Heldensage, eben wie *Schrutan,* der ständige Beiname derer von Winkelried (Herrgott no. 689) welchen ein Lesefehler späterer Zeit in *Struthan* entstellt hat. [*Ezelinus:* Tonjala 3. *Horand* ein Baselbieter Geschlechtsname. Eigennamen aus der Artus- und Parzivalsage: Mone im Anz. 2, 301.]

Nur stellte sich diesem seinem Bestreben mehr als ein Hinderniss in den Weg. Einmal die Ungunst der Zeit. Mochte auch in ihm und in andern die Liebe zur Kunst unerloschen fortwalten, dennoch war, als er die Bahn betrat, die Kunst selber, die rechte Kunst bereits verloren: sie hatte sich überblüht in der reichen Fülle früherer Jahrzehnde. Und wenn im Sinne des Mittelalters die Dichter meist angewiesen waren auf den milden Schutz der Könige und der Fürsten des Reiches, wenn dieser den künstlerischen und den sittlichen Werth dessen bedingte was sie leisteten: so war jetzt auch in dieser Beziehung keine Zeit mehr für ein frisches freudiges Dichten. Rudolfs Regiment war in allen Stücken ein Heil für Deutschland, nur nicht für die Dichtkunst der Deutschen: er besass alle Tugenden eines Königs, nur die der Milde nicht.

Der künic von Rôme engit ouch niht, und hât doch küniges guot.
ern gît ouch niht: erst wærlich rehte alsô ein löu gemuot.
ern gît ouch niht: erst kiusche gar.
ern gît ouch niht, und ist doch wandels eine.
Ern gît ouch niht: er minnet got, und êret reiniu wîp.
ern gît ouch niht: ezn wan nie man sô vollekomenen lîp.
ern gît ouch niht: erst schanden bar.
ern gît ouch niht: er ist wîs unde reine.
Ern gît ouch niht: er rihtet wol.
ern gît ouch niht: er minnet triuwe und êre.
ern gît ouch niht: erst tugende vol.
ern gît ouch leider nieman niht. waz sol der rede mêre?
ern gît ouch niht: er ist ein helt mit zühten vil gemeit.
ern gît ouch niht, der küne Ruodolf, swaz ieman von im singet oder geseit[1]).

1) Meister Stolle, v. d. Hagens Minnesinger 3, 5. In der letzten Zeile ist statt *von* vielleicht *vor* zu lesen: wie der Unverzagte von Rudolf sagt, ebda 45 a. *der meister singen gîgen sagen daz hœrt er gerne, und gît in drumbe niht.* Auch der Schulmeister von Esslingen schilt diesen Geiz des Königs vdH. 2, 137 fg. [Joh. Vitod. S. 21: *liberalis fuit, sed precipue suis militibus sibi fideliter militantibus.* — Grössere Milde von Rudolfs Schwager, dem Grafen Albrecht von Hohenberg: Klage um ihn († 1298) bei Ottocar cp. 671:

Klage, ellendiu diet,
die von kumber dicke schiet
grâf Albrehtes miltiu hant!
ez enwirt in Swâben lant
niemer mê geborn

Denn ihm mussten mancherlei andre Dinge noch angelegener sein, als wie er die Dichter zufrieden stelle. Aber er stund damit nicht allein: er gab ein Beispiel; und wenn auch Walther von Klingen der milden Gaben niemandes bedurfte noch begehrte, immerhin lag in diesem Verhalten seines Herrn und Freundes keine Aufmunterung für ihn. Um so löblicher dass er sich dadurch nicht irren liess, dass er die Kunst dennoch übte, und er für sich doch milde war gegen ärmere Kunstgenossen. Denn jenes Lob aus dem Munde des von Wengen war auch durch Mildthätigkeit verdient.

Aber es kam zu diesem Mangel an Aufmunterung von aussen und von oben her noch ein andres Hemmniss, das gewichtiger und nicht so leicht zu überwinden war, weil es im Dichter selbst beruhte. Bei aller guten Meinung gebrach es ihm doch an der rechten von innen heraus drängenden Fähigkeit die Dinge poetisch anzuschauen und zu gestalten: nicht weil er musste und weil es ihn sonst nicht ruhen liess dichtete er, sondern nur weil das allgemeiner Brauch war, weil es eben für adlich und höflich galt, weil er damit gleichsam ein Standesrecht und eine Standespflicht erfüllte. So trieben es viele: warum nicht auch er?

Wir haben acht Minnelieder von ihm; sie stehn einzig in der Pariser Handschrift die man fälschlicher Weise die Manessische zu nennen pflegt. Eben diese beweist dass wirklich er der Verfasser sei, und nicht etwa Herr Walther von Hohen-Klingen, der gleichzeitig mit ihm in Urkunden vorkommt: denn die von Hohen-Klingen führten in ihrem Wappenschilde ein fünfblättriges Eichenreis[1]), den Liedern aber setzt die Handschrift das Wappen derer von Alten-Klingen und Klingnau voran, einen aufrecht stehenden und gekrönten goldenen Löwen in schwarzem Felde[2]).

---

dâ so vil an werde verlorn
als an im, der dâ ist tôt;

vgl. Kurz Beitr. 1, 54. An seinem Hofe Klein Heinzelein von Constanz, von ihm begünstigt Johann von Würzburg (Haupt 1, 221 fg.), und er selbst ein Dichter: v. d. Hagen Minnes. 1, 63.]

1) Urkunde v. 1293 bei Neugart, Cod. dipl. Alem. no. 1049; so auch auf dem Thierstein-Klingischen Grabmale im Klingenthal.

2) v. d. Hagens Minnesinger 4, 104; Grabstein der Markgräfinn Clara im Klingenthal.

Ich theile die Lieder vollständig mit um dann noch einiges über Werth und Unwerth derselben beizufügen[1]).

Her Walther von Klingen.

1.

Swie diu zît sich wil verkêren,
sêren muoz daz sende herze mîn:
Wil mîn frowe mich niht êren,
mêren muoz mîn senelicher pîn.
Frowe, ir tuont mir helfe schîn!
frowe, ir sult mich frœide lêren,
ald ich muoz verdorben sîn.
Ach, ich sach ein güetlich lachen
machen minneklich ein mündel rôt:
Von dien minneklîchen sachen
krachen muoz daz herze mîn von nôt.
Minne jâmer mir gebôt,
daz mîn sin begunde swachen:
des bin ich an frœiden tôt.
Frowe mîn, gebieterinne,
minne hânt ir, dâ bî reine site:
Hœhent, frowe, mîne sinne.
minne ich iuch, des i'emer bite,
Teilent mir die minne mite,
der ich frœide noch gewinne:
ach, die minne ich sanfte lite.
Frowe, ir sint sô wol bescheiden:
leiden sol iu guotes friundes leit.
Frœide diu ist an uns beiden:
scheiden sult ir mich von arebeit.
Al mîn frœide ist gunterfeit,
welt ir, frowe, mich niht kleiden
schiere in frœide rîchiu kleit.
Der vil süezen minne wunden
funden habe ich ûf der frœiden tôt:

---

1) Frühere Abdrücke in Bodmers Samml. v. Minnes. 1, 30—32 und bei v. d. Hagen 1, 71—74; Angaben über die handschriftlichen Lesarten an letzterem Orte 3, 592 und 826.

Abweichungen. 1, 4 *seneklicher* vdHagen. 5 *tuot* vdH. und so nirgend ein *n* in der 2 plur. 6 *sült* vdH. ebenso später. 15 *gebietærinne* hier und nachher vdH. 16 *sitte: bitte: mitte: litte* cod. 18 *i'emer* d. h. *ich iemer] iemer* vdH. „das Komma nach *iuch* zu tilgen" vdH. 3, 592. „ist zu kurz; etwa *minne ich, ich iuch des*" 4, 105. Eher wohl fehlt vor *bite* noch ein zweisylbiges Adverbium. 26 *cunterfeit* vdH.

In kan niemer wol gesunden,
kunden müeze ir minne gerndiu nôt.
Trôste mich ir mündel rôt,
sô wære all mîn leit verswunden,
swie sî senen mir gebôt.

2.

Winter wil uns aber selwen
lichte bluomen ûf der heide breit;
Er wil ouch die boume velwen,
die dâ hiure wâren vil gemeit.
Unbesungen sint diu tal,
dâ vil manic stimme erhal,
dur diu ôren suoze in sendez herze ergal.

Ouch clage ich die mîne swære,
diu mir senden man sô nâhe lît,
Daz mîn frowe ist frœidebære,
unde ir güete mir niht frœide gît.
Diu vil liebe diu gît mir
frœide bernde minne gir:
ach, ir süeze ich sender man embir.

Elliu frœide kumt von wîben
diu dien mannen hôhgemüete birt:
Ez kan nieman frô beliben
dem ir süeziu minne niht enwirt.
Wîbes minne sanfte tuot;
sî gît frœide rîchen muot;
guoter wîbe minne ist bezer danne guot.

Ez ist maneger hande minne:
nâch der besten minne senet mîn lîp:
Die hât mîn gebieterinne;
süeze minne hât sî sælic wîp.
Al die minne der ich ger,
die hât sî: des bin ich wer.
ich bin tôt, wil sî daz ich ir minne ember.

Allez daz ich gerne schowe,
dast ein wîp diu mich ungerne siht:
Ach, sî ungenædic frowe,
war umb trœstet sî mich senden niht?

2, 14 fehlen zwei Sylben. *enbir* vdH. ebenso 28 *enber*. 16 *hochgemuete* vdH. 23 „Der Vers fordert *senet sich m.*“ vdH. Nur würde er dann um einen Fuss zu lang. 26 *alle die* cod. *Alle* vdH. 30 oder *dâst?* 32 *Warumbe* cod.? Bodmer.

Si ist mir âne schult gehaz:
wê, war umbe tuot si daz,
sît daz ich ze guot der guoten nie vergaz?

3.

Frœit iuch, frœit iuch, grüenin Heide!
frœit iuch, vogele! frœit iuch, grüener Walt!
Swaz inc ie geschach ze leide,
daz tet inc der leide winter kalt:
Daz habt ir wol überwunden:
noch hân ich niht trôstes funden
an der lieben diu mich twinget mit gewalt.
Dô von êrst ir lichten ougen
lieplich sâhen in das herze mîn,
Dô wânde ich des âne lougen,
daz ich solde wol getrœstet sîn
Von ir: nû hât siz verkêret,
unde hât mich sô gelêret,
daz ich weiz waz sorgen ist und sender pîn.
Owê, frœide richez grüezen,
owê, minneklîcher rôter munt,
Wenne wiltû swære büezen
mir? ich bin nach frœiden ungesunt
Von der lieben diech dâ minne.
nu ist siz doch mîn küniginne,
swie sî hât daz sende herze mîn verwunt.
Minneklîchez umbevâhen
daz tuot von den reinen wîben wol.
Swem sî went mit küssen nâhen,
waz der ganzer stæte haben sol!
Gegen der wunne ich niht gelîche.
swem ein wîp genædeklîche
frœide gît, des herze ist ganzer frœide vol.
Süeze minne, twinc die hêren
daz si erkenne mînen senden pîn;
Dû solt ir gemüete sêren,
sam dû hâst getân daz herze mîn.

---

33 *schulde* cod. vdH. 34 *ümbe* vdH. ebenso später. 35 oder *ich ir guoten güete nie?* vgl. 7, 15 fg. *ich der guoten ze guote nie* cod. vdH.

3, 1 *heide* vdH. Das pluralische *iuch* zeigt hier und im nächsten Verse die Personification. 2 *vogel* cod. *vogel'* vdH. *walt* vdH. 3. 4 *iuch* cod. *iu* vdH. Der Dualis *inc* stellt die Vögel auf die eine, Heide und Wald zusammen auf die andere Seite, oder auf jene die Heide, auf diese den Wald mit seinen Vögeln. 5 beständig *uber* cod. 19 *die ich* cod. 24 *welnt* vdH. 26 *niht* fehlt cod. vdH.

Wirt ir kunt dîn minne-twingen,
sô muoz sî mir sorge ringen;
dar nâch kurzer stunde wil ich frœlich sîn.

4.

Ich sach bluomen schône erspringen:
daz ist vor dem walde schîn.
Dâ von muoz mîn herze ringen
nâch der lieben frowen mîn.
Wil sî mir genædic sîn,
mit den vogelîn wolde ich singen,
uns den lieben sumer bringen.

Genâde, frowe! ich muoz verderben
jæmerlîche und unverscholt.
Ist iu liep daz ich muoz sterben?
ich wart nie frowen mê sô holt.
Sô wær ze kupfer worden golt.
lîhte wil sî prîs erwerben,
lât sî mich in ir dienste sterben.

Meien bluot und ouch ir güete
sint einandern wol gelich;
Swâ die rôsen stênt in blüete,
die sint niht sô minneklich
Als mîn liep: des frœwe ich mich.
doch beswæret mîn gemüete
daz man ir sô sêre hüete.

Sî verliesent alle ir huote,
mac ich mich zuo ir versteln:
Daz gefüeget wol diu guote;
wan sol friuntschaft sêre heln.
Elliu huote ist gar verlorn:
ob ich die lieben vinde aleine,
sô schât uns ir hüeten kleine.

Ach got, wie brinnet mir mîn herze
nâch der lieben frowen mîn!
Noch mêre danne tûsent kerze;
ach got, wan solde ich bî ir sîn!
Si ist sô schœne und ouch sô fîn
als die vîôl in dem merzen;
dur sî sô lîde ich manigen smerzen.

Solher swære, sô mich twinget,
nieman sich verkunnen sol.

4, 1 *etspringen* cod. *entspringen* B. 15 *bluete* cod. vdH. 23 *zuo* *zir* vdH.

Diu mich wol von sorgen bringet,
swenn sî wil, sô wirt mir wol.
Maniger mînen kumber klagt
mit süezen worten ûz dem munde,
der mir wol des tôdes gunde.

5.

Heide ist aber worden schœne:
sî hât manger hande varwe kleit;
Die vogele singent süeze dœne.
swie diu sumerwunne ist vil gemeit,
Dâ bi dulde ich sendiu leit;
swie der meie vogellîn frœne,
ich hân nôt von liebe und arebeit.
Wild und zam daz frœit sich sêre
gegen des wunneklîchen meien zît:
dannoch frœit sich michels mêre
swer bî herzeliebe tougen lît:
âhy waz dem frœide gît
werder reiner wîbe lêre
machet mannes ungemüete wît.
Wol gemuoten guoten wîben
wünsche ich heiles sunder nît.
Sî kunnen ungemuot vertrîben;
wê waz wunne an wîben lît!
Wîbes minne frœide gît.
got füege iemer hübschen lîben
âne swære minneklîchiu zît.
Manger giht, in müeze blangen
nâch den frœiden die man wîlent vant.
Derst mit sorgen umbevangen:
wurde aber im von wîbe ein liep erkant,
Bezer frœide er nie bevant.
frœide ist noch sô niht zergangen,
wîp geben frœide als ie über elliu lant.

6.

Wie mac mir sô liep gesîn
ein wîp der ich unmære bin?
Wil diu liebe frowe mîn,
hât sî mîn besten frœide hin.

---

39 *swenne* cod. vdH.

5, 3 *vogel* cod. vdH. 6 *vogelin* vdH. 7 *arbeit* cod. vdH. 8 *Wild* aus *Wilt* oder *Wilt* aus *Wild* gebessert cod. 17 *ungemuete* cod. vdH. 22 u. 8, 12 *jiht* vdH. 25 *lieb* cod. vdH.

6, 3 *liebiu* cod. nach vdH. *liebe* B. 4 *sî* fehlt cod.

Wil sî, mir mac trûren swinden:
lât sî mich genâde vinden,
ich bin vrô, dâ bî gemeit.
wil diu liebe, ich hân ouch kumber unde leit.

Minne und ouch unminne hât
mîn frowe, diu mir trûren gît:
Ir unminne mir niht lât
ir minne, an der mîn frœide lît.
Teilte mîn gebieterinne
mir ir minneklîche minne,
sô wær al mîn trûren hin:
ir unminne machet daz ich trûric bin.

7.

Ich wil diu sældehaften wîp
niht biten wan des einen,
daz sî mir sîn genædic sô,
daz ân ir laster sî;
Swelh wîp hât minneklîchen lîp
hübschen unde reinen,
wie kunde ich dâ von werden frô,
ob sî wurde êren frî?
Bæte ieman reine frowen guot
daz niht ir êren zæme,
dem trüege ich selten holden muot:
diu bete ist ungenæme,
diu schaden ir êren tuot.

Diu guoten wîp sint alse guot,
daz ich ir guoten güete
ze guote niht vergezen wil
unz an daz ende mîn.
Ir süeze, ir edele, ir herze, ir muot
daz liebet hôchgemüete.
ich wünsche in allen sælden vil;
ich wil ir diener sîn.
Nû gere ich anders niht von in
ze dienestlîchem lône,
wan swa ich bî guoten frowen bin,
daz sî mich grüezen schône:
dast mir ein guot gewin.

7, 5 *Swelch* vdH. 9 *reinen* cod. 12 *bette* cod. 19 *liebt* cod. vdH. 23 *dienstlichen* cod. nach vdH. *dienstlichem* B. 26 *dâst?*

8.

Ez sint manger hande dœne
die dâ liebent guoten muot;
Dar ûz ich ir einen krœne,
der dem herzen sanfte tuot:
Minneklîchiu rede ist guot
von den reinen wîben schœne:
die tuont sendiu herzen fruot.
  Mir tuot baz in mînen ougen
guotiu wîp danne anders iht;
Weder ofenbâr noch tougen
nieman bezer wunne siht.
Mîn herze allen wîben giht,
ez sî wâr und âne lougen,
niender sî sô guotes niht.
  Wîp sint guot in mangen enden,
schœne und dâ bî tugende vol;
Ez begreif nie man mit henden
daz dem herzen tuo sô wol.
Swer ein guot wîp triuten sol,
der kan bezers niht verenden:
minne gît dâ süezen zol.

Zwar den grammatischen Formen nach ist die Sprache dieser Lieder die reine edle Hofsprache des dreizehnten Jahrhunderts, wie die Thurgauischen Dichter sie auffassten[1]), und nur der Gebrauch des Dualis *inc*, falls derselbe richtig vermuthet ist, 3, 3 fg. so wie der Sinn der offenbar willkürlich und aus Mangel an Sprachbewusstsein den Worten *frœnen* und *fruot* gegeben wird 5, 6 u. 8, 7[2]) kann als Abweichung von den classischen

8, 2 „bessere *guotem*" vdH. Unrichtig, da *muot* kein Dativus ist; unnöthig, da *lieben* auch den Accusativ regieren kann. 9 *guetiu* cod. 16 *tugenden* cod. vdH. 17 *nieman* cod. vdH.

1) Ein Hauptmerkmal der Thurgauischen Mundart ist die Kürzung der Sylbe *lich* in der unflectierten Form und Beibehaltung ihrer Länge in der Flexion und der adverbialen Ableitung: also *gelîche: genædeklîche* 3, 26. 27. aber *gelich: minneklich: mich* 4, 16 fgg. Auch das Pronomen *sî* mit langem Vocal und *wunne, kunnen* ohne Umlaut (6, 17) wie ich beides geschrieben habe, erweisen sich anderswoher als Thurgauisch.

2) *fruot*, ein veraltetes Wort, missbrauchen noch mehr Dichter: *an freuden der fruote* Ulr. v. Liechtenstein 394, 21. [v. d. Hg. 2, 394a] *früetende unde wüetende* Gottfr. v. Strassb. vdHg. 2, 277b. *die spæten und die fruoten* (frühen) Ulr. v. Turheim im Wilhelm; *frœnen* als factit. zu *frô* auch bei Hugo von Werbenwag vdH. 2, 68b. [Andere Nachweise bei J. Grimm, kleinere Schriften 3, 118.]

Mustern gelten. Sonst aber erweist sich eine auffallende Ungewandtheit der Rede, ein Ungeschick für klaren und zusammenhangenden Vortrag der Gedanken das in jener Zeit vielfacher Litteraturübung selten ist. Wie lassen sich z. B. in der vierten Strophe des dritten und in der sechsten des vierten Liedes die einzelnen Sätze mit einander vereinigen[1]? An Originalität der Gedanken fehlts nun gar: der Dichter bringt nur schlecht und recht was in dieser Art von Liedern herkömmlich ist, die gewohnte Sentimentalität, die gewohnten Spitzfündigkeiten der Liebeskunst; und mehr als eine Wendung ist wörtlich von andern, von Aelteren und von Zeitgenossen, entlehnt: 1, 27 fg. von Konrad von Würzburg v. d. Hag. 2, 319a.

Owê daz diu liebe mir niht dike
heilet mîner wunden funt!
ich bin funden
wunt von ir: nû mache si mich heil.
Sendez trûren lanc breit unde dike
wirt mir zallen stunden kunt:
wil mir kunden
stunt gelükes, sô find ich daz heil,
Daz si mich in spilnde frœide kleidet.
leit an mir niht lange wert:
ir gewant mir ungemüete leidet.
kleit nie wart sô rehte wert
sô diu wât der mich diu herzeliebe danne wert.

6, 1 fg. von Reimar dem Alten vdH. 1, 180a. *Wie mac mir iemer iht sô liep gesîn dem ich sô lange unmære bin?* oder noch eher von Wachsmuth von Künzingen 302a. *Wie mac mir ein wîp sô liep gesîn der ich alse gar unmære bin?* Dann wieder 7, 22 fgg. von Walther von der Vogelweide 56:

Waz wold ich ze lône?
si sint mir ze hêr:
sô bin ich gefüege und bite si nihtes mêr
wan daz si mich grüezen schône.

Vielleicht dass auch die kühnere Wortbildung *minne-twingen* 3, 33 erst nach dem Beispiele Neidhards und Wolframs gewagt

---

1) Aber das pron. fem. hinter dem neutr. *wîp* 6, 2. 8, 7. das singularische Prädicat zu pluralischem Subjecte 8, 8. der Wechsel der Zeitformen in der Bedingung 4, 6 und die Verschleifung zweier Sätze in Einem Substantivum das hinter sich und vor sich bezogen wird 5, 13 sind Freiheiten und Leichtigkeiten die auch sonst vorkommen.

ist: *minne-rüeren* vdH. 3, 207 b. *loup-ûz-dringen* Wolfr. Lachm. 7, 11[1]). Alles das zugleich genügende Beweise dass unser Dichter wie von dem gleichzeitigen Walther von Hohen-Klingen (oben S. 334) so auch von dem *Waltherus advocatus de Klingin* verschieden sei der urkundlich schon im Jahre 1209 vorkommt[2]): denn dieser wäre zu früh für solche Entlehnungen.

Jedesfalls demnach, wenn er auch selber nichts ausgezeichnetes leistete, war Walther bekannt mit den ausgezeichneten Leistungen Anderer. Kannte er etwa auch die französische Lyrik? Man möchte es schliessen aus einer Stelle die auf den französischen Gebrauch der Liederkrönungen zurückzugehen scheint, 8, 3. Ein Zeitgenosse und Landsmann des Dichters, Konrad der Schenke von Landeck, hatte Frankreich weit und breit durchfahren[3]). Oder ist hier *krœnen* ganz uneigentlich und unbezüglich nur s. v. a. loben? Uebrigens hat Walther auch diesen ganzen Gedanken nur entlehnt, und zwar diesen aus dem Ecclesiasticus 40, 21: *Tibiæ et psalterium suavem faciunt melodiam, et super utraque lingua suavis.*

Die gleiche Unselbständigkeit, das gleiche Verhältniss blosser Nachahmung gilt für die metrische Seite seiner Poesie. Er hatte wenig Geschick neue Strophenformen zu erfinden: fast alle kommen, nur mit geringer Abänderung, auf eins hinaus; daneben wieder eine Regelrechtigkeit welche die Kenntniss und Beobachtung guter Muster verbürgt, und allerhand Künste und Künsteleien die mit jenem Mangel an erfindender Kraft zu wenig stimmen um nicht anderswoher erlernt zu sein. So der strengere Rhythmus in der Mehrzahl der Lieder, der trochäische des 1. 2. 3 und 8, der jambische des 7. der gemischte des 6; der dreitheilige Bau nicht bloss der Strophen, sondern auch der ganzen Gedichte, indem sich fast alle entweder in fünf oder auch in

1) Andre Uebereinstimmungen beruhen nicht sowohl auf Entlehnung fremder als auf Benutzung solcher Gedanken die freies Gemeingut waren: z. B. 1, 26 u. 4, 12, verglichen mit Heinr. v. d. Türlîn 266 *sô het ich für daz golt gelesen daz kupfer und den messinc*, Ottocar 463 b. *ach daz er swachez kopher für rôtez golt wag* und zahlreichen andren Stellen. Auch Ottocar nennt vergoldetes Kupfer *gunderveit*, mit weicherem Anlaute, nicht *cunderveit*.

2) Tschudis Chron. Helvet. 1, 108.

3) v. d. Hagen 1, 357 b.

drei oder sechs Systeme gliedern[1]); die bloss zwiereimigen Strophen im 1. 4. 5 und 8, nur im 4 und 8 zugleich mit der Unkunst, dass dort die Zwiereimigkeit nicht vollständig durchgeführt, ja der Reim einigemal ganz verabsäumt, und hier ein Gleichklang der zweiten Strophe in der dritten noch einmal aufgenommen wird; endlich die Binnenreime im ersten und die grammatischen in der vierten, aber nur in dieser Strophe eben desselben und in der zweiten des siebenten Liedes. Das nächste Vorbild der zuletzt genannten Künste war unzweifelhaft Konrad von Würzburg: ein Lied von ihm, das gerade mit gehäufter Anwendung derselben gedichtet ist, hat ja auch Gedanken und Bilder an eben diess erste Waltherische hergeben müssen (oben S. 342). Dann aber wirkte wohl auch das Beispiel Gottfrieds von Neifen, eines Thurgauers und des eigentlichen Meisters in all solchen Spielen und Zierlichkeiten; um so wahrscheinlicher, als noch ein Kunstgriff welchen namentlich Gottfried liebt auch von unserm Dichter gebraucht wird, das Hinüberziehen des Satzschlusses an den Versanfang: 3, 12. 18. vgl. bei Gottfried

Rœselehter rôter munt,
scheit den strît
und hilf enzît
mir: sô bin ich wol gesunt (v. d. Hag. 1, 46 b.).
  Frowe, ir sît   mîn frowe aleine,
diech vor allen wîben meine.
des sult ir geniezen lân
Mich. ich lebe in senden sorgen (58 a.) u. a.

Blicken wir zurück und fassen die Reihe der Betrachtungen in ein kurzes Urtheil zusammen, so wird dem Dichten Walthers von Klingen kaum ein höherer Werth beizumessen sein als der eines immerhin löblichen, jedoch wenig berufenen und auch wenig belohnten Strebens; er war eben nur eine Stimme in dem grossen Chor, und manche andre sang gebildeter und stärker.

Reicher belohnt und mit einer gesegneten Hinterlassenschaft ihres Wirkens noch bis auf den heutigen Tag fortreichend war seine mildthätige Frömmigkeit, wohl vereinbar diese mit jener minniglichen Sangesübung.

Es lag im Wesen des Christenthumes und der Christenheit des Mittelalters, den Glauben irgendwie recht nachdrücklich ins

---

1) Beim fünften bezeichnet ein in der Handschrift frei gelassener Raum dass noch eine Strophe zu den vieren fehle.

Werk zu setzen, für ihn und mit ihm etwas tüchtiges zu thun oder zu leiden, auf Kreuzfahrten für ihn zu kämpfen, nach seinen Wahrzeichen in weiteste Ferne auf die Pilgerschaft zu gehn, Kirchen und Klöster zu bauen und auszustatten damit er verherrlicht, Hab' und Gut aufzugeben und der Welt zu entsagen damit er bethätigt und mit aller Lebenskraft nur Gotte gedient werde. Ein deutscher Dichter des zwölften Jahrhunderts spricht von dieser Heiligung der irdischen Güter und der ewig lohnenden Verdienstlichkeit solcher Aufopferung in so lebendiger und zugleich so charakteristischer Weise, dass ich nicht umhin kann die ganze Stelle hier mitzutheilen[1]).

Diz ist des heiligen geistis rât.
swer sô den mit ime hât,
dise werlt beginnet ime leide.
manig gêt aleine
in einen vinsterin walt
unde lât[2]) sih in di gotis gewalt,
unde lîdit dar inne
durch di gotis minne
bêde hunger unde durst,
nacketagen unde frost,
vil manig ungemah
bêde tag[3]) unde naht.
dâ wonet er in den holren,
in bergen unde in telren,
er trinket wazzer unde izzet crût,
unde wirt gote vil trût,
wander ime dienet âne veichen.
er tût dicke durch in zeichen,
daz er deme lûte
dâ mite gedûte
daz er gwisliche wêre
gotis dienêre,
daz er hie werde geêret
unde gotis lob mit ime gemêret.
Den wâren gotis holden
di daz tûn wolden,
ir herze bran in innen
in der gotis minne.
des hât in got vil wole gelônet:
nû hât er si geerônet
dâ in himelrîche
den engelen gelîche
di dâ heizint seraphin.
got gab in den sin
daz siz gedâchten,
mit den werken vollenbrâhten
biz an ir ende.
des sulen si sih iemer mende.
Diz ist des heiligen geistis rât.
swer sô den mit ime hât,
der beginnit gote flêhen;
er lêzit eigen unde lêhen,
beide wîb unde kint,
di frûnt di ime lieb sint,
scône hof unde hûs:
er vert zô clôster unde zô clûs
unde lîdit dar inne
durh di gotis minne
manige grôze arbeit,
di er dâ understeit
durh di gotis hulde,
daz er di versculde.
swer daz volbrengit,
wi wole er daz bewendet!
deme gibit got zô lône
di ewigen crône

1) Hartmanns Rede von dem heil. Glauben, Strassb. Handschr. C. V. 16b. Bl. 8 d.

2) oder *leit?* die Handschr. *lit.*

3) HS. *tage.*

dâ in himelriche
den engelen geliche
di dâ heizent cherubîn.
got gab in den sin
daz siz gedâchten,
mit den werken vollenbrâhten
biz an ir ende.
des suln si sih iemer mende.
Diz ist des heiligen geistis rât.
swer den mit ime hât,
der beginnet vil dicke trahte,
in sîme herzen ahte
wi er wole bederbe
sîn eigen unde sîn erbe:
daz gibit er an di gotis hûs;
selbe vert er dar ûz
durh di gotis êre,
daz er dâ mite gemêre
gotis lob unde sîn dienist.
daz ist ime allir liebist,
daz erz gote bekenne,
in sîn dienist wende
durh die hoffenunge
ablâz sîner sunde.
di daz tûn woldin,
zeinzichvalt wart iz in vergolden[1]:
dar umbe wart in gegeben
der êwige leben.
wi mohten si ir erbe
iemer baz bederbe?
iemer baz bewende?
si suln sih iemer menden
der gnâden in himelriche
den engelen geliche
mit allen gotis heiligen.

In solchem Sinne nun handelte auch Walther von dem Tage an, da er mit den Brüdern die reiche Verlassenschaft des Vaters theilte, fort und fort bis an sein Lebensende. Gleich die Erbtheilung selbst 1251—1253 war von einer Schenkung an Grund und Boden begleitet die er und seine Brüder Ulrich und Ulrich-Walther den Johannitern von Luthigern[2]) machten, damit auch zu Klingnau ein Ordenshaus gegründet würde[3]); 1254 kam dazu als neue Gabe noch ein Weinberg bei Brugg[4]). Vielleicht dass sie auf diesem Weg eine Ausgleichung alter Misshelligkeiten suchten die zwischen ihrem Vater und dem Hause von Lüggern bestanden hatten oder gar eines Unrechts das er demselben angethan: wir wissen wenigstens dass Ulrich von Klingen um den Besitz von „Lutigarn“ selbst mit den Johannitern in Streit gelegen hatte[5]).

---

1) Ev. Matth. 19, 29. Marc. 10, 29 fg.

2) auch *Lutigarn*, d. h. wohl *ad Leodegarium;* jetzt Lüggern im Aargau.

3) Klingnauer Urkunde von 1251 und 1253 (vgl. oben S. 328. Anm. 4) bei Herrgott, Geneal. dipl. Habsb. no. 375. Unter den Zeugen *Comes Albertus de Habisburc* (Domherr zu Strassburg und zu Basel) und *C. et B. fratres dicti Steinmar.*

4) Herrgott no. 379. *Actum Clingenowe, testibus — C. Steinmaro, B. fratre suo.*

5) Entscheid des Bischofs von Constanz zu Gunsten der Johanniter 1236: Herrgott no. 305.

Diese Schenkungen vollzog Walther noch in Gemeinschaft seiner Brüder, obschon deutlich als Leiter derselben und als Hauptperson der ganzen Handlung (S. 328); aber von da an erzeigte nur noch er sich so fromm und milde. Es lässt sich vermuthen was ausser jener allgemeinen Zeitgesinnung gerade für ihn ein stäts erneuter Antrieb möge geworden sein: nächst dem Andenken an die heil. Wiborad, die Ahninn seines Hauses, der schmerzliche Mangel eines Erben welcher all den Reichthum beim Klingischen Namen und in diesem Zweig des Geschlechtes erhalten hätte. Ein einziger Sohn Ulrich den er besass starb ihm bald wieder weg, schon vor 1265[1]): ihm blieben nur die Töchter und deren Gatten.

Im J. 1267 also schenkte er den Rittern des Deutschen Ordens zu *Bukein* d. i. Beuken das Todmoos[2]); zwei Jahre nachher gründete er in Klingnau, seinem Sitz und Hauptbesitz, zu dem Johanniterhause das schon dort war noch ein Haus für die Ordensbrüder des heil. Wilhelm, gab dazu Land und Gebäulichkeiten und Jahreseinkünfte her: der angewiesene Ort hiess Sion, und so nun auch das Kloster[3]); noch das Jahr 1280 vermehrte diese Schenkung um neue Güter[4]).

Seine bedeutendste Stiftung aber und ihm selbst und den Seinigen sichtlich die angelegenste war das Kloster Klingenthal; uns hier in Basel kommt sie noch heut auf die mannigfachste Art zu Gute. Aus beiden Gründen von dieser einige Worte mehr als von den übrigen.

Zu Hüsern im Elsass[5]) hatte sich bei der Kirche St. Leonhards ein Frauenconvent zusammengethan der nach der Regel des heil. Augustinus lebte; Pabst Innocenz IV gab ihm 1245

1) ebenso die älteste Tochter Agnes: beide nennt nur eine Urkunde von 1256 (Anhang no. I), keine spätere mehr; schon 1265 (Gerbert, Cod. dipl. hist. Nigræ Silvæ no. 1 ,1) nur die Töchter *Verena*, *Herzelauda*, *Katerina et Clara*. Wenn übrigens jene Urkunde neben dem Namen bloss Eines Sohnes den pluralischen Ausdruck *filiorum meorum* hat, so muss das s. v. a. Kinder bedeuten sollen.

2) *silvam que Totmos dicitur:* Neugart, Cod. dipl. Alem. no. 998.

3) Urk. v. 1269 bei Herrgott no. 504 und Neugart no. 135: — *in præsentia Conradi Steimare et Bertoldi fratris sui — cum sigillo Comitis Rodolfi de Habisborg.*

4) Gerbert Hist. N. S. no. 146.

5) am Abhang der Vogesen zwischen Rufach und Colmar.

seine Bestätigung, 1248 aber die Erlaubniss sich unter den Schutz und theilweis auch die Regel des Predigerordens zu begeben[1]). Diesen Convent nun verpflanzte Walther aus dem Elsass in den Schwarzwald, aus der Basler Diöcese in die von Constanz, indem er ihm hier einen Theil seiner Güter und Gerechtsame im Werra-Thal nebst dem Patronat der Kirche von Werra[2]) zu eigen gab um so für sein und seiner Gemahlinn, seiner Kinder und Vorfahren Seelenheil zu sorgen: das geschah zu Klingnau im J. 1256 und mit einem Zusatz weiterer Veräusserungen durch Kauf 1257; unter den Zeugen der Handlung war auch Rudolf von Habsburg[3]). Das neugegründete Kloster empfieng, sei es durch den Stifter, sei es durch die dankbaren Bewohnerinnen, den Namen Klingenthal: gleich im J. 1257, als ihm Pabst Alexander IV der Ortsveränderung wegen die älteren Privilegien neu bestätigte, und wieder 1259, als eben derselbe ihm die Befugniss ertheilte zu besserer Aufnahme des Vermögensstandes auch geraubtes und erwuchertes Gut sich schenken zu lassen, falls der rechtmässige Herr nicht mehr zu ermitteln sei, und um Geld von gethanen Gelübden zu entbinden, schon da ward es in den betreffenden Bullen so benannt, und jene Bestätigung auch des neuen Namens wegen gegeben[4]). Die von Klingen liebten es, den Namen ihres Stammhauses (*klinge* bedeutet in der alten Sprache einen schnellfliessenden und rauschenden Bach) auch auf die späteren Anbauten, weltliche und geistliche, zu übertragen: so Klingen ob Stein oder Hohen-Klingen, in dessen Nachbarschaft Klingenried das Dorf und Klingenzell die Probstei[5]), an der Aare die Stadt Klingenau, und ebenso nun Klingenthal an der Werra.

In nächster Zeit, 1261, nahm noch ein andres Glied des Klingischen Geschlechtes sich hilfreich der neuen Stiftung an: Ita von Klingen, Wittwe Konrads Vogtes von Fridingen, übertrug derselben all ihr Hab' und Gut nebst allen etwa noch aus-

---

1) Schöpflin, Als. dipl. no. 513. 532.

2) jezt im Amt Seckingen, und Fluss und Ortschaft beide Wehr genannt.

3) Die Urkunde steht im Anhang no. I.

4) Die Bulle von 1257 im Anhang no. II; die von 1259 bei Schöpflin, Als. dipl. no. 578.

5) gestiftet von Johann Walther von Hohen-Klingen 1336: Leu, Helvet. Lex. 11, 127.

stehenden Forderungen, und trat selbst in die Zahl der Klosterschwestern[1]): sie also folgte ganz dem Rathe des heiligen Geistes von welchem oben S. 345. 346 der Dichter gesprochen: sie gab das Ihrige und sich selber hin.

Trotz alle dem aber und trotz jener bedenklichen Vergünstigung vom J. 1259 wollte es in Werra mit dem Kloster nicht recht vorwärts gehn. Es scheint so, da die Schwestern sich alsbald zu einer neuen Wanderung entschlossen, im J. 1273. Walther, dessen einziger Sohn inzwischen gestorben war (bei der Schenkung von Werra hatte er noch gelebt und selbst daran Theil genommen) half auch jetzt wohl mit seinem Reichthum, unverkennbar aber mit dem Einflusse den ihm seine Stellung zu den Grossen im Lande und zu dem Grösten im ganzen Reiche gab. Er war in Ansehn beim Könige, in Ansehn beim Bischofe von Basel[2]), und so gelang alles wohl, als die bedrängten Schwestern aus der Einsamkeit ihres stillen armen Waldthales den Blick nach Basel wandten und auf die Nachbarschaft der Brücke welche die Reichs- und Handelsstrasse von Schwaben nach Burgund hinüberführte, als sie da eine neue gelegnere Stätte suchten[3]). Rudolf empfahl ihr Anliegen der Baslerischen Geistlichkeit, und seine Bitte durfte für ein Gebot gelten: münd-

1) Die Urkunde im Anhang no. III.

2) Walther unter den Zeugen einer Kaufverhandlung zwischen Bischof Heinrich und dem Grafen Diepold von Pfirt, Basel 1278, und eines Friedensvergleiches zwischen eben denselben, Colmar 1285: Herrgott no. 576 u. 634. vgl. oben S. 330. In der Gunst des Königs, an seinem Hof und auf seinen Heerfahrten trafen beide zusammen. Walther und der Bischof; letzterer war des Königs vertrauter Schreiber, und wie auch er gegen Ottocar mit ins Feld gerückt erzählen namentlich Albrecht von Strassburg und die Colmarische Chronik. Ja in der Schlacht auf dem Marchfelde ritt der Bischof von Basel dem deutschen Heere voran und sang mit lauter Stimme das übliche Schlachtlied: so nach Ottocars Reimchronik bei Pez, Script. rer. Austr. 3, 149, während nach Albertus Argent. Urstis. 2, 102 Ritter Rudolf von Rhein der kriegerische Sänger gewesen wäre. Aber auch die Schlacht bei Tusculum 1167 eröffnete der Gesang eines Kanzlers und Erzbischofs: Muratori, Script. rer. Ital. 6, 1147.

3) [Walther wohnte in Basel in einem Hause bei S. Peter, 1280 als dasselbe von diesem Stifte an Probst und Capitel von Oelenberg gegen andere Liegenschaften abgetreten ward, und noch nachher 1283: *domus sita juxta cimiterium S. Petri inhabitata a nobili viro Waltero domino de Klingen.* Urkunden des S. Peter-Archivs.]

lich und schriftlich durch den Archidiakonus ward den Schwestern gestattet und wurden sie eingeladen sich im jenseitigen Basel niederzulassen[1]); die Predigermönche in der St. Johann-Vorstadt verzichteten ihnen gegenüber auf ihr Privilegium wonach bis zu einer gewissen Entfernung von ihrem Kloster kein anderes durfte gebaut werden[2]); zu dem Grund und Boden, den ihnen wahrscheinlich der Bischof als weltlicher Herr von Klein-Basel (der geistliche war der von Constanz) eingeräumt hatte, kauften sie selber gleich noch mehr hinzu, eine Hofstatt um 20 Mark Silbers von Herrn Heinrich von Rafensburg dem Brotmeister[3]). Alles das war in Jahresfrist bereinigt; schon zu Martini 1274 stund ihr Wohnhaus da, binnen dreizehen Wochen fertig gemauert und unter Dach gebracht. Vorläufig zogen nur zwölf Schwestern in das neue Klingenthal ein; einige Güter des alten in Werra, die sie dem von Klingen abgekauft hatten, wurden an den König verkauft[4]).

Walther hatte die Freude noch länger als zehn Jahre hindurch Zeuge von dem frischen Emporblühen seiner Stiftung zu sein, die allerdings hieher in besseren Boden versetzt war, zu sehn und zu vernehmen wie die milden Gaben, wie andre Erwerbungen sich mehrten, wie schon 1278 die Schwestern mit dem Ausbau ihres Wohnsitzes so weit gediehen waren, dass sie denselben unter Vergünstigung des Bischofs und des Rathes von Klein-Basel fest und bequem mit Mauern und Thüren und Stegen umfrieden konnten[5]), und wie in eben demselben Jahre Rath und Vogt und Schultheiss der grösseren Stadt sie ihre Mitbürgerinnen nannten und sie frei sprachen von jeder andern weltlichen Gerichtsbarkeit: denn sie hüteten, heisst es in der

---

1) im Anhang Urkunde no. VI.

2) im Anhang Urkunde no. IV (die zur Maassbestimmung gebrauchte *canna* wird hier zehnschuhig gemeint sein). Wahrscheinlich zum Lohn für diese Vergünstigung so wie für den Schutz und die Aufsicht welche sie ordnungsgemäss dem neuen Kloster mussten angedeihen lassen, bedachte Walther auch sie mit Stiftungen: vgl. den Jahrzeitrodel im Anhang no. IX.

3) im Anhang Urkunde no. V.

4) Ann. Dominic. Colmar. in Urstisii Germ. Hist. 2, 11.

5) Anhang, Urkunde no. VII.

Urkunde, der Frauen von Klingenthal noch sorglicher in allen Stücken als der eignen Augäpfel[1]).

Die Geschichte des Klosters noch weiter zu verfolgen liegt hier nicht in unsrer Aufgabe: wir begleiten nur noch den Lebenslauf des Stifters bis an sein Ende.

Dem scheinen durch die fromme Mildthätigkeit die er so unausgesetzt übte, noch mehr vielleicht durch die grossen Vorschüsse die er seinem Freund dem Könige leisten musste, wiederholendlich eigne Verlegenheiten erwachsen zu sein: aber man sieht, sie behinderten ihn nicht seinem Triebe nachzuhangen. Er veräusserte, doch wohl indem er Geldes benöthigt war, ein Gut nach dem andern, und gleich wieder brauchte er den Reichthum der ihm noch blieb zu milden Zwecken. Im J. 1270 verkaufte er Güter zu Birdorf und Schadbirdorf an einen Schuster Mangold in Laufenburg[2]), und schon 1269 Klingenau, das sein Vater gegründet, das der Mittelsitz all seiner Herrschaften war, Klingnau und die Burgstätte zu Tegerfeld und die Vogtei zu Tettingen um 1100 Mark Silbers an das Bisthum Constanz; in drei Jahresfristen sollte die ganze Summe gezahlt sein[3]). Um 1100 Mark: grade so viel bekannte späterhin König Rudolf dem Herrn von Klingen schuldig zu sein (oben S. 331). Aber es kam durch irgendwelche Störungen zu keiner ganz vertragsgemässen Vollziehung des Handels: denn gleich im J. 1270 konnte Walther eben jene Burgstätte von Tegerfeld nebst einigen andern Gütern und Rechten um 155 Mark Zürcher Gewichtes an das Stift St. Blasien verkaufen[4]), und noch 1277 sass er in Klingnau als Herr dieses Ortes[5]). Erst 1280 war er desselben wirklich entäussert: da nennt er sich bei einer Schenkung an das Kloster Sion den weiland Herren von Klingenau, und muss die betreffende Urkunde zu Stein ausfertigen, am Fusse von Hohen-Klingen[6]).

---

1) Anhang, Urkunde no. VIII.

2) Klingnauer Urkunde bei Herrgott no. 509; daran auch das Siegel *Comitis Gotfridi de Habsburch* (von der Laufenburger Linie); unter den Zeugen *Chunradus et Berchtoldus dicti Steinmar.*

3) Urkunde von Klingnau und Constanz bei Herrgott no. 503 und Neugart no. 1000.

4) Klingnauer Urk. bei Neugart no. 1003.

5) Herrgott no. 574.

6) Gerbert, Cod. dipl. hist. Nigræ Silvæ no. 146. *Waltherus nobilis vir de Klingen, quondam Dominus in Klingenowe.*

Der Käufer aber war wiederum der Bischof von Constanz: wenigstens hat Klingnau späterhin an dieses Bisthum gehört[1].

War das wirklich ein Verfall seiner Glücksumstände, so hat Walther denselben doch nicht gar lang überlebt: mit dem J. 1285, wo er noch Vermittler und Zeuge eines Vergleichs zwischen Bischof Heinrich von Basel und Graf Diepold von Pfirt seinem Schwiegersohne war[2], verschwindet sein Name, der bis dahin so vielgenannte, ganz aus den Urkunden, und 1298 gedenkt Ulrich von Pfirt seines Grossvaters als des weiland erlauchten Freiherrn von Klingen[3]. Wo er gestorben sei, erhellt nirgend; in welchem Alter, lässt sich nur ohngefähr vermuthen, wenn man bedenkt dass er schon 1251 vermählt war und Kinder hatte[4]. Die Gemahlinn scheint ihm schon früher vorangegangen zu sein[5]; von den Töchtern überlebte ihn mit Gewissheit Katharina, vielleicht auch Clara die jüngstgeborne[6]. Sterbend liess er dem Klingenthal noch eine, die letzte mildreiche Gabe werden[7].

So weit das Leben eines Mannes dessen Gedächtniss Basel wohl in Ehren halten, an dessen Bilde es sich wohl erfreuen mag, trotz den Schatten die eine geistig trübere Zeit darauf wirft, und trotz der Unvollkommenheit in der es sich nur mühsam aus verstreuten und unergiebigen Nachrichten zusammenstellt.

---

1) Leu, Helvet. Lex. 11, 129.

2) Herrgott no. 634.

3) Herrgott no. 682. *inclidus quondam — Waltherus Nobilis de Klingen.* Tonjola, ich weiss nicht worauf sich stützend [nach Wurstisens Epitome], berichtet in der Basilea sepulta pg. 323 „Walther von Klingen Freyherr, ein stiffter des Closters Klingenthal, ligt daselbst begraben, mit Sophia seinem Ehegemahel, und dreyen Töchteren, Marggräfin von Baden, Katharin Gräfin von Pfirt, Verena von Veringen. Ist gestorben Anno 1295."

4) Herrgott no. 375.

5) die letzten Urkunden Walthers erwähnen ihrer nicht mehr.

6) Katharina, *eteswenne Grevin von Pfurt*, ward erst 1311 beerbt: Herrgott no. 713; über Clara vergl. oben S. 329. Die Urkunden nennen sie noch nirgend Markgräfinn, erst ihr Grabstein; zugleich aber sagt dieser *von Klingen ist ir vater ginant.* Soll hier das präsentische *ist* streng genommen werden, so starb sie nach kurzer Ehe noch vor dem Vater. Von Verena wissen wir nur dass sie 1314 nicht mehr lebte: Neugart no. 1087.

7) Stelle des Jahrzeitenbuches im Anhang no. X.

Die Frauen im Klingenthal haben Jahrhunderte hindurch, so lang ihr Kloster nur bestand, das Angedenken des mildthätigen Stifters fest und werth gehalten, und mit ihm das Andenken Sophiens seiner Gemahlinn und zweier Töchter die liebevoll im Sinn des Vaters ihnen Anhänglichkeit bewiesen, der Gräfinn Verena von Veringen und der Markgräfinn Clara. An vier Tagen des Jahres geschah beim Gottesdienst Fürbitte für die Seelen der Dahingeschiedenen, für Sophien an St. Andreas, für Verena und ihren Gemahl auf Amon und Zenon (20 Christm.), für Clara auf Mathildis (14 Merz), für Walther selbst an St. Albinus Tag, den ersten Merz. Und auch Katharina von Pfirt hatte durch Stiftung der Mutter ihre Jahrzeit[1]).

Jene zwei Töchter fanden im Klingenthal auch ihr Begräbniss[2]), und ebenso eine Tochter des Hauses Hohen-Klingen die einem Grafen von Thierstein vermählt war. Von den Grabmälern hat sich mitten in all der Verwüstung welche Krieg und Frieden über das Kloster gebracht haben, eines theilweis noch bis auf den heutigen Tag erhalten, das Grabmal der Markgräfinn von Baden: eine reich verzierte Spitzbogennische, davor einst ein Stein mit den Wappenschilden von Alten-Klingen und von Baden und der Umschrift

VON. BADIN. MARGRAVINNE.
VROWA. CLARA. ROWIT HINNE.
VON. KLINGEN. IST. IR. VATER. GINANT.
NV. BRECHE. GOT. IR. SELIN. BANT.
OBIIT. XII. KAL. APRILIS.

Und diesen Stein hat ihr wohl noch der Vater setzen lassen (S. 329. 352) und die Umschrift selbst dazu gedichtet. Ein zweites, jezt verlornes Denkmal, das Thierstein-Klingische, bildet Emanuel Büchel in seinem malerischen Werk über das Klingenthal ab[3]);

1) vgl. im Anhang no. IX das unvollendete älteste Verzeichniss der von den Jahrzeiten herrührenden Einkünfte, und no. X die betreffenden Stellen eines Jahrzeitbuches aus dem 15. Jahrh.

2) *von der begrebt:* Anhang no. X.

3) Der Todten-Tanz in dem Klingentahl zu Basel, Nach dem Original gezeichnet und an das Liecht gestellt von Emanuel Büchel, im Jahr 1768. Nebst einem Anhang der übrigen Gemähلden welche sich alldorten befinden, wie auch der Grabsteinen in der Kirche, samt derselben Umschriften. Handschrift der Univ. Bibliothek.

dieses ist einfacher: bloss ein Stein mit der Rehgeiss von Thierstein und dem Eichenast von Hohen-Klingen; die Umschrift .†. HIE. LIT. DES. GESLEHTES. VON TYERSTEIN. VNDE. VON. KLINGEN. †

Das Grabmal der Markgräfinn befindet sich im Innern der Kirche. Gerade an der entsprechenden Stelle der Aussenseite, im Kreuzgang, hat die Mauer wiederum eine Nische, diese jedoch mit einem geschweiften Bogen überwölbt. Jezo ist ein Kochherd hineingebaut, und die Wand von dickem Russe geschwärzt: vor Zeiten war da ein schönes Gemälde; eine Copie davon gleichfalls in dem erwähnten Bilderwerke Büchels. In einem Steinsarge liegt, reichgekleidet und mit übergeschlagenen Händen, eine Frauenleiche, um das Haupt einen Kranz von Perlen und rothen und weissen Rosen und einen Heiligenschein; vor dem Sarge zwei brennende Leuchter, und links und rechts knieende Engel welche Rauchfässer schwingen; hinter dem Sarg in der Mitte ein Pabst mit Buch und Weihwedel, ihm zu den Seiten ein Cardinal welcher das Wassergefäss und ein Bischof der ebenfalls ein Buch hält, zu äusserst am linken und am rechten Ende ein edler Herr und eine Frau, jener die Hand an der Mütze, also mit der Gebärde welche den Stifter eines Bildes zu bezeichnen pflegt. Eine Heiligenleiche, von Engeln verehrt: gleichwohl meint Büchel in dem Text womit er seine Abbildungen begleitet, „dise Vorstellung wolle die Marggräfin von Baden bedeüten." Sicherlich falsch: aber welche Heilige bedeutet diese Vorstellung? Der Stil ist in Composition, Zeichnung und Farbe der des fünfzehnten Jahrhunderts.

ANHANG.

Von nachstehenden urkundlichen Belegen sind no. 2—4 und 6—10 aus den alten Originalen im Archiv des Klingenthals abgedruckt; no. 1 und 5 jedoch, deren Originale trotz wiederholtem Suchen nicht aufzufinden gewesen, aus Abschriften Christian Wursteisens[1]). Bereits früher gedruckt sind no. 1 und 4 in Schöpflins Alsatia dipl. no. 569 und 669, gleichfalls nach Wursteisenschen Copien, aber so, dass deren Ungenauigkeiten noch um neue vermehrt und bei no. 1 der spätere Zusatz von 1257 gänzlich ist weggelassen worden.

Die Abkürzungen der alten Schrift habe ich wo es angieng aufgelöst; das *v̇* der deutschen Stücke je nach Umständen bald in *vi* d. h. *ü*, bald in *iv*, d. h. *iu*.

I.

In nomine sanctæ et indiuiduæ Trinitatis Quæ geruntur in tempore, ne labantur cum tempore, literarum solent apicibus et bonorum testimonijs perhennari. Noverit igitur tam præsens ætas quàm futura posteritas, quod ego Vualtherus nobilis de Klingen, inspiratione divina, ac religiosorum virorum consilio, pro remedio animæ meæ et uxoris meæ, filiorum meorum atque progenitorum meorum, de possessionibus meis iure proprietatis liberè ad me in valle Werra spectantibus, Priorissæ et Conventui sororum quondam in Huserin Basiliensis diœcesis, ordinis fratrum prædicatorum, quinque mansus cum iure patronatus Ecclesiæ Werra, et capellæ in Castro sitæ, ad eandem Ecclesiam spectantis, per manus Sophiæ uxoris meæ, et Vlrici filij mei, et 4 filiarum mearum, Agnetis, Verenæ, Herhelaudæ[2]) et Katharinæ, ac fratris mei Vlrici Waltheri, eorum vnanimi accedente consilio et

1) Chr. Urstisii Codex diplomaticus Brucknerianus, Handschrift der Univ. Bibliothek.

2) In der Urschrift also jenes dem *h* ähnliche z, das schon so oft zu Fehlern verleitet hat; Schöpflin *Hertzelande*.

consensu, liberè contuli et donaui, nullum omnino mihi seu successoribus meis in præfatis possessionibus, aut in iure patronatus Ecclesiæ prænotatæ, ius advocatiæ, seu alterius cuiuscunque servitij retinendo

Sunt autem hæc nómina mansuum et redditus prædictarum possessionum. Bolleuirst duodecim solidi, In der Ewalt an Bollevirst sexdecim solidi. In Ruodinsgrabin sex solidi. In niter Rosterucge [1]) et Vischebach quatuordecim solidi. In Bodilhart octo solidi. In superiori Werrun quatuordecim solidi præter 4 denarios. Duæ Schoposæ in Arnach. Vndir Leun duæ scoposæ, Vffin Leun una Scuoposa. In Kilchperc quatuor Scuoposæ. Tria feoda in Hornberc, de quibus triginta tres solidi. In Mettelon tria feoda de quibus 24 solidi. In Meisunbach novale, de quo 6 solidi. Insuper liberam facultatem piscandi in omnibus aquis meis, cum pascuis et nemoribus communibus eisdem contuli, ut ibidem perpetuò habeant, quod vulgò dicitur, Wune vnnd Weida, secundùm communem consuetudinem vallis memoratæ. Si verò in supradictis possessionibus aliquo tempore Argentifodinas contigerit inveniri, medietas totius lucri cedet Priorissæ et Conventui iam præscriptis: quæ etiam promiserunt, ut se ad Vallem prædictam transferant, et ibidem Monasterio constructo, Domino perpetuò famulentur.

Vt autem omnia hæc firma et inconuulsa permaneant in futurum, præsens scriptum ipsis contuli, Sigillorum Venerabilis scilicet Domini Episcopi Constantiensis et Domini Rudolfi Comitis de Habisburc, atque mei, munimine confirmatum. Testes qui huic donationi aderant sunt subscripti, Dominus Rudolfus Comes de Habispurc, Vlricus frater meus de Klingen, Vlr. et H. fratres de Tuifinstein, Vl. et Ebirhardus fratres de Guotinburc, Johannes de Wessenberc nobiles. Item R[s] et Fr. de Racinhusin, Vol. de Howenstein milites. Item B[u] de Henchart, H. de Eschince, Hartliebus et Jo. de Tottingen, H. de Tegervelt. C. et B. dicti Steinmar, et multi alij fide digni Acta sunt hæc in Clingenowe, Anno domini 1256, quarto Non. Septemb. Indict. 14.

Ad hæc de consensu prædictæ uxoris meæ atque supradictorum, quorum intererat consentire, totam syluam scilicet

---

1) d. h. *Nideroste rucge.*

Ewalt, ad me iure hæreditario et proprietario pertinentem, à loco qui dicitur Hornbergrise supra, usque ad Luchbrunnin, et ab inde usque in Widunbach, et sicut idem riuus defluit in Werrun, et sicut Werra defluit usque in iam dictum locum Hornbercrise, vendidi Priorissæ et Conventui sæpedictis, pro 27 marcis argenti, quas etiam confiteor mihi integraliter persolutas, ut ipsam syluam omni iure ac libertate perpetuò possideant, quod mihi in eadem antea competebat, et tam de illa quàm de alijs syluis quas eisdem dedimus, nemo ab ipsis uel ab alijs, quibus ipsæ vendiderint, exigat ullo tempore, quod Holtzlose dicitur. Acta sunt hæc etiam in Klingenowe, Anno domini 1257, VI Kal. Aprilis, præsente Bertoldo sacerdote et Capellano dictarum sororum, in cuius manus nos omnes dictam syluam resignauimus nomine earundem. Aderant etiam fratres hospitalis .S. Johannis, Ruo. et Johannes de Tottingen, H. de Tegervelt, C. et Waltherus de Molistorf. Item Arnoldus nobilis de Keiserstuol, et C. de Tottingen, C. et Bertoldus dicti Steinmar, Ruo. minister, et alij fide digni.

II.

ALEXANDER episcopus seruus seruorum dei. Dilectis in christo filiabus. . Priorisse et Conuentui Monialium inclusarum Monasterij de klingental ordinis sancti Augustini Constantiensis diocesis secundum instituta ordinis fratrum predicatorum uiuentibus Salutem et apostolicam benedictionem. Solet annuere sedes apostolica pijs uotis. et honestis petentium precibus, fauorem beniuolum impertiri. Exhibita siquidem nobis uestra petitio continebat, quod uos Monasterium uestrum et ipsius nomen, de quodam loco in quo hactenus fuerat, propter plures eius ineptias, ad illum in quo ad presens degitis religioni uestre aptum et congruum de consensu Diocesani uestri deliberatione prouida transtulistis. Quia uero diuersas libertates et immunitates a Romanis Pontificibus, predecessoribus nostris ac libertates et exemptiones secularium exactionum a nonnullis Regibus et Principibus ac alijs christi fidelibus uobis concessas sub nomine prioris Loci uos rationabiliter et pacifice asseritis obtinere. nos uestris supplicationibus inclinati, ut libertates, immunitates et

exemptiones huiusmodi quoad locum in quo nunc degitis in suo robore perseuerent. uobis auctoritate presentium indulgemus. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostre concessionis infringere uel ei ausu temerario contraire. Siquis autem hoc attemptare presumpserit, indignationem omnipotentis dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius se nouerit incursurum. Datum Laterani iiiȷ. Kal. Aprilis. Pontificatus nostri Anno Tertio.

Angehängt das bleierne Pabstsiegel Alexanders IV.

III.

Omnibus christi fidelibus presentis scriptȷ continentiam ȷnspecturis. B: de hohenvels, Desaurarius, Ecclesie, Constantiensis. vices Dominȷ, Episcopi, eiusdem ecclesie gerens, noticiam rei geste. Constituta coram nobis. Ita, Nobilis, de .Clingen relicta quondam .C. aduocatȷ de, fridingen. verbo monita sapientis, Incertus es in quo te loco mors inueniat, tu itaque illam in omni loco expecta, ad honorem omnipotentis dei, laudem gloriose sue genitricis, et beati Dominici, presentia pensans et de futuris prudenter inquirens, sua, ad anime sue medelam, et ad parentum suorum animarum remedium disponendo, dotem suam, cum omnibus aliis rebus suis mobilibus et in mobilibus omnes quoque actiones, quas occasione dotis et rerum earundem ipsam subire neccesse foret, contra aduocatum de. Creigen, fratrem quondam suȷ maritȷ, Monasterio reuerendarum inchristo, Priorisse et sororum, ȷn Clingital. ordinis fratrum predicatorum legauit liberaliter et omnino, renuncians omnȷ dominio, et iurȷ proprietatis, que de rebus eisdem ad ipsam pertinere deiure noscuntur, ȷnmanus fratris. H. conuersi eiusdem ordinis loco, Priorisse et conuentus Cenobi memoratȷ. Dando eis potestatem planam et plenam disponendi derebus prenominatis, secundum quod ad utilitatem prefati monasterȷ et ibidem deo famulantium, sibi uisum fuerit expedire, Incuius rei testimonium presentem paginam nostri sigilli insignitam munimine, ipsi monasterio transmittimus, presens sibi ne alicuius proteruia uel calumpnia valeat ȷnfirmari, negocium attestantem. Testes autem, qui isti donationȷ affuerunt sunt hii, .Dominus prepositus maioris ecclesie Constantien-

sis, Dominus W. prepositus Sancti Stephani. Canonici eiusdem ecclesie, videlicet . . Dominus de Valchenstein. B. Dominus de Annuwiler. Dominus de Heidelberch. Dominus Hilteboldus miles. de Stegboren. Dominus Volricus. dictus amme, Greize. C. de Tetinchon, Ille de Ræitershoven. Ille. .Sub Matello, et aliJ quam plures. Datum, Constantie. Anno dominJ. M° cc° lx. J. Indictione iiii^{ta} pridie. Nonas maiJ. In die sancti Johannis ewangeliste, Ante portam latinaм.

Das Siegel verloren. Auf der Aussenseite von einer Hand noch des 13 Jahrh. *Sororis ite de vridingen.*

IV.

Uniuersis, hanc literam inspecturis, Frater. H. Prior et conuentus fratrum de penitencia Jhesu christi. Basiliensium. Noticiam subscriptorum. Noueritis, quod cum venerabiles in christo, Soror L. priorissa, et conuentus sororum in klingintal, in nouam siue vlteriorem Basileam cupiant se transferre, nos desiderio earum et peticioni beniuolum. prebentes assensum, vt claustrum ibidem et ecclesiam construant. que a nostra distet, ad spacium, non minus quam centum cannarum, tenore presentium. liberam concedimus facultatem, non obstante priuilegio, quod de non edificando prope nos infra mensuram. C. xl. cannarum, contra quosdam conuentus, nobis a sede apostolica est indultum. Incuius rei testimonium presens scriptum. sigillo nostro fecimus communiri. Nos, Priorissa et conuentus monasterii supradicti. fideliter promittimus. et spondemus, quod iam dicte mensure spacio contente, infra ipsum, nostram nullatenus ecclesiam construemus, nostrum sigillum in robur ueritatis presentibus appendentes. Ego frater. h. prior et seruus fratrum ordinis predicatorum Basiliensium. sigillum meum huic litere appono. in predicte testimonium sponsionis. Actum Anno domini M. CC. lxxiii. v. Idus. Ianuarii.

Angehängt drei Siegel: des Predigerklosters, des Priors der Prediger, und des Klosters Klingenthal (unter drei zusammengereihten Bogen, die mit drei Thürmchen überbaut sind, der englische Gruss; Umschrift S. ƆVENTVS. SCE. MARIE. I. CHLINGENTAL.). Aufschrift der Aussenseite von einer Hand noch des 13 Jh. *von vnserre hofstat*

V.

Wir Cuonrat geißriebe ein Ritter, schultheisse ze enrun Basil, tuon kunt allen den die disen brief sehint vnnd hœrent, daz herr Heinrich von rafinsburch, dem man sprichit der brotmeister, die[1]) frowen von klingendal vnnd iren schaffenern, die hoffstat enzwischen irine[2]) guote vnnd der ziegil muli, da das nüwe huß was angiuangen, het gigebin vmbe xx Marc silbers, vnnd sol man die hofstat fertigin[3]) hinnan zi vnser frouwen mes der anderin, mit al de[4]) gwarsami, so daz kloster bidarf, mit seiner tohter von tasfenne, vnnd mit iren kinden: wande es ir eigin was. Deß sint die vier bürgen, Herr Hug der kinden, herr kuonrat hern ludiwigs, herr wernher der munzmeister vnd olrich des brotmeisters sun. Man sol auch wissin das enzwischin disem guote, das die frouwen von klingendal gekofit hant, vnnd der ziegil müli xx fuose breit an der hofstat, zir müli hœrit, vnnd den bu, den Herr Henrich von rafinsburg bi der selbin hofstat wolte han gebuwin. Misseuallit der dem kloster, so gent sie ime zwo marc silbers für den bu. Dur das diß alsus gischehin si, so hencken wir herr kuonrat geisriebe schultheisse ze enrun basil vnsir ingisigel an disen brieff, vnnd herr Henrich von rafinsburch. Die gezeuge die da waren da diß bischach, ist der schultheisse, herr henrich von Hagindal, herr Henrich vor gassen, herr Huc der kinden, herr Niclaus von titinsheim, herr Thomas zobel, herr kuonrat hern Ludiwich, herr Wernher der rote, der kenler, herr Henrich von soloder, herr wernher der muntzmeister vnnd Dietrich sin bruoder, herr schœnkint, herr Henrich merschant. Diß bischach an dem ihare nach gottis giburth M° CC° lxx◦iii.

Angehängt die Wappen von Geissriebe und von Rafinsburg.

VI.

Uenerabilibus ac deuotis in christo . . Priorisse et conuentui sororum in klingental. sub cura fratrum predicatorum degentium, P. Archidiaconus Basiliensis. et plebanus in ulteriori Basilea. Sinceram in domino caritatem. Et si omnem religionem affectuosis

---

1) lies *den* 2) *irme* 3) den Käuferinnen übergeben 4) *der*

studiis amplectamur, speciali tamen deuocione, ad ea que uobis nouimus profutura, eo feruenciori desiderio ferimur, quo per uestra studiosa precamina, quibus sanctitatis merita suffragantur, apud deum fiducialius speramus abolicionem peccaminum cum reconciliatione diuina, nos misericorditer obtinere. Ea propter deum pre oculis habentes, tenaci memoria retinemus, qualiter illustrissimus dominus. R. dei gratia romanorum rex et semper augustus, nos dignanter interpellare uoluit, cuius preces apud nos ut dignum est obtinent vim precepti, quatinus uestrum collegium in nostram parrochiam basilee trans renum constanciensis dyocesis fauorabiliter recipere curaremus, receptasque fouere, accedentibus ad hoc precibus dilectorum in christo fratrum predicatorum Basiliensium, quibus nos familiaritatis uinculo tenerius obligamur, sicut tunc annuimus et promisimus sponsione uocali, sic eciam nunc promissa effectiue complentes, uos ad dictam nostram parrochiam sollempniter inuitantes, concedimus presencium per tenorem, vt cum uobis fuerit oportunum siue cum conuentu toto uel in parte, prout uobis uidebitis expedire, venire possitis, claustrum edificare, ecclesiam construere, ac alias officinas erigere, que uestris noueritis commodis et profectibus oportunas, et uestri capellani, qui pro tempore fuerint, uobis diuina celebrent, secundum uestram consuetudinem approbatam. Incuius rei testimonium, nostrum sigillum duximus presentibus apponendum. Actum et datum basilee. Anno domini. M° cc° Lxxiiii°

Siegel mit der Umschrift S. PETRI. ARCHIDIACONI. BASILIENSIS. Aeussere Aufschrift des 13 Jh. *von vnserre hofstat.*

VII.

Wir Bruoder Heinrich von Gottes gnaden Bischof ze Basile. vnser Schultheize. vinser Rât. vnde vinser Stât gemeinlich von Enrvn Basile. tvon kvnt allen den die disen Brief sehent, oder hœrent lesen, daz wir mit gemeinem Rate vinserre Stette von Enrvn Basile gvinnin den Vrovwen von Klingental daz sie den Graben vor irme Dormenter wider den Rin besliezen mit einre Mvre, Also, daz sie mit der selbvn Mvre allez ir Gvot vmbeslahen, vnde den selben Graben dvrh slahen mit einre Mvre oberthalp swa ez inen vueget gegen irme vzzerme Gvote, also

daz ez der Stât vnschedelich si, In dem gedingde, daz sie einen karren wec, vzzerthalp an irme Bivange vf irme Gvote vinsern Bvrgern sviln geben. Vnde den graben der die Stât da vestet, den svln sie vollebringen an der vzzervn Mvre. von dem Stucke da er nu abe gienc, vntze an den Rin, mit also gvoter Mvre alse div erre was, vnde sviln den Graben rvmen in der tiefi als er oberthalp ist. Man sol wissen daz si gewalt hant vf die selben Mvre ze buwende, dvr ir heinliche, vnde der livte vppiges kapfen swie hohe sie went. Man sol ovch wissen daz sie gewalt hant die inrvn Bvrcmvre von dem huse der herren von sante Blasien abe, vntze vf ir Gvot ze Buwende alse die alten zinnen stant, dvr daz sie nieman mveie mit anderm bvwe, weder viber die Mvre noch drin. Vnde swer ez wider irme willen wolte tvon, daz svln sie[1]) helfen wern mit allem vlize. Man sol ovch wizzen daz sie gewalt hant eine gevuege tvir ze machende mit einem beslozzem Stege, swa ez inen alre beste vueget dvrh die Bvrcmvre, in dem gedingde, daz sie vinsern Bvrgern ein michel Tore machen niderthalp der ziegel mvilJ. daz die Bvrger brvchen ze iren nottvirften. vnder ir selbes slozzen. vnde sviln daz die vrowen Bvwen, vnde gewinnen mit ir koste. Man sol ovch wissen daz Tore daz inrthalp ir kloster ze Rine gât. daz sie dâz niezen sviln alle die wile so daz lant ane virlige[2]) ist. Were aber daz ez vibel in dem Lande wurde stênde, so hant die Bvrger gewalt daz Tore ze vermvrende, oder anders ze bewarnde, daz sie da ze dem zite vor schaden sicher sicher[3]) sin. Dvr daz diz stête vnde war belibe so geben wir der vorgenante Brvoder Heinriche von Gottes gnaden Bischof ze Basile, vinser, vinsers Schultheizen, vnde vinserre Stette von enrvn Basile gemein Ingesigele an diesen Brief. Do dirre Brief ze Basile wart gegeben, do zaltem von Gottes gebvirte, Tusent, zwei hundert, vnde ahtovwe vnde sibenzec iar, an dem nehsten Samstage vor dem Svnnentage so man singet Oculi mei semper. an der Sehsten Indictione.

Nur noch das Stadtsiegel von Klein-Basel.

---

1) nämlich die Bürger.
2) *ürlige* d. h. *urliuge* Krieg. 3) so.

VIII.

Vniuersis christi fidelibus presentes litteras inspecturis. Nos. . . Consules, Magister Ciuivm, Aduocatus, et Scultetus Ciuitatis Basiliensis. salutem in omnium saluatore. Quia ignorantia, rugosa mater erroris, plurimos iam deicit, decipit, et decepit, intantum, quod eciam nonnulli quasi ceci palpitantes, offensis membris, turbare pacem Capitis non agnoscunt, lesisque partibus in totam vniuersitatem inpingere non formidant, Idciro tenore presentium uolvmus esse notum, et communiter protestamur, quod sanctitatis filie, venerabilis et in christo dilecte, Sorores Ordinis Fratrvm Predicatorvm, dicte de Klingental, Ciuitatis nostre Ciues, in desiderio salutis eterne, pro bono communitatis nostre sine intermissione domino famulantes, non solvm omni libertate ciuili Ciuitatis nostre gaudent, Immo ipsas, ut oculorum nostrorum pupillas, diligentius in omnibus custoditas, in nullo seculari iudicio, preter quam coram nobis, quantum in nobis est, uolumus, et permittimus conuenirJ. In cuius rei testimonivm, Sigillum ciuitatis nostre, communJ consilio et fauore, presentibus dvximus apponendum. Datum In Basilea, Anno dominJ M° CC° LxxviiJ° Indictione vJta.

Anhangend das Stadtsiegel; alte Aufschrift *Daz wir bvrger recht han ze basel.*

IX.

Alsvs vil geltes hant die iargezit vnsers herren von klingen. vnde siner vroiwen. vnde siner tochter der marcgrevin von baden. vnde hoiret vnseren conventen an. vnde nivt die brediger. Wir han ze tvirinkein .v. vnde zwenzig amivn win geltes. vnde .ii. stvike reben. vnde .ii. ℔ phenningen geltes. vnde .xv. kappen geltes. vnde fvir der cappen iegelichen git man .vi. δ. Item ze sowenshein han wir eins vnde .xx. vierteil korn geltes. der sint .xi. roggen. vnde .x. haberen. vnde gent daz zwene man. einer git .xix. der sint .ix. haberen. vnde .x. roggen. vnde der ander man git .i. roggen. vnde .i. haberen. Item ze galvingen .iiii. vierteil. der sint .ii. roggen. vnde .ii. haberen. der vierteilen eins haberen hoiret die brediger an zuo iren iargeziten.

Item ze merkenshein .viii. vierteil. vieriv roggen. vnde .iiii. gersten. Alsvs vil geltes hant die iargezit vnsers herren von veringen. vnde siner vroiwen. Siben phvnt geltes andem rate von genren basel. vnde .x. ß sol man nemen von den vor geschribenen iargeziten vnsers herren von klingen. zvo der von veringen iargezit. vnde .x. ß. zvo der von phfirt iargezit. dis heis die von klingen selige ir beider mvoter daz man dis phvnt alsvs teilen soilte zvo ir beider iargezite. So han wir von der von blvomenberch .ii. ß. vnde .iii. ꝟ ꝺ geltes. vnde .ii. kappen. hie von sol man alle iar zvo irme iargecite ieklicher swester .vi. ꝺ geben. vnde wáz da viber wirt daz sol man den swesteren viber tisch des tages gieben vmbe win vnde vmbe eger. Dis gvot lit zvo rvfach. .ii. ꝟ ꝺ geltes inder stat vf rvodolf weibels hvse. vnde sol man zvo winachten .i. ꝟ geben. vnde ze svngicht och .i. ꝟ vnde zvo sante martins mes och von dem selben hvse zwene kappen geben gerliche. Vnde .i. ꝟ git man von eime hvse daz lit zvo svnthein. zvo einer siten nebent werlin von bollenbvrch. vnde zvo der ander siten nebent bertschin legelin. Unde von den .ii. ꝟ geltes die wir han zvo tvirenkein der sol man .xii. ß geben zvo diseme iargezite. Alsvs vil geltes hant die brediger von den iargeziten vnsers herren von klingen. vnde siner vrovwen. vnde siner tochter der marcgrevin von banden[1]). Ze richenshein .xvi. vierteil. viii. roggen. vnde. viii. haberen. tem von galvingen eins haberen. vnde von diseme gvote git man dem phaphen indem dorfe ze richenshein eins .ꝺ. minre denne .iii. ß. tem ze mercgete .iii. vierdenzal .i. roggen .vnde .i. dinkelen. vnde .i. haberen. tem in der minren basel. vnde da vor .iiii. ꝟ. ꝺ. geltes. vnde .iiii. ringe. vnde .i. hvon. vnde von den .ii. ꝟ geltes die thoman zebels waren so sol man ze sante alban geben .i. ß ze sante martins mes. tem vf dem var ze hivningen .iii. ß vnde .i. ꝟ geltes daz wart gekovfet vmbe den convent vmbe .vi. marc silbers insolicheme rechte. were daz daz var abegienge. older ob es der convent verkofte so

---

1) so.

X.

An S andres tag sol man began miner frouwen von klingen iortzit die gab vins by irem leben lxxxx libras vnd nach irem tod lx marck vnd vi viernzal geltz Do von sol man ir vnd ires herren vnd tochter iortzit began sol man viber tisch geben

---

An S albinus tag ist mines herren von klingen iortzit der gab vins by sinem leben xi huoben vnd den kilchensatz von werr vnd nach sinem tod lx marck wert

---

Mornendes[1]) ist miner frouwen margræfin von dem nydren baden[2]) iortzit von der begrebt ward vins. C. marck wert

---

Vf abdon et sennen ist miner frouwen von feringen iortzit von der begrebt ward vins xxv libre vnd ii guldin geltz sol man viber tisch geben

---

1) am zweiten Tage nach St. Gregorius.
2) zur Unterscheidung von Ober-Baden im Aargau.

Walther von der Vogelweide.

(Geschrieben zu Nizza im April 1865.)

Aus Herzogs Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 21. Bd., S. 467—480.

Unter den verschiedenen Dichtarten, in denen die mittelhochdeutsche Litteratur sich bewegt, ist die Lyrik in mehrfachem Betracht als die hauptsächliche voranzustellen, als diejenige, welche die zumeist und eigentlich bezeichnende für die genannte Litteraturperiode sei: denn sie hat erst in dieser ihre Entstehung und sofort auch die Vollendung gefunden, sie ist von der grösten Zahl der Dichter geübt und von allem Volk, nicht bloss von den Fürsten und Edeln, zu dem besten Schmuck des geselligen Lebens gerechnet worden, und neben ihr und durch ihren Einfluss zeigt sich die gesammte übrige Dichtung bald mehr, bald minder und oft bis zur Ungebühr mit durchdrungen von lyrischer Auffassungs- und Ausdrucksweise.

Es ist aber jene Vollendung auf einen schmalen Zeitraum eingeschränkt, auf die zwei Menschenalter vom Ausgange des zwölften bis um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, und wenn nun aus den vielen Namen, welche zwischen diesen engen Grenzen gedrängt dastehen, wiederum die charakteristischen, die Führer und Stellvertreter all der Uebrigen sollen hervorgehoben werden, so kann diese Auszeichnung nur auf drei nach einander fallen, auf Reinmar von Hagenau oder den Alten, Walther von der Vogelweide und Reinmar von Zweter. Es gehören dieselben schon insofern zusammen, als alle drei Oesterreichische Dichter sind, zwar nicht durch Geburt, sondern so, dass Reinmar von Hagenau alle Zeit nur in Oesterreich gesungen,

Walther aber wie auch der von Zweter ebenda seine Kunst erlernt hat, und alle drei verbindet ein ununterbrochener Zeitverlauf, zum Theil auch ein Meister- und Schülerverhältniss: Walther war Reinmars des Alten, Reinmar von Zweter wiederum Walthers jüngerer Zeitgenoss, und sichtbar hat sich je der jüngere an dem Beispiel, das ihm der ältere gab, gebildet. Aber es ist zugleich eine Zusammengehörigkeit wie die des Emporsteigens zum Gipfel, des Gipfels selbst und wiederum des Hinuntersteigens, und der mitteninne auf dem Gipfel steht, ist Walther. Reinmar von Hagenau hat zuerst die voll entwickelte reine Lyrik, voller und reiner als irgend jemand vor und neben ihm: aber er beschränkt sich damit auf die Liebe als den einzigen Gegenstand und auf das Lied als die einzige Form. Walther von der Vogelweide bleibt nicht so bei dem Minnegesang allein: er zieht auch den Glauben, die Sitte, das öffentliche Leben der Zeit in den Bereich seines Dichtens; und es ist nicht bloss die Stimmung des gegenwärtigen Augenblickes, aus welcher heraus er singt, er knüpft die Empfindung auch an ein vergangenes, frisch vergangenes geschichtliches Ereigniss an oder verfolgt, indem er zugleich lehrt, einen noch in der Zukunft liegenden Zweck: dergleichen theils epische, theils auch didactische Lyrik aber bringt er, mit gut künstlerischem Sinn für eine angemessene Formgebung, nicht in Lieder, noch in die freier bewegte Nebenform des Liedes, den Leich, die er überhaupt nur ein einziges Mal gebraucht um Gott und die heilige Jungfrau zu lobpreisen, sondern fast ausnahmlos in sogenannte Sprüche, in Strophen, die vereinzelt für sich stehn, die meist in grösserem Umfang und aus längeren Versen aufgebaut sind und deshalb nicht den gesangartigen, melodischen, rein lyrischen Eindruck machen wie die Strophen der Lieder und der Leiche; Walther hat auch zuerst diese Form und solche Verwendung derselben festgestellt. Endlich Reinmar von Zweter zeigt sich nach einer dem älteren Reinmar gerade entgegengesetzten Richtung in Einseitigkeit befangen: er auf seiner schon wieder abwärts führenden Stufe kennt nur noch didactische oder episch-didactische Lyrik, Lehre oder Schelte in Bezug auf Glauben und Sitte, auf Staat und Kirche, auf Volk und Fürsten, und wo auch ihn die Liebe berührt, hat er nicht mehr die Lyrik derselben, sondern nur noch Didactik über sie. Demgemäss findet sich bei ihm

auch gar kein Lied mehr vor, nur etwa noch ein Leich, sonst weiter nichts als Sprüche, Sprüche zu Hunderten, und während Walther für die seinigen, gleichwie für seine Lieder, bald diese, bald jene metrische Gestaltung abwechselnd neu erfindet und nur innerhalb engerer Schranken der Zeit und der Bezüglichkeit die gleiche Gestaltung öfter wiederholt, gehen die Hunderte des von Zweter Jahrzehende lang und bei jeglichem Inhalt eintönig alle auf dasselbe Vers- und Strophenmaass. Und so nimmt Walther schon durch seine Mehrseitigkeit den Vorrang vor Reinmar von Hagenau und Reinmar von Zweter und vor all den vielen Anderen ein, die bloss Liebesdichter und Liederdichter wie der erstere oder bloss Lehrdichter und Spruchdichter wie der letztere sind. Aber auch jede der zwei Seiten für sich allein genommen, übertrifft Walther sowohl den älteren als den jüngeren Zeitgenossen weit, übertrifft im Liede den älteren durch noch gehaltnere Strenge und zugleich noch süsseren Wohllaut im Bau der Verse und der Strophen, durch noch feinere Zartheit, durch noch höheren Schwung, durch die unendlich reichere Mannigfaltigkeit der Bezüge, der Empfindungen, der Stimmungen und Töne, in denen bei ihm die Minne sich ausspricht und sich selber singt (die Laune zum Beispiel und die Volksmässigkeit, die eine so gesund, die andere so veredelt bei Walther, sind jenem gänzlich fremd), übertrifft im Spruch den jüngeren durch die Fülle der Begabung, die bei ihm auch der Lehrhaftigkeit noch Gehalt und Gestalt von dichterischer Art zu verleihen weiss, durch das Beiseitelassen solcher Gegenstände, denen, wie der Liebe, die lehrhafte Auffassung nicht gebührt, durch noch bewegteren Reichthum, vollere Reife, männlicheren Ernst der Gedanken und, wo es die höchsten Güter des Deutschen und des Christen gilt, durch noch viel heldenhaftere Gewalt der Rede. Auch Reinmar von Zweter und ausser ihm noch manch anderer Dichter des Jahrhunderts hat die Sache des Reiches und die der Kirche selbst gegen das Pabstthum verfochten, keiner jedoch mit solchem Ingrimm des in seinem Heiligsten verletzten Herzens, keiner mit so unerschrockenem Muth, während noch wir jetzt ob den ungeheuren Worten erschrecken möchten, keiner mit so blanker und tief einschneidender Waffe als Walther von der Vogelweide. Erst die Reformationszeit sollte wieder ein derartiges Deutsch vernehmen. Und wohl hätte sie auch unseren Dichter noch aus

dem Grabe als Zeugen aufgerufen, wäre das nicht in dieser späteren Zeit schon längst verschüttet und überwachsen, wäre, wenn man wohl auch hie und da noch den Namen Walthers kannte, doch dieser sein gewaltigster Ton nicht längst verschollen gewesen.

Die geschichtlichen Bezüge, von denen fast die gesammte Spruchdichtung Walthers erfüllt ist, geben denselben noch einen andern und in seiner Art auch nicht unerheblichen Werth: es ist mit ihrer Hilfe möglich, das Leben des Dichters beinahe Schritt für Schritt durch Zeit und Raum zu begleiten und, wie wir Regesten für die Lebensbeschreibungen unserer Kaiser und Könige besitzen, hier eben dergleichen für einen armen Edelmann aufzustellen, der mit unsern Kaisern und Königen gewandelt hat. Es giebt ausser ihm nur noch einen deutschen Dichter des Mittelalters, über den wir ebenso gut, ja noch besser, noch vollständiger und überall gewisser biographisch unterrichtet sind, Ulrich von Lichtenstein, der sogar selbst sein Leben erzählend vorträgt und je an der gehörigen Stelle Mittheilung macht, unter welchen Umständen u. s. f. er diess und jenes seiner Gedichte verfasst habe. Nur reicht dieser Ulrich weder mit seinem Leben noch mit seinem Dichten an die Bedeutung Walthers heran.

Versuchen wir jetzt nach den Fingerzeigen, die vorzüglich also in jenen Sprüchen, die ausserdem auch in einzelnen Liedern und anderweitigen Quellen uns gegeben sind, das Leben und Wirken Walthers von der Vogelweide den Hauptzügen nach zu überblicken.

Seine Geburtszeit wird um das Jahr 1170 und vielleicht noch früher anzusetzen sein: denn es lässt sich sein Leben nicht über das dritte Jahrzehend des dreizehnten Jahrhunderts hinaus verfolgen, wir haben aber mehr als ein Gedicht von ihm, in welchem er als betagter, von langem Leben gesättigter Mann, als Greis vor uns steht, und eines, worin er selbst berichtet schon vierzig Jahre oder mehr von der Minne und sonst gesungen zu haben (Str. 402). Und der Ort seiner Geburt? Der Zuname *von der Vogelweide* gewährt zu dessen Auffindung nicht die Beihilfe, die man von ihm erwarten möchte. Vogelweiden d. h. bestimmte Plätze, an denen wildes Geflügel zu weiden und zu hausen pflegte oder für die Lust und das Bedürfniss eines welt-

lichen oder geistlichen Herrn eigens gehegt ward, solcher Vogelweiden gab es natürlich manche auf deutschem Boden und so denn auch hie und da in der Nachbarschaft von Herrensitzen Höfe, die so benannt waren, weil sie die Vogelweide in sich schlossen, oder weil der Dienstmann, welchem deren Besorgung oblag, sie bewohnte. Wir wissen z. B. von solchen Höfen in Würzburg und im Tirol und von einem bürgerlichen Geschlechte in S. Gallen, das Vogelweider hiess, doch wohl nach eben solch einem Amte oder Hofe. Das nun ist Anlass geworden, und ausser Mängeln der Kritik und der Exegese haben gelegentlich auch patriotische, vielleicht selbst politische und sociale Vorurtheile dabei mitgewirkt, die Heimath Walthers bald in Franken, bald im Thurgau, bald auch innerhalb des Kaiserthums Oesterreich, in Böhmen oder im Tirol, zu suchen. Die einzige jedoch unter diesen verschiedenen Anberaumungen, der ausser dem unsicheren Zunamen noch ein Beweis von grösserer Sicherheit zur Seite steht, ist die nach Würzburg, nach Franken also: dieses und unzweifelhaft nur dieses bezeichnet einmal der Dichter selbst als seine Heimath, indem er die fränkischen Fürsten „unsre heimischen Fürsten“ nennt (Str. 95).

Im Grunde aber ist die Frage nach dem Geburtsorte Walthers und aller Streit über denselben ziemlich müssig, da er, soweit wir seine Gedichte kennen und deren Zeugniss reicht, im Thurgau und im Tirol und in Böhmen niemals, in Franken kaum jemals gesungen und selbst die erste Schule dieser Kunst weder hier noch dort, sondern im Herzogthum Oesterreich durchgemacht hat, wie wiederum er selbst es angiebt (Str. 36). Was ihn, den zukünftigen, den angehenden Dichter, bestimmte gerade dorthin sich zu wenden, das konnte, wenn nicht irgendwelche Umstände sonst ihn dazu veranlassten, nur die Blüte sein, deren sich schon seit langem jegliche Art der Poesie, deren sich namentlich die junge Lyrik dort erfreute, die schöne Pflege, die sie in den Händen Reinmars von Hagenau, die Gunst, die sie am Hofe Herzog Leopolds VI (1177—1194) und nach ihm Friedrichs I, des Katholischen (1194—1198), fand.

Es war das aber nur der erste, nicht der einzige Schritt in die Fremde, den Walther weitab von seinem Heimathlande that: er machte damit nur seines Theils den Anfang jenes Wanderlebens, das seine Standesgenossen überhaupt und zumal

die Dichter seines Standes, auch die besten darunter, zu führen pflegten.

Walther war, wie man aus den Titeln *hêr* und *miles* ersieht, deren ersteren er sich selbst (Str. 28) und Andere ihm geben (Wolfram im Wilhelm 286, 19 und die Schreiber der Liederbücher), den letzteren aber die alte Nachricht über sein Grab, er war ein Ritter und von Adel (auch diess ein Grund ihn nicht dem bürgerlichen Geschlechte der Vogelweider in S. Gallen beizuzählen), aber von dem niederen Adel, der nicht so reich als der eigentliche, der hohe an alten Erbgütern und somit meist genöthigt war den Dienst der Könige, der Fürsten, der freien Herren und darin erst den Erwerb von Gut und Ehren zu suchen, falls nämlich keine bereits angestammte anderweitige Dienstpflicht dem entgegentrat. Daher finden wir Edle dieser untersten Stufe und finden Dichter, die auf eben derselben standen, abwechselnd bald an dem, bald an jenem Hofe; das, womit letztere dem Herren dienten, wofür ihnen dessen Gunst und der Unterhalt ward, war ihr Gesang und das Saitenspiel dazu (Str. 21): keine Entwürdigung der Kunst und kein Verkauf ihrer Freiheit: unter allen Arten der Dienstmannschaft war diese die löslichste und meist eher nur das Verhältniss von Wirth und Gast: nur darum eben finden wir auch die edeln Dichter bald an dem, bald an jenem Hofe.

Walther jedoch besass ausser dem Adel und seiner Kunst noch ein Drittes, dessen seine Standes- und Berufsgenossen fast durchweg ermangelten: ihm war, wie Hartmann von Aue, ausser der allgemeinen ritterlichen auch noch gelehrte Bildung und diese in nicht geringem Maasse eigen, Kenntniss der heiligen Schrift, Bekanntschaft auch sonst mit geistlicher Litteratur und überdiess noch mit der weltlichen des Alterthumes, mit der letzteren freilich nur in der Ausdehnung und in der Sprache, wie sie damals pflegte zugänglich zu sein, namentlich also mit den lateinischen Dichtern und hier wieder (die Vorliebe giebt sich deutlich kund) besonders mit denen, die sich an Aesop anschliessen. Wo ihm diese Gelehrsamkeit mitgetheilt worden, darüber ist uns die Vermuthung freigegeben: es mag in einer Stifts- oder Klosterschule zu Würzburg geschehen sein. Das aber ist unzweifelhaft, so wenig Prunk oder sonstigen Missbrauch Walther mit diesem seinem Wissen treibt, so sehr die Gelehr-

samkeit bei ihm verhüllt wird von der Kunst (so sehr, dass sie bisher gänzlich unbemerkt geblieben ist), ein so grosser Vortheil hat dennoch der letzteren daraus erwachsen müssen und ist ihr eben nur deshalb, weil er das alles sich so ganz zu eigen gemacht, daraus erwachsen: wesentlich mit von daher kam, was ihn über seine Zeitgenossen und für seine Zeit auf den Gipfel der Classicität erhob, kam seinem Denken festerer Halt und reicherer Gehalt, seinem Dichten feinere Vollendung der Form und mannigfachere Fülle des Stoffes.

In solcher Art doppelt und dreifach befähigt den Mächtigen im Reich mit seiner Kunst so zu dienen, dass keine noch so freigebige Vergeltung dem Dienst an Werthe gleich kam, hat Walther von da an, wo er noch jugendlich die erste oder die vollere Ausbildung zum Dichter in Oesterreich suchte, sein ganzes Leben in beständiger Wanderschaft von Hof zu Hofe zugebracht und das Reich nach allen Seiten hin von einer Grenze zur anderen durchmessen (vgl. Str. 47. 341. 342). Das prägt sich selbst, wie die gleiche Erscheinung bei Berthold, dem Wanderprediger, wiederkehrt, in seiner Sprache aus, die auf solchem Wege ein wahres Gesammthochdeutsch geworden ist: im Allgemeinen fehlt ihr jegliche Färbung nach der Weise einer einzigen bestimmten Mundart; zugleich aber ist bald diese, bald jene Mundartlichkeit, bald aus Oesterreich, bald aus Alamannien, bald wieder aus Thüringen oder Meissen an ihr haften geblieben. So ganz hat sich Walther, in seiner Lebensführung und selbst seinem Sprechen, der Heimath entäussert: auch deshalb sollte man kein zu gross Gewicht auf die Frage nach dieser legen.

Es waren in Walthers Zeit namentlich zwei deutsche Fürsten, welche durch ihre Vorliebe für die Dichtung und durch ihre milde Gunst gegen die Dichter deren stäts eine besonders grosse Anzahl um sich sammelten und so ihre Höfe wetteifernd zu Brennpunkten der deutschen Litteratur erhoben, zu Wien Herzog Leopold VII von Oesterreich, der Glorreiche, der Milde (1198—1230), und auf der Wartburg bei Eisenach Landgraf Hermann von Thüringen (1195—1216): der Ruhm, der sich damit innerhalb der litterarischen Kreise an ihre Namen geknüpft, scheint noch um das Jahr 1300 aus unserm ältesten Drama, dem Kriege von Wartburg, wieder, wo von den Sängern um das höhere Lob Hermanns oder Leopolds gestritten wird. Walther

nun hat an dem einen wie dem anderen dieser Höfe sich aufgehalten und an beiden mehr als einmal, sichtlich aber mit grösserer Liebe an dem zu Wien, wo er sich bereits von dem Beginn seines Dichtens an und schon durch die Gunst von Leopolds Vorgänger, Friedrich I (Str. 21), heimisch gefühlt: es ist unverkennbar, dass zwischen Leopold und Walther, obschon jener zuerst mit der gleichen Gunsterweisung gezögert hatte (Str. 10. 21), eine gewisse Vertraulichkeit und hier auf Seiten des Dichters eine gleichmässig dauernde Herzensneigung waltete: mochte und durfte er doch sogar den Fürsten mit „Du" anreden (St. 35. 51). In seinem Verhältnisse zu Hermann tritt dergleichen nicht so zu Tage: da wechselt vielmehr die Befreundung ebenso mit Entfremdung, wie der Landgraf selbst in seiner politischen Wandelbarkeit bald auf der, bald auf jener Seite stand und damit den Dichter bald an sich zog, bald wieder abstiess. Andere Höfe hat Walther weniger gesucht und meist nur solche, die in der Nachbarschaft derer zu Wien und auf der Wartburg lagen, wie die von Kärnthen und von Meissen; im Jahre 1212 sehen wir ihn dem Herzog Ludwig von Baiern gegenüber in förmlich bezeichneter Dienstmannschaft (Str. 29).

Es scheint jedoch hier nicht der Platz dergleichen Dinge bis in das Kleine und Einzelne zu verfolgen: für uns hier sind das Nebendinge, auf die es genügt so im Vorübergehen hinzudeuten. Wichtiger in jedem Betracht und einer mehr eingehenden Darstellung werth und bedürftig sind die Beziehungen Walthers zu den Königen und Kaisern des Reiches, ist der Antheil, den er als Dichter und nicht bloss als Dichter an deren Thun und deren Geschicken und somit an Dingen genommen hat, die der Weltgeschichte zufallen. „Es soll der Dichter mit dem König gehen:" bei keinem sonst hat so wie bei ihm dieses stolze Wort sich verwirklicht.

Als nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI die deutschen Fürsten in Zwist geriethen, wem anstatt des noch allzu unmündigen Friedrich die Krone zu übertragen sei, ob Philipp, dem Bruder des Verstorbenen, ob Otto, dem Vertreter des Welfenhauses, oder wem etwa sonst noch, da, im Jahre 1198, legte Walther, der bis dahin noch in Oesterreich geweilt (Str. 21), sein Dichterwort (und es ist diess unter allen, die sich von ihm erhalten haben, das nachweisbar älteste) für die Wahl Philipps

ein (Str. 3), weil er nur von diesem ein einiges und kräftiges Deutschland hoffte, nicht von Otto, den die Unterstützung durch die römisch gesinnte Geistlichkeit von vorn herein zur Abhängigkeit von Rom und damit zur Unliebsamkeit bei der Mehrzahl der Deutschen selbst, also stäts nur zu einem Parteikönigthum zu bestimmen schien. Und wirklich auch ward dem Dichter alsobald sein Wunsch, wennschon nicht ganz erfüllt, da die Fürsten in fortdauerndem Zwiespalt beide, Philipp und Otto, neben und gegen einander wählten, aber doch erfüllt dem schöneren, mehr Glück verheissenden Theile nach, da Philipp mit den echten alten Reichskleinodien gekrönt ward, und so sah ihn Walther selbst, er verkündet es uns mit Jubel (Str. 22. 23), unter Krone gehn: denn sein Herz hatte ihn an den Hof Philipps getrieben. Und längere Zeit hindurch sehen wir ihn da gastlich festgehalten (Str. 21) und hören ihn, während er die Arglist des feindseligen Pabstes und die Ungebühr der Geistlichkeit mit Schärfe angreift (Str. 4), an den König selbst aufmunternde und ermahnende Worte richten (Str. 24. 25); sein Eifer für dessen Sache und die vertraute Stellung, die ihm derselbe eingeräumt (Walther durfte sogar ihn auch duzen), gaben ihm das Recht und die Pflicht dazu.

Bald aber tritt für diesen Theil von Walthers Leben eine empfindliche Lücke in der Ueberlieferung seiner Gedichte ein: aus der ganzen Zeit von 1205 bis 1208 besitzen wir keines, welches die Geschichte des Reichs beschlüge, mithin auch keines, das Bezug hätte auf die Ermordung Philipps. Oder sollen wir lieber annehmen, Walther habe wirklich vom Jahre 1205 an Philipp gegenüber und über Philipp geschwiegen, weil er aus irgend einem Grunde sich von demselben zurückgezogen? Schwerlich: denn selbst gesetzt, dass eine Entzweiung des Königs und des Dichters eingetreten wäre, dürfen wir doch, soweit wir das Gemüth des letzteren kennen, ihm schwerlich zutrauen, dass er sogar bei dem Tode und bei solchem Tode Philipps noch an der Feindseligkeit festgehalten und unversöhnt kein Wort der Klage gewusst hätte über den blutigen Untergang seiner politischen Jugendliebe. So war er ja auch mit Reinmar von Hagenau, einst seinem Meister, in ein gespanntes Verhältniss gerathen (Str. 154), und doch wie rückhaltslos die dichterischen Verdienste anerkennend sprach er von ebendemselben bei dessen Hinschied (Str. 87. 88)!

Zwei Jahre nach König Philipps Tode zeigt sich uns Walther voll und entschieden auf der Seite Ottos, und diese neue Stellung kommt so plötzlich und auf einmal, dass man vermuthen möchte, es sei auch hier noch eine Anzahl von Gedichten verloren gegangen, Gedichte, welche dem Uebertritt auf die Seite des Welfen zur Vorbereitung und Einleitung gedient. Diessmal aber liegt zu solcher Annahme keinerlei Nöthigung vor, vielmehr hat Walther gerade die Umwendung zu Otto hin gewiss nicht anders als wirklich so mit Plötzlichkeit vollzogen. Achten wir nur auf die Zeit und die Umstände und auf den Charakter des Dichters, der gerade hier mit besonderer Deutlichkeit hervortritt. Wohl stand mit dem Tode Philipps der bisherige Gegenkönig nun als der einzige und der allgemein anerkannte Herrscher da, und die echte Krone, für das Gemüth von so entscheidender Bedeutung (Str. 22), schmückte nun sein Haupt: aber um Walthers Herz so zu gewinnen, wie einst Philipp, dazu war Otto in seiner unfeinen tugendlosen Art doch nicht angethan, und immer noch haftete an ihm der Verdacht und der Vorwurf undeutsch-päbstischer Gesinnung. Diesen Makel aber nahm das Jahr 1210 von ihm durch die Entschiedenheit, womit er da, sofort nach seiner Kaiserkrönung, die Rechte des Kaisers gegenüber dem Pabste wiederherzustellen und aufrecht zu erhalten strebte, durch den Bannstral, den er damit aus der Hand Innocenz III auf sich zog, durch die Bedrängniss, in welche der Pabst und die Päbstischen ihn zu versetzen wussten, indem sie zugleich den inzwischen herangewachsenen Friedrich, Kaiser Heinrichs VI Sohn, als den schon früher gewählten und allein berechtigten König gegen ihn aufstellten. Nunmehr war Walther ebenso entschieden für Otto, als er bisher dessen Gegner gewesen war. Nicht aus irgendwelcher nun erst erwachten Liebe für die Person des Kaisers: so untreu ward er weder Philipp noch sich selbst; in keinem auch unter all den vielen Gedichten, mit denen er von jetzt für Otto einstand, äussert sich etwas von persönlicher Zuneigung: was ihn hinüberzog, war die Idee, welche Otto, freilich roh und würdelos genug, vertrat, oder um es vielleicht noch treffender zu bezeichnen, es trieb ihn sein nationaler Instinct. Walther war erfüllt von der wärmsten stolzesten Vaterlandsliebe (wie schön für alle Zeit drückt diese Gesinnung sich aus in dem Liede *Ir sult sprechen willekomen!* Str. 339 ff.), Frömmigkeit

und Sittenernst gaben derselben noch festeren Halt, und er empfand und erkannte, dass für die Nationalität, für den Glauben und die Sitte Deutschlands die Gefahr von Rom her komme und deshalb immer derjenige König der beste Freund des Reiches sei, der des Pabstes Freund nicht sei. Darum also, wie er darum einst Philipp angehangen, ward er nun der Anhänger Ottos und ward das ebenso plötzlich, wie Otto selbst seine Stellung zum Pabstthum plötzlich jetzt geändert hatte.

Es ist eine ganze Reihe von Sprüchen (Str. 13. 39—45. 55—60), mit denen nun, von 1210 bis 1213, Walther auf Ottos Seite oder vielmehr dem Pabst entgegensteht: denn Otto selbst wird dabei kaum angeredet, und nirgend auch wird von ihm mit diesem seinem Namen, sondern überall nur von dem Kaiser gesprochen. Und es sind das eben jene Dichtungen, von denen und von deren ingrimmiger Gewalt schon im Eingange unserer Darstellung die Rede gewesen ist. Einige freilich (Str. 58—60) begnügen sich noch, voll von dem Selbstgefühle des Deutschen, auf die Stellung hinzuweisen, die der deutschrömische Kaiser als Richter an Gottes Statt hoch über den Völkern und Gebietern dieser Welt einnehme, und überlassen es den Zuhörern zu ergänzen, was dem gegenüber von der Stellung zu sagen wäre, die dem Pabst gebühre. All die andern jedoch, d. h. die weit überwiegende Mehrzahl, wenden sich rückhaltlos gegen diesen selbst und allein und rügen mit nationaler, mit religiöser und sittlicher Empörung bald die Doppelzüngigkeit, die zuerst bei der Krönung den Kaiser gesegnet und aller Christenheit zum Herren gesetzt, nun aber den Segen in Fluch verkehrt und den Gehorsam wiederum verboten habe; bald beschuldigen sie den Pabst (ich fahre fort, nur das Bezeichnendste hervorzuheben), er habe nur darum die zwei „*Alemanni*“ unter eine Krone gebracht, damit er die Verwirrung des Reiches benütze sich und seine wälschen Cardinäle mit deutschem Silber zu bereichern, damit seine Pfaffen sich mästen könnten, während die deutschen Narren fasteten; nur darum auch lasse er vorgeblich für einen neuen Kreuzzug Steuern sammeln: das Geld werde in Rom bleiben; seine Habgier treibe ihn in die Sünde der Simonie, ja er sei mit dem Bösen selbst im Bunde, nicht anders als vor Zeiten Pabst Gerbert-Silvester und noch viel schlimmer als dieser: denn er jetzt ziehe alle Christenheit mit sich in das Verderben; wie

könne, wehklagt der Dichter, die Laienwelt noch den rechten Weg finden, da der Pabst, da alle Geistlichkeit durch Beispiel und Lehre, durch unrechtes Werk und jetzt auch unrechtes Wort sie irre leite, da der Hirt Christi zu einem Wolf in dessen Herde und ein zweiter Judas geworden sei: wer jetzt nicht in Ketzerei verfalle, den schütze davor eine besondere Gottesgnade. Das alles aber habe Kaiser Constantin verschuldet, indem zuerst er den Pabst reich und übermüthig gemacht; deshalb habe auch bei seiner Schenkung (die Echtheit derselben ward damals noch von niemand bezweifelt, aber wohl erlaubte man sich Zweifel an der staatsmännischen Weisheit Constantins) es habe dabei ein Engel dreimal Wehe gerufen und das Unheil prophezeit, das alles von dieser *gift* noch kommen werde: ein Wortspiel, da *gift* auf Altdeutsch so viel als *donum* und als *venenum* ist. Den Eindruck, den solche Worte der leidenschaftlichsten Erregung auf die Nation gemacht, die Wirkung, die sie, wenn auch nicht gerade für Otto, doch gegen den Pabst ausgeübt haben, können wir uns nicht gross genug denken; die mündliche Verbreitung, fast die einzige, die bei dergleichen in Anwendung kam, verstärkte noch den Eindruck durch die lebensvollere Art, die einer solchen nothwendig innewohnt. Ein Zeitgenosse, Thomasin in seinem Welschen Gast (Z. 11191 ff.), bezeugt es erlebt zu haben, wie durch den von Walther ausgesprochenen Verdacht, der Pabst lege die Steuern für einen Kreuzzug doch nur in seinen eigenen Kasten, Tausende abwendig gemacht wurden etwas zu geben, und da dieser Zeuge ein Italiäner ist, liegt es am nächsten die Tausende, die so durch den deutschen Dichter sich bestimmen liessen, sich ebenfalls in Italien, wenn auch nur an dessen Grenze, in Friaul, der Heimath jenes Thomasin, zu denken: wie viel mehr dann aber in Deutschland selbst!

Otto jedoch war nicht der Mann um durch die Noth zur Grösse der Gesinnung und der That gehoben zu werden: sobald ihm erst Friedrich auf deutschem Boden unmittelbar gegenüber wie ein König dem andern auf dem Schachbrette stand (Str. 46), erlosch sein Muth und sein Glück und schwand sein Anhang je mehr und mehr vor dem neu aufgehenden Gestirn. Nur Walther hielt stäts noch bei ihm aus, mit Unwillen ob der rohen Art des Mannes, mit Widerwillen gegen dessen Persönlichkeit (Sprüche wie Str. 54 und 63 bis 69 gehn doch gewiss auf nie-

mand sonst als den Kaiser selbst und dessen einflussreichere Umgebung), aber aus Treue und in Behauptung des einmal eingenommenen Standpunktes; er hielt es so lange bei ihm aus als irgend einer. Endlich jedoch, im Jahre 1216 oder zu Anfang 1217 (Str. 74), überwand Friedrich, wie er länger schon den Kaiser überwunden, nun auch den Dichter des Kaisers und zog ihn von dessen Seite auf die seinige. Sollen wir Walther deshalb der Gesinnungslosigkeit und nach so lange und so geduldig bewährter Treue noch des Wankelmuthes beschuldigen? Es wirkte hier zu vieles zusammen, das den Uebertritt vor des Dichters eigenem Gewissen rechtfertigen musste und auch vor unserm Urtheil ihn wohl rechtfertigen darf: die jugendlich glänzende Erscheinung des neuen Königs, die schon so viele und jetzt beinah alle sonst ihm gewonnen hatte, die Ueberzeugung, dass es unweise und unrecht wäre, nachdem Deutschland endlich wieder den Mittelpunkt einer festen Einigung gefunden, dem gegenüber noch im Zwiespalt zu beharren, die alte Neigung zu einem Hohenstaufischen Königthume, die einstige Parteinahme für Philipp, der ja eigentlich seiner Zeit nur Stellvertreter des noch regierungsunfähigen Friedrich gewesen war, endlich die Ahnung und die Zuversicht, dass dieser Jüngling, wennschon er vom Pabste auf den Platz gestellt, wennschon er, wie ihn Otto nannte, der Pfaffenkönig war (vgl. Str. 13), doch zu viel Geist, zu viel Willen und Kraft besässe um deshalb sich und das Reich dem römischen Gönner dienstbar zu machen: Friedrich II war so früh gereift und in seinem Jugendmuthe offen genug, dass es keines ungewöhnlichen Scharfblickes bedurfte um ihm schon jetzt seine Zukunft abzuspüren.

So mithin wandte sich nun auch Walther ihm endlich zu, und Friedrich wusste den neuen Gewinn zu schätzen. Noch eben hatte der Dichter, da er in eigner Bedrängniss nicht die so oft von Otto verheissene Erleichterung finden konnte, schmerzlich erfahren, wie treulos und undankbar der bisherige Schützling seiner Dichtkunst wäre (Str. 71. 73); dieser rohe Wortbruch war das letzte, was Otto an ihm that: das erste, was Friedrich that, war, dass er Walther mit einem Lehn bekleidete (Str. 72); mochte das auch keine sonderlich grossen Einkünfte abwerfen (Str. 74), es gewährte doch dem Dichter einen eigenen festen Herd und überhob ihn der äusseren Nöthigung zum

Wanderleben, des Verdrusses immer und überall nur Gast zu sein und niemals Wirth (Str. 46. 70). Wo dieses Lehengut gelegen habe, wissen wir nicht; die Vermuthung, auf die man leichtlich verfallen könnte, es sei etwa jener Hof zu Würzburg, der die Vogelweide hiess, gewesen, so dass Walther erst von jetzt, von 1216 oder 1217 an, den Zunamen von der Vogelweide geführt habe, wird dadurch sehr in Zweifel gestellt, dass er bereits in Wolframs von Eschenbach heiligem Wilhelm (286, 19), einem Gedichte, das grösseren Theils noch vor dem Tode Landgraf Hermanns, also noch vor dem Frühling 1216 verfasst worden, und hier in Beziehung auf einen Spruch bereits vom Jahre 1212 (Str. 26) *hêr Vogelweide* genannt wird.

Friedrich blieb aber dabei nicht stehen: er behielt den Dichter fort und fort und auch von weiter Ferne und Fremde her im Auge, mit einer Vorliebe, um die Andere denselben beneiden durften, und erwies ihm stäts noch grössere Begünstigung, nahm ihn, was die höchste Stufe war, die einer vom niederen Adel ersteigen konnte (ein Bürgerlicher aber niemals), unter die Reichsdienstmannen auf (Str. 94. 100) und betraute ihn sogar, während er selbst, seit 1220, in Italien weilte, mit einem Antheil an der Erziehung Heinrichs, seines in Deutschland zurückgelassenen unmündigen Sohnes. Wir wissen nämlich, dass letzterem zwei ergebene Freunde des Kaisers als Pfleger gesetzt waren, der Reichsverweser Erzbischof Engelbrecht von Köln und der Verweser des Herzogthums Schwaben Heinrich von Neifen; unseren Dichter aber zeigen mehrere Sprüche einerseits mit Engelbrecht irgendworin (die Sache wird nur sinnbildlich angedeutet: Str. 93) gemeinsam wirkend, andrerseits beschäftigt mit der Jugendbildung eines vornehmen Knaben (Str. 102—107), beides in solcher Art, dass wenn man eines mit dem andern verbindet, nur die Auslegung auf Heinrich übrig bleibt. Und wohl zu beachten, einzig zu Engelbrecht, dem geistlich gelehrten Herren, bringt den Dichter diess sein Amt in Beziehung, nicht auch zu dem von Neifen, und er bezeichnet es selbst mit dem Ausdruck *schuole:* es war somit viel mehr die gelehrte als die weltlich ritterliche Bildung des jungen Königs oder gar etwa nur dessen Anleitung zu Saitenspiel und Gesang, wofür Walther zu sorgen hatte: erwünschte Gelegenheit die Kenntnisse, die er selbst einst in der Jugend sich erworben, nun endlich noch in

der Reife seiner Jahre und so an höchster Stelle zu verwerthen. Indessen es sollte ihm das nicht gelingen: der Schüler vereitelte durch Zuchtlosigkeit jede Bemühung seines Lehrers, und dieser verzichtete zuletzt (Str. 107) auf fernere Versuche, wir wissen nicht, nach wie langer Dauer seines Amtes, auf jeden Fall schon vor dem Sommer 1224 (Str. 95), nicht etwa erst im Winter von 1225 auf 1226, als Erzbischof Engelbrecht, sein hilfreich und zunächst ihm vorgesetzter, durch Verwandtenhand umgekommen war (Str. 96).

Diess Aufgeben seines Verhältnisses zu dem Sohne Friedrichs sollte jedoch in sein Verhältniss zu Friedrich selbst keinerlei Störung bringen, und beide blieben nach wie vor im besten Einvernehmen. Abgesehen von all dem, was schon sonst den Fürsten zu solch einem Dichter, den Dichter zu solch einem Fürsten hinziehen musste, war namentlich noch ein Punkt, in welchem sie einander mit Uebereinstimmung begegneten und in welchem die Uebereinstimmung damals seltener war: ich meine die religiöse Duldsamkeit. Allerdings beruhte dieselbe bei Walther nicht auf eben dem Grunde als bei Friedrich; sie wuchs bei ihm nicht aus deistischer Gleichgültigkeit hervor, wie diese in der Novelle jener Zeit von Saladin und den drei Ringen, noch weniger gar aus der lästerlich frevelhaften Gesinnung, die zuletzt in dem Buche *de tribus impostoribus* ihren Ausdruck gefunden hat: sie verband sich in ihm noch mit wirklicher Glaubensstrenge: es widersprach ja auch einer solchen nicht, wenn er bereits in einer seiner frühesten Dichtungen (Str. 5) Christen, Juden und Heiden d. i. Mohammedaner schlechthin neben einander als Verehrer Gottes genannt, nicht aber zugleich die Gottesverehrung der Christen als die einzig richtige bezeichnet hatte. Anders jedoch in einer der späteren, der spätesten unter allen, die wir zu datieren wissen, vom Jahre 1228. Diese, ein Kreuzfahrerlied und sonst durchweg von dem geziemenden Inhalt, endigt mit den hier doppelt befremdlichen Worten (Str. 146): *Juden, cristen unde heiden Jehent, daz diz ir erbe sî: Got müez ez ze rehte scheiden Dur die sîne namen drî. Al diu werlt diu strîtet her „Wir sîn an der rehten ger: Reht ist, daz er uns gewer.“* Das nun geht allerdings über das Maass jener älteren Aeusserung hinaus; zwischen diesem Gedanken und der sonstigen, sogar hier sich mit aussprechenden Gläubigkeit des Dichters (er beruft sich

ja auf Gottes Dreieinigkeit) gab es kaum noch eine Vermittelung: das war etwas ihm selber fremdes, nur von dem Kaiser her ihm angeflogenes. Friedrich dachte so und konnte gleichwohl seinen Kreuzzug machen: Walthers eigne und eigentliche Gesinnung bei solch einem Anlass war aber gewiss nicht diese: das zeigen deutlich seine anderen Kreuzlieder und zeigen die Sprüche, mit denen er bereits Kaiser Otto zu einer Heerfahrt gegen die Heiden angemahnt hatte (Str. 59 fg.).

Wir sind mit Nennung der Kreuzlieder Walthers bei dem Ausgange seines Wirkens auf dem Gebiete der Lyrik angelangt. Wohl hatte sich der Dichter, neben aller Heiterkeit des Minnegesangs, auch dem Ernste des Lebens nie verschlossen: mit höher gereiftem Alter jedoch überwältigte ihn derselbe völlig: er gab den Minnedienst auf und setzte sich mit der Welt, der Frau Welt, wie sie in einem der bezüglichen Gedichte zeitgemäss personificiert wird, auseinander (Str. 402—410). Davon nun war es bloss der natürlich thatsächliche Ausdruck, wenn er zur Bewährung der Reue, zur Vollendung der Busse, zur Leistung des höchsten Ritterdienstes das Kreuz nahm und sich dem Heere anschloss, das Kaiser Friedrich nach Palästina führte. Aber auch hiebei blieb er stäts noch Dichter und begleitete jeden Schritt des grossen Werkes mit seinem Worte, von da an, wo es noch auf dem Boden der Heimath galt auch Andre zur Theilnahme zu gewinnen (Str. 129—135), und von dem Wege zur Seefahrt an (Str. 136—139) bis dahin, wo er dankend ausrufen konnte (Str. 140) *Mirst geschehen, des ich ie bat: Ich bin komen an die stat, Dâ got menneschlîchen trat.* Und wie ganz anders ertönt dieser sein Kreuzgesang als der aus dem Munde fast aller übrigen Dichter seiner Zeit! Diese wissen (beinahe nur Hartmann von Aue macht eine Ausnahme davon; als Beispiel aber, das zunächst liegt, möge Reinmar der Alte genannt sein) auch auf dem Zug nach dem gelobten Lande und noch auf dessen Boden selbst allein von der Geliebten zu singen, die sie daheim gelassen, und haben für die Hauptsache und für die Hauptperson kaum ein flüchtiges Wort: Walther dagegen ist von diesen beiden ganz erfüllt, und wenn dennoch die letzte dieser seiner Dichtungen (Str. 140 ff.) etwas unläugbar trockenes und nüchternes hat, wohl nur weil er zu geflissentlich darauf ausgieng, ihr die übliche Haltung der Kriegs- und Kreuzlieder des Volks zu geben,

so ist dafür eine frühere, noch in der Zeit der Vorbereitung abgefasste (Str. 129 ff.) desto vollendeter und sein selbst würdiger, gehört zu dem schönsten, nicht allein was die Lyrik Walthers, sondern was je in irgend einer Zeit, bei irgend einem Volke die Lyrik hervorgebracht hat: wunderbar klingt hier, nur elegisch gedämpft, die Dichtweise Pindars wieder.

Ausser der Liederdichtung ward aber von dem grossen Anlass, der ihm nahe trat, auch die andere Seite seiner Kunst, wennschon diese nur in gebührend untergeordnetem Maasse und nicht so unmittelbar, berührt. Friedrich unternahm seinen Kreuzzug im Bann des Pabstes und hatte sich den ganzen Verlauf desselben hindurch mehr gegen die Feindseligkeit der Geistlichen als gegen die der Sarazenen zu wehren. Darin lag für Walther jedoch keinerlei Irrung: vielmehr, wie er gewohnt war die Menschen und die Dinge anzusehen, musste ihm Friedrich nun erst der rechte Kaiser und Liebe und Treue gegen denselben nun doppelt geboten scheinen. So nahm denn, noch während der Kaiser trotz dem Pabst sich rüstete, seine Spruchpoesie (Str. 97. 98. 100) mit frischer Freudigkeit den Ton wieder auf, in welchem sie einst für Philipp und für Otto gefochten; da aber erreicht sie von neuem ihre ganze Schärfe, wo sie (und dieser Spruch ist wohl erst in Palästina selbst, unter dem Eindrucke der dort gemachten bittersten Erfahrungen gedichtet) Friedrichs christliche Gegner noch schlimmere Feinde Gottes als die Heiden nennt: denn die Heiden seien doch wenigstens offen und ehrlich in ihrer Feindschaft, ehrlicher als jene, die es nur insgeheim mit ihnen hielten (Str. 101).

Uebrigens hat Walther, soviel aus dem Wortlaut seines letzten Kreuzliedes (Str. 140 ff.) zu entnehmen ist, wohl das heilige Land, jedoch nicht den Boden Jerusalems betreten: er mochte mit bei dem Heerestheile geblieben sein, den Friedrich in Ptolemais zurückgelassen.

Walthers Kreuzlieder nebst jenen Sprüchen sind die letzten Worte, die wir um daraus das Bild seines Lebens zu entwerfen noch aus dem eigenen Mund unseres Lyrikers haben, und wir wären zu der Annahme berechtigt, dass er nicht nach Deutschland zurückgekehrt, sondern mit so viel Andern in Ptolemais gestorben und begraben sei, wenn nicht ein Zeugniss von vollgültiger Zuverlässigkeit dennoch das Erstere bewiese: eine im

vierzehnten Jahrhundert zu Würzburg angefertigte Sammelhandschrift berichtet von dem Grabe Walthers von der Vogelweide im Kreuzgange des Neuen Münsters daselbst und theilt auch die damals schon verschwundene Grabschrift mit: *Pascua qui volucrum vivus walthere fuisti. Qui flos eloquii. qui palladis os obiisti. Ergo quod* (d. h. *ut) aureolam probitas tua possit habere. Qui legit hic dicat. deus istius miserere.* Er ist mithin nicht bloss im Vaterlande, sondern recht eigentlich in der Heimath, in der Vaterstadt gestorben, aber sicherlich bald nach dem Kreuzzuge: einen längeren Zeitraum zwischen diesem und dem Tode würde wieder auch lyrische Dichtung ausgefüllt haben: es ist jedoch mit Gewissheit nichts von Liedern, nichts von Sprüchen nachzuweisen, das jünger als der Kreuzzug wäre, und auch, was man mit bloss zweifelhafter Vermuthung noch hinter denselben rücken und da in Bezug auf das Verhalten König Heinrichs bringen könnte (Str. 89. 90. 110), auch das würde nicht weiter als bis in das Jahr 1230 reichen.

Die hohe litterarische Bedeutung, deren Walther in seiner Zeit genoss, wird durch die auszeichnende Gunst, die in dargestellter Weise all die Hohen und Höchsten im Reich ihm schenkten, sie wird auch durch den Ruhm dargethan, den er auf lange Zeiten hinaus bei den anderen Dichtern und selbst bei solchen gefunden, die doch in der Art und den Gegenständen ihrer Kunstübung sich weit von ihm entfernten, wie Gottfried von Strassburg, der mit begeisterungsvoller Lobpreisung zur Heerführerinn aller Nachtigallen d. h. der Lyriker Deutschlands die von der Vogelweide ausruft (Tristan 4799); sie wird dargethan durch die Vielen in diesem Heere selbst, die sich an Walthers Mustern gebildet und ihm nachgeahmt, oft in so bestimmter Weise nachgeahmt und sich an ihm gebildet haben, dass man sie seine Schüler nennen muss und Gedichte von ihnen wohl auch irrthümlich für solche ihres Meisters sind angesehen worden, wie Ulrich von Singenberg, ein Thurgauer, und Leutold von Seven, ein Tiroler; sie wird dargethan durch die ganze lyrische Spruchdichtung, wie gleich nach Walther zumal Reinmar von Zweter sie vertritt und neben und nach diesem noch so viel Andere sie treiben: denn es war ja Walther, dem die Lyrik diese Form verdankte; dargethan auch durch die Art, wie sogar ein Lehr- und Fabeldichter, der nicht einmal des lyrischen Vor-

trages sich bedient, der Stricker, doch wiederholendlich hier aus einem Liede, dort aus einem Spruche Walthers schöpft; dargethan endlich durch die zahlreichen, man möchte sagen zahllosen Handschriften, die uns vom dreizehnten Jahrhundert an bis in das funfzehnte, sechzehnte bald grössere, bald kleinere Reihen von Gedichten Walthers, bald eine beinah vollständige Sammlung derselben, bald nur eine zufällig getroffene Auswahl, bald gar nur ein einziges bieten. Kein altdeutscher Dichter sonst kann sich einer so fleissigen, so überall hin verbreiteten, so lang andauernden Ueberlieferung rühmen; für Walther beweist sie, wie viel besonders aus ihm hin und her an den Höfen gesungen ward (denn die schriftliche Aufzeichnung von Liedern sollte im Anfang namentlich dem Bedürfniss der wandernden Sänger dienen) und wie gerne man noch in spätern gesangloseren Zeiten von ihm las. Trotzdem ist durchaus nicht alles aufgezeichnet und uns überliefert, was sein beredter Mund gesungen hat: so nimmt einmal Wolfram von Eschenbach (Parzival 297, 25) Bezug auf ein Lied Walthers, das sich noch nicht wieder aufgefunden; wir selbst haben vorher für die Zeit von 1205 bis 1208 einen Ausfall geschichtlicher Sprüche annehmen müssen, und ein Verlust von noch grösserem Umfange dürfte das Jahrzehend vor 1198 betroffen haben: gesungen hat Walther bereits in diesem: ich erinnere an die mehr als vierzigjährige Frist, die er selbst für die Ausübung seiner Kunst angiebt, und daran, dass schon Friedrich I von Oesterreich, der 1198 starb, sein Gönner gewesen: dennoch ist 1198 die früheste Jahrszahl, die wir jetzt bei ihm haben, und unter den jahrzahllosen Minneliedern tragen nur noch sehr wenige das Gepräge der ersten Jugend und des jugendlichen Anfangs.

Noch aber ist unsere Darstellung nicht beendigt. Nämlich gegenüber den Gedichten, die Walther nachweislich oder doch aller Wahrscheinlichkeit nach verfasst hat, die jedoch, für einstweilen wenigstens, verloren gegangen sind, steht mit ungefährer Umkehrung der Verhältnisse ein anderes, das auf uns gekommen, das auch in ungewöhnlich vielen Handschriften uns geblieben ist, als dessen Verfasser jedoch bis auf unsere Tage Walther von der Vogelweide nicht ist erkannt worden, weil es ihm selbst dabei beliebt hat seinen Namen zu verbergen, ein Gedicht, das ebenso ganz an das Ende seines Lebens fällt, wie die meisten

jener verlorenen an dessen Anfang, und das hier den sonst mit Dichtung unbesetzten Zeitraum zwischen der Heimkehr aus Palästina und seinem Tode zu Würzburg einnimmt. Ich meine nicht das Nibelungenlied, für das Von der Hagen den Einfall gehabt hat auf Walther von der Vogelweide als den Verfasser zu rathen: nichts besseres als eben nur ein Einfall, und kein besserer Einfall, aber auch kein schlechterer als die andern, die es da mit den Namen Wolfram von Eschenbach oder Heinrich von Ofterdingen oder Klinsor von Ungerland u. s. f. versuchen. Sondern ich meine jenes grosse Gedicht, das in wohlgeordneter Sammlung Tausende von Lehrsprüchen der Lebensklugheit und der höheren Weisheit des Lebens vorträgt und solchem Inhalte wohl entsprechend sich selbst *Bescheidenheit* d. i. Verständigkeit betitelt. Und der Verfasser dieser Bescheidenheit, zwar giebt er auch seinen Namen an und zwar nicht den Namen Walther, sondern Freidank, und das Mittelalter selbst und noch die neuere Zeit hat sich dabei um so leichter beruhigt, da Freidank, altdeutsch *Frîgedanc* oder *Frîdanc*, in seiner Bedeutsamkeit (es besagt s. v. a. frei denkender) auf das treffendste zu der Art der ganzen Dichtung passt. Aber gerade dadurch verräth er sich als einen bloss angenommenen Namen: diess zuerst deutlicher erkannt und als den wahren Verfasser Walther aufgestellt zu haben ist eines der Verdienste Wilhelm Grimms und nicht sein geringstes. Die Gründe, auf die er eine so gewagt erscheinende Behauptung (er hat sie anfänglich selbst nur fragweise und dann erst mit wachsender Zuversicht als Ueberzeugung ausgesprochen) theils schon selber stützt, theils auch noch hätte stützen können, lassen sich hier am besten beibringen, indem wir das Gedicht überhaupt in Bezug auf Form und Inhalt und Charakter, auf Entstehungszeit und Entstehungsort kurz besprechen.

Die lehrhafte Neigung, die Walther innewohnte, zeigt sich uns schon in der grossen Anzahl seiner Sprüche, in eben diesen aber auch sein künstlerisches Bedürfniss solcher didactischen Lyrik eine andere Form als der reinen und eine ihr mehr angemessene zu geben. Die Bescheidenheit nun dient jenem Hang ausschliesslich und leistet diesem Bedürfniss noch vollere und die vollste Genüge: hier hat die Form auch nicht einmal den Schein der Sangbarkeit: es ist die der s. g. *Rede*, die schon

seit längerer Zeit für die Lehrdichtung galt und zuerst nur für diese gebraucht, dann auch auf die Erzählung war übertragen worden, ein Verlauf von paarweis reimenden kurzen Zeilen ohne strophische Gliederung, nahe angrenzend an den prosaischen Vortrag und erwiesener Maassen auch aus diesem hervorgegangen. Aber der Dichter bewegt sich hier mit der Redeform doch nicht in all der Freiheit, welche derselben sonst gelassen ist: er handhabt sie augenscheinlich mit den Gewöhnungen eines Lyrikers, mit grösserer metrischer Strenge. Der gleichen Versart, was nicht minder zu beachten, bedient sich Walther wirklich auch in der Lyrik selbst, gerne und wiederholendlich, und hier denn wird sie der lyrischen Regelung vollständig unterworfen. Diesem metrischen Anklange zur Seite steht der volle Zusammenklang der Sprache Walthers mit der Sprache Freidanks: letztere ist ebensolch ein Gesammthochdeutsch mit einzelnen Mundartlichkeiten des verschiedensten Ursprunges, wie das vorher von der Sprache Walthers ist bemerkt worden.

Tumpheit strâfen unde spot, Die werlt erkennen, minnen got, Des lîbes und der sêle heil, Wertlîcher êren teil In dirre werlte kurzen tagen Lêrte kunstelich bejagen Der sinne rîche Frîgedanc, Dem âne valschen wanc Elliu rede volge jach, Swes er in tiutscher zungen sprach: so mit lobenden Worten giebt ein jüngerer Zeitgenosse, Rudolf von Ems in seinem Alexander, den Inhalt und Zweck der Bescheidenheit an. Denken wir uns jedoch diesen Inhalt nicht in der uns gewohnten Form eines Lehrgedichtes, nicht als ein Lehrgebäude in Versen ausgeführt: der Verfasser war, obwohl Didactiker, doch zu sehr Dichter um dergleichen sich zur Aufgabe zu setzen, und schon das gleichzeitige Beispiel des Welschen Gastes hätte ihn von solch einem Missbrauche der Gedichtform abschrecken müssen. Er zog ein Verfahren vor, dem ähnlich, das in unserer Zeit Rückert in seinen Aufgereihten Perlen und in der Weisheit des Brahmanen beobachtet hat. Auch er, indem er nach allen Seiten hin, auf Gott und Natur, auf Staat und Kirche und die Sitten der Menschen blickt und von überall her die Erndte weiser Gedanken sammelt, reiht nur tausend und aber tausend einzelne Sprüche an einander, allerdings jedoch so, dass immer Verwandtes bei Verwandtem steht, dass sich die Masse des Ganzen je nach dem Wechsel der Bezüge gruppenweise gliedert und Gruppe auf

Gruppe zugleich frei und schicklich folgt. Woher nun aber all diese vielen Sprüche? Die Gelehrsamkeit, die schon durch Walthers Lyrik schimmert und sich da namentlich in biblischer und kirchlicher Belesenheit und in Bekanntschaft mit der Fabeldichtung verräth, daneben sein volksmässiger Sinn, der ihn dort gern altüberlieferte Sprichwörter brauchen und seine eigene Rede in sprichwörtlicher Weise gestalten lässt, das Eine wie das Andre konnte und musste sich in der Bescheidenheit noch voller geltend machen. Was die Bescheidenheit bringt, es sind theils Sprichwörter des Volkes, denen nur hier zuerst eine geregelte Vers- und Reimform und allen dieselbe angemessen wird, theils Sprüche der Bibel, Salomonische namentlich, theils solche, die sich auf die alte Fabel gründen, theils endlich und zu weit überwiegendem Theile solche, die der Dichter frei und eigen aus sich selber schöpft, denen er aber den Gehalt, die Kürze, die Schärfe, die Abrundung des Salomonischen Spruches und des deutschen Sprichwortes zu geben weiss.

Und die Augen, mit denen Freidank um sich und über sich, auf die Dinge dieser Welt und auf die höheren Dinge blickt, es sind keine andern, als die uns aus den Liedern und Sprüchen Walthers entgegenleuchten: dieselbe Freiheit des Sinnes, die Gott gegenüber keinen Unterschied mehr zwischen Herrn und Knecht, selbst keinen durchweg trennenden zwischen Christen, Juden und Heiden kennt, derselbe Eifer für das Recht und die Ehre des Reiches, derselbe Zorn und Hass gegen Rom und die Habgier, die Herrschgier, all die Anmassungen des Pabstthumes, dieselbe Unterwerfung unter die Glaubenslehren der Kirche und daneben wieder, in ganz ähnlichen Ausdrücken als dort bei Walther, wie denn überhaupt nicht bloss in den Formen der Sprache, sondern auch in einzelnen Worten und Wendungen beide mannigfachst übereinstimmen, daneben wieder jene gleichgültige Verzichtleistung auf den Offenbarungsglauben, die es noch dem alleinigen Wissen Gottes anheimstellt, ob Christ oder Jude oder Heide das bessere Recht habe (S. 6, 11 ff.): *Wer kan den strît gescheiden Under cristen, juden, heiden, Wan got, der sie geschaffen hât Und alliu dinc ân iemens rât? Der wiste wol ir aller strît, Ê ers geschüefe, und ouch ir nît.*

Walther sprach diesen Gedanken einhellig mit der Gesinnung seines Kaisers aus, als er mit ihm auf dem Boden des

heiligen Landes im Angesichte der Heiden, aber auch der christlichen Feinde stand. Ebendort und ebendamals ist aber auch die Bescheidenheit oder ist doch an der Bescheidenheit gedichtet worden: ein Abschnitt derselben (S. 154—164) bezeichnet sich als verfasst zu Ptolemais, während dort ein Theil von Friedrichs Heere lag, und schildert und beurtheilt die Dinge dort vollkommen so, wie auch Walther in seinem deutschen und dem Kaiser treu anhänglichen Sinne davon gesprochen hätte. Wir wissen, dass er nicht mit in Jerusalem, dass er sonach wahrscheinlich eben nur in Ptolemais war, wissen aber auch, dass er von Palästina in seine Heimath zurückgekehrt ist. Hier denn mag er das fern im Osten nur begonnene, nur stückweis abgefasste Gedicht vollendet und den Rest seiner Tage mit dieser Beschäftigung ausgefüllt, seine Tage damit beschlossen haben. Nicht unpasslich noch unwürdig: es war gleichsam die Summe seines Lebens, die er mit solcher Spruchweisheit zog. Dabei musste ihm selbst zum abschliessenden Bewusstsein kommen, was den Kern und das Gepräge seines Wesens machte, ein Denken nämlich, das durch keinerlei äussere und zufällige Beschränkung sich bedingen oder einengen liess, und so wollte er nur sich selbst, nur seine Lebensführung und Kunstübung charakteristisch bezeichnen, nicht aber etwa mit Feigheit sich verstecken, indem er sich hier den Namen Freidank gab. Und vielleicht nicht bloss hier, vielleicht auch sonst und schon vorher: denn es drängt sich dem Ohre wie ein Wortspiel mit *Frîgedanc* auf (Walther aber liebt das Wortspiel), wenn eine Liedsstrophe, die er auch erst in höherem ernsterem Alter kann gesungen haben, mit den zwei Versen endigt: *Liezen mich gedanke frî, Son wiste ich niht umb ungemach* (Str. 273). Für den Dichter der Bescheidenheit aber war der Name jedesfalls doppelt schicklich, da schon er mit Abkürzung ein Sprichwort in sich schloss, das alte, bereits damals und auch Walther wohlbekannte von den zollfreien Gedanken: *Joch sint iedoch gedanke vrî* (Str. 283).

Durch die Bescheidenheit hat Walther von der Vogelweide ebenso Epoche machend auf die Litteratur des Mittelalters und noch viel weiter und tiefer und dauernder eingreifend auf die ganze geistige Entwickelung der Nation gewirkt als durch die Lieder und Sprüche, die seinen unveränderten Namen tragen.

Denn zu derselben Zeit, wo die letzteren schon längst vergessen und so gut als verloren und kaum noch einzelnen Gelehrten bekannt waren, hat man doch den Freidank immer noch gelesen und viel gelesen, wennschon allerdings nicht mehr in seiner echten Urgestalt, sondern so, wie ihn im J. 1508 Sebastian Brant der Sprechweise des späteren Geschlechtes angenähert hatte: aber gerade diese Erneuerung, ohne die auch Freidank eine Antiquität bloss für die Gelehrten geworden wäre, verbürgt uns den lebendigen und lebendig wirkenden Fortbestand und wir sind zu der Annahme, dass an der reformatorischen Auffrischung Deutschlands auch diese freien Gedanken des alten Sängers ihren nicht unwesentlichen Antheil haben, um so mehr berechtigt, wenn wir dieselben dreissig Jahre später in einer Umarbeitung des Brantischen Textes durch mancherlei Zusätze und auch durch Weglassungen noch verstärkt und verschärft und auf streithafteste Art gegen die römische Kirche gewendet sehen.[1]) Zunächst aber und noch im Mittelalter selbst hat die Bescheidenheit nicht bloss eine stäts sich erneuende, stäts noch wachsende Verbreitung durch das ganze Gebiet der Sprache, in welcher sie zuerst gedichtet worden, und damit allerdings auch mannigfache Verderbniss, bald Erweiterung, bald Verkürzung ihrer echten Gestalt erlebt, sondern auch über jenes Gebiet hinaus den Weg in das niederdeutsche, das niederländische, ja durch Uebersetzung ins Lateinische gefunden; es hat ihr Vorgang gleich jenem der lyrischen Sprüche Walthers genug andre Gedichte ähnlicher Art nach sich gezogen, sie hat fort und fort auf die ganze Haltung aller lehrhaften Poesie den bestimmendsten Einfluss ausgeübt (ich erinnere, um nur ein Hauptbeispiel anzuführen, an den Renner Hugos von Trimberg), und namentlich ist sie, indem es schon frühzeitig Sitte ward, Blumenlesen aus Freidank zu veranstalten und diesen vereinzelten Reimsprüchen sofort andere neue nachzubilden, die Grundlage und der Anlass geworden für eine eigene deutsche Epigrammendichtung: die Priameln von Rosenblut und Folz haben ihre ersten Wurzeln hier. Damit aber, dass sich auch das deutsche

1) eines der im J. 1550 unter dem Namen Karls V verbotenen Bücher: Zarncke, S. Brants Narrensch. S. 168 Anm.

Sprichwort durch die Bescheidenheit gern an den voller tönenden Reimvers hat gewöhnen lassen, nachdem es vorher beinahe nur in Prosa oder, wenn in mehr dichterischer Form, dann in der allitterierenden geredet, ist schliesslich eine Wirkung des Gedichtes angegeben, die sich unausgesetzt bis in unsere Tage forterstreckt.

Es ist jetzt noch übrig die bisherigen Ausgaben Walthers und Freidanks und die hauptsächlichsten Schriften, die sich auf beide beziehen, namhaft zu machen.

Walther: Die Gedichte Walthers v. d. Vogelweide, hsggb. v. Karl Lachmann, Berlin 1827. 1843. 1853. 1864 (die beiden letzten Ausgaben besorgt von Moritz Haupt). — Walther v. d. Vogelw. nebst Ulrich v. Singenberg u. Leutold v. Seven, hsggb. v. Wilh. Wackernagel und Max Rieger, Giessen 1862 (auf diese Ausgabe gehn die oben beigebrachten Anführungen). — Walther v. d. Vw., hsggb. v. Franz Pfeiffer, Leipz. 1864. 1866. — Glossarium zu den Gedichten Walthers v. d. Vw., übersetzt von Karl Simrock u. erläutert v. K. Simrock u. Wilh. Wackernagel, Berlin 1833, zwei Bände. — Walthers v. d. Vw. Gedichte, übersetzt v. Friedr. Koch, Halle 1848. — von Weiske, Halle 1852. — von Simrock, Leipz. 1853. 1862. — Walther v. d. Vw., ein altdeutscher Dichter, geschildert v. Ludwig Uhland, Stuttg. u. Tübingen 1822. — Minnesinger v. Friedr. Heinrich von der Hagen, Th. IV (Leipz. 1838, 4°), S. 160—190. — Das Leben Walthers v. d. Vw. von Max Rieger, Giessen 1863. — — von Rud. Menzel, Leipz. 1865. — Ueber zwei Gedichte Walthers v. d. Vw., ein academischer Vortrag v. Th. G. von Karajan, Wien 1851. — Zur Lebensgeschichte Walthers v. d. Vw. von Anton Daffis, Berlin 1854. — Ueber Walthers v. d. Vw. Herkunft u. Heimat v. Heinr. Kurz: Programm der Aargauischen Kantonsschule, Aarau 1863, 4°. — Walther v. d. Vw. identisch mit Schenk Walther v. Schipfe, von Elard Hugo Meyer, Bremen 1863. — Geschichte der Deutschen Litteratur von Wilh. Wackernagel, Basel 1848, S. 240—245.

Freidank: Vridankes Bescheidenheit v. Wilhelm Grimm, Göttingen 1834. 1860. — Ueber Freidank von Wilh. Grimm,

Berlin 1850, 4°.; Zweiter Nachtrag, Göttingen 1855, 4°. — Gesch. d. Deutschen Litt. v. Wilh. Wackernagel, S. 279 bis 282. — Zur Deutschen Litteraturgeschichte, drei Untersuchungen v. Franz Pfeiffer, Stuttgart 1855, S. 37—87. — Sebastian Brants Narrenschiff, hsggb. v. Friedr. Zarncke, Leipz. 1854, S. 164—169.

Sebastian Brant.

(Aus Herzogs Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Band 19, S. 259—262.)

Sebastian Brant, dessen Name einer der berühmtesten in der Vorgeschichte der Reformationszeit ist, war im Jahre 1457 oder 1458 zu Strassburg geboren als der älteste Sohn eines Gastwirthes Diebolt Brant; er verlor den Vater schon, als er erst zehn Jahre alt war. Da es ihn auf die gelehrte Laufbahn trieb, bezog er, nur durch Privatunterricht vorbereitet (denn eine öffentliche Schule, die hiefür taugte, besass damals seine Vaterstadt noch nicht), im J. 1475 die Universität zu Basel, die den strebsamen Jüngling wohl durch den Glanz und die Fülle ihrer ersten Blüthe anlocken durfte und ihn festhalten sollte auf Jahrzehende lang. Ein frisch pulsierendes Leben der Wissenschaft empfing und umgab ihn hier: abermals erwacht der alte Kampf zwischen Realismus und Nominalismus, aber hier und jetzt in solcher Wendung, dass es eigentlich ein Kampf gegen alle Scholastik war, und wesentlich damit verbunden, ja damit zusammenfallend, der neue Humanismus; über ihm Lehrer und ihm zur Seite Genossen der bedeutendsten Art, und neben dem allem in der schwungvoll betriebenen Buchdruckerei ein beständiger Anreiz zu schriftstellerischer Thätigkeit, einer Thätigkeit zu der ihn schon frühzeitig auch das äussere Bedürfniss nöthigte. Brant wählte das Studium der Rechte und ward auch 1477 Baccalaureus in dieser Facultät, nicht gerade mit Neigung: er zog es anfangs vor, sich freier und allgemeiner in der Litteratur, in Philosophie und Poesie umzuthun, und erst da er ein-

sehen lernte, dass damit allein das Leben nicht zu führen und die Abfassung lateinischer Empfehlungsgedichte, womit ihm die Buchdrucker Basels gern ihre neu herausgegebenen Werke begleiten liessen, kein sicherer Erwerb sei, nahm er es ernstlicher mit der Jurisprudenz und erlangte im Jahre 1484 den Grad eines Licentiaten, 1489 den eines Doktors beider Rechte. Mit dieser bestimmteren Gestaltung des Berufes ist sichtlich auch ein volleres Behagen in die ganze Wirksamkeit Sebastian Brant's gekommen: denn eher so als etwa daraus, dass er mit seiner Verehelichung im J. 1485 neue Bedrängniss über sich gezogen habe, wird die litterarische Fruchtbarkeit zu erklären sein, womit er von nun an neben den rechtswissenschaftlichen Vorlesungen, die er hielt, ein Buch nach dem andern schrieb und drucken liess, und nun auch eigene Bücher und Bücher grösseren Umfangs, nicht mehr bloss Vorreden und Schlussverse zu fremden Werken. Und es waren das theils, seinem Amte gemäss, juristische Arbeiten auf Deutsch wie auf Lateinisch, theils auch, indem die alte Vorliebe keineswegs erstickt, sondern nur in Schranken gewiesen war, Arbeiten von dichterischer Art, diese mit Uebergewicht des Deutschen. In solcher Stellung und mit solchem Wirken hat Brant das Jahrhundert hier zu Basel voll ausgelebt: da erweckte in ihm eine Reise, auf der er Strassburg und die Brüder und noch die betagte Mutter und manchen Freund wiedersah, der ihn zurückwünschte, stärker als je den Zug nach der Stätte der Geburt und der Jugendjahre, und so heimisch er auch in Basel geworden, er bewarb sich in Strassburg um das erledigte Amt eines Syndikus und erhielt dasselbe, da ausser seinem eigenen Ruhm noch die Verwendung Joh. Geilers das Gesuch unterstützte, zu Anfang des Jahres 1501. Hier, in der Vaterstadt denn lebte er noch zwei Jahrzehende, immer noch litterarisch, mehr aber und bedeutender in seinem Amte thätig, von Kaiser Maximilian mit seinem Vertrauen und der Ernennung zum Rath beehrt, dann auch von der Stadt durch Erhebung zu ihrem Schreiber ausgezeichnet; er starb im Mai 1521.

Ueberblickt man aber die lange Reihe der Schriften, die den Namen Sebastian Brant's auf dem Titel tragen, sei es, dass er selbst sie verfasst, sei es, dass er sie nur herausgegeben habe, man wird mit Ausnahme einer einzigen sonst keine darunter finden, die seinen Namen für längere Zeit oder gar für immer

berühmt gemacht, die ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der Litteratur und ein Anrecht auf Nennung auch in dieser Encyklopädie erworben hätte. Das Alles gilt nun von der einen, dem Narrenschiff von 1494.

Mit dem Ausgange des Mittelalters, mit der Zerrüttung all der bisherigen Verhältnisse in Staat und Kirche, in Sitte und Gesellschaft, die am empfindlichsten das Herz Europa's, Deutschland traf, war in die deutsche Litteratur ein vorwaltender satirischer Zug gekommen, ein Hang, alle Dinge dieser Welt und das Leben wie den Tod mit dem Lachen des Spottes, mit dem bittern Hohne der Ironie zu betrachten und darzustellen, und vornehmlich dieser Zug, der, einseitig verfolgt, stäts von der Kunst abführen wird, trägt Schuld daran, dass damals auch die Litteratur, dass namentlich die Poesie so tief verfiel. Den stärksten Widerhall nun, mit der vollsten Zusammenfassung all der bunt durch einander klingenden Töne, hat jene Zeitstimmung, wenn wir absehen von den Reimen und Bildern des Todtentanzes, in dem genannten Gedicht Seb. Brants gefunden. Wohin der Dichter nur sein Auge lenkt, in beiden Geschlechtern, in allen Altern, in allen Ständen gewahrt er nichts als Narrheit: nach alttestamentlicher Weise aber ist ihm unterschiedslos sowohl der ein Narr, der von der göttlichen, als der von der menschlichen Weisheit abirrt, sowohl der Glaubens- und der Sittenlose, als der unkluge Thor; und wie es damals noch allgemeiner Sitte war als jetzt, dass die Leute zur Fastnacht als Narren verkleidet durch die Gassen liefen, und hie und da auch Sitte, dass man dabei einen Umzug mit einhergerollten Schiffen hielt, so erscheint ihm nun das ganze Leben wie eine grosse Fastnacht, und Narr auf Narr, Mensch auf Mensch wird vorgeführt, um in das Narrenschiff mit einzusitzen und auch nach Narragonien zu fahren. Sebastian Brant war aber deshalb so zum Wortführer seiner Zeit berufen, und es ward diese Dichtung unter all dem Vielen, das er geschrieben, deshalb das Gelungenste, weil in seinem ganzen eigenen Wesen und Thun Altes und Neues ebenso trümmerhaft durcheinander lagen, wie in der Welt ausser ihm, und das Ergebniss der allgemeinen Zerrüttung und Fäulniss, eine unfertige, ruhelose, friedlose Gährung voraus in ihm selbst arbeitete. Wohl nahm der gewaltige Zug des Humanismus auch ihn mit sich fort, auch ihn erfüllte

Bewunderung und Nacheiferung gegenüber dem klassischen Alterthum, und die meisten und treffendsten Sentenzen des Narrenschiffes und nicht wenige Beispiele, die er dazu bringt, rühren aus den alten Dichtern und Philosophen her, und wohl empfand sich auch er als ein Glied des Gelehrtenadels, den die Einführung des römischen Rechtes gegründet und dem Adel der ritterlichen Geburt an die Seite gestellt, ja noch über denselben erhoben hatte: dennoch will er zugleich dem Volk und der Deutschheit nahe bleiben: die Erneuerung des Freidank, die er zwar später als das Narrenschiff, erst im J. 1508 verfasste, beweist uns, wie gut er auch die heimatlichen Quellen zu schätzen gewusst; die überwiegend grössere Fülle seiner Anschauungen und seine Hauptgedanken schöpft er doch aus der Gegenwart, aus dem, was unmittelbar und lebendig ihn umgab: Beispiel die vielen, bald bewussten, bald wohl auch unwillkürlichen Bezüge auf das damalige Basel; sein Deutsch, obwohl sichtlich an der klassischen Latinität gebildet, ist darum doch nicht so mit Ungelenkigkeit und bis zum Unverstand latinisiert, wie dicht vor ihm bei Niclas von Wyle und nach ihm bei Hutten, und so wenig rechnet er für sein Gedicht bloss auf gelehrte Leser, dass er sogar auf solche rechnet, die nicht zu lesen verstehen, und um solcher ganz ungelehrten willen es mit Bildern schmückt, deren Beschauung das Lesen ersetzen könne: dieselbe Rücksicht und Absicht wie sonst bei den offenen Bogen, die er zahlreich ausgehen liess, mit Bildern und lateinischen oder deutschen Versen auf Zeitereignisse. So stellt nun das Narrenschiff einen gleichmässig wiederkehrenden Wechsel dar von Bild und Text, von malerischer und dann von dichterischer Schilderung und Betrachtung dieser und dieser Narrheit; freilich zerfällt das Gedicht dadurch in lauter zusammenhanglose Stücke, ist nur wie ein Convolut von fliegenden Blättern jener Art, und ihre Anordnung geschieht durchaus nach Zufall, ohne Plan: schwerlich aber wäre der Verfasser auch im Stande gewesen, den reichen mannigfaltigen Stoff mehr abzurunden und einheitlich als Ganzes zu gestalten. Und wohl auch war Brant in Folge beider, seiner humanistischen Bildung und seines offenen theilnahmsvollen Blickes in Zeit und Volk, nicht unberührt geblieben von den grossen neuen Gedanken, die seit Huss und dem Basler Concil sich immer lebhafter regten und immer weiter hinaus, immer

tiefer griffen: er rügt ohne Scheu die Gebrechen in dem äusseren Leben der alten Kirche, den Unglauben und die Unsitte, denen sie nicht steuert, die kindisch verkehrte Gelehrsamkeit, die ihr ja nur dient: aber er scheut sich, er hält zurück, wo es in diesen Dingen auf das Innere und auf Höheres geht, ja er steht für das Alte mit streitbarem Eifer ein, und wie er in lateinischer Dichtung die Jungfrau Maria und die Heiligen Roms überschwänglich hat lobpreisen mögen, so beklagt er im Narrenschiff mit Zorn, wie St. Petri Schifflein schwanke, und schilt die Ketzer und sieht von dem vielen Bücherdrucken auch nach dieser Seite hin nur Unheil.

Wollen wir aber Sebastian Brant, gerade ihn besonders, deshalb tadeln, dass er mit seinem Denken und Dichten so auf halbem Wege und inmitten seines Zeitalters stehen blieb und nicht die Kraft oder nicht den Muth besass, ihm voraus zu eilen? Das ist überall nur den Wenigsten und den Auserkorenen verliehen, und ihn mag noch eigens der Umstand entschuldigen, dass seine allernächste Umgebung sich nicht anders als er verhielt und sie sein Verhalten noch mitbestimmte. Der Gelehrtenkreis Basels, die Professoren seiner hohen Schule haben sich noch, da die Reformation der Kirche bereits voll angebrochen war, mit zäher Beharrlichkeit gegen sie gesträubt und ihr, die einen mit Bedenklichthun, die andern mit offener Feindschaft entgegengewirkt. Seine Zeitgenossen sprach der Dichter, eben weil er so getreu den Sinn und die Stimmung der Mehrzahl aussprach, auch im höchsten Grade an, und die Verehrung, ja Bewunderung, die sie ihm seines Werkes wegen zollten, war so gross, dass sie nachhaltig von ihnen sich auf die folgenden Geschlechter fortvererben und dasselbe noch auf diese maassgebend wirken konnte. Nicht genug, dass auf die erste Ausgabe von 1494 alsobald wiederholt neue, Originalausgaben hier in Basel, Nachdrücke an andern Orten kamen, die Theilnahme gab sich vielleicht noch deutlicher in den mehrfachen Ueberarbeitungen, die das Gedicht immer noch zeit- und volksgemässer machen sollten, besonders bezeichnend aber in der lateinischen Uebertragung kund, die Jacob Locher Philomusus im J. 1497 davon fertigte: bezeichnend für Sebastian Brant, dessen deutsche Reimverse nur deshalb so leicht in lateinische Hexameter umzusetzen waren und dazu reizten sie umzusetzen, weil hinter ihnen solch

ein starker und hell durchscheinender Kern des Humanismus lag; bezeichnend für die Zeit, deren Gelehrte ein Erzeugniss der Litteratur viel besser zu würdigen wussten und es lieber genossen, wenn es in der Sprache ihrer Gelehrsamkeit ihnen dargeboten ward. Und während die Volksmässigkeit, die gleichwohl dem Narrenschiff mit innewohnte, es Geiler von Kaisersberg angemessen erscheinen liess, im Jahre 1498 sogar eine Reihe von Predigten daran anzuknüpfen, und im Jahre 1519 ganz am anderen Ende Deutschlands, zu Rostock, eine niederdeutsche Uebersetzung gedruckt ward, trug die lateinische von Locher den Ruhm des Dichters noch weit über das deutsche Sprachgebiet hinaus, und es ward auf ihrem Grunde das Narrenschiff 1501 noch einmal von Jodocus Badius Ascensius in lateinische Verse gebracht, von Anderen schon seit 1497 wiederholendlich ins Französische und ins Englische und noch im Jahre 1635 ins Niederländische.

Hier überall haben wir noch das Narrenschiff selbst in Umarbeitung, in Uebersetzung, in homiletischer Commentirung vor uns: aber auch die freiere Nachbildung hat sich seiner bemächtigt, um uns gleichfalls zu bezeugen, welchen Eindruck und Einfluss das Gedicht auf die Mitlebenden und noch die Spätern geübt. Eine Schrift z. B., welche zu Strassburg im J. 1497 die geistliche St. Ursula-Bruderschaft veröffentlichte, *„von S. Ursulen Schifflin,“* folgt unverkennbar in Bild und Wort dem erst kurz vorher erschienenen Narrenschiffe, und noch entschiedener ahmt Thomas Murner dasselbe nach, der jüngere Landsmann Seb. Brants: seine Narrenbeschwörung, seine Schelmenzunft, theilweise auch noch sein lutherischer Narr, sind immer neue Nach- und Wiederklänge des Tones, den zuerst Brant angeschlagen, nur unhumanistischer und inhumaner: nicht bloss die Gestaltung und äussere Einrichtung des Narrenschiffes wiederholt sich in der Narrenbeschwörung und der Schelmenzunft, jenes Anhängen einer Einzelheit nach der andern an ein darübergesetztes Bild und Sprichwort: auch die Grundstimmung ist wesentlich dieselbe, und besonders den Dingen der Kirche gegenüber derselbe Sinn, nur eben Murnerisch vergröbert. Es würde jedoch zu weit abführen, wenn ich auch diejenigen Nachwirkungen des Gedichtes, die nicht so unmittelbar zu dessen Bibliographie und nicht so zu der Biographie des Verfassers gehören, noch

des ferneren alle verfolgen wollte: es genüge, daran zu erinnern, welch eine hervorstechende Rolle die Gestalt des Narren, d. h. die personificierte Thorheit und Unsitte und Gottlosigkeit in der Dichtkunst, noch viel mehr aber in der zeichnenden Kunst des ganzen 16. Jahrhunderts, in den Holzschnitten z. B. von Hans Scheufelin und Hans Burgmaier spielt: es ist Sebastian Brant, der ihr zuerst und zumeist diesen Stempel aufgedrückt hat.

Mit Gebühr erkennt auch unsere Zeit noch die geschichtliche Bedeutung des Mannes an: unter den Einzelarbeiten über ihn hebe ich nur die Ausgabe des Narrenschiffs durch den verstorbenen Adam Walther Strobel (Quedlinburg u. Leipzig 1839) hervor, deren Verdienst in der beigefügten Lebensbeschreibung des Dichters und der Aufzählung seiner sämmtlichen Werke beruht, namentlich aber die neuere durch Friedrich Zarncke (Leipzig 1854), die Alles, was zur Geschichte dieses seines Hauptwerkes und zu dessen Verständniss und richtiger Würdigung gehört, mit Gelehrsamkeit und Geschmack zusammenstellt und dafür als abschliessend darf betrachtet werden.

Zur Erklärung und Beurtheilung von Bürgers Lenore.

(Einladungsschrift zur Promotionsfeier des Pädagogiums und zur Eröffnung des Jahrescurses 1835 in Basel. 20 Seiten in 4°. Mit einigen Nachträgen wieder abgedruckt in den altdeutschen Blättern von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann, Bd. 1, 1836, S. 174—202.)

Die Lenore ist von jeher unter Bürgers Balladen obenan gestellt worden; August Wilhelm von Schlegel hat über sie den Ausspruch gethan, sie würde, wenn Bürger auch sonst nichts gedichtet hätte, allein hinreichen ihm die Unsterblichkeit zu sichern.[1]) Es schien deshalb keine müssige Aufgabe, durch Zusammenstellung dessen, was die Poesie der Deutschen und anderer Völker Aehnliches aufzuweisen hat, zur Erklärung und Beurtheilung eines so ausgezeichneten Gedichtes einiges beizutragen. Zugleich

1) Characteristiken und Kritiken II, 44. Bürger selbst beurtheilte keine seiner Arbeiten mit so grosser Vorliebe: man vergleiche im Morgenblatt f. 1809 Nr. 241 fgg. die Briefe die er darüber mit Boie gewechselt, z. B. jenen vom 12. August 1773 (Nr. 242): „Gottlob, nun bin ich mit meinem schweren Horatio fertig! rief weiland Caspar Gottschling. Gottlob, nun bin ich mit meiner unsterblichen Lenore fertig! ruf' auch ich in dem Taumel meiner noch wallenden Begeisterung Ihnen zu. Das ist Dir ein Stück, Brüderle! Keiner, der mir nicht erst seinen Batzen giebt, solls hören. Ists möglich dass Menschensinne so was köstliches erdenken können? Ich staune mich selber an, und glaube kaum dass ichs gemacht habe; ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, dass ich nicht träume." u. s. w.

mögen diese Blätter nicht den ersten, aber doch den erneuerten Beweis liefern wie sich auch den Sagen und Märchen der modernen Welt eine wissenschaftliche Bedeutung abgewinnen lasse.

Curae non ipsa in morte relinquunt. Virgil. Aen. VI, 444.

Zu allen Zeiten haben Sagen und Märchen davon erzählt, wie übermässiger Schmerz der hinterlassenen Lieben die Todten in ihrer Ruhe störe; die Wehklage weckt sie auf, jede Thräne, die über ihrem Grabe vergossen wird, fällt ihnen schwer und klingend auf die kalte Brust, dass sie aus dem Schlafe auffahren, und ihre Leichenhemder werden nass vom vielen Weinen. Sie möchten gern das alte Leben verschlafen und vergessen; aber die Liebe mahnt sie wieder ihren Willen: das Kind wird von der Mutter, die Mutter vom Kinde, der Gatte von der Gattin noch auf einige Zeit an das Leben gefesselt. Es giebt ein schönes deutsches Märchen, wo das Kind in seinem weissen Todtenhemdchen Nachts vor das Bette der unaufhörlich weinenden Mutter tritt und zu ihr fleht: «Ach Mutter, höre doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen: denn mein Todtenhemdchen wird nicht trocken von deinen Thränen die alle darauf fallen.» Dann, als die Mutter seine Bitte erfüllt hat, erscheint das Kind noch einmal: «Siehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken, und ich habe Ruhe in meinem Grabe.»[1] Noch rührender ist das Bild, wenn Waisen, die eine böse Stiefmutter peinigt, Schmerz und Sehnsucht nach der verstorbenen Mutter ergreift. Davon giebt es ein Volkslied unter den Bewohnern des Kuhländchens.

Und Gott, erbarme dich, Herrgott mein,
Ueber mich armes Waiselein!

Wo ist meine liebe Mutter?
„Geh du ein Steiglein hinunter.

---

1) Kinder- und Hausmärchen d. Br. Grimm II, 118. Poetisch bearbeitet von Chamisso (Gedichte, Ausg. II. S. 147—149). Ein ähnliches, wie es scheint wahrhaftes Ereigniss erzählt Schubert in Knapps Christoterpe 1835. S. 278. [vgl. Müllenhoffs Sagen 143. 144. 597. Mythol. 884 fg. Todte soll man nicht beweinen: A. Kuhn in Wolfs Zeitschrift f. deutsche Mythol. 1, 62 fg.]

Geh du dem schmalen Steiglein nach
Bis auf den lieben Kirchhof."

Und Gott, erbarme dich, Herrgott mein,
Ueber mich armes Waiselein!

Wacht auf, meine liebe Mutter,
Und lasst mich zu euch hinunter!

„Was willst du denn da unten thun?
Da unten hast du ja keine Ruh."

Faul Holz das will ich essen,
Trübes Wässerlein will ich trinken.

Wenn mir meine Mutter soll Brot geben,
So schüttet sie mir immer Asche darauf.

Und Gott, erbarme dich, Herrgott mein,
Ueber mich armes Waiselein!

Wenn sie mir soll ein weiss Hemdlein geben,
So schmeisst sie mirs vor die Füsse hin.

Und Gott, erbarm dich, Herrgott mein,
Ueber mich armes Waiselein!

Wenn mich meine Mutter strählen soll,
So strählt sie, dass mir das Blut nach lauft.

Und Gott, erbarme dich, Herrgott mein,
Ueber mich armes Waiselein![3])

Es ist zu beachten, dass die littauische Poesie, die reich ist an Klageliedern verwaister Kinder (Nesselmann nr. 69. 70. 71), nur ein einziges darbietet, wo die Todte vom Weinen des Zurückgebliebenen erwacht, und dass hier die Klage sogar durch tröstliche Verheissungen beschwichtigt wird.

Diess das Lied.

Sie schickten mich hinaus zum Walde,
Damit ich Heidelbeeren pflückte:
Nass wurden mir die Augen balde,
Als ich mich nach den Beeren bückte.

Ich ging davon und warf mich nieder
An meiner lieben Mutter Grabe;
Nun weint' ich recht und weinte wieder:
„Ach, dass ich dich verloren habe!"

---

3) Meinert, Volksl. in d. Mundart d. Kuhländchens I, 89. 90. Ich habe hier und weiterhin den mundartlichen Text Wort für Wort in die Schriftsprache übertragen.

„Wen hör' ich droben um mich klagen?
Wer tritt den Hügel mir zu Haupte?“
„Ach, soll die Tochter Leid nicht tragen,
Die früh verwaiste, dein beraubte?

Muss mir denn alles Glück nicht fehlen,
Seit dich beschliesst des Grabes Pforte?
Wer wird mir meine Haare strählen?
Wer wird mir reden Liebesworte?“

„Geh heim, o Tochter, und gewahre
Wie zärtlich dir an meinem Orte
Die zweite Mutter strählt die Haare,
Ein Jüngling redet Liebesworte.“ 4)

Wie hier die Mutter der Schmerz des Kindes, so beunruhigt auch in einem serbischen Liede die Verzweiflung einer Jungfrau ihren gestorbenen Geliebten.

Konda starb, er seiner Mutter Einz'ger.
Weint die Mutter, will ihn fern vom Hofe,
Fern von ihrem Hofe nicht bestatten,
Trägt ihn in des Hauses grünen Garten
Unter goldne Pomeranzenbäume:
Dorten liegt in tiefer Gruft der Knabe.
Und sie schleicht zu ihm jedweden Morgen;
Schaurig hauchts und säuselts auf der Stätte.
„Sprich, Sohn Konda, drückt dich wohl die Erde?
Stöhnst du um den Druck der Ahornbretter?“
Horch, da haucht es aus der Tiefe leise:
„Nicht die Erd' ists die mich drückt, o Mutter,
Nicht die Ahornbretter meiner Wohnung:
Was mich quält, der Schmerz ists der Geliebten.
Wenn sie seufzt, so bangt der Seel' im Himmel;
Aber wenn sie sich verschwört verzweifelnd,
Bebt die Erde und der Leib erzittert.“ 5)

Aehnlich in einer italiänischen Sage, die dem Verfasser des Decamerone zu einer seiner schönsten Novellen den Stoff geliehen hat. Lisabetten haben ihre Brüder heimlich den heimlich geliebten ermordet; sie harrt mit Angst auf seine Rückkehr und beklagt allnächtlich unter heissen Thränen sein langes Ausbleiben. Da erscheint er ihr endlich im Traume, bleich, entstellt, in halb vermoderten

4) Das Original bei Rhesa, Litt. Volksl. S. 22—24. Eine andere Bearbeitung in Chamissos Gedichten S. 154. 155.

5) Talvj, Volksl. d. Serben I, 67.

Kleidern: sie solle aufhören ihn zu rufen und ihn mit Thränen anzuklagen, er könne nicht zurückkehren: er sei ermordet.[6])

Ein uraltes und grossartiges Beispiel von gespenstischer Wiederbelebung des Gatten durch sein Weib gewährt die Edda im zweiten Liede von Helgi dem Hundings-Tödter.[6b]) Helgi ist im Kampfe gefallen, ein Hügel wird über seinem Leichnam errichtet, Oðinn nimmt ihn in Valhall auf. Am Abend sieht die Magd seiner Gattin Sigrun ihn mit manchen Männern zum Hügel reiten. Die Magd berichtet es, Sigrun geht hin. Sie spricht

„Dein Haar ist, Helgi, reifdurchdrungen,
Ganz ist der König leichenthaubespritzt."

Er antwortet

„Allein verursachst du, Sigrun von Sefafiöll,
Dass Helgi ist mit Leidesthau benetzt:
Du weinst, Goldgeschmückte, grimme Zähren,
Sonnenglänzende, südliche, eh du schlafen gehst:
Jede fiel blutig auf die Brust dem Helden,
Auf die urkalte, eingegrabene, angstbedrungene."

Dann bringt Sigrun im Grabeshügel die Nacht mit ihm zu, bis es wieder Zeit für ihn ist

zu reiten geröthete Wege,
Das fahle Pferd den Luftsteig treten zu lassen.[7])

Daneben stellt sich ein noch im Kuhländchen lebendes deutsches Volkslied; hier nimmt die Geschichte einen eigenthümlichen Ausgang: das zurückgelassene Weib muss die Unvorsichtigkeit ihrer Liebe und ihres Schmerzes mit dem Leben büssen und wird dem todten Gatten im Grabe vereinigt.

---

6) *Boccaccio, Decamerone, giorn. IV. nov. V.* Von einem alten Liede das sich auf dieselbe Geschichte bezogen giebt Boccaccio die beiden ersten Zeilen; sonst ist es untergegangen: aber ein andres von gleichem Inhalte steht in den *Canzoni a ballo composte dal Magnifico Lorenzo de' Medici e da M. Agnolo Politiano etc.* (Florenz 1568. 4). Vgl. Büschings Wöchentliche Nachrichten II, 310. Simrock hat im Berlinischen Musenalmanach auf 1830 S. 253—255 Boccaccios Novelle poetisch wiedererzählt; bei Hans Sachs findet man sie zweimal, in epischer und in dramatischer Form. [Kemptner Ausg. I, 325—328 und II, 3, 198—210. — Eine schöne Tageweise, Im Thon, Es wonet lieb bey Liebe. Basel, Joh. Schroeter, 1607. 8°.]

6b) [vgl. Sigurds Versprechen, Gudrun in das Todtenreich nachzuholen (schwarzes Ross): Gudrunar hvöt 18. 19 = Völs. Saga cap. 50.]

7) Lieder d. alten Edda d. d. Br. Grimm I, 114—119.

Es hütete ein Herr sechs graue Ross
Auf einem wüsten Kirchhof;
Er hütete den Kirchhof um und um,
Bis er kam zu seines Vorwirths[8]) Grab.
„Wer hütet mein Grab? wer knetet mein Grab?
Wer hütet mir all meine Gräslein ab?
Wer zieht mir denn meine Waislein fort
Mit Ruthe und auch mit Geisel scharf?
Wer schläft auch bei meinem jungen Weib?
Wer schwächt ihr denn den stolzen Leib?“
„Ich ziehe dir wohl deine Waislein fort
Mit Ruthe und nicht mit Geisel scharf;
Ich schlafe wohl bei deinem jungen Weib:
Ich schwäche ihr nicht den stolzen Leib.“
„Und wenn du wirst heim kommen,
Sag' ihr, sie soll mir bringen
Ein abgetrocknetes Hemde.
Das erste ist mir geworden so nass:
Was weint sie immer? was thut sie das?“
Und wie der Herre heim kam,
Er sah seine Frau gar sauer an.
„Du sollst deinem Vorwirth bringen
Ein abgetrocknetes Hemde.
Das erste ist ihm geworden so nass:
Was weinst du immer? was thust du das?“
„Und wüst' ichs nur dass es wahr wär,
Ich liess' ihm gleich anschneiden
Einen Kittel von weisser Seide.“
Die Schöne erwischt' ihren Rocken,
Sie ging ans Grab anklopfen.
„Thu dich auf und thu dich, Erdenkloss,
Und lass mich hinunter auf seinen Schoss.“
„Was willst du denn da unten thun?
Da unten hast du ja keine Ruh.
Da unten darfst du nichts backen,
Da unten darfst du nicht waschen;
Da unten hörst du keinen Glockenklang,
Da unten hörst du keinen Vogelgesang;
Da unten hörst du keinen Wind nicht wehn,
Da unten siehst du keinen Regen nicht sprähn.“ [9])
Da krähte die erste Himmelstaub;
Die Gräblein thaten sich alle auf:
Die Schöne stieg zu ihm hinunter.

8) Vorwirth (Virwiet) der verstorbene frühere Eheherr eines Weibes.

9) sprähen (sprehn, mittelhochd. *sprǽjen*) tropfen- oder flockenweis fallen wie Schnee und Regen.

Da krähte das andere Höllenhuhn;[10])
Die Gräblein thaten sich alle zu:
Die Schöne must' unten verbleiben.[11])

So kann selbst der Tod die Bande nicht lösen die den Menschen an das Erdenleben knüpfen. Die Klage der Liebe öffnet sein Ohr zum Hören und seinen Mund zum Reden, und der Lebende muss seinen Schmerz bezwingen oder dem Todten gleich werden, wenn dieser das finden soll weswegen er gestorben ist. Aber auch den hält die Erde nicht fest, den der Tod mitten in einem eifrigen Streben, im hastigen Begehren abgerufen hat: seine Gebeine noch reisst die unheimliche Macht des nicht befriedigten Verlangens herauf, damit er, wenn auch nur für kurze Zeit, das unwillig verlorene Leben scheinbar fortsetze. So erhebt sich nach einem deutschen Soldatenliede der Trommelschläger vom Tode, trommelt die Leichen seiner besiegten Cameraden zusammen, und sie schlagen ihren Feind.

Er schlägt die Trommel auf und nieder,
Er wecket seine stillen Brüder:
Sie schlagen ihren Feind,
    Tralali Tralalei Tralala,
Ein Schrecken schlägt den Feind.

Er schlägt die Trommel auf und nieder,
Sie sind vorm Nachtquartier schon wieder,
Ins Gässlein hell hinaus;
    Tralali Tralalei Tralala,
Sie ziehn vor Schätzels Haus.

Da stehen Morgens die Gebeine
In Reih' und Glied wie Leichensteine;
Die Trommel steht voran,
    Tralali Tralalei Tralala,
Dass sie ihn sehen kann.[12])

---

10) Der erste Hahn heisst die Himmelstaube: denn er warnt sie und mahnt zur Heimkehr; der zweite das Höllenhuhn: denn sein Ruf bedeutet, dass es nun zu spät sei. Ebenso werden in der weiter unten angeführten schottischen Ballade von Wilhelms Geist der rothe und der graue Hahn unterschieden.

11) Meinert I, 13. 14.

12) A. v. Arnim und Cl. Brentano, des Knaben Wunderhorn I, 73. 74. Nach einer deutschen Sage bei den Br. Grimm I, 424 sind einmal Todte aus den Gräbern aufgestanden um den Ihrigen, die schon unterliegen wollten, gegen den Feind beizuspringen.

Und so befiehlt in einem klephtischen Liede ein sterbender Armatolenführer, weil er auch im Tode noch nicht den unausgefochtenen Türkenhass aufgeben mag:

„Die Grabesstätte haut mir aus, macht eine breit' und hohe,
Damit ich aufrecht streiten kann und in die Quere laden;
Und auf der rechten Seite lasst ein Fensterlein mir offen,
Damit die Schwalbe kommen kann den Frühling anzusagen
Und kommen kann die Nachtigall den Mai mir zu verkünden."[13])

Die mannigfachen und weit verbreiteten Sagen vom ewigen Jäger[14]) beruhn auf keiner andern Idee.

Man könnte leicht darauf verfallen, auch die nordische Sage von Högni und Heðinn (neben anderen die Grundlage des deutschen Gedichtes von Gudrun) hieher zu ziehen. König Högni, berichtet die Snorrische Edda, hatte eine Tochter Namens Hilldr; die raubte König Heðinn, Hiarrandens Sohn. Högni schiffte ihm nach bis zu den Orkneys und traf ihn bei Haey. Beide machten sich kampfbereit. Noch bot Heðinn Sühne und Busse. Högni aber verwarf sie: „Ich habe mein Schwert Dainsleif schon entblösst, und ist das einmal aus der Scheide, so muss es eines Mannes Lebensblut trinken; nie heilen die Wunden die es schlägt." Da kämpften sie und kämpften den ganzen Tag. Am Abend aber stiegen die Könige wieder auf ihre Schiffe. Da ging Hilldr Nachts auf die Wahlstatt und gab es den Leichen durch Zauberei, dass sie am folgenden Tage den Kampf fortsetzen konnten. So kämpften sie Tag für Tag, bis endlich Alle todt lagen. Zu Stein wurden die Leichen und Waffen: aber wenn es tagte, so erhoben sie sich und erneuerten die Schlacht. Und so sollen sie fort kämpfen bis an das Ende der Tage.[15]) Mag sein dass im Hintergrunde dieser Erzählung die Idee von der Ruhelosigkeit solcher liegt die in unentschiedener Schlacht gefallen: aber so wie der Stoff sich gestaltet hat, ist es eine wesentlich unterscheidende Abweichung, dass der gespenstische Kampf durch Zauber hervorgebracht wird; dieser kehrt auch und zum Theil noch bedeut-

---

13) Fauriel, Chants populaires de la Grèce moderne I, 56.

14) z. B. Deutsche Sagen d. Br. Grimm I, 248 fg. 397—399. vgl. Boccaccio, Decam. V, 8. Orion setzt seine Jagden auch in der Unterwelt fort: Odyssee XI, 572 fgg.

15) Snorra Edda af Rask S. 163—165. vgl. Mythol. 893.

samer in den andern Erzählungen derselben Sage wieder, zum Beispiel in der welche die Olaf-Tryggvasonar Saga enthält.[16])

Wie hier der unbefriedigt gebliebene eigene Wille, so vermag auch ein auferlegtes und nicht befolgtes Gebot, ein gegebenes und nicht erfülltes Versprechen[16b]) den Schlaf der Gestorbenen zu stören und ihnen, damit sie Wort halten können, ein kurzes Scheinleben zu verleihen. Wir erwähnen hier zunächst des deutschen Kindermärchens von den veruntreuten Hellern. Ein Kind bekommt von seiner Mutter zwei Heller, um sie einem armen Manne zu geben; es behält sie aber für sich und versteckt sie in die Dielenritzen. Es stirbt. Aber nun kommt sein Gespenst alle Mittage gegangen und sucht ängstlich in den Dielenritzen nach den beiden Hellern, vier Wochen lang, bis sie endlich von den Aeltern gefunden und einem Armen gegeben sind: da erscheint es nicht wieder.[17]) Von einem Bruder den die Trauer der Schwester, einem Sohne den das verzweifelte Mahnen der Mutter nöthigt, schon gestorben, ein im Leben gethanes Gelübde wahr zu machen, erzählen zwei merkwürdig mit einander übereinstimmende Lieder, ein serbisches und ein neugriechisches. Sie können beide nicht wohl anders als vollständig mitgetheilt werden.

Das serbische.

Neun der lieben Söhne blühten einstmals
Einer Mutter; doch das zehnt' und letzte
War Jelitza, eine liebe Tochter.
Alle hat genährt sie und erzogen,
Bis die Söhn' im Bräutigamesalter
Und das Mädchen zur Vermählung reif war.
Viele Freier warben um Jelitza:

---

16) Th. II, S. 49 fgg. der Skalholter Ausg. Saxo Grammaticus motiviert die zauberische Wiederbelebung der Gefallenen ganz im Geiste mehrerer anderer oben behandelter Sagen: *Ferunt Hildam tanta mariti cupiditate flagrasse, ut noctu interfectorum manes redintegrandi belli gratia carminibus excitasse credatur*: Hist. Dan. lib. V pg. 90 ed. Stephanii. Vgl. noch Wilh. Grimm, die Deutsche Heldensage S. 327—329.

16b) [Eine begangene und nicht verziehene Unthat: vgl. Judas der Erzschelm I, S. 261 (Hand aus dem Grabe gewachsen). Wunderh. I, 226. Märchen II, 152. eine unbezahlte Schuld: Elsäss. Neujahrsblätt. 1845 S. 140. Eine nicht bezahlte Schuld nach dem Tode noch abverdient: Souvestre, les derniers Bretons 2, 240 fgg.]

17) Märchen d. Br. Grimm II, 277. 278.

Eins ein Ban, ein Feldherr war der Andre,
Und der Dritt' ein Nachbar aus dem Dorfe.
Gern dem Nachbar gäbe sie die Mutter,
Doch dem übermeerschen Ban die Brüder;
Sprachen also zu der lieben Schwester:
„Gehe nur, du unsre liebe Schwester,
Geh nur mit dem Bane überm Meere!
Geh nur: oft besuchen dich die Brüder,
Kommen zu dir jeden Mond im Jahre,
Kommen zu dir jede Woch' im Monde."

Als die Schwester dieses Wort vernommen,
Gieng sie mit dem Bane überm Meere.
Siehe, da geschah ein grosses Wunder.
Es begab sich dass die Pest des Herren
Hin die Söhne alle neune raffte,
Und allein blieb die verwaiste Mutter.
Also giengen hin drei Jahrestage.
Schmerzlich stöhnte Schwesterchen Jelitza:
„Lieber Himmel, welch ein grosses Wunder!
Wie hab' ich an ihnen mich versündigt,
Dass die Brüder nimmer zu mir kommen?"
Und es höhnten sie die Schwägerinnen:
„Du Verworfne! Deine Brüder müssen
Dich verachten, dass sie nimmer kommen."[18])
Schmerzlich stöhnte Schwesterchen Jelitza,
Schmerzlich von dem Morgen bis zum Abend,
Dass den Herrn im Himmel es erbarmte.
Zween seiner Engel rief er zu sich:
„Geht hinunter, meine beiden Engel,
Zu dem weissen[19]) Grabe des Johannes,
Des Johannes, ihres jüngsten Bruders:
Haucht den Knaben an mit euerm Geiste,
Aus dem weissen Grabstein macht ein Ross ihm,
Und ein Brot bereitet ihm aus Erde,
Aber aus dem Leichentuch Geschenke:
Rüstet ihn dass er zur Schwester gehe."

Eilig gehen Gottes beide Engel
Zu dem weissen Grabe des Johannes,

---

18) Der Bruder ist einer Serbinn unter allen Verwandten der theuerste; die alten Deutschen betrachteten die Kinder der Schwester wie eigene (Tac. Germ. XX. vgl. Nib. 1853). Auch Kriemhild klagt im Nibelungenliede, dass ihre Brüder nicht zu ihr nach Heunenland kommen; sie stehe deshalb bei den Leuten in Unehren (Str. 1343. vgl. Klage 38).

19) weiss ist in der serbischen Poesie das stehende Beiwort der Auszeichnung; ähnlich brauchten die Griechen ihr λευκός.

Machen aus dem Leichenstein ein Ross ihm,
Hauchen an mit ihrem Geist den Knaben,
Brot bereiten sie ihm aus der Erde,
Aber aus dem Leichentuch Geschenke,
Rüsten ihn dass er zur Schwester gehe.

Eilig gieng dahin der Knab Johannes.
Als er kam ins Angesicht des Hauses,
Schon von fern erblickt' ihn seine Schwester.
Als er nahte, lief sie ihm entgegen;
Ihn umhalsend, ihm die Wange küssend,
Schluchzte herzlich sie vor Leid und Kummer.
Und sie weint' und sagte zu dem Bruder:
„Hattet ihr, Johannes, nicht als Jungfrau
Mir ihr Brüder euer Wort gegeben,
Dass ihr häufig mich besuchen wolltet?
Zu mir kommen jeden Mond im Jahre?
Zu mir kommen jede Woch' im Monde?
Aber heute sinds drei Jahrestage,
Und noch seid ihr nicht zu mir gekommen!"
Und von neuem drauf begann die Schwester:
„Sag wovon bist du so grau geworden,
Grad' als wärst im Grabe du gewesen?"

Ihr entgegnete der Knab Johannes:
„Schweige, Schwester, wenn du Gott erkennest:
Denn gar grosses Leid hat mich befallen.
Hab' ich die acht Brüder doch vermählet,
Aufgewartet den acht Schwägerinnen;
Aber als sie all vermählet waren,
Da erbauten wir neun weisse Häuser:
Sieh davon bin ich so schwarz geworden."

Und es giengen hin drei weisse Tage:
Da zur Reise schickte sich Jelitza,
Herrliche Geschenke auch bereitend
Für die Brüder und die Schwägerinnen:
Für die lieben Brüder seidne Hemden,
Für die Frauen Fingerlein und Ringe.
Dringend wehrte sie der Knab Johannes:
„Bleibe, geh nicht mit mir, liebe Schwester!
Warte bis die Brüder dich besuchen."
Aber nicht liess sich Jelitza halten,
Fertigte die herrlichsten Geschenke.
Es erhob sich nun der Knab Johannes
Und mit ihm sein Schwesterchen Jelitza.
Aber als sie nah dem Hause waren,
Stand beim Hause eine weisse Kirche.
Da begann der Knab Johannes also:

„Warte hier ein wenig, liebe Schwester,
Bis ich nach der weissen Kirche gehe:
Als den mittlern Bruder wir vermählten,
Hab' ich dort den goldnen Ring verloren:
Lass mich suchen, lass mich, meine Schwester!"

Und es gieng ins Grab der Knab Johannes.
Stehen blieb sein Schwesterchen Jelitza,
Und sie wartete des Knaben lange,
Harrte lang: dann gieng sie ihn zu suchen.
Bei der Kirche fand sie frische Gräber,
Viele; aber wo der Knab verschieden,
Schneidend Weh durchfuhr sie an der Stätte.
Eilig schritt sie nun zum weissen Hause.
Aber als sie nahe kam der Wohnung,
Horch, da schrie ein Kuckuck aus dem Hause;[20])
Doch es war kein grauer Kuckuck drinnen,
Sondern ihre greise Mutter war es.
Als Jelitza jetzt der Thüre nahte,
Rief sie also aus dem weissen Halse:
„Arme Mutter, öffne mir die Thüre!"
Aus dem Haus antwortete die Mutter:
„Gehe du von hinnen, Pest des Herren!
Todt sind meine Söhne alle neune:
Willst du auch noch ihre greise Mutter?"
Aber ihr entgegnete Jelitza:
„Arme Mutter, öffne mir die Thüre!
Nicht die Pest des Herren ist hier draussen:
's ist dein liebes Töchterchen Jelitza."
Drauf die Pforte öffnete die Mutter,
Und sie schrie und ächzte wie ein Kuckuck.
Fest umschlingend sich mit weissen Armen,
Sanken Beide todt zur Erde nieder.[21])

Dass Gott selbst den todten Johannes zur Schwester schickt, ist nur eine fromme Umkleidung des unchristlichen Gedankens; wir werden nachher in einem altdänischen Liede eine ähnliche wiederfinden. Reich an einzelnen schönen Zügen ist dieses serbische Gedicht; aber im Ganzen hat die Erzählung Lücken und Mängel. Es ist nicht recht motivirt warum Johannes seine Schwester zur Mutter bringt (die Brüder hatten ihr ja nur versprochen sie fleissig zu besuchen) und warum auch die Mutter

20) Die Slawen verstehen den Ruf des Kuckucks als einen Weheruf: er beklage damit die Vergänglichkeit des Frühlings; vgl. ein böhmisches Lied in der Königinhofer Handschrift v. Hanka u. Swoboda S. 174.

21) Talvj I, 160—164. Original in Wuks Samml. I, 300. no. 404.

ohne durch vermessenen Frevel das Widernatürliche veranlasst zu haben mit dem Leben büssen muss. Das ist im griechischen Liede alles besser und verständlicher.[22])

„O Mutter mit neun Söhnen du und mit der einen Tochter,
Die du im Finstern badetest, ihr Haar bei Lichte flochtest,
Und die du schnürtest vor der Thür im hellen Mondenscheine,
Weil man aus Babylon geschickt um ihre Hand zu werben,
O gieb sie, Mutter, gieb sie doch, Areten, in die Fremde,
Damit auch ich zum Trost sie hab' auf meiner langen Reise.“
„Du bist verständig, Constantin; doch jetzo sprichst du thöricht:
Ob Freud', ob Leid sie träfe dort, wer sollte sie mir bringen?“
Er aber ruft zum Bürgen Gott, die Heiligen zu Zeugen,
Ob Freud', ob Leid sie träfe dort, er wollte sie ihr bringen.
Da kam das Unglücksjahr heran, und die neun Söhne starben.
Und auf der Leiche Constantins zerrauft ihr Haar die Mutter:
„Steh auf, steh auf, mein Constantin! ich will Areten haben.
Du riefest Gott zum Bürgen ja, die Heiligen zu Zeugen,
Ob Freud', ob Leid sie träfe dort, du wolltest sie mir bringen.“
Und er zieht aus um Mitternacht die Schwester dort zu holen,
Und findet sie vor ihrer Thür im Mondenschein sich kämmend.
„Auf auf Arete, mach dich auf! die Mutter will dich haben.“
„Oweh, mein Bruder, sag was ists, und jetzt in dieser Stunde?
Wenns Freud' in unserm Hause giebt, will ich in Gold mich kleiden,
Mein Bruder, und wenn Leid es giebt, so komm' ich wie ich stehe.“
„'s giebt weder Freude weder Leid: so komm denn wie du stehest.“
Und auf dem Wege den sie ziehn, und auf dem ganzen Wege,
Da hören sie die Vögelein wohl singen und wohl sagen:
„Seht seht das schöne Mädchen da, das einen Todten führet!“
„Horch, Constantin, und hörst du nicht was uns die Vöglein sagen?“
„Sind Vögelein: lass singen sie! sind Vöglein: lass sie sagen!“
„Ich fürchte, Bruder, mich vor dir: du duftest so nach Weihrauch.“
„Ich gieng erst gestern Abend spät in St. Johannis Kirche:
Da hat mit vielem Weihrauch mich der Priester eingeräuchert.
Thu auf, o Mutter, thu mir auf: da bring' ich deine Tochter.“
„Bist du ein guter Geist, so geh, o guter Geist, vorüber!
Mein armes Kind Aret' ist fort nach fernen fremden Landen.“
„Thu auf, o Mutter, thu mir auf: ich bin dein Constantinos,
Er welcher Gott zum Bürgen rief, die Heiligen zu Zeugen,
Ob Freud', ob Leid sie träfe dort, er wollte sie dir bringen.“
Und als sie öffnete die Thür, flog ihr heraus die Seele.[23])

---

22) Diessmal werden also die Slawen von den Griechen entlehnt haben, während in andern Fällen der Art eher das Umgekehrte anzunehmen ist.

23) Fauriel II, 406—408. Wilh. Müller, Neugriech. Volksl. II, 64—67.

Oben haben wir gelesen wie gestorbene Mütter von den Klagen ihrer verwaisten Kinder aufwachen; aber wie Johannes mit neuem Leben ausgerüstet wird um die Schwester von ihrem Leid zu befreien, so auch die Mütter um ihrer Kinder willen. Sie gehen, da die Liebe nicht sterben konnte, aus dem Grabe heim zu ihren Waisen, die eine harte Stiefmutter vernachlässigt und quält, um sie in nächtlich stiller Kammer liebkosend zu trösten, sie zu säugen und ihnen mit alter Sorgfalt das Haar zu schlichten. So erzählt es ein rührendes deutsches Märchen; die Mutter ist eine von ihrer Stiefmutter erstickte Königinn; zuletzt erkennt der König den Geist seiner Gemahlinn: da erhält sie durch Gottes Gnade das Leben wieder.[24]) Gleichen Inhalt hat ein altdänisches Lied. Herrn Dyrings Frau stirbt und er freit eine andere, ein bös und grimmes Weib. Uebel geht es den sieben Kindern ihrer Vorfahrinn.

Die Kindlein weinten am Abend spät:
Die Mutter es unter der Erde hört'.

Das hörte die Frau die unter der Erde lag:
„Möcht' gehn zu meinen Kindlein fürwahr!“

Die Frau gieng hin vor Gott zu stehn:
„Und darf ich zu meinen Kindlein gehn?“

So lange sie ihn bitten thät,
Bis er ihr hin zu gehn gewährt'.

„Und du sollst kommen zurück wann kräht der Hahn:
Nicht länger darfst du bleiben dann.“

Da hob sie auf ihre müden Bein':
Die Mauer zersprang und der Marmelstein.

Als sie durchs Dorf gieng, zu der Stund
Heulten in die Wolken so laut die Hund'.

Und als sie zu dem Burgthor kam,
Stand ihre älteste Tochter daran.

---

24) Märchen d. Br. Grimm I, 64, no. 11. Damit in Berührung steht das Märchen von den drei Männlein im Walde ebd. I, 76, no. 13. Die in eine Ente verwandelte Königinn kommt des Nachts geschwommen und fragt: „Was macht mein Kindelein?“ Dann geht sie in ihrer wahren Gestalt hinauf, giebt dem Kinde zu trinken, schüttelt sein Bettchen und deckt es zu: zuletzt schwimmt sie wieder als Ente durch die Gosse fort. Mit der Zeit wird sie entzaubert. Vgl. auch das dürftige schwedische Märchen ebd. III, 406. [Souvestre, les derniers paysans I, 294.]

„Was stehst du hier, liebe Tochter mein?
Und wie gehts den kleinen Geschwistern dein?“

„Ihr seid eine Frau beides schön und fein:
Doch ihr seid nicht die liebe Mutter mein.

Meine Mutter war weiss mit Wangen roth:
Doch du bist bleich und gleich dem Tod.“

„Und wie sollt' ich sein weiss und roth?
So lange hab' ich gelegen todt.“

Und als sie kam in die Stube gegangen,
Da standen die Kindlein mit Thränen auf den Wangen.

Das eine sie kämmt, dem zweiten 's Haar sie flicht,
Das dritte sie in die Höh hebt, das vierte sie aufricht.

Das fünfte sie setzet auf ihren Schooss:
Sie reicht ihm ihre Brust so süss.

Dann schilt sie den Vater um seine Lieblosigkeit: von da an hatten es die Kinder besser.[25])

Was vermag der Tod gegen ein Wechselgelübde der Liebe und Treue? Die Seele des Verstorbenen gehört nicht ihm allein zu: sie ist einer andern noch nicht dahingeschiedenen verpfändet; und auch den Ueberlebenden kann der Tod des Andern nicht von einem Gelöbnisse entbinden das für die Ewigkeit gegeben ist. Die Liebe ist stärker als der Tod; die Mitternacht ruft den Verstorbenen Wort zu halten, er findet unten keine Ruhe und gönnt keine dem oben zurückgebliebenen, bis er ihm seine Treue gelöst hat, bis auch dieser gestorben und aufs neue mit ihm vereinigt ist. Man erinnere sich jener magyarischen Sage wo die gestorbene Geliebte, den glühenden Treuering am Finger, den sprühenden Kranz im Haar, Mitternachts ihren Bräutigam in den gespenstischen Reigen der Willis hineinreisst, am Morgen aber seine Leiche unter einem Rosenstrauche gefunden wird.[26])

25) Wilh. Grimm, altdän. Heldenlieder Balladen u. Märchen S. 147—149. Von der Frau eines Edelmanns die aus dem Grabe zurückkehrt und von neuem manche Jahre mit ihm lebt, aber plötzlich wieder verschwindet als er einmal gegen ihr Verbot geflucht, erzählen Luther in den Tischreden und Andere, nach ihnen die Brüder Grimm in den Deutschen Sagen I, 153 fg.

26) Joh. Graf Mayláth, Magyarische Sagen u. Märchen S. 10. 11. [Nicht sterben können: Kompert, aus dem Ghetto S. 367 fgg. — Rückkehr des unbegrabenen Todten: Sisyphus: Scholiast zu Sophocl. Philoct. 611, vgl. 438.]

Hier kommt, nachdem wir bisher nur Poesien der neueren Zeit haben berühren können, auch eine Sage der alten Griechen in Betracht, die leider nirgend in vollständiger und unverfälschter Ueberlieferung, sondern nur in vereinzelten, zum Theil widersprechenden Beziehungen und schiefen Ausdeutungen auf uns gelangt ist, die Sage von Protesilaus und Laodamia. Protesilaus von Phylace war gleich im Beginn des trojanischen Krieges gefallen: da er, unter allen Griechen der erste, vom Schiffe sprang, hatte ihn wie Homer sagt ein dardanischer Mann[27]), nach Späteren Hector oder Aeneas getödtet.[28]) Hinter sich liess er ein Weib in übermässiger Trauer und ein halbfertiges Haus[29]); die Schriftsteller nach Homer geben jener den Namen Laodamia. Sie aber sehnte sich so sehr nach dem gestorbenen Gatten, Protesilaus so sehr nach dem verlassenen Weibe[30]), dass ihm endlich von dem Gotte der Unterwelt auf kurze Zeit die Heimkehr frei ge-

---

27) Iliad. II, 701. 702. [XV, 706. XIII, 681.] Nach späteren Berichten war dem der Tod geweissagt, der zuerst den troischen Boden betreten würde (Ovid. Heroid. XIII, 93. 94): Protesilaus kam um, indem er sich entweder aus Heldenmuth aufopferte (Hygin. Fab. CIII), oder indem er dem vorangesprungenen Ulysses arglos nachsprang: Ulysses aber war nicht auf troischen Boden, sondern auf seinen Schild gesprungen (Auson. Epitaph. her. XII aus dem Griechischen). Man brachte sogar den Namen des Protesilaus mit diesem seinem Tode in etymologische Beziehung: es sei eine unbewusste Prophezeiung gewesen, als ihn sein Vater so genannt (Auson. a. a. O.), oder er habe eigentlich Iolaus geheissen und erst nach seinem Tode und seines Todes wegen den andern Namen empfangen (Hygin. a. a. O.): in beiden Fällen soll Πρωτεσίλαος von πρῶτος und ἱλάομαι herkommen Darauf scheint auch Catull anzuspielen 63, 26. 27. ed. Lachm.: ***nondum cum sanguine sacro hostia caelestis pacificasset heros.***

28) Hector nennen Ovid. Metam. XII, 67 (vgl. Heroid. XIII, 63 sqq.), Hygin. Fab. CIII und Lucian. Dial. mort. XXIII; den Aeneas Dictys Cret. II, 11; Andre noch Andere: vgl. Schol. Iliad. II, 698.

29) Iliad. II, 700. 701. Weiter weiss oder erzählt Homer von der ganzen Sage nichts. Warum soll hier übrigens δόμος ἡμιτελής nicht seine eigentlichste Bedeutung haben? Ein erst begonnenes, erst zur Hälfte gebautes Haus scheint das Frühe und Unvorgesehene des Todes schön zu bezeichnen. [5. Mos. 20, 5. 28, 30.] Auch Catull sagt 63, 25. 26. *protesilaeam domum inceptam frustra.* Alle andern Erklärungen, z. B. mit οἶκος χῆρος (Posidon. ap. Strab. VII. pg. 454.), ἡμίγαμος (Hesych.) ἄτεκνος (Eustath.) thun den Worten mehr oder weniger Gewalt an.

30) Sie waren erst neu vermählt: Catull. 64, 2. Lucian. l. l. Auson. Edyll. VI, 35. 36. Tzetz. Chiliad. II, 760. hist. LII.

geben wurde.[31]) Als er aufs neue von ihr geschieden, starb ihm bald auch die Gattinn nach, sei es vor Herzeleid, sei es durch Selbstmord[32]): er hatte sie zu sich gerufen.[33]) Auf seinem Grabe wurden noch zu Plinius Zeiten Bäume gezeigt die jedesmal verdorrten sobald sie hoch genug waren um Ilium zu erblicken, dann aber von neuem wuchsen und in die Höhe trieben.[34])

Das dänische Lied von Aage und Else enthält beides, die Unruhe des Todten über den Schmerz der verlassenen Geliebten und die Erfüllung des Wechselgelübdes.

Das war der Ritter Herr Aage:
  Der ritt zur Insel weit,
Verlobte sich Jungfrau Else,
  So eine schöne Maid,
Verlobte sich Jungfrau Else
  Mit rothem Golde werth:
Darnach am Monatstage
  Lag er in schwarzer Erd.

---

31) Properz I, 19, 7 fgg. Aristides t. III. pg. 374 C. und Lucian a. a. O. sprechen nur von seiner, Hygin a. a. O. nur von ihrer verlangenden Sehnsucht. Lucian hat den schönen Zug dass Protesilaus auf Plutos Frage ob er denn nicht aus der Lethe getrunken ihm antwortet: „Wohl: aber meine Liebe war zu gross.“ Mercur, der Seelenführer, muss ihn auf Proserpinens Rath für die Zeit der Heimkehr mit neuer Schönheit bekleiden. Bei Tzetzes a. a. O. 764 fgg. ist es Proserpina die von Mitleid bewogen ihren Gemahl um Wiederbelebung des Todten angeht. Nach Hygin CIII. CIV. erbat Laodamia seine Rückkehr auf drei Stunden, nach Stat. Silv. II, 7, 121 und Lucian auf einen vollen Tag; von drei Stunden spricht auch Minuc. Felix cap. XI, von einer Nacht Auson. Edyll. VI, 35. 36.

32) Sie hatte nach seinem zweiten Scheiden ein Bild von ihm in Wachs verfertigt, dem sie wie ihrem Gemahl liebkoste und wie einem Gotte opferte; als ihr Vater Acastus es verbrennen hiess, stürzte sie sich in die Flamme nach: Hygin CIV. vgl. CIII. CCXLI. Bei Ovid besitzt Laodamia ein solches Wachsbild schon da ihr Gatte noch lebend, aber auf dem Kriegszuge abwesend ist (Heroid. XIII, 151 sqq.): eine etwas nüchtern erfundene Vorbedeutung seines zukünftigen Scheinlebens. Z. 159 fgg. schwört sie bei seiner Rückkehr (wieder ein ominöses Wort), dass sie ihn, möge er nun umkommen oder am Leben bleiben, überall hin begleiten werde. In späteren Zeiten hat man die ganze Sage von der Wiederbelebung des Protesilaus dahin ausgedeutet, dass sich Laodamia nach seinem Tode ein ihm sehr ähnliches Bild von Holz habe machen lassen und dieses ihr sehr theuer gewesen sei: s. Tzetzes a. a. O. 770 fgg. Tzetzes selber lässt sie sich erstechen so wie sie seinen Tod vernommen (Z. 777 fgg.).

33) Bei Lucian sagt er zu Pluto: „Ich hoffe sie zu überreden dass sie mir hieher folge: so hast du in Kurzem statt eines Todten zwei.“

34) Hist. nat. XVI,88.

Da war der Jungfrau Else
Ihr Herz von Sorgen wund:
Das hörte der Ritter Herr Aage
Tief unter schwarzem Grund:
Da nahm der Ritter Herr Aage
Den Sarg auf seinen Rück,
Schwankte zu ihrem Kämmerlein,
Ihm selbst ein schwer Geschick.

Er klopft' an die Thür mit dem Sarge,
Weil er keine Haut hatt' an:
„Höre du, Jungfrau Else,
Thu auf deinem Bräutigam!"
Da sprach die Jungfrau Else:
„Ich schliess' meine Thür nicht auf
Bis du kannst Jesu Namen nennen,
Wie du gekonnt sonst auch."

„Jedesmal dass du dich freuest
Und dir dein Muth ist froh,
Da ist mein Sarg gefüllet
Mit Rosenblättern roth:
Jedesmal du bist voll Sorgen
Und dir ist schwer dein Muth,
Da ist mein Sarg gefüllet
Ganz mit geronnenem Blut.

Es kräht der Hahn der rothe,
Da will ich fort ins Grab:
Ins Grab müssen alle Todten,
Da folg' ich mit hinab.
Schaue du zu dem Himmel
Und zu den Sternlein auf:
Da kannst du schauen wie sachte
Die Nacht wird ziehen herauf."

Das war die Jungfrau Else:
Die schaute die Sternlein an;
Ins Grab versank der Todte:
Gar nimmer sie ihn sah.
Heim ging die Jungfrau Else,
Ihr Herz von Sorgen wund:
Darnach am Monatstage
Lag sie in schwarzem Grund.[35])

35) Wilh. Grimm, Altdän. Heldenl. S. 73. 74. Original in: Udvalgte danske Viser af Nyerup 1, 210—217.

Man muss die lückenhafte Erzählung so ergänzen, dass Else ihren Bräutigam zum Kirchhof begleitet hat, eben wie in der altschottischen Ballade von Wilhelms Geist Margarete ihrem Geliebten durch die lange Winternacht nachfolgt, bis er in Nebel verschwindet, weil der Tag dämmert und die Hähne krähen.

Es kam ein Geist vor Margrets Thür
  Mit Stöhnen und mit Schrein,
Er drehte und klopfte an ihrem Schloss:
  Sie rief ihm nicht herein.

„Ist das mein Vater Philipp?
  Oder ists mein Bruder Johann?
Oder ists mein Treulieb Wilhelm,
  Von Schottland kommen an?"

„'s ist nicht dein Vater Philipp,
  's ist nicht dein Bruder Johann:
Es ist dein Treulieb Wilhelm,
  Von Schottland kommen an.

O süss Margret, o lieb Margret,
  Ich fleh dich, sprich zu mir,
Gieb mir die Lieb' und Treu zurück,
  Die ich gegeben dir."

„Deine Lieb' und Treu bekommst du nicht,
  Die geb' ich nimmer hin,
Bis du in meine Kammer kommst,
  Mir küssest Wang' und Kinn."

„Käm' ich zu dir ins Kämmerlein,
  Ich bin kein irdscher Mann,
Und küsst' ich deinen rothen Mund,
  Dein Ende käm heran.

O süss Margret, o lieb Margret,
  Ich fleh dich, sprich zu mir,
Gieb mir die Lieb' und Treu zurück,
  Die ich gegeben dir."

„Deine Lieb' und Treu bekommst du nicht,
  Die geb' ich nimmer hin,
Bis du mich über den Kirchhof führst,
  Mich nimmst zur Ehgattin."

„In einem Kirchhof überm Meer
  Ist begraben mein Gebein:
Der jetzo zu dir spricht, Margret,
  Das ist mein Geist allein."

Sie streckte aus ihre weisse Hand
Und sprach ihm freundlich zu
„Nimm deine Lieb' und Treu zurück:
Gott schenke dir die Ruh!"

Sie schürzte die Kleider hoch empor
Bis nah an ihre Knie,
Und durch die lange Winternacht
Gieng hinter der Leiche sie.

„Wilhelm, ist Raum zu Haupte dir
Oder Raum zu den Füssen dein,
Oder ist an deiner Seite Raum,
Dass ich da mag schlüpfen ein?"

„Margret, kein Raum ist mir zu Haupt,
Kein Raum zu den Füssen mein,
Auch ist kein Raum zur Seite mir:
Ganz eng nur ist mein Schrein."

Da krähte der rothe rothe Hahn,
Da krähte der graue so hell.
„'s ist Zeit, 's ist Zeit, mein lieb Margret:
Nun geh von hinnen schnell!"

Nicht sprach er mehr zu Margaret:
Mit Stöhnen und mit Schrein
Schwand das Gespenst in Nebel hin
Und liess sie ganz allein.

„O bleib, mein einzig Treulieb, bleib!"
Rief Treu-Margret „o bleib!"
Ihre Wange erbleichte, ihr Auge brach,
Todt lag ihr holder Leib.[36])

Entsetzlicher als in dieser Ballade, wo sich der Todte gleich als solchen kund giebt, gestaltet es sich, wenn der dem Andern unbewusst gestorbene seinen Tod verhehlt und Leben lügt und mit der unheimlichen Freude des Wiedersehens so lange täuscht, bis er endlich als Bote des Todes da steht [Volkslieder aus der Bretagne S. 60 fgg. 235]. Einfach und noch tröstlich ist die Darstellung in einem kuhländischen Liede: in dem Augenblicke wo das Mädchen ihrem Geliebten die Hand reicht ist es

36) Percy, Reliques of ancient english poetry vol. III (Lond. a. Francf. 1791.) pg. 112—114. Herders freiere Uebersetzung ward zuerst in den Fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst gedruckt (Hamb. 1773.) S. 49. 50. Es soll noch eine altenglische Ballade ähnlichen Inhalts geben: s. Wilh. Grimm, Altdän. Heldenlieder S. 506. vgl. Wolff, Halle der Völker I, 30 (250). 45 (ib.).

um sie geschehen und der Tod hat seine Beute; aber es ist ein Segen für sie: nun kommt sie mit ihrem grünen Kränzlein in den Himmel.

Es gieng ein Knäblein sachte
Wohl an das Fensterlein:
„Schön Liebchen, bist du drinnen?
Steh auf und lass mich ein.“

„Ich kann mit dir wohl sprechen,
Einlassen darf ich dich nicht:
Bin schon mit einem versprochen,
Keinen andern mag ich nicht.“

„Mit dem du bist versprochen,
Schön Liebchen, der bin ich:
Reich mir dein schneeweiss Händlein,
Vielleicht erkennst du mich.“

„Du duftest mir ja nach Erde:
Vermeine, du bist der Tod.“
„Soll ich nicht duften nach Erde,
Wenn ich habe drunten gelegen?

Weck' auf deinen Vater und Mutter,
Weck' auf die Freunde dein:
Grün Kränzlein sollst du tragen
Bis in den Himmel hinein.“[37])

Göthens Braut von Corinth gewinnt dadurch an Eindringlichkeit, dass sie zugleich das gespenstische Nachleben des Heidenthums ausdrückt; aber der Hauptgedanke der Dichtung stellt sich nicht rein vor Augen: es ist nicht bloss das Gelübde was die beiden Verlobten zusammenführt, sondern auch der Vampyrismus, und in so fern erscheint der Bräutigam nur als zufälliges erstes Opfer.[38])

„Aber aus der schwer bedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;

37) Meinert I, 3.

38) Gerade wie in einer bekannten nordischen Sage bei Saxo Grammaticus (Hist. dan. lib. V. pg. 91 sq.) der verstorbene Asvit seinen Freund Asmund, der sich lebendig mit ihm hat begraben lassen, nächtlicher Weile anfällt, nicht etwa um den Freund sich nachzuziehen, sondern weil die gleichfalls mit begrabenen Thiere, Ross und Hund des Todten, bereits verzehrt sind und nun seiner vampyrischen Gefrässigkeit keine andere Beute mehr übrig bleibt.

Salz und Wasser kühlt
Nicht wo Jugend fühlt:
Ach die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieser Jüngling war mir erst versprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel stand.
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falsch Gelübd' euch band?
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört
Zu versagen ihrer Tochter Haud.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben
Noch zu suchen das vermisste Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut.
Ists um den geschehn,
Muss nach andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling, kannst nicht länger leben:
Du versiechest nun an diesem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben,
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh sie an genau:
Morgen bist du grau,
Und nur braun erscheinst du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du,
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Die Quelle aus welcher Goethen der Stoff zugeflossen ist, ein fragmentarischer Brief in Phlegons von Tralles Buch von wunderbaren Dingen Cap. I[39]), weiss nichts von einem früheren Verlöbniss der beiden Liebenden, Machates und Philinnion, und erzählt das Ganze nur als einen vampyrischen Spuk.

Aber in gänzlichem Widerspruch mit allen bisher aufgeführten Dichtungen steht das deutsche Lied vom Reitersmann der

39) Joh. Meursii Opp. ed. Joh. Lamii vol. VII. col. 80—84. Eine italiänische Sage in Lothars Sammlung (Volkssagen und Märchen der Deutschen und Ausländer S. 224. 225) stimmt mit Phlegon so buchstäblich überein, dass ihre Echtheit sehr verdächtig wird.

sein Grab in weiter Ferne verlässt, zur Geliebten reitet und sie heimführen will.

„Es stehn die Stern' am Himmel,
Es scheint der Mond so hell;
Die Todten reiten schnell.

Mach' auf, mein Schatz, dein Fenster,
Lass mich zu dir hinein:
Kann nicht lang bei dir sein.

Der Hahn der thät schon krähen,
Er singt uns an den Tag:
Nicht lang mehr bleiben mag.

Weit bin ich hergeritten;
Zweihundert Meilen weit
Muss ich noch reiten heut.

Herzallerliebste meine,
Komm setz dich auf mein Pferd:
Der Weg ist Reitens werth.

Dort drinn im Ungerlande
Hab' ich ein kleines Haus:
Da geht mein Weg hinaus.

Auf einer grünen Haide
Da ist mein Haus gebaut
Für mich und meine Braut.

Lass mich nicht lang mehr warten:
Komm, Schatz, zu mir heraus,
Weil fort geht unser Lauf.

Die Sternlein thun uns leuchten,
Es scheint der Mond so hell;
Die Todten reiten schnell."

„Wo willst mich denn hin führen?
Ach Gott! was hast gedacht
Wohl in der finstern Nacht?

Mit dir kann ich nicht reiten:
Dein Bettlein ist nicht breit,
Der Weg ist auch zu weit.

Allein leg du dich nieder:
Herzallerliebster, schlaf
Bis an den jüngsten Tag."[40])

Diesen leeren, Alles aufhebenden Schluss können wir, falls überhaupt das Ganze ein echtes altes Volkslied und nicht wie so manches im Wunderhorn bloss von den Herausgebern unterge-

40) Wunderhorn II, 19. 20.

schoben ist, unmöglich für den ursprünglichen halten: dieser muss gewesen sein wie in allen entsprechenden Dichtungen. Darauf führt auch die Art in welcher hie und da ein Bruchstück eines gewiss nah verwandten andern Liedes vorkommt. In einem niederländischen Blaubartsmärchen singt der Herr der die Jungfrau nach seinem Schloss d. h. dem Tode entgegen führt:

„Der Mond scheint so hell,
Meine Pferde laufen so schnell:
Süss Lieb, reut dichs auch nicht?"[41])

Und bei einer gleich bedeutsamen Gelegenheit lässt Hippel dieselben Zeilen singen: «Am Heck sang ein Bauermädchen ein bekanntes Volkslied in gleich bekannter Melodie, indem sie das Heck öffnete:

„Der Mond scheint hell,
Der Tod reitt schnell:
Feins Liebchen, graut dir auch?"[42])

Die ehemalige weite Verbreitung dieses nun verschollenen Liedes beweist die Wiederkehr ganz ähnlicher fragmentarischer Zeilen in Dännemark und Norwegen:

„Der Mond scheint,
Der todte Mann greint:
Wird dir nicht bange?"[43])

Eben diess Lied und namentlich eben diese Verse sind es nun die im Sommer des Jahres 1773 Gottfr. Aug. Bürgern angeregt haben die Lenore zu dichten. Es wird aus seinem Munde erzählt, er habe eines Abends bei Mondschein ein Bauermädchen singen hören:

„Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Feins Liebchen, graut dir nicht?"[44])

wie es in der Lenore heisst

„Herzliebchen, komm! der Mond scheint hell;
Wir und die Todten reiten schnell" —

---

41) Märchen d. Br. Grimm III, 77. [vgl. Müllenhoffs Sagen 164. Gudrunar hvöt 18. 19.]

42) Lebensläufe in aufsteig. Linie III (Berl. Ausg. v. 1828), 215.

43) Gräters Idunna u. Hermode 1812. S. 60.

44) Bürgers Leben v. Althof in Bürgers Sämmtl. Werken Th. V. (Gött. 1829) S. 204.

und

„Graut Liebchen auch? Der Mond scheint hell;
Hurrah! die Todten reiten schnell.
Graut Liebchen auch vor Todten?"

Die Briefe die Bürger selbst in Betreff der Lenore an seinen Freund Boie geschrieben bestätigen theils, theils ergänzen sie diese Nachricht. «Ich habe» heisst es im ersten derselben vom 19. April 1773, «eine herrliche Romanzengeschichte aus einer uralten Ballade aufgestört. Schade nur, dass ich an den Text der Ballade selbst nicht gelangen kann.» In zwei späteren (vom 18. und vom 20. September) wird jedoch eine vereinzelte Stelle daraus angeführt: «Graut Liebchen?» «Nein: ich bin ja bei dir;» wie nun in der Lenore

„Graut Liebchen auch vor Todten?"
„Ach nein! Doch lass die Todten!"

Und J. H. Voss, der Herausgeber dieses interessanten Briefwechsels, fügt den Bericht hinzu, die Dienstmagd welcher Bürger den Stoff verdankte (sie hiess Christine) habe aus dem alten Liede nur noch die beiden Zeilen

„Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten schnelle"

und einzelne Worte des Gesprächs gewusst: «Graut Liebchen auch?» «Wie sollte mir grauen? ich bin ja bei dir.»[45])

Wenn so vollgültigen Zeugnissen gegenüber die Herausgeber des Wunderhorns zu dem oben mitgetheilten Liede vom Reiters-

45) Morgenbl. f. 1809. No. 141. u. 245. Dazu kommt noch ein Zeugniss A. W. v. Schlegels. „Auch mir hat Bürger auf die Frage ob er kein älteres Lied vor Augen gehabt geantwortet, er habe einige Winke aus einem plattdeutschen Volksliede benutzt. Dieses Volkslied sei ihm aber nie vollständig vorgekommen: eine Freundinn habe ihm nach dunklen Erinnerungen davon erzählt. Nur wenige Zeilen die ihr etwa im Gedächtniss geblieben habe sie ihm vorsagen können, und unter diesen seien folgende gewesen:

Wo lise, wo lose
Rege hei den Ring!

Wie leise, wie lose regte er den Ring: als Wilhelm nämlich in der Nacht vor die Thür der Geliebten kommt. Diess Gespräch ist mir noch so erinnerlich, dass ich die Richtigkeit alles Obigen zuversichtlich verbürge:" Neuer deutscher Mercur 1797. S. 394, Vgl. bei Bürger

„Und horch! und horch! den Pfortenring
Ganz lose leise klinglingling!"

mann bemerken, Bürger habe diess ganze bei Nacht aus einem Nebenzimmer gehört, d. h. auf diesem Wege sei er zu Inhalt und Form seiner Ballade gelangt, so gewinnen sie damit nur, dass sich der Verdacht gegen die Echtheit ihres Liedes von neuem steigert.

Eben so unwahr und keiner weiteren Beachtung werth ist die selbstgefällige Meinung einiger englischen Kritiker, das Original zu Bürgers Ballade sei die oben übersetzte schottische oder die Anm. 36 angeführte altenglische gewesen[46]. Freilich war Bürgern Percys Balladensammlung lieb und werth und für sein Dichten förderlich; freilich ist in den alleräussersten Umrissen die Geschichte hier und dort die gleiche: innerhalb derselben kann jedoch kaum eine grössere Verschiedenheit stattfinden.

Ueberhaupt giebt es für die Lenore weder ein deutsches noch ein ausländisches Original: man darf nur von Gedichten reden die Bürgern eine ganz äusserliche Veranlassung, eine zufällige Anregung gewesen seien, die ihn auf eine passliche Gestaltung und Decoration seines Gedankens geleitet haben. Denn die Lenore hat einen durchaus andern, einen grausenhafteren und trostlosern Sinn als alle bisher aufgeführten Sagen und Märchen und, man kann es mit Zuversicht behaupten, als jenes norddeutsche Volkslied das zu ihr den ersten Anstoss gegeben. Nicht darum nimmt das trügerische Gespenst die Geliebte mit sich, um wenigstens im Tode die Vereinigung zu feiern die ihnen im Leben nicht vergönnt war, sondern es tritt als himmlischer Rächer auf um für Lenorens Frevel, für ihr verzweifelndes Hadern mit Gott ihr junges Leben hin zu opfern:

„Geduld! Geduld! Wenn 's Herz auch bricht,
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig:
Gott sei der Seele gnädig!"

Ja zuletzt ist es (und wir können nicht umhin diese Wendung als geschmacklos zu bezeichnen, sie vertauscht das Concrete gegen ein Abstractes, die Person gegen eine Personification), zuletzt ist es nicht einmal der Geliebte, sondern der Tod selbst, der sich in Wilhelms Leib nur gekleidet hat, der Tod in den dieser sich gleichsam verklärt:

46) Wilh. Grimm, Altdän. Lieder S. 506. Val. Schmidt, Balladen und Romanzen S. 18.

Ha sieh! ha sieh! im Augenblick —
Huhu! ein grässlich Wunder —
Des Reiters Koller Stück für Stück
Fiel ab wie mürber Zunder:
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf,
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

In neuester Zeit hat ein dramatischer Dichter[47]) den verdienstlichen Versuch gemacht die Lenore zu einer volks- und sagenmässigeren Gestalt zurückzuführen.

In den altdeutschen Blättern 1, S. 202—204 hat Hoffmann von Fallersleben noch folgende Nachträge zu der vorstehenden Abhandlung gegeben.

Zu Anm. 35. Die Geschichte von Aage und Else war überall im Norden einheimisch; ich füge hier das schwedische Volkslied bei.

Klein Christel und ihr Mutter die legten Gold auf die Bahr;
Klein Christel sie weint ihren Bräutigam aus dem Grab hervor.

Er klopft an die Thüre mit den Fingern klein:
‚Steh auf, klein Christel, und lass mich ein!'

„Mit keinem hab ich Verlöbnis gemacht
Und keinen lass ich ein bei Nacht."

‚Steh auf, klein Christel, den Riegel entschieb,
Ich bin der Jungknab, der dir einst war so lieb.'

Die Jungfrau erhebt sich, kommt eilig herfür,
Entschiebt den Riegel und öffnet die Thür.

Sie setzet ihn auf den goldenen Schrein,
Sie badet die Füss ihm im klarsten Wein.

Sie breiten die Polster wohl unter sich her,
Sie kosen so viel, sie schlafen nicht mehr.

Nun aber beginnen die Hähne zu krähn,
Die Todten sie müssen nun heime gehn.

Und die Jungfrau steht auf, beschuht sich alsbald,
Sie folget dem Jungknab durch den langen Wald.

Und als sie den Kirchhof haben erreicht,
Des Knaben Goldhaar plötzlich erbleicht.

---

47) Karl v. Holtei in seinem Singspiel Lenore, zuerst aufgeführt zu Berlin im J. 1828. [Ein früherer Versuch ist der von Kind: Schön-Ella. Leipzig 1825. Hoffmann.]

‚Und schau, schöne Jungfrau, wie der Mond da prangt!'
Und der Jungknab schnell vor ihr verschwand.

Da setzt sie sich nieder wohl auf sein Grab:
„Hier sitz ich bis Gott mich rufet ab."

Und Antwort gab der junge Knab:
‚Geh heim, klein Christel, geh heim, lass ab!

So manchmal dir hier eine Thrän' entquillt,
So wird mein Sarg mit Blut gefüllt.

So manchmal auf Erden dein Herz sich freut,
So wird mein Grab mit Rosen bestreut.'

Eine andere Uebersetzung in Mohnike, Volkslieder der Schweden. I. Band (Berlin 1830) S. 39. 40. Das Original in Svenska Folkvisor af Geijer och Afzelius. I, 29—31; ein anderer Text das. III, 204—206.

Zu S. 421 unten. Die Herausgeber des Wunderhorns erhielten das Lied zugeschickt, nach Arnims ausdrücklicher Versicherung, Heidelberg. Jahrbücher 1811. Intelligenzblatt no. 21, S. 162.

Zu Anm. 45. Ausser Schlegel liessen sich damahls auch noch andere glaubwürdige Stimmen vernehmen, die uns ein Zeugnis sein können für die deutsche Heimat der Lenorensage und dafür dass Bürger wenig aus der Volkssage und das Meiste aus sich schöpfte. Ein Ungenannter in der Neuen Berlinischen Monatschrift 1799, II. Band S. 389 fgg. entkräftet die Meinungen englischer Critiker, dass nämlich B. aus einer collection of old Ballads (London 1723) den Stoff zu seiner Lenore entlehnt habe, und berührt dann schliesslich die deutsche Volkssage (S. 393): „Hingegen ist es ausgemacht, dass in Niederdeutschland eine Legende dieser Art seit langen Jahren unter dem Volke circuliert hat. Der Schreiber dieser Zeilen, ein Universitätsfreund Bürgers, kann diess aus eigener Erfahrung bestätigen. Als er von Bürgern die Lenore noch in Handschrift zugeschickt erhielt, las er in Meklenburg sie einer gebildeten Frau, die eines Amtmanns Tochter aus dem Hannöverschen war, vor; sie erinnerte sich aus ihrer Jugend des Hauptinhalts derselben sehr deutlich, und namentlich der zwei Reimzeilen: *Der Mond scheint hell; die Todten reiten schnell.* Bürger selbst gestand, dass er aus den gehörten Fragmenten eines plattdeutschen Volksliedes die Veranlassung zu seiner Ballade erhalten hätte: aber wahrscheinlich, aus seinen Aeusserungen zu schliessen, hörte er nicht einmahl so viel davon, als doch noch davon zu hören ist. — Das Geschichtchen ist so alt, dass es sehr wohl weit und breit, und selbst nach England hin, kann herumgekommen sein. Es ist so alt, dass es aus seiner poetischen Form, die es gewiss ursprünglich hatte, jetzt im Munde des Volkes zu blosser Prosa aufgelöst ist, einige wenige Reime ausgenommen. — Herr Cordes berichtet, dass seine Stiefmutter, welche jetzt in ihrem 71sten Jahre zu Rheine im Bisthum Münster, fünf Meilen von Glandorf, lebt, ihm mehrmahls diess Geschichtchen erzählt und versichert hat, es in ihrer Jugend oft gehört zu haben. Auch in Glandorf ist es verschiedenen Personen bekannt, namentlich einem 75jährigen Manne. Der Gang der Erzählung ist folgender: Der Geliebte geht unter die Soldaten. Er wird getödtet und

erscheint Nachts an der Thür seiner Geliebten, wo er leise anklopft. Sie fragt, wer da sei? Dyn Lêf is dâr, lautet die Antwort. Sie geht hinaus, setzt sich hinter ihm aufs Pferd, und sie sprengen im schnellsten Galopp davon. Nun sagt der Geist genau mit den nämlichen Worten:

De Mônd de schynt so helle,
De Doden ryet so snelle.
Fyns Lêfken, gruwelt dy ôk?

Sie antwortet: Wat schol my gruweln! du büst ja by my! Endlich reitet er auf einen Kirchhof. Die Gräber öffnen sich; Pferd und Reiter werden verschlungen; das Mädchen bleibt zurück in Nacht und Finsternis. Sapperment! et schol ên wul gruweln! pflegt der Alte launig hinzuzusetzen."

Hffm.

Karl Friedrich Drollinger.

(Academische Festrede. Basel 1841. 40 Seiten in 8°.)

Es war am vierten des Brachmonats 1743, als mein erster Vorgänger in der deutschen Professur, Joh. Jac. Spreng, das neu-geschaffene Lehramt mit einer Trauerrede und Trauerode zum Gedächtniss des ein Jahr zuvor in Basel verstorbenen Dichters Karl Friedrich Drollinger feierlich eröffnete. Seitdem ist über die Welt, ist über Basel ein Jahrhundert dahin gegangen, und hat Grosses wie Kleines verwischt und ausgelöscht und umgestaltet. Die schöne den Baslern eigenthümliche Schrift, eine Erfindung von Joh. Jac. Spreng dem Vater, Schreibmeister am Gymnasium, wird eben jetzt von den Behörden wieder aberkannt; der Markgräfische Hof, der unter Drollingers Augen erbaut und Jahre lang von ihm als Badischem Archivar ist bewohnt worden, findet durch uns eine Bestimmung die mit der früheren wenig mehr gemein hat; die sechzig Gedichte Drollingers, die sechs Hunderte Sprengs sind von der höher gestiegenen Flut der jüngeren Litteratur an die Seite geschwemmt worden, und liegen versandet und vergessen da; beide Namen gehören schon seit langem nicht mehr dem lebendig vertrauten Umgang an, sondern sind, der eine für Deutschland, der andere für Basel, beinahe nur noch Eigenthum der litterarhistorischen Ueberlieferung.

Es hat sich aber, und wer möchte das tadeln? für die academische Feierlichkeit, die alljährlich an dieser Stätte sich wiederholt, fast zur Uebung erhoben, dass aus der Geschichte der Vaterstadt, des Vaterlandes bedeutende Persönlichkeiten oder Zustände dem Enkel vor Augen geführt werden, ihm zum Vorbild und zur

Ermuthigung, den Vätern zum Ruhm, der waltenden Vorsehung zum Danke. So möge denn auch mir, dem für dieses Jahr mit dem Rectorsamte die ehrende Aufgabe geworden ist die höchsten Behörden des Staates und seiner Schulen und alle die Bürger, welche durch Pflicht und Recht oder aus freier Liebe den Schulen befreundet sind, im Namen der Universität dankend zu begrüssen: es möge mir heut eben ein solcher Blick in Basels Vergangenheit gestattet sein, ein Blick auf das Leben und die dichterische Bedeutung jenes Karl Friedrich Drollinger.

Zwar entgeht mir nicht, und ich gestehe es gerne zu, dass diese Schilderung für mich um vieles schwieriger wird, als sie für meinen Vorgänger gewesen. Spreng hatte bei seiner Gedächtnissrede den grossen Vortheil persönlicher Bekanntschaft, ja der vertrautesten Befreundung mit dem Verstorbenen; er hatte den grossen Vortheil, dass auch in dem weiten Kreise seiner Zuhörer wohl Niemand sass, der Drollinger nicht gekannt, nicht geachtet hatte, und mehr als Einer der den Verlust des geliebten Freundes gleich dem Redner mit erneutem Schmerz betrauerte. Solcher gemüthlich fruchtbaren Bezüge muss ich entbehren: mir verbleibt nur die rein objective Betrachtung. Aber ich weiss nicht ob damit der 4. November 1841 wirklich im Nachtheil stehe gegen den 4. Juni 1743. Denn offenbar können wir heute gerechter, wir können unbefangener und wahrhafter sein: heute braucht kein Tadel aus Schonung verschwiegen zu werden; heute wird keine Freundesgunst das Lob übertreiben; heut ist der Eitelkeit des Redners kein Anlass gegeben den Freund und Meister nur deshalb so masslos zu rühmen, damit ein Theil des Ruhmes zurückfalle auf den Freund und Schüler; und was endlich das wichtigste ist, dem Urtheil des heutigen Tages kommt das ganze seit Drollinger verflossene Jahrhundert zu Gute: wir vermögen mit grösserer Sicherheit zu erkennen, welche historische Bedeutung dieser Dichter gehabt, welchen Platz in dem Stufengange der deutschen Litteratur er eingenommen, welche Vorfahren, welche Nachfolger er in demselben besessen habe; wir können auf Grund der Ereignisse und der Erfahrungen eines Jahrhunderts den Werth der hier in Rede stehenden Rechnungssätze genauer bestimmen, und so in dem Hausbuche der Baslerischen Culturgeschichte das Blatt, welches Drollinger betrifft, einer nochmaligen Ueberrechnung unterwerfen. Das Resultat aber einer solchen wird um

vieles günstiger, dem heimatlichen Stolze noch um vieles erfreulicher sein als alle lobpreisenden Ausrufungen Sprengs: denn so erst kann und wird sich ergeben, dass zu den Schriftstellern, welchen die deutsche Litteratur ihre letzte und höchste Erhebung verdankt, auch unser Drollinger, zu den Städten, welche in der litterarischen Geographie als Ausgangspuncte neuer Bewegungen und Umwälzungen zu nennen sind, auch unser Basel mit gehöre. So glaube ich für den heutigen Vortrag die Theilnahme Ihrer Vaterlandsliebe ansprechen zu dürfen, und hoffe und erbitte mir von dieser diejenige Nachsicht, deren ich, nicht gewohnt als öffentlicher Redner aufzutreten, im vollsten Maasse bedarf.

Karl Friedrich Drollinger war geboren zu Durlach am 26. Christmonats 1688, Sohn eines strengen, liebevollen, zärtlich geliebten Vaters, welcher damals das Amt eines Badischen Rechnungsrathes bekleidete. Bald nachher jedoch ward derselbe zum Burgvogte in der Herrschaft Badenweiler ernannt, und so geschah es, dass unser Drollinger, nachdem Erziehung und Unterricht im elterlichen Hause vollendet waren, im Jahre 1703 nach dem freundlich benachbarten Basel herüberzog um sich an hiesiger Universität nächst weiterer Betreibung derjenigen Wissenschaften, welche der philosophischen Facultät zugewiesen sind, namentlich dem Studium der Rechte zu widmen, letzterem unter väterlicher Leitung des Professors Joh. Jac. Battier. Die bescheidene Bedächtlichkeit, welche Drollinger durch sein ganzes Leben begleitete (sein Wahlspruch sei gewesen «Eile mit Bedacht!») liess ihn die Bewerbung um den Grad eines Licentiaten beider Recte bis zum Jahre 1710, freilich erst seinem 22. Lebensjahre, hinausschieben; er erlangte denselben mit rühmlicher Vertheidigung einer staatsrechtlichen Dissertation *de Praescriptionibus inter gentes.* Mit diesem Beschluss seiner academischen Studien war jedoch sein Aufenthalt in Basel nicht beschlossen: er sollte unsrer Stadt für immer erhalten werden: darin trafen die Wünsche seiner treu anhänglichen Liebe mit dem Willen seines Landesherrn zusammen, der ihm, zuerst als blossem Registrator, worauf aber bald die Namen höherer Rangstufen folgten, endlich der eines Hofrathes und geheimen Archivars, die Ueberwachung des Archivs und der übrigen Schätze des Baden-Durlachischen Hauses anvertraute, welche seit der Einäscherung Durlachs durch die Franzosen (1689) in dem Markgräfischen Hof zu Basel verwahrt wur-

den. Er pflegte dieses Amtes mit treuestem Diensteifer; getrieben und unterstützt von persönlicher Neigung für die Alterthümer der Sprache und der Kunst, insbesondre für die Numismatik, brachte er nach und nach das Archiv, die Bibliothek, die Münzsammlung, die Kunstkammer aus dem Zustande wüster Verwirrung, in welchem sie ihm übergeben worden, zur saubersten wohlthuendsten Ordnung und Uebersichtlichkeit, und veranlasste zuletzt noch den festen und prächtigen Neubau des Palastes, den wir noch heut als eine der schönsten Zierden unsrer Stadt und als nicht den unschönsten Theil unsers neuen Spitales betrachten. Und sonst auch fand er mehrfache Gelegenheit die Liebe zum Fürsten und zum Heimatlande zu bethätigen. So bei den Ansprüchen die Baden-Durlach auf einige Aemter in Würtembergischem Besitze machte; der Streit hatte schon lange Zeit unentschieden geschwebt: Drollingers staatsrechtliche und archivarische Gelehrsamkeit wendete ihn endlich zu Gunsten Badens.

Recht von Herzensgrunde aber war er doch der Stadt zugethan, hieng an der Stadt mit den tiefsten und zartesten Wurzeln seines Lebens fest, die seine Jugend gebildet hatte, und nun seine Mannesthätigkeit umschloss. Hier hatte er seine liebsten, zum Theil schon im Knaben- und Jünglingsalter gewonnenen Freunde, hier einen August Johann Buxtorf, Pfarrer zu St. Elisabethen, mit welchem seine poetischen Uebungen, einen Benedict Stähelin, Professor der Physik, mit welchem seine Liebhaberei für die Botanik, einen Joh. Rud. Huber, mit welchem als einem geschickten Maler seine kenntnissvolle Neigung zu den schönen Künsten ihn noch inniger verband; und auch ausserhalb dieses engern Kreises trat dem frommen, gelehrten, emsig thätigen, überall mit Rath und That behilflichen Manne eine Liebe und Verehrung entgegen, welche ihn vergessen liess, dass er von Geburt hier nicht zu Hause sei, welche ihm Zeugniss gab, dass er, der Fremde, dennoch in den Herzen Aller das Bürgerrecht geniesse. Die Gerichtshöfe trugen kein Bedenken ihn gelegentlich um Rathschläge und Gutachten anzugehen, und die Regierung freute sich bei etwanigen Misshelligkeiten mit dem Badischen Hofe jedesmal in Drollinger einen eben so wohlmeinenden als geschickten Vermittler zu finden. «Mehrentheils,» sagt Spreng, «mehrentheils pflegt man in den freien Städten, und also auch hier, die Fremden mit stolzen oder scheelen Augen anzusehen.

Ganz anderst ergieng es unserm Wolseligen. Kinder und Greisen, Reiche und Arme stunden vor Ihm auf. Jedermann wollte Ihn kennen, lesen und hören; Jedermann konnte auch zu diesem Glücke gelangen, und seiner Zuneigung versichert sein, der nur Künste, Tugend und unser Vaterland liebte. Kaum hatte ein solcher Dessen edles Herz geprüfet, so fand er Ihn, aus helvetischer Eigenliebe, auch würdig, ein Miteidsgenoss und ein nicht geringer Teil Basels zu sein. Dessen Ehre war allso unsere eigene und unsers Vaterlandes Ehre.» «Schwärlich geht die Afterrede und Tadelsucht irgendwo mehr im Schwange, als allhier; und schwärlich wird sich auch der Unschuldigste unter uns berühmen können, dass er von selbiger immerfort verschohnet geblieben. Gleichwol hat unser Drollinger, und vielleicht der einige Drollinger, diesen Ruhm mit Sich in das Grab genommen, dass Ihm nicht nur von seinen hiesigen Nebenbürgeren die Acht- und Dreyssig Jahre hindurch, die Er unter ihnen zugebracht, nichts Ungleiches nachgeredt worden, sondern auch, dass Keiner derselben jemals Dessen Namen anderst, als mit sonderbarer Achtung und Verehrung, angezogen.»

Deshalb mag man auch gerne glauben, was eben derselbe Redner von dem trauervollen Schrecken erzählt, der ganz Basel ergriffen habe, da am ersten Brachmonats 1742 ein plötzliches Dahinscheiden dem Leben Drollingers und seinen langjährigen Leiden am Halbkopfwehe, der schmerzlichen Frucht seines archivarischen Fleisses, ein Ende setzte. «So bald erfuhr kein Bürger diese betrübte Zeitung, dass er solche nicht in der Bestürzung Allen, die ihm vorkamen, und diese sie hinwiederum ihren Nachbarschaften kund machten. Allso flog das eilige Gerüchte von Hause zu Hause, von Strasse zu Strasse, dass von selbigem, und zugleich von Leide und von Klagen, inner wenigen Stunden die ganze Stadt erfüllet war. Dergleichen Exempel, wenn wir solche Fürsten und gekrönte Häubter nur ausnemen, deren Stand und Fall uns sehr nahe gehen muss, versichert in Basel noch von keinem Fremden jemals erhöret worden.»

So ward ihm sein längst gehegter, oft geäusserter Wunsch erfüllt: er fand die letzte Ruhestätte in seinem theuren Basel; «ein ganzes Volk,» heisst es bei Spreng, begleitete die Leiche, die Leiche seines «getreuen Rahtes und Bürgers;» Brüder und Bruderssöhne (Weib und Kind hinterliess er nicht) setzten ihm

einen Denkstein; und ein Jahr nach dem Begräbnisstage erneuerte die Antrittsrede des ersten öffentlichen Professors der deutschen Beredsamkeit und Poesie das trauernde Gedächtniss des Freundes und Lehrers, des Begründers der deutschen Gesellschaft in Basel, «des helvetischen Opitz.»

Diese Seite Drollingers, sein litterarisches Leben und Streben, ist uns jetzo noch übrig insbesondere zu schildern. Um ihn jedoch von dieser Seite, ihn inmitten seiner Zeitgenossen, recht ins Auge fassen und beurtheilen zu können, müssen wir uns fürs erste auf einen weiter zurückgelegenen Standpunct begeben, und von da aus nach und nach wieder heranzutreten suchen.

Bekanntlich ist der sogenannte Vater der deutschen, d. h. der neueren deutschen Poesie Martin Opitz, ein Schlesier. In der That bezeichnet auch sein Name und bildet seine Zeit, das zweite Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts, eine Hauptepoche der deutschen Litteraturgeschichte: denn in ihr ward zu dem stolzen Gebäude, dessen Aufführung unsre Väter mit angeschaut haben, der erste Grund gelegt. Das sechzehnte Jahrhundert hatte wohl die Sprache festgestellt, aber nicht die Litteratur: dazu war diese Sprache noch zu jung, die barbarische Verwirrung des abtretenden Mittelalters noch zu nah, der Einfluss der neugewonnenen Lateingelehrsamkeit noch zu wenig in die gebührenden Schranken zurückgewiesen, noch zu schroff der Zwiespalt zwischen der Poesie der Gelehrten und der Poesie des Volkes. Opitz war es, der in Gemeinschaft theilweis noch begabterer Freunde zuerst in dieses Chaos Maass und Ordnung brachte, und die gährenden Elemente hier sonderte, dort verknüpfte. Maass und Ordnung, das war sein grosses, aber auch sein einziges Verdienst: er wusste der Aufgabe, die der neuen Litteratur gestellt war, nur noch von Seiten der Form beizukommen; wie denn auch das hervortretendste Ergebniss seiner Thätigkeit eine Umwälzung der Metrik war, diejenige Art der Verskunst, welche noch heute gilt. In die Tiefen aber des Inhaltes, des Stoffes, der Gesinnung griff er nicht. Arm an eigener Kraft und Fülle, wie er war, bedurfte er einer Anlehnung für die neugeschaffene Kunst; er suchte sie nicht in dem Volke der Heimat: denn diesem war er als Gelehrter entfremdet; er suchte sie im Auslande, in der antiken Litteratur, in der französischen, in der niederländischen. Daher die Pedanterei welche auch an den empfundensten Liedern der

besten Dichter jener Zeit wie ein böser Mehlthau hängt, und selbst ihrem religiös-sittlichen Ernste gewöhnlich etwas Schiefes giebt; daher die Nüchternheit, welche die Empfindung überhaupt selten aufkommen lässt, und sich lieber begnügt mit kühlen Reflexionen. Und dennoch konnte diese Poesie die des Volkes erdrücken; dennoch ward der Gegensatz, der zwischen Gelehrsamkeit und Volksmässigkeit bis dahin bestanden hatte, nunmehr so gelöst, dass der lebendige Gesang des Volkes, der alles besass was zum Dichten erforderlich ist, nur keine Form, bis nah ans Verschwinden zurückgedrängt wurde, und an seine Stelle als einzig anerkannte Herrinn die Poesie der Schreibenden und Lesenden trat. Aber diese hatte das Uebergewicht formeller Ausbildung. Ein historischer Wink, für jeden welcher meint, die Form sei Nebensache und wolle eben nicht viel bedeuten.

So besass nun Deutschland eine Poesie worin der religiöse Sittenernst der Reformationszeit, die Eleganz der Franzosen, die Sauberkeit der Niederländer und die rhetorische Kunst des griechisch-römischen Alterthums eine seltene Verbindung feierten. Indessen waren all diese Eigenschaften doch mehr nur Aeusserlichkeiten oder Negativitäten, und bald musste sich ein Verlangen regen nach Ausfüllung derselben, nach sinnlicher Belebung, nach positiver Anschaulichkeit. Ein richtiges, natürliches, nothwendiges Verlangen: aber auch dabei wiederum griff man fehl, und verlor sich, indem man die künstlerischen Mängel der Opitzischen Dichterschule beseitigen wollte, auf die bejammernswertheste Art gleich weit von Kunst und Sitte. Das Schellengeklingel abenteuerlicher Worte und Reime, womit die sogenannten Pegnitzschäfer den Glanz und Klang der Natur in die Poesie überzutragen suchten, war noch die geringste Verirrung: Andre, an ihrer Spitze Hofmann von Hofmannswaldau, wälzten sich ohne Ekel zu empfinden und ohne Ekel zu erregen in allem Wuste der Fleischlichkeit, weil sie in ihr die vermisste Sinnlichkeit zu finden glaubten; Wollust und Grausamkeit, die gern mit einander gehen, herrschten im Roman und auf der Schaubühne: Neronische Charactere wurden da mit Vorliebe behandelt, in einem Stile der seinen Ursprung theils aus den Tragödien Senecas, theils aus den üppigen Liedern und Schäferspielen der Italiäner genommen hatte. Der Ernst, die sprachliche und sittliche Reinheit Opitzens und seiner Genossen waren dahin; nur die Pedanterie, der alte Erb-

fehler der gelehrten Deutschen, blieb bestehen, so unvereinbar auch gerade sie mit allen Uebrigen scheinen möchte.

Dieser schmähliche Umsturz erklärt sich, sobald man beachtet, zu welcher Zeit er sich ereignete. Er begann mit Beendigung des dreissigjährigen Krieges. So lange der Krieg noch währte, blieben die üblen Wirkungen mehr auf der Oberfläche: den inneren Lebenskern des Volkes erreichten sie kaum: den hatten jetzt noch edlere Leidenschaften inne, religiöse Begeisterung, Vaterlandsliebe, Fremdenhass, männliche Kriegslust. Deshalb war die Zeit des Krieges zugleich auch die Blütezeit der Opitzischen Schule, und deren Hauptstätten lagen gerade in denjenigen Ländern, die von Mord und Brand am schwersten heimgesucht wurden, in den nordöstlichen Provinzen Deutschlands. Als aber der Friede kam und mit dem Frieden die Demüthigung und Zersplitterung des Reiches, da erst kam auch die moralische Entnervung, und die fremden Heere aller Himmelsgegenden liessen auf dem verödeten Schauplatze ihrer Beutelust die Seuche jeglicher Verworfenheit zurück.

Indessen jeder Rausch nimmt zuletzt ein Ende, und auf den Taumel folgt die Ernüchterung, anfänglich zwar kein Gefühl der angenehmsten Art. So stellte sich mit Ablauf des Jahrhunderts auch in der deutschen Litteratur die ekle Abspannung ein, bei aller Vielschreiberei eine matte, gemüthlose, gesinnungslose Verdrossenheit, und es gab, wie unter ähnlichen Umständen heut zu Tage, auch damals schon eine blasierte Salonslitteratur und der deutschlandsmüden und europamüden Schriftsteller genug. Es konnte nicht fehlen, die deutsche Litteratur hätte an und in sich selbst ersterben, das unterwühlte Fundament des Opitzischen Zeitalters wiederum brechen und sinken müssen, wenn nicht Gott, sichtlich einschreitend, sich erbarmt und mitten in dem wüstesten Elende Quellen der Rettung geöffnet hätte. Aber er erweckte, nachdem die Theologie des siebenzehnten Jahrhunderts zu dogmatisch und polemisch, eben auch zu formell gewesen war um lebendig ins Leben einzugreifen, in Spener und dem Pietismus die practischere Glaubensinnigkeit; er stellte ihr, als Ferment neuer Läuterung und Belebung auch des wissenschaftlichen Geistes, in Leibnitz und Wolff die Philosophie zur Seite. Der Philosophie und dem Pietismus, dem Trieb und Anstoss ihres langsamen, mannigfach erschwerten, aber um so tieferen Wirkens,

schuldet unsre Litteratur die Wiederherstellung dessen, was schon Opitz inne gehabt, und die Hinzuerwerbung derjenigen Güter, die ihm noch gefehlt hatten: ihnen den erneuerten Ernst in Sitte und Religion, und nun endlich zu der Form auch den Inhalt und das Wesen.

Die ersten entscheidenden Merkmale des neuen Um- und Aufschwunges zeigten sich, während noch Günther, der verlorene Sohn eines harten Vaters, wie ein schöner Morgenstern vom Himmel herabsinken musste um seine und seines Zeitalters Sünden zu büssen: die ersten Merkmale des Aufschwunges zeigten sich unmittelbar nach einander an zwei Puncten, die, gleich Polen entgegengesetzt, der eine nördlich, der andere südlich, am äussersten Rande des deutschen Sprachgebietes liegen, zuerst in Hamburg, dann in der Schweiz; in Hamburg, wo die übeln Angewöhnungen einer schon länger dauernden litterarischen Thätigkeit hemmend in den Weg traten, mit geringerm Gewicht: mit stärkerem, nachdrücklicherem in der Schweiz, die seit der Reformationszeit beinahe gänzlich gefeiert hatte, und deshalb nun mit gleichsam ausgeruhten Kräften ans Werk gieng. An beiden Orten war die Bewegung, so erheischten es die Umstände, zugleich practisch und theoretisch: an beiden Orten Poesie in neuem Sinne, neuem Geiste, und neben den Schöpfungen der Kunst zugleich auch die Kritik: aber der südliche Dichter überflügelte den nördlichen, und während die Kritik des Nordens sich noch begnügte mit Epigrammenpolemik, machte die des Südens zu ihrem Zwecke schon die Herstellung einer positiven Kunstlehre. Die Hamburgischen Namen sind Brockes und Wernike: Wernike, der zuerst entschieden, scharf, ohne Scheu dem Unwesen der Poesie mit Epigrammen verneinend entgegentrat; Brockes ein beschreibender Dichter von maassloser Fruchtbarkeit, mit seiner teleologischen Auffassung der Natur, seiner pedantischen Pünctlichkeit in der Registrirung aller Einzelheiten zwar für uns bald langweilig, bald lächerlich, den Zeitgenossen aber und ihrer Förderung durch die sinnliche und doch ehrbare Gegenständlichkeit deren er sich befliss von grossem Werth und Nutzen. Das Schweizerische Gegenbild zu Brockes ist Albrecht von Haller, aber ein eben so viel grösseres Gegenbild, als ein Landschaftsgemälde den Vorzug verdient vor einem Küchenstück, und metaphysische Betrachtungen über die Ewigkeit den Vorzug vor einer weitläuftig gereimten

Auseinandersetzung des Nutzens, welchen die Gewächse eines Mistbeetes für unsre fünf Sinne haben. Wie neben Brockes Wernike, stunden in der Schweiz neben Haller als Vertreter und Träger der Kritik die beiden Züricher Joh. Jac. Bodmer und Joh. Jac. Breitinger. Wenn schon diese auch bei ihnen sich gern in polemischer Form geltend machte, wie denn ihr Streit mit Gottsched, dem anmaasslichen Wortführer der principlosen Poesie und Poetik, zu den besprochensten Begebenheiten unsrer Litteraturgeschichte gehört: so hatte sie doch hier dem Wesentlichen nach eine entschiedene Richtung in das Positiv-theoretische. Frei von ausländischen Einflüssen waren allerdings auch sie noch nicht, und auch sie nicht frei von mancherlei Fehlern und Missgriffen. Aber während die norddeutschen Dichter dieser Uebergangsepoche es noch vorzogen, ihren Geschmack an der französischen Litteratur zu berichtigen, und Canitz z. B. ziemlich abhängig erscheint von Boileau, Hagedorn von La Fontaine, suchten die Kritiker von Zürich, mit dem Dichter von Bern darin übereinstimmend, ihre Muster und Beweisstellen lieber bei den tief-ernsten Engländern, bei Milton und Pope, und die Lehren des Aristoteles galten ihnen bereits mehr, als wie Boileau die Poetik des Horaz in sein Französisch umgegossen hatte. Von Aristoteles hatten sie namentlich den Grundsatz, das Wesen der Kunst, auch das der Dichtkunst beruhe in Nachahmung der Natur: das Ungenügende dieses Satzes, das Bedenkliche seiner Consequenzen leuchtete ihnen nicht ein, obschon eine zweite, ihnen eben so wichtige, an sich noch um vieles schiefere Lehre durch die Schwierigkeit ihrer Vereinbarung sie hätte stutzig machen sollen, die Lehre nämlich, dass der Zweck der Dichtkunst Erleuchtung des Verstandes und Besserung des Willens sei. Der nachahmenden Natürlichkeit wegen und wegen der darauf beruhenden Forderung der Einfachheit sagten sie sich allmählich vom Gebrauche des Reimes los, dieses altgewohnten characteristischen Schmuckes der modernen Poesie, und empfahlen durch Lehre und Beispiel die reimlosen Formen Englands und des griechisch-römischen Alterthums; und wiederum ihretwegen stellten sie unter allen Gattungen der Poesie das Epos obenan, als die einfachste schmuckloseste Nachahmung der Wirklichkeit; von besonderem Werth aber war ihnen die Fabel, weil ja hier neben dem epischen Elemente noch ganz unzweifelhaft die moralische

und verständige Belehrung vorkommt. Hierin war ihnen Aristoteles keine Autorität mehr, der wie billig die krönende Vollendung der Kunst des Wortes im Drama erblickt; hierin galt ihnen auch die historische Erfahrung nichts, und eben so wenig die auf der Erfahrung beruhende Divination: sonst hätte ihnen auffallen müssen, dass weder Opitz, ihr wegen seiner Reinheit und Lehrhaftigkeit so hoch empfohlener Opitz, weder er noch einer der Seinigen sich auf das Epos eingelassen, dass sie dagegen mit Vorliebe sich dem Drama zugewendet hatten; sonst hätte ihnen vielleicht auch vorgeahnt, was die Folgezeit bethätigen sollte, dass vor der neueren Litteratur als ihr Ziel, als ihre characteristische Aufgabe nächst der Prosa das Drama liege, nachdem das Epos mit der Poesie des Volkes längst schon dahingeschwunden ist.

Also die Kunsttheorie der Zürcher auch nicht frei von Fehlern und Missgriffen: indess schon ihr blosses Vorhandensein war der gröste, der fruchtbarste Gewinn. Bis dahin hatte Deutschland nichts der Art besessen: denn so reich auch das siebzehnte Jahrhundert, Martin Opitz voran, und ebenso der Beginn des achtzehnten an Lehrbüchern der Poesie gewesen, von Kritik, von wahrer Theorie zeigte sich in all diesen keine Spur: sie giengen nur auf Aeusserlichkeiten der Form, waren die Wirkung und zugleich die immer wieder erneute Ursache des oberflächlichen, bloss formellen Treibens jener Dichterschulen. Jetzt dagegen ward, und jetzt zuerst mit wahrhaft wissenschaftlicher Behandlung solcher Gegenstände, auf Inhalt gedrungen, auf eine Fülle des Stoffes, entnommen aus geistiger oder sinnlicher Wirklichkeit, auf eine Darstellung die einfach, natürlich, dem Stoffe angemessen wäre. Auch das Moralprincip der neuen Kritiker war in seinen Wirkungen nur ein Segen für die Litteratur: unter anderen Umständen, als damals walteten, hätten sie es vielleicht selbst nie aufgestellt: damals aber galt es die strengste Reaction gegen die Sittenlosigkeit, und man konnte sich des Erfolges dann nur sicher glauben, wenn man einstweilen nicht ABC sagte, sondern BCA, nicht das Schöne zuerst und dann als nothwendig mit darein begriffen das Gute und das Wahre forderte, sondern zuerst das Gute, dann das Wahre, dann auch das Schöne.

Was aber ganz besonders das Auftreten dieser Männer zu einem historischen Wendepuncte macht, ist das enge genealogische Verhältniss ihres Strebens und Treibens zu den nächstfolgenden

Haupterscheinungen und Hauptpersönlichkeiten der deutschen Litteratur. Denn wenn der Glaube an einen Gott im Himmel und eine Tugend auf Erden nun in Klopstocks Munde die Worte rauschender Begeisterung fand; wenn Wieland seine jungen Flügel an ehrwürdigen Geschichten des biblischen Alterthums übte; wenn Lessing kam um das Schwert der Kritik neu geglättet und geschärft zu erheben, um den Deutschen endlich eine Prosa zu schenken, endlich eine Schaubühne zu erbauen; wenn diese drei, jeder in eigenthümlicher Richtung, Klopstock als lyrisches Gemüth, Wieland als epische Phantasie, Lessing als didactischer Verstand, den Kreis der deutschen Litteratur siegreich in alle Fernen dehnten: so hatte jeder von ihnen mehr oder minder unmittelbar, zum Theil sogar durch persönliche Einwirkung, die erste Lehre, die erste Erweckung von den schweizerischen Kritikern empfangen; so hatten diese zuerst die Bahn gebrochen, diese in der Poesie Glauben und Sitte wiederum zu Ehren gebracht, diese den Epiker Englands als höchstes Muster hingestellt, diese zuerst für Dinge der Litteratur die Waffe wissenschaftlicher Erörterung geschmiedet. Das sollte die Schweiz, das sollte Deutschland nicht vergessen. Mit gerechter Freude blicken wir darauf hin, wie unsre Litteratur, die älteste der ganzen nachrömischen Welt, zugleich auch die jüngste derselben ist; wie ihre Anfänge um Jahrhunderte, um ein Jahrtausend weiter zurückreichen als die Anfänge der italiänischen und der spanischen, der englischen und der französischen Litteratur; wie sie noch einmal ein goldenes Zeitalter hat feiern dürfen, nachdem das goldene Zeitalter der italiänischen und der spanischen, der englischen und der französischen Litteratur längst schon verrauscht gewesen; wie also wenigstens auf dem Gebiete des geistigen Lebens das germanische Volk diejenige Stellung einnimmt, die ihm inmitten der germanisierten Welt gebührt. Mit Stolz und Freude blicken wir darauf hin: gedenken wir aber auch derer, welche mit wehrhafter Hand die Pforten dieser letzten Herrlichkeit geöffnet haben. Das Jahr 1840 ist durch mehr als ein Jubelfest bezeichnet worden: die ganze Nation hat ein neues Jahrhundert der Buchdruckerkunst, das preussische Volk die gleichmässig durch Jahrhunderte getrennten Regierungsanfänge dreier Fürsten gefeiert: dass aber im Jahre 1740 die schweizerischen Kritiker ihre entscheidendsten Schritte vorwärts thaten, dass in jenem Jahre das

goldene Alter unsrer Litteratur mit kühner Plötzlichkeit hervorsprang in die Weltgeschichte, diese säculare Erinnerung ist uns, sogar uns hier in der Schweiz, sogar den Zürchern entgangen. Noch aber darf es auch heute nicht zu spät sein sie aufzufrischen: nennen wir heute denn mit Dank und Ehren die Namen jener Ahnen; und auch Drollinger sei mit genannt: denn er stand mit in der Reihe der Vorkämpfer, und es soll sein Schade nicht sein, dass er beim Sturme der Königsburg in der Bresche schon gesunken ist.

Jetzt lassen Sie uns das Streben und die Leistungen dieses einen, uns zunächst angehörigen Mannes zum Gegenstande besonderer Betrachtung machen: jetzt, da wir den Boden kennen gelernt haben in welchem er wurzelte, die Luft in welche er hineinwuchs, vermögen wir es mit grösserer Sicherheit.

Was sich schon vermuthen liesse, wird von Spreng ausdrücklich berichtet: in den Anfängen seiner Poesie hatte sich Drollinger auch noch an die Dichter der bösen Zeit gehalten, an Hofmannswaldau und an Lohenstein, den neronischen Tragiker des siebenzehnten Jahrhunderts; erst da er durch seinen Freund, den Professor der Rechte Nic. Bernoulli, mit Bessers Schriften bekannt geworden, wandte er sich grundsätzlich von Jenen ab, und suchte von Besser und Canitz zu lernen was von ihnen zu lernen war. Er wandte sich grundsätzlich ab: er vernichtete all seine Jugendversuche, er eiferte nun selbst gegen die sittenlosen und, wie auch er sie nennt, die verstiegenen Poeten: gleichwohl sind die Nachwirkungen der ersten Schule wenigstens im Stil auch der späteren Gedichte noch immer wohl bemerkbar: dieser ist keineswegs gänzlich frei von einer gesuchten Ungewöhnlichkeit, von einer zu hoch angeschwellten Anschauungs- und Ausdrucksweise: Fehlern die Lohensteins Namen sprichwörtlich gemacht haben. Viel weniger merklich ist Bessers Einfluss, wenn gleich Spreng einen solchen namentlich behauptet; jedenfalls war er bloss negativer Art: was hätte sich auch ein Drollinger Positives von diesem Dichter aneignen können, der doch nur ein andrer Hofmannswaldau war, freilich abgemattet und aus der schwülen Studierstube versetzt in die kühle Zugluft des Hofes; dem sein Herausgeber alles Ernstes und ganz der Wahrheit gemäss nachrühmen durfte, er habe «in seinen Versen so gewöhnliche und natürliche Redens-Arten gebrauchet, dass sie in ungebundener Rede weder natürlicher noch eigentlicher sein können,

ja der Poesie sich zu keinem andern Zwecke beflissen, denn nur dadurch zu einer desto geschicktern Schreibens-Art in ungebundener Rede zu gelangen.» Etwas andres vielmehr ist es, was noch vom frühern Geschlecht und von der älteren Mitwelt her an Drollinger hängt, während er auch darüber selbst schon spottet: ich meine die Gelegenheitspoesie, die dienstwillige Verherrlichung von Alltagsereignissen in leeren oder gar unwahrhaften Phrasen.

„Ists möglich, dass ihr eüre Leyer
Bey einer ieden Kirchweih trillt?
Ists möglich, dass von solchem Feüer
Eüch nur die kleinste Ader schwillt?
Crispinus freiht: Glück zu dem Orden!
Susanna starb: Genad ihr Gott!
Johannes ist Magister worden:
Ich wünsch ihm bald Verdienst und Brot.
Da habt ihrs. Bei so schlechten Wundern
Fällt wahrlich mir nichts bessers ein.
Soll etwas meinen Geist ermuntern,
So muss es etwas grössers seyn.“

So Drollinger selbst: und von ihm selbst giebt es mehr als ein Leichen- und Gratulationsgedicht von viel weiter ausgedehntem Inhalte als bloss so einfachen Glücks- und Abschiedswünschen.

Erörtern wir jedoch statt solcher Rückstände des Alten lieber was unverkümmert neu an ihm ist, worin er sich entschieden als Mitbegründer eines neuen Lebens zeigt, seinen Antheil an der vorher geschilderten Umwälzung und Hebung der Litteratur.

Seine Stellung in dieser wird am richtigsten bezeichnet sein, und es ergiebt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung seiner äusseren Lebensverhältnisse und seines litterarischen Wirkens, wenn man ihn, der von Geburt kein Schweizer, und doch in der Schweiz, in einer Grenzstadt derselben eingewohnt war, als ein Mittelglied auffasst zwischen Deutschland und der Schweiz, zwischen der Hamburgischen Polemik und der Zürcherischen Kritik, als ein Mittelglied zwischen Brockes und Haller, jedoch so, dass er letzterem um ein gutes Theil näher zu stehen kommt. Er war ein Wiederklang von Brockes, aber verschönt und vergeistigt; von Haller ein starker Vorklang, dessen Herold, man könnte sagen ein Haller vor Haller.

Mit dem Hamburger Dichter gemein hat der Baslerische, ein eifriger und gelehrter Blumenliebhaber, die Freude an de-

taillierter Naturschilderung zum Lobe Gottes, der auch für die irdische Glückseligkeit seiner Menschen so mild und weise gesorgt habe: aber er wagt sich, wie bei sonst verschiedener Tendenz nach und mit ihm Haller, schon an die grösseren Anschauungen mehr umfassender Landschaftsgemälde; und wie er den Bedürfnissen und der Lust der niederen Sinne keinen so freien Spielraum vergönnt als Brockes, und der Natur lieber bloss das Gesicht und das Gehör entgegenträgt als auch den Geruch und den Geschmack: so sucht und findet er auch in den Bildern der Natur häufig schon erhabnere Bezüge als bloss die der gemeinen Nützlichkeit. Von der Spielerei mit mahlerisch klingenden Worten, die bei Brockes gar nicht selten ist, und diesen Dichter rückwärts an die Pegnitzschäfer anknüpft, von der Beleidigung der Kunst durch solche Nachahmung der Natur ist Drollinger gänzlich frei.

Aber nicht bloss in seinem Anschlusse an Brockes zeigt sich Drollinger mit dem älteren, norddeutschen Theile der litterarischen Bewegung verbunden. Schon vorher ist bemerkt worden, dass da zu Lande das einmal rege gewordene Bedürfniss nach Läuterung des Kunstgeschmackes vorzüglich bei den Franzosen Trost gesucht habe, bei deren Dichtern, deren Theoretikern, namentlich bei Boileau: das Beispiel der Höfe und zahlreiche Colonien französischer Flüchtlinge wiesen von dort aus nach Frankreich hin als dem Mutterlande aller feineren Bildung in Kunst und Sitte. Der gleiche Zug tritt uns, jedoch schon in gebührend untergeordnetem Maasse, auch bei Drollinger entgegen, insofern auch dieser einige Stücke von Boileau und La Motte ins Deutsche übertragen hat: aber nur einige wenige, und dem Lobe das er der correcten Eleganz Boileaus und den Verdiensten zollt welche sich derselbe als Nachfolger Horazens um die Poetik erworben habe, ist bereits ein schalkhafter Spott beigemischt. «Wie oft» schliesst eine grössere dem Lobe Boileaus gewidmete Stelle in dem poetischen Sendschreiben an Spreng,

„Wie oft nicht hat er uns beschämt,
Nur, weil er jenes Kunstgewebe
Mit Frankreichs Spitzen neü verbrämt!“

Bedeutender, selbstkräftiger, mehr mit ganzem Herzen bei der Sache ist Drollinger da, wo er die Schweizerische Seite der neuen Bewegung vertritt, wo er ein Vorläufer Hallers ist und

ein Verbündeter der Kritiker von Zürich. Auf dieser Seite liegen vor allem seine drei Oden Lob der Gottheit, über die Unsterblichkeit der Seele und über die göttliche Fürsehung: Stoffe zugleich religiöser und metaphysischer Natur, wie sie durch Leibnitz und Wolff, besonders durch des ersteren Theodicee, Lieblingsgegenstände des damaligen Denkens geworden waren, dergleichen auch Haller, der fromme philosophische Naturforscher und Dichter, mit characteristischer Vorliebe wählte. Aber Drollinger war darin selbständig, von Haller unabhängig; so mannigfach auch die Wärme dieser Dichtungen, die sich oft bis zu loderndem Feuer erhebt, und die von aller Begeisterung nirgend gestörte Folgerichtigkeit des logischen Zusammenhanges an Hallers lehrhafte Poesie erinnern mögen: so hat doch beide nur der gleiche Strom getränkt, die gleiche himmelher brausende Lebensluft berührt, und der Zeit nach Drollingern früher als Haller; wie Spreng bezeugt, «selbiger sang später, obschon Er der Welt durch frühern Druck bekannt worden.»

Auf demselben Gebiete, innerhalb derselben Art von Lyrik bewegte sich Drollinger auch mit seinen Verdeutschungen einiger Psalmen, obwohl ihm nicht entgieng, dass er damit noch der Ungewohnheit und dem Widerwillen mancher Zeitgenossen verletzend entgegentrat; wie es denn in dem schon erwähnten Sendschreiben heisst:

„Noch Eines muss ich Dir gestehn;
Ich weiss nicht, darf ichs wol entdecken;
(Die kluge Welt wird sehr erschrecken:)
Ich finde Davids Psalmen schön. —
Man sprach: Ein Psalm ist keine Sache.
Da fuhr ich aus: Du arme Rott,
Du rühmst dich doch der Göttersprache,
So singe, kannst dus, auch von GOtt.
Umsonst! du kreüchst in deiner Pfütze.
Wer zu dem nidern Schlamm verbannt,
Der steigt nicht bis ans Reich der Blitze,
Wo David seinen Donner fand."

Bestrebungen britischer Philosophen, welche neben der neuen Metaphysik Deutschlands, nicht gerade in freundlicher Verschwisterung einhergiengen, hatten die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf jenes Volk hingewendet, und so eine vertrautere Bekanntschaft auch mit dessen anderweitigem Leben und Treiben in Wissenschaft und Kunst eingeleitet: diese aber einmal eingeleitet,

musste sich bei dem Sinne der jezt in Deutschland erweckt war, und bei dem tief gehenden Einklange deutscher und englischer Volksthümlichkeit alsbald die innigste Zuneigung begründen. Daher die entschieden englischen Sympathien der neuen Kritik und Poesie im Gegensatze zu den bereits veraltenden französischen; daher auch bei Drollinger neben den Resten französischen Einflusses überwiegender Einfluss Englands, Vorliebe besonders zu Pope und mehrfache Uebersetzungen aus demselben, unter denen die bedeutendste und umfangreichste der Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters ist, in ungebundener Rede, nicht wie das Original in Versen.

Es ist jedoch nicht bloss diese gemeinschaftliche Sympathie, welche Drollingers engen Zusammenhang mit der Schweizerischen Kritik beurkundet: er theilte als die nothwendig mit dazu gehörige Kehrseite auch die Antipathien derselben, und griff, in ihrem Sinne verwerfend, anstreitend, Neuerungen vertheidigend, nach dem Maass seiner Kräfte mit in den Schwung der Ideen und der Thatsachen. Seiner spottenden Polemik gegen die verstiegenen Poeten und die Gelegenheitsdichterei ist vorher bereits gedacht worden; und wenn er eben dieselbe nicht auch gegen Gottsched wendet, wenn dieser ihm noch ein Mann ist «den Phöbus kennt und liebet,» so wollen wir darin nur eine schonende Berücksichtigung der Zuvorkommenheiten finden die Gottsched ihm erwiesen: die Deutsche Gesellschaft zu Leipzig, deren Vorsteher der letztere war, hatte ihn im Jahre 1733 seiner Ode auf die Gottheit wegen zu ihrem Mitgliede ernannt. Zudem bezeichnet er Gottscheden in Einem Athemzuge mit jenem Lobe doch schon als einen Mann der Vergangenheit, und verwundert sich in verbindlicher Weise über einen Fortschritt, den derselbe gemacht habe. Er spricht da (es ist wiederum in dem Sendschreiben an Spreng) vom Reime:

„O möchte doch ein deütsches Ohr
Sich von dem Schellenklang entwöhnen!
Die Zürcher-Mahler gehn uns vor,
Und wagen sich mit freyen Töhnen
Vor unsrer Musen eckeln Chor.
Selbst Gottsched hat es jüngst gewagt,
Ein Mann den Phöbus kennt und liebet.
Doch, was mich inniglich betrübet:
Der Beyfall bleibt ihm noch versagt.“

Sonst hatte Drollinger sehr wohl den Muth sich der Dicta-

tur des Professors von Leipzig zu entziehen, und trug kein Bedenken dessen grammatischer Gesetzgebung zum Trotze gelegentlich Worte zu gebrauchen, die ein Preusse oder Meissner schwerlich für gut preussisch oder meissnerisch würde erkannt haben, z. B. von serbenden Blumen zu sprechen und von gehöhlten Teicheln; so dass wir einige Stellen seiner Briefe an Gottsched, wie z. B. «Ein gebohrener Schwabe zu seyn, und seine meiste Lebenszeit in der Schweiz zugebracht zu haben, sind wol nicht die Umstände, welche zu einer reinen deütschen Poesie vieles beytragen können» oder «Es gehet aber bey einem betagten Schwaben schwär her, den alten Sauerteig völlig auszufegen, und hat er Zeit und Mühe dazu vonnöhten:» dass wir also diese und dergleichen Phrasen wohl eben auch nur als Phrasen schuldiger Briefhöflichkeit ansehen dürfen.

Wahrhaft ergötzlich aber und so schlagend, als das bei einseitiger Polemik möglich ist, sind Drollingers Ausfälle gegen den Reim und den seit Opitz oder vielmehr seit Weckherlin so allbeliebten französisch-deutschen Alexandriner. Er hat dieser «Tyranney der deütschen Dichtkunst» ein eigenes satirisch-klagendes Gedicht gewidmet; das ich nicht umhin kann Ihnen vollständig mitzutheilen.

„Ihr Musen helft! Der Verse Tyranney
Ist allzu schwär. O macht uns endlich frey!
Uns plagt ja schon mit seinem Schellenklang
Der Feind von Geist und Witz, der Reim, zu lang,
Der, von den rauhen Barden ausgeheckt,
Die strenge Herrschaft bis auf uns erstreckt.
Was schreibt doch noch der deütsche Dichter-Chor
Für eine Versart sich zur Strafe vor;
Ein Doppelvers, erdacht zu unsrer Pein!
Zu gross für Einen und für Zween zu klein.
Je mehr er hat je mehr ihm stets gebricht.
Zwelf Füsse helfen ihm zum lauffen nicht.
Ihn macht dem Ohr kein Wechsel angenem,
Und kein geschicktes Mass dem Sinn bequem.
Er trabt betrübt daher mit schwärem Schritt.
Ein gleicher Tact bestimmt ihm jeden Tritt.
Beym Sechsten stellt auch, wenn er lauffen will,
Das strenge Reimgesätz ihn immer still.
Vernunft und Witz entweicht vor seinem Zwang,
Und findt ihn bald zu kurz, und bald zu lang;
Und, wenn sein Tic und Tac beständig schalt,

Gleich einer Glocke, so entschläft man bald.
Schau, wie so oft ein Dichter ängstlich ringt,
Bis nach den Regeln ihm ein Vers gelingt!
Er martert sich, verdreht, versetzt, verschränkt;
Der Sinn wird schwach; die Sprache wird gekränkt.
Ein Einfall fliesst. Doch kan er nicht bestehn.
Warum? Zween Füsse fehlen noch zu Zehn.
Was ist zu thun? Ein Flickwort kömmt herbey,
Dass die geschworne Zahl nur richtig sey.
Die Zahl ist ganz. Das Werk will doch nicht fort.
Der Abschnidt fällt nicht recht auf seinen Ort.
Nach langer Müh gebihrt man eine Brut,
Von Wind und Luft erfüllt, für Geist und Blut.
Und ist sie nicht an Kraft und Geiste leer,
So zeigt ihr Leib den Zwang nur desto mehr.
Was Wunder! dass der Britten feiner Ohr
Ein Reimgebäude sich vorlängst erkohr,
Das, nicht so sehr vom Regelzwang beschränkt,
Sich nach des Dichters Wunsch bequemer lenkt,
Bald hier, bald dort den Abschnidt wechselnd stellt,
Und, wie die Regung will, so laüfft, als hält."

Der behaglich-scherzende Ton dieses Spottgedichtes, die Mässigung in welcher Witz und Laune sich hier geltend machen, müssen jeden überraschen der die sonstige Unbeholfenheit jener Zeit grade in Witz und Spott und Laune kennt. Die gleichen Vorzüge sind Drollinger aber sonst auch eigen, und seine wenigen Fabeln und Epigramme stellen sich dadurch in ihrer Art den Oden würdig zur Seite. Wie übrigens das eben verlesene Gedicht selbst schon die Form der in ihm empfohlenen italiänisch-englischen Versart hat, so ist auch eins der zierlichsten unter den beschreibenden, die Unschuldige Frühlingslust, des Versuchs wegen wirklich in reimlosen Versen abgefasst.

Bei der geringen Anzahl der Gedichte Drollingers, bei der grossen Verschiedenartigkeit in Stoff und Darstellung die innerhalb dieser geringen Anzahl besteht, ist es schwer für uns, von seinem Wirken ein ganzes, vollkommenes, durch organischen Zusammenhang anschauliches Bild zu gewinnen, und ich fühle sehr wohl wie es auch mir nur gelungen ist verstreute Stücke zu geben. Gleichwohl ist ihm eine so bedeutende Stelle in der Geschichte unsrer Litteratur zugewiesen worden; gleichwohl hat er in Basel, in der Schweiz, in Deutschland thatsächlich eine tief eingreifende, lang andauernde Wirkung geübt, und nah und fern

nicht bloss bei Zeitgenossen die vollste Anerkennung gefunden. Brockes, der Dichter Hamburgs, begrüsste den lebenden, beklagte den verstorbenen; Bodmer in seinem Trauergedichte rechnete ihn zu den Wenigen, die Deutschlands Stolz und Rettung seien. Man erwäge jedoch, dass in Zeitaltern wie damals eines über Deutschland gieng, schon ein einziges Gedicht für ein Ereigniss gelten kann, wie ja auch die Leipziger bloss um des Lobes der Gottheit willen Drollinger zu ihrem Mitgliede ernannten; und dass für die Schweiz, namentlich aber für Basel, die lückenhafte Vereinzelung seiner dichterischen Productionen ergänzt wurde durch den persönlichen Verkehr, durch die stille Eindringlichkeit täglichen Redens und Handelns, durch die Fülle und das Gewicht eines ganzen wohlgeführten Menschenlebens. Basel aber hat damals, in jenen über Wohl und Wehe der Litteratur entscheidenden Tagen durch Drollingers Verdienst eine ehrenvoll einflussreiche Stelle behauptet: es stärkte die Zuversicht der Zürcher, und gab ihrem Schaffen einen gewichtigen Nachdruck, dass sie in Basel, der altberühmten Universitätsstadt, sich von zahlreichen Bekennern gleicher Grundsätze unterstützt wussten; dass sich hier, zwar erst nach Drollingers Tode, aber aus dessen Freunden, und dem Wesen nach schon von ihm begründet, eine Deutsche Gesellschaft bildete, die im Sinne der neuen Zeit und für deren Zwecke thätig war. Und nicht bloss einzelne Männer hatte er gewonnen, nicht bloss einen gelehrten Clubb bilden helfen: ganz Basel lernte, wenn Spreng zu glauben ist (und warum nicht?) Interesse für die wiedererstehende Litteratur empfinden. «So gar auch bey unserm Frauenzimmer begonnte man seit den Drollingerischen Zeiten eine neüe Lehrbegihrde, einen neüen und bessern Geschmack wahrzunemen. Vorhin musste sich dasselbige bald scheüen, belesen zu seyn, und eine Erkänntniss von bündigen Schriften zu haben. So bald aber einige Gedichte von unserm Poeten zum Vorscheine kamen, macht sich ein Geschlechte, wie das Andere, ein auserordentliches Vergnügen, und gleichsam ein Verdienst, daraus, selbige mit eigener Hand abzuschreiben, dem Gedächtniss und Gemüthe einzuprägen, und bey Gelegenheit schickliche Stellen daraus anzubringen.»

Ein Basler jedoch vorzüglich hat die ganze Richtung seines Lebens durch Drollinger empfangen, und eine Wirksamkeit nach dessen Sinne bis auf ein zweites Geschlecht, bis in die Jüng-

lingsjahre Isaac Iselins fortgepflanzt: es ist dieses der eben wieder genannte Johann Jacob Spreng, der ein Jahr nach Drollingers Tode die nahrhaftesten Früchte von dessen Leben erndtete, Früchte welche in erneuter Aussaat auch mir noch zu Gute kommen sollten, die Berufung an die neu gestiftete Professur der deutschen Beredsamkeit und Poesie. Freilich ist nicht zu läugnen, dass Spreng als Dichter trotz all seiner Fruchtbarkeit weit zurück stehe hinter seinem Lehrer und Vorbilde, dass er auch als berathender Freund nicht zum besten auf diesen möge zurückgewirkt haben: die Spuren seiner eiteln Zudringlichkeit liegen jedem vor Augen in der Ausgabe von Drollingers Gedichten, die er und der Pfarrer Buxtorf im J. 1743 besorgt haben: indessen wir verdanken ihm eben diese Ausgabe; wir verdanken seiner Gedächtnissrede die Nachrichten über Drollingers Leben; wir verdanken seinem jugendfrischen Muthe den kecken Ausspruch manches Urtheils über litterarische Zustände und Persönlichkeiten, welches Drollinger, obschon eigentlich der erste Urheber solcher Ansichten, doch bei seiner bedächtlich schonenden Weise nicht gewagt hätte in alle Welt hinauszuwerfen. So in der Zuschrift die rückhaltlose Auflehnung gegen Gottsched; so in einer Anmerkung zu Popens Kunstrichter das nachdrücklich characteristische Wort «Der Anlass kan sich geben, da man keinen Vorgänger hat, und selbsten muss Vorgänger seyn.»

Woher nun — diese Fragen drängen sich uns bei der jetzt erreichten Beendigung unsres Weges auf — woher die Errettung der deutschen Litteratur, die Begründung eines neuen goldenen Zeitalters gerade durch schweizerische Kräfte? Woher nach Jahrhunderte langem Stillschweigen dieses laute Auftreten der Schweiz gerade damals? Fragen, so unabweisbar sie sind, so schwer dennoch zu beantworten. Es liegt auch hier einer von jenen zahlreichen Fällen vor uns, wo die gewöhnliche Pragmatik sich als ungenügend, wo sich für ganze Völker und deren Geschichte als gültig erweist was Göthe schön von einzelnen Menschen sagt, dass immer noch etwas Anonymes dabei sei. So weit die benennbaren Grössen ausreichen, wird die Erklärung folgende sein; sie ergiebt sich ziemlich von selbst, sobald man den Character jener Umwälzung, ihre Vorgänge und Umstände zusammenhält mit der Volks- und Landesart der Schweiz und deren damaligen Geschichtsverhältnissen.

Die deutsche Litteratur war bis an den Rand des Unterganges zurückgesunken durch Sittenverderbniss, den unkriegerischen Nachlass des dreissigjährigen Krieges; die Schweiz hatte letzterer wenig berührt, sie empfand auch in sittlicher Beziehung weniger von dessen Folgen: so konnte diesem Stamme vor allen übrigen des deutschen Volkes die Wiederherstellung der Litteratur am sichersten anvertraut werden: er brachte zu dem reinen Werke noch die unentweihtesten Hände. Den treibenden tragenden nährenden Grund der neuen Frühlingswelt gewährte die Erfrischung und Vertiefung des geistigen Lebens durch den Pietismus und die Philosophie: sie bereiteten den Weg der allein aus all dem Jammer führen konnte, den Weg neuer Religiosität und neuer Wissenschaftlichkeit. Den Schweizern aber war durch die Gunst ihres einfacheren Cultus, ihres von äusserem Formenwesen nicht so behelligten Bekenntnisses neben der Glaubensstrenge auch die Innigkeit des Glaubens unverloren geblieben, oder doch nicht in solchem Grade wieder entfremdet worden als den übrigen Deutschen; und die wissenschaftliche Richtung fand namentlich in Zürich, dem alten Sitze eines gediegenen Humanismus, einen Anknüpfungspunct, wie kein anderer Ort ihn besser darbot. Insofern war, da doch die Litteratur zum Behufe neuer besserer Erziehung noch einmal in den Religionsunterricht und die Gelehrtenschule sollte und muste geschickt werden, dafür die Schweiz, wo nicht das fähigste, doch ein wohlbefähigtes Land: hatte der Boden auch eine Reihe von Menschenaltern hindurch brach gelegen, so war das für die neue Ansaat wahrlich kein Schade; konnte dieser Theil Deutschlands von Opitz an bis über ein Jahrhundert nach ihm sich auch nur dreier des Nennens werthen Dichter rühmen, Simlers, Grobs und Reinholds von Freientahl, so brauchte er sich dafür auch keines Klai, keines Hofmannswaldau, keines Lohenstein zu schämen, und hatte nicht die Mühe diese erst wieder zu verwinden; ja der älteste jener drei Schweizer, Johann Wilhelm Simler, dessen Werke 1653 in Zürich bei einem früheren Joh. Jac. Bodmer erschienen sind, kann vielleicht auf das heilsame Moralprincip der Zürcherischen Kritiker als erster Ahnherr nicht unbegründete Ansprüche machen: denn er hatte schon in ausgesprochenem Gegensatze zu den deutschen Dichtern seiner Zeit die Lehre hingestellt: «Das absehen eines rechtschaffnen Christenlichen Poeten sol fürnemlich gerich-

tet seyn auf den nutzen; und die belustigung. Auf den nutzen dergestalt, dass des Allerhöchsten Ehre durch seine Gedichte befördert; der nächst und er selbs erbauet: auf die belustigung; dass seine Verse nicht allein lieblich klingen, sonder auch von solchen erfindungen und worten seyen, dass dadurch auch der kluogen verstand belustiget und geschärffet werde.»

Endlich ist noch ein Moment zu beachten. Gleich bei der ersten Regung neuen Lebens, in Hamburg, hatte die Poesie aus dem richtigen Bedürfnisse sinnlicher Anschaulichkeit nach landschaftlichen Stoffen gegriffen: auch deshalb traten alsbald die Schweizer hinzu, und lösten Hamburg ab, und nahmen das Werk in ihre Hände. Denn Landschaftlichkeit jeglicher Art ist zu allen Zeiten eines der Hauptmerkmale unsrer Provincialpoesie gewesen: wie bei den Minnesingern des Mittelalters, wie im siebenzehnten Jahrhundert bei Simler, so auf Anregung des Hamburgischen Dichters nun bei Haller und Drollinger, so in allen folgenden Jahrzehenden bis auf unsre Tage bei Gessner, Salis, Usteri, Hebel, Fröhlich. In welchem Lande sonst hat auch diese Richtung der Poesie so viel natürlich nothwendiges? in welchem sonst gewährt eine grosse und anmuthige Natur so den verschönernden Hintergrund alles Lebens?

Ich kann nach diesem Versuche pragmatischer Begründung die Rednerstätte nicht verlassen, ohne von der ruhmreichen Vergangenheit den Blick noch auf Gegenwart und Zukunft zu wenden, mit Empfindungen, ich weiss selber nicht ob des Hoffens, ob der Furcht und des Zweifels, sicherlich aber der reinsten treuesten Liebe.

Wohl ist die Poesie, die vor sechs Jahrhunderten schon mit segentriefendem Fittich über diesen Gauen geschwebt hat, wohl ist sie ihnen auch heute noch nicht entflohen, und die Schweiz ist wie in der Wissenschaft so auch in der Dichtkunst mit Namen geschmückt, deren Glanz vor keinem des nachbarlich verwandten Nordens erbleicht. Denn es fliessen hier der Kunst noch unerschöpfte, stäts unerschöpfliche Quellen in einer grossen Vorzeit, in einer reichen Natur, in einem durch freiere Verfassung entfesselten Geistesleben. Aber verhehlen wir es uns nicht: jene Namen stehen verlassen, vereinsamt da; dem Rufe des Dichters antwortet nur spärlich jenes Verständniss, jene Anerkennung, jene Begeisterung, die allein seine Brust zu unermüdetem Sange

stärken und lüften mögen, wie das Echo des Waldes die Nachtigall zu immer neuen, immer schöneren Liedern reizt. Die Poesie ist hier nur wenigen noch ein Schmuck des Lebens, noch wenigern ein Lebensbedürfniss. Was aber ist es, das diesem schönen Lande den alten Gast zu entfremden droht? Drei tief einfressende Uebel: die Schweiz theilt sie mit der gesammten jetzigen Welt: aber auf keinem Lande lastet ihr Druck so schwer als auf der Schweiz: dieser eng begrenzte Bund, so viele noch enger begrenzte Freistaaten er in sich schliesst, eben so viele Heerde bietet er auch jenen Uebeln dar um ihr verzehrendes Feuer zu entzünden. Unglaube, Radicalismus, und ein im irdischen Stoff gefangener Gewerbsfleiss: wo diese drei, wo auch nur eins von diesen zu unbestrittener Herrschaft gelangt ist, da muss es der Poesie unheimlich werden; da graut ihr; da verstummt, da entflieht jede Liederkehle wie aus verpesteter Luft. Oder sollte die Kunst sich noch einmal herabwürdigen zur Hochzeitsgratulantinn und zur Klagefrau der Leichenbegängnisse? sollte sie, die freie, von der Unfreiheit sich dingen lassen um mit täglich neuen Variationen die Marseillaise aufzuspielen? Denn solche Dienste möchte man ihr da vielleicht noch abfordern, und höchstens solche. Da sei aber Gott vor! Nein, wünschen wir, die mit noch undurchbrochenem Damme ein ruhiger Hafen birgt, wünschen wir nicht bloss, hoffen wir auch das Beste! Noch hat vor der Zeit, die Gottes ist, kein Werk der Lüge, der Lüge weder des Unrechtes noch der Glaubenslosigkeit, Stand gehalten; allgemach wird auch der Gewerbsmaterialismus der besseren Einsicht weichen müssen, dass der Stoff dem Geiste diene, nicht der Geist dem Stoffe, und es wird jener Wissenschaft, mit der allein die Poesie sich verbündet, an deren Hand sie vor einem Jahrhundert die Laufbahn ewigen Ruhmes betreten hat, zu freier Entwickelung der Raum fürder nicht verkürzt, nicht verkümmert werden.

Lessing's „Nathan der Weise."

Academische Festrede.

(Aus: Protestant. Monatsblätter für innere Zeitgeschichte. Herausgegeben von Gelzer. Sechster Band, 1855, S. 232—256.)

Es sind jetzt hundert Jahre verflossen, seit der grosse Mann, dem Deutschland nach Jahrhunderte langer Vorbereitung und nach dem letzten schlimmsten Irrthume die Wiederherstellung und die endliche vollere Schöpfung seiner Dramatik verdankt, seit Lessing den Weg dieser Neuerungen in bezeichnender Weise mit dem Trauerspiel «Miss Sara Sampson» eröffnet hat. In bezeichnender Weise: denn mit diesem Werke zuerst erblicken wir das deutsche Drama, das eben noch, zumal durch die Lehre und das Beispiel Gottsched's, in verderblicher Abhängigkeit von Frankreich gestanden hatte, dem natürlich verwandteren, besser befruchtenden Einflusse Englands zugewendet, und erblicken nach dem heroischen Trauerspiele, das man bis dahin allein besessen, hier den ersten und gleich einen wohlgelungenen Versuch des bürgerlichen Trauerspiels.

Indem ich hiermit Ihre Gedanken auf eine Säcularerinnerung hinlenke, kann jedoch nicht meine Absicht sein, ausführlicher nur von diesem einen, noch weniger von den sämmtlichen Dramen Lessing's mit Eingänglichkeit zu handeln; jenes dürfte nicht lohnend genug erscheinen und dies eine reichlicher zugemessene Zeit in Anspruch nehmen, als der heutige Festanlass vergönnt. Lassen Sie mich allein von dem letzten in der ganzen Reihe, nur von demjenigen Drama sprechen, mit welchem Lessing als Dichter von seiner Laufbahn und zugleich aus einem Leben wieder abgetreten ist, das, so reich es Jahrzehnte hindurch

an Saaten wie an Ernten gewesen, dem Danke der Nachkommen immer noch zu schnell verflossen scheint: von Nathan dem Weisen also, dem dramatischen Gedicht des Jahres 1779. Denn dieses ist mit so reichen Fäden, wie keines sonst, in das ganze Getriebe der Zeit und ihrer Litteratur verwoben, keines sonst auch in so lebendiger Fortwirkung noch für unsere Zeit bedeutsam. Daher möchten Sie die Wahl des Stoffes wohl gerechtfertigt finden und mir gern für eine Stunde die Aufmerksamkeit, um die ich bitte, schenken; aber ich muss auch um Ihre Nachsicht bitten, wenn ich bei der Fülle dessen, was hier in Betracht kommt, nicht Alles mit dem gleichen Maasse des Verweilens betrachten, wenn ich oft nur den Schluss, noch öfter, damit Ihrer Geneigtheit selbst die weitere Verfolgung bleibe, nur den Anfang einer grösseren Gedankenreihe geben kann.

Fassen wir, noch absehend von allem Anderen, nur den Geschichtsgang unserer schönen Litteratur ins Auge, so tritt uns da schon dieses Drama gleich als einer der Steine, die jeweilen die Hauptabschnitte eines Weges bezeichnen, und tritt es uns ausserdem recht als ein Denkmal der ernsten Redlichkeit entgegen, womit Lessing, dessen Art es sonst doch war, vorwärts — vorwärts zu drängen, da, wo es nöthig schien, auch die Bewegung wieder gesucht hat einzuhalten. Zumal er, er selber war es, der durch seine Lehrsätze und durch die begleitende eigene Uebung den sogenannten Sturm und Drang erweckt hatte, jene wild umwälzende Aufregung, die um das Jahr 1770 über die gesammte deutsche Litteratur und namentlich über das Drama hereinbrach. Wir zwar jetzt erkennen darin die segenbringenden Schauer eines Frühgewitters; wir wissen, dass Goethe und Schiller darin erwachsen, dass sie aus der Anarchie als die Könige hervorgegangen sind. Den Aelteren aber unter den Zeitgenossen durfte der Tumult wohl unbehaglich sein, und doppelt unbehaglich für Lessing, nicht bloss, weil seiner Besonnenheit solches Treiben widerte, viel mehr noch, weil er sich sagen musste, dass eben er es war, dessen Lehren man so missverstand und missbrauchte, ja dass vielleicht das Meiste nur der folgerecht weiter gehende Gebrauch seiner Lehren war. Bereits in der Hamburgischen Dramaturgie, zu einer Zeit, da der Sturm nur noch seine Vorboten schickte, hatte Lessing die Dichter Deutschlands ermahnt, nicht mit den falschen Regeln der Franzosen sich aller

Regeln überhaupt zu entschlagen, nicht jegliche Regel als eine Pedanterei zurückzuweisen, die das Genie beenge. Aber das Genie verachtete die Warnung; jetzt erst kamen Lenz und Klinger und Friedrich Müller und die Anfänge Goethe's. Lessing erschrack und ward aufmerksam auch auf sich und dachte daran, wie zunächst er selbst wieder einlenken möchte. Es geschah mit dem Nathan. Und in der That, die Richtung, in welche er dieses Drama, leider sein letztes und das einzige der neuen Richtung, stellte, wie weit lag sie ab von jener, die er selbst bisher verfolgt und die nun ihm nach, allerdings mit weiteren Irrpfaden links und rechts, die Dichter des Sturmes und Dranges wandelten! Von der «Miss Sara Sampson,» vom Jahre 1755 an hatte er, im Widerspruch der Natürlichkeit gegen die französische Unnatur und mit der Einseitigkeit, die jedem frisch auftretenden Widerspruch eigen ist, die Tragödie von der Höhe des Heldenliedes zum bürgerlichen Trauerspiel herabgestimmt, hatte später in «Minna von Barnhelm» das nothwendige Seitenbild hierzu, die in Tragik hinüberfliessende Komödie, das rührende Lustspiel, aufgestellt, hatte die Minna und die Trauerspiele, weil Verse im Drama unnatürlich seien, in prosaische Form gefasst, und Alles das war der Vorgang und die Grundlage für den Sturm und Drang gewesen, nur dass die Klinger dann am natürlichsten zu dichten meinten, wenn ihr Dichten auch mit der Kunst, ja mit der Sitte sich im geradesten Widerspruch befand: das Alles aber war in Nathan dem Weisen nicht mehr so, das Alles ward grundsätzlich und mit der That hier zurückgenommen und um so nachdrücklicher gegen den Missverstand und Missbrauch der Jünger Verwahrung eingelegt.

Einmal der Stoff. Ich darf Nathan den Weisen als meinen Zuhörern allen bekannt voraussetzen, so dass, auch wo der Inhalt vielleicht der Erinnerung ferner gerückt sein sollte, einige Worte genügen werden, ihn wiederum nahe zu bringen, — Worte, in die Herder ihn so kurz und treffend zusammenfasst: «Eine dramatische Schicksalsfabel. Ein Tempelherr wird nach Palästina geworfen, er weiss selbst kaum, wie; gefangen und allein begnadigt, er weiss selbst nicht, warum. Es entdeckt sich, einer Aehnlichkeit wegen, die er mit einem Bruder des Sultans habe, sei dieses geschehen; die Sache kommt ihm und dem Sultan aus dem Gedächtniss. Er rettet ein Judenmädchen aus dem Feuer

und weiss nicht, warum; kommt dadurch in Bekanntschaft mit Nathan, den er kennen zu lernen nie Lust hatte, mit der Geretteten selbst, deren geistige und körperliche Bildung ihn mit einer Art Liebe überrascht. Der Jude zögert; der Patriarch, ein Klosterbruder, der Sultan kommen ins Spiel; es entdeckt sich endlich, dass Recha des Tempelherrn Schwester, dass beide des Sultans Bruderkinder, dass beide Religionen nahe verwandt sind und der Jude ihr aller Wohlthäter gewesen.» Ereignisse also und zum grösseren Theil auch Personen, die allerdings wie in einem bürgerlichen Trauerspiel erfunden, dem Dramatiker nicht geschichtlich überliefert sind; dennoch liegt auf dem Ganzen ein Schein der Geschichte und solcher Geschichte, wie das höhere Drama braucht; es sind welthistorische Umstände und Zustände, die den tragenden Grund des Ganzen bilden, die Zeit der Kreuzzüge, Jerusalem als Herrschersitz der Ungläubigen, innerhalb der heiligen Stadt unterworfene und geduldete Gemeinden der Juden und der Christen, ausserhalb die Heere des Abendlandes und der stets noch fortkriegende Orden der Tempelherren, und eine Person doch hebt sich von diesem Grunde auch mit welthistorischem Namen ab, der Sultan Saladin. So verhält sich hier, und mit der gleichen Berechtigung, die freie Dichterschöpfung zur Geschichte, wie anderswo die Sage zur Geschichte sich verhält. In der Miss Sara Sampson, in Emilia Galotti war mit diesen und den anderen italiänischen und englischen Namen wohl eine geographische Anberaumung, aber eine Anberaumung und Gestaltung von irgendwie geschichtlicher Art war damit nicht gegeben, und der allerdings bedeutungsvolle Geschichtsbezug der Minna von Barnhelm betraf doch nur den engeren Kreis der nächsten und noch gegenwärtigsten Zeitbegebenheiten.

Schon durch den Stoff also überragt Nathan die früheren bloss bürgerlichen Trauerspiele und all die früheren Dramen Lessing's; er überragt dieselben auch von Seiten der Form, ich meine der Form, die für Gedichte bezeichnend ist, der metrischen. In den Anfängen seiner Dramatik hatte Lessing, gleich den Anderen, sich dem eintönigen Geschlepp des Alexandriners unterworfen, häufiger dann und bald mit grundsätzlicher Ausschliesslichkeit er, der Meister der Prosa, auch hier der Prosa sich bedient; jetzt, der meisterlos wilden Prosa des Sturmes und Dranges gegenüber, wandte er sich von der vermeintlichen Na-

türlichkeit zu den Forderungen der Kunst zurück und schrieb den Nathan wiederum in Versen, nicht jedoch wieder in den Alexandrinern Frankreichs, sondern in der Versart des höheren englischen Trauerspiels, in dem reimlosen jambischen Verse, der, ähnlich dem Trimeter der Griechen, sich über die Sprache des Alltaglebens genug erhebt, um poetisch zu sein, und doch demselben nahe genug bleibt, um mit dem Scheine der Wirklichkeit zu täuschen. Freilich war Lessing nicht der Erste im Gebrauche dieser Versart; es hatten sich ihrer schon Andere dicht vor ihm, wie Brawe, wie Cronegk, es hatten sogar schon Dramatiker des sechzehnten Jahrhunderts sich derselben bedient, aber diese wie jene waren damit vereinzelt und spurlos stehen geblieben; um einer so tief eingreifenden Neuerung den Erfolg zu sichern, dazu bedurfte es eines Mannes wie Lessing, eines Werkes, wie Nathan war. Und so ist die Geschichte der deutschen Verskunst wohl befugt, erst hier den Anfang zu machen, wenn sie von dem reimlosen Jambus als der Versart spricht, die seitdem für alle Werke der höheren Dramatik die geltende Form gewesen und nur in Dramen von sonst auch zweifelhaftem Kunstwerthe wieder gegen die Prosa, nur von Dichtern wie Kotzebue wieder gegen den Alexandriner ist vertauscht worden. Wer aber weiss, wie eng in der Poesie Gehalt und Form mit einander verbunden sind, wer erwägt, wie unkünstlerisch und ein Widerspruch gegen sich selbst ein Gedicht in Prosa ist, der wird auch den Fortschritt, den in diesem Bezug unser Drama dem Nathan Lessing's verdankt, seiner ganzen Bedeutung nach verstehen. Und übersehen wir nicht: dass Lessing noch sein letztes Dichterwerk in die volle Gedichtform brachte, war nicht bloss eine künstlerische, es war zugleich, und wir wollen das noch höher schätzen, eine sittliche That, eine That des Muthes, der nicht fragt, welche Meinung herrsche, und noch mehr der Verleugnung seiner selbst. Darum aber hat sie auch gefruchtet.

Lessing, der in all den auf Anlass des Nathan geschriebenen Briefen und so auch in der Ankündigung und der Vorrede die Stellung desselben innerhalb der schönen Litteratur nur vorübergehend, beinahe gar nicht berührt, weil ihm andere Dinge dabei wichtiger und redenswerther waren, Lessing selbst versichert einmal, er habe die Abfassung in Versen nur darum vorgezogen, weil der orientalische Ton, den er doch hie und da habe angeben müssen,

in Prosa zu viel auffallen dürfte, also nur des Stoffes und der durch den Stoff verlangten Darstellungsart wegen. Indess noch viel mehr und eigentlich mit Nothwendigkeit ging die künstlerisch höhere Formgebung aus dem höheren Gedankengehalt hervor, um dessentwillen allein er auch den Gehalt an Stoff so aus höheren, aus Lebenskreisen von welthistorischer Bedeutung gegriffen hatte.

Zwar eine Idee in dem Sinne, wie sonst die Kunstlehre dieses Wort gebraucht, ein Gedanke, der mit der Fülle unbestrittener, unbestreitbarer, ewiger, göttlicher Wahrheit dem Stoffe so organisch innewohnt wie dem Leibe die Seele, eine Idee ist hier nicht sowohl vorhanden, als nur der Zweck, einen noch streitigen Satz erst zu beweisen, und die Geschichte dient als Mittel zu dem Zwecke; es ist eine dramatische Lehrdichtung; Lessing wollte damit, wie er in einem Briefe sich ausdrückt, auf seiner alten Kanzel, dem Theater, predigen. Etwas der Art, mehr oder weniger etwas Zweck- und Lehrhaftes hat freilich Alles, was Lessing als Poet, auch was er als Dramatiker geschaffen; denn überall schuf er mit der Berechnung und der Rechenschaft der Theorie, und als gölte es nur, deren Sätze im Beispiel zu verwirklichen, überall mit Kritik und zum Behufe der Kritik. Das seine stolz-bescheidene Selbstbeurtheilung am Schluss der Hamburgischen Dramaturgie: «Man erweiset mir manchmal die Ehre, mich für einen Dichter zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht Jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewusst, dass ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschliesst; ich muss Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermassen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken.» Im Nathan aber gesellt der Kritik sich noch Polemik bei, so dass hier wieder Lessing sagen muss, es

sei diess sein Stück «mehr die Frucht der Polemik als des Genies,» und während die früheren Gedichte doch nur von der Kritik der Dichtkunst selbst an das Licht gefördert sind, ist dies zugleich Fragen dienstbar, die zu der Kunst in keinerlei Bezug mehr stehen, ist eine Waffe des Krieges um Fragen der Glaubenslehre. Mithin, wenn die drei Hauptziele des Lessingschen Wirkens die Kunst des Alterthums, die deutsche Dramatik und die Theologie sind, so wird hier auf zwei dieser Ziele mit einander hingewirkt. Das aber giebt, falls Jemand sich die Litteraturgeschichte abgelöst von der übrigen Geschichte des geistigen Lebens denken mag, Nathan dem Weisen eine Bedeutung auch ausserhalb der Litteraturgeschichte. Und beinahe dürfte man hier solch eine Scheidung treffen. Denn die Darstellung auf der Bühne, die eigentlich letzte Probe und Vollendung jedes dramatischen Gedichtes und dessen wahre Einführung in die Litteratur, ist diesem Gedicht erst um Jahrzehnte nach seiner Entstehung, erst im Jahre 1801 zu Theil geworden, durch das Theater zu Weimar, unter Schiller's aufopfernder Leitung, unter Mitwirkung Goethe's. Bis dahin war es und ist auch seitdem meist insofern nur ein Gegenstand, für die Einen des Beifalls und der Bewunderung, für die Anderen des Unwillens und des Widerwillens gewesen, als Lessing auch in ihm und auch in ihm mit einer Polemik, deren Schärfe die um das Schwert gewundenen Myrten nicht verdecken, seine Ansicht über die Religion und über die Religionsverschiedenheiten niedergelegt hat. Lassen Sie nunmehr auch uns auf diese Seite, die Hauptseite des Gedichts, unser Augenmerk richten. Zu dem Ende ist aber ein Rückblick bis auf den Gipfelpunkt des Mittelalters nöthig.

Der Verlauf der Kreuzzüge hatte die Christenheit nach und nach in eine innerlich ganz veränderte Stellung zu den morgenländischen Feinden gebracht; immer mehr hatte der Glaubenshass, der dunkle Hintergrund der religiösen Begeisterung, sich gelichtet; der Tapferkeit, der Duldsamkeit, all den menschlichen Tugenden eines Saladin konnten selbst, die um Sieg und Leben mit ihm kämpften, die Anerkennung, ja Bewunderung nicht versagen; es ging sogar, weil man einen so edel gearteten Feind ungern verloren gab, im Abendlande die Erzählung, ein gefangener Franzose habe ihm das Ritterthum ertheilt; und obschon der Sprachgebrauch noch lange zwischen Mohammedanern und

Götzendienern keinen Unterschied machte und die Einen wie die Andern Heiden hiess, so war doch, wer nicht gar zu blind bei dem Altüberlieferten blieb, von der Meinung zurückgekommen, dass die Mohammedaner in der That auch Götzendiener wären und Mohammed ihr Hauptgötze; man erkannte die Gemeinsamkeit des Glaubens an den einen Gott, und Mohammed ward etwa nur unter die Ketzer noch gerechnet. Dem gegenüber in dem inneren Streite, der das Abendland erregte, in dem Streite der zwei Schwerter, des geistlichen und des weltlichen, hatten die Treulosigkeit und die gewaltthätige Anmaassung der Päpste Irrung und Zweifel unter die Christenheit selbst gesät. In wie schmerzlich bittere Klagen ergiesst sich darüber das Dichtergemüth Walther's von der Vogelweide! Kaiser Friedrich, als er das christliche Königthum in Jerusalem wieder aufrichtete, fand dort bei den Christen selbst nur Feindschaft und Verrath, und Treue nur bei dem Sultan, wie bei den Sarazenen seines Heimathreiches. Angesichts all solcher Umstände wird es begreiflich, dass ein Zeitalter, dem es mitten in dem lodernden Kampf der Parteien nicht gegeben war, die Dinge und Gedanken von den Personen und den Inhalt des Glaubens von dessen kirchlicher Gestaltung abzusondern, dass die hohenstaufische Zeit das Verhältniss des Christenthums und des Islams und, indem man die Dreiheit vervollständigte, des Judenthums mit Gleichgültigkeit, mit Zweifel, mit Verbitterung hat betrachten lernen. Schon um das Jahr 1217 konnte sich der Dechant des Stiftes zu Lüttich äussern, er würde, wenn er ein guter Jude oder Heide, d. h. Moslem, wäre, niemals ein Christ werden, und zwölf Jahre später, im Kreuzheere Kaiser Friedrich's, auf dem Boden des Gelobten Landes, singt ein deutscher Dichter, wiederum Walther von der Vogelweide:

„Kristen, juden und die heiden
jehent, daz diz ir erbe sî:
Gott müez ez ze rehte scheiden
durch die sîne namen drî.
Al diu welt diu strîtet her:
„„wir sîn an der rehten ger:
reht ist, daz er uns gewer.““

Und anderswo:

„Wer mac den strît gescheiden
under kristen, juden, heiden

wan got, der si geschaffen hât
und alliu dinc ân iemens rât?
der wiste wohl ir aller strît,
ê ers geschüefe, und ouch ir nît."

Dem Kaiser selbst aber ward in einem Ausschreiben Gregor's IX vom Jahre 1239 die Behauptung in den Mund gelegt [Joh. Vitod. pag. 7], Moses, Christus und Mohammed, alle drei seien Betrüger gewesen und nur darin unterschieden, dass zwei von ihnen in Ehren, der dritte mit Schmach sein Ende genommen. Wir lassen dahingestellt, ob Friedrich II wirklich (er selber widersprach dem aufs bestimmteste), ob Simon von Tournay, Professor zu Paris, oder wer sonst damals diese frevelhafteste Rede zuerst gewagt habe; dass sie gewagt worden ist, dass sie unter den Völkern umlief, so viel ist jedesfalls bezeugt [Berthold S. 44], zugleich aber auch so viel gewiss, dass die verrufene Schrift de tribus impostoribus, die den Frevel im Sinne des Atheismus ausführt, weder Friedrich II, noch überhaupt seinem Zeitalter, sondern frühestens erst der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts angehört. Möglich wäre sie allerdings auch schon im dreizehnten gewesen; denn nehmen wir den ganzen fort und fort hinunterschreitenden Stufengang, die kirchliche Lehre: «Der einzig wahre Glaube ist der durch Christum geoffenbarte,» den Gedanken Walther's: «Jede der drei Religionen kann die wahre sein, aber Gott allein weiss, welche,» die Behauptung, die man Friedrich II beigemessen: «Alle drei sind falsch und die Offenbarungen jeder ein betrügerisches Vorgeben,» endlich den Satz des Buches de tribus impostoribus: «Es ist kein Gott; denn die Offenbarungen, die von ihm zeugen sollen, widersprechen einander und sind Betrug;» nehmen wir diese ganze Reihenfolge, so dürfte der letzte Schritt kaum grösser erscheinen, als die ihm vorangegangenen; er ist nur die rückhaltlose und, wenn man will, nothwendige Vollendung.

Die zuerst und noch zunächst abweichende Anschauung, die zwar das Christenthum bereits in Ungewissheit zieht, aber noch stehen bleibt bei der Gewissheit eines Gottes und der Möglichkeit einer Offenbarung, diese immer doch religiöse Anschauung hat, wie bei uns der grösste Lyriker des Zeitalters sie vertritt, in ebendemselben anderswo auch die epische Einkleidung gefunden. In einer italiänischen Novellensammlung, die noch aus

dem dreizehnten Jahrhundert herrührt, der ältesten dieser Litteratur, den sogenannten Cento novelle antiche, wird als 73. Erzählung Folgendes vorgetragen: «Der Sultan, als er Noth um Geld hatte, ward Raths, Anlass gegen einen reichen Juden in seinem Lande zu suchen und ihm dann sein Vermögen, das übermaassen gross war, fortzunehmen. Er beschickte den Juden und fragte ihn, welches der beste Glaube wäre, und dachte: ««Wenn er sagt: der jüdische, so werde ich sagen, dass er gegen den meinigen sich vergehe, und wenn er sagt: der sarazenische, so werde ich sagen: warum denn hältst du den jüdischen fest?»» Der Jude, als er die Frage des Herrn gehört, antwortete so: ««Herr, es war einst ein Vater, der drei Söhne hatte, und er hatte einen Ring mit einem kostbaren Stein, dem besten der Welt. Jeglicher von jenen bat den Vater, dass er bei seinem Tode ihm den Ring liesse. Der Vater, als er sah, dass ihn jeder wollte, berief einen geschickten Goldschmied und sprach: Meister, mache mir zwei Ringe, genau so wie dieser, und setze in jedweden einen Stein, welcher diesem gleiche. Der Meister machte die Ringe so genau, dass Keiner den rechten erkannte, ausser der Vater. Er beschickte die Söhne, einen nach dem andern, und gab jedem insgeheim den seinigen, und jeder glaubte, den rechten zu haben, und keiner wusste die Wahrheit, ausser ihr Vater. Und so sage ich dir von den Glauben, deren drei sind. Der Vater droben weiss den besten, und die Söhne, das sind wir, jeder meint den rechten zu haben.»» Da, als der Sultan hörte, wie jener sich herauszog, wusste er nicht, was sagen, um Anlass zu suchen, und liess ihn gehen.» Mit dem Sultan ist nach dem anderweitigen Sprachgebrauch dieser alten Novellen Saladin gemeint. Boccaccio, der in seinem «Decamerone» ausführlicher und gewandter, wie er es vermag, die Erzählung wiederholt, setzt diesen Eigennamen selbst; der Jude aber heisst bei ihm Melchisedech. Die ganze Parabel hat, eben als Parabel schon, und auch abgesehen von der Anknüpfung an Saladin, etwas Morgenländisches; in der That begegnen wir einer ähnlichen Einkleidung desselben, nur noch mehr ausgedehnten Gedankens bereits einige Jahrhunderte früher, um das Jahr 1000, in dem Schah Namê des persischen Dichters Firdusi; es ist eine von den märchenhaften Geschichten, in welche da das Leben des grossen Alexander sich verzweigt. Ein Schah von Hind hatte im Schlafe ge-

sehen, wie vier Männer mit Gewalt an einem Tuche zogen und doch das Gewebe nicht zerrissen: ein frommer Einsiedler aber erklärt das Traumgedicht also: «Du sollst wissen, dass dies Gewebe den Glauben und die Gotteslehre bedeutet, und Viere sinds, die nach jeder Seite sie fassen und ergreifen. Dorther ist ein Nambarer gekommen, vom Blachfeld der Reiter, mit Lanzen bewehrt, ein reiner Mann guter Sitte, in dem Gottes Glaube stark geworden, der Glaube des Volkes, das zum Feuer betet. Der andere Glaube ist der des Musi, den du den jüdischen nennst, der da sagt, ausser dem seinigen sei es nicht ziemlich, auf einen andern zu hören. Der dritte ist jener heitere, den die Griechen bekennen, der Leben giesst in's Herz des Padischah. Zum vierten wird ein reiner Glaube sich kund geben und das Haupt der Seinigen von der Erde erheben.» So mag denn auch die Allegorie von den drei Ringen ihren Ursprung innerhalb des Islams genommen haben und eine Art von Einräumung sein, zu der das Gewissen sich getrieben fühlte. Das christliche Abendland jedoch ist von der Glaubensgleichgültigkeit, die darin sich aussprach, nicht bloss, wie wir gesehen haben, theilnehmend berührt, es ist ebensowohl davon verletzt worden. Die Gesta Romanorum, eine Novellensammlung von etwas höherem Alter, als die Cento novelle antiche, und zum Behuf der Erbauung aufgezeichnet, in Deutschland, aber auf Lateinisch, haben bereits eine Erzählung, die offenbar nur eine christliche Berichtigung der morgenländischen Parabel ist. Sie lautet nach einer Verdeutschung schon des Mittelalters: «Ein König hatte drei Söhne und einen edeln Stein. Nun stritten darum die Brüder unter einander. Doch hatte der Vater einen lieber denn die anderen und desshalb liess er machen drei Ringe, und in zwei Ringe liess er legen zwei Gläser, die gleich waren dem edeln Stein. Und den Ring mit dem edeln Stein gab er dem liebsten Sohn; den andern zwein Söhnen rufte er und gab jeglichem einen Ring. Und da sie von dem Vater kamen, da wähnte jeder, er hätte den Ring mit dem guten Stein. Das hörte ein weiser Meister und sprach: ««Wir wollen versuchen, welcher Ring Krankheit vertreibt; derselbe ist mit dem guten Stein.»» Das thaten sie, und zwei von den Ringen wirkten nichts; nur der dritte Ring vertrieb Krankheit. Da erwies sich, dass der Vater den lieber hätte, dem er den Ring gegeben hatte. Nun, bei den drei Söhnen verstehen

wir drei Völker, die Gottes Söhne sind durch die Schöpfung: das sind Juden, Sarazenen und Christen. Es ist aber offenbar, welchen Sohn er lieber hat gehabt: demselben gab er den besseren Ring, der die Blinden erleuchtet, Krankheit heilt und die Todten erweckt; aber bei den Ungläubigen sind nicht solche Zeichen noch Kräfte, wie der Psalter spricht: ««Wir haben nicht Zeichen gesehen, und darum glauben wir nicht.»» Noch mehr: um noch entschiedener, als diese Umänderung es thut, die ja den Juden und Sarazenen immer noch einen Antheil an der Liebe des Vaters und ein Liebeszeichen von ihm belässt, um die Ungläubigen noch entschiedener von den an Christum Gläubigen zu sondern, ist für die Gesta Romanorum noch eine zweite, sonst in der Einrichtung des Stoffes wieder ähnliche Geschichte erfunden worden. «Es war ein edler König, weise und reich; der hatte ein gar liebes Weib zu einer Hausfrauen, die da nicht gedachte an die Treu ehelicher Liebe, und neben ihrem Herrn gewann sie mit Ehebruch von einem andern Mann drei Kinder, die doch beständig waren dem König widerstrebend und an nichts ihm gleich. Darnach empfieng sie von dem Könige ein Kind und gebar das und zog es. Darnach geschah, dass der König nach seinen vergangenen Tagen starb und sein Leib gelegt ward in einen edeln Sarg und nach seinem Tod die vier Söhne um das Reich stritten. Nun war ein alter Ritter, der etwann war gewesen innerster Rath des Königes; der sprach zu den vornehmsten Herren und Pflegern des Reichs: ««Ihr Herren, hört meinen Rath: und gefällt euch das wohl, dass wir unsers Königes Leib nehmen aus dem Sarg, und seiner Söhne jeglicher habe einen Bogen mit einem Geschoss, und welcher tiefer schiesse in den Leib des Königes, desselben sei das Reich?»» Der Rath gefiel ihnen allen wohl, und die vier Söhne gruben den Vater aus und banden ihn an einen Baum. Der erste schoss, und der verwundete ihm die rechte Hand gar sehr; darum prahlte er, dass er allein Herr wäre des Reichs. Der andre lenkte den Schuss näher und traf ihn in den Mund: der wollte noch gewisser sein des Reichs. Der dritte traf ihm das Herz: der wollte aber der Nächste sein ohne allen Streit und gewisslich das Reich besitzen. Der vierte, da er zu dem Leichnam ging, der seufzte sehr und sprach mit klagender Stimme: ««Das geschehe nimmer an mir, dass ich meines Vaters Leib lebend oder todt je beleidige!»»

und küsste ihn, todt wie er war. Da er das geredet hatte, alle Landherren des Reichs mit aller Gemeine des Volkes, mit einer Stimme, erkannten ihn den rechten Erben des Reiches und setzten ihn auf den königlichen Sessel, und die andren drei wurden aller Würde beraubt, weil sie falsche Erben waren, wie ihr ungetreues Herz wohl erzeigte.» Wir errathen die nun folgende Auslegung auf Gott und die Heiden, die Juden, die Ketzer, die guten Christen.

So weit im Mittelalter, im 13. und 14. Jahrhundert, diese Gedanken und Bilder der Glaubensgleichgültigkeit und des Glaubenshasses.

Als sodann die neuere Zeit gekommen, als die Kirchenbesserung, wenn schon bei weitem nicht bis zum vollen Ende, beendigt war, da alsbald trat mit lieblos starrem Trotze das Bekenntniss der Lutheraner nicht bloss zu dem katholischen, sondern selbst und noch viel mehr zu dem der Reformirten in eben ein solches Verhältniss feindseliger Zurückweisung, in welchem das römische Christenthum des Mittelalters zu den Juden, den Mohammedanern und den ketzerisch Abgefallenen gestanden hatte. Da, im Jahre 1613, konnte es denn auch geschehen, dass Martin Rinckart, derselbe, der unser deutsches Te deum laudamus aus einer Stelle des Jesus Sirach, das schöne Lied «Nun danket Alle Gott,» gedichtet hat, dass leider ebenderselbe, freilich damals noch eher ein Jüngling denn ein Mann, ein Drama verfasste, welches die letztangeführte alte Erzählung von den ungleichen Söhnen und ihrem Erbstreit auf den Gegensatz hier der Lutheraner, dort der Katholiken und der noch schlimmeren Reformirten übertrug. Man gestatte mir, den Titel, da schon er für den Sinn des Gedichts bezeichnend ist, in seiner ganzen Weitläuftigkeit anzugeben: «Der Eislebische Christliche Ritter. Eine neue und schöne geistliche Comödia, darinnen nicht allein die Lehre, Leben und Wandel des letzten deutlichen Wundermanns Lutheri, sondern auch seiner und zuvörderst des Herrn Christi zweier vornehmsten Hauptfeind, Pabsts und Calvinisten, sowohl als anderer vielfältige Rath- und Fehlschläge, auch endlicher in Gottes Wort offenbarter und gewisser Ausgang bis an den nunmehr bald zukünftigen Jüngsten Tag, beides nach schöner poetischer und verblümter Art und denn auch historischer richtiger Wahrheit in drei Rittern, Brüdern Pseudo-Petro, Martino und

Johanne, als die um ein Erbschaft und Testament streiten, abgemahlet und aufgeführet durch Martinum Rinckart, Diaconum zu Eisleben in der Neustadt, agiret aber vom Gymnasio daselbst post ferias caniculares.» Der König ist hier Immanuel genannt; er stirbt, während seine drei Söhne sich in der Fremde befinden, Pseudo-Petrus in Wälschland, Martinus in Eisleben, Johannes, der jüngste, in der Schweiz; also der Pabst und Martin Luther und Johann Calvin. Gegen das Testament des Vaters setzt Pseudo-Petrus, der zuerst wieder heimkommt, sich die Krone auf und übt grausame Herrschaft. Es kommt auch Martin; er mahnt den Bruder an des Vaters Willen, aber umsonst. Indem sie noch desshalb im Streite sind, kehrt auch Johann zurück. Er will das Testament verdrehen; dann ersinnt er zur Scheidung des Zwistes noch ein anderes Mittel. Er stellt den Leichnam des Vaters als Ziel eines Wettschiessens auf: wer zunächst an das Herz treffe, solle Herr des ganzen Reiches sein. Pseudo-Petrus fällt dem Vorschlage bei, Martinus in Liebe und Ehrfurcht widersetzt sich. Neu beginnender Streit. Da, um den einzig treuen Sohn vor dem Andrange der Brüder zu erretten, erscheint allen dreien im Gesicht der Vater und bringt über Pseudo-Petrus und Johannes alle Pein, dem frommen Martinus aber Lohn und Herrschaft.

Dieser ingrimmige Hass, nicht einmal von Glauben gegen Glauben, sondern von Bekenntnissform gegen Bekenntnissform, dieser Hass, und was ihn erzeugt hatte, die Verknöcherung des Geistes und die Ertödtung der Liebe durch den Buchstabendienst, wir wissen, wie das Alles, der Friedenspredigt Arndt's und Andreä's trotzend, das siebzehnte Jahrhundert entlang fortgedauert und fortgewuchert hat (die schmerzvolle Frage des edlen Friedrich von Logau:

«Luthrisch, Päbstisch und Calvinisch, diese Glauben alle drei
Sind vorhanden: doch ist Zweifel, wo das Christenthum dann sei»),

und wissen auch, wie es im achtzehnten nach der einen Seite hin die Herzen eines Spener und eines Zinzendorff, die der Kirche gern ein Sauerteig gewesen wären, zur Absonderung von der Kirche genöthigt, nach der andern aber jeglichem Unglauben ein breites wüstes Feld, um sich darin anzubauen, hat überlassen müssen. Denn gegenüber dem Pabstthum, das neu auf lutheranischem Boden erwachsen war, hatten Zweifel und Frevel in dem Zeit-

alter Friedrich's II von Preussen die gleiche, wenn man es so nennen darf, Berechtigung, als ein halbes Jahrtausend vorher in dem Zeitalter Friedrich's II von Sicilien dem Pabstthum Roms gegenüber. Und wie in den Ländern deutscher Zunge, so in dem andern Hauptsitze der protestirenden Bekenntnisse, in England. Swift, der in jener einst viel bewunderten Satire, dem Märchen von der Tonne, die gehässige Dichtung unseres Rinckart wieder aufgefrischt hat, nur dass Martinus ihm die anglikanische Kirche bedeutet und Johannes die der Presbyterianer, Jonathan Swift und der freche Feind alles Christenthums, Bolingbroke, waren Zeitgenossen. Ich enthalte mich, so nahe sie auch sich aufdrängt, einer Vergleichung dessen, was, ungewarnt durch solche Vorgänge der Geschichte, ungewarnt durch eigene schwere Erfahrung, die evangelische Kirche unserer Tage mit stolzem Muthwillen sich zu Schulden kommen lässt.

In solch eine Zeit nun, mitten in solche Zustände hinein war Lessing gesetzt, und ich brauche, da Jedermann das Leben und Wirken des stets denkwürdigen Mannes kennt, nicht zu sagen, welchen Platz er eingenommen. Zwar nicht neben Klopstock, noch weniger aber neben Wieland. Schon in den Dingen des äusseren Lebens vermochte es Lessing nicht, oder vermochte er es nur unwillig, sich einer bindenden Form zu fügen; als Student studirte er Alles, nur nicht, was er sollte, und erst am Ende des Mannesalters nahm er ein Amt auf sich. Mehr noch hasste sein Geist die Trägheit und die Einschränkung. Namentlich mit durch ihn, der nicht gewillt war, sich in ein System zu verschliessen, durch ihn, und die zu ihm standen, ward in die Philosophie das eklektische Verfahren eingeführt, das den Raum zwischen Wolf und Kant ausfüllen und Letzterem den Weg bereiten sollte. Ihm war es Bedürfniss, ihn beglückte es, überall unermüdlich, unersättlich zu forschen, und er besass im Forschen eine Tapferkeit, die vor keinem Hemmniss erschrak, die selbst da, wo Anderen ein Zweifel nicht erlaubt schien, den Zweifel suchte, um ihn durchzukämpfen. So denn auch und so zumal auf dem Gebiet der Lehre von den göttlichen Dingen; denn hier zumal war seiner Zeit, und nicht erst seiner Zeit, der wissenschaftlich frei sich bewegende Geist abhanden gekommen. Lassen wir uns, um Lessing als Kritiker auch in der Theologie zu würdigen, nicht beirren durch den Missbrauch, den Leichtsinn und

Frevel, und den die aufklärerische Seichtheit mit seinem Namen getrieben hat und heute noch treibt: er selber war für alles das zu redlich, zu ernst, zu tief, zu grossartig in seiner Empirie, bei all der Strenge und Schärfe seines Geistes doch zu bedürftig der Liebe, bei aller Ungläubigkeit zu fromm. Nicht bloss die Wissenschaftlichkeit, auch den frommen Sinn, auch die Liebe vermisste er bei den Bekennern und den Lehrern des Christenthums. Schon als Jüngling hatte er einmal seinen besorgten Eltern heimgeschrieben: «Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse und, oft ohne sie zu verstehen, im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind, oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist oder sich wenigstens bestrebt, dazu zu gelangen. Die christliche Religion ist kein Werk, das man auf Treu und Glauben von seinen Eltern annehmen soll. Die Meisten erbten sie zwar von ihnen so, wie ihr Vermögen, aber sie zeigen durch ihre Aufführung auch, was für rechtschaffene Christen sie sind. So lange ich nicht sehe, dass eins der vornehmsten Gebote des Christenthums, seinen Feind zu lieben, besser beobachtet wird, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben.» Darum konnte er noch in dem Streite mit Götze das schöne Gespräch von dem Liebestestament des Johannes schreiben, darum aber auch von eben diesem Streite so tief im Herzen sich gekränkt fühlen und mit solcher Verbitterung des Gemüths aus demselben hervorgehen.

Diese Stellung nun und schon der volle Anklang dieser Stimmung sind es, in denen Lessing, nachdem er bereits um Jahre vorher den Plan gefasst und den Entwurf gefertigt, vom Jahre 1778 auf 1779 seinen Nathan gedichtet hat, mitten also im vollen Feuer des Krieges, der von den wolfenbüttler Fragmenten war entzündet worden, und als eine der Schlachten dieses Krieges, nach Lessing's eigenem Urtheil als eine der grössten und entscheidendsten. Noch während der Arbeit liess er gegen seinen Bruder die Aeusserung fallen: «Ich glaube, dass ich gewiss den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten.» Sein Bruder erwartete desshalb und Freunde fürchteten, es würde das Drama eine Satire auf die Theologie und die Theologen werden; das freilich wies der

Dichter zurück, und wirklich hat er auch weder die Sache, um die es sich handelte, noch die Gegner, noch sich so entwürdigt. Den ersten Anstoss aber (das berichtet wiederholendlich Lessing selbst) hatte ihm jene Novelle von den drei Ringen, so wie Boccaccio sie erzählt, gegeben; mit dem Rahmen, in welchen die Gleichnissrede dort gefasst ist, empfing er bereits die Person des Sultans und des Juden und die Zeit und die Räumlichkeit, kurz, all die Hauptbedingnisse seiner Handlung, mit der Gleichnissrede selbst den Brennpunkt, in den sich Alles, was sonst vereinzelt ausgesprochen wird, zusammenfindet, die Quelle, von der all das Andere nur einzeln abfliessende Tropfen sind.

Und in welchem Sinne hat Lessing die Parabel, in welchem Sinne das ganze um sie her gewachsene Drama verstanden und gemeint?

Oft, ja gewöhnlich wird Nathan der Weise in guten Treuen so gelesen, dass er die Duldsamkeit gegen Andersgläubige lehren solle, dass er somit, nur höher und weiter gefasst, ein Seiten- und Gegenstück wäre zu dem vorher erwähnten Drama altlutherischer Unduldsamkeit und eine Art Wiederholung «der Juden,» jenes älteren, schon im Jahre 1749 von Lessing geschriebenen Lustspiels, das nur dies eine Volk gegen den gewohnten Hass vertheidigt. Man dürfte für solch eine Betrachtungsweise darauf sich berufen, dass auch Herder, auch Goethe den Zweck des Dichters und die Bedeutung des Gedichtes so betrachtet haben. Denn auch Herder nennt dasselbe «einen Kranz von Lehren der schönsten Art, der Menschen-, Religions- und Völkerduldung.» und Goethe preist «das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl.» Gleichwohl scheint diese Auffassung unrichtig. Wir nennen Toleranz, dass man den Andern in den Abweichungen seines Glaubens und seiner Glaubensübung unbehelligt, so lange er selbst es will, gewähren lasse, entweder weil die Abweichungen so gross sind, dass jeder Versuch, sie anders als durch Ueberzeugung aufzuheben, ein Eingriff in das innerste Heiligthum der Freiheit wäre, oder weil es wesentlich keine, weil es so unwesentliche Abweichungen sind, dass selbst ein Versuch, die Ueberzeugung umzustimmen, zum Ueberfluss gehörte, wie Goethe, hier besser zutreffend, sagt:

„Das Unser Vater ein schön Gebet;
Es dient und hilft in allen Nöthen:
Wenn einer auch Vater unser fleht,
In Gottes Namen, lasst ihn beten!"

In dem einen aber wie in dem andern Fall ist es nothwendig, dass der Duldsame selbst einen bestimmten Glauben besitze und ihn übe; denn nur so wird eine Abweichung möglich, welche Duldung anspricht; es kann z. B. ein Staat die Juden nur insofern dulden, als er selbst ein christlicher Staat ist, nicht jedoch, wenn er sich über Christenthum und Judenthum gleichsam unparteiisch hinwegsetzt. Ist aber diess der Begriff der Toleranz in Glaubenssachen, so giebt Lessing's Nathan gewiss kein Vorbild dafür, keine Anleitung dazu. Denn es müsste, um solches zu gewähren, das Gedicht der das Ganze beherrschenden Gesinnung nach selbst auf dem Standpunkte des Christenthums oder meinethalb auch dem des Judenthums oder des Islams stehen; es müssten in ihm wenigstens Christen und Juden und Mohammedaner vorkommen, die wirklich Christen, Juden, Mohammedaner wären und dennoch die Anderen, Jeden in seinem Glauben, anerkennten und beliessen. Von all dem aber hat das Drama nichts: gleich Nathan, die Hauptperson, wo ist er so in Wirklichkeit ein Jude, dass er als Jude Duldung üben, als Jude Duldung erfahren könnte? Das Einzige, was in diese Richtung mag gezogen werden, ist die eine Gestalt des Patriarchen, insofern sie das abschreckende Beispiel einer in alle Bosheit hineingewachsenen Unduldsamkeit giebt.

Der Sinn des Dramas ist nicht dieser; das hätte sich dem aufmerksameren Blicke schon aus den Zeit- und Lebensverhältnissen ergeben sollen, in denen Lessing dasselbe verfasst hat, mitten in der anti-götzeschen Fehde, die ja nicht um den Grundsatz der Duldung ging. Und Lessing selbst auch deutet als Grund und Ziel der Arbeit ganz etwas Anderes, nämlich die Fragen eben jenes Streites an, wenn er in einem Briefe an seinen Bruder sagt: «Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen, doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen,» und wieder dann in dem einen Bruchstück der unvollendet und ungedruckt gebliebenen Vorrede: «Nathan's Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen.» Das Ge-

dicht ist lediglich ein Zeugniss und Erzeugniss des Deismus, jenes Glaubens, der auch einen einigen Gott bekennt, aber sich damit nur auf die Vernunft und den Verstand des Menschen, auf das eigene Denken und Erfahren gründet, jede höhere Offenbarung dagegen verwirft nnd all solchen Offenbarungen den gleichen Werth und Unwerth beimisst. Am anschaulichsten das in dem Keime, aus welchem das Drama sich entwickelt hat, der alten Parabel. Von den drei Ringen ist zwar nach der Meinung der Eigenthümer ein jeder der echte, in Wirklichkeit jedoch nur einer, und welcher eine, das weiss auf Erden Niemand; ja vielleicht (so wendet zum mindesten Lessing die Erzählung) vielleicht ist kein einziger mehr der echte. Judenthum, Christenthum, Mohammedanismus, eines davon mag der wahre Glaube sein; aber ob dieser eine gerade das Christenthum, das ist der Zweifel, den die Erzählung nicht erledigt und den sie als gleichgültig unerledigt lässt. So wohl musste es Lessing thun, die Indifferenz des Deismus, die sich von seiner Zeit an ununterbrochen nur bis in die zweite Hälfte des sechzehnten, ja zunächst nur bis an den Beginn des laufenden achtzehnten Jahrhunderts zurückverfolgen liess, diese freiere, menschlichere Ansicht der Glaubensdinge, noch unbefleckt von grobem Materialismus, noch unbemengt mit atheistischer Verirrung, schon im Mittelalter und da unter solchen Umständen, in solcher Räumlichkeit, in der Heimath und dem frühesten Grenzlande der drei Religionen, ausgesprochen zu finden, dass dem Ausspruche damit gleichsam der Werth einer authentischen Erklärung verliehen war.

Aus diesem Sinne des Gedichtes erklärt sich auch ein gemeinsamer Hauptzug zweier seiner Hauptcharaktere. Der Deismus, für den die christliche Lehre von der Gnade und der Erlösung nicht vorhanden ist, muss die Vervollkommnung des inneren Menschen einzig im Verdienst der eigenen Tugend und, damit das kein blosses Wissen und Wollen des Rechten sei, in einer werkthätigen Bewährung derselben, vorzüglich also im Wohlthun suchen; er trifft darin mit der gesunkenen Kirche des Mittelalters überein, die ja auch auf die guten Werke einen höheren Ton als auf den Glauben gelegt und gern die Heiligung vertauscht hat gegen die Werkheiligkeit. Darum galt wohlthätig und freigebig, mit einem Wort milde zu sein im Mittelalter für die höchste aller Tugenden und ward noch mehr als selbst

die Ritterlichkeit von einem Fürsten gefordert, an einem Fürsten gerühmt; aller Tadel verstummte und aller Hass erlosch, wo nur diese Tugend und gar mit Verschwendung geübt ward. Zumal darum war Saladin selbst bei den Christen hochgeehrt, und seine Milde blieb noch manches Menschenalter hindurch auch in Deutschland sprichwörtlich. So kehrt denn auch Lessing diesen Charakterzug des Sultans in besonders hellem Lichte hervor, durch Handlung wie durch Rede; die kurztreffende Selbstbezeichnung: «Hier fällt es mir doch nur durch die Finger,» wiederholt und deutet auf einen Spruch zurück, den unser Walther uns von Saladin überliefert, die Hände eines Königs sollten durchlöchert sein. Und ebenso verschwenderisch im Wohlthun und im Schenken ist Nathan; um so weniger nun steht er als Jude, um so mehr als ein Mensch auf dem Gipfel menschlicher Tugend da. Selbst den Namen hat Lessing in Bezug hierauf gewählt. Bei Boccaccio heisst der von Saladin angesprochene Jude Melchisedech, anderswo aber bei demselben Novellisten kommt ein Nathan vor, der das Ideal der Freigebigkeit, der so freigebig ist, dass er zuletzt einem Nebenbuhler selbst sein Leben schenken will. Und Nathan bedeutet ja so viel als Geber oder eigentlich: er giebt.

Ist nun aber von den Lehren der Duldung, die so Mancher sich aus dem Nathan nimmt, wirklich nichts darin enthalten? Wohl: insofern das Gedicht die Glaubensgleichgültigkeit lehrt und die Glaubensgleichgültigkeit ein Verfahren beobachtet, das der Duldung ähnlich sieht, mag man wohl auch sagen, dass hier Duldung gelehrt werde. Indessen ist eine Duldung solcher Art sehr von dem verschieden, was uns vorher als das eigentliche Wesen dieser schönen Tugend entgegengetreten ist. Die wahre Duldung lässt dem anderen Glauben, dem anderen Bekenntniss seine Berechtigung; die Gleichgültigkeit, weil ihr der andere Glaube ebensoviel Recht oder ebensoviel Unrecht hat, gewährt ihm Gleichberechtigung: eine Toleranz, die im Staate nur dann zu verwirklichen wäre, wenn es gelänge, denselben aus aller Geschichte wegzuheben und ihn frisch auf den abstracten Begriff zu zimmern. Solch eine Duldung nun um des gleichen Rechtes oder gleichen Unrechts willen kommt allerdings im Nathan oft genug zu Worte und oft genug mit einer so weit gehenden Selbstentäusserung, dass Einer dem Andern seinen Glauben preisgiebt, Einer dem Andern willfährig und zuvorkommend einräumt, wie

sein eigener Glaube vielleicht ein Irrthum und wohl noch mehr und Schlimmeres als bloss ein Irrthum sei. So z. B. im zweiten Acte. Der Tempelherr:

„Wisst Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?
Wie, wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht hasste,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte, seines Stolzes,
Den es auf Christ und Muselmann vererbte,
Nur sein Gott sei der rechte Gott? Ihr stutzt,
Dass ich, ein Christ, ein Tempelherr, so rede?
Wann hat und wo die fromme Raserei,
Den bessern Gott zu haben, diesen bessern
Der ganzen Welt als besten aufzudringen,
In ihrer schwärzesten Gestalt sich mehr
Gezeigt als hier, als itzt? Wem hier, wem itzt
Die Schuppen nicht vom Auge fallen — doch
Sei blind, wer will! Vergesst, was ich gesagt,
Und lasst mich!

Nathan.

Ha! Ihr wisst nicht, wie viel fester
Ich nun mich an Euch drängen werde. Kommt!
Wir müssen, müssen Freunde sein. Verachtet
Mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heisst denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
Als Mensch? Ach, wenn ich Einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es gnügt, ein Mensch
Zu heissen!

Tempelherr.

Ja, bei Gott! das habt Ihr, Nathan;
Das habt Ihr. Eure Hand! Ich schäme mich,
Euch einen Augenblick verkannt zu haben.“

Aber es steht bedenklich um die Toleranz der deistischen Gleichgültigkeit. Nicht begründet auf einen Glauben, der im Gefühl der eignen Beseligung auch des unvollkommeneren Glaubens Anderer schont, nicht auf dem unwandelbaren Grunde jener Liebe, die des Glaubens Vollendung ist, beruhend, sondern allein auf dem trüglich schwankenden des Verstandes, wird die Duldsamkeit des Deisten immer nur so weit reichen, als der Verstand jedesmal zugeben mag, dass die eigne Ueberzeugung auch ein irre gehendes blosses Meinen, dass die des Andern vielleicht die richtige sein könne. Immer jedoch und überall mag der Ver-

stand das nicht zugeben, ja er wird in seinem Stolze das nur selten; daher die Erscheinung, die nur auf den ersten flüchtigen Anblick überrascht, dass gerade die Herolde und Vollstrecker der deistischen Duldsamkeit oft zugleich am allerunduldsamsten sind. Wie launisch in dieser Beziehung hat die Handlungsweise des grossen Friedrich und Joseph's II abgewechselt, und mit welchem Brandgeruche beinahe eines Ketzergerichtes predigte Joh. Heinr. Voss die Duldung!

Noch weiter hierin. Es ist eine bekannte Thatsache, dass die leidenschaftlichsten, duldungslosesten Feinde eines Glaubens gerade die zu sein pflegen, die ursprünglich demselben angehört, dann aber ihn verlassen haben. Nicht anders die vom Christenthum abgefallenen Deisten. Sie können sich mit Jugendlichkeit für die Götter Griechenlands begeistern, sie empfinden Schauer der Ehrfurcht vor der ägyptischen Priesterweisheit: das Christenthum ist ihnen nur eine Anstalt freudeloser Verdumpfung, ein Gewebe der Pfaffen, betrogener Betrüger; sie müssen sich ausweisen durch eine so entschiedene Sprache, sie müssen sich selbst überreden und die innere Stimme überschreien. Und dieser Hass, zum mindesten doch ein Vorurtheil gegen den Christenglauben, es geht als bitterer Geschmack auch durch den ganzen Nathan, und falls das Gedicht auch Duldsamkeit gegen Juden und Mohammedaner lehrte, gegen das Christenthum zeigt und lehrt es nur Unduldsamkeit. Gern würde darin die Verehrung nur einen vorübergehenden Einfluss des götzeschen Haders erkennen, und sie mag und darf das auch, soweit es bloss einzelne, besonders zugeschärfte Aeusserungen gilt. Aber es handelt sich um mehr als bloss dergleichen Einzelheiten: die ganze Anlage, die älter als die Ausführung in der Zeit jenes Streites ist, trägt das Gepräge solcher Feindseligkeit. Ueberblicken wir nur die Reihe der Personen, durch welche neben den idealisch edlen Vertretern des Judenthums und des Islams die Christenheit vertreten wird. Da ist, schlecht bis zur Schurkerei, der Patriarch; gutmüthig, aber voll Aberglaubens, beschränkt und aus Beschränktheit wohl auch des Schlechten fähig, Daja; «die gute Haut» sodann, «die fromme Einfalt,» wie er heisst, der Klosterbruder, in welchem sich aber, damit er so redlich gut sein könne, neben all der einfältigen Frömmigkeit schon etwas von der höheren Weisheit Nathan's regt; er sagt zu diesem:

„Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In solchen Jahren mehr als Christenthum.
Zum Christenthume hat's noch immer Zeit.
Wenn nur das Mädchen sonst gesund und fromm
Vor Euern Augen aufgewachsen ist,
So blieb's vor Gottes Augen, was es war.
Und ist denn nicht das ganze Christenthum
Auf's Judenthum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Thränen gnug gekostet,
Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Dass unser Herr ja selbst ein Jude war."

Und wieder zu Nathan:

„Ihr seid ein Christ. Bei Gott! Ihr seid ein Christ.
Ein bess'rer Christ war nie.

Nathan.

Wohl uns! Denn was
Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
Zum Juden."

Endlich, die Einzigen unter den Christen, die zugleich edel von Gemüth sind und hoch stehen an Geist, der Tempelherr und Recha, Ersterer zwar im Christenthum erzogen und mit dem Schwert ein Verfechter desselben; aber er giebt es mit Geringschätzung, ja mit Hohn an die allgemeine Menschlichkeit dahin; Recha zwar getauft, aber was sie vom Christenthume weiss, das weiss sie allein durch die boshaft-gutmüthige Schwätzerin Daja; erzogen ist sie in einem menschlich verklärten Judenthume; und zuletzt gehören beide gar nicht zur Christenheit; ihr Blut und ihr Geist und ihre Tugenden sind das Erbtheil eines türkischen Vaters.

Dieser so beflissenen Zurücksetzung des eigenen, ihm angeborenen, ihm anerzogenen Glaubens gegenüber hat Lessing mit desto grösserer Vorliebe das Judenthum behandelt, der Beste, der Weiseste, der wirklich Frömmste unter Allen, die das Drama zeigt, ist ein Jude, ist Nathan. Es mag hierin noch immer jener Duldungsgedanke wirken, der ihn dreissig Jahre früher getrieben hatte, das Lustspiel «die Juden» abzufassen; als noch frischere Einwirkung mag die Freundschaft des ebenso gemüths- als weisheitsvollen Mendelssohn in Anschlag zu bringen sein; der Hauptgrund aber liegt doch anderswo. Einmal darin, dass allerdings zwischen Judenthum und Deismus der schmalere Zwischenraum

zu überspringen ist; desshalb auch sind die deistischen Reden Nathan's weniger leidenschaftlich, weniger höhnisch und gehässig, als z. B. die des Tempelherren. Sodann, was damit sich verbindet, in der geschichtlichen Bedeutung, die Lessing, als er sein Drama entwarf und schrieb, noch der Offenbarung durch Mose eingeräumt hat. Jetzt noch war ihm das Judenthum nicht bloss der älteste, sondern auch der reinste, der verhältnissmässig echteste Glaube an den einen Gott; die Juden sind, wie Recha es einmal verbildlicht, auf den heiligen Berg der Offenbarung hinauf, die Anderen wieder davon hinabgestiegen. Ganz dieser Anschauung gemäss nimmt Nathan, wie er unter Allen im Stück der Bejahrteste ist, so inmitten der verschiedenen Religionen gleichsam den Platz des Familienhauptes ein: «Recha's wahrer Vater,» sagt der Tempelherr einmal,

„Recha's wahrer Vater
Bleibt, trotz dem Christen, der sie zeugte, bleibt
In Ewigkeit der Jude. Wenn ich mir
Sie lediglich als Christendirne denke,
Sie sonder alles das mir denke, was
Allein ihr so ein Jude geben konnte:
Sprich, Herz, was wär' an ihr, das dir gefiel'?
Nichts! Wenig!"

So steht denn auch der Tempelherr als der Bruder Recha's zu deren Erzieher in einem Kindschaftsverhältniss; Nathan selbst betrachtet es so:

„O meine Kinder, meine Kinder!
Denn meiner Tochter Bruder wär' mein Kind
Nicht auch, sobald er will?"

Und ebenso hat die Christin, die Pflegerin Recha's, unter Nathan's hausväterlichen Schutz Zuflucht genommen.

Blicken wir auf den Gang der bisherigen Erörterung zurück, so wiederholt sich von selbst, womit wir begonnen haben, das Urtheil, dass in Nathan dem Weisen die Poesie der Lehre dienstbar gemacht, die dramatisirte Geschichte nur das Werkzeug eines Zweckes, die Dichtung nicht so das natürlich mitgewachsene Kleid einer Idee zu nennen sei, wie nach der Sage der Alten Minerva schon gerüstet aus dem Haupte des Göttervaters hervorgesprungen. Es ist Tendenzpoesie. Jedesmal aber, wo die Dichtkunst Zwecke verfolgt, die ausserhalb ihrer Natur und ihres Bereiches liegen, wird sich das, mehr oder minder empfindlich,

irgendwie an ihren Werken rächen. Und es hat auch an Nathan dem Weisen sich gerächt und den und jenen Verstoss wider die Kunst des Dramas, Verstösse so im Ganzen wie im Einzelnen, nach sich gezogen. Ich denke an die Verhältnisslosigkeit, womit der Derwisch zuerst einen grossen Theil der Zwiegespräche für sich in Beschlag nimmt, dann aber plötzlich und gänzlich aus dem Stück verschwindet; an den bänglichen Schluss, welcher den Tempelherrn die brennende Leidenschaft seiner Liebe zu Recha mit einem Male gegen die bloss brüderliche Zuneigung vertauschen lässt; an die überall mehr dialektische und rhetorische als eigentlich dichterische Handhabung des Dialogs und Monologs; an den Widerspruch, den bereits Schiller in seiner geistreichen Schrift über naive und sentimentalische Dichtung angedeutet hat, zwischen dem ernsten Sinn und Gehalte der Handlung und den wesentlich komisch gearteten Mitteln, wodurch dieselbe vorwärts bewegt, verwickelt und entwickelt wird. Aber ich begnüge mich gern, damit Ihre Geduld nicht allzu sehr ermüdet werde, mit solcher bloss kurz hervorhebenden Aufzählung, wie ich eben desshalb schon früher, wo von dem metrischen Verdienst des Gedichtes die Rede war, der metrischen Mängel lieber gar nicht erwähnt habe, und gestatte mir ein etwas längeres Verweilen nur bei dem einen Punkte noch, in welchem der Kern und Keim des ganzen Drama's liegt, und welcher darum auch aus unserer Betrachtung wohl immer neu hervorblicken darf.

Also die erste Anregung zum Nathan hat Lessing von einer Novelle des Boccaz empfangen. Da ist Saladin auch in Verlegenheit um Geld, und indem er sein Absehen auf einen geizigen Juden richtet, meint er, es werde Gewalt erforderlich sein; um hierzu den Vorwand zu finden, stellt er die verfängliche Frage über die drei Religionen; denn er erwartet, der Jude werde sich gegen den Islam erklären und so einen Anlass, ihn zu bestrafen, geben. Aber geschickt umgeht dieser mit der Gleichnissrede von den drei Ringen die Falle, die ihm gelegt ist, und dem Sultan bleibt nur übrig, sich in Güte mit ihm über sein Bedürfniss zu verständigen. Da ist somit die Erzählung der Parabel wohlbegründet. Lessing nun hat nicht umhin gekonnt, sie gleichfalls anzubringen; aber mich dünkt, ihm sei das nicht geglückt, sie störe bei ihm die Anlage des Gedichtes, und es müsse Jeder, der das Ganze ins Auge fasst, den Eindruck haben, als stocke

da, wo dieses Zwiegespräch eintritt, die Handlung. Denn der Jude Lessing's ist nicht geizig: zwar Al-Hafi, der Derwisch, möchte aus Beweggründen der Freundschaft ihn halb und halb dafür ausgeben, aber Saladin glaubt dem nicht, da er zugleich vernimmt und glaubt, wie weise, wie mildthätig, wie tugendhaft überhaupt der Jude sei; auch liegt Gewalt zu brauchen weder in der Art, noch in der Absicht des Sultans. So bringt ihn nur das Zureden der Schwester dahin, jene Frage zu thun, und Beider Zweck dabei ist nur die Befriedigung einer Neugierde. Das wäre für jedes, das ist nun gar für ein dramatisches Gedicht höchst müssig, und es erscheint in noch höherem Grade müssig, wenn man den Fall annimmt (und Saladin musste auch den als möglich setzen), dass Nathan nicht so befriedigend, nicht so gewinnend, dass er etwa ganz als Jude geantwortet hätte; Saladin konnte auch dann nicht anders handeln, als es nun geschieht; er würde auch dann nicht Gewalt gebraucht, er würde auch dann die gewünschten Gelder empfangen, das Drama würde auch dann denselben weiteren Verlauf als nun haben nehmen können. Diese Müssigkeit stört um so mehr, als gerade an dieser Stelle der ganze Gedankengehalt sich einen, hier als am Mittelpunkt des Gedichtes sich in schärfster Gestaltung gleichsam zuspitzen sollte. Einzeln, für sich genommen, ist die Erzählung meisterhaft, als ein Glied des Ganzen aber nicht; denn sie ist kein Glied, sondern nur eine unorganische Einschaltung. Aber Lessing hatte die Bedeutung derselben von vornherein in ungehöriger Weise aufgefasst; konnte er doch an seinen Bruder schreiben: «Ich glaube, eine sehr interressante Episode dazu (zu der Novelle nämlich des Boccaz) erfunden zu haben, dass sich Alles sehr gut soll lesen lassen;» damit ist, gleichviel wie das Wort Episode zu verstehen sei, jedesfalls die Erzählung der Parabel für die Hauptsache des Ganzen, all das Uebrige dagegen und die eigentliche Handlung für bloss eine Nebensache erklärt.

In solcher Art bietet Nathan der Weise, selbst wenn man ihn lediglich von dem künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, keineswegs die volle Befriedigung dar, eben wie es tiefer im Gemüthe unbefriedigt lässt, dass all den edelgestimmten Menschen auf der Bühne zuletzt so gar nichts bleibt, als ihre guten Werke und deren Bewusstsein, und dem Zuschauer, dem Leser nichts als eine Verneinung. Begreiflich ist daher, was uns Goethe be-

zeugt und was anderswo noch unmittelbarer bezeugt ist, dass Schiller, wie überhaupt keine Liebe zu Lessing's dramatischen Arbeiten, ja theilweise Widerwillen gegen dieselben, so namentlich am Nathan kein Wohlgefallen empfunden, dass «die frostige Natur,» wie er es selbst nennt, dieses Stückes auf sein warmblütiges Herz nur abstossend gewirkt hat. Aber sind dafür nicht der Anderen genug, die, unbeirrt durch die künstlerischen Gebrechen, auch von dem Sinne des Gedichts befriedigt, ja angezogen und gefesselt werden und über sich selbst und Andere sich dadurch erhoben fühlen, sind deren nicht von jeher bis auf heute genug gewesen? Hat nicht Platen, der an den Dichtern seines eigenen Jahrzehnts so selten etwas zu loben wusste, diesem Gedicht eines abgelaufenen Jahrhunderts das höchste Lob gegönnt?

„Deutsche Tragödien hab' ich in Masse gelesen; die beste
Schien mir diese, wiewohl ohne Gespenster und Spuk.
Hier ist Alles, Character und Geist und der edelsten Menschheit
Bild, und die Götter vergehn vor dem alleinigen Gott."

Und hat nicht erst in allerjüngster Zeit ein norddeutscher Schulmann, Eduard Niemeyer zu Crefeld, es natürlich und selbstverständlich gefunden, dass der Nathan sogar ein Schulbuch werde, und zum Besten des Schulgebrauches einen ganzen Band voll Commentars darüber drucken lassen?

Freilich wohl; wir haben jedoch schon vorher gesehen, welchem Missverstande bei den Meisten das Drama unterliege, wie in bewundernswerther Harmlosigkeit es herkömmlich sei, aus einem Buche, das von dem schneidendsten Misston einer unduldsamen Gehässigkeit durchzogen ist, gerade die Duldung, diese Pflicht der christlichen Liebe, herauszulesen. Solchen aber, denen mit Ernst jede Religionsoffenbarung eine Kette der Knechtschaft dünkt und die sich entledigt fühlen, sobald sie in die Kette knirschen, Solchen mag allerdings dies Gedicht wie ein Evangelium der Erlösung klingen. Da geschieht es dann wohl, und wir nehmen Gleiches oft in dieser Richtung wahr, dass dieselben, die kühn gen Himmel trotzen, vor menschlichem Ansehen sich in Trägheit beugen und nachbeten, wo wahrlich doch nicht vorgebetet wird.

Beteten aber Solche unserem Gotthold Lessing wirklich nach, ihm selbst weiter nach, und nicht bloss, stehen bleibend, diesem seinem Nathan! Denn, mit Zuversicht lässt es sich be-

haupten, das ganze Drama, nicht bloss Einzelheiten, sondern Haltung und Sinn des Ganzen würden anders, wesentlich anders ausgefallen sein, wenn es nur um etwa zwei Jahre später wäre von Neuem oder zuerst gedichtet worden. Lessing's Geist war so hoch und gross und darum auch so demüthig, dass er nicht, wie kleinere Menschen gerade in dergleichen Dingen nur zu gern thun, das einmal Erfasste eigensinnig und selbstgenügsam festhielt; ernst, eifrig, redlich arbeiteten die Gedanken in ihm fort, und schon im Jahre 1780, dem nächsten schon nach Vollendung des Nathan, dem letzten noch vor seinem Tode, schrieb er sein Werk über die Erziehung des Menschengeschlechts, reicher an Gehalt als an Umfang und, wenn man will, sein letztes, sein Vermächtniss gleichsam. Hier denn lässt er, die sonst der Deismus weislich nicht befragt, auch der Geschichte ihr Recht widerfahren; in dem ganzen Gange aber der Weltgeschichte erkennt er hier eine fortschreitende Erziehung der Menschheit durch Offenbarungen Gottes und erkennt es an, dass der menschlichen Vernunft die Offenbarung zu Hülfe und zuvorkomme, und erkennt als erste Offenbarung die durch Mose an und als die zweite das Christenthum, in diesem die höhere Stufe, und wenn auch nicht die letzte, auf welche die leitende Hand Gottes den Menschen habe stellen wollen, so doch die vorletzte, die auf ein neues, ewiges Evangelium, das in den Urkunden des Christenthums selbst verheissene, ihn vorbereite. Es ist klar, dass mit dieser weiter emporgestiegenen Anschauung der Dinge die Anschauung, die Nathan dem Weisen zu Grunde liegt, nicht mehr kann vereinigt werden; nun ist ja das Christenthum nicht mehr mit der Geltung des gleichen Werthes oder Unwerthes neben den mosaischen Glauben, sondern mit dem höheren Werthe eines geschichtlichen Fortschrittes über denselben geordnet, der Islam aber als gänzlich unberechtigt bei Seite gelassen. Wenn Lessing nun aus einem der früher erwähnten Gleichnisse hätte ein Drama dichten wollen, so würde ihm nicht mehr zunächst bei der Hand die Novalle Boccaccio's, wo der christliche Ring auch unecht sein kann und der mohammedanische auch echt, viel näher würde ihm nun jene der Gesta Romanorum gelegen haben, in welcher sich durch Vorzüge höherer Kraft einzig der Ring des Christenthums als echt erweist.

So das mögliche Drama vom Jahre 1781, und gewiss, wäre nur Lessing seinem Volke länger vergönnt worden, der Mann, der stark und ehrlich genug war, mit Nathan dem Weisen die litterarischen Irrungen früherer Jahre zurückzunehmen, hätte stark und ehrlich auch wieder den Nathan und die Irrungen gegen das Christenthum zurückgenommen.

Gedächtnissrede auf Ludwig Uhland.

Vorgetragen bei der Uhlandfeier zu Basel, den 13. Januar 1863.

(Aus Gelzers protest. Monatsblättern, 21. Band, 1863. S. 1—20.)

„Wie ein herbstdurchschütterter Strauch
Ist das zagende Vaterland,
Wie in Blättern sich regt ein Hauch,
Löst er Einem das Lebensband."

Dieses Herbstgefühl, wie Rückert es so ergreifend ausspricht, drängt sich jedem Sohne, jedem Freunde des deutschen Volkes (und es sollte das deutsche Volk so viele Freunde zählen, als es wahre Freunde auch der anderen Völker giebt), drängt Jedem sich auf, wenn er all die herben Verluste nachrechnet, die seit wenigen Jahren Deutschland Schlag auf Schlag getroffen haben, wenn er die Besten in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft Einen nach dem Anderen dahinscheiden und hinter ihnen zurückbleibend welch einen spärlichen Nachwuchs Solcher sieht, die befähigt wären, das Leben und die Entwickelung des Volkes fortzuführen. Wahrlich, es ist, als stände Deutschland in dem Herbst eines Weltjahres, als wäre der Frühlingsmuth, wo er noch sich regen mag, nur eine jener Täuschungen durch die Sonne, die niedersinkend noch einmal lächelt, durch das Laub der Bäume, das sich im Welken bunter färbt, als gienge das Geschlecht, das bleibt, und das Geschlecht, das kommt, einem Winter entgegen ohne Licht und Wärme, ohne Männer, ohne Thaten.

«Wie in Blättern sich regt ein Hauch, löst er Einem das

Lebensband.» Und auch dem ist es nun gelöst, der wie keiner von allen, welche lebten, der Dichter des Volkes war, einem Dichter, in dessen Verehrung und Liebe wir Aelteren alt geworden sind und unsere Jugend heranwächst, Ludwig Uhland. Sein Tod hat die gesammte deutsche, hat auch die ausserdeutsche Welt, so weit sie Kunde von deutschen Dingen und Sinn für Mannes- und Dichtergrösse besitzt, mit Schmerz erfüllt: könnte da die Schweiz, könnte Basel ohne das Mitgefühl der Trauer bleiben, die Schweiz, die der Lieblingsboden seiner jährlichen Wanderungen, deren Geschichte und deren Dichtung ein Lieblingsgegenstand seines Forschens war, deren Helden, den Tell, auch er besungen, unser Basel, das auch schon seiner schmucklos schönen Beredsamkeit hat lauschen dürfen, in dessen Mauern er so oft und gern geweilt, ja einst eine Stätte dauernder Wirksamkeit sich gewünscht hat? Vereinigen denn auch wir uns, um mit dem Antritt eines neuen Jahres, nachdem er an der Neige des vergangenen nicht minder uns als seiner Heimat ist genommen worden, dem Namen Ludwig Uhland's ein Fest der schmerzlich dankenden Erinnerung zu weihen, mit Liedern und nur solchen Liedern, die er gedichtet, denen aber die schwesterliche Tonkunst den volleren Flügelschlag ihres Wohllautes geliehen hat, mit dem gesprochenen Worte, das kurz und wahrhaft, wie es einem Uhland ziemt, sein Bild und seinen Werth vergegenwärtigen möchte, das Bild und den Werth zumal des Dichters: als Dichter gehört Uhland voll und gleichmässig Allen, auch den Frauen, auch der Jugend an, als Gelehrter mehr nur den Mitforschenden und als Mann des politischen Kampfes zuvörderst denen, auf deren Seite er stand und focht.

Was aber giebt mir das Recht, hier und heute das Wort zu führen? Ich kann wohl keine Berechtigung dazu aufweisen, aber einer Verpflichtung dazu bin ich mir bewusst und mehrfacher Verpflichtung. Auch in meine Jugend hat wie ein heller Morgenschein sein Lied hereingeleuchtet, auf der Bahn meiner Wissenschaft ist er auch mir ein Vorgänger und Meister gewesen, und die entscheidendsten Wendepunkte seines wie meines Lebens sind durch gegenseitige Berührungen bezeichnet. Derselbe Frühling des Jahres 1833, der mich (ein Menschenalter ist seitdem verflossen) meinen Geburtsort Berlin für immer mit Basel vertauschen liess, führte mich, eben auf der Wanderung hierher,

auch nach Tübingen um Uhland's willen; ich hatte ihm Grüsse meines Lehrers und Freundes Lachmann und dessen Wolfram von Eschenbach zu überbringen; mir selber ward als Gegengabe dafür und als Gastgeschenk der eben erschienene sechste Druck von Uhland's eigenen Gedichten; ich fühle noch heute, wie mir dabei die Hand vor Ehrerbietung und Freude zitterte, und danke noch heute meinem Gott, dass eben damals eine Freundschaft ihren Anfang genommen, die auf mannichfachste Art sich erweisen und bewähren sollte. Noch in demselben Jahre. Uhland hatte sein Lehramt in Tübingen niedergelegt; zugleich war der Bestand der hiesigen Hochschule durch den unseligen Ausgang unserer bürgerlichen Wirren in Frage gestellt: da ward mir (nach so vielen Jahren darf ich es wohl erzählen) aus Württemberg her der Wunsch, der auch der Wunsch Uhland's selber war, eröffnet, dass ich ihm auf dem erledigten Lehrstuhl folgen möchte; ich hielt es jedoch unter jenen Umständen für geboten, in Basel auszuharren, und that die erforderlichen Schritte nicht. Und so ist mir zwar die stolze Freude entgangen, der academische Nachfolger eines Uhland zu sein, dafür blieb mir das Grössere aufbewahrt, ihm selbst noch die letzte, freilich nur noch halb empfundene Freude seines irdischen Lebens bereiten zu helfen, durch die neue, ihm zugeeignete Ausgabe der Gedichte Walther's von der Vogelweide. Er hatte schon, da das Buch ihm nur erst angekündigt war, auf seinem Krankenlager davon geträumt und halb träumend davon gesprochen; endlich kam es; mit freundlichem Lächeln ergriff er das Weihegeschenk der Liebe und schaute es sich blätternd an, musste es aber, und Wehmuth überzog sein Angesicht, bald wieder zur Seite legen. Tags darauf war er gestorben. Und heute gestatten Sie mir, von dem Leben und Wirken meines seligen Freundes zu sprechen!

Von seinem Leben, seinem äusseren Leben, kann und darf ich nur in Kürze berichten; es war dasselbe nicht sonderlich bewegt durch bunte Abwechslung, und das Einzige, was Anlass zu grösserer Ausführlichkeit geben könnte, die Art, wie es zu wiederholten Malen mit dem öffentlichen Leben der engeren und der weitern Heimat sich verflocht, bleibt heute schicklicher unausgeführt.

Johann Ludwig Uhland war am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, aus einer Kaufmanns- und Gelehrtenfamilie; sein

Vater war Secretär der Universität, sein Grossvater, damals noch lebend, Professor der Theologie und Ephorus des theologischen Stiftes. Im Jahre 1802 trat der eben erst fünfzehnjährige Knabe schon aus dem Lyceum der Vaterstadt zu der hohen Schule derselben über und 1805 in die juristische Facultät; Neigung und eigene Wahl jedoch hatten ihn dies Studium nicht ergreifen lassen. Um so weniger drängte es den Hang zur Dichtkunst, dem er von jeher gefolgt war, in ihm zurück; Freunde, die er jetzt für sein ganzes Leben sich gewann, wie namentlich Justinus Kerner, der Mediciner, theilten und stärkten dies sein Streben, und schon von 1806 an zeigte er sich, zunächst nur in Musenalmanachen, öffentlich als Dichter. Zugleich erweckte die Poesie des Mittelalters und des Nordens, die er aus dem Nibelungenlied, aus Waltharius und Saxo Grammaticus kennen lernte, die Begeisterung des Jünglings, und so, nachdem er die letzten Förmlichkeiten seines Faches abgethan und 1808 die Prüfung zum Anwalt, 1810 die zum Doctor der Rechte bestanden hatte, begab er sich für beinahe ein Jahr nach Paris, um dort nach dem Wunsche des Vaters den Code Napoléon, aber auch nach seinem eigenen die altfranzösischen Gedichthandschriften zu studieren: eine Arbeit voll von Beschwerden, wie nur seine jugendliche Frische und Freudigkeit sie zu überstehen vermochte; er musste sich gewöhnen, abwechselnd mit der linken Hand zu schreiben, damit indessen (denn der Bibliotheksraum war ungeheizt) die rechte über einem Kohlenbecken wieder warm und beweglich würde. Ein Ergebniss dieses Pariser Aufenthalts war die in Kürze gehaltvolle Abhandlung über das altfranzösische Epos, von 1812, demselben Jahre, wo er sich in Stuttgart niederliess, um zuerst im Ministerium der Justiz, dann frei als Rechtsanwalt zu arbeiten, wo er aber auch im Vereine mit Freunden und Kunstgenossen den Poetischen Almanach wie 1813 den Deutschen Dichterwald herausgab. Und schon 1815, erst achtundzwanzigjährig, sehen wir ihn auf der langhin sich erstreckenden Höhe seines Lebens angelangt. Da wurden zuert in selbständiger, fast auch schon vollständiger Sammlung seine Gedichte gedruckt, und in seinem Heimatland begannen Ereignisse, die seinem Sinn, seinem Dichten, seiner ganzen Wirksamkeit eine neue, von da an nie mehr aufgegebene Bahn eröffnen sollten. Gegenüber der Regierung, die zwar den Verheissungen des Bundes-

tages gemäss dem Lande eine Verfassung geben wollte, aber eine solche, die einzig der Ausfluss königlicher Gnade war, erhob sich die Stimme derer, die vor Allem die Anerkennung und Wiederherstellung der alten landständischen Rechte, wie sie bis auf die Franzosenzeit bestanden hatten, forderten und jede neue Verfassung als ungültig bezeichneten, welche nicht mit diesen Ständen vereinbart sei. Und vornan unter diesen Kämpfern für das «gute alte Recht» stand Uhland mit seinem rechtlichen und geschichtlichen Wissen und Gewissen; die Waffen aber, die er brauchte, waren zumeist die des Dichters, waren Lieder, und diesen, wie sie auf einzelnen Blättern das Land durchflogen, hier ermuthigten, dort mahnten und warnten, fiel ein grosser Theil des endlich errungenen Sieges zu. Württemberg erhielt im Jahre 1819 eine Verfassung, die auf sein alteinheimisches Recht begründet und durch Vertrag zwischen König und Volk geschaffen war; unter den Abgeordneten des letzteren zu dem Vereinbarungswerke hatte Ludwig Uhland, der inzwischen dreissig Jahre alt und somit wählbar geworden, mit gesessen. Und er fand, ohne ihn gesucht zu haben, den lohnenden Dank, der ihm zwiefach gebührte: Stuttgart begieng den allgemeinen Freuden- und Ehrentag mit der ersten Aufführung seines Herzogs Ernst von Schwaben, der schon 1817 verfasst, an diesem Tage aber vom Dichter mit einem eigenen Prolog begleitet war, und dem sich gerade jetzt ein sinnverwandtes zweites Drama, Ludwig der Bayer, zugesellte; die Wahlkreise des Landes wetteiferten fortan, den muthigen und einsichtsvollen Vertreter von Freiheit und Recht in die neue Ständeversammlung zu berufen, und ich weiss nicht, ob die schwer erlangte Vermählung mit der Geliebten seines Herzens im Jahre 1820 nicht auch noch als ein Preis seiner bürgerlichen Verdienste zu betrachten sei. Ernst und fleissig und tapfer (denn schon ja kam von Karlsbad her die Reaction) lag er den vom Lande ihm anvertrauten Pflichten ob, daneben aber mit frischem und nun erst mit rechtem Eifer auch den Studien unserer alten Dichtung: Zeugniss dessen seine Schrift über Walther von der Vogelweide von 1822 und die Anerkennung, zu welcher selbst die Regierung sich gedrungen fühlte: sie ernannte ihn im Jahre 1830 zum Professor, zum ausserordentlichen Professor der deutschen Sprache und Litteratur in Tübingen. Er sollte jedoch dieses Amt, so sehr damit einem

Bedürfniss seines Innern und schon frühe gehegten Wünschen entsprochen war (schon 1818 und 1819 hatte er in Preussen, in Baden, auch hier in Basel, aber überall vergeblich, eine Stelle der Art gesucht), — er sollte, mit so viel Lust und Erfolg er ihm auch vorstand, es doch nur kürzeste Zeit bekleiden; 1833, da er wieder als Abgeordneter gewählt war, das Ministerium aber dem unbequemen Widersacher den Urlaub verweigerte, dessen er als Staatsdiener jetzt bedurfte, verlangte er lieber die Entlassung von der Professur, und es ward ihm dieselbe, wie der amtliche Ausdruck lautete, «sehr gern» ertheilt. So war es, indem er den früheren Anwaltsberuf nicht wieder aufnahm (seinem Haushalt fehlten auch so die Mittel nicht), es war von jetzt an nur der Beruf eines Landtagsgliedes, der ihn noch öffentlich beschäftigte, und auch von diesem trat er nach sechs Jahren fruchtloser Abmühung zurück und entzog sich gleich den meisten Uebrigen von der freisinnigen Seite des Hauses jeder ferneren Neuwahl. Die volle Musse, die ihm damit geworden, blieb nicht so unfruchtbar; der Alterthumskunde kam sie wohl zu Statten: auf die Sagenforschung des Jahres 1836, den Mythus von Thôr, folgte jetzt, 1844, unter beständigem Suchen und Prüfen und Ordnen langsam ausgereift, die erste und noch die einzige wahrhaft wissenschaftliche Sammlung deutscher Volkslieder. Aber die Kämpfe der Zeit und sein eigener Muth gönnten ihm keine zu lange Ruhe; schon bei der Germanistenversammlung von 1846 hatte ihn Frankfurt mit flammender Beredsamkeit aussprechen hören, was nur noch in der Tiefe grollend alles Volk bewegte; es kam der Ausbruch des Jahres 1848, und wiederum Frankfurt sah ihn als Vertrauensmann und als Abgeordneten und vernahm, da es um die Kaiserwahl sich handelte, aus seinem Munde das Kernwort, nur der sei der deutschen Krone würdig, der mit einem Tropfen demokratischen Oeles gesalbt sei. Wir wissen, wie Alles damals in hohen Wogen gieng; wie bald aber auch in den hohen Wogen Alles wieder scheiterte; Uhland in seiner Treue, seinem Rechtsgefühle hielt auch nach dem Schiffbruche noch aus und war Einer der Hundert, die, nachdem sie hatten Frankfurt räumen müssen, den Reichstag in der Hauptstadt Württembergs fortsetzten, dann aber auch hier und mit Waffengewalt auseinander getrieben wurden. Nicht gebrochenen, nicht verbitterten Herzens (davor bewahrte ihn das

Gleichmaass des Gemüths), nur noch stiller, noch bescheidener und nüchterner in seinem Hoffen kehrte er abermals und nun für immer in die Ruhe am eigenen Herd zurück, in das stattliche Haus an der Neckarbrücke mit dem anmuthig aufgestuften Garten, der immer weiter und schöner auf den blitzenden Fluss und die grünen Auen und die wald- und schlossgekrönten Berge der Alp hinüber blicken lässt, kehrte heim und lebte fortan nur seiner Gattin und den Freunden und der Wissenschaft. Das Jahr 1856 und die folgenden brachten uns, zum Theil aus dem unvollendeten zweiten Bande der Volksliedersammlung vorweggenommen, eine Reihe der schönsten Abhandlungen über Volksdichtung und Sage, Arbeiten, die nicht bloss auf dem Schreibtische gewachsen waren; denn Uhland machte es sich stets zur Pflicht, auch die Orte und die Gegenden, auf die es bei seinen Studien irgend ankam, durch wiederholten Besuch und genaueste Betrachtung sich selbst zu veranschaulichen, wie er beispielshalber einmal in den Vogesen die Schlucht erforschte, vor welcher Walthari mit Guntharí und Hagano gekämpft hat; leider sind die Untersuchungen, um derentwillen er nun auch häufiger als schon früherhin die geliebte Schweiz bereiste, über Tell und den Drachentödter Winkelried, nicht bis zur Ausführung gediehen. Die treue Gefährtin aber auf dieser wie auf allen seinen Wanderungen war die Gattin, einst der gefeierte Schmuck seiner Gesänge, jetzt, wir können nicht sagen: die Stütze seines Alters (denn das Alter mit seinen Schwächen tastete ihn nicht an), aber die theilnehmende Zuschauerin von Allem, was er in Geist und Herz bewegte. Kinder belebten die Stille des Hauses nicht, auch nicht mehr der in früheren Jahren liebend besorgte Pflegesohn; nur die wenigen Freunde und Fachgenossen, die ein kleiner Ort wie Tübingen bieten konnte, giengen ab und zu, noch seltnere von auswärts, da Tübingen etwas seitab von den grossen Heerstrassen liegt. In solcher Zurückgezogenheit des Lebens, die zeitweise beinahe zur Einsamkeit ward, musste sich die ganze Eigenart Uhland's immer entschiedener ausprägen und befestigen. Er ist nie ein Mann von vielen, noch weniger von grossen Worten gewesen; schlicht und unscheinbar wie sein Aeusseres, das weder den Dichter noch den Forscher verrieth (nur in dem treuen Blick und, wenn es ihm warm um das Herz ward, in dem sonnigen Leuchten seines Auges brach die Tiefe des Gemüths hervor),

ebenso unscheinbar und schlicht war auch meist sein Reden, war sogar unbeholfen und stockte häufig, und wo sich die Neugier an ihn drängte, wo man gar massenhaft die Huldigung zur Schau trug, da aus bescheidener Befangenheit (zuweilen war es vielleicht auch Schalkheit) schwieg er gänzlich, schwieg mit Beharrlichkeit Stunden lang. Aber wenn der Augenblick ihn ergriff und ihm die Sache gross genug war, konnte ebenderselbe auch vor horchenden Hunderten eine schwungvoll rauschende und Aug' in Auge mit einem Freunde die strömendste Beredsamkeit entwickeln, und solch ein Gespräch mit ihm that wohl; noch so warm, verlor er nie das Maass und die Milde, und obschon er z. B. war, was die Sprache der Parteien einen Grossdeutschen nennt, hörte er doch, wenn solche Zeitfragen zur Erörterung kamen, mit Friedfertigkeit auch den Kleindeutschen an. Darum hat er nie, auch bei vorübergehender Entfremdung nie auf die Dauer, einen Freund verloren und Jeden, der ihm näher trat, sich zum Freunde gemacht; an den Genossen der Jugend aber hing er mit rührender Treue. Ein Liebeswerk an deren Einem bereitete ihm selbst den Tod, früher, als sonst zu befürchten schien, denn noch über die Siebzig hinaus hatte sein gedrungener Leib die Kraft des Mannes bewahrt und er war immer noch wie je ein rüstiger Fussgänger und Meister im Schwimmen. Aber das winterliche Begräbniss seines Freundes in Weinsberg, Justinus Kerner's, bei dem er nicht fehlen wollte, dies zuerst legte auch in ihn, der sein Leben lang nie eines Arztes bedurft, den Keim der Krankheit und des Todes; mehr und mehr schwand die ehemalige Frische, und nach langen, zuletzt den schmerzvollsten Leiden, aber noch gestärkt und getröstet durch den Genuss des heiligen Abendmahles, schied er dahin am 14. November 1862. Zwei Tage darauf, eines Sonntags, fand die Beerdigung statt, feierlich durch die Theilnahme gesammter Universität und Bürgerschaft, der Kammer der Abgeordneten, des Schwäbischen Sängerbundes und zahlreicher von nah' und fern herbeigeeilter Freunde; die obersten Behörden des Landes, dessen getreuester Sohn, dessen Zierde und Stolz der Verstorbene gewesen, hielten sich zurück, wie auch kein Ordenszeichen auf seinem Sarge lag; hatte er doch, wohlberechtigt dazu, die Verdienstkreuze der Könige von Preussen und von Bayern abgelehnt; aber Bänder in den Farben Deutschlands waren der Schmuck des Sarges.

„So schlummert er den tiefen Schlummer:
Sein Lied umweht noch jedes Ohr;
Doch nährt er stets den herben Kummer,
Dass man den Herrlichen verlor.“

Sprechen wir jetzt von diesem seinem Lied, von dem Dichten Uhland's! Die Eigenthümlichkeit desselben ist begründet und schon vorangedeutet in seinem Leben und der Art seiner Lebensführung, wie beides in freilich dürftiger Abschattung Ihnen nun vor Augen liegt, ist bestimmt worden durch die Zeitumstände, unter denen er erwuchs und reifte, durch den Geist und Sinn, der ihm als Pfund verliehen war, und durch die Ziele, auf die auch seine Wissenschaft sich richtete.

Die früheste Jahrszahl, die man bei den Gedichten Uhland's, so weit sie gedruckt sind, weiss, ist das Jahr 1804, sein eigenes siebzehntes Jahr; die Jugend seines Lebens, die Jugendanfänge seines Dichtens fielen somit noch ganz hinein in die Zeit der tiefgreifenden Aufregung, in welche die deutsche Litteratur durch die neue Romantik versetzt war; er empfing auch von dieser her den ersten Anstoss, aber zu eigener weiterer, höher und tiefer gehender Bewegung. Merkwürdig, wie sich damit Verhältnisse wiederholten, die unmittelbar vorher schon einmal dagewesen waren! Auf Klopstock und Lessing und Herder, die im Nordosten Deutschlands die Litteratur wieder hergestellt hatten, war deren Vollendung durch Goethe, den Franken, und den Schwaben Schiller gekommen; jetzt auf die Romantiker des Nordostens folgten als die grössten Dichter, die es seitdem gegeben, wiederum ein Franke und ein Schwabe, folgten Rückert und Uhland, beide in der romantischen Schule, beide jedoch nicht so darin gebildet, dass sie deren Schüler geblieben wären; sie sind wohl aus derselben hervor-, zugleich aber darüber hinausgewachsen, ebenso wie Goethe und Schiller über die Sturm- und Drangperiode ihrer Jugend.

Wir haben heute nur Uhlands Stellung zu den Romantikern zu betrachten.

Was die Romantiker von den Dichtern vor und neben ihnen unterschied, war ihre Vorliebe für das Mittelalter, für dessen Kunst, dessen Gläubigkeit, dessen ganzes Leben, zumal wie dies Alles bei den romanischen Völkern zur glänzendsten Blüte sich entfaltet habe; während sie aber demnach beflissen waren, die

ganze bunte Mannichfaltigkeit der italiänischen und spanischen Verskunst durch Uebersetzung und Nachahmung auf deutschen Boden zu verpflanzen, war sonst ihr eigenes Dichten am liebsten formlos und verlor Halt und Gestalt unter den Ueberschwänglichkeiten bald der Empfindung, bald der Phantasie; denn auch dazu schienen die Vorbilder des Mittelalters zu berechtigen. Gesinnung und Zweck der Romantiker waren reactionär, und das nicht allein in litterarischen Dingen, höchst revolutionär aber auch hier die Mittel, mit denen der Reaction gedient ward, vernichtende Verachtung alles Neugearteten und Hass und Hohn gegen Jeden, der nicht ihr Feldgeschrei brauchte.

Wie ganz anders dieses Alles bei unserm Dichter! Wohl schlägt auch er noch zuweilen in jenen Liedern, die er dem Recensenten in den Mund legt, den Ton der litterarischen Polemik an, aber wie harmlos erklingt hier der Spott, und wie schnell ist er wieder verklungen, schneller bei ihm als bei seinem Freunde Kerner, der noch einen ganzen Band, die Reiseschatten, damit hat füllen können! Und wohl mag auch er der romanischen Maasse sich bedienen; seine assonierenden Verse, seine Sonette und Ottaven und Decimen gehören nicht zu den schlechtesten; ja, er fügt denselben in Roland und Alda noch ein sonst unversuchtes altfranzösisches Maass hinzu; aber sichtlich viel wohler ist ihm, wo er sich in den einfacheren, vertrauteren Dichtungsformen der Heimat bewegt, in Formen, die vielleicht auch schon das Mittelalter erfunden und angewandt hat, aber das Mittelalter Deutschlands. Denn überhaupt ist sein Verhältniss zur Mittelalterlichkeit und zur Deutschheit ein wesentlich anderes als das der Romantiker.

Uhland wuchs in dem Deutschland unseres Jahrhunderts auf, er war, als die Napoleonische Herrschaft Alles erdrückte, schon alt genug, um den Druck mit Ingrimm zu empfinden, und noch jung genug, um sich mit zu begeistern, als Blücher's Vorwärts! ertönte, als das Joch wieder abgeworfen und Vaterland und Freiheit zwei gleichbedeutende Namen wurden. Und er stand inmitten solcher Ereignisse mit der Kraft seines schlichten Sinnes, mit redlichem, wahrhaftem Herzen, mit der Fülle des Gemüths, das nicht nur in flüchtigen Augenblicken schön empfindet, sondern treu in geheimen Tiefen fort und fort die heiligen Gluthen hegt, und seiner Liebe zu Deutschland gab erst das den sicheren Grund und die feste Gestalt, dass er auch und zuvör-

derst sein Heimatland Schwaben und seinen Heimatsort Tübingen liebte. Darum, wie er denn selbst sein öffentliches Leben mit einem Kampf für die Rechte des württembergischen Volkes begonnen hat, war ihm das Vaterland und dessen Freiheit nicht bloss ein Dichtertraum, sondern etwas lebendig Nahes, in Wirklichkeit Gegenwärtiges; darum auch, mit wie grosser Liebe er als Forscher und selbst als Dichter zurück in das Mittelalter blicken mochte (denn die Ferne der Zeit wie die im Raume umgiebt, was sie vor Augen stellt, mit einem weihevollen Duft und Schimmer), wie gern er desshalb zumal für die erzählenden Gedichte den Stoff oder doch die Gestalten und die Einkleidung von dorther holte, seinen Sinn hielt das Mittelalter darum nicht gefangen, es nahm vielmehr dieser das Mittelalter für sich und seine Anschauung und für die Gegenwart selber in Besitz. Mit Ehrfurcht und Andacht weilt Uhland's Poesie bei den Helden und den Heldengedanken der Vorzeit oder fasst auch anmuthvollere Bilder in deren Rahmen; aber wenn sie von Taillefer erzählt, der aus niederem Dienste sich emporschwingt zum Ritter und ritterlichen Sänger, von dem Königssohne, der um die Schäferin wirbt, nicht wissend, dass auch sie ein Königskind ist, von Eberhard dem Rauschebart, dem ein Hirt das Leben rettet und die Bauern den hoffärtigen Adel bezwingen helfen, wer kostet nicht hier schon überall jenen Tropfen demokratischen Oels heraus? Und in all den besten Gedichten, nicht bloss denen, die Uhland selbst ausdrücklich vaterländische nennt, auch in den meisten und besten der übrigen, wer fühlt sich da nicht ein Herz voll Vaterlandsliebe entgegenschlagen, ein gut schwäbisches, gut deutsches Herz? Neben dieser Deutschheit seines Dichtens, Deutschheit in den Stoffen wie in der Art der Auffassung und Darstellung, verschwinden ganz die spanisch-italiänischen Fremdartigkeiten, die nur hie und da noch von der Romantik aus wie ein verlorenes Streiflicht hereinfallen; noch weniger hat vor ihr jene katholisierende Empfindelei bestehen können, mit der sich die Romantiker aus der evangelischen Welt zurück in das Mittelalter und aus Deutschland fort nach Spanien sehnten. August Wilhelm v. Schlegel hat späterhin selbst naiv genug eingestanden, sein und seiner Freunde Christenthum sei nur ein poetisches gewesen; so aber verstand das aufrichtige Herz unseres Dichters weder die Poesie noch das Christen-

thum: er zeigt eine schlicht wahrhafte Frömmigkeit. Aber kaum darf man sagen, er zeige sie; sie ist so innerlich, so innig eins mit seinem ganzen Wesen, dass sie wohl all sein Dichten still durchzieht gleich einer Art Ader, welche die Wärme und die Farbe des Lebens spendet, dass sie es tränkt mit einer Keuschheit und heiteren Unschuld, die Uhland wie Wenige sonst zu einem Dichter für die Jugend macht; zu eigener einzelner Aeusserung jedoch hat sich seine Frömmigkeit nur schwer und nur selten entschlossen, und nirgends wird er zudringlich damit und stellt sie zur Schau mit tönendem Erz und klingender Schelle. Ueberhaupt ist nichts bei Uhland Schönthuerei und blosse Redensart; er prunkt weder mit übersüssen Worten von der Liebe noch mit grossen hohlen von Vaterland und Freiheit; er sagt nirgends mehr, als er in der That empfindet, und ich meine, solcher Einklang von Dichtung und Wahrheit sei für die erstere kein Schade gewesen.

Diese Schlichtheit, Einfachheit, Wahrhaftigkeit lässt die Uhlandische Poesie nun allerdings nicht so, wie namentlich die Jugend es liebt, durch Blendung und Bestechung wirken, um so fester jedoch hält sie, wen sie einmal gewonnen hat, und um so sicherer gewinnt sie; denn sie gewinnt allmählich, wie der Strahl der Frühlingssonne, der sich wärmer und wärmer der Erde ans Herz legt. Ein rechter Jüngling verspürt es bald, wie verwandt ihm dieser Dichter ist, dessen Lied ja wie aus dem Born einer ewigen Jugend quillt und der, in dem Gesang der Jünglinge, selbst so freudige Worte von den Freuden der Jugend und so ernste von ihrer Heiligkeit gesprochen hat. Wie gern auch lernen schon unsere Kinder das kindlich-heitere Lied vom Apfelbaum! Das Lob der Unmündigen aber ist für einen Dichter kein verächtliches Lob.

Und nun gar das Volk, die Jugend, die Kindheit der Nation! Wir sind nicht arm an Dichtern, an Dichtern und auch Prosaikern, deren Absicht es ist, für das Volk zu schreiben, und die zu dem Ende einen Ton anstimmen, der sittlich roh und künstlerisch unschön ist. Dergleichen Volksmässigkeit aber hat das Volk stets abgelehnt; auch in ihm wohnt das Bedürfniss, durch die Kunst gehoben zu werden, und jene Absicht, weil es sie merkt, verstimmt es. Uhland hat eine solche nie gehabt, und dennoch, welcher unter all den Dichtern Deutschlands hat

so wie er volksmässig gedichtet, welcher unter allen so wie er gesungen, dass alles Volk ihm nachsingt, unverkürzt das ganze Lied, nicht bloss der Weise wegen die Anfangsstrophe, während es die übrigen vergessen hat, ihm nachsingt, auch ohne zu wissen und zu fragen, wer denn eigentlich der Dichter sei, ganz wie es jene Lieder singt, die schon seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt haben? Spät Abends durch die Gassen der Stadt, früh Morgens, wenn die Wanderung beginnt, auf der Landstrasse ertönt aus dem Munde der Gesellen das Lied von dem guten Kameraden und das von den drei Burschen, die über den Rhein ziehen, und von da an aufwärts, wo auch auf höheren Stufen der Bildung Herz und Mund noch besaitet sind für den Volkston, überall da der Gesang Uhlandischer Lieder. Das macht, er hat den Volkston nicht in der Gemeinheit gesucht; er hat ihn überhaupt nicht gesucht, er trug ihn schon in sich, er brachte nicht die Mängel und Makel der Volksmässigkeit, wohl aber alles das, was ein bevorzugendes Merkmal derselben ist, schon mit zum Dichten, Tiefe und Zartheit, Einfalt und treffende Kürze und neben solchem Gehalt noch diejenige Melodie der Form, die von selber Gesang wird, die der Musik als dem Echo des dichterischen Wortes ruft. Darum auch hat sich die Tonkunst vielleicht keines Dichters mit so grossem Eifer und zugleich mit so vielseitigem Glück bemächtigt, als das hier geschehen ist, und gern und dankbar nennen die Freunde der zwei Schwesterkünste neben dem Namen Uhland's die Namen Kreutzer, Silcher, Schumann, Mendelssohn, eben die, welche die heutige Gedächtnissfeier des Dichters zum tönenden Reigen um ihn sammelt und von ihm geleitet an uns vorüberziehen lässt. Der Tonkünstler aber möchte hier jedesmal der beste sein, der auch seinerseits die einfachere Weise des Volksgesanges trifft, der nicht mit vollerer, reicherer, höherer Kunst den Dichter zu überholen strebt, sondern sich bescheidet, ihm nachzufliegen wie eine Lerche der anderen. Denn nicht mit der Nachtigall und der königlichen Pracht ihres Gesanges, nur mit der Lerche möchte ich unsern Dichter vergleichen, die von dem Acker des horchenden Landmannes aus ihr kunstloseres, aber wie schönes Lied freudig schmetternd hinauf in das ruhige Blau des Himmels trägt. Aber ach! nach dem Frühlinge, den sie einst verkündigt, nach dem Morgenlicht, dem sie entgegen-

gesungen, ist jetzt in diesem grauen Herbste, der auf Deutschland lastet, die Lerche Deutschlands still von dannen gezogen. Rückert in dem Liede, mit dem wir begonnen, spricht also weiter:

„Vögel fühlen den Winter vor:
Wie die wandern im Nebelduft,
Senken die sich in Schilf und Rohr,
Die zum Schlafen in Fels und Kluft.

Glücklich sind, die schlafen, und die
Sind beglückter, die wandern aus;
Die da wachen und bleiben hie,
Klagen in Frost und Wintergraus.“

Wir kehren aber zurück zu dem Dichter, wie er gelebt und lebendig gewirkt hat.

Als ich einmal die Terrassen seines Gartens mit ihm hinaufschritt, sagte Uhland, Blumen würde ich darin nur wenig finden: er mache sich aus den Blumen, die man in Gärten ziehe, nichts, er pflücke sich deren lieber im Wald und auf dem Felde. So war er selbst und so denn auch sein Dichten geartet; es ist bedeutsam genug, dass von jenen zwei gesungensten seiner Lieder das eine anhebt: «Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nit;» denn wahrlich Niemand ist auch als Dichter ein so guter Freund des Volkes gewesen. Darum klingt auch der Schluss des anderen wie von dem Volk zu dem Dichter selbst gesprochen: «Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut' und werde dich lieben in Ewigkeit.» Und eben dies, diese Volksmässigkeit ist es, die seine geschichtliche Stellung bezeichnet, die seinen Eintritt in die deutsche Litteratur zu einem Wendepunkte derselben gemacht hat. Vor ihm unter den Romantikern hatte den gleichen Ton noch keiner, nur etwa Tieck hatte ihn zuweilen gebraucht, wie es dessen reicherem Talent verliehen war, sich der Einseitigkeiten der Schule durch mannichfache Wandelungen zu entschlagen; mit Uhland aber, nachdem er frisch und frei in die Welt hinausgerufen:

„Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.“

und weiter:

„Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn,
Gieb ein fliegend Blatt den Winden!
Muntre Jugend hascht es ein.“

mit Uhland und durch ihn ist die Volksmässigkeit alsbald ein allgemein durchgreifender Zug und ist es das unterscheidende Merkmal einer ganzen zahlreichen Dichterschule geworden, Lieder abzufassen, denen ähnlich, die das Volk von seinen fliegenden Blättern singt: zuerst so in Schwaben selbst innerhalb des Uhland näher umgebenden Kreises, dann, indem der Ton weiter und weiter fortklang, durch ganz Deutschland hin: ich nenne nur Wilhelm Müller, das vielleicht gar zu artige, und Heinrich Heine, das unartige, bis zur Schmähung des Meisters ausgeartete Schulkind. Und auch Eichendorff muss ich nennen, denn obschon Eichendorff eben diese Richtung wohl aus sich selbst und nicht erst durch den Vorgang Uhland's gefunden hatte, allbekannt und geehrt ward sein Name doch erst dann, als die Volksmässigkeit von Schwaben aus zu Ehren gebracht war.

Eichendorff, Heine und so fast alle Dichter, welche dieses Weges gegangen, prägen die Volksmässigkeit meist nur in der Form der Lyrik, nur in Liedern aus, Uhland ebenso wohl und ebenso gut in Romanzen, bei ihm sind Phantasie und Gemüth gleichermassen thätig. Hier denn liegt auch der Unterschied zwischen Uhland und den zwei nächsten und namhaftesten unter seinen einheimischen Freunden und Mitdichtern, Justinus Kerner und Gustav Schwab, und die Ursache seines Vorranges vor diesen beiden, der unverkennbar ist und anerkannt; bei Kerner fällt das grössere Gewicht der Befähigung wie der Leistungen auf das Lied, bei Schwab auf die Romanze. Und nicht bloss das, auch jedwede Dichtungsart für sich allein genommen, steht Uhland den zwei Freunden weit voraus. Mögen die erzählenden Gedichte Gustav Schwab's, Dank den classischen Mustern, die er nie aus dem Auge verlor, den Stoff in einer fester umrissenen Gestaltung zeigen, es geht ihm die Kraft des eigenen freien Erfindens ab, die in Uhland so schöpferisch wirkt, und nicht wie bei Uhland, der eben auch als Lyriker gross ist, wird seine Erzählung von dem Schmelz der Empfindung und einem lyrischen Hauch und Duft durchzogen. Andererseits die Lieder Justinus Kerner's haben fast immer etwas unbestimmt Verschwommenes;

er weiss ihnen nicht, wie Uhland vermöge seiner auch epischen Kraft, einen rechten Halt zu geben; seine Lyrik wurzelt immer noch mit zu vielen Fasern in dem alten Boden der Romantik. Und ausser den Romanzen und Liedern noch eine Art von Gedichten, die bei Uhland eine Hauptart ist, findet sich weder bei Schwab noch bei Kerner und auch sonst in neuerer Zeit nur selten vor (in älterer hat sie Joh. Heinr. Voss und von jeher das Volk), so dass wir sie als eine Besonderheit Uhland's zu bezeichnen und auszuzeichnen haben: ich meine jene, mit welchen der Dichter nicht seinen eigenen Empfindungen Ausdruck giebt, sondern denen einer fremden Person, an deren Stelle und in deren Seele er sich versetzt, wie des Schäfers Sonntagslied, des Knaben Berglied, einige der Wanderlieder und das der Geliebten des Schmiedegesellen. Man mag dergleichen mit einem kurzen Wort mimische Dichtung nennen; nach dem Beispiele Uhland's hat dann Wilh. Müller dieselbe viel und mit breitester Ausführung geübt.

Endlich ein letzter Zug der Vergleichung zwischen Uhland und seinen Freunden, der zugleich einer der wesentlichsten Züge zu dem Bild seines dichterischen Werthes ist: während bei Schwab der Ernst, bei Kerner die Schwermuth herrscht und fast jede andere Stimmung ausschliesst, bewegt sich Uhland mit gleicher Freiheit und Leichtigkeit unter all den Stoffen und durch all die Töne hin, die dem Lied und der Romanze und dem mimischen Gedicht nur irgend zustehen, durch all die Farben, in denen sich ein reicheres Gemüth ausstrahlen mag; die Freude wie die Wehmuth, die schalkhaft scherzende Laune wie der männliche und selbst ein düsterer Ernst, Alles findet hier sein Wort, und wenn es in des Sängers Fluch von dem Greise und seinem Sohn heisst:

„Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süssen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt"

so hat damit Uhland selber auf den weiten Bereich seines eigenen Gesanges hingewiesen. Eins aber zieht sich überall hindurch als der Grundton, der immer und immer wieder hervor und oft auch für sich allein erklingt, der Sinn für die Grösse und noch mehr für die reizende Anmuth der Natur, für diejenige namentlich, mit der sie in ihrer Jugendzeit, dem Lenz, sich schmückt.

Es ist aber diese Mannichfaltigkeit in Stoff und Ton um so bewundernswerther, da der Gedichte Uhlands gar nicht so viele sind; nicht so wie Rückert schüttet er unerschöpfliche Füllhörner aus oder mäht wie dieser gleich ganze Blumenfelder, immer doch in einer Richtung wandelnd; das Kleinod, das wir die Gedichte von Ludwig Uhland nennen, ist eben ein Kleinod, nur ein Büchlein. Um so leichter jedoch hat daraus solch ein Schatz für Alle werden können, so weit die deutsche Zunge klingt.

Mit den bisher besprochenen Gedichtarten ist das Gebiet bezeichnet, innerhalb dessen die eigentliche und eigenthümliche Begabung Uhlands waltet, die Grenze seines Berufs, wie theilweis schon er selbst sie erkannt und betrachtet hat. Jedoch nur theilweis. Wir besitzen von ihm, zunächst den Liedern an die Seite tretend, auch Sinngedichte in dem antiken Maasse des Distichons. Für diese nun liegt allerdings kein Tadel darin, dass sie nicht spöttisch geschärft, nicht satirisch zugespitzt seien; es darf ja auch rein lyrische Epigramme geben, und vielleicht die schönsten des griechischen Alterthums sind nur von solcher Art; aber den Sinngedichten Uhlands mangelt meist die Gedrungenheit des witzigen Ausdrucks, die allein der kurz abgerissenen, gleichsam bruchstückartigen Empfindung Reiz und Bedeutung verleihen kann, und oft schon die Gedrungenheit der Empfindung selbst. Ferner, um auf die andere Seite, auf die erzählende Poesie, zu blicken, Graf Eberhard der Rauschebart war bereits ein starker Schritt von der Romanze aus, die Kürzeres und gern auch Selbsterfundenes und mit lyrischem Anhauch erzählt, nach dem Epos hin, das geschichtliche oder sagenhafte Ueberlieferungen in länger gezogenem, inhaltvollerem Verlaufe vorträgt; bis zum Epos selbst und wirklich ist aber Uhland nicht gelangt, das war zu langathmig für den, der nur gewohnt war, Lieder und Romanzen zu dichten; eines, ein humoristisches von Fortunat und seinen Söhnen, das durch bunte Fülle des Stoffes hätte anziehend, durch Tiefe des Sinnes hätte bedeutend werden können, hat er begonnen, um es gleich nach dem Beginn wieder liegen zu lassen.

Und auch die Form des Dramas, diese höchste unter allen, in denen sich die Poesie gestaltet, ist von Uhland versucht worden mit Ernst von Schwaben und Ludwig dem Bayer. Beide

zwar beseelt die edelste, die deutscheste Sinnesart; von Allem, was gethan und gelitten wird, ist die Treue der Kern, Freundestreue, Muttertreue, Treue der Gattin, Treue gegen das Vaterland, und dieser gesellt und eins mit ihr die Liebe zur Freiheit, Empfindungen, wie sie auch der Kern von Uhlands eigenem Leben sind, wie sie jedoch in keinem seiner Gedichte sonst so voll und ganz und gross sich äussern. Insofern würde, wer Ludwig Uhland liebt, ihn liebt gerade auch um des sittlichen Gehaltes seiner Dichtung willen, diese zwei Dramen nur ungern missen. Gleichwohl sind in künstlerischer Beziehung deren Mängel unläugbar. So musterhaft auch im Herzog Ernst der geschichtliche Stoff dramatisch zusammengedrängt und so wohl abgerundet das ganze ist, der Ausführung der einzelnen Glieder gebricht das Ebenmaass; Ludwig der Bayer aber ist, allerdings manchem der historischen Schauspiele Shakespeare's darin ähnlich, weniger ein Drama als ein Epos in Gesprächsform, und er könnte ebensowohl Friedrich von Oesterreich heissen; denn auch dieser steht als Hauptperson da. Und wohl zu beachten, den Ludwig, das noch minder gelungene, hat Uhland später als den Ernst verfasst: ein Rückschritt also und recht ein Beweis, dass die Dramatik nicht seines Bereiches war. Bei alledem wollen wir es der deutschen Bühne nicht eben zur Ehre noch zum Vortheil anrechnen, wenn der Herzog Ernst auf ihr ein Fremdling ist, und keine Entschuldigung darin suchen, dass Uhland hier fast noch schlichter als in seinen Liedern und Romanzen und nicht mit jenem Glanz und Schwung der Rede spreche, an den seit Schiller das höhere Drama sich gewöhnt hat. Die Theatervorstände thun sonst nicht so spröde, aber die Zeit, wo Herzog Ernst, dieses Trauerspiel der Freundes- und Freiheitsliebe, zuerst in die Welt hinaustrat und für immer seinen Platz auf der Bühne hätte nehmen sollen, war die; welcher die Klage Platen's gilt:

„Ja, in einer Stadt des Nordens, die so manches Uebels Quell,
Giebt man Clauren's Albernheiten und verbietet Schiller's Tell."

Wir haben die Schranken kennen lernen, die der dichterischen Wirksamkeit Uhlands durch Gabe und Beruf gezogen waren; fassen wir jetzt noch die Abgrenzungen durch die Zeit ins Auge! Uhland hat nicht, wie Andere es vermögen oder doch thun, den ganzen Raum seines Lebens, nicht wie Goethe zwei Menschenalter mit dichterischen Schöpfungen angefüllt, sondern

er nur die Hälfte eines Menschenalters. Begonnen hatte er, wie uns bekannt, etwa im Jahre 1804, und schon im Jahre 1819 oder, wenn wir ein hervorstechendes Werk als den Markstein bezeichnen wollen, mit Ludwig dem Bayer war das Ende der Laufbahn erreicht, von da an schwieg sein Dichtermund und that sich nur noch selten und nur zu wenigen Worten auf. Was aber war es, das ihn, den erst Zweiunddreissigjährigen, schon verstummen liess? War es, wie man anzunehmen gewohnt ist, sein Eintritt in die Thätigkeit eines Ständemitgliedes? Denn allerdings geschah dieser in demselben Jahre 1819. Indess gerade ihn hätte das am wenigsten stören oder ihn gar lähmen können: hatten doch eben erst seine Vaterländischen Gedichte dargethan, dass seine Poesie nicht vor den grossen Gedanken, welche die Zeit bewegten, zurückwich. Nein, wenn wir die spärlichen Dichtungen, die nach dem Jahre 1819 noch aus seiner Feder geflossen sind, vorurtheilslos betrachten, so entgeht uns kaum, dass sie meist eben nur aus der Feder geflossen, nur selten noch gleich den früheren mit vollem Drange und leicht und frisch dem Gemüthe selbst entquollen sind, und abermals drängt sich uns das Bild der Lerche auf, die einen kurzen Sommer hindurch ihr Lied erschallen lässt und dann verstummt. Uhland aber in seiner redlichen und wahrhaften Art, als er erkannte, dass der Sommer seines Gesanges ausgieng, beschied sich mit Gelassenheit; er wollte nicht erringen, was nicht mehr frei und von selbst geschah, und mochte nur, wie etwa auch die entfliehende Lerche thut, hie und da in verlorenen Tönen sich noch einmal versuchen. So erfüllte sich an ihm selber, was er einst, vorahnend oder vorausbedenkend, dem heranwachsenden Dichtergeschlechte zugerufen:

„Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.“

Der redlichen Selbstbeschränkung ist aber auch hier der Lohn und Segen nicht entgangen: seit Uhland nicht mehr dichtete, gerade da erst wurden seine Gedichte jenes Kleinod Aller, und es drängten sich, nachdem zwischen den ersten Ausgaben noch halbe Jahrzehnte gelegen, die späteren immer schneller, alljährlich und noch gehäufter, so dass wir jetzt, die diebischen Nachdrücke des Auslandes nicht einmal mit eingerechnet, bereits

die fünfundvierzigste zählen. Es ist, als thäte es dem Volke wohl, den Kanon dieser seiner Lieblingslieder schon seit Langem so festgestellt zu wissen.

Zu dichten hörte Uhland im Jahre 1819 auf, aber nicht, weil die Geschäfte eines Mitgliedes der württembergischen Kammer all sein Denken in Anspruch genommen und seine Kraft erschöpft hätten. Es war das so wenig der Fall, dass vielmehr gerade jetzt eine andere Wirksamkeit erst recht ihren Anfang nahm, die wissenschaftliche auf dem Gebiete des deutschen und verwandten Alterthums; diese, seit dem Aufenthalt in Paris und dessen nächsten Ergebnissen für einige Zeit zurückgewichen, brach nun wieder stark und voll hervor, um bis zu dem Ende Uhlands eine Stellung im Vordergrund seines Lebens zu behaupten. Indem aber Uhland so das Saitenspiel mit dem Griffel vertauschte und von der Poesie zur Forschung übergieng, gieng er doch zu nichts wesentlich Anderem und Neuem über; es blieb der dichterische und deutsche Sinn, nur dass sich derselbe jetzt nicht mehr in das Gewand des Liedes, sondern in das der Gelehrsamkeit kleidete; vordem hatte dieser sein Sinn die Blüthe der Poesie getrieben, jetzt trug er Früchte der Wissenschaft. Darum trat Uhland auch nie als Grammatiker an das Alterthum heran; was er ergriff, musste sein Gemüth unmittelbarer erfüllen können, musste wurzeln können in seiner Heimatsliebe, musste verwandtschaftlich an sein eigenes Dichterinneres und seine Empfindung für die Natur anklingen; es mussten das Gegenstände sein wie das Leben und Dichten Walther's von der Vogelweide, der einst ebenso wie er von Lenz und Liebe und Vaterland gesungen und ebenso den Volkston zart veredelt hatte, wie der Mythus des Donnergottes, der sich mit Feinheit Zug für Zug auf Naturanschauung zurückführen liess, wie das Volkslied, dieser Gegenklang seines eigenen Liedes, wie endlich die Sagendichtung namentlich seiner schwäbischen Heimat und selbst seines Heimatsortes. Und nicht, dass dieser gemüthliche Grundzug seiner Forschungen deren wissenschaftlichen Ernst und Werth beeinträchtigt hätte: er verband damit wie nur je ein Gelehrter Deutschlands den strengsten, gründlichsten, ungenügsamsten Fleiss; ja es ward deren Werth dadurch nur noch erhöht, denn derselbe Zug des Gemüthes liess ihn auch hier seinen redlichen und zugleich so milden Sinn bewahren und bewähren; er be-

fleckte sich nie mit den Gehässigkeiten, von denen dies Studiengebiet sonst verunreinigt wird, und diente mit sittlicher Würde nur der Wissenschaft, nicht sich. Desshalb, wenn auch sein dichterisches Schaffen seit Jahren, seit Jahrzehnten schon beendigt und seine Mitwirkung an den Dingen des Staates mochte abgebrochen und abermals abgebrochen sein, war dennoch sein Name nicht wie der eines Todten, dessen man bereits vergisst, und es wäre zum Heil der Wissenschaft und des Vaterlandes diesem treuen und ergiebigen Forscherfleiss eine Fortdauer noch auf lange hinaus zu wünschen gewesen; gern prophezeite auch menschliche Berechnung eine solche: Gott hatte es anders verhängt, und wie schon früher der Dichtermund sollte sich nun auch der Mund der Weisheit und nun für immer schliessen.

Aber noch einmal: der Name Uhlands ist nicht wie der eines Todten und sein Dasein unter uns nicht mit seinem letzten Hauche verweht: «er ist den Lebenden vereinet.» Die Sage erzählt, wie da, wo Götter und göttlich heilige Menschen gewandelt sind, eine blumenumsäumte Spur hinter ihnen bleibt, und wo sie in einem grossen Augenblicke gestanden, ihre Fussstapfe für alle Zeiten in den Boden gedrückt ist. Nicht anders Uhland. Noch immer trägt unser deutscher Liedersang das Gepräge, das vor nun einem halben Jahrhundert er ihm gegeben, und auch in Zukunft wird nur eine neue Barbarei es austilgen können; nimmer verwächst der Weg, auf welchem er aus dem schwülen Dickicht der Romantik hinübergeschritten ist zu der hellen, frischluftigen Aue der Volksmässigkeit; schon an den Melodien, in denen sich hier wie ein Vogel des Himmels die Musik am liebsten wiegt, wird derselbe stets erkennbar bleiben und stets erkennbar in der Wissenschaft sein Mitwirken an ihr, stets dankbar das deutsche Volk: wenn es dereinst seine höchsten Güter errungen hat, Uhland hat ihm vorangerungen mit Wort und Werk, mit Thaten und Leiden. Er ist gestorben ohne Stolz auf so viel Grosses, den Stolz kannte seine fromme Seele nicht; aber er konnte in dem Bewusstsein eines rein und gut geführten Lebens, konnte in dem Bewusstsein sterben überall da, wo ein freies Herz mit Freudigkeit dient, treu gedient zu haben, konnte sterben in der Zuversicht, einzugehen in den ewigen Frühling, den er über dem Vergänglichen dieser armen Erde geahnt und auch sich gehofft hatte.

„Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht,
Auch jener grosse, klare,
Getrost! er fehlt dir nicht:
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn;
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an."

Wer aber, als er von hinnen gieng, in seine Seele hätte blicken und da lesen können, mit welchen Ahnungen und Hoffnungen er gieng für das, was ihm sein Erdenleben hindurch so nahe und warm am Herzen gelegen, für sein Volk und sein Vaterland! O sicherlich, wie das Herz und das Leben Uhlands vor uns steht, hätte man nur Worte eines noch immer ungebrochenes Muthes gewahrt, Worte wie jene schönen, die mir einst in gleich hohem Alter Ernst Moritz Arndt geschrieben: «Ich wenigstens will mich im grünen Rock begraben lassen, weil ich die glücklichste Hoffnung für mein herrliches tapferes Volk mit in die Erde nehmen werde; nicht, als solle sie mit mir begraben werden, denn auch ich werde dort nicht begraben.» Wollen wir auf einen so unsterblichen Hoffnungs- und Frühlings- und Jugendmuth nicht auch das Lied auslegen, das wir heute noch in dem gesteigerten Wohllaut des Gesanges vernehmen sollen?

„O legt mich nicht ins dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben sein,
Lieg' ich ins tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern
Und wenn hoch oben hin
Die hellen Frühlingswolken ziehn."

Die irdische Wirklichkeit hat ihm den Tod im Frühling und solch ein Frühlingsgrab versagt; Frühling und Sommer und Sommergesang waren längst dahin, als man Ludwig Uhland hinab auf den Gottesacker trug, und der erste Reif und Schnee fielen auf ein noch unbegrüntes Grab. Während aber dort unter bescheidenem Hügel ein bescheidenes, ein frommdemüthiges Herz verwest, soll ein Denkmal, stolz von Stein und Erz, die Stätte

seiner Geburt und seines Lebens und seines Sterbens zieren, ein Denkmal, nicht ihm gesetzt, sondern den Gütern, für die er gestritten und gelitten hat, sondern dem Danke, den sein Volk und jedes Volk ihm schuldet, das sein Lied beseligt. Und noch der späte Enkel wird dorthin wallen und die immergrünen Kränze des Bürgers, des Forschers, des Dichters auf die Stufen niederlegen.

Leipzig. Druck von Grimme & Trömel.

INHALT.

KLEINERE SCHRIFTEN

VON

WILHELM WACKERNAGEL.

DRITTER BAND.

ABHANDLUNGEN ZUR SPRACHKUNDE.

LEIPZIG
VERLAG VON S. HIRZEL.
1874.

ABHANDLUNGEN

ZUR

SPRACHKUNDE

VON

WILHELM WACKERNAGEL.

MIT EINEM ANHANGE:
BIOGRAPHIE
UND SCHRIFTENVERZEICHNIS DES VERFASSERS.

LEIPZIG
VERLAG VON S. HIRZEL.
1874.

Vorwort.

Mit dem vorliegenden dritten Bande schliesst die Auswahl aus W. Wackernagels kleinen Schriften, wie sie nach dem Vorbericht zum ersten Bande in Aussicht genommen war. Der erste der Aufsätze, über den Ursprung und die Entwickelung der Sprache, ist bereits 1872 als Einzeldruck erschienen, jedoch ohne die Anmerkungen, die, wie den Text selbst, Herr Bibliothekar Dr. Sieber aus der Originalhandschrift für den Druck gerichtet hat. Diese letztere wies auf fernere sechs Beilagen hin, welche einzelnes der Arbeit noch schärfer fassen und begründen sollten; doch sind diese Beilagen im Nachlasse nicht gefunden worden. Zu den übrigen Abhandlungen sind die zahlreichen Nachträge in den Handexemplaren des Verfassers ziemlich vollständig hinzugefügt, nur bei no. 4, der Umdeutschung fremder Wörter, konnte nichts als eine Auswahl gegeben werden, da die handschriftlichen Bemerkungen oft nur Stichwörter für eine künftig zu unternehmende Neubearbeitung schienen. — Die Handexemplare und Manuscripte des Verfassers werden der hiesigen Universitätsbibliothek übergeben werden.

Die Lebensskizze und das Schriftenverzeichnis Wackernagels, aus Zachers Zeitschrift wieder abgedruckt, letzteres um einige Nummern durch Herrn Dr. Sieber vermehrt, dürften als Anhang dieses Bandes nicht unwillkommen sein.

Basel den 27. November 1874.

Moritz Heyne.

ABHANDLUNGEN

ZUR

SPRACHKUNDE.

Ueber den Ursprung und die Entwickelung der Sprache.

Academische Festrede, gehalten am 8. November 1866, bei der Jahresfeier der Universität Basel.

Bei der Jahresfeier der Universität und der academischen Zunft hat man es, wie Gelehrte der verschiedensten Fächer und zahlreiche Gebildete sich dazu vereinigen, schon seit langem für angemessen erachtet, dass der bestellte Festredner einen Gegenstand behandle, an welchem, näher oder entfernter, das Zusammengehn und der innere Zusammenhang aller Wissenschaften sich erweise, welcher eine allgemeinere Bedeutung und damit Belang und Anziehungskraft auch für solche habe, die auf Fachgelehrsamkeit keinen Anspruch machen. Ich hoffe dieser wohlbegründeten Uebung gleichfalls zu genügen, ja schmeichle mir, bei dem Reiz den die Culturgeschichte und den die etymologische Seite der Sprachforschung auch für den Nichtsprachforscher besitzt, einer verbreiteten Neigung entgegenzukommen, indem ich heut, wo die Rectoratsrede mir obliegt, es versuchen will der geehrten Versammlung einige Betrachtungen und Nachweise vorzutragen über den Ursprung und die Entwickelung der Sprache, über das Aufkommen und den Verfall derselben und die Mittel, die sie jeweilen braucht sich wieder daraus emporzuraffen. Es sind das Erörterungen, die allerdings auf einen langen Weg, einen Weg durch Jahrtausende, die auf ein weites, hochgelegenes, vielfach schon betretenes Gebiet oder, wenn Sie wollen, in ein Weltmeer führen. Wenn gleichwohl auch ich in solche Endlosigkeit mich hinauswage und noch Sie um Ihre Begleitung dabei bitte, so kann es nicht meine Absicht sein die

Fahrt nach allen Seiten hin zu lenken und überall in Beschauung zu verweilen: dazu würde weder die Zeit, die uns, noch die Kraft, die mir vergönnt ist, reichen: schlagen wir nur die hauptsächlichsten Wege ein, und streben wir namentlich Standpunkte zu gewinnen, die bisher noch nicht sind eingenommen worden, und Gegenden ins Auge zu fassen, die noch unbeachtet geblieben sind.

„Im Fleiss kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern:
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.“

Dies Wort unsers grossen Dichters passt aber ebenso wohl auf die Sprache: denn auch sie ist ein Eigenthum und ein Recht, das der Mensch vor den Thieren und, wenn ich so sagen darf, vor Gott selbst voraus hat. Zwar in den Dichtungen der Heiden werden uns deren Götter, es wird oft genug in der heiligen Schrift auch der eine Jehovah nach Menschenart sprechend vorgeführt: wer aber möchte darin etwas andres erkennen als einen Zug mehr jener naiven Vermenschlichung, die sich den Unsichtbaren nur in einem Leibe, wie wir ihn tragen, und mit leiblichen Thätigkeiten, wie wir sie üben, vorzustellen weiss? Für die reinere Anschauung Gottes liegt darin eine Ungebühr. und der Empfindung davon haben selbst die Heiden insofern nachgegeben, dass sie den Göttern doch eine von der menschlichen verschiedene Sprache beimessen: wiederholendlich merken die griechische und die nordische Dichtung an, so heisse eine Person oder Sache bei den Menschen und so bei den Göttern[1], und noch im Mittelalter lehrte man dem ähnlich, der Messgesang vereinige in sich vier Sprachen, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch und die der Engel, diese mit dem Worte Hallelujah[2]. Freilich auch hiebei bleibt noch immer die Annahme, dass die Engel, die Götter gleichfalls mit irdischen Stimmwerkzeugen belastet seien.

Aber auch den Thieren sind solche, ihnen sind wie dem Menschen tönende Organe in Kehle und Mund gelegt. Zwar nicht

1) J. Grimms Deutsche Mythol. S. 307—310.
2) Bihtebuoch von Oberlin S. 77 fg.

allen: ihrer auch genug sind stumm, die Fische, die Würmer, die Insecten, diejenigen also, die mit ihrem Sein und Thun an ein Element oder an nur einen Ort und gleichförmig an nur eine Beschäftigung gebunden sind. Wohl aber sind die mit Stimme begabt, deren Bewegung freier die Räumlichkeit wechselt, deren Thätigkeit sich mannigfacher gestaltet, die Vierfüsser und die Vögel, und eine je höhere Stufe solcher Entwickelung das Thier einnimmt, desto ausdrucksvoller pflegen die Töne, die es von sich giebt, zu sein, desto mehr haben sie gleich der Sprache des Menschen den Zweck der gegenseitigen Mittheilung, desto entschiedener wirkt auf sie derselbe Nachahmungstrieb, der unter den Menschen die Sprache von dem einen auf den andern bringt[3]). Und so erzählt denn auch die Sage der Vorzeit und erzählt der Aberglaube noch jetzt von Thieren, die wirklich sprechen, bei Homer zum Beispiel und in Dichtungen der deutschen wie der slavischen Völker von sprechenden Rossen[4]), auf deutschem wie auf romanischem und celtischem Boden von den Gesprächen, welche die Thiere des Stalls in der Christnacht führen[5]), überall aber (denn in der That sind unter sämmtlichen Thieren die Vögel die beredtesten) von einer Vogelsprache[6]). Diese letztere, man fasste sie nicht etwa so wie heut, wenn man die einzelnen Arten des Finkenrufs[7]) und die Stimmen anderer Vögel in ähnlich klingende deutsche Worte[8]) oder doch in arti-

---

3) Von Vögeln, welche die Stimmen andrer Thiere und die des Menschen, den Ton musikalischer Instrumente u. s. f. nachahmen, handeln Plinius Hist. nat. X, 57—59 und Aelianus de nat. anim. VI, 19. Der amerikanische Spottvogel singt selbst wie eine Nachtigall, ahmt aber auch die Stimmen aller andern Vögel und sonstigen Thiere nach.

4) Il. XIX, 404 fgg.; Märchen d. Br. Grimm 89; Lieder d. Serben, Talvj I, 15. II. 81. Dietrichs Russ. Volksmärchen S. 18. 43. 48; Schleichers litauische Märchen S. 37. Vgl. die sprechende Eselinn Bileams Mos. IV, 22, 28 fgg.

5) Aug. Stöber in d. Alsatia 1851 S. 169 fg.; Weinholds Weihnachtsspiele S. 27.

6) Ἔπεα πτερόεντα S. 16 fgg.

7) Ernst Wagners Reisen aus der Fremde in die Heimath I (1808) S. 50; Bechsteins Forst- und Jagdwissenschaft X, 1, 629.

8) Hauptbeispiel das 171ste Märchen der Grimmischen Sammlung; andre in Simrocks Kinderbuch S. 167 fgg.

culierte Laute[9]) bringt, auch nicht so wie dort das Sprechen der Rosse oder der Rinder, die einfach in der jedesmal üblichen Landessprache reden: sondern man schrieb den Vögeln ihre ganz eigene Sprache zu, die sie nur könnten, nur sie verstünden, die unter den Menschen nur dem verständlich sei, welchem Zauberkunst oder göttliche Gnade das Ohr dafür geöffnet. Solche Annahme von Sprachbefähigung und Sprachbesitz auch auf Seiten der Thiere liegt jener Annahme einer Göttersprache parallel gegenüber, wie der Göttersage die Thiersage gegenüberliegt: das Eine wie das Andre ein Wiederschein, den die Poesie von der Menschenwelt aus hier nach oben, dort nach unten hin fallen lässt[10]). Und sie geht in diesem Drange das Untermenschliche auch so zu erheben, zu beseelen, zu vermenschlichen noch um einen guten Schritt weiter: in der Fabel sprechen auch Bäume mit einander[11]), und nicht bloss zum Scherz, ebenso wohl in ganz ernsthafter Weise wird auch das Geläut der Glocken[12]) und das Klappern der Mühlräder[13]) auf Worte der Menschensprache ausgedeutet.

Treten wir nun aber nach allem diesem, was nur geschichtliche Nachweisung über die Sache ist, nunmehr an die Sache selbst heran.

Die Töne, die wir von den Thieren vernehmen, sind stets nur der Ausdruck einer mehr oder minder grob sinnlichen Empfindung und meist wohl ein ganz unwillkürlicher Ausdruck: vor Fressgier heult der Wolf, in Liebe flötet und schmettert die Nachtigall. Und obschon mehr als ein Thier körperlich wohl darauf eingerichtet wäre den ausgestossenen Lauten eine Articulation zu geben, keines von ihnen thut das, keines also spricht in

---

9) Unter den älteren Beispielen das umfangreichste Oswald v. Wolkenstein XLI, 11 fgg.

10) Vgl. meine Abhandlung über die epische Poesie im Schweizerischen Museum für histor. Wissenschaften I (1837), 356 fg.

11) So schon in der ältesten, die wir haben, Richter IX, 8 fgg.

12) Pfeiffers Germania IV, 159.

13) Altd. Wälder d. Br. Grimm I, 107 fg. J. Grimm in Haupts Zeitschr. IV, 511 fg.; vgl. den Eingang des 171sten Märchens. Das *Accipe, accipe, accipe — Redde, redde, redde — Fuge, fuge, fuge* der Gesta Roman. 20 ist ursprünglich gewiss Mühlradsprache: vgl. die Erzählung derselben Geschichte in den Deutschen Sagen der Br. Grimm 480.

Worten: was sie zu sagen haben, dafür passt und genügt auch der unarticulierte Laut. Wenn gleichwohl einzelne Vogelarten durch angebornen Trieb und durch Gewöhnung dazu kommen die Rede der Menschen stückweis nachzuahmen, so ist das eben kein Sprechen dieser Vögel selbst, nur gleichsam eine ferne Vorahnung davon, die uns, wie so vieles im Leben der Thiere, an das tiefsinnige Bibelwort von dem Sehnen und Seufzen der Creatur[14]) gemahnt und dieses Wort mit erläutert. Der Mensch dagegen giebt mit den Lauten seiner Stimmorgane freilich wohl auch die blosse Empfindung kund, die auf seiner thierischen Seite ihn berührt, und giebt sie kund mit Lauten gleich jenen der Thiere, bald unwillkürlich, wie das neugeborne Kind mit Geschrei und Wimmern[15]), bald willkürlich und bewusst, wie wenn er lacht; die meisten Interjectionen, die man im engern Sinn Empfindungswörter nennt, sind bloss Naturlaute von solcher Art. Aber der Mensch hat auch Vernunft, und auch diese äussert er in Lauten und giebt vermittelst derselben seinen Begriffen und Gedanken von den Dingen um ihn, von ihren Thätigkeiten, ihren Eigenschaften, ihren gegenseitigen Verhältnissen Ausdruck: nothwendiger Weise und dem gemäss, um was es sich handelt, verfliessen hier die Laute nicht wie dort ins Unbestimmte, sondern grenzen sich ab in fester Gestaltung, sie gliedern, sie articulieren sich[16]), sie vereinigen sich in Worten: hier und so denn wird eigentlich erst gesprochen, hier erst haben wir Sprache. Schön und bedeutsam ergänzen sich der alte deutsche und ein griechischer Name des Menschen: Mann der ihn als den Denkenden, μέροψ der ihn als den bezeichnet, welcher seine Laute gliedert[17]).

„Die Sprache, Mensch, hast du allein.“ Unter allem, worin der Vorrang und das Vorrecht des Menschen vor dem Thiere

---

14) Röm. VIII, 19 fgg.

15) Darauf zielen *niuklahs* und *nýklakinn*, wie das Gothische und das Altnordische ein neugeborenes Kind und das Kind überhaupt benennen.

16) Eigenthümlich fasst Aldhelm de re grammatica ac metrica (Mai Classic. auctor. V, 569) den Ausdruck *vox articulata* auf: *articulata hominum tantummodo est dicta, quod articulo scribenti conprehendi potest.*

17) Den gleichen Namen führt eine Spechtart, einer der Vögel, die dem Menschen nachsprechen lernen.

beruht, ist sie das zuvorderst und am unmittelbarsten Wahrzunehmende, und er bedarf ihrer auch in höherem Grade als das Thier: denn ihn erfüllt ein noch stärkerer Trieb zur Geselligkeit, und weil er geselliger und weil er mit Geiste begabt ist, waltet auch in ihm ein stärkeres Bedürfniss nach Mittheilung, nach geistigem Geben und Empfangen. Diesem Zwecke aber dient kein Mittel besser als der hörbare Laut, ein Mittel das unter allen Umständen Anwendbarkeit besitzt, in jeder Richtung wirkt, am weitesten reicht, am mannigfaltigsten kann ausgebildet werden. Nur geistige Trägheit, wie die mancher Bewohner des heisseren Südens[18]), zieht der Lautsprache die armselige Geberdensprache vor, oder man bedient sich einer solchen (und so geschah und geschieht es namentlich in den Klöstern[19]) um auch da zu sprechen, wo ein hörbares Sprechen verboten ist, oder um so zu sprechen, dass niemand, der nicht im Geheimniss der festgesetzten Zeichen ist, es verstehen könne, oder endlich es ist der Blödsinnige, der Taubstumme, den sein leiblich-geistiger Mangel von der Wohlthat einer Sprache in Lauten ausschliesst. Wie aber der Mensch auch sprechen möge, sei es nur mit Hilfe der Hand, sei es voller, fliessender, allgemeiner verständlich vermittelst des Mundes, sei es mit Hand und Mund, indem das gesprochene Wort noch von einer Geberde begleitet und bekräftigt wird[20]), immer hat er dabei den Zweck geselliger Mittheilung an einen Andern, und es bleibt dieser Zweck, auch wo er ein Selbstgespräch führt[21]): da ist er sich selbst zugleich der Andre und redet sein eignes Ich als ein Du oder alterthümlicher redet seine Seele, sein Herz als ein von ihm Verschiedenes an[22]). Mithin ganz ebenso in der Sprache wie in der Kunst:

---

18) Altes und Neues der Art stellt Jovio zusammen, Mimica degli antichi investigata nel gestire Napoletano, Neapel 1832.

19) Ich verweise der Kürze wegen nur auf Du Cange unter *Signum* 9.

20) *Ore et manu, mit handen und mit munden, mit worten und mit handen:* J. Grimms Rechtsalterthümer S. 139; *digito et lingua:* Du Cange unter d. W.

21) Ein Selbstgespräch in Geberden schildert Plautus, Mil. glor. II, 2, 27 fgg.

22) Z. B. Psalm CIII, 1. CIV, 1. CXLVI, 1: Lobe den Herrn, *meine Seele!* Ev. Luc. XII, 19: und will *sagen zu meiner Seele „Liebe Seele,* du hast einen grossen Vorrath auf viel Jahre: habe nun Ruhe, iss, trink

auch bei deren Darstellungen ist es stets auf Mittheilung abgesehen, und wäre ein Maler wunderlich genug seine Gemälde niemand sonst als nur sich zu zeigen, so träte er doch nur immer aufs neue mit seiner Einbildungskraft und seiner Empfindung an die Stelle Anderer und würde er jedesmal nur sich selbst als einen Anderen setzen.

So hoch aber den Menschen seine Vernunft über die Thierwelt erhebt, wir wissen dennoch, wie er hilfloser beinah als jedes Thier sein Leben beginnt, und wie wenig er auch fernerhin vermag unmittelbar durch die Kraft und die Geschicklichkeit der eigenen Glieder sich das Leben zu fristen und es gar zu verschönen: ohne die Liebe der Mutter, das Kind verschmachtete; ohne den überlegenen Geist, ohne die Waffen und Geräthe, welche dieser erfindet, die schwache Hand allein würde dem Menschen weder Nahrung noch Kleidung noch Wohnung schaffen. Der Art verhält es sich auch mit seinem Sprechen: was er mit auf die Welt bringt, sind nur jene unarticulierten Laute, welche Mensch und Thier mit einander theilen, zuerst nur ein wimmernder Schrei des Frostes und des Hungers; und wohl bringt er auch die Sprachorgane mit, aber nicht die Sprache: Monden lang, Jahre lang bleibt er ein νήπιος, ein *infans,* ein Nichtsprechender, und nur allgemach, erst durch die Nachahmung Anderer lernt er auch jene Glieder zu dem gebrauchen, wozu sie geschaffen und gestaltet sind, lernt er mit ihnen sprechen. Und er empfängt dieses Hauptstück seines geistigen Lebens zunächst und zumeist durch dasselbe Wesen, aus dessen Schoss und von dessen nährender Brust auch das Leben seines Leibes zunächst herrührt: darum sagen wir zwar Vaterland, aber Muttersprache, sinniger als die Römer *sermo patrius.* Das Thier bedarf eines solchen Unterrichts nicht: man nehme einen Vogel noch im Flaum seiner ersten Tage aus dem Nest, er wird späterhin, ohne dass er Vater und Mutter jemals singen gehört, dennoch singen wie sie. Die Sprache des Menschen aber geht nur auf dem Wege einer beständig sich wiederholenden

---

und habe guthen Muth!" So auch P. Gerhardt: „Nicht so traurig, nicht so sehr, *meine Seele,* sei betrübt." B. Schmolck: „*Seele,* sei zufrieden!" u. a. Odyss. XX, 18: τέτλαθι δή, κραδίη· καὶ κύντερον ἄλλο ποτ' ἔτλης.

Vermittelung durch Hören und durch Nachahmen des Gehörten weiter fort auf Kind und Kindeskind; der Taubgeborene wird auch stumm, und wären Romulus und Remus bei der Wölfinn, welche sie gesäugt, geblieben, es ist kein Zweifel, sie hätten dann auch nie lateinisch sprechen, sondern nur mit den Wölfen heulen gelernt.

In solcher Art denn stehen die Stimmorgane des Menschen im Dienste seines Geistes, und von der Stunde an, wo das Kind noch unbeholfen die ersten Worte stammelt, wächst die Sprachfertigkeit mit dem Geiste und wächst in unausbleiblicher Rückwirkung der Geist mit der Sprachfertigkeit: es ist wie bei der Kunst und deren Werkzeugen und Mitteln, die auch fort und fort sich gegenseitig vervollkommnen. Denken und Sprechen werden hiemit zu einem und demselben, und während und weil das Sprechen ein Denken ist, das sich äusserlich hörbar macht, ist das Denken nur noch ein inneres Sprechen; lebhafteren Menschennaturen (wir alle kennen dergleichen) begegnet es deshalb, dass sie nur zu denken vermeinen, wider Wissen und Wollen aber auch laut genug aussprechen, was sie denken, und im Drama wird einer Person, die in der Wirklichkeit eher geschwiegen hätte, die ganze Reihenfolge ihrer stillen Gedanken als Monolog in den Mund gelegt. Diese engste Zusammengehörigkeit, diese Einheit des Denkens und des Sprechens hat mehr als ein Volk von je her wohl erkannt und ausgedrückt: λόγος bezeichnet den Griechen erstlich Rede, dann Vernunft; umgekehrt besass unser Rede zuerst den letzteren Begriff[23], und redlich war auf Altdeutsch s. v. a. vernünftig; taub hat früher auch stumpfsinnig, νήπιος auch schwach von Verstand, dumm im Gothischen s. v. a. stumm bedeutet, und in der

23) Und zwar im Gothischen, wo es, dem lat. *ratio* noch ganz ähnlich, *rathjô* lautet, mit Beschränkung auf nur eine Vernunftthätigkeit, die aber zu den wichtigsten und nothwendiger Weise zu den ältesten gehört, auf die des Zählens und des Rechnens: *rathjô* bedeutet Zahl, Rechnung, Rechenschaft; so ist auch *gerade*, althochd. *kerad*, nur ein Rechnungsausdruck: dagegen althochd. *radja*, *redja*, *reda* befasst in sich den allgemeinen Sinn von Vernunft und Verstand, den besonderen von Rechenschaft und schon auch den, welchen jetzt das Wort allein besitzt. Derselbe Fortschritt der Begriffe bei *zala* und *zellan:* numerus oder ratio und oratio, numerare und dicere und narrare.

That, wie gebunden ist der Geist des Tauben und Stummen, eh seiner Noth die Liebe zu Hilfe kommt und ihn wenigstens gleichsam sprechen lehrt! Den Schatten der Homerischen Unterwelt mangelt nicht allein darum die Sprache[24]), weil sie eben nur Schatten, nur ein traumbildartiger Ueberrest sind (denn Fleisch und Bein hat der Leichenbrand verzehrt), sondern weil auch die Kraft des Denkens und das Bewusstsein ihnen mangelt[25]).

Aus dieser Wechselbeziehung der Menschensprache zu dem Geiste des Menschen wie aus der Erhaltung und Fortpflanzung derselben durch immer sich erneuendes Lernen geht noch ein weiterer, der letzte und nicht unerheblichste Unterschied zwischen ihr und der Sprache der Thiere hervor.

Allerdings sind beide von gleichem Alter, und schon die ersten Menschen haben ebenso gut gesprochen als in ihrer Art die ersten Vierfüsser und Vögel. Annehmen, dass eine ganze längere Reihe von Geschlechtern dahingegangen sei, bevor aus ihrer Kehle das geflügelte Wort emporstieg, heisst für wahr annehmen, was der griechische Mythus von dem Scheinleben der Menschen des Prometheus dichtet[26]), heisst annehmen, dass sie noch unvernünftig gleich den Thieren oder doch blöden Geistes gleich den Taubstummen, dass sie ungesellig und ungesellt, dass sie unbedürftig einer Darstellung des Angeschauten und einer Mittheilung desselben, mit einem Wort, dass sie noch keine Menschen gewesen seien, heisst annehmen, dass sie den kunstvollen Bau ihrer Stimmwerkzeuge zwecklos und unbenützt gelassen, als hätten sie wohl auch Hände und Füsse gehabt, aber noch nicht gelernt sie zum Greifen und zum Gehn und Stehen brauchen, Lungen gehabt, aber noch nicht verstanden damit zu athmen. Was anstatt dessen das einzig Richtige ist, deutet uns schon die Mosaische Erzählung von der Welt- und Menschenschöpfung an[27]): „Als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerlei Thiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, dass er sähe, wie er sie nennete: denn wie der Mensch allerlei lebendige

---

24) Il. XXIII, 101. Od. XXIV, 5.

25) Il. XI, 392. XXI, 466. XXII, 389. XXIII, 104; Od. X, 494 fg. XI, 153. 476.

26) Aeschylus Prom. 444 fgg. 27) Mose I, 2, 19 fg.

Thiere nennen würde, so sollten sie heissen; und der Mensch gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Thiere auf dem Felde seinen Namen.“ Diesem Winke der ältesten und ehrwürdigsten Geschichtsurkunde gegenüber muss uns die Frage nach dem Ursprung der Sprache, so viele und darunter je die gelehrtesten und weisesten sie auch schon beschäftigt hat, beinahe müssig erscheinen (Goethe nennt sie so[28]), jedesfalls aber die Antworten, die man darauf zu geben pflegt, bald verkehrt, bald zum mindesten unbefriedigend. Schon die ersten Menschen müssen sprechen gekonnt, müssen gesprochen haben. Nicht zwar, dass ihnen die Sprache zugleich mit den Sprachwerkzeugen fertig anerschaffen war: warum dann nicht ebenso ihren Nachkommen? Gott ist seinen Menschen allezeit gleich gütig gewesen: aber jeder dieser unzählbaren Späteren hat immer aufs neue, langsam, mühsam und jedesmal so, wie es gerade von der Mutter her ihm in das Ohr erklang, die Sprache lernen müssen. Auch nicht, dass sie unseren Ureltern durch eine göttliche Offenbarung mitgetheilt worden, oder, was wesentlich dieselbe Meinung ist, nur in unverhüllter gröberer Eigentlichkeit ausgedrückt, dass zuerst Gott ihnen vorgesprochen: in solchem Sinne ist Gott nicht das Wort; selber das Heidenthum hat etwa die Buchstabenschrift[29]), nie jedoch die menschliche Sprache als Werk und Geschenk einer Gottheit angesehen; wir aber wissen nur von einem Feste der Pfingsten mit wunderbarer Sprachbegabung. Sondern die Sprache ist durch den Menschen und ist bereits durch die ersten Menschen geschaffen worden; auf ihre eigene Schöpfung durch Gott ist alsobald, da die Hand, welche sie gebildet, gleichsam noch frisch auf ihnen ruhte und an Leib und Geist sie leitete, ist alsobald die Schöpfung der Sprache durch sie erfolgt; wie schon der erste Baum dieser Welt seine Samenkörner um sich streute, so auch hat schon die erste Menschenmutter den Samen der Rede in den Geist des ersten Geborenen geworfen, und das erste Kind schon hat dem Ruf seiner Mutter geantwortet, wie das erste Lamm der seinigen.

---

28) Aus meinem Leben: Werke XXV (1829), 302.
29) J. Grimms Mythol. S. 136. 310.

So im Anfange dieser unsrer Welt. Von da an aber und seit der Gemeinsamkeit der ersten Schöpfung, was nun die Fortentwickelung betrifft, haben sich beide, die Sprache der Menschen und die der Thiere, in durchaus verschiedener Art verhalten.

Die Empfindungen, von denen die dunkle Seele des Thieres bewegt, die Triebe, von denen es bei all seinem Thun und Lassen geleitet wird, bleiben unwandelbar durch alle Jahrtausende hin dieselben und ebenso unwandelbar die Laute, in denen es seine Empfindung äussert: gleich wie die Biene von heut die Winkel ihrer Zelle noch genau so misst, wie die erste, die auf Honig ausflog, bellt auch der Hund von heute noch ebenso wie jener, von dem ein alter Räthselscherz sagt, dass ihn die ganze Welt habe hören können[30]). Wesentliche Einwände hiegegen sind es nicht, wenn das feiner aufmerkende Ohr und der Nachahmungstrieb einzelner Thierarten vorübergehend eine Art von Bewegung in diesen vieltausendjährigen Stillstand bringt, wenn Hunde, mit denen man sich häufiger, auch sprechend, abgiebt, ein mannigfaltiger beredtes Bellen entwickeln oder die Finken eines Waldes von Zeit zu Zeit die Melodien wechseln, weil einer aus der Genossenschaft irgendwo sonst etwas neues gelernt hat. Diese Thatsachen werden nicht zu bestreiten sein: aber auch die steht fest, dass mit aller Beredtsamkeit einzelner Individuen das Hundegeschlecht insgesammt noch um nichts weiter in seiner Sprache gelangt ist, und dass die Finken nach jeder neuen Mode des Schlagens doch alsobald wieder in ihre altgewohnte Nationalart fallen.

Ganz anders der Mensch und seine Sprache. Diejenigen Laute, deren Anlass er mit den Thieren theilt, solche mit denen auch er nur eine augenblickliche Empfindung des Leibes und der Seele kundgiebt, diese freilich ändern sich ebenfalls mit keiner Zeit: das zu jüngst geborene Kind schreit, wie bereits Abel geschrieen, und wie jetzt wir, hatte man schon vor zwei Jahrtausenden in Rom die Ausrufungen *ah* und *ahah* und *o*, *hui* und *phy*, *hei* und *hem*, *eia* und *ohe*, *hahahe* und *vae*. Die eigentliche Menschensprache jedoch, in der sich Begriffe hörbar verkörpern und die durch Lehren und Lernen sich fortverpflanzt,

30) Freidank 109, 10 fg. der Tannhauser in v. d. Hagens Minnesingern II, 97 b.

die somit von Geist auf Geist gleichsam immer aufs neue geschaffen wird, sie schreitet fort, wie von Geschlecht zu Geschlecht der Geist fortschreitet; sie bewegt, sie entwickelt sich, wie der Geist des Einzelnen, des Volkes, der Menschheit in unablässiger Bewegung sich entwickelt; sie hat ihre Wandelungen gleich und mit dem Menschen, sie hat eine Geschichte wie die Völker. Und diese Verschiedenheiten liegen nicht bloss in chronologischer Folge hinter einander da, sondern zugleich als ein Gegenstand synchronistisch-ethnographischer Betrachtung neben einander: jegliches Volk hat seine besondere Sprache, und die besondere Sprache ist das Hauptmerkmal der Nationalität[31]): unser Altdeutsch kann deshalb *sprâche* und *zunge,* das Mittellatein sammt dem Romanischen ebenso *lingua* geradezu auch im Sinne von Volk gebrauchen[32]).

Sehen wir uns jedoch vor, eh wir diese Mannigfaltigkeit der Sprachen für eine uranfängliche halten[33]) um aus ihr einen Beweis zu entnehmen für die Abstammung der Menschheit von mehr als einem Elternpaare. Die Forschung erlauscht immer mehr Zusammenklang zwischen den einzelnen Sprachen und Sprachfamilien, z. B. eben jetzt zwischen der indogermanischen und der semitischen[34]), und nachdem das Mittelalter wahrscheinlich aus Anlass einer Evangelienstelle[35]) noch siebzig oder zweiundsiebenzig verschiedene Sprachen angenommen[36]), führt

---

31) *An sprâche, an mâze und an gewande Ist underscheiden lant von lande; Der werlde dinc stêt überal An sprâche, an mâze, an wâge, an zal* Renner Z. 22212 fgg.; darnach der Spruch in Eschenburgs Denkmälern S. 423.

32) *Sprâche* Helbling XV. 761. *Zunge* Hartmann v. Aue in d. Minnesanges Frühling 218, 18. Walther v. d. Vw. 10, 3. 41, 13? 67, 17? Meissner Minnes. III, 102 b. Gute Frau Z. 1281; *von lande ze lande, von zungen ze zungen* Augsb. Stadtrecht S. 57. — *Lingua, langue* u. s. w. s. Du Cange unter jenem Worte.

33) Wie Aelian, indem er die verschiedenen Sprachen der Menschen den Stimmen der verschiedenen Thierarten gleich stellt: Hist. animal. V, 51.

34) Rud. v. Raumer in seinen gesammelten sprachwissenschaftl. Schriften (1863) S. 460 fgg.: Die Urverwandtschaft der semitischen und indoeuropäischen Sprachen.

35) Luc. X, 1.

36) Seit der Babylonischen Trennung siebzig Sprachen: z. B. Anno Z. 161; zweiundsiebenzig: z. B. Wolframs Wilh. 171, 22. v. d. Hagens Minne-

nunmehr sie die bunt wechselnde Menge mit solcher Gewissheit auf immer weniger und immer einheitlichere Gruppen zurück, dass im entlegensten Hintergrunde wohl eine einzige Ursprache denkbar wird, denkbarer als noch vor kurzem erscheinen durfte. War doch bei dem Reichthum an gleichbedeutenden Worten, der aller älteren Sprachgestaltung eigen ist[37]), Zeug genug da um von noch so viel Kindern, die aus dem elterlichen Hause schieden, jedem seine Aussteuer zu fernerer eigner Haushaltung, sein Pfund zum Wuchern mitzugeben. Somit wird einstweilen auch für diesen Punkt die Mosaische Darstellung[38]) das Richtige treffen, welche die Theilung der Sprache erst geraume Zeit nach deren Schöpfung geschehen lässt und sie unmittelbar in Verbindung bringt mit der ersten Theilung der Menschheit in verschiedene Völker. Volk und Volk, das aber ist im Sinne des Alterthums ebenso viel als Feind und Feind: die gesellige Natur des Menschen hatte die Sprache zuerst mit ins Leben gerufen, feindselige Ungeselligkeit zersplitterte sie. Selbst den, der über all der Spaltung als die unwandelbare und untheilbare höchste Einheit steht, und dessen sich die Völker von Anfang an als ihres Schöpfers und des Lenkers ihrer Geschicke sämmtlich bewusst sind, nennt doch beinah ein jedes anders, und sogar solche, deren Sprachen im Uebrigen enger verwandt geblieben, weichen doch in der Namengebung für ihn auf das mannigfachste ab. Zwar die Celten sagen *duw,* die Römer *deus,* die Litthauer *diewas,* wie es im Sanskrit *dêvas* heisst, von einer Wurzel *div* s. v. a. glänzen, die Griechen aber (ihr Ausdruck klingt jenen ähnlich und ist doch davon verschieden) θεός d. i. der Schaffende,

---

singer I, 6 b; gleichbedeutend damit 72 Lande oder Königreiche: Leseb. I, 965, 10 u. s. w. S. Oswald Z. 198 u. s. w. Orendel 116 u. s. w. So auch 72 Namen Gottes d. h. je einer aus jeder Sprache: Uhlands Volkslieder S. 816. 821. Das Gedicht von K. Rother Z. 2556 u. s. w. lässt noch aus der Wüste Babylonia 72 Könige kommen. Ein bedeutsam erfundenes Gegenstück zu diesen 72 verschiedenen Sprachen ist die bekannte Sage von den 72 oder genauer (vgl. Luc. X, 1) zweimal 36 Hebräern, die von einander getrennt und dennoch alle übereinstimmend das Alte Testament ins Griechische bringen.

37) Belege aus dem deutschen Gebiet die skaldischen Synonymenverzeichnisse in der Edda Snorra, Reykjavik 1848 S. 96 fgg. 222 fgg.

38) Mos. I, 11, 1—9.

der Waltende, von *τιθέναι*[39]), die Slaven *bog* d. i. der Verehrte, endlich wir vom Germanenstamme *Gott*, und wie schön haben damit bereits unsre heidnischen Väter das Wort des Herrn getroffen „Niemand ist gut denn der einige Gott[40]):“ denn *Gott* kann nur s. v. a. *gut* bedeuten[41]).

Wir kommen zurück auf die geschichtliche Entwickelung der Sprache. Diese in ihren Fortschritten nimmt einen Gang, der ebenso auf- und abgestuft ist wie die leiblich-geistige Entwickelung des Menschen: überall, mögen wir nun auf einzelne Völker, mögen wir auf ganze Völkerfamilien, mögen wir auch auf die gesammte Menschheit blicken, überall in der Sprache dasselbe allmähliche Zurückweichen der leiblichen, sinnlichen, bloss materiellen und dasselbe stets breitere Vordringen der geistigen Kraft, das wir nach der Jugend am Mannes- und Greisenalter gewahren; wie hier so dort ein Umschlag aus der zuerst gleichmässigen Wechselwirkung beider in ein Wirken fast nur von der einen, der geistigen Seite her. So liegt der Weg namentlich in dem grossen Gebiet der Indogermanischen Sprachenfamilie vor uns, derjenigen die den längsten Verlauf mannigfachster Beurkundung vor den andern voraus hat, deren weitgeschlagener Kreis gerade auch jene drei Völker in sich schliesst, die in der Beherrschung der Welt und der Weltgeschichte einander gefolgt sind, die Griechen, die Römer und zuletzt und zumal den Germanischen Stamm mit seinen schon anderthalb Jahrtausenden voll mundartlicher Entwickelung und voll von Litteratur all dieser Mundarten.

Freilich bis in die Jugend und gar bis in die Kindeszeit, bis dahin zurück, wo die Schöpfung der Sprache noch in dem ersten vollsten Triebe stand und der unterste Grund zu ihr gelegt ward, reicht weder bei uns noch irgendwo sonst innerhalb des ganzen Stammverbandes die litterarische Beglaubigung. Und

---

39) Οὕτω Ζεὺς θείη Odyss. VIII, 465. XV, 180 wie auf deutsch *Das walte Gott!* Τιθέναι mit unserem *thun* von einer Wurzel.

40) Matth. XIX, 17. Marc. X, 18. Luc. XVIII, 19. Vgl. *Du bist genant der guote got* Haupts Zeitschr. IV, 539: *thes libbiendies gôdes godes* Hêliand 155, 7. *got der guote* Hartm. Gregorius 748. 757. Nib. 1043, 3 u. a.

41) J. Grimms Deutsche Mythologie S. 12. 176.

dennoch besitzen wir die Möglichkeit uns auch von jenen Urzuständen und Urvorgängen eine Vorstellung zu bilden, die für alles Hauptsächliche mit Gewissheit zutrifft. Es giebt nämlich (und wir treten hiemit auf andren, dem Indogermanischen fremden Boden), es giebt Sprachen, die ganz oder beinahe ganz ohne weitre Entwicklung gleich im Anfange stehn geblieben sind, die bereits Jahrtausende zählen, aber heut noch eine Gestaltung zeigen, wie sie nur zu der frühen, ja zu der frühesten Jugend passt, noch gleichsam den Urboden ohne Flötz und ohne Aufschwemmung. Einmal die sogenannten isolierenden Sprachen (auch der Name analytisch wäre passlich), die ohne irgendwelche Aenderung durch Flexion u. dgl. vorzunehmen und damit die Wechselbezüge der Begriffe erkennbar zu machen lediglich Wurzel auf Wurzel und alle nur von einer Sylbe folgen lassen: Hauptbeispiel der Art das Chinesische und zugleich ein Hauptbeleg, wie wunderlich bei diesem Volke die Unbeweglichkeit mit dem Fortschritt sich verbindet. Sodann die Sprachen, welche man agglutinierende, anfügende nennt. Auch hier noch erfahren die Wurzeln selbst keinerlei Wandelung: schon aber wird ein Versuch zur Synthesis gemacht: denn ein Theil der Worte, Pronomina und Partikeln, treten in eine untergeordnete Stellung zurück um sich, voran oder hintennach gesetzt, an die begriffsvolleren, die Verba oder Nomina, anzulehnen. Von dieser Art z. B. die Sprachen der Tataren; mit ihnen ist, während jenes isolierende Sprechen noch durchaus kindlich erscheint, darüber der Sprachgeist schon hinaus gelangt, innerhalb der Jugendzeit aber steht er auch so noch. Nicht anders nun dürfen wir uns den Beginn auch derjenigen Sprachen denken, die den Gang der Entwickelung weiter fort und bis zu Ende geführt haben, für die jedoch bloss die späteren Fortschritte litterarisch belegt und urkundlich nachweisbar sind, den Beginn all der hauptsächlichen Sprachen der Welt und so auch unsrer indogermanischen. Noch wie diese in ausgereifter Gestaltung vor uns stehen, zeigen sie uns so vieles, was die deutlichste Nachwirkung ebensolch einer Jugend ist, dass wir schon daraus allein und auch ohne die willkommene Ergänzung, welche die isolierenden und die anfügenden Sprachen bieten, auf Anfänge der Art zurückschliessen könnten, zurückschliessen müssten. Wohl ist Pallas Athene gleich in der ganzen Vollendung ihrer strengen Schönheit und mit all

ihren Waffen angethan aus dem Haupte des Zeus hervorgesprungen: welche Vorstellung auch wäre eine kindliche Pallas! Aber die Sprache des Menschen, deren Geburtsstätte nur das menschliche Haupt ist, hat auch ihr Leben nur wie ein andres Menschenkind begonnen, mit den Mängeln der Unbeholfenheit, mit den Reizen der Naivetät.

Suchen wir uns jetzt von diesem Jugendalter der Sprache, das neben und vor der Kindheit zugleich die Schöpfung, die erste Entstehung derselben in sich schliesst, mit wenigen schnellen Zügen und solchen, die nur geringeren Raum in Anspruch nehmen, ein Bild zu entwerfen.

Wie im Kinde und noch im Jüngling der leibliche und der geistige Theil das rechte Ebenmass des Zusammenwirkens noch nicht gefunden haben, das Leibliche noch vorwaltet, der Geist noch unter dessen Einflusse steht und nur allmählich sich dem entzieht und flücke wird, ganz so in der Sprache, die erst beginnt: auch hier ist Körperlichkeit, ist Sinnlichkeit, ist eine Phantasie, die Alles in sinnlichster körperlichster Weise anschaut, das herrschende Merkmal. Der Nachahmungstrieb, der mit in der geselligen Natur des Menschen wurzelt und der nach Aristoteles treffender Bemerkung[42]) den ersten Anstoss zu der Kunstthätigkeit desselben gegeben hat, kaum doch führt er schon jetzt zur Kunst, zu bildender Kunst: um so ungetheilter kann er und kann die Phantasie sich auf die Schöpfung und Gestaltung der Sprache richten, der Sprache, die neben der Kunst das andre und so schon das älter geübte Vorrecht des Menschen ist. Und es fehlen zu solchem Wirken nicht die Mittel: noch sind die Laute alle so rein und bestimmt, dass die nachahmende Einbildungskraft sie wohl gebrauchen mag um allem und jedem, was den Menschen umgiebt, einen Namen zu finden, der es malerisch darstelle. Wenn es *Wange, wanken, wälzen, weben, wehen, Welle, winden, Woge* heisst und dem gegenüber *Stab, Stamm, starr, stechen, stehen, steigen, Stein, Stock, Stumpf,* wenn also *w* das Runde, das *w*eiche, das Be*w*egte, *st* das Aufrechte, das Harte, das unbewegt Ruhende ausdrückt, wie eben deshalb *st* schon allein der uralte Befehl des

42) Poet. IV, 1.

Stillschweigens ist[43]), wer empfände in solchen Fällen nicht heute noch die treffende Passlichkeit der Lautgebung? Derselbe Trieb mithin, der die bereits gegebene Sprache fortverpflanzt, der Nachahmungstrieb giebt sie auch zu allererst und pflanzt sie. Für das Bewusstsein aber der Sprechenden selbst besteht zwischen der sprachlichen Nachahmung und deren Gegenständen kein wesentlicher Unterschied; die Sache wird von dem Worte dafür, das Ding von seinem Namen so vollständig gedeckt, dass beide in einen und denselben Begriff zusammenfliessen: gerad diese Ausdrücke *Ding* und *Sache* und das verschollene *rahha* haben noch im Mittelalter die eine wie die andere Bedeutung[44]), *des fiures name* ist ebenso viel als das einfache *fiur*[45]), und das lateinische *res* die Sache kommt von der griechischen Wurzel ῥέω ich sage. So ist auch jener Zeit noch alle Uneigentlichkeit und blosse Bildlichkeit der Rede fremd: wenn das altdeutsche *liut* d. h. Volk von *liudan*, dem gothischen Worte für das Wachsthum der Pflanzen, stammt und auf Althochdeutsch und Gothisch *ferah* Leib, *firahu* Mensch, *firahi* Volk, *fairhvus* Welt bedeutet, dies alles aber in seiner Wurzel eins ist mit *fereha* Eiche, dem lateinischen *quercus*[46]), so hat das ursprünglich die Menschen mit den Bäumen nicht bloss seitab und vergleichungsweise zusammenstellen, sondern auf Grund bekannter Mythen sie als solche bezeichnen sollen, die wirklich und in der That einst Bäume gewesen, aus Bäumen geschaffen, in Baumesgestalt gewachsen seien, wie das griechische λαός sie der Sage von Deukalion wegen Steine nennt[47]). Und noch weniger als mit

---

43) Von den romanischen Sprachen mit Ungeschick zu einem ganzen, ja zweisylbigen und selbst der Morierung fähigen Wort erweitert: franz. *chut*, span. *chito*, ital. *zitto* und weiblich *zitta*.

44) Die beiden ersten insofern sie auch die Besprechung einer Rechtssache bezeichnen; das gothische Zeitwort *sakan*, althochd. *sahhan* ist nur s. v. a. litigare. Vgl. althochd. *chôsa* (aus lat. *causa*) Rechtshandel und Gespräch, *chôsôn* sprechen.

45) Haupts Zeitschr. VI, 299.

46) *Fercha:* s. Graffs Althochd. Sprachschatz III, 385. *Quercus*, wie *querquetum* zeigt, s. v. a. *querquus*. Auch *Percunas*, der litthauische Name des Donnergottes, gehört hieher: man kennt den überall geltenden Bezug der Eiche zu dieser Gottheit.

47) Haupts Zeitschr. VI, 15 fgg. Das althochd. und altsächsische *liutstam* (Volk) enthält jene mythische Bezeichnung sogar doppelt; wir in unserem *Volksstamm* spüren davon nichts mehr.

abgeblasster Bildlichkeit wird jetzt schon irgend ein Gegenstand mit Abstraction ergriffen: denn noch hält der reflectierende Verstand sich zurück, und es ist die schaffende, wiederschaffende Phantasie, die eben Allem voransteht. Die Phantasie ist aber wesentlich ein inneres Sehen: darum geht die Sprache, indem sie jetzt den Grundstock ihres gesammten Schatzes an Worten herausstellt, an Worten d. h. an Begriffen die ihre Gestalt zwar für den edlen Sinn des Gehöres empfangen haben, sie geht doch, was deren Gehalt betrifft, überall zunächst auf die Wahrnehmungen des noch edleren Sinnes, des Gesichtes, und erst von da aus, übertragungsweise auch auf die der andern: auch das Gehörte, das Gefühlte u. s. w. fasst sie auf als ein Gesehenes: ich erinnere Beispiels halb an φάος und φάναι, an *lux* und *loqui*, für das Deutsche an *hell* und *grell* und *dunkel*, die sämmtlich zuerst von dem Licht und der Farbe gelten, an unser *weich*, das von *weichen*, an *süss*, das von *sitzen* kommt und eigentlich s. v. a. ruhig[48]), an *riechen*, das eigentlich rauchen bedeutet: wiederum hier in der vordersten Linie lauter Sichtbarkeiten. Selten und nur in bescheidenstem Mass und fast unmerklich knüpft die Schöpfung der Worte an gegebene Laute an, wie wenn es *Mund, Zahn, Zunge, Gaumen, Kehle* heisst, diese Glieder und Leibestheile also gleich im Beginn mit Consonanten bezeichnet werden, die von ihnen ausgehn. Wirklich als Abweichung aber und als Ausnahme sind solche Fälle zu betrachten, wo der Mensch auch Laute, die aus der unvernünftigen und unbelebten Welt her an sein Ohr gelangen, wo er Naturlaute unmittelbar und lediglich nachahmt, wo er z. B. von dem Frosche sagt, dass er *quake*, von der Katze dass sie *maue*, von dem Huhne dass es *gackre* und *gluckze*[49]); dergleichen onomatopoetische Worte sondern sich meist auch dadurch von allen übrigen ab, dass sie eben wie jene Ausdrücke bloss der Empfindung, die der Mensch mit dem

48) In der gothischen Form *suti*, die sich noch unmittelbar an *sitan* anschliesst, während das althochd. *suozi* denselben Fortschritt der Vocalisierung zeigt wie das griech. ἡδύς und das lat. *sôdes* (ein Ausdruck der unserm veralteten *lieber* vor Imperativen zu vergleichen ist) und *suâdus, suâvis* zu ἕζω, ἁνδάνω, *sedeo*. Noch weiter geht althochd. *siuza, sioza, siaza*, angelsächs. *seote* stabulum, praedium: J. Grimm in Haupts Zeitschr. II, 5 fg. Graffs Sprachsch. VI, 307 fg.

49) Siehe Beilage I.

Thiere gemein hat, unfruchtbar für die fernere Sprachentwickelung bleiben: es sind das keine Wurzeln, aus denen noch etwas wächst. Das Sehen wird also auf das Gebiet der anderen Sinne, noch um einen Schritt weiter wird es auf die ganz unsinnlichen Begriffe der Zeit übertragen: alle Zeitanschauungen sind zuerst Anschauungen des Raums und der Bewegung in demselben: gleich die Namen der drei Abstufungen *Vergangenheit*, *Gegenwart*[50]) und *Zukunft* haben eigentlich keinen andern Sinn als diesen räumlichen: wir freilich denken daran nicht mehr. Ich habe gesagt „der Bewegung im Raume“: nämlich auch das gehört zu den Hauptmerkmalen der ersten Sprachschöpfung, dass sie voraus die Bewegung, die bewegte Thätigkeit ins Auge fasst. Die Worte hiefür, die Zeitwörter, machen deshalb in ihr den Anfang, und dann erst kommen, auf sie begründet, die übrigen Wortarten: ein Verhältniss, das bereits die Grammatik des classischen Alterthums wohl verstanden hat und treffend ausdrückt, indem sie diesen Redetheil ῥῆμα oder *verbum*, ihn also vorzugsweise das Wort nennt; die chinesischen Grammatiker sagen, auch nicht uneben, „lebendiges Wort“. Und diese Urwörter bezeichnet ganz besonders eine Eigenheit: während nämlich in ihnen der Wurzelvocal noch keinerlei Aenderung erleidet, pflegt eben derselbe späterhin, wo die Conjugation auch andere Laute neben ihm entwickelt, dem Tempus praeteritum zuzufallen, und es weisen z. B. nur die Imperfecta *rann* und *trieb* noch die ursprüngliche Wurzelform von *rinnen* und *treiben* auf: schliessen wir hieraus zurück, so sind die Zeitwörter (wir können diesen Schluss mit genügender Sicherheit thun) im Anfange stets nur erzählend gewesen. Wirklich auch tritt Bewegung und Thätigkeit am unmittelbarsten da vor Augen, wo man erzählt, wo man von Ereignissen redet, die eines nach dem andern vergangen sind, und dass Erzählung den nächst natürlichen Inhalt alles

50) Denn die althochd. Adjectiva *gaganwarti* und *antwert*, *antwart*, *antwurti*, goth. *andvairth*, wovon die Substantiva *gaganwertî*, *gaganwurtî*, *antwurtî*, *andvairthi*, beruhen in ihrem zweiten Theile, dem auch sonst gebrauchten Adj. *wert* oder *vairth*, unserem *wärts*, auf dem Zeitwort *werden* (*werdan*, *vairthan*), das ursprünglich denselben Raum- und Bewegungsbegriff der Richtung gehabt wie im Lateinischen *vertere*. Ebensolche Bildungen im Gothischen und Althochd. für die Bezeichnung des Zukünftigen: *anavairth*, *anawert*, *anawart*.

Sprechens macht, darauf deuten schon Worte wie im Griechischen ἔπος, μῦθος, λόγος, im Mittelalter *rede* und jetzt noch *Sage* hin, die sämmtlich auch den Sinn der Erzählung in sich aufgenommen haben[51]. Gegenüber den Verben, den lebendigen Worten, werden die Substantiva von der chinesischen Grammatik todte Wörter genannt, ebenso passlich, nur in anderer Art, als wenn unsre Puristen „Hauptwort" sagen: mag sich immerhin an solchen Begriffen das Leben nicht in der gleichen Bewegtheit zeigen, es wohnt auch in ihnen, oder wenn sie an sich auch wirklich leblos sind, die schöpferische Phantasie belebt sie dennoch: denn dass sie in der Sprache auch todten Dingen ein Geschlecht giebt und sie bald männlich, bald weiblich benennt, geschieht ja nur, indem sie dieselben sich als Thiere vorstellt oder noch lieber als Personen[52]. Endlich, was uns jetzt für die Verbindung der Worte zu Sätzen unentbehrlich dünkt, irgendwelche Flexion der Verba und der Nomina, sei sie auch noch so dürftig, ist in dieser Anfangszeit noch nicht vorhanden: Person, Numerus, Tempus, Modus, Casus, für alles das treten Pronomina und Partikeln ein und stellen sich, wie das vorher schon ist angegeben worden, entweder als Worte gleicher Geltung mit in die Reihe der übrigen Wurzeln oder ordnen sich unter und heften sich seitwärts enger an dieselben an, oder aber es braucht die Sprache noch naivere Mittel und bezeichnet z. B. die Vollendung einer Thätigkeit, die Vielzahl einer Substanz und sonstwie jegliche Steigerung eines Begriffes durch Wiederholung des Ausdrucks, durch Gemination. Bei solch einer Satzbildung musste sich, namentlich auf der untersten noch Alles gleich isolierenden Stufe ein Sprechen von ganz ähnlicher Art ergeben, wie einst die Dichtkunst ihre Verse bilden durfte, in lauter Hebungen ohne Senkung dazwischen: freilich ein noch höchst unvollkommener Rhythmus, und dennoch wird, frisch und hell und voll wie die Laute eben erst dem Brunnen der Schöpfung entquollen waren, das Sprechen jetzt viel eher noch ein Singen gewesen sein, zwischen Singen und Sprechen kaum schon ein Unterschied bestanden haben (eine Rückahnung davon noch in

51) *Sage:* Geschichte d. Deutschen Litteratur S. 39; *rede:* ebd. S. 145; *zellan* sagen und erzählen: oben Anm. 23.

52) Pfeiffers Germania IV, 129 fg.

der Folgezeit, wenn sie *singen* und *sagen* gern in gleicher Bedeutung mit einander und eines für das andere braucht[53]) und ebenso wenig schon ein Unterschied zwischen Poesie und sonstiger Darstellungsweise: wie Leben und Sinnlichkeit und anschaulichste Nachahmung jedes Wort erfüllte, war die ganze Sprache Dichtkunst.

Allmälich jedoch reift sie aus solcher Jugendlichkeit in das Mannesalter hinüber: das sinnliche und das geistige Element finden ihr Gleichgewicht, das sich aber je mehr und mehr in ein Uebergewicht des letzteren neigt; neben die Phantasie und vor dieselbe tritt die zartere Empfindung und tritt der Verstand, und dem sinnlich angeschauten gesellt sich um es gemach zurückzudrängen das seelisch empfundene, dem Concreten das Abstracte bei. Diess nun ist die Stufe, die einerseits von den Indogermanischen Sprachen mit ihren einsylbigen, andrerseits von den Semitischen mit Wurzeln eingenommen wird, die wenn auch nicht zu wirklicher Zweisylbigkeit, doch jedesfalls in anderer Art der Gestaltung als die indogermanischen erwachsen sind. Nicht so, dass diese oder jene sämmtlich denselben Platz behaupteten: sondern wie das Hebräische von seinen jüngeren Schwestern sich dadurch unterscheidet, dass es noch zu einem guten Theil in den Eigenheiten der früheren bloss agglutinierenden Zeit befangen ist, so hat auch der indogermanische Stamm seine mannigfach weitere Gliederung und Abstufung, und dem strengen Ebenmass, der Einfachheit und auch schon der Verarmung gegenüber, die z. B. das Gothische zeigt, steht am äussersten Ende dieser Reihe das Sanskrit da, das auch den geringsten Keim nicht unentwickelt gelassen, das in üppigster Fülle, schwelgerisch, verschwenderisch Laub und Blüte und Frucht getrieben und gezeitigt hat. Indess, wie grosse Verschiedenheiten sich auch sonst erweisen, all diese Sprachen sind im Gegensatze zu jenen isolierenden und bloss anfügenden nun flectierende, sind nicht mehr analytisch, sondern sie, und zwar die indogermanischen auf das vollkommenste, synthetisch, und sie sind das geworden durch Weiterbildung jener früheren Zustände: die Pronomina oder Partikeln, welche dort noch in voller

---

53) Geschichte d. Deutschen Litteratur S. 19. 62 fg. 147.

Selbständigkeit dem Verbum und dem Nomen Hilfe leisteten oder sich nur, noch immer ablösbar, an deren Wurzelform hängten, sind hier an dieselbe fest heran, ja in sie hinein gewachsen, und es drückt nun eine oft ganz unscheinbare Endung oder ein blosser Wandel des Wurzelvocales kürzer und durch die grössere Kürze nur noch bestimmter all die Verhältnisse der Thätigkeiten und der Eigenschaften und der Substanzen aus, die bisher bloss mit der schwerfälligsten Wörterhäufung auszudrücken waren: ein einziger Laut genügt um das Medium und Passiv vom Activum, den Conjunctiv vom Indicativus, den Dual vom Pluralis, den Locativ und den Instrumentalis von den übrigen Fällen der Declination zu unterscheiden. Und diese Verschmelzung der früher gesonderten Redetheile, diese massvolle Verkürzung alles dessen, was nur Mittel, nicht Inhalt und Gegenstand des Sprechens ist, greift überall hindurch: Worte, die früher bloss neben einander gestanden, werden nun gelegentlich in eines zusammengesetzt, und aus der Gemination, der vollständigen Wiederholung desselben Ausdruckes, wird nun die unvollständige, nur noch halbe, die unsre Grammatiker, nicht eben genau, Reduplication benennen. Gleichwohl verschwinden jene untergeordneten Wörter keinesweges: so mannigfach ausgebildet die Flexion auch ist, sie reicht für das Bedürfniss doch nicht hin, und es entwickelt sich noch neben ihr eine immer grössere, immer feiner unterschiedene Fülle selbständiger Partikeln und Pronomina und welcherlei Worte sonst in gleicher Art nur zur Beihilfe dienen. Alles das, damit die Sprache befähigt sei jeden Gedanken mit Deutlichkeit, jede Empfindung mit weicher Schmiegsamkeit vorzutragen; alles das, weil solche Deutlichkeit und Geschmeidigkeit nun ihr Character geworden ist.

Schon aber beginnt, und von Jahrhundert zu Jahrhundert nimmt sie zu, eine Gleichgültigkeit der Sprechenden gegen den eigentlichen Sinn und Gehalt der Wurzeln wie der Bildungsmittel, das Bewusstsein, was diese Laute, diese Worte eigentlich bedeuten, erlischt, und in demselben Maasse, als der Ausdruck der ganzen Gedanken klarer wird, trübt sich die Durchsichtigkeit des Ausdruckes der einzelnen Begriffe: es werden zum Beispiel zahlreiche Zusammensetzungen durch schwächende Auffassung ihres zweiten Theiles zu dem, was in der Grammatik nun Ableitung heisst, und in den Ableitungen von steigerndem

und verkleinerndem Sinne häufen sich die bezeichnenden Laute schrittweis einer auf den andern, damit dieser Sinn, nachdem er sich immer wieder verwischt hat, immer wieder erkennbar werde: so ist unser Büchelchen dreifach verkleinert[54]), das lateinische *postremus* vier- oder gar fünffach gesteigert[55]). Denn derselbe Geist, dem früher inmitten all der sinnlich belebten Anschaulichkeiten so heimisch wohl gewesen, ist jetzt darüber hinaus und empor gewachsen zu stets höherer Erkenntniss, höheren Bedürfnissen; es giebt nun Poesie und Prosa, wie sich gleichmässig der Gesang mit Entschiedenheit vom Sprechen trennt: aber sogar für die Poesie taugt die Sinnlichkeit des Ausdruckes nur noch als Gleichniss und als uneigentliche Rede, nur noch in solcher matteren Abspiegelung: sie selbst, ihrer ganzen wahren Fülle nach, muss aus der Sprache in die bildende Kunst sich hinüberflüchten, die jetzt ersteht um mit anderen Mitteln zu leisten, wozu die Sprache nicht mehr befähigt ist.

Und noch Anderes übt auf die neue Richtung einen bestimmenden und verstärkenden Einfluss aus. Auf dieser zweiten Stufe der Sprache wird zugleich die Schrift für sie erfunden. Die Schrift, die Buchstabenschrift: wie unempfindlich wird doch der Mensch gegenüber dem Grossen, dessen er gewohnt ist! Den Telegraphen, der im Nu den weitesten Raum überspringt und die sprachliche Mittheilung auf das geringste Zeitmass verkürzt, staunen wir deshalb noch täglich an: über die Schrift verwundert sich der Mensch schon längst nicht mehr, und doch, wie sie die Mittheilung auf eine Unendlichkeit der Zeiten ausdehnt und mit den Jahrtausenden sie fort und fort durch den Raum und in immer entlegenere Fernen trägt, mangelt wahrlich auch dieser so viel älteren Erfindung die wundervollste Grossartigkeit nicht, und sie zuerst ja hat, was hier von Allem das Wesentlichste und auch für den Telegraphen stets noch die Hauptsache ist, den Laut, den das Ohr vernimmt, in ein Bild für das Auge, in ein Zeichen umgewandelt. Nachdem aber diess geschehen war und sich der Sprache zur Seite die Schrift gestellt, da erst be-

---

54) Mit *el* althochd. *il*, mit *ch* ahd. *ihh*, mit *en* ahd. *in*.

55) Mit *s*, mit *t*, mit *r*, wiederum mit *s* (denn nur der Ausfall eines solchen dürfte das lange *e* erklärlich machen) und mit *m*: Grundwort ist *pone*.

gann denn auch die eigentliche Litteratur, und es traten damit an die Sprache neue Forderungen heran und mannigfaltige tief greifende Einwirkung: eine Thatsache, die weder des Beweises noch der weiteren Ausführung benöthigt ist. Zwar dürfte vielleicht jemand vermeinen, durch die Fassung in Schrift werde die Sprache sofort auf den Fleck festgebannt, auf welchem sie gerade stehe, und allem Fortgange sei damit Einhalt gethan: die Erfahrung jedoch widerspricht dem aufs bestimmteste: sie lehrt uns, dass Sprachen vielmehr dann erstarren, wenn sie nie bis zu einer wirklich litterarischen Ausbildung gediehen oder derselben nach früherem Besitze wieder verlustig gegangen sind: Beleg die pelasgischen Nebenmundarten des Peloponneses und Italiens, die litthauische Sprache, die friesische des Mittelalters und die Isländische von heut, denen allen nur aus dieser Ursache die gleiche Alterthümlichkeit unverrückt die längsten Zeiten hindurch eigen geblieben. Nein, dem ähnlich wie Thiere und Pflanzen durch die Cultur veredelt werden, ebenso die Sprache, solange sie nämlich noch auf dieser zweiten Stufe sich behauptet, durch litterarische Uebung: das Ringen mit dem Stoff und der Form, das nun ihr auferlegt ist, kräftigt sie, schmeidigt sie, beschleunigt ihre Entwickelung, letzteres allerdings zugleich mit dem Erfolge, dass sie um so schneller bei der Neigung anlangt, die hinab ans Ende führt.

Neben der Schrift und der Litteratur kommt hier aber noch ein Zweites in Betracht, ein Ferment, das im Inneren der Sprache selbst arbeitet und von da aus deren Leben sowohl steigert als zersetzt. Mit dem Uebergange von der Agglutination zur Flexion sind die Worte in Bewegung, die Laute in Fluss gerathen: was früherhin für alle Fälle gleichmässig rein und bestimmt und fest, aber deshalb auch in Starrheit da gestanden, das ändert sich nun bald so, bald so, und es hebt eine Reihe von Wandelungen theils der Vocale, theils der Consonanten an, bei denen der Geist der Sprechenden in keiner Art mehr mitwirkt, die aber von so gesetzmässiger und so durchaus von objectiv naturgeschichtlicher Beschaffenheit sind, dass Sprachforscher, die auf sie ihr vorzügliches oder gar das einzige Augenmerk richten, um ihretwillen die Sprachen überhaupt als organische Naturkörper und die ganze Erforschung derselben nur als ein Stück Naturforschung ansehn. Den Grundzug all dieser

Aenderungen bildet das Streben der Sprache ihre einzelnen Laute in Uebereinstimmung und Gleichgewicht zu bringen und sie darin zu erhalten, die Angleichung und die Ausgleichung derselben; der Sinn der Worte bleibt hiebei unbeachtet und unberührt, es gilt lediglich den Lauten an und für sich selbst, wie je das bezügliche Sprachwerkzeug sie hervorbringt. Dahin gehören vor allem aus die zahlreichen und mannigfachen Fälle, wo die Wurzel den Vocal der Schlusssylbe auch in sich herüber nimmt und in Folge davon diphthongiert oder gebrochen oder umgelautet oder abgelautet wird, und wie die Grammatik sonst es nenne; es gehört dahin auch jene Lautverschiebung, die zwischen einigen Sprachen und Mundarten des indogermanischen Stammes, nach neuesten Ermittelungen[56]) sogar zwischen dem Indogermanischen überhaupt und dem Semitischen waltet: denn wenn es z. B. im Lateinischen und Griechischen *dens, dentis*, ὀδούς, ὀδόντος, im Gothischen *tunthus,* im Althochdeutschen *zand* heisst oder φηγός, *fagus* auf Gothisch *bôka*, auf Althochdeutsch *puohha,* so ist das ebenfalls eine Ausgleichung, nur im grössten Massstabe, über die ganzen Sprachen hin: weil sich die Media, gleichviel auf welchen Anlass, zur Tenuis verhärtet, so steigert die Tenuis sich ihres Theils zur Aspirata, und folgerecht sinkt die Aspirata wieder in die Weichheit der Media herab.

Diese und die übrigen Aenderungen nun, einem so festen Gesetze auch jede Erscheinung der Art folgt, sie beherrschen doch keineswegs das ganze Gebiet einer Sprache oder gar einen ganzen Sprachstamm mit überall gleichmässiger und nie unterbrochener Geltung, wie ja z. B. die Lautverschiebung voll und streng durchaus nicht alle Glieder der indogermanischen Familie trifft: sondern während dieselben hier immer weiter schreiten, wird dort damit alsobald innegehalten, oder es treten hier nur diese, dort nur jene Verwandelungen ein, und so geschieht es, dass eine Sprache, die ursprünglich eine einzige und in sich einige gewesen ist, sich in Mundarten und, wenn die Mundarten je mehr und mehr aus einander gehn, sich in neue verschiedene Sprachen theilt. Von besonders massgebender Bedeutung sind hiebei die politischen Verhältnisse, die innerhalb des Volkes be-

---

56) Rud. v. Raumer (Anm. 34) S. 504 fgg.

stehn, und vielleicht in noch höherem Grad die Verschiedenheiten der Lebensweise: wo letztere alterthümlich einfacher ist, wird auch die Sprache in der grösseren Einfachheit und Alterthümlichkeit verharren, und so im Gegentheil. Land und Luft aber wirken, wenn überhaupt, doch gewiss nicht so unmittelbar bestimmend auf den Character einer Sprache ein, als man das gewohnt ist anzunehmen: die Mundart des Friesen auf seiner flachen Nordseeküste ist reichlich ebenso rauh als die bairische und die alamannische der Hochgebirge und die Sprache der Schweden und die der Russen im kältesten Norden kaum weniger weich und melodisch als die italiänische.

Lenken wir jedoch von dieser Betrachtung, die zwar mit auf dem Gebiete, das wir durchwandern, aber etwas seitab gelegen, wieder auf den geraden Hauptweg ein. Die berührten Lautänderungen mögen der Sprache immer mehr Zusammenklang in sich verleihen und, wo demselben Störung droht, ihn wiederherstellen; sie mögen die Consonanten und zumal die Vocale, deren ursprünglich nur einige sehr wenige gewesen, zu immer grösserer Zahl und Mannigfaltigkeit entwickeln, dass die Sprache von ihnen wie ein Regenbogen im buntesten Farbenwechsel stralt[57]); sie mögen auch der Flexion, des Zeitwortes namentlich, einen noch reicheren Wechsel verschiedener, verschiedenartiger Formen zuführen: dennoch ist eben diess der Weg, auf welchem die Sprache zuletzt und rasch in das Gegentheil von alle dem hinabsinkt. Denn der Fluss der Laute, nachdem dieselben einmal so beweglich geworden, steht nicht wieder still, und es treten alsbald auch unorganische Lautwechsel ein, wie in den beiden pelasgischen Sprachen die häufigen Vertauschungen von *p* und *t* und *k* und überall die von *s* gegen *r*, oder es fällt von der Wurzel ein wesentliches Stück dahin, wie im Deutschen wenn da schon frühzeitig das *h* vor Liquiden und vor *w* verschwindet, oder Vocale, falls sie auch bestehen bleiben, erleiden doch solche Verwischungen ihrer Lautfülle und der ursprünglichen Quantitätsunterschiede, dass zuletzt alle Farbe abgeschossen ist und Wort für Wort eintönig dasselbe Blassgrau überzieht. Da fehlt es denn nicht, es treffen

57) Beispiele das Sanskrit, die Jonische Mundart und die mittelrheinische Otfrieds.

Begriffe, die vormals im Ausdruck wie dem Inhalte nach sehr bestimmt von einander verschieden waren, häufig nun in den gleichen Ausdruck zusammen, wie wenn *laden* bereits im Mittelhochdeutschen sowohl den Sinn von onerare als den von invitare hat, auf Althochdeutsch aber im ersteren Falle noch mit *hl* beginnt; da muss sich auch Vieles, ja das Meiste von dem verlieren, was an den Lauten der Sprachwurzeln das eigentlich characteristische, das malerisch darstellende ist, und namentlich hat die Lautverschiebung, der unser Deutsch gleich in seinen ersten Anfängen unterliegt, auch gleich im Anfange mit Verderbnissen der Art eingegriffen. Der allgemeinen Regel nach werden allerdings Worte, die einen Naturlaut nachahmen, ebenso wenig von ihr betroffen als jene Empfindungswörter, die selbst nur Naturlaute sind: der Deutsche lacht, wie schon die Griechen und Römer es gethan, mit *haha,* und da der Frosch uns nicht anders schreit als bereits ihnen, so hat nicht allein der Grieche sein κοάξ und der Römer sein *quaxare* oder *coaxare,* sondern wir auch sagen *quaken.* Indess die Lautverschiebung lässt sogar dergleichen Ausdrücke nicht unangetastet. Ein Beispiel. Die griechischen Wörter κράζειν, κρώζειν, κραυγή, κόραξ und κορώνη, die lateinischen *crocire, crocitare, corvus, cornix* und mit erweichtem Anlaute *graculus, gracillare, gracitare* zeigen alle die Verbindung von *k* oder *g* mit *r,* gut onomatopoetisch, wie man ja auch gewohnt ist den Schrei des Raben und der Krähe als ein *kra* aufzufassen[58]); nicht anders die deutschen Namen dieser Vögel, mundartlich *Krapp* der Rabe, althochdeutsch *chrâa* die Krähe, im Altnordischen *krâkr* Rabe und weiblich *krâka* Krähe, ferner das Zeitwort *chrâan* unser *krähen, krachen,* althochdeutsch *chradam* Lärm, *chreho* und *chrôn* beides s. v. a. garrulus, *krîzen* unser *kreischen,* althochdeutsch *chrockezan* und neuhochdeutsch *krächzen:* wenn aber daneben einige andre Ausdrücke desselben Sinnes und derselben Wurzel von der Verschiebung der Laute mitgeführt werden, wenn das Krähen des Hahnes auf Gothisch *hrukjan,* der Rabe auf Althochdeutsch

58) Die Ausdeutung des Rabengeschreis auf das lat. *cras* hat schon im zwölften Jahrhundert das Gedicht von der Litanei Z. 488, später Berthold (die Taube rufe *hodie,* der Rabe *cras*) 423, 8 fgg. u. a. Der Froschmeuseler I, 2, 8 giebt dem Raben den Namen *Hippocras.*

hraban und der Häher *hruoch* heisst, so ist mit diesem *h* die Lautmalerei bereits sehr geschwächt, und gar ein Hauptstück davon wird gänzlich ausgetilgt, wenn das spätere Deutsch auch noch das *h* beseitigt, also Rabe, Rappe sagt und mundartlicher Weise *Ruech* und *rucken* im Sinne von girren. Ich kann mich nicht enthalten dem noch ein zweites Beispiel anzufügen, welches zugleich einen Weg der Wortschöpfung kennen lehrt, den die Sprache sonst nie mehr Gelegenheit gehabt hat zu betreten. Die ersten bestimmteren Laute, die das Kind hervorbringt, die ersten, weil sie ihm am leichtesten fallen, sind die Lippenlaute *m* und *p*, und es bedient sich deren sofort (ich weiss aber nicht, ob aus sich selbst oder auch das durch Lehre) um das ihm zunächst angelegene zu bezeichnen, trinken und essen, Mutterbrust und Mutter und Vater; derselbe Sinn verbleibt dann dem *m* und *p* noch über die Kinderzeit und die Kinderwelt hinaus. Mit *m* also *memm*, wie unsre Kinder zu trinken fordern, die Mutterbrust auf Lateinisch *mamma* und *mamilla*, die Mutter auf Griechisch und Lateinisch *mamma*[59]) oder umgestellt *amma*[60]) und ebenso auf Althochdeutsch, in der gereifteren Sprache aber abgeleitet μήτηρ, *mater, Mutter*[61]). Mit *p* theils auch Benennungen des Trinkens wie *papilla*, πίνω πέπωκα, *potus, poculum, puteus*[62]), theils aber des Essens: *pappa*, wenn die römischen Kinder das verlangten, *pasco, pabulum, panis*, πατέομαι; und des Vaters: πά, πάππας oder umgestellt ἄππα in der Kindersprache Griechenlands und Roms und wieder mit einem ableitenden Zusatze πατήρ und *pater:* der Kürze wegen lasse ich auch hier unangeführt, was von demselben Wurzellaut her

59) Ist *Memme*, wie wir in weiblicher Form einen weibischen Mann nennen, eigentlich auch s. v. a. Mutter? Der älteren Sprache war das Wort noch fremd.

60) Angeführt und in seiner Weise erklärt von Isidor Origg. XII, 7, 42: *Haec avis (strix) vulgo dicitur amma ab amando parvulos, unde et lac praebere fertur nascentibus.* Wahrscheinlich ist *amita* ein Deminutiv hiezu.

61) Das althochd. *muomâ* (Mutterschwester) ist eine kindliche Verschmelzung von *muoter* und *mamma* oder besser nur eine Ablautbildung zu dem letzteren: vgl. die nächstfolgenden Anmerkungen.

62) Mit Erweichung in die Media ist *bu* der lateinische Kinderruf nach Trinken, *bua* das Substantiv dazu, *bibere* das Zeitwort der Erwachsneren.

die übrigen indogermanischen und mit ihnen die semitischen Sprachen bieten. Diess characteristische *p* nun halten für die Vorstellungen Essen und Vater allerdings auch unsre Kinder fest: sie können nicht wohl anders; und ihnen zu Lieb wird ein Brei auch noch von uns älter gewordenen *Pappe* genannt[63]): höher hinauf jedoch hat auch dieser gleich anderen Lauten sich der Verschiebung fügen d. h. sich aspirieren müssen, und es heisst nun *Vater* und *Futter* und dem griechischen ἄππα entsprechend der Grossvater auf Altnordisch *afi:* Umformungen, die nichts mehr haben von jener ersten Stimme der Natur. So viel über das *m* und das *p* der Kinder. Wenn aber das Sprachvermögen noch etwas weiter gewachsen und von der Lippe zurück auch auf Zahn und Zunge gewandert ist, dann werden die Mutterbrust und die Amme und die Grossmutter auf Griechisch τίτϑη und τήϑη, der Vater auf Griechisch und Lateinisch *tata* und *atta* genannt und ziemlich ebenso die Mutterbrust althochdeutsch *tuttâ,* Pathe und Pathinn, d. i. Vater und Mutter im geistlichen Sinne, *toto* und *totâ,* der leibliche Vater gothisch *atta*[64]) und jetzt noch in Mundarten *Atto* und verkleinert *Aetti* oder *Tatt* und *Tätte.* Aber wiederum hier die störende Lautverschiebung: neben *Atto* und *Tato,* die unser Alterthum auch als Eigennamen braucht, kommt in solcher Anwendung zugleich *Azzo* und *Zazo* vor[65]), auf das gothische *Attila*[66]) folgt im

63) Die althochd. Mannsnamen *Appo, Abbo, Papo, Babo,* und ablautend *Puopo, Buobo* werden zuerst auch nur Schmeichelworte für den Appellativbegriff Vater gewesen sein; es widerspricht dem nicht, dass dann auch weibliche Namen, *Appa, Abba, Babâ, Puopâ, Buobâ,* davon sind abgeleitet worden.

64) Ablaut dazu die althochd. Namen *Uoto* und *Uotâ,* kaum aber (gegen J. Grimm in Haupts Zeitschr. I, 21) das altnord. *ódha* Urgrossmutter: diess *dh* oder, wie Grimm es ändert, *d* ist weder mit dem pelasgischen noch mit dem gothischen *tt* zu vereinigen.

65) Und ebenso stehn *Tuto* und *Zuzo, Tutilo* und *Zozzolo* neben einander; da sich auch *Zuozo* findet, wird es um so mehr erlaubt sein mit J. Grimm (Gesch. d. Deutschen Spr. I, 272) das goth. *Tôtila* ebenfalls hieher zu ziehen: die andre Erklärung, die Grimm in Haupts Zeitschr. VI, 540 giebt, empfiehlt sich weniger.

66) Als gothischer Name und Schmeichelname derselben Art zu verstehn wie das so eben angeführte *Tôtila,* wie *Badvila* (so hiess Totila eigentlich), *Blîvila, Mêrila, Mundila, Sunila, Svinthila, Vulfila* u a.: vgl. Gesch. d. Deutschen Litt. S. 16.

Althochdeutschen *Azzilo,* für *tuttâ* hat sich *Zitze* eingedrängt, und *zutzeln* ist s. v. a. saugen.

Es sind jedoch nicht allein die characteristischen Wurzellaute, die so vor der neuen Sprachbewegung zu Grunde gehn: auch die Flexion wird von ihr auf das empfindlichste geschädigt, sogar sie, um derentwillen allein der sprechende Geist auf den jetzigen Standpunkt sich begeben hat. Denn in Folge der erwähnten Lautschwächungen und sonstigen Verderbnisse verwischen und vermischen sich je mehr und mehr die Unterschiede der flectierten Formen, und die Sprache muss schrittweis eine derselben nach der andern wiederum fallen lassen: so hat schon das Gothische keinen Locativus mehr, schon das Althochdeutsche keinen vom Accusativ verschiedenen Nominativ und Vocativ und kein Medium oder Passivum und das Mittelhochdeutsche nur noch verwehte Spuren des Dualis und des Instrumentalis.

Unter solchen Einbussen gleitet die Sprache allgemach und unmerklich (wer vermöchte die Grenzlinie mit Bestimmtheit anzugeben?) auf ihre dritte und letzte Stufe, in das Greisenalter hinab, wo alles Sinnliche, alles Körperliche welkt, aber auch, wenn man will, hinauf in das Greisenalter mit seinen gehäuften Weisheitsschätzen, in die Zeit, wo der Geistesfunke vor dem letzten Erlöschen noch einmal am hellsten flammt und fast nur noch dieses geistige Element zu gewahren ist. Durch alle sprachliche Darstellung hin weht nun ein kühler scharfer Zug der Abstraction; was im Beginn die unmittelbarste sinnliche Anschauung, dann wenigstens ein Bild gewesen, jetzt ist das meist nur noch ein Rahmen, in den je nach Umständen sehr wechselnde Begriffe zu fügen sind: die Philosophie versteht das wohl auszunützen. Aber die Worte eignen sich auch zu solcher Behandlung; fast alle sind sie bis auf das Aeusserste entstellt und befinden sich, wie diese ihre Laute den eigentlichen Gehalt nicht mehr erkennen lassen, auf dem geraden Wege blosse Chiffern zu werden. Darum ist auch für das Gefühl der Sprechenden kein rechter Unterschied mehr vorhanden zwischen einheimischen und fremden Worten: die einen sind ja um nichts verstandener und liegen dem etymologischen Bewusstsein um nichts mehr näher als die andern; während die einheimischen in Menge, ja familienweis aussterben, überhäuft sich die Sprache, auch massen- und familienweis mit solchen, die sie rings aus

aller Welt zusammenborgt, und wie oft doch sind diese Fremdwörter vollkommen entbehrlich, wie oft auch voll von barbarischen Verstössen gegen die Sprachen selbst, denen man sie entnommen vermeint: man erlaube mir hiebei besonders an den Wörterschatz der Naturforschung und der Mathematik zu denken; ja wie oft sind es nicht einmal rechte Fremdworte, sondern gut und alt einheimische, und es hat ihnen das Ausland nur ein neues Kleid gegeben[67]): aber diess ausländische Kleid machte sie unkenntlich oder empfahl sie besser. Wenn z. B. wir von *Banditen* und *Spionen*, von *Fresco* und *Émail* und *Gravierung* sprechen, so klingt das wohl wie Italiänisch und Französisch, der Kern und Grund davon ist aber deutsch, unsre Worte *bannen* und *spähen*, *frisch* und *schmelzen* und *graben*.

Diess alles bringt die letzte Sprachstufe in den entschiedensten Gegensatz zu der ersten und zu deren Kraft aus eigener Fülle zu schöpfen und zu der Sinnlichkeit jeder ihrer Schöpfungen. Am auffallendsten das in einer Beziehung, wo auf den ersten bloss flüchtigen Blick hin beide vielmehr überein zu stimmen scheinen. Dort, im Anfange, war noch keinerlei Flexion vorhanden: man brachte noch, was späterhin durch diese bezeichnet wird, in selbständig aufgestellte Worte. Hier, am Ende, giebt es nur noch höchst dürftige Flexion und theilweis wiederum gar keine mehr, und wiederum treten im Sinne derselben und an deren Statt eigene Zu- und Vorsatzworte ein, Hilfsverben um die Tempora, Präpositionen oder, wie im Schwedischen, im Dänischen, im Rumänischen, der hinten angehängte Artikel um die Fälle der Declination zu umschreiben, und wie viel andres von der gleichen Art! Aber (und darin liegt der Unterschied) alles das ist hier nur Ersatz für erlittene Verluste, frische Analyse einer bereits vorangegangenen Synthesis, alles das eben nur Umschreibung, und den Worten und Wörtchen, die man dazu braucht, wohnt kein eigener Bedeutungswerth mehr inne: auf sie passt der Name, den die chinesische Grammatik, für ihre Sprache noch ungehörig, den Pronominibus und Partikeln giebt: sie sind „leere Wörter". Während die älteste Zeit in der einfacheren Art des Alterthumes mit jedem Worte gleichsam Gold

---

67) Die Umdeutschung fremder Wörter S. 6.

um Gold darwog, ist, was die neueste zahlt, stark untermischt mit Scheidemünze oder gar mit blossen Rechenpfennigen. Und je massenhafter solch kleines Geld mit unterläuft, je mehr es an volleren und dadurch bestimmenden Formen der Worte selbst gebricht, desto unfreier muss auch der Bau der Sätze werden und desto beengender die Regeln, nach welchen die einzelnen Glieder derselben theils zu verbinden, theils zu trennen sind: man halte nur um dafür einen Beleg zu haben irgend einen griechischen oder lateinischen Satz gegen dessen französische oder auch die deutsche Uebertragung. Und doch, so herabgesunken nach dem allem die letzte Sprachgestaltung erscheinen muss, insofern man auf ihren leiblichen Theil und die sinnliche Seite der Formgebung achtet, so ist wahrlich damit nicht ausgeschlossen, im Gegentheil, es ist nun eine Nothwendigkeit, dass sich in ihr der grösste Reichthum geistiger Art auspräge, und während sie es allerdings ermöglicht mit dem breitesten Strome von Worten zuletzt nichts zu sagen, bietet sie ebenso wohl die Mittel dar auch das tiefst und feinst gedachte noch in Klarheit und Schärfe mitzutheilen und jedem Streiflicht, jedem leisesten Schatten der Empfindung einen Ausdruck zu geben, der zum Nachempfinden sowohl nöthigt als befähigt. Nur eben auf eines muss auch hiebei stets verzichtet werden: was an der Sprache tönende Form ist, wird nie mehr so wie vordem characteristisch mit dem Inhalte zusammenklingen: dafür ist dieselbe jetzt zu einfarbig und entfärbt, noch entfärbter als schon auf der Senkung der vorigen Stufe, dafür ist sie den Sprechenden meist zu gleichgültig geworden. Namentlich in Folge dessen nimmt nun auch die Musik eine von der bisherigen weit abweichende Stellung zu der Sprache der Dichtung ein. Im Anfange waren Sprechen und Singen wesentlich eins, in der mittleren Zeit Poesie und Gesang zum mindesten noch eng verbunden: jetzt in der dritten wird gesanglos gedichtet, und während früherhin die Instrumentalmusik sich dem Gesange unterzuordnen pflegte (ein altdeutscher Dichter nennt Getön ohne Worte einen todten Lärm[68]), steht sie nun lieber für sich allein da, auf ihren eigenen stolzen Füssen, und trägt uns „Lieder ohne Worte" vor. Das heisst:

68) Der Meissner, Minnesinger III, 96 b.

der Tonsinn, der einmal im Menschen lebt, der aber jetzt über die Sprache des Menschen nicht mehr waltet und dem die Sprache nicht mehr taugt, er sucht seine Befriedigung ausserhalb derselben, ganz wie auf der vorigen Stufe, als sich zuerst in der Sprache die Körperlichkeit der Anschauungen schwächte, dem Triebe dazu Ersatz und Genüge in der bildenden Kunst ward. Uebrigens habe ich hier zumal Deutschland, und was dazu gehört, im Auge; es wird kaum ein Zufall sein, dass Italien, dessen Sprache selbst noch so voll von Wohllaut ist, immer noch mehr die Vocalmusik als die instrumentale pflegt.

Die durchgehende Vergeistigung der Sprache, die ich versucht habe darzulegen, würde die sichere Vorbotinn ihres baldigen Absterbens sein, wenn nicht ein Umstand sie aufrecht erhielte, wenn nicht eine Art von Erstarrung, in welche sie gerade jetzt verfällt, sie bewahrte vor der Auflösung und Verwesung. Auf der vorigen Stufe hatte sie sich zu einer Sprache der Litteratur erhoben: auf dieser letzten entsteht, bei den Völkern der neueren Welt noch unterstützt durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Schriftsprache, und wohl geschieht das in Weiterwirkung jenes früheren Vorgangs: doch aber tritt ein Unterschied dazwischen, ebenso gross und weit, als es ein Andres ist, ob die Richtigkeit des Sprechens und Schreibens einzig in der lebendigen Uebung oder zuvörderst auf der Theorie beruht, ob die Sprache den in ihr selber liegenden Gesetzen folgt oder Regeln, die von aussen her ihr auferlegt werden. Letzteres aber widerfährt der Sprache nun: sie steht jetzt unter der Schulzucht der Grammatiker. Und wie schon diese den todten Buchstaben gern über Alles setzen[69]) und ihr Wissen und Wirken gelegentlich

69) In Deutschland und bei uns in der Schweiz den zufälligen deutschen Buchstaben über den wirklichen deutschen Laut, wenn sie in den Schulen von klein auf es erzwingen, dass z. B. *erträglich* und *wählen*, *Hände* und *mächtig* auch mit *ä*, ja nicht mit *e* gesprochen werden. Und selbst den Buchstaben und Buchstabenlaut der fremden und todten Sprachen über den der lebenden eignen: Beispiel das griechische *ph*, das schon seit langem in dem ganz ungriechischen Worte *Epheu*, *Ep-heu* zu hören ist (Mancher schreibt deshalb sogar ein *f*), und die *y* und *v* nach griechischer und lateinischer Weise, die man neuerdings in so deutsche Namen bringe wie *Sybel* und *Vilmar*. Die aber machen es eigentlich am schlimmsten, die jetzt uns im Neuhochdeutschen mit einer alt- und mittelhochdeutschen

ganz aufgeht in rechtschreiberische Absonderlichkeit und Quälerei, so ist auch anderweitig die Schrift für die Schriftsprache nicht umsonst das zuerst genannte. Wir haben vorher das Denken als ein inneres Sprechen bezeichnet; bloss die Schriftsprache und deren Zeitalter ins Auge gefasst, würden wir vielleicht noch besser sagen, das Sprechen und schon vor dem Sprechen das Denken sei ein inneres Schreiben. Die ganze Sprache ist nun wie gesättigt mit Tinte und mit der Schwärze des Bücher- und des Zeitungsdruckes; kaum hat das Kind zu sprechen, kaum zu denken angefangen, so lernt es auch schon lesen und schreiben, und welche Einbusse dadurch, der Lähmung des Gedächtnisses gar nicht zu erwähnen, die Gabe der freier fliessenden Rede leidet, das erfahren die Meisten von uns zu ihrem Verdrusse täglich an sich selber. Und auch wer, was das Seltnere ist, sich diese Gabe unverkümmert bewahrt oder sie trotzdem sich erworben hat, auch ein solcher spricht doch oft nur wie gedruckt oder wie für den Druck und baut, wenn er als Redner vor uns tritt, Perioden, welche die rechte Uebersichtlichkeit und Verständlichkeit erst dann erlangen würden, wenn sie uns Schwarz auf Weiss vor Augen lägen, oder erinnert (das Beispiel ist unscheinbar, doch bezeichnend) seine Zuhörer gelegentlich an etwas, das er schon „oben" gesagt habe. Das also ist hier der grosse Gegensatz zwischen der früheren und dieser spätern Stufe: als die Sprache zuerst Litteratursprache ward, lüfteten sich ihr erst recht die Schwingen zu weiterem schnellem Flug auf dem Wege der Entwickelung: nun sie Schriftsprache ist, sind ihr die Flügel beschnitten, und sie ist von den Buchstaben und von den Regeln der Grammatiker, die sie rings umgeben, wie von Zaubercharacteren und Zauberformeln festgebannt. Aber eben dadurch auch festgestellt und auf lange hinaus verwahrt gegen ferneres und gegen das allerletzte Sinken.

Während jedoch so die Sprache selbst ihr Leben behauptet, wirkt sie um sich her ertödtend: Mundarten, welche einst auf

---

Unterscheidung von *ss* und *sz* behelligen: hier ist der Buchstabe gar ein todter und die Unterscheidung lediglich eine des Schreibens, in keiner Art mehr des Sprechens: denn der Laut selbst des altdeutschen *z* oder *sz* ist schon seit einem halben Jahrtausend und darüber erstorben und für uns unwiederfindbar.

gleicher Linie neben der gestanden, die nur ein Zufall zur Schriftsprache gemacht hat, Mundarten, welche vielleicht noch besser berechtigt gewesen wären eine so erhöhte Stellung einzunehmen, jetzt liegen sie tief unter den Füssen jener und verarmen und werden unbeholfen in ihrem Mangel an Litteratur, arten in Rohheit aus, weil die gebildete Welt sie zurückstösst, und verstummen und sterben eine nach der andern. Auch die Bergmannssprache, die Jägersprache, die Gaunersprache haben dem gegenüber, was in der Litteratur und der Gesellschaft gilt und verstanden wird, etwas Mundartmässiges: sie aber trifft kein solches Schicksal: denn es ist keine Besonderheit der Laute noch der Bildungs- noch Biegungsweise, worin hier die Abweichung beruht, es ist nur ein Vorrath mannigfach eigenthümlicher Worte, und deren Bestand wird sowohl durch die Dinge selbst gesichert, für welche sie der Ausdruck sind, als durch das Standesgefühl derer, die so sprechen.

Den Uebergang nun in dieses Greisenalter mit seiner Dürftigkeit und Erstarrung in leiblichen, seinem Reichthum und seiner Beweglichkeit in geistigen Dingen kann, wie im Leben des einzelnen Menschen, so in dem der Sprache eine schwere Krankheit, vielleicht auch nach der Krankheit ein nochmaliges Aufleuchten der Lebenskraft bezeichnen, das beinah jugendlich erscheint, aber doch nur so, wie oft Spätjahrstage uns frühlingshaft gemuthen. Ich denke dabei an die grausenhafte Zertrümmerung des Lateins, welche die des römischen Reiches selbst begleitete, und wie sodann aus diesem Schutt und Moder die Sprachen der romanischen Völker sich aufgebaut haben, wiederum in solcher Gesetzlichkeit, dass die Sprachgeschichte schwerlich ein zweites gleich wunderbares Ereigniss kennt; ich denke dabei an die Englische Sprache, diess Kind einer gehäuften Bastardzeugung, das Ergebniss wiederholter Völker- und Sprachenmischung durch Blut und Eisen, aber auch sie bewundernswerth, als ein schlagendes Beispiel, wie der Menschengeist es vermag sogar mit den unvollkommensten Mitteln und mit einem äusserst geringen Aufwande von Mitteln doch zu äusserst grossen Erfolgen zu gelangen: denn wie diese Sprache von halben und zerdrückten Lauten überflutet ist, die jeder Darstellung durch den Buchstaben spotten (nach alter Unterscheidung aber wird daran der articulierte Laut erkannt, dass er geschrieben, und daran der

unarticulierte, dass er nicht kann geschrieben werden[70]), wie sie zugleich in Betreff der Flexion eine Verarmung zeigt, die nicht mehr weit abliegt von der gänzlichen Flexionslosigkeit jener ersten, der chinesischen Stufe, da möchte fürwahr kaum eine andre leiblich zurückgekommener sein als sie: wer aber dürfte daß auch von dem Geiste sagen, der in dieser unschönen Hülle wohnt?

Und unser Deutsch? Zwar ist es mit diesem noch nicht ebenso weit gediehen: wohl aber (und ich habe ja mehr als einen der bisher beigebrachten Characterzüge gerade aus ihm entnehmen können), wohl steht unser Deutsch bereits auf dem Abschuss des Weges; es ist auch nach den fünfzehn Jahrhunderten seiner Litteraturgeschichte und den wer weiss wie vielen, die ohne Litteratur noch jenseits liegen, wahrlich jetzt alt genug für das Greisenalter, und nicht erst in der neueren und neusten Zeit ist diese Senkung von ihm betreten worden, sondern wir können vereinzelte Anfänge des Endes und Vorbereitungen darauf schon im Mittelalter gewahren. Lassen Sie mich hier und von hier an nur noch für einen Punkt, der aber ein Hauptpunkt ist, Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen: ich meine das Entschwinden des Bewusstseins von dem eigentlichen Sinn und der früheren sinnlichen Eigentlichkeit der Worte. Wir geben dieselben aus, wir nehmen sie ein, gleichgültig, ohne Gehalt und Prägung zu beachten: wollten wir das aber auch, so ist doch die Prägung meist verschliffen und damit zugleich das alte Metall selbst unscheinbar geworden und entwerthet, an Gewicht verringert. Manch altes Wort zwar hat sich nicht weiter verändert, als der allgemeine und gesetzmässige Gang der Lautentwickelung es mit sich brachte, und doch verstehn wir es nicht, weil es innerhalb der jetzigen Sprache keine Verwandten mehr hat, die uns etwa zum Verständniss hülfen, weil es ein verwaister Schoss aus weit entlegener, tief verschütteter Wurzel ist: so wird es denn unverstanden gebraucht, gelegentlich auch missverstanden und missbraucht. Andre aber, und

---

70) *Omnis vox aut est articulata aut confusa. Articulata est hominum, confusa animalium. Articulata est quae scribi potest, confusa quae scribi non potest:* Isid. Origg. I, 14; ebenso Aldhelm: vgl. oben Anmerk. 16.

solcher möchte die grössere Zahl sein, haben sich mehr und nicht auf die Art umgestaltet, wie eigentlich recht und nöthig war: sie sind verderbt und entstellt, weil man sie schon längst nicht mehr versteht, und man versteht sie nicht mehr, weil sie schon längst so entstellt sind. Wie gesagt, diese Verdunkelung der Worte hat nicht erst im neueren, sondern theilweis schon im älteren Deutschen angehoben[71]), schon auf der zweiten Stufe des Sprachganges, wie auf entsprechender Stelle genug der Art auch im Griechischen und Lateinischen vorkommt. Wir wissen ja, auf welche Irrwege die römischen Sprachforscher und nicht bloss Männer wie Nonius und Fulgentius, sondern bereits der alte Varro zu gerathen pflegen, auf welche auch Plato, wenn sie über den Ursprung und den ursprünglichen Sinn eines griechischen oder lateinischen Wortes Auskunft suchen; nicht schlimmer noch besser sind bei den Deutschen des Mittelalters die Etymologien des Deutschen, und sie beherrscht namentlich die verkehrte Neigung wo möglich nur Entlehnungen und Entstellungen aus den classischen Sprachen zu erblicken. Entschuldigen wir die Einen wie die Andern: beiden mangelte noch, was die einzige Schule einer gesunden Etymologie ist, Sprachgeschichte und Sprachvergleichung, und das Mittelalter, Isidor

---

71) Einige Beispiele. *Fîant* mochte man im Althochd. noch verstehn, da das Zeitwort *fîên* (hassen) noch vorhanden war, *friunt* schon nicht mehr, da man das goth. *frijôn* (lieben) bereits eingebüsst hatte. Ebenso war die Angleichung von *weralt* in *worolt* nur darum möglich und *ginôz* konnte nur darum in dem allgemeinen Sinne von socius gebraucht werden und *gisello* auch in der Zusammensetzung *herigisello*, weil man sich des Ursprunges und des eigentlichen Sinns dieser Worte schon im achten Jahrhundert u. s. f. nicht mehr bewusst war: *weralt* aber heisst s. v. a. Menschenalter und *ginôz* ist genauer nur ein Mitgeniessender, *gisello* ein Mitwohnender, von *sal* Haus. Aus dem Mittelhochd. will ich hier nur noch anführen, wie da auch *gesinde*, eigentlich die Reisebegleitung (*sind* Weg) doch mit *heim* und *in*, *heimgesinde* und *ingesinde*, zusammengesetzt, wie *beizen*, *erbeizen* d. h. das Pferd weiden lassen ganz im Sinne von absteigen gefasst und construiert und z. B. auch *nider beizen*, *nider erbeizen* gesagt wird, wie sich der alte Genit. plur. *frônô* d. i. der Herren in ein Adjectiv *frôn* d. i. heilig umwandelt, wie man hiezu, indem man es mit *frô* vermischt, ein Zeitwort *frœnen* d. i. erfreuen bildet und *fruot* (weise, verständig) sich in die Bedeutung von *früeje*, von *frô* und *frech* muss hinüber spielen lassen: Walther v. Klingen S. 12 (oben Bd. 2 S. 341).

an der Spitze, folgte lediglich nach, wie die Römer ihm vorangegangen. Indess so überall undurchsichtig ist den Deutschen ihr Deutsch doch erst später geworden, und wenn es unter den Karolingern, ja den Hohenstaufen meist noch möglich gewesen wäre ein Wort aus der Sprache der Zeit selber zu erklären, heut zu Tage ist es in zahllosen Fällen nicht mehr so: wir müssen zu dem Ende um Jahrhunderte, oft um ein Jahrtausend und weiter rückwärts.

Mitunter freilich möchte es scheinen, das Nichtkennen und Nichtbeachten der Etymologie sei eben kein Schade für uns, und in der That für Manchen wäre es vielleicht sogar ein Aergerniss, wenn unser Bewusstsein uns noch stets daran erinnerte, dass die *Ostern,* das höchste Fest der christlichen Kirche, ihren Namen haben von *Ôstarâ,* einer Frühlingsgöttinn unsrer heidnischen Vorfahren[72]), und ebenso der *Freitag* von *Frîa,* der alten Götterköniginn. Dafür aber ist es, was nun den *Karfreitag* angeht, ganz nützlich zu wissen, es komme diess *kar* von einem altdeutschen Zeitwort *karen* d. i. wehklagen her und habe mit dem griechischen χάρις nichts zu thun: ergiebt sich doch daraus die höchst wichtige Lehre, dass man eben *Karfreitag* schreiben müsse, nicht *Charfreitag* mit *ch.* Wenn ich dem noch einige andre Beispiele von demselben geistlich-sittlichen Gebiete hinzufügen darf, was denken wir uns bei den Worten *Elend* und *Wonne,* bei *Glauben, Liebe, Treue? Elend,* vormals *elilenti,* bedeutete da das andre Land, die Fremde: es ist schön und für das Vaterlandsgefühl unseres Volkes bezeichnend, wie daraus die jetzige Bedeutung hat folgen können[73]); *Wonne* besitzt in der gothischen Grundgestalt *vinja* und der althochdeutschen *winne,* später auch noch in der Rechtsformel *wunne und weide* den

72) J. Grimms Mythol. S. 266 fgg. Die Pluralform des Wortes, welche von je her die gebrauchtere ist um das Kirchenfest zu bezeichnen, hat aber schwerlich, wie Grimm angiebt, ihren Grund in der Zweizahl der Festtage, sondern geht auf die jährliche Wiederkehr. Mit derselben iterativen Bedeutung heisst es *Pfingsten* und *Weihnachten,* mittelhochd. auch *ze sunewenden,* auf griechisch μέσαι νύκτες, ἀνατολαί, δυσμαί.

73) *Nu riazen elilentê in fremidemo lante — joh thulten hiar nu nôti bitterô zîti — Wolaga, elilenti! harto bistu herti — Mit arabeitin werbent, thiê heiminges tharbênt* u. s. f. Otfried I, 18. 16—27; *das bitter Elend bauen* in der Fremde wohnen: Zinckgref, Leseb. II, 307, .3.

Sinn von Weide oder Wiese, und der *Wonnemonat* der Mai, althochdeutsch *winnemânôt*, ist eigentlich nur der, in welchem das Wiesenland bestellt wird: der neuere Begriff des Wortes beruht auf derselben Anschauung wie unser *Augenweide*. So sind auch *Glaube* und *Liebe* und *Treue* echteste Ausdrücke des Lebens in der Freiheit und der Fülle der Natur: denn die beiden ersteren (*Glaube* ist syncopiert aus *Gelaube*) und mit ihnen *Lob* und *geloben* und *erlauben* kommen ebenso aus einem und demselben Stamm mit dem Worte *Laub*, wie in den pelasgischen Sprachen φίλος und φύλαξ sich vereinigen mit φύλλον und *folium*[74]): der sinnliche Grundbegriff ist der des bedeckenden und erfreuenden Uebergrünens, des Grünseins, wie ja wir noch bildlicher Weise von der Gunst und Freundlichkeit sagen; die *Treue* aber, die gleich einem Baume auf fester Wurzel steht und nach Darstellungen der alten Kunst, deren auch unsre Mittelalterliche Sammlung einige besitzt[75]), als Blüte von dem Baum der Liebe gepflückt oder in denselben geimpft wird, hat ihren Namen von dem Zeitwort *triuwan*, welches das kräftige Wachsthum der Pflanzen, und von *triu*, das einen Baum bezeichnet[76]).

Diese letzten Andeutungen sind mir ein Fingerzeig noch zu einigen Beispielen ganz gegenseitiger Art überzugehn, zu Worten der Naturgeschichte wie *Eidechse*, *Heuschrecke*, *Elster*, *Lerche*. *Eidechse* bezieht sich zugleich auf die Unheimlichkeit

---

74) Und zwar halte ich die deutschen und die verglichenen pelasgischen Worte auch für eins in der Wurzel, nur dass die Consonanten ihre Stellung wechseln und sie bloss in *libere lubere* sich ebenso folgen wie im Deutschen. Solcher Umkehrungen giebt es noch genug, z. B. *alnus*, ahd. *elira* (d. h. *elisa* wie germanisch *Aliso*, nhd. *Else*) und *erila*; βάϑος, βαϑύς und goth. *diup*; ahd. *buhil*, mhd. *bühel* und *hübel* (W. Müllers Wörterbuch setzt unrichtig *hüebel* an); ἅπαξ, goth. *fahan* und lat. *capere*, πέκειν, lat. *pectere*, goth. *fahs* und lat. *capillus*; *specere*, ahd. *speha* und σκέπτεσϑαι; *ferah* u. s. w. (s. oben S. 17) und *href*, lat. *corpus*; ὑφᾶν, ahd. *wepan*, *wabo* und lat. *favus*; *febris*, ahd. *fiebar*, mhd. *fieber* und *biever*; *favilla* und ital. *falavesca*, ahd. *falawisca*; δεικνύναι, *dicere*, goth. *teihan* und *haitan*; τιτέκω und τίκτω; σκάλοψ und σκάλαξ; *acetum*, goth. *akeit* und ahd. *ezzich*; *scintilla*, altfr. *escintele* und *stencele*, *étincelle*; *haedus*, goth. *gaits*, ahd. *keiz* und *zigâ*. Vgl. unten Anm. 82.

75) Die Holzschnitzerei XIV, 92 und der Teppich XV, 212.

76) Vgl. J. Grimm in Pfeiffers Germania XI, 244.

dieses Reptils und auf die characteristische Beweglichkeit seines Schwanzes: denn *egidehsa* (so lautet das Wort ursprünglich) bedeutet danz übereinstimmend mit dem griechischen κροκόδειλος, bekanntlich dem Wort auch für die kleineren Eidechsarten Europas, s. v. a. Schreckschwanz oder schrecklich wedelnd; es war, da eben *Ei-dechse*, nicht *Eid-echse* abzutheilen ist, gerade nicht der glücklichste Einfall dem *Griphosaurus* der Urwelt auf Deutsch die Benennung *Räthselechse* zu geben. *Heuschrecke,* so fürchterlich auch dieses klingt, bezeichnet das Insect doch nur als einen Springer im Grase (denn *schricken* ist auf Altdeutsch springen)[77]) und hat somit keinen anderen Sinn als all die übrigen landschaftlich beschränkten oder veralteten Namen desselben Thieres[78]). *Elster,* zusammengezogen aus *âgalstrâ* (unser *Aegerste* hält sich dem noch merklich näher), ist die übel singende, bösen Zauber singende, von *galan* singen, demselben Wort, das auch der *Nachtigall*[79]) ihren Namen gegeben, oder unmittelbarer von *galstar* Gesang, Zaubergesang, Zauber, mit Hindeutung also auf das Vorzeichen, das der Aberglaube in dem Geschrei und schon der blossen Erscheinung dieses Vogels er-

---

77) Unser *Schreck* und *erschrecken* eigentlich s. v. a. auf- und zurückspringen.

78) Althochd. u. s. f. *hewiskrekeo* und *houscrichel; mâtoscrech;* mittelhd. *mâtschrecke* (*mât* Heu, Wiese); mhd. *haberschrecke;* in der Schweiz *Heugumper* d. h. Heuspringer, anderswo *Grashupfer* (Frischs Wörter-Buch I, 367 c) und *Heupferd;* mit Bezug auf das langbeinige Schreiten ahd. *howistapho, hewistaffol,* mhd. *höustaffel* und (die Entstellung beginnt auch hier) *höustüffel,* schweizerisch *Heustöffel, Heuströffel* und *Heustraffel:* Stalders Idiot. II, 41. Nur auf das Springen ohne vom Gras zu sprechen geht das goth. *thramstei:* J. Grimms Gesch. d. Deutschen Sprache I. 337.

79) Althochd. *nahtagalâ, nahtigalâ.* Die Formen *nahtegelâ* (Haupts Zeitschr. III, 315 a. 474 b) und *nahtegulâ* (Haupts und Hoffmanns Altd. Blätter II, 215) zeigen jedoch, dass hinter dem Zeitworte *galan,* Imperf. *guol* (*biguol* Altd. Leseb. 19) noch ein andres älteres mit dem Ablaute *i a u* liegt. Unser *Nachtigall* hat ebenso wunderlich das *i* des althochd. *nahtigala* wiederhergestellt (mittelhochd. heisst es *nahtegal*) wie *Bräutigam* das von *brûtigomo* Brautmann, mhd. *briutegom* u. dgl. Aehnlichen Sinnes mit dem deutschen scheint der lat. Name *luscinia* zu sein, falls nämlich *lus* mit *luscus* und *luridus* zu verbinden ist: also Sängerinn im Zwielicht, Dämmerungssängerinn.

kennt[80]); die mundartlichen Synonyma *Hätz* oder *Atzel, Aetzel, Hätzel* gehen auf *âgazâ*, die alte Abkürzung von *âgalstrâ* zurück[81]). Endlich *Lerche*, althochdeutsch *lêrohhâ* und *lêrahhâ:* noch früher muss das *leiswahhâ* gelautet haben: der Sinn ist Furchenwacherinn[82]): kaum graut der Morgen, und schon aus dem Acker steigen die Lerchen auf. *Leiswahhâ, lêrohhâ*, damit ist ein Wort ausgesprochen, das uns alle, die wir uns hier versammelt sehn, berührt, und das zugleich ein Beispiel von mehr denn tausendjähriger Verdunkelung ist, das Wort *Lehre* und was sonst dazu gehört. *Leisa, leise* ist so viel als Spur und

---

80) Ἔπεα πτερόεντα S. 25.

81) Althochd. *âgalstrâ, âgalastrâ, âgelestrâ, âgeleistrâ, âgelstrâ* Altd. Blätter II, 213. Haupts Zeitschr. III, 476 a. *âgilstrâ* Altd. Bl. II, 214. *âglastrâ, âglesterâ* Haupts Zeitschr. III, 377 b. *âgistrâ* Altd. Bl. II, 212. Mittelhochd. *âgalster, âgelster, âgelaster, âgarlaster, âgelester, âgeleister, âglaster* Renner 3688. *âglester, âglister* Carmina Burana S. 175. *aegelster, aegester, âgrest, âlister, alster* Helbling VIII, 386. *elster*. Neuhochdeutsch in den Mundarten der Schweiz *aegriste* Nic. Manuel S. 395. *Agerist, Agerste, Aegerste, Agertsche, Agretsche.* Es nimmt also das Wort in seinen Umbildungen fast ganz denselben Gang wie *ganeistra* Funke. Die Länge des Anlautes wird durch die jetzige Aussprache von *Agerste, Aegerste* u. s. f., durch Verse wie Parzival 1, 6 u. a. und dadurch verbürgt, dass *age* nirgend in *ei* zusammengezogen ist: sonst müsste man das Wort mit dem goth. *aglaitei* Unkeuschheit und dem ahd. *agaleizi* Schnelligkeit zu verbinden suchen, und *ageleistrâ* wäre dann keine Entstellung. Die Koseform *âgazâ* dient mit Anderem der Art zur Ergänzung von J. Grimms Grammatik III, 694; die Weiterbildungen *atzel* (Leseb. II, 163, 16. Sittewald 1665. II, 217) und *etzelin* zeigen sich schon im späteren Mittelhochdeutschen, *Hetze* Eselkönig 218 fgg. in einem Volkslied bei Uhland S. 39.

82) Haupts Zeitschr. V, 14. *Leisa* Furche wie lat. *lira:* Frisch I, 354 b. In *lêrochâ* Haupts Zeitschr. III, 374 a sind *w* und *a* zu *o* verschmolzen; die Tilgung des ersteren in *lêrahhâ* ist wie in den Eigennamen *Gundaco, Everacus, Eburacar, Gundachar, Ôtachar* (die J. Grimm in Haupts Zeitschr. III, 351 mit *Gundhari* und *Ôthari* vermengt) und dem Adj. *êrachar* neben *Everwach* Cäsar Heisterbac. Dialog. XII, 23 und *Ôdwaccar:* vgl. was in der fünften Beilage zu den Volksnamen auf *wari* und in der sechsten zu den persönlichen auf *walt* bemerkt ist. Althochdeutsch also heisst die Lerche *lêrohhâ, lêrahhâ, lêrehhâ, lêrihha* und mit einer Syncope, die wohl bereits damals das *ê* verkürzt hat, *lerchâ;* mittelhd. *lêriche, lêrike, lêreke, lerche, lerke;* mit Umstellung des *r* und des alten *w* (vgl. oben Anm. 74) und weiteren dadurch veranlassten Missbildungen und Erneuerungen angelsächs. *lâverce*, niederd. *lêwerke*, mhd. *lêwerch* und *lovinke*, neuhochd. im 88sten Märchen d. Br. Grimm *Löweneckerchen.*

als Furche: *laisjan,* womit Ulfila das griechische διδάσκειν übersetzt, heisst also eigentlich auf die Spur bringen: das Althochdeutsche, indem es daraus *lêran* und substantivisch *lêra* macht, während es doch in *leisa* Spur die ursprünglichen Laute beibehält, verkennt und verwischt bereits jene sinnliche Grundlage des Begriffes.

In welchem Mass aber die Entstellung gleich einem verzehrenden Rost sich an die Worte legt, das zeigen am auf- und augenfälligsten die zahlreichen Zusammensetzungen, deren zweiter Bestandtheil, weil seine Betonung von je her nur eine schwächere gewesen, zu gänzlicher Tonlosigkeit, fast auch zur Lautlosigkeit des Vocals und mit beiden zu dem Anschein einer bloss ableitenden Endsylbe heruntergesunken, ja vielleicht so eingeschwunden ist, dass von ihm, der Benennung des eigentlichen Haupt- und Grundbegriffes, nur noch ein einziger Consonant als letzte verstohlene Spur zurückbleibt. Nehmen wir als Beispiele (eigentlich ist schon *Lerche* ein solches gewesen) die Worte *Adler, albern* oder wie noch Lessing gesagt hat *alber, bieder, Eimer, Messer, Wimper, Züber.* Das klingt zwar jetzt alles in die Bildungsweise von *nieder,* von *Tadler, Reimer, Feldmesser* u.s.f. hinein: blicken wir jedoch in der Sprachgeschichte rückwärts, so ist *Adler* aus *adelar*[83]), *alber* aus *alawâri* entstanden, und diess bedeutet ganz wahrhaft: erst die herzlose Verständigkeit der Nachgeborenen hat auch hier das Einfältige, das Schlecht und Rechte zum Gespött gemacht; ferner *bieder* aus *bidarbi* brauchbar[84]); *Eimer* und *Züber* aus *einbar* und *zwibar,* Gefäss das mit einer und das mit zwei Handhaben getragen wird[85]); *Wimper* aus *wintbrâwa,* der Braue die das Auge gegen den Wind schützt[86]); endlich *Messer,* nämlich als Neutrum, hat eine Geschichte, die etwas länger und umständlicher ist: die älteste

---

83) Umgekehrt scheint man *sparwâri* Sperber, das von *sparo* Sperling abgeleitet ist, gelegentlich auch als eine Zusammensetzung wie *adelar* gefasst zu haben: Hoffm. Sumerlaten 47, 30 *sparwar.*

84) Der Schlusslaut der Wurzel ward bereits im Mittelhochd. so wenig mehr vernommen, dass man *biderbe* auf *widere* reimen und schon damals die Zusammensetzung *bidermann* bilden konnte.

85) Dieselbe Zahlbedeutung in der ersten Sylbe von *situla* und *amphora.*

86) Ebenso das von Schmeller I, 11 angeführte *Aeber* aus *ouchrâ, ougbrâwa.*

Form war *mezzisahs,* gebildet aus dem gothischen Zeitwort *matjan* essen und dem Substantivum *sahs,* das schon selbst s. v. a. Messer war: hieraus denn ist (man kann es Schritt für Schritt verfolgen) zunächst *mezzirahs* und *mezzarehs,* dann *mezziras* und *mezzires,* sodann *mezzers* und, mit letzter Entstellung, *mezzer* geworden[87]). Ursprünglich also in dieser Reihe von Worten welch eine Mannigfaltigkeit der Laute und Begriffe! Jetzt treffen sie alle in einen und denselben lautlosen, tonlosen, nichts besagenden Schluss zusammen. Vorzüglich aber gewähren die Eigennamen, die von Personen wie die geographischen, Beleg über Beleg für den Sprachvorgang, den wir jetzt behandeln: beiderlei Worte werden so viel mehr als andre gebraucht, dass sie auch stärker und früher und häufiger sich abzunutzen pflegen. Zum Beispiel *Walter* und *Römer* und der Flussname *Eider,* die jetzt alle drei wieder in *er* auslaufen, ursprünglich haben sie, sehr ungleich unter einander, *Walthari* Gewaltheer, *Rômwari* Vertheidiger Roms und *Agadorâ, Egidorâ* Thor des Meeres[88]) gelautet. Ja es kommt hier vor, dass infolge derartiger Schwächung der zweite Bestandtheil ganz beseitigt wird: so hiess es Anfangs *Wisuraha*[89]) oder zusammengezogen und angeglichen, aber noch als Benennung desselben

---

87) Schöne Nachweisung Schmellers, Bair. Wörterb. II, 632. III, 193. Ist auf ähnliche Weise *Sarras,* der volksmässig scherzende Ausdruck für Degen oder Säbel aus althochd. *scarasahs, scursahs, sarsahs* hervorgegangen?

88) Noch bezeichnender auf Altnordisch mit genitivischer Form, also persönlichem Sinne des ersten Bestandtheiles *Oegis-dyr* Thür des Meeres- und Schreckensgottes: vgl. J. Grimms Mythol. S. 219. Die Dänen als deren Hauptgottheiten Jupiter und Neptunus genannt werden (Ermoldus Nigellus III, 5 fgg. IV, 451 fgg.) mochten die Mündung dieses ihres Grenzflusses dem letzteren geheiligt haben. Den angelsächsischen Namen *Fifeldor* deutet Rieger in Pfeiffers Germania III, 173 fg. Thor des Todtenreiches.

89) Die Römer haben eine andre Zusammensetzung, *Visurgis* mit kurzem *i*, gehört; dasselbe *gis* in zahlreichen Eigennamen wie *Adalgis, Adalgisa* u. dgl. und den Ortsnamen *Angelgise, Humilgise* und *Widergisa,* in letzteren, wenigstens in *Humilgise*, jetzt Himmelgeist, mit gedehntem Vocal. Zu Grunde liegt eine Wurzel *geisa gais gisum,* deren Bedeutung J. Grimm Gramm. II, 46 mit ferire, Ettmüller Lexic. Anglosax. S. 433 passlicher mit agi, vehementer ferri ausdrückt.

Flusses *Wirraha*, dann *Wisurâ* und *Wirrâ*, endlich jetzt, indem man die beiden Formen geographisch unterscheidet, *Weser* und *Werra:* von dem alten *aha* Wasser ist an der ersteren nichts mehr übrig.

Es geht jedoch nicht überall und allein in dieser Weise zu. Der Greis findet Mittel um noch auf einige Jahre hinaus sich frisch zu verjüngen: so auch und auch nicht erfolglos regt in der absterbenden Sprache sich der Trieb von neuem eine grössere Fülle sinnlicher Anschaulichkeit herzustellen. Ich sage das zunächst von dem letzten Zeitalter unseres Deutschen: es ist das aber auch ein Hauptmerkmal der sogenannten silbernen Latinität, und das Streben des jetzigen Englischen wieder sächsischer zu werden hat im Wesentlichen denselben Anlass. Zu diesem Zwecke schlägt die Sprache unter anderm und vorzüglich den Weg ein, dass sie mit den gegebenen alten Worten ein neues etymologisches Bewusstsein zu verbinden sucht. Ein neues, das heisst ein andres als das eigentlich richtige: es wird nicht etwa die ursprüngliche Form wieder ins Leben gerufen: die ist einmal dahin, ist verschollen und vergessen; sondern nach Laune und Zufall und aufs Gerathewohl tritt diese oder jene Umgestaltung ein, die das verdunkelte Wort in neue Färbung und Beleuchtung rückt, ihm andere Laute und damit wieder einen Sinn giebt, einen Sinn der zur Sache passt, vielleicht auch einen ganz schiefen, vielleicht einen der baarer Unsinn ist: aber man denkt sich doch nun wieder etwas bei dem Worte, es klingt zum wenigsten so, als solle und könne man sich etwas dabei denken. In solchem Verfahren zeigt sich besonders deutlich, wie nun die Sprache sogar zu ihren eignen und den heimathlich ererbten Schätzen steht: denn eben dasselbe hat sie von je gethan um sich entlehntes fremdes Gut, um sich Fremdwörter anzueignen, indem da z. B. *Antichristus*, treffend genug, auf Deutsch in *Endekrist* umgebildet ward, *cavezzone* in *Kappzaum*, *serpentin* in *Scharpfentiner*[90]), *tartoufle* in *Kartoffel*, *Ertoffel*, *Erdapfel*[91]): ich habe diese „Umdeutschungen" bei einer früheren

90) Frisch II, 163 b.

91) Diez Wörterb. d. Roman. Sprachen I, 431. *Erdapfel* für *Kartoffel* vergleicht sich dem andern provinziellen Wort *Grundbirne;* im Sinne von Melone war es schon ein althochdeutscher Ausdruck.

Gelegenheit ausführlich behandelt[92]). Und wohl darf beiderlei Worten gegenüber das Gleiche gelten: beide sind unverständlich, beide unverstanden: deshalb wird dort der fremden, hier der abgeschliffenen heimischen Münze ein frisches Gepräge aufgedrückt und so dieselbe neu in Umlauf gesetzt. Dergleichen Wiederbelebung erstorbener Worte hat allerdings schon die mittlere und schon früher die althochdeutsche Zeit geübt, wie auch die romanischen, wie auch schon die beiden pelasgischen Sprachen davon wissen[93]): in rechter Fülle jedoch und als vollendete Eigenheit stellt sie sich zuerst im Neuhochdeutschen dar. Ich bin meinen Zuhörern auch hievon Beispiele schuldig; bei der Unmenge, die vorliegt, muss ich es wieder mehr dem Zufall überlassen, ob die wenigen, die ich herausgreife, gerade auch die passlichsten sind.

Zuweilen bleibt das alte Wort selber noch unangetastet, und es tritt nur um dessen Sinn auszudeuten und dadurch neu zu beleben ein anderes hinzu, welches ganz oder theilweise den gleichen Begriff enthält, aber der jüngere, jünger übliche Ausdruck dafür ist; es tritt hinzu, vor oder hinter das veraltete, indem es sich entweder vermittelst eines und demselben beiordnet oder, enger verknüpft, eine Zusammensetzung mit ihm bildet. Wie also *null* und *nichtig*, *Lob* und *Preis*, wie *Pöbelvolk* und bei den Schwaben *Lichtkarz* zur Umdeutschung des Fremden, der Worte *null* und *Preis*, *Pöbel* und *Kerze* dienen, ebensolche Verbindungen und Bildungen werden nun auch zur Erneuerung des Alten getroffen. Beiordnungen mit *und* z. B. *Fug und Recht, Leib und Leben, Schiff und Geschirr*[94]), wo das Alte voransteht, *Schatz und Hort*[95]), *Nutz und Geniess, Schutz und Schirm*, wo es den zweiten Platz einnimmt. Zusammensetzungen, die mit dem Jüngeren beginnen, *Flossfeder, Fusspfad, Tischgenosse:* schon *Feder* allein war früherhin, im

---

92) Die Umdeutschung fremder Wörter, Basel 1861. 1862.

93) Umdeutschung S. 7.

94) *Schiff* s. v. a. Gefäss: alt- und mittelhochd. *scef* vas, *sciphi* phiala, *schifelin* cymbium; letzteres noch jetzt mundartlich so gebraucht.

95) Nicl. Manuel v. Grüneisen S. 394.

Altsächsischen wenigstens, s. v. a. Flosse[96]), *Pfad* ein Fussweg, *Genosse* ein Mitessender. Oder das besser verstandene jüngere Wort steht hintennach, und wir sagen *Lindwurm*[97]), *Sprichwort*[98]), *wildfremd*, während ursprünglich schon der einfache erste Theil genügt hat auszudrücken, was gemeint ist.

In den weitaus meisten Fällen jedoch findet kein solcher Zusatz eines zweiten neueren Wortes statt, sondern das alte Wort selbst und allein wird umgestaltet, wird in veränderte Laute und so in den Anschein wiederum eines Begriffs hinübergezogen: hiemit denn geschieht die Erneuerung ganz und voll und in der eigentlichsten Weise.

Als ein Hauptkennzeichen der sinkenden Sprache haben wir vorher deren Neigung kennen gelernt Zusammensetzungen so zu verderben, dass sie wie Ableitungen aussehn: dem stellt sich hier das gerade umgekehrte gegenüber: es werden Ableitungen, indem man der Schlusssylbe eine grössere Fülle des Lautes und des Sinnes belässt und giebt, in Zusammensetzungen verwandelt: ein Widerspiel, das, wie einmal jetzt die Entwickelung der Sprache vor sich geht, durchaus nur folgerecht erscheinen darf. Zum Beispiel *Einöde* und *weissagen* hat erst eine jüngere Zeit so doppelhaltig belebt: im Althochdeutschen waren *einôti* und *wîzagôn* lediglich noch Ableitungen von *ein* und von *wîzago* d. i. Prophet, letzteres wieder eine Ableitung von *wîzan* schauen: die Aenderung in *wîssago*, die Umdeutung also auf die Begriffe *weise* und *sagen*, fängt übrigens schon im zwölften Jahrhundert an. Ebenso kommt *trübselig* von *Trübsal* und dergleichen mehr: manche Bevölkerung, auch die hiesige, spricht das aber mit *ä*, *trübsälig* aus, als ob *trübe* und *selig* zusammengesetzt wären.

Gewöhnlich jedoch sind es nicht so wie in diesen Worten

---

96) *Visc flôt aftar themo watare: verbrusten sind vetherûn:* Riegers Alt- und angelsächs. Lesebuch S. 48.

97) *Lintwurm* bereits im Althochdeutschen, neben dem einfachen *lint;* im Mittelhochdeutschen auch *linttrache:* aber das letztere scheint dabei an *linde* gedacht zu haben: es ist eine Linde, unter welcher Siegfried den *linttrachen*, den *lintwurm* tödtet: Nib. Str. 101. 845. Hörnen Siegfr. Str. 7 fg.

98) Das einfache *sprich* oder *spriche* d. i. Wort in der Windberger Psalmenübersetzung zu Ps. CXIII, 20: *von zuein sprichen.* Seit wann besteht die ganz ungrammatische Schreibung *Sprüchwort?*

die beschliessenden Nebenlaute, sondern die Vocale und die Consonanten der Wurzel selbst, welche die umdeutende Neugestaltung trifft. Ich nehme die ersten Beispiele gern abermals von Basler und sonst von Schweizer Boden. *Bethätigen* wird hier oft so gebraucht, dass es den Sinn von zureden, beschwichtigen haben soll: dafür ist jedoch die eigentliche Form *betädigen,* noch eigentlicher *beteidingen,* und das kommt ebenso wie *verteidigen, verteidingen* von *tagedinc teidinc täding* Verhandlung vor Gericht und überhaupt s. v. a. Rede. Eine Abgabe von Lebensmitteln, die zum Verkauf eingeführt werden, nannte man hier wie sonst anfänglich *ungelt,* mit demselben *un* zur Bezeichnung des Lästigen wie z. B. in *Unkosten*[99]): daraus ist zunächst *Umgeld* und aus *Umgeld,* indem man das Wort auf die Abgabe von Getränken eingeschränkt, wieder *Ohmgeld* geworden[100]). *Fronfasten,* der Name derjenigen Hauptfasttage der alten Kirche, die sich auf die Quatember, die *quatuor tempora,* vertheilen: er bedeutet dasselbe, was der anderswo übliche Ausdruck *Weihfasten,* nämlich heilige Fasten: Anschauung und Sprache des Volkes stellt aber eine Art von mythischer Persönlichkeit, die *Frau Faste,* daraus her[101]), ganz ähnlich, wie aus dem *berhten* d. i. dem leuchtenden *tage,* der früheren deutschen Benennung des Festes Epiphaniæ[102]), schon im Mittelalter seit 1300 eine nachträgliche Spukgöttinn, die *Frau Berchte,* erwachsen ist[103]), der zu Ehren unsre Freunde in Zürich heut noch gleich nach Jahresanfang „bechtelen[104])." Ferner, wir haben ein Zunfthaus zu *Spinnwettern:* nach dem Wortlaut wären das Spinngewebemacher: die früheren Benennungen aber, die der

---

99) Im Renner die weitläuftige Behandlung des „lasterbleches" *un* läuft Z. 9188 in den Gegensatz von *gelt* und *ungelt* aus.

100) Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel S. 31.

101) Hebels Werke 1838. I, 180. II, 272. Stalders Idiot. I, 394.

102) Haltaus Jahrzeitbuch S. 75. J. Grimms Mythol. S. 259.

103) Andere Vorgänge dieser Art s. Umdeutschung S. 55. J. Grimm zieht es freilich vor die „Perahta" aus germanischer Urzeit, noch aus dem wirklichen Heidenthum herzuleiten.

104) So mit ausgestossenem *r* sagt schon 1435 Konrad von Dankratsheim (Strobel, Beiträge z. deutschen Literatur S. 123) *die milte behte* und im Zeitwort *behten,* S. Brant Narrensch. LXVI, 102 *bächten:* er meint, es komme das von *Bacchus.*

verdiente Topograph des alten Basel nachweist[105]), sind *Spinwerters, Spîwerters, Spichwerters hûs,* und dieses letztere, *Spichwerter*, ist unter König Albrecht I. der Name eines Mannes aus Seckingen gewesen[106]): hier müssen wir freilich mit Erklären innehalten, und es bleibt zu vermuthen, dass *Spichwerter* selbst schon irgendwie entstellt sei. Verlassen wir aber jetzt die Stadt und wenden uns auswärts. Vordem, da wir noch zu Fusse nach Aarau giengen, nahmen wir den Weg gern über die *Schafmatt:* das klingt nun ganz idyllisch: im Mittelalter jedoch hiess dieser Bergübergang die *Schachmat* d. i. die Raubmatte[107]). Dann *Wiesendangen* bei Winterthur, *Wiesensteig* bei Ulm und gar *Wiesenthau* bei Forchheim, lachen uns diese Dorfnamen nicht wie eine wonnige Frühlingslandschaft an? Es war anders, da man noch *Wisuntwanga, Wisontessteiga, Wisentouwa* sagte, Feld und Steig und Au des Wisentochsen: hier also ist wirklich ein Thier und ein wilderes als dort der Namengeber. Beispiele aus Speier und Frankfurt: eine Brücke in jener Stadt, die man später *Diebsbrücke* genannt, hiess ursprünglich *dietbrucge* Volksbrücke, eine Brücke für Alle[108]), und umgekehrt das jetzige *Gallenthor* in Frankfurt das *Galgenthor*[109]). Endlich noch entfernter gen Norden *Holstein* und die *Holsteiner,* Laute die uns an einen hohlen Fels zu denken nöthigen: indess der heimische Name des Volkes dort und darnach des Landes ist *Holsten,* dies aber zusammengezogen aus *Holtseten* Holzsassen d. i. Waldsassen[110]), ebenwie das Niederdeutsche auch *insete* Insasse, *lantsete* Landsasse, *drochtsete drossete* Truchsesse so zusammenzieht, dass daraus *inste, lanste, droste* wird.

---

105) Fechter: Basel im vierz. Jahrhundert S. 52.

106) Das Habsburg-Oesterreichische Urbarbuch, hsggb. v. Pfeiffer, S. 339, 31. 340, 24.

107) Urkunde von 1363 in Herrgotts Geneal. diplom. Habsb. II, 2, 708. Aus *schâch* als Namen des Spieles ist ebenfalls *schâf* geworden: *schâfzagel* d. i. Schafschwanz für *schâchzabel* d. i. Schachbrett.

108) Die freie Reichsstadt Speier v. Zeuss S. 19. Den Uebergang bildet die Angleichung *diepprucke.*

109) Battonus Ortl. Beschreibung d. Stadt Frankfurt a. M., hsggb. v. Euler, S. 117 fgg.

110) *Holcetae dicti a silvis quas incolunt* oder *accolunt:* Annalistenstellen die Förstemann anführt, Altd. Namenbuch II, 797.

In Fällen, wie die bisherigen, und am ärgsten wohl in dem letztangeführten, geht die Verderbniss der Laute Hand in Hand mit einer Verderbniss und Verkehrung des Sinnes: in anderen dagegen ist einzuräumen, dass mit der neuen Lautgebung ein passlichster Sinn neu hergestellt und in der That ein Gewinst für die Sprache ist erreicht worden. Auch davon Beispiele. Man hat in früherer Zeit allgemein, wie das noch jetzt in Mundarten des Südens geschieht, *Fasnacht* oder vollständiger *Fasenacht* gesprochen, von einem Stammwort *fasen* d. i. spielen, scherzen[111]), und hat die Vorhöfe der Kirchen, da solche auch als Freistätten dienten[112]), *frîthof* geheissen, von *frîten* schonen: beides ist frisch in unser Verständniss hereingerückt, seitdem wir mit Bezug auf die Fasten, die der Fasnacht folgen, *Fastnacht* sagen[113]), und einen Kirchhof, den Ruheplatz der Todten,

---

111) *Fasen* in der angegebenen Bedeutung ist allerdings unnachweisbar (das althochd. *fasôn* dient zur Uebersetzung von vestigare, quaerere), aber *faseln* hat sie, und schon die Wurzel *fisa fas fêsum* scheint sie besessen zu haben: wenigstens geht aus dieser (s. J. Grimms Gramm. II, 52) noch eine Anzahl anderer Worte von eben dem weiteren Sinne hervor, den auch *faseln* und *leich* und *spielen* selbst aus jenem Grundbegriff entwickeln. *Spil* Geschlechtstheil: Docens Miscellaneen II, 169; *overspil* Ehebruch: Schmeller III, 562; *spilen* Beischlaf üben: Hoffmanns Fundgruben II, 37, 24. 43. 37. Wernher v. Niederrhein 69, 2. Uhlands Volkslieder S. 220. 773. *Leich* auf Neuhochdeutsch, in der Schreibung *Laich*, der Same der Fische und der Frösche. *Vasel* als Masculinum Zuchtstier, als Neutrum Viehjunges; *faseln* Junge bekommen; *vaselrint, phaselrint* Zuchtstier: J. Grimms Weisthümer I, 96. 674; *Faselsau*, *Faselschwein* Zuchtsau; endlich *vaselvihe* der Gesammtausdruck für Zuchtthiere männlichen Geschlechts: Weisth. I, 426. II, 17. 156. 263. — Eine andre und doch nicht weit abgehende Erklärung des Wortes *Fasnacht* giebt Moscherosch in der Vorrede zum zweiten Theil der Gesichte Philanders von Sittewald S. 3: „Solche Orgya Bacchi, solche Zusammenkunfften vnd Waldfahrten worden den Satyren zu gehorsammen Ehren gehalten; auff welchen sie auch an Reyen die vornembste waren, das beste thaten, sich mit den Heyden toll vnd voll soffen, im Waldt vnd dem Gebürg mit vnden mit oben lagen tag vnd nacht in grossem Geschrey vnd Fatzerey zubrachten, Schwarmfest vnd Fassnacht hielten, Einander durch zogen; dahero die *Fafsnacht* als *Fassnacht* oder *Fatznacht* ihren Ursprung vnd Namen bekommen.“

112) J. Grimms Rechtsalterthümer S. 886 fgg.

113) Es geschah das in zerstreuten Fällen schon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts.

nicht *Freithof* nennen, wie das alte Wort doch eigentlich jetzt lauten sollte, sondern *Friedhof*. Bei *Nagelbohr* haben wir den Nagel im Sinne, der in die vorgebohrte Oeffnung soll geschlagen werden, und *Handwerk* ist (es kann nicht fehlen) die Arbeit der Hände: inzwischen lehrt die Geschichte der Sprache, dass *Nagelbohr* zunächst aus *nagebor*, diess aus *nageber*, diess wieder durch Umstellung aus *nabegêr* entstanden ist[114]): *nabegêr* aber (wir haben das Wort noch in dem Geschlechtsnamen *Näbiger*) bezeichnet ein Eisen, welches sich dreht wie eine Nabe; und dieselbe lehrt, dass unser *Handwerk* umgebildet ist aus *antwerc*, welches zuerst die Benennung einer Gerätschaft zum *Entwürken*, einer Angriffs- und Zerstörungsmaschine, wie man sie bei Belagerungen brauchte, dann einer Maschine überhaupt, dann jedes Werkzeuges, dann auch der Berufsarbeit damit gewesen[115]).

Und nun die letzten Belege: ich wende mich mit denselben wiederum gern zu den verehrten Amtsgenossen von der naturwissenschaftlichen Seite meiner Facultät; es mag da treffende Erneuerung mit unzutreffender wechseln. Wir sagen *Maulwurf*[116]): er wirft aber das Erdreich mit den Schaufeln seiner Vorderfüsse auf; er hat auch nichts von einem jungen Hunde oder gar einem Affen, noch wirthschaftet er in Mauern, und doch nennen ihn jetzt die Franken *Mauraff* und nannte man

---

114) Althochd. *nabagêr, nabugêr, nabigêr;* mittelhochd. *nabegêr, nebegêr,* wie noch jetzt in Baiern *Näbiger* und *Näbinger,* und *nageber, negeber, nagewer, nagwer* Hoffm. Sumerlaten 32, 49. wie jetzt in der Schweiz *nägwer,* aber auch schon *nägbor, negbor* Vocabularius optimus XII, 10; in Baiern die Zusammenziehungen *Neiber, Nepper.*

115) Die Umbildung *hantwerc* kommt hie und da schon im Mittelhochdeutschen vor, aber nicht bloss um den jetzigen Sinn des Wortes auszudrücken, sondern als Bezeichnung einer Belagerungsmaschine: man wollte sich einmal der Partikel, die unverständlich geworden war, entschlagen. Das althochd. *hantwerch* hat weder die eine noch die andre Bedeutung: Notker übersetzt damit *opera manuum* und *facta manuum,* und ebenso braucht das Wort noch Konrad v. Würzburg nach v. d. Hagens richtiger Besserung (der Schreiber hat sogar hier das ihm gewohntere *antwerc* gesetzt) Minnesinger II, 312 a: *wercman hôch, du woldest dich lân versêren dîn hantwerc:* das Werk deiner Hände, den von dir geschaffenen Menschen.

116) Wie sich schon im fünfzehnten Jahrhundert *maulworif* findet (Schmeller III, 566), im vierzehnten und sechzehnten *mûlwerf* Jüng. Titurel Str. 2761. *Maulwerf* B. Waldis Aesop III, 79.

ihn mittelhochdeutsch gelegentlich *mûlwelf*[117]), *welf* aber ist da zunächst das Junge eines Hundes: anders und passlicher, uns zwar unverständlich, sind die zwei ältern Namen gebildet, *multwurf* d. h. der den Grund aufwirft[118]) und *mûwerf* der das in Heimlichkeit thut[119]): jenes abenteuerliche Mauraff ist aus der volleren Form *mûweraf* hervorgegangen[120]). *Wachholder:* keine Zusammensetzung mit *Holder* Holunder, wenn auch wir, zugleich mit einer Betonung die auf jeden Fall verkehrt ist, so aussprechen und meist auch schreiben, ebenso wenig als *Zapfholdern,* der Name eines Bauernhofes in Baselland, aus *Zapfen* und *Holder* zusammengesetzt ist: sondern *wéchalter*, wie es früher geheissen, hat als ersten Theil ein Adjectivum *wechal* d. h. wach, lebendig, als zweiten aber das entstellte Substantivum *triu* Baum[121]): der Wachholder, der *juniperus,* erscheint

---

117) Minnesinger II, 385 b; *mûlwelpfe* Berthold I, 563, 30.

118) Althochd. *multwurf, moltwerf,* mittelhd. *moltworf:* goth. *mulda,* ahd. *molta* Staub, Erde.

119) Ahd. *mûwerf, mûwerft, mûwerfo, mûworfo* Haupts Zeitschr. III, 380 b. *muurf* d. i. *mûwurf,* mhd. *mûwerfe* Renner 4855. *Mu* bezeichnet den Römern, μῦ den Griechen, uns mit reduplicativer Zuthat *mumm* einen verstohlenen, kaum hörbaren Laut. Daran schliessen sich, gleichfalls noch als Lautbenennungen, μύειν, μύζειν, *mutire, mussare, mussitare, mummeln, muckzen,* althochd. *muccazan* und die Substantiva *Mucks,* μυῖα, *musca,* ahd. *muccâ;* sodann (es wird hier im Gegensatz zu dem oben auf S. 18 bemerkten von dem Sinn des Gehöres aus und auf den des Gesichtes übergegangen) als Ausdrücke für ein verstohlenes unsichtbares Sein und Thun wiederum μύειν, *mucken,* ahd. *mûhhan* auf nächtlichen Raub ausgehn, wovon weiter unser *meucheln,* substantivisch μῦς, lat. und deutsch *mûs, mûhho* Heimchen und mit *mû* beginnend unser *mûwerf.*

120) Vgl. *Adalberaht Adalberht Adalbert* und *Adalbraht Albrecht, âgalstrâ âgalastrâ âgelestrâ* und *âglastrâ âglesterâ* oben Anm. 81.

121) Der Wachholder hat ausser anderen Namen die drei gleichgebildeten und gleichbedeutenden *wechalter* (*wecholter, wechelter, wechilter, weckolter* Strassb. Handschr. D 3 = Grieshabers Predigten I, 164, *wekilter* Schlettstädter Glossen XXXVIII, 1?. *wachilter;* mit Erweichung des *t* nach der Liquida *wechelder, wechilder* Altd. Blätter II, 212. *wecholder, wechulder, wachalder* Hoffm. Sumerlaten 54, 28. 46. 57, 37; durch Umstellung des *r* verderbt *werchel* Altd. Bl. II, 213; neuhochd. auch *weckholder* und entstellt *Weghafterer* Schmeller IV, 46. niederd. *macholler, Wachandel* und *Machandel* Märchen d. Br. Grimm 47), *queckolter* und *reckalter (recolter, rechelter* Haupts Zeitschr. III, 473 b. *recholdir),* keiner derselben vor dem zwölften Jahrhundert nachweisbar. *Wechal,* das sich

ja immer lebend und immer jung[122]), und so, als einen Baum der Verjüngung und des Lebens, braucht ihn auch unsere Mythendichtung[123]). *Zapfholdern* aber enthält den auf gleiche Art gebildeten Baumnamen *apfolter*[124]) und davor noch ein *zu*, bedeutet also „bei den Apfelbäumen“: meine Zuhörer erinnern sich nun von selbst der Dörfer *Affoltern* im Zürichbiet, früher *Affaltrahe* d. i. Apfelbaumbach, und *Affeltrangen* im Thurgau.

---

auch in *Wecheleich* findet (vgl. lat. *vigil* und ahd. *wachal*), ist von der Wurzel des Adjectivums *wach*, *queckol* wie ahd. *quiculunga* von *quec* lebendig, *reckal* ebenso von *recken* abgeleitet: vgl. Ἔπεα πτερ; S. 45. Dass sodann *ter* hier wie in andern gleichausgehenden Baumnamen auf *triu*, dem griech. δρῦς, beruhe (J. Grimms Gramm. II, 332. 530. Schmeller I, 45), ist unzweifelhaft: in *wechelt* (Predigten v. Grieshaber I, 164) und dem schwäbischen *Wecheldure* (*Wecheldure-*, *Wacheldurenbeere* Schwäb. Wörterb. v. Schmid S. 520) scheint jener Grund noch mit grösster Deutlichkeit hervor und ebenso darin, dass die Blaubeurer Predigthandschrift Bl. 48a *wekaltir* als Neutrum braucht, wie goth. *triu*, angelsächs. *treov*, altsächs. *treo*, altnord. *trê* neutral sind. Sonst werden dergleichen Worte vom Althochdeutschen an entweder Masculina und endigen dann auf *tar*, mhd. *ter*: Beispiel dieses Geschlechts *weckolter* an dem angeführten Ort; oder da allgemeiner Regel nach die Namen der Bäume weiblich sind, sie werden Feminina und endigen althochdeutsch auf *trâ*, *terâ*, mittelhochd. auf *tere*, meist jedoch wiederum auf *ter*: Beispiele davon *queckolter* Leseb. I, 965, 18. *fraw wecholter* Spiegel 177. 34. *unter eine Wachholdern* noch bei Luther Kön. I, 19, 4 fg.; die jetzige Sprache, verleitet durch das Aussehen der Endung macht sie insgesammt zu Masculinis. Schon im Altdeutschen aber gewinnen, da *triu* so entstellt ist, auch diese Zusammensetzungen den Anschein blosser Ableitungen, und ihr Sinn verdunkelt sich so, dass sie nicht bloss aufs neue mit *boum* componiert werden können, wie *rechelterboum*, *wechalterpoum*, *werchelbaum*, und bei Williram *affalterboum*, sondern auch *wechalter* die Bedeutung von Wachholderbeere annimmt: Haupts Zeitschr. III, 30. Nur die jetzige Verrückung des Accentes war der älteren Zeit noch fremd: das beweisen die häufigen Formen mit Schwächung des zweiten, gerade des jetzt allein betonten Vocales, *wechelter*, *wechilter* u. s. w.

122) Der angelsächsische Name *cvicbeám* drückt das noch kürzer und deutlicher aus.

123) Ἔπεα πτερόεντα S. 44 fg.

124) Althochd. *apholtrâ*, *affoltrâ*, *affultrâ*, *affaltrâ*, *affaldrâ*, *affeltrâ* Altd. Blätter II, 211. *affiltrâ*, *affolterâ*, *affalterâ*, *affolderâ*; mhd. *apholtere*, *apfolter*, *apfalter*, *affaltere*, *affalter*, *affelter* Hoffm. Sumerlaten 45, 63. *affeldre*.

früher *Affultarwangen* Apfelbaumfeld. *Mehlthau:* allerdings keine üble Bezeichnung des weissen staubigen Aussehens, das die erkrankte Pflanze von den microscopischen Pilzen erhält; auch der mittelhochdeutsche Name *milchtou* war nicht unpassend: ursprünglich jedoch hat man *militou, miltou* gesagt, und das kommt entweder, wie noch in neuerer Zeit die mundartliche Form *Milbthau* begegnet, von *miliwa, milwe* Milbe, man sah also die Pilze für ein Ungeziefer an; oder aber, indem man Mehlthau und Honigthau beide zuerst mit demselben Wort benannte, von dem gothischen *milith* Honig. *Höhenrauch* oder *Hehrrauch* oder *Heerrauch* oder *Herdrauch*, auf welche Form hat die Naturwissenschaft sich jetzt vereinigt? Alle zusammen sind nur Entstellungen und zwar eines und desselben süddeutschen Ausdruckes, nämlich *Heirauch*, woneben auch *Heiruck, Heidampf* und *Heinebel* gilt: *hei* die brennende Sommerhitze. *Wetterleuchten:* diess wieder eine ganz gute Auffrischung: das alte Substantivum *Wetterleich* mit seinem Zeitworte *wetterleichen* oder *wetterleichnen* lebt zwar noch in der bairischen und der schwäbisch-alamannischen Mundart und daneben dort mit gleicher Bedeutung *Himmelleich* und *himmelleichen*, kaum jedoch dass man das eine und das andre noch versteht: *leich*, im Altdeutschen s. v. a. Spiel und Tanz, geht auf das zuckende Spiel der entfernten Blitze[125]). Und endlich nun, nachdem sie nicht ohne Ungeduld solch eine Flut von Beispielen haben über sich ergehen lassen, möge das letzte in der langen Reihe diess Wort selber sein: denn auch diess ist nur eine Erneuerung und Umdeutung. Die ursprüngliche Form lautet *bîspel* und so heisst eine Erzählung, bei der noch etwas gemeint ist, durch die noch auf etwas anderes hingewiesen wird, eine Fabel, eine Gleichnissrede: hieraus der neuere Sinn eines zur Vergleichung gezogenen Ereignisses oder Dinges oder Wortes, und dieser so ausgedrückt, dass man den naheliegenden Begriff der Anspielung hereintönen lässt.

Ich habe mich bei diesen letzteren Dingen vielleicht nach Ihrem Urtheil unverhältnissmässig lange, aber doch nicht absichtslos so lange verweilt. Mir scheinen nämlich Beispiele wie

---

125) Den Donner nennt der Sanctgallische Marcianus Capella S. 93 einen *claffleich*.

die vorgeführten der Erneuerung des Alten besonders geeignet um Ihre Aufmerksamkeit schliesslich auf noch einen Punkt, der für unsre heutige Betrachtung von Belang ist, hinzulenken und noch einen Grundzug anschaulich zu machen, der von je durch die gesammte Sprachentwickelung und schon bei der Sprachschöpfung gewaltet hat.

Wenn die Sprache des Menschen in Allem und Jedem eine unabänderlich strenge Richtigkeit befolgte und nie seitab aus der geraden Linie der Regel wiche, so wäre das allerdings ein Merkmal für uns, entweder sie sei lediglich ein Naturereigniss, oder aber, da so ohne weiteres diess nicht anzunehmen noch zuzugeben ist, es wirke bei ihr unausgesetzt Ueberlegung und Absicht, und Wort für Wort suche und wisse der Verstand sich Rechenschaft zu leisten über jedes einzelne Was und Wie; dann würde auch in den Zeiten, wo es bereits Grammatiker giebt, die Sprache nicht allein von denselben gemeistert, sie würde recht eigentlich deren Werk und Verdienst sein. Dem allem ist aber nicht so: welche nachdenkliche Erwägung wäre das, die dazu führen könnte, aus dem *berhten tage* heraus eine *Frau Berchte* zu ersinnen oder *multwurf* und *mûwerf* in *Maulwurf* und *Mauraff* umzuwandeln? Vielmehr liegt gerade in diesen Erneuerungen veralteter deutscher und ebenso in den Umdeutschungen fremder Wörter ein Wink, der auf eine ganz andre Kraft hinweist, welche noch hier thätig sei, auf einen ganz anderen Weg, den der menschliche Geist einschlage, indem er die Sprache fortgestaltet, und schon indem er sie zuerst erschafft. Er geht dabei mit Genialität, mit Naivität, so wenig mit Reflexion, sondern auch dabei so durchaus instinctiv zu Werke, wie er instinctiv und ohne jedesmal frisch zu reflectieren die Lungen athmen lässt und die Glieder sich bewegen: so instinctiv, dass man sagen möchte, nicht der Mensch sei es, der diess und das an der Sprache und mit der Sprache thue, es sei die Sprache selbst; so naiv, so naturwüchsig, dass wieder von diesem Standpunkt aus diejenigen nicht so ganz Unrecht haben, denen die Sprache überhaupt nur als ein Gegenstand naturgeschichtlicher Betrachtung gilt; so genial, dass damit ein um so entschiedeneres Urtheil gefällt ist über all jene Halbgelehrsamkeit und Altklugheit, welche meint, es stehe nur bei ihr die Sprache durch Vorwärts- oder Rückwärtsschieben oder sonstige Erfin-

dungen ihrer Willkür zu verbessern, es sei, da die Sprache eine Schöpfung des menschlichen Geistes ist, die Befugniss jedes Ersten Besten nun auch seines Theils ein Stück Sprache zu machen. Schon das ausgehende griechisch-römische Alterthum hatte seine Pedanten dieser Art, und auch die römischen Tochtervölker sind nicht arm daran: aber reich daran ist leider zumal unser deutsches Volk, die Deutschen inner- wie ausserhalb der ehemaligen Bundesgrenzen, und sind es gewesen, noch ehe diese Grenzen gezogen waren, schon im achtzehnten, schon im siebzehnten, schon im sechzehnten Jahrhundert. Und nicht genug an dem einen Felde, auf dem die Pedanterei am liebsten ihre Thaten thut und sich Lorbeern erwirbt, nicht genug an der Orthographie, wie dass man mit Gewalt uns gelehrt hat, *selig* verlange ein doppeltes *e*, da es von *Seele*, und *echt* ein *ä*, da es von *achten* komme, während doch *echt* aus *êhaft* d. h. gesetzlich zusammengezogen ist[126]), *selig* aber, althochdeutsch *sâlîg*, mit *Seele*, althochdeutsch *sêla*, *sêula*, gothisch *saivala*, nichts zu thun hat, wie übrigens noch jetzt die genauere Aussprache des Wortes zeigt, sondern abgeleitet ist von einem Adjectivum *sâl*, auf Gothisch *sêl*, s. v. a. gut: nicht genug an solchem, noch öfter und noch unbescheidener geht dieses Meistern, das doch nur ein Pfuschen ist, über das Kleid der Schrift hinweg und noch gewaltthätiger an Fleisch und Bein der Sprache selbst. Da heisst man uns *Augenbraunen* sprechen, nicht *Augenbrauen*, mögen dieselben auch glänzend schwarz oder schneeweiss vom Alter sein[127]), und *gehorchsam* und *kostbillig*, nicht *gehorsam* und *kostspielig*, lieber ein sinnloses als ein halb unverständliches oder nur von dem Lehrer nicht verstandenes Wort: denn *gehören*, wozu *gehorsam* gebildet ist, hat eigentlich auch den Sinn von *gehorchen*, *kostspielig* aber vertritt ein älteres *kostspildig*,

---

126) Und zwar so, dass im Mittelalter *êhaft* und *echt*, z. B. *êhaft dinc* und *echt ding*, *êhaft nôt* und *echt nôt*, einander noch als Hochdeutsch und Sächsisch gegenüberstehn.

127) Man könnte, falls man davon nur wüsste, als Beweis anführen, dass wirklich die Angelsachsen und Nordmannen *brûn* für Augenbraue gesagt haben (für die Wimper *breáv* und *brâ*), mit einer Vocalisierung also die sich näher als das *â* in *brâwa* Braue dem griechischen ὀφρύς anschliesst: welch ein Beweis wäre das aber in Bezug auf unser Hochdeutsch? Diess hat einmal von je her *brâwa*, *ougbrâwa*, *wintbrâwa* u. s. f. gesagt.

und *spildig* ist, wer viel verthut[128]). Zum Glück indessen halten all solche Fünde nur selten Stand: das sind nicht gewordene, das sind gemachte Umdeutungen; nicht frei gewachsen, nicht aus der Sprache selbst, sei es auch noch so verkehrt, hervorgetrieben, gleichen sie Reisern, die ein spielendes Kind in den Boden steckt, damit sie schon in der nächsten Stunde welk und morgen verdorrt seien. Ebenso unnaturwüchsig aber und noch ungenialer ist es, wenn wieder Andere nicht mit vermeinter Ausdeutung veralteter und verdunkelter Wortformen uns behelligen, sondern dem gerade entgegengesetzt mit deren Wiederherstellung, so viel sie davon durch Zufall haben kennen lernen, mit der Wiederherstellung des Alten, wo doch die Sprache schon längst ein Neues dafür aus sich erzeugt hat, wenn man zum Beispiel für Sündflut wiederum nach Luthers Bibel *Sindflut* einführen will. *Sündflut* aber ist geradezu ein Hauptbeispiel gelungenster Spracherneuerung. *Sindflut*, was in aller Welt besagt das noch für unser Verständniss? Die Vorzeit konnte eigentlich jede Ueberschwemmung so benennen[129]); was aber jenen Verbesserern unsrer Sprache noch entgeht, in der ursprünglichen Echtheit des Ausdruckes hat es nicht einmal *sintfluot* geheissen, sondern *sinfluot*, mit demselben verstärkenden *sin*, das wir noch in *Sinngrün*, dem deutschen Namen der Pervinca oder Semperviva, brauchen. *Sündflut* dagegen, welche einfach treffende Umgestaltung! Ein Wort das seine Anwendung ganz bestimmt nur in diesem einen geschichtlichen Bezuge findet[130]) und so die Bedeutung gleichsam eines Eigennamens hat, das inhaltsvoll zugleich das Ereigniss und dessen Ursache angiebt, ein recht eigentlich pragmatisches Wort, wie *Sindflut* das fürwahr nicht ist. Und die neuere Form ist keineswegs so neu, als man wähnt und thut: zwar Luthers Bibel hat sie erst

128) Solcher Beispiele noch mehr, wie etwa *Geradewohl* für *Gerathewohl*, *Hüfthorn* für *Hifthorn* (richtiger *Hiefhorn:* Frisch I, 452 b), *das Maul offen viel haben* für *Maulaffen feil haben* (vgl. Haupts Zeitschr. VI, 257), *Scheidel* für *Scheitel*, *weihsagen* für *weissagen*, sind höchstens der Anführung unter dem Texte werth.

129) Auch mit *sinwâgi* wird *cataclysmus* wiedergegeben.

130) Denn auch Psalm XXIX, 10 wird Luther nach alter Auslegung eine Noachische Flut verstanden haben.

in dem Frankfurter Drucke von 1589: aber früher, als jene überhaupt in die Welt getreten, sagt z. B. schon Niclas Manuel auch *sündtfluss*[131]).

Geehrte Versammlung, wir nennen es in politischen Dingen einen Frevel gegen das höhere Recht der Geschichte, eine Auflehnung gegen die Gedanken Gottes, die nach unserm armen Verständniss sich in ihr bewegen, wenn eine Partei mit rücksichtsloser Ueberstürzung vorwärts oder mit Widerstreben aufs neue zurück will; wir nennen es einen Frevel gegen die Heiligkeit der Wissenschaft, wenn ein Diener derselben geschichtliche Thatsachen oder Wahrnehmungen aus dem Reiche der Natur muthwillig verfälscht: warum denn soll die Sprache in Rechtlosigkeit dastehn? Auch sie ist geschichtlich geworden, geschichtlich gegeben, und zugleich schliesst auch sie eine Summe von Erscheinungen in sich, die wesentlich in den Bereich der Naturwissenschaft gehören und deshalb nur durch eben jenes exacte Forschen zu erkennen sind, das man den Studien der Mathematik und der Natur als unterscheidendes Merkmal vorzubehalten pflegt. Dass aber eine solche Betrachtungs- und Betriebsweise in der That schon längst gewonnen, solch ein Standpunkt je mehr und mehr unter uns befestigt ist, dass somit die Kundigen auch gelernt haben die Grammatik über die Willkür der Grammatiker und die Sprache selbst über das bewusste und beflissene Dazuthun der Sprechenden erheben, muss als eine der grössten Errungenschaften unseres Jahrhunderts bezeichnet werden: denn erst auf diesem Wege sind wir und sind wir zuerst zu einer Wissenschaft der Sprache gelangt, welche des hohen Namens werth ist, zu einer Sprachwissenschaft, wie sich ihrer kein früheres Zeitalter rühmen durfte. Dem Manne, der vor allen Anderen den Grund dazu gelegt und selbst auch das Gebäude hoch und fest emporgeführt, der durch Zergliede-

131) Grüneisen S. 391: „*Sündtfluss,* Wölcher vber die Menschen gangen ist, zů der Zeit Noe, von wägen jres Sündtlichen läbens, auss dem sibenden Capittel Genesis. Im Thon, Frölich so will ich singen, mit lust, &c. [von Gwer Ritter] Getruckt zů Basel bey Samuel Apiario". In der Magdeburger Ausgabe des Froschmeuselers von 1600 ist II, 3, 4 und III, 3, 1 *Sintfluth* und *Sindfluth* gedruckt, daneben aber an der ersteren Stelle auch *Süntfluth.*

rung der Sprachen des indogermanischen Stammes Geheimniss über Geheimniss des Sprachenwachsthums aufgedeckt und durch weitausgreifende Vergleichung den Blick über ein Netz lebendiger Wasser eröffnet hat, die alle aus einem und demselben Urquell strömen, FRANZ BOPP, sind am sechzehnten Mai dieses Jahres, als dem fünfzigsten Gedächtnisstag seines ersten und sofort bahnbrechenden Werkes, die Danksagungen und Wünsche Europas und nicht Europas allein dargebracht worden: gern nehme ich des späteren heutigen Festanlasses wahr und benütze, so dass noch dem letzten Wort eine höhere Weihe zu Theil wird, diesen Festvortrag um dem grossen Manne nun auch in Ihrem und, bescheiden wie es mir geziemt, in meinem Namen den Zoll dankbarer Ehrerbietung auszusprechen.

Die deutschen Appellativnamen.

(*Aus Pfeiffers Germania, Bd. 4, S. 129—159. 5, 290—356*).

Ursprünglich giebt es zwischen Appellativen und Eigennamen keinen Unterschied. Die Sprache hat sich um letztere zu bilden nirgend besondre eng und bloss persönliche Begriffe vorbehalten: sie verwendet dazu stets Worte von appellativer, ja meistens von ganz unpersönlicher Bedeutung und verleiht denselben nun erst die persönliche. Z. B. in den althochd. Männernamen *Warmunt* und *Albrât,* angelsächs. *Älfrêd,* den Weibernamen *Sigilind* und *Grîmhilt* hat der zweite und für den Begriff des Ganzen hauptsächliche Bestandtheil der Zusammensetzung hier einen concreten, dort sogar einen abstracten, keinmal aber einen auch nur allgemein persönlichen Sinn: *munt* ist s. v. a. Hand, *rât,* ags. *rêd* unser Rath, sinnlicher Hilfe, *lind* ein Drache, *hiltja* der Kampf; nicht viel anders der erste Theil, der ohnediess, auch wenn er überall persönlich wäre, doch über das Ganze nicht entscheiden würde: aber *warî* ist Vertheidigung, Schutz, *sigu* oder *sigi* Sieg, *grîma* ein Helm, und nur *alb* oder *älf* ist ein persönliches, aber ein appellatives, ein Gattungswort, unser Elfe: also *Warmunt* Wehrhand, *Älfrêd* Elfenhilfe, *Sigilind* Siegdrache, *Grîmhilt* Helmkampf; erst nachdem diese Worte einzelnen Personen als Eigennamen beigelegt sind, erscheint *Älfrêd* als ein Mann, den die Elfen unterstützen, und *Grîmhilt* als eine Kämpferinn im Helme.

Umgekehrt, von der anderen Seite her, verfliessen wiederum auch die sachlichsten Appellativa insofern mit den Namen der Personen, als wenigstens diejenigen Benennungen lebloser Dinge, welche Masculina oder Feminina sind, auf den Grund einer per-

sönlichen Auffassung derselben fussen: denn nur für diese hat es einen Sinn die Geschlechter zu unterscheiden; einer persönlichen, nicht überhaupt einer bloss animalisch belebenden: Thiere pflegt auch das Deutsche mit Epicœnis zu benennen. Wenn wir, um nur einen Beleg und ganz aus der Alltagssprache unserer Zeit zu bringen, Geräthe mit den Worten *Fächer, Reiber, Heber* u. dgl. belegen, Worten, die ganz so gebildet sind wie die persönlichen *Schächer, Schreiber, Reber* d. h. Rebmann, so geschieht das nur, weil wir, bewusst oder unbewusst, uns eben auch den Fächer u. s. f. in persönlicher Weise thätig, als einen Arbeiter und Diener denken: Zusammensetzungen mit *Knecht,* wie *Bratknecht, Raitknecht, Schüsselknecht* (Schmeller 2, 370) stellen das noch viel augenfälliger heraus[1]).

Indessen, sobald einmal eine Sprache gelernt hat die allgemeinen und unpersönlichen Appellativa zugleich als persönliche Einzelnamen abzugrenzen, alsobald befestigen sich auch mannigfache Unterschiede zwischen den beiden ursprünglich nicht getrennten Wortarten, und Appellativa und Nomina propria nehmen in der Grammatik gesonderte Stellen ein, syntactisch wie der Bildung und der Biegung nach: imperativische Zusammensetzungen wie *Thudichum, Bleibimhaus, Hebdenstreit, Hassenpflug* sind im Deutschen zuerst nur so als Beinamen einzelner Personen gebraucht, die Eigennamen sind hier von je her anders als die übrigen Substantiva decliniert worden, und ebenso alt ist die Regel, dass man ihnen im Satzbau keinen Artikel gebe.

Nichts desto weniger geht, auch nachdem schon die Eigennamen etwas besonderes geworden sind, hin und her zwischen ihnen und den Appellativen eine beständige Berührung und

1) Vergl. ferner *Riecher* d. i. Nase, *Klopfer;* mhd. *bildære, bildenære* Vorbild, Muster. Dinge mit Thiernamen: *Hund*, Schubkarren in Bergwerken. Kleidungsstücke und Geräthe nach Personen benannt: *Püffchen, Atlas, Begine, Pompadour, Roquelaure, Fontange* (Falke 2, 245). *Spencer* (das. S. 310), *Talma, Mackintosh; Silhouette, Mansarde, Montgolfière, Guillotine, Kuchenreuter.* — Unter Jude versteht man auch einen Stoppelbart. — goth. *mari* Mädchen, mhd. *mouwe* Ermel; vergl. J. Grimm, Diphthonge S. 6 (kleine Schriften 3, 109 f.) — *Samiklaus*, verderbt aus *sant Nikolaus*, ein Geschenk das Eltern ihren Kindern durch eine vermummte Person, so genannt, machen: Stalder 2, 299.

Umtauschung fort, auf Grund jener ihrer ursprünglichen Zusammengehörigkeit.

Einmal, es werden einzelne Dinge so lebhaft und leibhaft personificiert, dass man ihnen Namen wie sonst nur Menschen beilegt, Personennamen, die frisch und eigens für sie gebildet oder auch (diess jedoch erst später und dann zum Schaden der rechten Personificierung) von den Menschen her auf sie übertragen werden. So, wenn nach der nordischen Thidhriks Saga (Cp. 19 u. 20) der Held Heimi ein Schwert Namens *Blôdhgâng* d. i. Blutgang, der im Blute wandelnde, wenn in mehr als einer Stadt ein hoher Wartthurm den Namen *Luginsland* führt[2]): Wortbildungen gleich den menschlichen Namen und Beinamen *Hruodgang, Irreganc, Springinsfeld;* oder wenn (Murners König aus Engelland, Scheible S. 979) ein Strassburger Geschütz das *Ketterlin von Einsen* hiess.

Sodann, Eigennamen, welche schon vorhanden und üblich und durch besonders häufige Ueblichkeit schon halb appellativ geworden sind, treten ganz in die letztere Auffassung hinüber und werden zu appellativen Gattungsworten, für Menschen und auch für Dinge. *Michel* ist nicht bloss einer, der wirklich *Michael* heisst, sondern nun auch jeder gut oder dumm einfältige, mit Trägheit' oder Eigensinn irgend worauf versessene, geistig oder leiblich unbeholfene Mensch. Den sprichwörtlichen *Deutschen Michel*[3]) haben schon Philander von Sittewald (Strassb. 1666. 1, 35. 123) und der Simplicissimus (Stuttg. 1854. 2, 1047 fgg.), der Erziehungsroman Spitzbart (Leipz. 1779. S. 105) dem gegenüber einen *Lateinischen Michel*, den *Vetter Michel* auch ein Lied Göthes, die gemeine Sprache hie und da einen *Dreckmichel*, einen *Säumichel,* in Niederdeutschland einen *Schnobbemichel* d. h. Schnaufmichel, Schlafmichel, in der Schweiz auch als Bezeichnung eines dicken Kindes einfach *Michel,* und der Uhrautomat auf dem Perlachthurme zu Augsburg wird der *Thurn-Michele,* eine Art bairischen Backwerkes *Kuchel-Michel* d. h. Küchen-Michel genannt (Schmeller 2, 554)[4]).

2) zu Basel. Vergl. ferner Stalder 2, 183. Schmeller 2, 457.

3) *der teutsche Michel:* Hub. kom. Pros. 2, 47. Anzeiger des german. Mus. 1865, 102 fgg. 1866, 94 fg. 1869, 164 fgg. *fürs Michele halten* zum Besten haben: Schmid schwäb. Wörterb. 306.

4) *Klotzmichel:* Schmeller 2, 366. *Leuszmichel:* Zarncke Universitäten

Jenes erstere Verfahren, wo man den Dingen Eigennamen gleich den menschlichen giebt, ist das ältere und ist auch wesentlich alterthümlicher: es steht noch näher bei der Alles personificierenden Art der frühesten Sprachschöpfung; es ist dichterischer, wie alle Dichtung des Mittelalters ein Zug nach Personification beherrscht und da nicht bloss die auch uns geläufige Verweiblichung abstracter Begriffe, z. B. im Welschen Gast 10081 der Ausdruck „*zorn* ist *niftel* der trunkenheit" und ebenso im Narrenschiff Cp. 53 *nyd* als weibliches Wort behandelt vorkommt, sondern wie auch, und das noch viel öfter, uns jedoch befremdlich, vor concrete und abstracte Dingworte die Titel *Herr* und *Frau* gesetzt werden (J. Grimms Gramm. 3, 346. 356 fg. Mythol. 845 fgg.): *Frau Ehre, Frau Minne, Frau Sälde, Frau Welt,* in Liedern des Volkes *Frau Nachtigall,* beim Kegelspiele *Frau Kugel,* beim Trinken *Herr Kopf* d. i. Becher (Fichards Frankf. Arch. 3, 259), in einem Minneliede *Herr Anger,* anderswo *Herr Hahn* (v. d. Hagens Minnesinger 2, 195 b), *Herr Hirsch, Herr Falke* (ebd. 388 b), in einem Spruche Walthers v. d. Vogelweide *Herr Stock,* nämlich Almosenstock[5]); es hat endlich etwas Episches, Heroisches, Mythologisches: in der Edda trägt jedes Thier, jedes auch leblose Ding, das in den Mythus gehört, seinen Eigennamen (man lese z. B. das Grîmnis mâl), und die Thiersage nennt den Wolf, den Fuchs, den Bären nicht so appellativ Wolf und Fuchs und Bär, sie nennt dieselben, wie auch Menschen heissen konnten, *Îsengrîn, Reinhart, Brûn.* Dagegen die Ausdehnung allüblicher Eigennamen auf ganze Gattungen von Menschen und Dingen, des *Michel* z. B. auf alle Deutschen und alle Schläfer und sogar eine Art von Backwerk, wie diese erst durch eine allmäliche Abnutzung, durch ein Abblassen und Verschwimmen der persönlich festgestalteten Begriffe möglich geworden, ist sie auch das viel jüngere, ist nachmittelalterlich,

---

im Mittelalter 1, 124. *Pelzmichel* der die Kinder zur Weihnachtszeit erschreckt. In Darmstadt *Kirschenmichel* ein Kirschpudding. franz. *miquelets,* Fussvolk in den Pyrenäen, Schnaphahnen, *miquelot,* Betteljung, der unter dem Schein der Wallfahrt auf St. Michel über Meer fähret, dass er daselbst bettele, item ein Kopfhänger, ein Heuchler: Frisch Dict. des passagers (1730) 1, 1107.

5) *frô Bône:* Walther 17, 25.

ist modern, ist überall auch nur Sache des Spottes und des Scherzes, während z. B. selbst jener personificierte Herr Stock in einem so ernst und streng gehaltenen Gedichte steht, dass der alte Gleim seine Uebersetzung desselben mit getrostem Missverstand überschreiben konnte „An Herrn Stock, päbstlichen Legaten in Deutschland".

Es stehen jedoch diese beiden Verfahrungsarten nicht mit so gänzlich schroffer Trennung neben und nach einander da: es giebt noch eine dritte, die in Beschaffenheit und zeitlicher Ordnung den Uebergang von der einen zu der andern bildet. In diese gehören diejenigen Fälle, wo persönliche Namen, gleichviel ob sie sonst auch üblich oder nur den üblichen nachgebildet seien, mit Bewusstsein ihres eigentlichen Sinnes auf Menschen oder auf sachliche, zumal aber auf abstracte Begriffe angewendet werden um dieselben wortspiels- und anspielungsweise characteristisch zu bezeichnen. Den Gedanken z. B., dass, wer mit Geräusch auftrete und reich sei und geben könne, mehr Ansehens geniesse als der Edle, oder abstracter, dass Pralerei, Reichthum und Freigebigkeit den Vorrang vor dem Adel haben, drückt nun Hugo von Trimberg im Renner 1600 fg. so aus: „*Klinchart, Richart* und *Gebehart* sint werder vil denn *Adelhart*". Namenbildungen solcher Art sind eine unterscheidende Eigenheit der lehrhaften und satirischen Poesie und Prosa in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters[6]); die neuere Zeit braucht deren nur noch seltener, wie etwa, wenn der Wind und ein Räuschlein scherzweise *Blasius* oder *Blasi* genannt werden (Abrahams a S. Cl. Judas, Passauer Ausg. 4, 101; Schmeller 1, 238; Schmid Schwäb. Wb. S. 72). An die ältere Personificierung der Dinge rühren dieselben dadurch, dass eben auch hier und mit Sach- und Sprachbewusstsein eine Personificierung Statt zu finden pflegt: aber es ist meist ein abstracter Begriff, der davon getroffen wird, und das Wortspiel und die Anspielung öffnen den Weg in die appellative Allgemeinheit. Jeder Neidische heisst ein *Neidhart*, und nach *Miminc*, ursprünglich nur dem Schwerte Wittigs, hat zuletzt jedes Schwert, das man rühmen oder von dem man auch nur sprechen wollte, so geheissen.

6) Vergl. Pfeiffers Germania 14, 220.

Sollen diese drei in Ursprung und Sinn so verschiedenen Arten uneigentlich gebrauchter Eigennamen dennoch unter eine und dieselbe Bezeichnung zusammengefasst werden, so dürfte man vielleicht am schicklichsten Appellativname sagen: ein Ausdruck, der zugleich auf die Verwendung der Nomina propria für Appellativbegriffe und auf deren Verflachung in Appellativworte gienge. Oder wäre gerade diese schillernde Mehrdeutigkeit gegen den Ausdruck einzuwenden?

Indem ich endlich jetzt zu einer näheren Erörterung der deutschen Appellativnamen und somit dahin gelange, das bisher nur eingeleitete und umrissene auch im Einzelnen auszuführen, glaube ich es gleich im Beginn als eine mir bewusste und nicht ohne Widerstreben geflissentliche Absicht und Rücksicht aussprechen zu sollen, dass ich, so lockend und oft auch vortheilhaft sich die vergleichende Hereinziehung ausserdeutscher Beispiele anbieten mag, mich dennoch alles dessen enthalten werde, was über den Bereich deutscher Sprache und Sitte hinausgeht: ohne solch eine Beschränkung möchte es schwierig sein, die so schon übergrosse Masse des Stoffes zu bewältigen und den Leser durch eine noch länger sich dahin erstreckende Gleichartigkeit nicht noch mehr zu ermüden; mit solcher Beschränkung scheint immerhin der Rahmen aufgestellt, in welchen nun Jeder nach Belieben bald diese, bald jene Parallele von aussen her nachtragen mag. Das Deutsche aber, das jedesfalls die grösste Menge und Mannigfaltigkeit hieher bezüglicher Beispiele gewährt, ist dadurch am geeignetsten auch für die Betrachtung des Gegenstandes überhaupt die Grundlage herzugeben.

I.

Wir besprechen zunächst die erste, älteste, alterthümlichste Classe der Appellativnamen, diejenigen Fälle, wo Gegenstände nicht menschlicher Art dennoch mit Namen nach Art der menschlichen belegt und diese doch nicht damit zu bloss appellativen Worten herabgesetzt werden. Es handelt sich hier um die Eigennamen für Waffen und Hausthiere und dergleichen andere Dinge, die dem Besitzer vertraulich nah gleich einem Familiengliede stehn, denen etwa eine dämonische Beseelung und somit in der That eine Persönlichkeit, eine göttliche sogar, inne zu wohnen scheint, die vielleicht auch wie Schwert und

Helm und Panzer ein so seltener und kostbarer Besitz sind, dass sie nicht mehr in den gewohnten Bereich der appellativen Gattungsbegriffe fallen: denn unter den Waffen zeigen sich nur Schwert, Panzer und Helm mit Eigennamen, Speer und Schild dagegen nicht[7]). Das sind Anlässe und setzt Zustände voraus, die ganz in solcher Gestaltung und Wirksamkeit nur die früheste, die germanische Zeit gekannt hat, nur die Zeit noch, aus welcher Tacitus von den Tencterern berichtet „hi lusus infantium, haec juvenum aemulatio; perseverant senes. inter familiam et penates et jura successionum equi traduntur: excipit filius, non ut cetera maximus natu, sed prout ferox bello et melior" (Germ. 32) und von den Germanen überhaupt, dass wohl jeder Krieger mit Speer und Schild bewaffnet sei, mit Schwert, Panzer und Helm jedoch nur wenige (Cp. 6), und Ammianus Marcellinus von den Quaden „eductis mucronibus, quos pro numinibus colunt, juravere se permansuros in fide" (17, 12; vgl. J. Grimms Mythol. S. 185[8]). In solcher und nur in solch einer Zeit lag es denn auch mit vollster Natürlichkeit, ich möchte sagen mit Nothwendigkeit nahe, dem Rosse, dem Schwert, dem Helm, dem Panzer seinen Eigennamen zu geben und einen Namen, der etwas bedeutete. Wie aber der Schwur auf das Schwert noch in den spätern christlichen Jahrhunderten fortgedauert hat (J. Grimms Rechtsalterth. S. 166. 896), und wie von den Personennamen, die aus den Benennungen von Waffen und von wilden Thieren schon der kriegs- und jagdfreudige Sinn des Germanen gebildet, mancher sogar noch heut besteht, so hat auch die Sitte Rosse und Waffen eigens und bedeutsam zu benennen sich noch weit in das Mittelalter hinab vererbt, wo doch schon jeder edle Krieger seinen Helm und sein Schwert führte und jeder Ritter sein Ross; ja die wirklich belegenden Zeugnisse gehören, was

7) Vereinzeltes Gegenbeispiel *Skrepping*, in einem dänischen Heldenliede (Grimm S. 19) der Name von Wittigs Schild: W. Grimm, deutsche Heldensage S. 308.

8) Ein Zeugniss, das noch schwerer wöge, muss gleichwohl bei Seite bleiben, weil es nicht den Sachverhalt selber, sondern nur eine Taciteische Auslegung gewährt, die Stelle der Germania Cp. 18 „— boves et frenatum equum et scutum cum framea gladioque. in haec munera uxor accipitur, atque invicem ipsa armorum aliquid viro affert. hoc maximum vinculum, haec arcana sacra, hos conjugales deos arbitrantur".

die Abfassung in Wort und Schrift angeht, sämmtlich erst dem Verlaufe des Mittelalters. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, die meisten darunter und die eigentlich charactervollen sind Zeugnisse aus jener Heldensage, deren Ursprung über das Mittelalter zurückreicht, nicht aus dem Leben des Mittelalters selbst und der erst in ihm entsprungenen Dichtung. ·Zwar in dem Rolandsliede des Pfaffen Konrad (117, 13 fgg.) trägt Venerant, der Helm des Helden, als Inschrift einige Worte, die er selbst persönlich genug in erster Person spricht: „Elliu werltwâfen, di mûzen mich maget lâzen; wilt dû mich gewinnen, dû fürest scaden hinnen“ (bei der Helminschrift im Orendel 1243 geschieht nur der Buchstaben, nicht der Worte Erwähnung); in demselben Gedichte 169, 20 fgg. 237, 3 fgg. und in der Klage 847 fgg. werden Schwerter Menschen gleich angeredet[9]), im Wigalois 168, 9 fgg. angeredet und geküsst, wiederum im Rolandsliede 272, 16. 278, 8 (vgl. S. 343) gilt der Name des Schwertes Preciosa wie etwa sonst ein Heiligenname auch als Feldgeschrei, und wenn noch ein Sprichwort des 13. Jhd. auf eine Weise, die hier mit einschlägt, den getreuen Freund und das erprobte Schwert verbindet[10]): „gewissen vriunt, versuochtiu swert sol man ze nœten sehen“ (Walther 31, 2; vgl. Freidank 95, 18 u. v. d. Hagens Minnes. 3, 14 a), so mögen auch die bis in eben diess Jahrhundert beliebten Schwertinschriften[11]) gelegentlich mehr als bloss den Namen des Gebers oder Eigenthümers (auf einem Basrelief im Kreuzgange des Zürcher Grossmünsters ein Schwert mit der Inschrift *Gvido*) und auch Worte von andrem Inhalt als jene auf dem Schwert Herrn Konrads von Winterstetten (Haupts Zeitschr. 1, 194), sie mögen ebenso wohl persönliche Rede gegeben haben, wie dort die Inschrift des Helmes Venerant; die Runen auf dem Schwertgriff im Beowulf

9) Tizona und Jimena zusammengestellt: Cid 68.

10) getriuwe friunde, versuochtiu swert sint in nœten goldes wert: Renner 17184. alter freund, altes weins, und alter schwerter sol man sich trösten: S. Frank, Sprichw. 1, 81 b. vergl. Albr. d. Kolbe 24 c. d. Singenberg 210, 17 fgg. Eyering S. 35 fg.

11) Schwert des 13. Jahrhunderts mit der Inschrift *Benedictus deus meus:* Hefner Trachten des M. A. 1, 88. Inschrift eines Schwertes in der Visio Karoli: Graffs Sprachschatz 3, 855.

3381 fgg. enthielten zugleich mythische Erzählung und den Namen dessen, für den die Waffe zuerst war gefertigt worden. Wie tief aber doch auf diesem Gebiete die eigene frische Namenschöpfung des Mittelalters sich allmälich abgeschwächt, das zeigen, die überhaupt jetzt waltende Armuth an neuen Beispielen ungerechnet, am besten die Namen, welche man im 14. und 15. Jhd. dem Rosse des Meers, dem Schiff, beilegen mochte, so ganz unheldenhafte wie z. B. *Kuh* und *Gans*. Auch eine frühere Zeit, wie sie Menschen nach den edleren Thieren benannte, hatte ebenso Thiernamen auf Ross und Schiff übertragen: aber es war doch etwas anderes, wenn das Pferd Walthers von Aquitanien (Waltharius 327) und ebenso Hildebrands *Löwe* hiess (Dietrichs Drachenkämpfe Str. 108. 185), Dieterichs und Wolfdietrichs *Falke* (W. Grimms Heldens. S. 195. 208. 243; 236) und das Schiff Olaf Tryggvasons Schlange oder Drache, altnordisch *Orm* (dessen Saga Cp. 211). Die neueste Zeit nun gar pflegt auf die Thiere des Hauses Personennamen von solcher Ueblichkeit anzuwenden und wechselt dabei so wenig mit verschiedenen ab, dass hier die Nomina propria sich fast gänzlich in den appellativen Sinn verlieren: wenn Hof für Hof alle Stuten *Lise* und Haus für Haus alle Canarienvögel *Männi* d. i. Emanuel heissen, so ist zuletzt zwischen Lise und Stute, zwischen Männi und Canarienvogel kaum noch ein Unterschied.

Genauer aufgezählt, sind die Gegenstände, für die sich Appellativnamen dieser ersten Art in Gebrauch zeigen, Schwerter, Helme, Panzer, Hörner, Ringe, Rosse, Hunde, andre gezähmte und an das Haus gewöhnte Thiere, Schiffe, Geschütze, Thürme und Glocken.

A. Schwerter persönlich und in männlicher Weise persönlich aufzufassen war durch das männliche Geschlecht der ältesten Appellativausdrücke, der gothischen Worte *hairus* und *mêkeis*, nahe gelegt; ja im Grunde beruhte schon eben diess Geschlecht auf solch einer Auffassung. Den Glauben dämonischer Beseelung versinnlicht die in den Sagen des Nordens öfter wiederkehrende Angabe, dass in Griff und Spitze ausgezeichneter Schwerter Wurm und Natter wohnen (Mythol. S. 652) dem sich anschliessend, erzählt die christliche Dichtung von darein gelegten kostbaren Reliquien (Rolandsl. 239, 3 fgg.). Die vielen und mannigfachen Benennungen, die für das Schwert die

altnordische Dichtersprache besitzt[12]), Appellativa vermischt mit Eigennamen, verzeichnet ein Gedicht der jüngeren Edda (Reykjavik 1848, S. 114—115), und theilweise erörtert dieselben Jac. Grimms Grammatik (3, 440—442); der gemeindeutschen Heldensage, mit Einschluss auch der engeren Sage von den Hegelingen, gehören folgende Namen zu.

Adelring, in den dänischen Liedern das Schwert Siegfrieds: W. Grimms Heldens. S. 307. Nach Snorra Edda S. 115a war schon das einfache *hrîngr* ein Wort für Schwert; vgl. weiterhin *Nagelrinc*.

Balmunc, in der deutschen Dichtung Siegfrieds Schwert; jüngere Entstellungen des Namens s. in W. Grimms Rosengarten S. V. Ich habe bereits anderswo (oben Bd. 1, S. 47, Anm. 6) Herleitung von *balma* Felswand, Felshöhle vermuthet.

Bitterfêr, in Hornchilde und Rimenild (Heldens. S. 278) ein von Wieland geschmiedetes Schwert und das Gegenstück zu Miming, sonst nirgend erwähnt; *fêr* s. v. a. engl. *fair*, angels. *fäger* schön.

Blôðgâng, das Schwert Heimis, s. oben S. 61.

Brinnig, nach Alphart Str. 350 Schwert Hildebrands. Aus *Brinninc* entstellt? Benennungen des Schwertes, die demselben einen bildlichen Bezug auf das Feuer geben, s. in J. Grimms Gr. 3, 441.

Dâinsleif, in der eddischen Erzählung der Hegelingensage (Snorra Edda S. 89) das Schwert Högnis. Der Name erinnert an das hochd. *tôtleibe*, das Heergewäte, dessen symbolisches Hauptstück das Schwert des Verstorbenen ist: Rechtsalterth. S. 569. Haupts Zeitschr. 2, 543.

Eckesahs, auch bloss *Sahs* und *daz alte Sahs* genannt (Heldens. S. 58), zuletzt im Besitze Dietrichs von Bern.

Freise, nach Siegenot und Dietrichs Drachenkämpfen (Heldens. S. 267. 274) das Schwert Hildebrands.

Gleste, Schwert Eckehards von Breisach, nur in Alpharts Tod Str. 380.

Gram, der altnordische Name von Siegfrieds Schwerte: so in den Prosazusätzen zu den Sigurdsliedern und in der Völsunga Saga; auch von dem Verfasser der Thiðriks Saga gebraucht, Cp. 167. 190. 219. 222.

---

12) [Tyrfing: Hervarar Saga Cap. 2.]

Hornbil oder *Hornbil,* Schwert Biterolfs 12261, d. i. ein Schwert oder Beil, das die Hornschuppen des Panzers zerhaut.

Hrôtti, von Sigurd in dem Schatze Fafnis gefunden und mit daraus entführt: scheint so als Eigenname nur in dem prosaischen Schlusszusatze zu Fafnis mâl, sonst ein Appellativum.

Lagulf d. h. Stechwolf, wiederum ein Schwert des alten Hildebrand: Thiðriks Saga Cp. 389.

Miminc, in der Thiðriks Saga *Mîmûng,* im dänischen Heldenliede (Heldens. S. 308) *Mimring,* auf deutsch auch in *Meynung, Menung* und sonst entstellt und zugleich mit Balmung verwechselt (Heldens. S. 245. 320. Roseng. S. V), das Schwert Wittigs.

Nagelrinc, Schwert Heimes: ein aus Nägeln zusammengeschmiedetes? vgl. oben *Adelring.* Beowulfs Schwert heisst Z. 5354 patronymisch gebildet *Nägling*[13]).

Rose, das Schwert Ortnîts, dann seines Erben Wolfdieterich, durch Namenverwechselung auch auf Dietrich von Bern übertragen: Heldens. S. 227. 234. 250.

Schrit, ein zweites Schwert Biterolfs 123: das schlangenartig gleitende (Schmeller 3, 519) oder dem lat. *Gradivus* zu vergleichen.

Waske oder *Wasche* d. h. Baske, im Biterolf 12285 Schwert Walthers von Spanien, im Nibelungenliede 1988, 4 Irings. Endlich

Welsunc, zuerst wiederum Biterolfs, dann seines Sohnes Dietleib Schwert: Heldens. S. 16. 148. 280. Ein Wort mit dem Manns- und Geschlechtsnamen althochd. *Welisunc,* altnord. *Völsûng,* angels. *Välsing,* über welchen J. Grimm in Haupts Zeitschr. 1, 3 zu vergleichen.

Nicht ohne Beflissenheit werden im Biterolf 12291 fgg. sieben dieser Schwerter, Hornbil, Welsunc, das alte Sahs, Mîminc, Nagelrinc, Balmunc und Waske, dicht nach einander aufgeführt:

---

13) [Hrôdgârs Schwert Hrunting: Beov. 3317. vergl. den ahd. Namen Hrunzolf: Förstemann 1, 748. — ein suert, daz hiez mâl (: stâl): Roth. 4153. — Schwert einem Waldmanne *Mimring* von Hother abgenommen: Saxo Gramm. S. 40. — Nagelring: Nagelverzierung? vergl. nägledbord Ettmüller S. 233. nägledе beágas Grein 1, 247, 34. Zarncke mhd. Wörterb. 2. 1. 297. 298. — niederl. Osterspiel bei Mone 2, 39: ein Ritter ‚mîn swert dat hêt klinghe'.]

die zumeist aber darunter gefeierten sind Eckesahs, Mîminc und Nagelrinc, die so auch Heinrich v. Veldeke in seiner Aeneide 160, 22 fgg. zusammenstellt: „dar zû sander ime ein swert, daz scharpher unde herter was dan der tûre Eckesas noch der mâre Mîmink noch der gûte Nagelrink". Jedes derselben hat von dem Schmied an, der es fertigt, und dann, wie es von einem Helden an den andern kommt, seine ganze Geschichte (vgl. W. Grimms Heldens. S. 56—59), die ausgeführteste Eckesachs, den zuletzt Dieterich von Bern besitzt, einst aber im heidnischen Mythus ein Gott mag besessen haben. Da nämlich neben *Eckesahs* auch die Form *Uokesahs* oder *Üekesahs* erscheint (*vekesachs* als Variante zu Aen. 160, 22), so kann hier *ecke* nicht wohl wie sonst die Schärfe des Schwertes, sondern wird in verhärteter Form das althochd. *egî* Schrecken sein, Eckesahs also gleich jenem Freise, den Hildebrand führt, ein Schreckensschwert bedeuten[14]). Ganz so hat, mit einem Laute, welcher der Form Üekesahs an die Seite tritt, der alte Norden in Sage und Sprichwort einen Helm des Schreckens, *œgishialm: Oegi* aber oder, wie es auf althochd. heissen würde, *Uogi, Uoki* ist ein Meergott (J. Grimms Mythol. S. 216 fg.). Nach dem Dresdener Texte des Liedes von Ecken Ausfahrt Str. 85 haben den Eckesachs drei Zwerge geschmiedet: „das machten draw gezwerge": hier nun ist zwar die ältere Lassbergische Lesart „Das smittont vil getwerge" (Str. 79) grammatisch richtiger: wirklich aber kommen anderswo, sagenhaft verbunden und mit Angabe der Namen, drei Schmiede berühmter Schwerter vor: im Biterolf 126 fgg. sind es Mîme, Hertrîch und Wielant, in dem französischen Prosaromane von Fierabras (das ältre Gedicht hat nichts dem entsprechendes) die Brüder Ainsiax, Magnificans und Galand (Heldens. S. 43), d. h. wiederum Wielant, während Ainsiax zugleich Missverstand und Entstellung von Eckesahs sein mag.

14) Nur wie ein Spass klingt, so ernstlich sie auch gemeint sein wird, die Namenserklärung in der Thidriks Saga Cp. 98: That sverd heitir *Eckisax*, thvi heitir that sva, at *ecki sax* ne sverd var iamgott borit or eldi". Empfohlener schiene die Herleitung von dem Namen Eckes, des letzten Besitzers vor Dieterich, wenn dem nicht schon manch andrer Besitzer vorangegangen und wenn die alsdann gebührende Form *Ecken sahs* öfter und besser als durch ein einziges spätes Beispiel (Ecken Ausfahrt, v. d. Hag. Str. 205) belegt wäre.

Dort im Biterolf schmieden Mime und Hertrich zusammen zwölf Schwerter, und von diesen zwölfen scheint die Sage auch sonst erzählt zu haben (W. Grimms Roseng. S. V fg.); ein dreizehntes, Miminc, schmiedet nicht, wie man erwarten sollte, gleichfalls Mime, sondern Wielant, der Vater Witeges, für diesen seinen Sohn: ebenso ist in der Thiðriks Saga Cp. 67 Mimung ein Werk Velents. Im Fierabras aber fertigen Galand und seine Brüder je drei Schwerter und lauter solche, die in der Karlssage der Franzosen namhaft sind: die namhaftesten hievon fügt auch Veldekes Aeneide sogleich jenen drei deutschen bei, „noch Haltecleir noch Durendart", das erstere Oliviers, das letztere Rolands Schwert[15]).

Von *Durendart* oder *Durndart* handelt ausführlicher unsers Pfaffen Konrad Gedicht S. 117 fg. und 237—239, womit in W. Grimms Anmerkungen S. 338 fg. die anderweitigen Nachrichten über die Geschichte dieses Schwertes zu vergleichen; den *Haltecleir* nennt Konrad 190, 13 u. a. *Alteclêre* als schwaches Masculinum. Die ausserdem noch bei ihm auftretenden Schwertnamen sind *Almicê* 232, 7, die Waffe Erzbischof Turpins, *Clarmîne* 169, 15 u. 21, des Herzogs Engelirs, *Joiôse* 291, 14, Kaiser Karls selbst (und des Markgrafen Wilhelm: *Schoyûse* Wilh. 37, 10 u. s. f.), *Mugelar* oder *Mulagir* 58, 1 (vgl. S. 320), Herzog Geneluns, und endlich *Preciôsa* 272, 7, des Heidenköniges Paligan. Mugelar (ich weiss nicht, ob eine französische Entstellung des althochd. *mûchilâri* sicarius; vgl. *mûchilswert* sica) hat zuerst dem Herzog Naimes von Baiern gehört (58, 14) und ist das Werk eines bairischen Schmiedes, Madelgêr zu Regensburg (58, 17): in Verbindung mit dem, wie Konrad noch sonst die scharfen Schwerter der Baiern rühmt (238, 4. 266, 13), auch diess ein mittelalterlicher Nachklang des altgepriesenen *Noricus ensis:* vgl. Haupts Zeitschr. 9, 553 fg. (oben Bd. 1, S. 60).

B. Namen der Helme sind uns viel weniger zahlreich als der Schwerter überliefert, und es ist das schwerlich ein Mangel bloss der Ueberlieferung. Mochte auch der in mannigfacher Thiergestalt gebildete Helmschmuck, der uns für die Cimbrischen Reiter (Plut. Mar. 25), für die Galater Diodors (5, 30), für die

15) Französische Schwertnamen: Tobler, Epos d. Fr. 200 fgg. Cids Tizona: vergl. tizon titio.

Angelsachsen (J. Grimms Andr. u. Elene S. XXVIII u. Mythol. S. 195) bezeugt ist, dieser Schutzwaffe ein lebensvolleres Ansehen geben, sie war doch eben stets nur eine Schutzwaffe und als solche selbst in dem heldenhaftesten Kampfe stets nur leidend betheiligt, nicht wie das Schwert mithandelnd und gleichsam ein Gefährte des Kämpfers. Zudem ist die Sitte des Helmschmuckes, in Deutschland wenigstens, gleich mit dem Beginn des Mittelalters wieder abgängig geworden und erst, da das Ritterthum sich ausgebildet hatte, von neuem entstanden; Wilh. Grimm (Haupts Zeitschr. 2, 251) meint sogar, erst im dreizehnten Jahrhundert, und allerdings zeigen z. B. weder die alten Bilder zum Rolandsliede noch die der Herrad einen Schmuck des Helmes: indess kommt ein solcher, mit einer phantastischen Uebertreibung, die dem Werth des Zeugnisses keinen Abbruch thut, bereits im Orendel vor, Z. 1245 fgg.

Oegishialm, dessen schon vorher S. 70 Erwähnung geschehen[16]), ist weder in Sinn noch in Bildung ein Eigenname: wohl aber sind das zwei andre altnordische Worte, *Hildisvin* und *Hildigölt* (Snorra Edda S. 82), beide für uns noch in so fern von besonderer Bedeutung, als sie nun auch für den scandinavischen Norden das sonst nur bei den Angelsachsen nachweisbare Eberbild des Helmes darthun: denn *gölt* heisst Eber. Gleichfalls mit *hiltja* Kampf, altnord. *hild* zusammengesetzt und die Umkehrung des Weibernamens *Grîmhilt* ist *Hiltegrîm* oder *Hildegrîn*, der Name von Dietrichs Helme (Heldens. S. 169); die Thiðriks Saga Cp. 17 will denselben nach Grîm und Hild, einem Riesen und dessen Weibe, denen Dietrich diess kostbarste Kleinod abgenommen, benannt wissen: natürlicher aber ist eben an das appellative *hild* und an *grîma* Maske oder Helm zu denken[17]). Bei Wittig zwei Helmnamen, mittelhochdeutsch *Limme* (Biterolf 161, im Alphart Str. 449 entstellt *Lone*), im dänischen Liede *Blank:* Heldens. S. 308. Der erstere mag wieder in alterthümlichem Bezuge auf den Eberschmuck stehn, da *limmen* (s. Müllers mittelhochd. Wörterb.) besonders von dem Knirschen des Ebers gebraucht wird. Aus der Karlssage

16) [*egisgrimolt dæmon:* Graffs Sprachschatz 1, 104. vergl. Mythol. S. 218.]

17) Der erste Begriff wird der einer Maske sein, wegen des Zeitworts *grinen, greinen* lachend oder knurrend oder weinend den Mund verziehen.

den *Venerant* Rolands haben wir schon oben S. 66 kennen lernen.

C. Panzer haben noch seltner als die Helme Namen geführt; der Grund ist derselbe wie bei diesen. Die Lieder (Lassb. Str. 77 fgg., v. d. Hag. Str. 85 fgg.) sprechen z. B. ausführlich genug wie von Eckes Schwerte, so auch von dessen Helm und Brünne: aber nur dem Schwert wird dabei eine Name gegeben. Ich kenne nur einen altnordischen Panzernamen, *Finnsleif,* aus Snorra Edda S. 82.

D. Ein Horn mit eigenem Namen ist Rolands *Olivant* oder *Olifant*, beim Pf. Konrad 214, 27, beim Stricker 8126, u. a. (Tobler, a. a. O. S. 203). Ursprünglich (der Lautwechsel ist derselbe wie im goth. *ulbandus,* althochd. *olpentâ*, mittelhochd. *olbente* Kamel) bezeichnet das altfranzösische *olifant* den Elefanten, dann den Elefantenzahn und das Elfenbein: s. W. Grimms Anm. S. 338. Den gleichen Fortschritt der Begriffe zeigt uns später in der Schweiz der *Stier* von Uri, ein zum Blasen hergerichtetes Auerochsenhorn. Die zwei Hörner, mit denen von einem inneren Thorthurme der Stadt Breslau Feuerlärm geblasen wird, heissen *Kuh* und *Kalb.*

E. Benamte Ringe sind Oðins *Draupni* (Mythol. S. 528. 1227) und Aðils von Uppsal *Svîagrîs* (Snorra Edda S. 82). *Andvara naut* dagegen, der Fluchring unserer Heldensage (W. Grimm S. 385 fg.), ist so wenig ein Eigenname als *Brîsinga men,* das Halsband Freyjas (Mythol. S. 283), das im Beowulf 2403 als *Brosinga mene* und als Schatz und Beute irdischer Helden wiederkehrt.

F. Der Rosse[18]) erstes ist *Sleipni,* Oðins Ross (Mythol. S. 140): „æztr ioa Sleipnir“ Grîmnis mâl Str. 44. Dem ir-

18) [Rosse Hectors: Il. 8, 185. Achills: Il. 16, 149 fg. 19, 400. redend ebenda 404 fgg. weinend 17, 426 fgg. vgl. Isidor. Orig. 12, 1; Adrasts Arion, weissagend (vocalis) Prop. 2, 34, 37; Marcos Scharatz weinend Talvj 1, 240; sprechende Rosse in Dietr. russ. Volksm. S. 18. 43. 48. Talvj 1, 15. 2, 81. vergl. Bileams Eselin 4. Mos. 22, 28 fgg. In Grimms Märch. no. 126 ist das sprechende Ross ein verwünschter Prinz. ‚eine Gottheit lebt in einem edeln Rosse‘: Somadeva 2, 9. vgl. Alexanders Bukephalos, Cids Babieça, Pontifer Kaiser Octavians, Don Quixotes Rocinante (Diez Wb. 1, 359); Rosse werden menschlich persönlich bezeichnet: Renner. Läufer (Micha 1, 13). Araber u. s. w. kastelân. spanjöl.]

dischen Herren folgt gleich anderen Dienern das Ross auch in das Jenseits mit: es wird mit ihm verbrannt (Tac. Germ. 27, Snorra Edda S. 38), mit ihm geopfert (Dietm. v. Merseb. 1, 9. Ausg. v. Wagner S. 13, Adam v. Bremen 4, 27); und so für eins gilt es mit seinem Reiter, dass sogar in Bezug auf Oðin und dessen achtfüssigen Sleipni ein altnordisches Räthsel fragen kann (Hervarar Saga S. 175 Suhm) „Wer sind die zwei zu Dinge fahrenden? Sie haben zusammen drei Augen, zehn Füsse und einen Schweif.“ Noch weiter greifende Vermenschlichung lässt Rosse und selbst noch den Schädel eines getödteten mit dem Herren sprechen (Märchen d. Br. Grimm Nr. 89 und 126), die Annahme dämonischer Beseelung sie Weissagungen ertheilen (Tac. Germ. 10; de auguriis vel avium vel equorum: Indiculus paganiarum 13).

Sleipni wird zum angelsächs. *slîpan*, hochd. *slîfen* gleiten gehören, ein andrer altnordischer Name, *Slûngni*, K. Aðils von Uppsal Ross (Snorra Edda S. 83), zu *sliunga* schwingen; *Hrafn*, das Ross K. Alis von Norwegen (ebd. S. 82), bedeutet Rabe. Die Heldensage nennt folgende.

Belche, das Ross Dietrichs: W. Grimms Heldens. S. 127. Appellativ ist *belche*, ahd. *pelichâ*, *pelaha* das schwarze Wasserhuhn mit einem weissen Hautfleck über dem Schnabel; dieses Merkmales wegen wird es auch Blässhuhn oder Blässlein genannt und ebenso ein Pferd mit derselben Zeichnung der Stirne *Blass* oder *Blässel* (Schmeller 1, 238).

Benig, Mönch Ilsans Ross: Roseng. v. d. Hag. 451; ich denke, von *bane*, *banen*, ahd. *panôn*.

Blanke, wiederum Ilsans oder Dietrichs: Heldens. S. 209.

Falke: s. oben S. 67.

Grani, Siegfrieds, altnordisch: Sigurðar qviða 1, Str. 5. 13: Prosaeingang der zweiten und Prosaschluss des Fafnis mâl: Thiðriks Saga Cp. 167 u. s. f. Der Norden scheint selbst den Namen auf *grâ* grau und *grâna* grau werden bezogen zu haben, da anstatt Grani in Sigurðar qviða 3, 10 *grâ ior* graues Ross gesagt wird. [s. v. a. bärtig. — *grama:* H. Sachs 2, 201. *graman* Grauschimmel? Hub 2, 49.]

[*Kerne:* Fragm. XXXVIII c.]

Lewe, *Leo:* s. oben S. 67.

„Rüedegêrs ros *Poimunt*“: Klage 1426; in der Form *Bohemund* ein bekannter Mannsname.

Rispa, Heimis: Thiðriks Saga Cp. 19. Nordisch ist *rispa*, hochd. *respen* raffen, rupfen.

Rusche, Eckehards: Biterolf 10227; verkleinert *Roschlîn:* Alphart 445. Vgl. *rosch*, althochd. *rosk* rasch, munter.

Scheminc, Schemminc, nord. *Skemning*, in den dänischen Liedern *Skimming*, Wittigs Ross: Heldens. S. 195 fg. 308; nach Thiðriks Saga Cp. 91. 190 der Bruder Falkes, Granis und Rispas, nach Roseng. v. d. Hag. 442 auch Benigs. Von *scheme* Schimmer und s. v. a. unser neuhochd. *Schimmel?*

Sviputh, *Svegjoð*, *Sporvitni*, *Melni*, *Mylni* Rosse der Granmars-Söhne: Helga qviða Hundings bana 1, 46. 50. *Svipa* heisst schwingen, *sveigja* biegen, *Sporvitni* ist der Spurwissende, *Melni* wie *Mylni* der Stiebende, Stäubende.

Aus der Karlssage und sonst französischen Ursprunges sind [Tobler a. a. O. 204 fg.]:

Bayart, das Ross der vier Heimonskinder.

Bonthart, des Grafen Rudolf 25, 3. 22. 24. 26. Von *bondir* dröhnen, schmettern (Diez Wb. 2, 231)? [*bondir* springen].

Brahâne, Terramers: Wilh. 21, 17 u. s. f.

Entercador, Kaiser Karls: Rolandslied 265, 11; vgl. S. 342.

[*Faris*, Gr. Rudolfs 8. 25.]

Gratamunt, Valdepruns: Rolandsl. 187, 11; vgl. S. 332.

Gringuljete, von Muntsalvâsche gekommen (Parziv. 340, 1), zuerst von Lähelîn erbeutet (261, 28. 340, 2), dann seines Bruders Orilus (540, 30), zuletzt Gawans (339. 27. 541, 1).

Guverjorz, des Königs Clamidê: Parziv. 210, 7. 211, 14.

Ingliart, Gawans, dann Parzivals: Parziv. 389, 26. 398, 14.

Lignmaredî, des Poydwîz: Wilh. 420, 23. 27.

Marschibeiz, Talimons: Wilh. 56, 26. 57, 5.

Puzât, *Puzzât*, Wilhelms: Wilh. 37, 11. 56, 11 u. s. f.

Valentich Stricker 4067 u. s. f., *Velentich* Pf. Konr. 118, 19 u. s. f., das Ross Rolands.

Volatîn, Arofels, nach dessen Tode Wilhelms: Wilh. 81, 1. 82, 4 u. s. f. Vermischungen und Verwechselungen von *Valentich* und *Volatîn* weist W. Grimm Märch. 3, 158 nach, indem er als weitre Aenderung auch *Fálada*, den Namen des wunderbaren Pferdes im 89sten Märchen, mit herbeizieht.

Unsre Zeit schreibt in den Ställen der Vornehmen über den einzelnen Pferden auch allerhand vornehme Namen an, französische, wie vielleicht schon die Ritterzeit den Rittergedichten nachgemacht, englische, morgenländische: der gemeine Mann bleibt bei heimathlich gemeineren, nur eben auch zu allgemeinen: Tausende von Gäulen heissen da des weissen Stirnfleckens wegen *Blass* oder *Blässel* (S. 74) oder, indem man ihnen besonders häufige und dadurch halb entwerthete Menschennamen giebt, *Hans* und *Hänsel* und *Hainzel* und *Hienz,* wenn sie männlichen (Schmeller 2, 215. 220), *Lise* und *Lisel,* wenn sie weiblichen Geschlechtes (ebd. 499), *Hankelein,* wenn sie noch jung (ebd. 214), und *Nickel,* wenn sie von kleiner Art sind (Frisch 2, 17 c. Schm. 2, 677; *Bräunl* ebenda 1, 259).

G. Fast mehr noch als das Pferd hat von je her der Hund einer Eigenbenamung werth und bedürftig erscheinen müssen: denn er tritt dem Menschen in noch viel stärkerem Maasse und viel mannigfacher gemüthlich nahe. Die liebreiche Schmeichelei, deren er fähig ist, die Künste, zu denen er in seiner Gelehrigkeit kann abgerichtet werden, erschienen gelegentlich so wunderbar, dass man jene von dem Innewohnen der Seele eines früheren Menschen, diese von dämonischer Eingebung herleiten wollte, und weil er die Sprache des Menschen versteht, liess man ihn epischer Weise wohl auch selber sprechen. In einer Erzählung Bruder Johannes Paulis (Schimpf u. Ernst lxviij, Frankf. 1538: Leseb. 3, 1, 77) „Also hett auch einer ein hund, der kunde sich wol lieben, das mann sprach nach ettlicher irrung, er wer ein mensch gewesen in der alten ehe.“; so ferner im Ruodlieb, wo ein Hund[19]) es herausbringt, wer seinem Herrn die Sporen weggenommen, und der Entwender nun sagt „Hæc a sella denodavi modo vestra: Tunc ibi nemo fuit viventum nemoque vidit, Neve canis sciret, a dæmone ni didicisset“ (13, 63), und in einer späteren deutschen Dichtung dieses Gespräch zwischen einem Mann und seinem Hunde Willebrecht (Liedersaal 1, 297): „Er sprach „Lieber hunt mîn, Woltest mir gevolgic sîn, Daz würde dir her nâch guot, Und tætest mir nâch mînem muot.“ „Herre, daz tuon ich gerne; Und solt ich [varn] gên Salerne,

19) Schwed. Märchen S. 238 fgg. die drei wunderbar kräftigen, auch sprachbegabten Hunde Håll, Slit und Ly. — κύνες ἔνδοξοι: Poll. onomast 5, 42—98 (Bekker).

Dar zuo wolt ich sîn bereit." Er sprach „Du bist mîn hunt gemeit. Du solt lernen eine kunst, Zelten wol mit vernunst." „Daz sol sîn, lieber herre mîn." Indess auch ohne solche Abenteuerlichkeiten schon die Wirklichkeit des alltäglichen Lebens empfahl dieses Thier ganz besonders zur namengebenden Vermenschlichung. Es galt ja von allen, was das eben angeführte Gedicht von dem Hunde Willebrecht sagt: „Der tet als ein getriuwer knecht, Der sînem herren ist getriu"; es galt von den tapferen und klugen Jagdhunden, die deshalb auch einst dem gestorbenen Herrn zusammt dem menschlichen Knechte auf den Scheiterhaufen und den geopferten in die Opferung und das Jenseits folgten (Edda d. Br. Grimm 1, 272 fg.; Dietmar v. Merseburg S. 13, Adam v. Bremen 4, 27), wie von den kleinen zierlichen, die eine Kurzweil der Frauen waren[20]) und ihnen noch auf dem Grabstein pflegten unter den Fuss gelegt zu werden, und von den Hunden, welche die Heerde, wie von denen, die das Haus behüteten. Getreue Diener dieser letzteren Art hatten selbst die wandernden Cimbern mit sich geführt, zum Schutz ihrer Wagenhäuser (Canes defendere Cimbris caesis domus eorum plaustris impositas: Plin. H. N. 8, 61); das Mittelalter gab ihnen schon eine Appellativbenennung ganz persönlichen Sinnes: es nannte solch einen Hund *hovawart* d. i. Hofhüter, wie es einen Thürhüter *turiwart* nannte, und hovewart selbst war auch s. v. a. miles (Graff's Sprachsch. 1, 956), bezeichnete den kriegerischen Diener eines Fürstenhofes, wie jetzt in Baiern *Husswackerl* sowohl ein Hund als ein Mensch ist, der von Allem Laut giebt[21]). Und während es nicht an Erzählungen fehlt, die veranschaulichen sollen, wie der Hund ein getreuerer Freund sei als selbst das Weib (Märchen 3, 171. Aufsess Anz. 2, 239),

20) „Wie ist gestalt ir hündelîn, Daz bî ir loufet wunneclich?" Hätzl. 223 a. „Cleine hündlîn, salterbuoch Si ûz den schôzen valten" (schnell aufspringende Frauen) Dietr. Drachenk. Str. 230. Bilder in der Pariser Handschrift der Lyriker: v. d. Hagens Minnes. 4, 111. 123. 142. 251. 625 u. a. [Hund Geschenk an die Geliebte: Shakespeare two gentlemen of Verona 4. 4.]

21) Schmeller 4, 20. *Huss* hat hier nicht den Sinn des Hetzens (ebd. 253. Abr. a SCl. Judas 5, 341), sondern den des Herausrufens: vgl. in der Vita Hludowici Cp. 64 (Pertz Monum. 2, 648) „indignando quodammodo bis dixit *hutz, hutz,* quod significat foras."

ist auch nach der rauhen Auffassung des alten Rechtes nicht das Weib, sondern es ist der Hund und mit ihm etwa Hahn und Katze das Merkmal menschlicher Wohnung und Haushaltung[22]); da war zu acht Menschen der Hund der neunte (Rechtsalterth. S. 588), und wer in gegebenen Fällen keinen menschlichen Zeugen hatte, brachte dafür seinen Hund mit vor Gericht: so giebt Joh. v. Müller (Schweizergesch. 1816. 4, 26) folgende Rechtsübung des alten Sissgaus [vgl. Weist. 4, 470]: „Wer bei einem ganz ohne Hausgesinde lebenden Mann nach der Nachtglocke mörderlich einfiel, dessen Frevel, wenn er umgebracht wurde, bewies der Angegriffene so, dass er drei Halme von seinem Strohdach, seinen Hund an einem Seil (hatte er keinen Hund, entweder die Katze, welche bei dem Heerd gesessen, oder den Hahn, welcher bei den Hühnern wachte) vor den Richter nahm und schwur.“ Noch heute gilt ein Schiffswrack, auf dem nur ein lebender Hund noch sich befindet, nicht für gänzlich verlassen und herrenlos.

Unter solchen Umständen haben die mannigfachen Namen, die auch der Hund empfieng, ursprünglich mehr als bloss den Sinn eines Rufes gehabt. Die Beispiele aber, die noch aus früheren Zeiten (wir wollen hier bis in das siebzehnte Jahrhundert rechnen) übrig sind, vertheilen sich sehr ungleichmässig. Namen von andern als Jagdhunden haben die alten Quellen nur selten Gelegenheit anzubringen: doch ist *Garm*, von dem Grîmnis mâl Str. 44 sagt, dass er der erste der Hunde sei, der Hofwart der Hölle (Völu spâ Str. 41. 49). Ein besonders häufiger Haus-

---

22) Rechtsalterth. S. 588. vgl. 697. 698. Hund und Hahn: J. Grimms Weisthümer 2, 508; Uhlands Volksl. S. 524. Hund und Katze: Weisth. 2, 384. 3, 34. Hund, Hahn und Katze: ebd. 2, 308; schon Reinmar v. Zweter (v. d. Hagens Minnes. 2, 207 a) „der hunt, diu katze und ouch der han heizent *hûsgeræte*. [mit eim sîm knecht und sînem hunde ... und sîner katz und mit sînem gesellen: Weisth. 4, 322. Esel mit Hund, Hahn und Katze: Märch. 27. Froschmäus. 3, 1, 8. Hund, Hahn und Katze Bewohner eines einsamen Jagdschlosses: Wuk Stephanowitsch Karadschitsch Volksm. d. Serben S. 201. 204. Hund und Hahn über das Geschick ihres Herrn sich unterhaltend: ebenda S. 22. Sprache des Hundes und Hahnes verstanden: Elegast 766 fgg. Königstochter mit einer Dienerin, mit Hund und Hahn in einer Erdhöhle: Schwed. Märchen S. 320. — Katze u. Hund: Mythol. Abergl. 155. 499. Katze und Hahn: Weisth. 4, 312. Hahn: Weisth. 3, 308.]

hundname scheint *Wacker* d. i. wachsam gewesen zu sein[23]), zugleich einer der ältesten und schon germanischen Mannsnamen: bereits bei Agathias kommt ein Varine Vakkaros vor (Förstemanns Altd. Namenb. Sp. 1224). In einem satirischen Thierroman von 1625, dem Eselkönig, heisst der Hund „Herr Wacker, ein Engelländer", und bekleidet am Hofe des Löwen das Wachtmeisteramt. Wenn aber die jetzige Sprache und schon hundert Jahre vor dem Eselkönige Hans Sachs den gleichen Namen lediglich im Sinne von Hund überhaupt verwenden („So will ich mein grossen Wacker mitnehmen", „Wo ist mein *Wäckerlein?*", Schmeller 4, 19), so beweist diese appellative Schwächung die Häufigkeit des Gebrauches. Für Hirtenhunde haben wir in der Olaf Tryggvasons Saga Cp. 35 den nordischen Namen *Vigi,* der sich dem althochd. Mannsnamen Wîgo, appellativ s. v. a. Kämpfer (*widarwigo* rebellis: Sprachsch. 1, 707) vergleicht, im sechzehnten Jahrhundert bei Burkard Waldis *Strom* (Esop 3, 5. 4, 94), *Greiff*[24]) und *Trostrein* (4, 94): letzteres wird den Beschützer der Schafe auf den grasigen Abhängen bezeichnen sollen, Strom aber wie der überall durch Deutschland beliebte Name *Wasser [Wassermann],* der niederdeutsche *Rîn* (Reineke 1770), der bairische *Donau* (Schmeller 2, 253), der basellandschaftliche *Birs* in einem Aberglauben begründet sein: der Name Wasser, hat mir einmal ein märkischer Bauer erklärt, schütze den Hund gegen die Erdmännchen, Element gleichsam gegen Element. *Kollel* (Schm. 2, 290) meint wohl nur einen schwarzen Hund: in der Schweiz werden besonders Pferde von solcher Farbe *Koli* oder *Kolli* genannt. Ein Frauenhündchen[25]), dergleichen die Frauen als Liebespfand auch an Männer schenkten, ein flämisches, welches *Löw* heisst, also wohl einen sogenannten Löwenhund, hat Joh. Pauli in der schon oben S. 76 angezogenen Erzählung eines auch sonst vorkommenden Schwankes, ein andres mit dem Namen *Angst* eine Geschichte des Augsburger Räthselbuches aus dem Beginn des 16. Jahrh., Bl. c iiij

---

23) Ags. *Eádvacer:* Höpfners u. Zachers Zeitschr. 1, 217. Wickerlin Weckerlin: Garg. 310 b (307 b.) — *dâ lît mîn hunt, der heizet Grin:* Fragm. XXXVIII c.

24) *Greyff, Halt:* Froschmäus. K. 8 a.

25) Ein Frauenhund heisst *Swänke:* Lauremberg Satir. 1, 82.

rw.: „Es schanckt ain klosterfraw ainem edelman ain hundt. als aber der edelman eylent vnd haimlich von dannen muosst vnd des hunds namen zuo fragen vergessen het. schickt er sein knecht wider hinder sich in das kloster den namen zuo erlernen. do er dann der frawen drey bey ainander fand, sprechen [l. sprach er]. Ich frag euch all drey. ich waiss nit welch es sey. die mir müg sagen. wie hayst das. sy weyss wol was. die zwo verwunderten sich der frömden red. des gleichen stellt sich auch die rechtschuldig. vnd sprach. ich will den gauch schon abfertigen. ein thoret red darff kainer weysen antwurt. vnd sagt dem gedachten knecht. dir ist als mir. also heyst das. du weisst wol was. das sag dem. du weisst wol wem. Nun ist die frag. Wie der hundt gehayssen hab. Antwurt. Angst. dann es was in bayden der guotten frawen vnd dem guoten gesellen angst“.

Es sind zumeist Namen von Jagdhunden, die uns überliefert werden: von diesen, den Gefährten einer friedlichen Kriegslust, deren schon das früheste Mittelalter eine grosse Mannigfaltigkeit sorgsam gehegter Arten zeigt (Lex Alam. 82, Baiwar. 19 und darnach später das Schwäb. Landr. 278), kann eben auch die erzählende Dichtung eher sprechen, und die Sage der Vorzeit hat eben so berühmte Hunde als Rosse und Schwerter[26]. Hauptzeugniss ein Abschnitt der Thiðriks Saga, wo die wild abenteuerlichen Jagdzüge des Grafen Iron von Brandenburg erzählt werden: sechzig Hunde führt er mit sich; die Namen der besten sind *Stapp, Stutt, Lusca, Rusca, Paron, Bonikt, Bracka* und *Porsa* (Cp. 257. 263). Und die Namen werden, wie schon Uhland in der Germania 1, 9 bemerkt hat, in der Art aufgezählt, dass Stapp und Stutt, Paron und Bonikt, Bracka und Porsa je paarweise zusammenstehn: diese aber allitterieren, während Lusca und Rusca reimen: das weist auf ältre dichterische Abfassung hin: wirklich heisst es auch mitten inne Cp. 258: „Es wird erzählt in den Sagen, dass nie bessere Jagdhunde könnten gefunden werden, als er hatte; zwölf waren die allerbesten darunter, und die sind alle in deutschen Liedern genannt.“

---

26) [Xenoph. Cyneget. 7, 5. Ovid. Metam. 3, 206 sqq. Hyginus 181. — Namen der Hunde Giovan Maria Viscontis († 1412): Corio, Storia di Milano Bl. 301 fgg. — Karl der Gr. schenkt Hunde an den König der Perser: Mon. S. Gall. 2, 9.]

Der Uebergang aus dem Deutschen ins Nordische hat Gestalt und Sinn eines Theils dieser Namen unkenntlich gemacht: Stapp und Stutt würden jetzt auf Hochdeutsch *Stapf* und *Stutz* d. i. Schritt und Trotz lauten; Bracka ist unser *Bracke* Spürhund, eigentlich also kein diesem Thier allein geschöpfter Name; Paron mag aus althochd. *Baro* Mann entstellt sein, Porsa zu *birsen* birschen gehören (*kamerbirse*[27]) und *kamerbelle* sind gleichbedeutend spöttische Benennungen einer Kammerfrau: v. d. Hag. Gesammtabent. 1, 219. 223), *Lusca* den heimlich schleichenden (althd. *luschên, loskên* delitescere), *Rusca* den raschen, munteren meinen, und wenn ebenso in der Sage das Pferd Eckehards *Rusche* oder *Roschlîn* heisst, wenn der Hund *Bonikt*[28]) an *Benig*, das Pferd Ilsans (ebend.), anklingt und auch uns *Kolli* für beiderlei Thiere gilt (S. 79), so wollen wir dem zur Erklärung uns der Worte des Plinius erinnern (H. N. 8, 61) „fidelissimum ante omnia homini canis atque equus." Noch mehr entstellt sind die Namen eines zweiten daran ebenso reichen Hauptbeleges, einer Erzählung der Gesta Romanorum (Cp. 142), wo zu den „quatuor generibus canum", mit denen dort ein Wilddieb auszieht, die Namen *Richer, Emuleym, Havegiff*[29]), *Bandyn, Crismel, Egofyn, Beamis et Revelin* angegeben werden: bei mehreren aber schimmert der deutsche Grund noch sichtlich durch: *Crismel* mag der im Staube kriechende sein. Sodann die Geschichte des Ritters Heinrich von Neuenach (Liedersaal 2, 411 fgg.), dessen Hund *Harm* stets Wildbret auf die Tafel des sonst nicht reichen Herren schafft und aus einem Kampf mit den Hunden des neidischen Kaisers, zuletzt mit zwölfen auf einmal, doch als Sieger hervorgeht. Man braucht bei Harm nicht an den vorher angeführten Angst zu denken: *harm* ist auch die altdeutsche Benennung des Hermelins, und gerade mit diesem werden Hunde auch sonst der Farbe halb verglichen (Germ. 1, 10). Ferner, der Pfalzgraf von Tübingen in jener schwäbischen Weidmannssage, die Uhland aus der Chronik der Herren von Zimmern bekannt gemacht hat (Germ. 1, 2 fgg.), nimmt als

---

27) *kamerbirs* Hermann von Sachsenheim Spiegel 153, 11.

28) [Ahd. *punit diadema, ponit tiara:* Graff Sprachsch. 3, 341.]

29) So ist *Hanegiff* unzweifelhaft zu bessern, da die Moralisatio den Namen mit *accipite et donate* auslegt.

Jäger ein Erdmännlein an, „das fuert zwai jaghündlîn mit sich an ainer kuppel; das mendlîn nampt sich maister Epp, dergleichen die hündlîn das ain *Will,* das ander *Wall.*" Will und Wall, die ebenso der Ablaut verbindet, wie dort die Hundepaare des Grafen Iron die Allitteration und der Reim, kommen jeder auch als Mannsname vor[30]), althochd. *Willo* und *Wallo* (Förstemann Sp. 1302. 1230): für Jagdhunde liess sich dabei an den volleren Begriff des appellativen *willo,* impetus, und an *wallôn* ambulare denken (Germ. 1, 10); ein mit wille zusammengesetztes *Willebreht* haben wir schon oben S. 76 gehabt: auch das ist als Mannsname häufig (Förstem. 1305). Endlich[31]), ein passlichster Name für einen Spürhund oder, wie man auch sagte, *suochhunt* (Iwein 3894), der Name *Suoche:* dieser in einem Liede Suchensinns, eines fahrenden Meistersingers gegen 1400: „Suche ist geheissen myn hunt, der lange hat gesuchet" Fichards Frankf. Arch. 3, 245.

Ich habe eben gesagt Endlich: aber der Leser muss die Jagdlust unserer Alten doch noch länger büssen. Suchensinns Hund Suche ist nur bildlich gemeint, wie überhaupt das Mittelalter es liebte, von dem edlen Weidwerk allerhand Bildlichkeiten der Anschauung und des Ausdrucks herzunehmen (vgl. die Minnelieder Burkards v. Hohenfels bei v. d. Hagen 1, 202 fgg.), ja wie ganze grosse Gedichte lediglich auf diese Bildlichkeit gegründet wurden: Hauptbeispiel Hadamars von Laber Jagd der Minne; dort in den Gestis Romanorum der Jäger bedeutet auch nur den Teufel, der auf den Menschen seine Hunde, d. h. die Versuchungen dieser Welt loslässt: die Moralisatio legt Richer und Emuleym auf *divitias et voluptates,* Beamis auf die *luxuria* u. s. w. aus. Da fehlt es denn auch nicht an Beispielen, dass Hunden als Namen entweder Worte ganz abstracten Sinnes gegeben werden oder zwar übliche Hundenamen, aber solche, deren Laut und concreter Begriff zugleich in einen abstracten hinüberspielt[32]). So fährt Hadamar aus mit den Hunden *Herze,*

---

30) Gab es auch ein Appellativ *walle* Waller? Froschmäus. Viij a. *Wallen weisz.*

31) [Name der Jagdhunde in Shakespeares Taming of the shrew, induction: Merri*man*, Clowder, Silver, Bel*man*, Echo.]

32) [*Ein hündlîn zôch frau Schand, das ist geheissen Triegolf:* Herm. v. Sachsenh. Spiegel S. 148, 30. — *Meld, Trost, Such:* Wien. Sitzungsber. 54, 323.]

Gelücke, Triuwe, Stæte, Lust, Liebe, Leide, Genâde, Fröude, Wille, Wunne, Harre (Str. 9—18) u. s. f.; wesentlich eben dieselben, nur dass die Zahl kleiner ist, in zwei andern, kürzeren Allegorien (Liedersaal 2, 293 fgg. und Spiegel S. 126) und wieder in beiden auch der Hund *Wille*. Den einträglichsten Beleg aber gewährt ein Gedicht Siegfried Helblings, sein viertes, Z. 410—460: denn eigentlich hier erst erscheinen nicht so bloss Abstracta, sondern beiderlei Namen durch einander, als da sind *Nît, Valsch, Haz, Fuhs, Wolf, Fürst, Wenk, Werre, Triuwe, Schilt, Milt, Êr, Erge, Grîfe, Rasp, Gîte, Wünsch, Merk, Striun, Wân, Wank, Fruot, Frank, Sturm, Drenk, Louf, Schenk: Raspe,* das wir auch als persönlichen Beinamen kennen, gehört zu *raspen* raffen, und *striunan* heisst im Althochd. Gewinn machen, das jetzige *streunen* auf kleine Vortheile ausgehn (Schm. 3, 686). Zu all diesen dichterischen Zeugnissen kommt zuletzt noch eines aus der bildenden Kunst, ein Gemälde der grossherzoglichen Sammlung zu Weimar, das nach einer altbeliebten Symbolik den Sohn Gottes als das Einhorn darstellt, welches sich in den Schoss einer Jungfrau flüchtet und so, während kein Jäger es erjagen kann, von dieser gefangen wird: der verkündende Engel ist hier der Jäger, und indem er ins Horn stösst, ertönt daraus die Begrüssung „Ave, gracia plena: dominus tecum"; an der Hand aber führt er zusammengekoppelt die vier Hunde *Justicia, Misericordia, Pax* und *Veritas:* sie tragen selbst diese Namen auf Spruchzetteln im Mund. Abbildungen in Vulpius Curiositäten 6, 133 und in Pipers Evangel. Jahrbuch 1859, S. 38.

Wir haben vorher aus den Gestis Romanorum den Hundsnamen *Beamis* vernommen: dieser kann uns geschichtlich weiter führen. Der französische Einfluss, von dem seit dem zwölften Jahrhundert das ganze höhere und nicht bloss das höhere Leben Deutschlands gesättigt ward, machte sich je mehr und mehr auch auf dem Gebiete geltend, das jetzt uns vor Augen liegt. Gottfrieds Tristan Sp. 71 fg. zeigt uns die Jägerei in Form und Wort schon durchaus französisch aufgefasst: damit kamen denn auch französische Namen für die Hunde auf. Zwar in eben diesem Tristan[33]) das zauberhaft schöne Hündchen *Petîtcriû* d. h.

33) Tristans Bracke *Hiudan* 418, 15. 25. 433, 17. — *Bambo* Garg. 313.

Kleinwachsen, das eine Fee dem Herzoge Gilan geschenkt hat und das Tristan demselben abgewinnt um es wieder seiner Isolt zu schenken (Sp. 397 fgg.), ist aus der französischen Urschrift herübergekommen: dagegen für *Gardevîaz*, „daz kiut Hüete der verte“ (Garde-voyage), den Bracken in Wolframs Titurel Str. 143, nöthigt uns nichts das Gleiche anzunehmen, und noch weniger für jenen Beamis der Gesta Romanorum: *bêamîs* d. i. schœner vriunt, so redete man sonst in feinerer Sprache den Freund und den Geliebten an (Heinr. Tristan 1850. Wolfr. Titurel 59, 1), im alten Weidmannsdeutsch aber ebenso den Hund Lieber Gesell, lieber Gesellmann[34]), traut guter Gesellmann (Had. v. Laber Str. 21; Altd. Wäld. 3, 130). Es mag ein Spott auf das moderne Weidmannswelsch sein, wenn das „hundeken *Wackerlos*“ im Reineke Fuchs Z. 71 trotz seinem gutdeutschen Namen Französisch spricht[35]). Recht in Aufnahme jedoch kam auch dieses erst mit dem Zeitalter Ludwigs XIV: das wird am besten aus den Hundeverzeichnissen des Sächsischen und des Dessauischen Hofes ersichtlich, welche Döbel in seiner Jäger-Practica mittheilt: hier verschwinden fast die seltenen deutschen unter den Hunderten von französischen, zum Theil auch italienischen Namen. Die neueste, unsere Zeit fährt darin kaum geändert fort, nur dass jetzt die Jäger mit ihren Hunden allenfalls auch noch Englisch sprechen: ein *Falke* (auch so haben wir schon Rosse nennen hören), ein *Waldmann*, ein *Feldmann* klingt ihnen altfränkisch und nicht herrenhaft genug[36]). Nicht besser ausserhalb der Jägerei, obschon, wenn nun auch der Bauer gern seinem Hofhund *Bello* ruft, er das deutsche *bellen* und nichts Italienisches im Sinne hat[37]). Merkenswerth ist die eigenthümliche Volksironie den doch so lieben Hund nach verhassten Menschen zu benennen, z. B. *Türk* oder *Sultan*, *[Cartouche]* oder wie zumal in der Pfalz *Melac*[38]): es soll damit nicht der Hund als ein

---

34) *Geselman:* Schade Sat. 1, 148 fgg. Erneuert *Seelmann!* Waidm. Spr. S. 42.

35) [*Wackerlosz* ganz appellativ Froschmäus. Dva. (Cij b.). *Kein Wackerlosz* und *Vernim* ebenda Bbb 5 b.]

36) Dachshunde heissen *Bergmann*, weibl. *Berginne*.

37) Vgl. *Bellart*, den Namen des Haushundes Froschmäus. 1, 2, 5. 6. 25.

38) *Lackel* Name für Metzgerhunde, vielleicht aus *Meläckel:* Schm. 2, 431.

französischer Mordbrenner, sondern der französische Mordbrenner als ein Hund bezeichnet werden. Vor etwa dreissig Jahren gab Jemand in Berlin seinem Hunde den Namen *Krelinger;* als ihn der Mensch, der Crelinger hiess, deshalb vor Gericht zog, wandte er ein, dass sein Hund sich Krelinger schreibe[39]. Gewöhnlich jedoch sind auch hier die Namen, gleichviel ob einheimisch oder fremd, ob liebkosend oder in solcher Art beschimpfend, durch die beständig wiederkehrende Benutzung so abgenutzt, dass der einzelne Hund wenig Eigenes mehr daran hat. *Ringgi* z. B. in der Schweiz ist nur noch ziemlich ebenso viel als Haushund überhaupt („hie und da bellte ein Ringgi sie an“: Gotthelfs Uli d. Knecht S. 336); man nennt jeden Hund, der sein Kalb oder seinen Mann zu fassen vermag, einen *Packan; Wacker* und *Wäckerlein* sind in gleichem Bezug schon früher (S. 79) hervorgehoben worden.

H. Unter den übrigen Hausthieren und denen, die sich der Mensch immer von neuem zähmt, ist das Rind ihm das vertrauteste nächst Hund und Pferd und auch diess zugleich in religiöser Weise und um einer höheren seelischen Begabung willen angesehn[40]. Wie der Wagen der Nerthus von Kühen gezogen wird, wohin diese wollen, und der Priester nur mitgeht (Tac. Germ. 40), erscheinen Rinder auch in Sage und Legende vielfach so, dass es ihnen überlassen ist den Weg einzuschlagen und das rechte Ziel zu finden: vgl. z. B. Deutsche Sagen der Br. Grimm 1, 449. 454. 258. Niederländ. Sagen v. Wolf S. 423. Darum denn auch hier bereits von früheren Zeiten an die Bezeichnung und Auszeichnung durch mannigfaltige Eigennamen. Ein Beispiel des dreizehnten Jahrhunderts die vier Ochsen *Ûwer, Räme, Erge* und *Sunne* im Meier Helmbrecht 809 fgg.: Räme kann, je nachdem man es auf *râm* oder auf *râmen* bezieht, die Russfarbe oder die Stössigkeit meinen, besser das erstere, da in der Schweiz noch jetzt ein Rind mit schwarzen Flecken *Räm* oder *Rämi* heisst (Stalder 2, 256), Ûwer dagegen nur die Aehnlichkeit mit dem *ûr*[41], aber nicht wohl einen gezähmten Auer-

39) *Wiedu* Hundename: Grobianus Buch 2, Cap. 2. Garg. M 6 a.

40) Eherner Stier der Cimbern: Plutarch Mar. 23. Kuh mit Opfern verehrt: Olaf Tryggvasons Saga Cap. 71.

41) [Ueber *Ouwer,* wie für *Ûwer* zu lesen, vgl. Meier Helmbrecht von Keinz S. 76.]

ochsen selbst: „adsuescere ad homines et mansuefieri ne parvuli quidem excepti possunt“ (Cäsar B. G. 6, 28). Von Menschen her übertragen sind *Barthel* und *Heinz*, jenes für Kühe, dieses für Zugochsen und beide im sechzehnten Jahrhundert üblich (Fischarts Gargantua 1582, M 7 rw. Frisch 1, 438 b). Nach neuerem Brauche jedoch pflegen die Namen der Ochsen auf den Geburtsmonat zu gehn, z. B. *Horni, Merz, Laubi* d. i. April, *Lusti* d. i. Mai (Hebels Werke 1838. 2, 278 fg.), die der Kühe ebenso auf den Wochentag der Geburt, z. B. *Pfinztag* die am Donnerstag geboren ist, oder auf die Farbe und sonstige Merkmale im Aeussern wie jenes *Rämi*, wie *Möhrli, Röthl, Sternel, Krumphörnl, Grossbuch:* man sehe die Verzeichnisse bei Wyss, Reise ins Berner Oberland S. 563, und bei Schmeller 2, 274 und die Schweizer Kühreihen in des ersteren Sammlung S. 19 fgg. und 38 fgg.[42]); *Blass* und *Blässel* (Sprichwort: „Man sagt selten zur Kuh 'du Blässle', ausser sie hat ein Sternle“: Sailers Weish. auf d. Gasse S. 130[43]) ist uns auch schon unter den Pferdenamen begegnet (oben S. 74. 76); *Kuo Brüni* hat bereits das alte Lied von dem Streite zu Sempach (Altd. Leseb. 930, 38. 932, 4). Uebrigens wiederholt sich hier die bei Pferd und Hund gemachte Bemerkung: so zahlreich auch die Namen, die in den Viehzucht treibenden Ländern gäng und gäbe sind, es wird nicht für jedes Rind ein neuer ihm nur eigener geschöpft, sondern gewisse kehren immer wieder und verlieren sich damit halb in das Gebiet der Appellativa. Das gilt in noch viel höherem Grade für die andern hier noch in Betracht kommenden Thiere, zumal uns für diese fast allein aus neuerer und neuester Zeit Eigenbenennungen bekannt sind und beinah lauter solche, die eigentlich Menschen gehören.

Für die Ziege[44]) gewährt ein schweizerischer Geissreihen von Kuhn (Wyss Kühreihen S. 48 fg.) die Namen *Hüdel, Strüdel, Schabe, Länder, Spelche;* in Spees Trutznachtigall (Cösfeld 1841, S. 272) ist *Hitzlein*, ich weiss nicht ob Ver-

---

42) Die Kühe auf dem Witwald hiessen 1862 Blümli Gemsi Leu Schild Schnepf Spiri Stolzi Tübi. kŭ Blüemle: Sempacher Lied bei Uhland Volksl. S. 408. Agricola Sprichw. 388. Frisch 1, 113 a.

43) *Kein pläszlin nennt man bald ain ku, sie hab ain flecken das darzu:* Fischarts Dichtungen v. Kurz 3, 228.

44) Weigand im oberhess. Int. Bl. 1846 no. 61.

kleinerung von Heinz, der Name einer jungen Ziege. Der Bock heisst *Hermann*[45]) (J. Grimms Gesch. d. deutschen Sprache 1, 35), *Herman stoss nicht* und *Moses* (Gargantua M 6 rw.); *Bartholt* wie *Bartman* bei Burkard Waldis (Esop 3, 27) mag nur ein gelegentliches Wortspiel des Dichters sein.

Dem Esel wird *Märtin* gerufen (Gargantua M 7 vw.); er wird aber auch in einer Fabel von Burkard Waldis (Esop 4, 1) „Herr *Heyntz*" angeredet, eben wie das edlere Pferd *Hainzel* und *Hienz:* oben S. 76[46]).

Das Schwein heisst gleichfalls *Heyntzlin* und ausserdem *Kuntz:* Gargantua M 6 rw.

Und wiederum auch die männliche Katze niederdeutsch im Reineke und sonst noch *Hinze*, hochdeutsch im Froschmeuseler und noch jetzo (Schmeller 2, 220) *Heinz*[47]). Daneben *Murner:* schon vor 350 Jahren Thomas Murner ist im Eingange des Karsthans und sonst damit verspottet worden; im Eselkönig S. 18 „Herr Murner, die Katz, ein Spanier, Hoffcaplan".

Der gezähmte Affe wird von dem Gaukler, der ihn zur Schau stellt, Meister *Märtin*[48]) genannt (Gargantua M 7 vw.): Anlass dazu wohl die gleiche Benennung in der älteren, schon der französischen Thierepik (J. Grimms Reinhart Fuchs CXXV fgg.).

Der Bär, der im Mittelalter viel häufiger als jetzt gezähmt und zur Kurzweil gehalten ward (Haupts Zeitschr. 6, 185 fg.), hiess nach der Angabe Fischarts bei den Churwalen d. i. den Bündnern ebenfalls *Märtin* (Gargantua M 7 vw.); üblicher ist die Benennung Meister *Petz*, die kürzeste Koseform zu Bernhard: ein bekanntes Gedicht des vierzehnten Jahrhunderts (Diutiska 2,

---

45) *Hermen* Reinke Vos 1771 *(Metke de zege unde Hermen de bok)*. *Germanus, Hermanus* Abr. a. S. Clara 1, 143. *Bellin Herman* Froschmäus. Oij b, vgl. Bb 7 a. verbessertes ernstliches Mandat *Hermanni Sartorii*, des uralten löbl. Schneiderei Ordens erwehlten General. Diebingen (52 Seiten 4.).

46) *Herri* der Esel: Fischart Garg. M 6 rw. Dichtungen 3, 34 Kurz, wie Waldis und nach ihm Eyering S. 325. Vergl. ital. *arrì* antreibender Zuruf an Esel und Pferd.

47) *Heinz* Froschmäuseler Bbb 8 b. Der Katername auf den heiligen Heinrich übertragen: ebenda Rij a. Kater *Heinz* in einer Ingolstadter Schrift von 1584: Freytags Bilder aus d. deutschen Vergangenheit (1863) 1, 370. — Katze heisst *zise:* Fragm. XXXVIII c. — Der Kater auch *Peter*.

48) [Der Hase im niederd. *Märten*.]

78 u. a.) hat einen Bauern des Namens *meier Bez* oder *Pez*[49]). Diess Wort mit *Bätz*, einem landschaftlichen Ausdrucke für Schaf, in Verbindung zu bringen, weil der Bär „wegen seiner rauchen Haar einem Schaf gleich sieht“ (Frisch 1, 74 c), ist ebenso irrig als die landläufige Herleitung des Wortes *Batzen* von *Petz*, weil zuerst die Berner Batzen geprägt und dieselben mit ihrem Wappenthier dem Bären bezeichnet hätten. Die Benennung Batzen ist älter und viel allgemeiner; sie soll diese Münze im Gegensatz zu den Bracteaten als Dickmünze bezeichnen (vgl. *Batz*, *Batzen* bei Frisch 1, 74 b und Schmeller 1, 228), ganz wie *Groschen*, das vom mittellateinischen *grossus* kommt. Auch nennen die Berner selbst ihren Bären gar nicht Bätz oder Petz, sondern *Mutz*, wahrscheinlich, da *mutzen* s. v. a. stutzen ist (Stalder 2, 227), wegen der auffallenden Schwanzlosigkeit des Thieres; ein brummiger Mensch heisst davon auch in der übrigen Schweiz ein *Surrimutz*[50]).

Unter den gezähmten Vögeln steht dem Pferd und dem Hund zunächst an der Seite der zur Jagd abgerichtete Falke, der Habicht, der Sperber. Er gehört mit dem Ross zusammen wie die Hand mit dem Fuss, die rechte Hand, die den Jagdvogel trägt, mit dem linken Fusse, der in den Stegreif tritt: darum auch werden in peinlicher Strafe die rechte Hand und der linke Fuss zusammen abgehauen (Rechtsalterth. S. 705 fg.; vgl. Gesch. d. Deutschen Spr. 1, 44 fg.). Mit dem Hund verbunden zeigt ihn eine Sage in ängstlich treuer Wache bei dem schlafenden Kind seines Herren (Diocletianus von Hans v. Bühel S. 30); mit eben demselben begleitet er den gestorbenen Herrn auf den Scheiterhaufen (Edda d. Br. Grimm 1, 272 fg.) und mit Hund und Ross[51]) in die Opferung: Dietmar v. Merseburg S. 13 „Est unus in his partibus locus, caput istius regni, Lederun nomine, in pago, qui Selon dicitur, ubi post VIIII annos mense Januario post hoc tempus, quo nos theophaniam domini

---

49) oder *Betz*, Verkleinerung von Bär? wie Götze, Spatz, ahd. agazâ, chazzâ? vergl. Grimm Gramm. 3, 694. — Mica aurea und Innocentia die zwei Bärinnen des Kaiser Valentinian I: Amm. Marc. 29, 3.

50) *Herr Mötzlin:* Justinger 191. sonst *mutz* ein Gaul: Hub. kom. Pros. 2, 53. *mutz* Katze: Schmeller 2, 664; vergl. Leseb. 1⁴, 653, 2 fgg. [Ein Elefant Namens Abulabaz: Einhardi Ann. 802.]

51) Ross, Hund, Habicht: Sid. Apoll. Ep. 3, 3. 4, 9. Carm. 7, 192 sqq.

celebramus, omnes convenerunt et ibi diis suismet LXXXX et VIIII homines et totidem equos cum canibus et gallis pro accipitribus oblatis (falls keine Habichte oder nicht genug vorhanden sind) immolant, pro certo, ut praedixi, putantes hos eisdem apud inferos servituros et commissa crimina apud eosdem placaturos." Um so mehr darf es uns befremden, zugleich aber nur als ein Zufall erscheinen, dass neben so viel Ross- und Hundenamen kein einziger eines Falken überliefert ist, nur ausgenommen den des mythischen ersten, des Götterfalken *Hâbrôc* d. i. Hochhose, in Grîmnis mâl Str. 44.

Den Staar im Käfig und im Zimmer pflegt man *Matz* d. i. Matthäus und, da der Name denn auch auf andre Vögel der Art übergeht, zu genauerer Bezeichnung *Staarmatz* zu nennen. Der Staar von Segringen in einer bekannten Erzählung Hebels (Werke 3, 133) hiess *Hansel*.

Canarienvögel redet man in der Schweiz lieber mit *Männi* d. h. Emanuel an [sonst *Mätzchen*], Papageien überall mit *Jacob*[52]).

Endlich beim Storch noch einmal der Name *Heini:* der Kinderreim, der anderswo „Storch, Storch Steiner" oder „Storch, Storch Steine" beginnt (Simrocks Deutsches Kinderbuch S. 146 fg.), beginnt hier in Basel „Storke, *Storkeheini*[53])".

I. Zur Eigenbenamung der Schiffe haben mehrfache Anlässe zusammengewirkt. Gestalt und Bewegung mahnen zugleich an den schwimmenden Vogel und an das rennende Pferd: auch wir sprechen von Schiffsschnäbeln, und von dem Glückhaften Schiff der Zürcher sagt Fischart Z. 221 fgg. „Da gieng es daher in der wog, Als ob es in dem wasser flog; Die ruder giengen auf und ab Schnell, das es ein ansehen gab, Als ob ein frembdt ungwont gefügel Da auf dem wasser rhůrt die fligel"; als das Ross des Meeres (seltner sind andre dem ähnliche Vergleichungen: Snorra Edda S. 118) bezeichnen es mannigfaltige Wendungen

---

52) Im nordöstl. Deutschland Jacob der allgemeine Name der Dohlen. Papagei, rom. Peter: Diez etymol. Wörterb. der rom. Spr. 1, 307 (s. v. parrocchetto).

53) [*Heimi* Name eines Drachen, auf Studas, der ihn getödtet, übergehend: Saga Thidriks Cap. 18.]

der altnordischen und angelsächsischen Dichtersprache[54]), (J. Grimm zu Andr. u. Elene S. XXXIV fg. und Mythol. S. 839; Haupts Zeitschr. 9, 576 = oben Bd. 1, S. 83), und noch Friedrich von Spee nennt es ein hölzen Ross (Trutznachtigall S. 96) und nimmt es als Ross und als Reiter und als Vogel zugleich, wenn er in einer Schilderung des Meeres die Verse wagt (ebd. S. 149) „Ei da nun, ihr unzählbar Schiff, O Wasserwald beschoren! Euch eben recht ich jetzt betriff, O Bäum zu Land geboren! Ach zäumet auf den vollen Trab, Legt hin die flache Sporen! Die flächsen Feder spannet ab: Die Zeit bleibt unverloren“. Schon allein auf Grund einer so all- und altgewohnten Vergleichung hätten diejenigen, die ihre Rosse nach Menschenart benannten, dasselbe nun auch mit ihren Schiffen thun können: aber es kam um darin zu bestärken noch Andres hinzu. Schnitzarbeit, die das Vordertheil zierte (es gedenken solcher bereits Geschichte und Recht und Dichtung des alten Nordens), liess das Ganze, wenn es Andren entgegen oder zu Lande fuhr, als einen Drachen, weshalb auch *dreki* der altnordische Name einer eigenen Schiffart ist, oder sonst in ungeheuerlicher Menschen- oder Thiergestalt erscheinen, so dass, wie ein Verbot sich ausdrückt, die Landgeister sich entsetzten (Altnord. Leben v. Weinhold S. 130. 136). Es kam also mit dem Bildwerk wie ein dämonisches Leben in das Holz, und wirklich schrieb man auch sonst den Schiffen ein solches zu[55]). Die Friðthiofs Saga Cp. 6 lässt ihren Helden sein Schiff *Êlliði*[56])

---

54) Vgl. *brimhengest* Andr. 513. *sæhengest* 488. *fearodhengest* Elene 226. *væghengest* Gudl. 1303. El. 236. *sæmearh* Cod. Exon. 361. Andr. 267. Elene 228. 245. *ŷdmear* Cod. Exon. 363. *lagumearg* Gudl. 1306. Schiff *reitet:* Cädm. Genesis 1392.

55) Vgl. noch unsere Benennungen *Dreimaster, Schnellsegler, Kreuzer, Dampfer.*

56) d. h. Sturmfahrer. Weil das Wort auch appellativ, als Benennung, wie es scheint, einer besonderen Art von Schiffen gebraucht wird, hält Weinhold S. 137 den appellativen Sinn für den ursprünglichen und den engeren eines Eigennamens für abgeleitet. Es dürfte jedoch der Weise des alten Nordens gemässer sein, die appellative Verallgemeinerung für das Jüngere zu halten. Noch weniger richtig scheint der ebendort aufgestellte etymologische Zusammenhang mit *Lädin*, der Benennung der grössten Schiffe des Bodensees (Schmeller 2, 434): denn diese kommt doch wohl einfach von *lade* d. h. Bohle. [Ledischiffe auch auf dem Zürcher See: *Ledi* Ladung.]

ermuthigend ansingen, und diese Zurufe, heisst es, wirkten so auf das Schiff, als wenn es die menschliche Sprache verstanden hätte[57]); später kommt es auch in altenglischer Dichtung vor, dass ein Königssohn Abschiedsworte an sein Schiff richtet und ihm Gruss und Botschaft in das Heimathland aufträgt (Hornchilde in Ritsons Ancient romances 3, 97). Rechnen wir diess alles zusammen, so hat der immer noch bestehende Gebrauch der Schiffbenamung, dem die neuere Zeit durch eine Art von Taufe einen frischen Halt zu geben sucht, einen für das Alterthum ganz naturgemässen Ursprung genommen. Die frühesten Belege werden uns vom Norden her, schon in den Göttersagen desselben, dann in der Geschichte seiner Helden und Könige überliefert (J. Grimms Gramm. 3, 434. Weinhold S. 131 fg.): Baldurs Schiff z. B. hiess mit Bezug auf den Ringschmuck seines Stevens *Hrínghorni*, ein Schiff König Sverris *Ôskmey* d. i. Wunschjungfrau, Valkyrje, eines des heil. Olaf *Visund*, ein andres, dessen Steven in Gestalt eines Königshauptes ausgeschnitzt war, *Karlhöfdi* Mannshaupt[58]). Jünger sind die Belege, die auf Deutschland fallen, jünger wie hier die Seeschifffahrt selbst und meist auch weniger alterthümlich. *Pilgerîn* und *Vridelant* d. h. Beschütze-das-Land, die Namen zweier „herschiffe" des Deutschen Ordens in Preussen (Pfeiffers Jeroschin S. 271), gehn noch im höheren Styl: aber tief fällt es ab, in den ironischen Ton, welchen freilich die spätere Zeit überall liebte, wenn das Schiff, dem die Hamburger im Jahre 1402 ihren Sieg über den Seeräuber Clas Störtebeker verdankten, die *bunte kô* hiess (Zeitschr. f. Hamb. Geschichte 2, 289) und auf den grossen Landseen der Schweiz im J. 1314 die Luzerner eine *Gans*, die Urner einen *Fuchs* (J. v. Müller 2, 131), im Zürichkrieg die Zürcher eine *Gans* und eine *Ente*, ihre Gegner die Schwyzer nicht bloss einen *Bären*, sondern auch eine *Schnecke* hatten (J. v. Müller 5, 92. 114. 115): die Zusammengehörigkeit mit den übrigen Namen verbietet es hier das Wort Schnecke so zu verstehn, wie es sonst allerdings gebraucht wird, als die

---

57) Argo sprechend: Paulis Realencyclop. 1, 724.

58) Skídbladnir Sn. Edda S. 27. Hringhorni S. 37. Naglfar S. 41. Vergl. Cädmons Genesis 1418. 1433. Heliand 35, 17.

appellative Benennung einer ganzen besonderen Art von Seeschiffen.

K. Geschütze und andre dem ähnliche Geräthschaften[59]), wie schon das frühere Mittelalter sie bei Belagerung und Vertheidigung fester Orte brauchte, hatte diess gern, und es folgte darin dem Vorgange des griechisch-römischen Alterthumes, nach Thieren benannt[60]), jedoch in durchaus appellativer Weise, so dass die einzelnen Thiernamen je eine ganze Art jener Geräthe bezeichneten[61]): dergleichen sind *katze, krebz, târant* und *igel;* besonders berühmt wurden ihrer Zeit die Katze und der Krebs (cattus et cancer), mit denen Albrecht I die Mauern Bingens brach; der Meister, der sie gefertigt hatte, hiess Rôtermelîn (Ottocar Cp. 716; Ann. Colmar. z. J. 1301; Narratio de reb. gest. Archiepisc. Mogunt. in Böhmers Fontes 2, 572). Man fuhr in derselben Richtung fort, als an die Stelle der alten Wurf- und Stossmaschinen die Feuergeschütze rückten: aber die Freude an der Neuerung vertauschte nun jene Appellativa gegen wirkliche Eigennamen, schuf Einzelnamen für jedes einzelne Geschütz und entwickelte die so erwachsende Menge dadurch auch zu grösster Mannigfaltigkeit, dass sie die Namen nicht mehr bloss aus der Thierwelt, sondern auch aus der menschlichen und von noch anderen Gebieten des Lebens holte. Thiernamen sind z. B. (ich gebe nur Beispiele des 15. und 16. Jahrhunderts und entnehme dieselben zumeist aus Schmellers Bair. Wörterb. 1, 147 und der Geschichte der Zürcherischen Artillerie v. Nüscheler, Zürich 1850, S. 15 fgg.) *Aff, Drach, Falk, Falkonet, Fledermaus, Fuchs, Hornuss, Hurlebus* oder *Hurlebaus* d. h. Brummkatze (vgl. Kurz zu Murners Lutherischem Narren S. 226), *Lewe* (Uhlands Volksl. S. 494), *Luchs, Nachtigal* (Uhland S. 472), *Püfel* d. h. Büffel, *Purlebaus* oder *Purlapaus* s. v. a. *Hurlebus* (Uhland S. 460. Kurz a. a. O.; *burren* brummen: Schmeller 1, 193), *Schlange, Schrötel* d. h. Schröter, Hirschkäfer, und *Wolf;* drei davon, Falkonet, Hurlebaus und Schlange,

---

59) Kriegswagen: Grimm. Gramm. 3, 455. Du Cange v. Carrocium. Fahnen: *Auriflamma:* Du Cange. *Old Jack* die englische Flagge.

60) Griech. κριός, ὄναγρος, σκορπίος: lat. aries, asellus, testudo.

61) Hor. Belg. 5, 120 fg. Du Cange s. v. Cata, Catus, Scropha. trîboc, drîboc: s. Diez Wörterb. d. rom. Spr. 1, 92 und Du Cange.

namentlich diess letztere (Uhland S. 472. Schmeller 1, 147 und 3, 451), hat die häufige Anwendung schon frühzeitig in appellative Allgemeinheit abgeschwächt[62]). Persönlichen Sinnes oder Personification *junkfraw Falkenet* (Uhland S. 472), *Drometterin, Maurbrecherin, Singerin* (Uhland S. 472), *Nar, Roraff,* diese beiden zu Strassburg und letzterer mit Bezug auf das Wahrzeichen der Stadt, ein lächerliches Bauernbild an der Münsterorgel, benannt (Kurz a. a. O. S. 242; vgl. Brants Narrenschiff v. Zarncke S. 434), gleichfalls dort das schon oben S. 61 erwähnte *Ketterlin von Einsen* d. h. Ensisheim, ferner *Metz,* niederdeutsch *Mette* und *Metteke,* das Kosewort zu Mechtild, worüber ausführlicher im dritten Abschnitte zu handeln ist, auch diess aus dem ursprünglichen Sinn einer Eigenbenamung alsbald ein Appellativ geworden (Frisch 1, 662 b; Uhland S. 472; Schmeller 1, 147 u. 3, 663), ebenso endlich das imperativisch gebildete *Weckauf* (Uhland S. 460. Schmeller 4, 20). Aber auch die Monatnamen zeigen sich als Namen von Geschützen angewandt (Nüscheler S. 15 fg. 19), und man dürfte das der gleichen Art die Zugochsen zu benennen (oben S. 86) zur Seite stellen, wenn nicht die Meinung doch wohl eine so zu sagen gelehrtere wäre: in derselben Richtung, nur noch etwas unlebendiger, kommen hier auch die Namen der Planeten und der Zeichen des Thierkreises, ja einer nach dem andern die Buchstaben des Alphabetes vor (Nüscheler a. a. O.); bekannt ist, wie Moritz von Oranien, als er im J. 1591 die Stadt Nimwegen aus solch einem ABC beschoss, von den Belagerten voreilig als ABC-Schütze verspottet ward. Unsere Zeit numeriert nur noch die Geschütze; wo aber wiederum sie eine neue Freude empfindet,

---

62) Ueber Geschütznamen vergl. Frisch 1, 166 a. Max Müller Wissensch. der Sprache 2, 218. Wunderhorn 2, 349 fg. 353. Bei Nüscheler S. 60 im Jahre 1630 *Adler, Falke, Geier, Habicht, Sperber, Eule. Lerche* u. *Falke:* Leseb. 2, 518, 15. *Nachtigall:* Pfeiffers Germ. 3, 138 fg. Schmeller 2, 672. *Greif:* Bädekers Paris S. 258. *hûrlebausz:* Dioclet. 2482. *das Hurlebausisch Geschütz:* Garg. Y 1 rw., Ee a rw. Vor Frankfurt a. M. 1552 *Rehbock, Kauz, Landsknecht, Hahn, Stephan, Schlange, Singerin:* Wunderhorn 2 (1846) 349 fg.; *Hahn, Rehbock, Kauz, Landsknecht, Bär, bös Els, Baur:* ebenda 353. — romanisch *esmeril, falconete, moschetto, sagro, terzeruolo:* vergl. Diez, Wörterb. 1, 170. 281. 363. 414.

an den Locomotiven der Eisenbahnen, liebt und übt auch sie die Eigenbenamung.

L. Gleich den Geschützen haben dann auch die Thürme, die als Warten gegen drohende und belagernde Feinde und selbst als Stätten zu deren Beschiessung über den Kranz der Mauern sich erheben, öfters ihre Eigennamen empfangen. Ein häufig wiederkehrender ist schon oben angeführt worden, der imperativische *Luginsland* (S. 61); ebenso gebildet ist *Schütt den helm*, den ein Volkslied des fünfzehnten Jahrhunderts (Uhland S. 303) zu Neuburg an der Donau nennt. Einem hohen Kirchthurm, den man überall in der Stadt wiedersieht, giebt man im Scherz wohl den Namen *Hans in allen Gassen:* so vormals in Berlin dem Thurm der Marienkirche. Und wie Thürme zugleich als Gefängniss dienen, z. B. jener *Schütt den helm* zu Neuburg, so kommt auch bei Gefängnissen die Eigenbenamung vor. Eine, die sodann auch appellative Anwendung gefunden, die *Kuh,* lernen wir durch Schmeller (2, 279 fg.) kennen: doch hat seine Vermuthung, dass ursprünglich nicht das Gefängniss selbst, sondern ein Stock oder Foltergeräth darin so geheissen habe, viel Wahrscheinlichkeit: gerade für dergleichen Dinge liebt der grausame Scherz der Vorzeit die friedfertigsten und sogar heitersten Namen: ich erinnere an Worte wie Harfe, Geige, Fiedel (Basel im 14. Jhd. S. 383 = oben Bd. 1 S. 311).

M. Endlich hoch oben in den Kirchthürmen die weitrufenden Herolde des Gottesdienstes, die Glocken. Der Gebrauch diese, bevor sie ihr Amt antreten, förmlich auf einen Eigennamen zu taufen, wird kaum viel jünger als der Gebrauch solcher Glocken selbst sein: wenn sich letzterer nur bis in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts zurückverfolgen lässt (Ottes Glockenkunde S. 3), so war schon zwei Jahrhunderte nachher die Einsegnung mit Wasser und Salz und Oel, die das Ritual der Kirche hier allein vorschrieb, in den Sinn einer Taufe, d. h. auch einer Namengebung ausgeartet, und Karl der Grosse musste in dem Capitulare von 789, 18 (Pertz Monum. 3, 69) das Verbot ergehen lassen „Ut clocas non baptizent.“ Das Capitulare fährt sogleich fort „nec cartas per perticas appendant propter grandinem“, man solle auch keine Zettel mit Segenssprüchen gegen den Hagel an Stangen befestigen. Diess deutet darauf hin, was vorzüglich mit der Taufe

der Glocken bezweckt worden: es sind von je her zuvörderst Heilige gewesen, auf deren Namen man die Glocken tauft, und dieser Name, dieser Heilige selbst soll nun gegen das Hagelwetter schützen. Karls Verordnung ist erfolglos geblieben: bis auf den heutigen Tag braucht der Aberglaube die Glocken zum Wetterläuten und die auf dem Aberglauben beruhende Sitte tauft und benennt sie; mit dem ältesten nachweisbaren Beispiel einer eigenbenamten Glocke steht sogar ein Pabst selber in Verbindung, Johannes XIII, der im J. 968 einer Glocke des Laterans zugleich nach sich und nach dem Heiligen der Kirche den Namen *Johannes* gab (Otte S. 12). Und wie uns dieser Beleg nach Italien und dem Mittelpunkte der abendländischen Christenheit führt, so gilt der Gebrauch der Glockennamen für alle Völker und Zungen derselben, nicht bloss und auch nicht vorzugsweise für die Deutschen; Sagen, wie sie hie und da auf deutschem Boden vorkommen, dass Glocken, die nicht getauft und benannt, also noch unheilig und gleichsam wesenlos sind, darum ein Spiel und ein Raub des Teufels werden (z. B. Wolfs Deutsche Sagen S. 446 und dessen Niederländ. Sagen S. 300. 560 fgg.), dergleichen Sagen kommen gewiss auch ausserhalb Deutschlands vor und überall Inschriften, welche die Glocke selbst in erster Person reden lassen, und auch andere Völker, nicht bloss wir, kennen die scherzhafte Umdeutung des Glockengeläutes in Worte der menschlichen, der Landessprache, wie zum Beispiel, als sich vor einem Jahrzehend die Naturforscher in Wien versammelten, das Geläute der Kirchenglocken von ausserhalb der Stadt an bis in deren Mitte folgender Maassen ausgelegt ward: „Sie kommen, sie kommen; Sie sind schon da, sie sind schon da; Was wollen sie machen? was wollen sie machen? Fressen und saufen, fressen und saufen; Wer wirds zahlen? wer wirds zahlen? Bürger und Bauern, Bürger und Bauern“, und der richtige Berliner sogar von der Getrautenkirche, von dem Dom u. s. f. herab die Namen seiner Lieblingsbranntweine hört: Kümmel-Anis, Wachholder, Pomeranzen[63]). Kürzer ein

---

63) Zu Stein a. Rh. zwei Rathhausglocken; die kleinere *‚sind d Lumpen all da?‘*, die grössere *‚bi n äm* (bei einem)‘. Das Zürcher Hochzeitsgeläute: erste Glocke *‚ach min Gott, ach min Gott!‘* zweite *Chrüz und Noth, Chrüz und Noth!‘* Zusammenläuten *‚und das mi Lebe lang, und*

altes Sprichwort bei Sailer S. 60 „Lamm, Lamm ist des Wolfes Vesperglocke“ (vgl. Haupts Zeitschr. 6, 286 fg.). Und nicht so bloss scherzhaft die mannigfachen, besonders norddeutschen Sagen[64]) von den Gesprächen versunkener und wieder emporgekommener Glocken (Nordd. Sagen, Märchen und Gebräuche von Kuhn und Schwarz S. 476 fg.) und von Glocken, die unablässig den Namen des Ortes rufen, an dem sie vormals gewesen sind oder nach dem sie verlangt (ebend. S. 4. 58). Um aber noch eins in besonderem Bezug auf die deutschen Glockennamen zu bemerken, die Behauptung Ottes (Glockenkunde S. 12), dass männliche Namen nur in den älteren Zeiten vorgezogen, späterhin dagegen am häufigsten weibliche seien gewählt worden, unterliegt für Deutschland wenigstens sehr der Einschränkung, zumal wenn die ältere Zeit schon mit dem eilften Jahrhundert ihr Ende nehmen soll. Otte führt selbst die Erfurter Glocken *Andreas, Joseph*, *Christoph* und *Johannes* an, die sämmtlich erst im achtzehnten gegossen sind; der *Theodolus* des Basler Münsters, der sich in seiner Rundschrift selber so benennt und auch im Relief das Bild dieses eigentlichen Glockenheiligen trägt, ist im J. 1494 (die goldene Altartafel v. Basel S. 25 = oben Bd. 1 S. 409), und dass z. B. der *Sigismund* zu Danzig, der *Carolus* zu Antwerpen (Wolfs Niederl. Sagen S. 560), das Glockenpaar *Peter und Paul* zu Köln, von denen ganz im Gegensatz zu dem sonstigen Volksglauben Fischart sagt „Wolt einer drumb nit mehr der alt Peter und Paule sein, dieweil die wettermacherischen Glocken zu Cölln also getaufft sind“? (Gargantua M 6 rw.), dass diese und manch andere gleichfalls männlich benannte Glocken älter als das zwölfte Jahrhundert seien, wird erst der Nachweisung bedürfen[65]).

das mi Lebe lang‘ (nach einer Mittheilung von Prof. Sal. Vögelin). Aehnlich ausgelegt, nur kürzer, das Geläute von St. Jacob. der üblichen Hochzeitskirche bei Basel: *‚Ins Elend, ins Elend!‘*

64) [Wolken und Glocken: Hubers Skizzen aus der Vendée S. 251.]

65) Zu Eisfeld zwei aus dem Kloster Banz stammende, während des dreissigjährigen Kriegs von dort entführte Glocken, die eine *der Banzer*, die andere *die Messe* genannt: Freytag Bilder a. d. deutschen Vergangenheit (1863) 2, 108.

II.

Wir gelangen zu der zweiten Art der Appellativnamen, zu denjenigen also, die dem Wesen wie der Zeitfolge nach den Uebergang von der lebhaft personificierenden Eigenbenamung der Dinge zu der appellativen Verallgemeinerung der Personennamen bilden: denn auch hier werden Appellativbegriffe persönlich benannt, aber wortspiels- oder anspielungsweise, zu allegorischem Behuf und so, dass die Anwendung auf alle Personen oder Dinge der Gattung offen bleibt, das Wort nur den Anschein eines individuellen Eigennamens, in Wirklichkeit dagegen den Sinn eines appellativen Sammelwortes oder gar einen ganz abstracten Sinn besitzt. In Gehalt und Bedeutung ebenso beschaffen sind die Sprichwörter: auch diese, in ihrer echtesten Form, fassen nur ein Allgemeines durch Besonderung zusammen; es stimmt hiezu, dass vielleicht die frühesten der Beispiele, die wir jetzt aufzuzählen haben, die erfundenen Namen *Vilkarc* und *Samekarc* sich in einem Sprichwort, dass sich andre in eben solchen noch heute, dass zur Zeit ihres allgemeineren und gleich beinah üppigen Aufkommens, von der Mitte bis zum Schluss des dreizehnten Jahrhunderts, sich die Beispiele vorzüglich in solchen Gedichten und Schriften finden, deren treibender Boden die Spruchweisheit des Volkes war. Ich verweise als auf besonders ergiebige Belege auf die Sprüche des Tannhäusers, Reinmars von Zweter, Süsskinds von Trimberg und Meister Boppes in v. d. Hagens Minnesingern 2, 94 a 213 b fg. 259 b und 384, namentlich aber auf die Dichtung, die das Ende des Jahrhunderts macht, und die immer und immer wieder diesen Ton der Namengebung anschlägt, den Renner. Es sei gestattet, zwei jener Sprüche sowie zwei Stellen aus dem Renner (alles das nach Bedürfniss gebessert) hier zu wiederholen: dem Leser mag dadurch anschaulich werden, wie gehäuft man dergleichen Namen von sich schüttete: es ist, als hätte man jedem einzelnen dadurch mehr Halt und Gestalt geben wollen, dass man ihm noch zahlreich andre beigesellte; zugleich aber, wie halt- und gestaltlos und in sich unpersönlich diese Personificierungen dennoch waren, da man nicht anstand gelegentlich dicht neben und unter sie auch

solche Worte zu setzen, die selbst im Ausdruck unpersönlich und abstract verblieben.

Der Tannhäuser: Bodmer 2, 67 b, v. d. Hagen 2, 94 a.

Ich denke, erbûwe ich mir ein hûs nâch tumber liute râte,
die mir des helfen wellent nû, die sint alsô genennet:
Unrât und her *Schaffe niht* die koment mir vil drâte
und einer, heizet *Selten rîch*, der mich vil wol erkennet;
Her *Zadel* und her *Zwîvel*[1]) sint mîn staetez ingesinde;
her *Schade* und ouch her *Umbereit*[2]) ich dicke bî mir vinde.
und wirt mîn hûs alsô volbrâht von dirre massenîe,
sô wizzent, daz mir von dem bû her in den buosen snîe.

Süsskind von Trimberg: Bodmer 2, 178 b fg., v. d. Hagen 2, 259 b.

Wâ heb ûf und *Niht envint*
tuot mir vil dicke leide;
her *Bigenôt von Darbiân*
der ist mir vil gevære.
Des weinent dicke mîniu kint;
bœs ist ir snabelweide:
er hât si selten sat getân,
wan ofte frœiden lære[3]).
In mînem hûs her *Dünnehabe*
mir schaffet[4]) ungeræte;
er ist zer welt ein müelich knabe.
ir milten, helfent mir des bœsewihtes abe!
er swechet mich an spîse und ouch an wæte.

Hugos von Trimberg Renner, Bamberger Ausg. S. 57 b.

Gîtikeit hât alters eine
mit aller missetât gemeine:
bôsheit ist ir kamererinne,
karkeit ist ir kelnerinne,
untriuwe ist ir râtgebinne,
unkust ist ir hârflehterinne;
liegen, triegen mac wol sîn
ir schenkinne unde ir truhsæzîn;
unwirde ist ir spîserîn,
smeichen ir ermelprîserîn;

---

1) Bodmer und v. d. Hagen statt *her* beidemal *der*.

2) Von beiden in *Unbereit* geändert.

3) Bodmer *bis auf die frœidenbere*, v. d. Hagen *biz uf die vrödenbære*. Der Fehler wird durch einen norddeutschen Schreiber verschuldet sein, für den, wenn er nur die einzelnen Worte nahm, *wan ofde* gleichen Sinn hatte mit *biz ûf die*.

4) Beide *schaffet mir*.

Spar helblinc der pforten pfligt,
Pfürpfel sac daz göurîch wigt;
ir marschalc ist her *Zitterort,*
ir putigler her *Bitter wort;*
ungunst schrîbt ir rechnung an;
her *Nîdunc* ist ir cappellân.

Ebenda S. 107 b, 108 a.

Reinez leben, adel, kunst
belîbent ân des pâbstes gunst,
ezu kom dan mit an die vart
Rîchart, Klinchart und *Gebehart*[5]).
swer die bringt, der wirt gewert,
swes er in dem hove gert:
alle sache sint entwiht,
haben si der fürsprechen niht.
wan *Ablæser* und *Nemehart,*
Nimmer vol und *Nagehart*[6]),
Schinden gast und *Lügenhart*
und sîn bruoder *Trügenhart,*
Smeichart, Swerolt, Glîhsenhart,
108 b *Slinthart, Kratzhart*[7]), *Judenbart,*
Læren biutel und *Füllen sac*
pflegent des hoves naht und tac.
her *Kratzhan* und her *Kratziân*
behaltent des niht umb ein blat,
daz wîlent meister Graciân
ûf gotes genâde geschriben hât.
ein decretâl und ein decrêt
sint in des pâbstes hove bekant
„swer zuo mir rîtet oder gêt[8]),
der füll mit silber mir die hant
und mit golde: sô wirt er
sân zehant von mir gewert
durch die heiligen marterer[9]),
swes sîn herz von mir begert“.
wan *Sant Albines* heilictuom
und *Sant Rufines* sint sô wert,
daz si noch hânt den obersten ruom[10])
vor allem heilictuom als vert.
swem si mit vollen gnâden bî
wonent, der ist ein sælic man:
er sî eigen oder frî[11]),
sô betet man doch daz heiltuom[12]) an.

5) In der Bamb. Ausg. *gebhart.*
6) *naghart.* 7) *kratzbart.*
8) 9) 10) 11) Dieser und der vorhergehende Vers umgestellt.
12) *heiligtvm.*

Noch stehen im Renner auf S. 10 b die Verse:

Swenn si (die Kinder) die kintheit überstrebent
und nimmér in vorhten lebent,
sân kumt her *Virwitz* gerant
und læst den meiden ûf diu bant;
die knehte læst her *Selphart.*

Eben dieser Selphart, die Personificierung des Eigenwillens und der Selbstsucht, die Zusammenfassung aller Selbstsüchtigen und Eigenwilligen, macht den Mittelpunkt einer dem Renner etwa gleichzeitigen Prosaschrift religiös-satirischen Inhaltes aus (Altd. Leseb. Sp. 687 = 901 = 811), der Schilderung eines Klosters, das auf die *Regula Selphardi* gestiftet ist und dessen Abt *Bôswiht* heisst, der Prior *Ân tugent,* der Küster *Clafêre von der werlte,* der Cantor *Kiverêre,* andere Brüder *Hêrstuol, Zornlîn, Ergelîn, Werre* oder *Werrâ, Irre sich selben* oder *Triuc sich selben, Gelîchesêre, Hindersprâche, Îtel spot, Clûterêre* oder *Riserer, Schimphelîn, Unmuozze, Zîtverlies, Itel êre* und *Clafunnüzze.* Darf ich solchen zusammenhangenden Belegstellen der frühesten Zeit endlich noch eine viel spätere beifügen, so mag dieselbe vom Schluss des siebzehnten Jahrhunderts, aus dem Judas Abrahams a S. Clara entnommen werden: „Wie diese (die fünf thörichten) Jungfrauen haben geheissen, schreibet der hl. Evangelist Matthäus nit, ausser dass er von ihnen den üblen Nachklang setzet ‚dormitaverunt omnes et dormierunt‘, sie seind schläferige Menscher gewest. Ich mein, die erste hat geheissen *Schlafofta,* die andere *Schlenziana,* die dritte *Faulberga,* die vierte *Thuenixa,* die fünfte *Ranzinbeta.* Gewiss ist es, dass sie faule schläferige Menscher gewest“ (Passauer Ausg. 2, 259).

Diese Appellativnamen (man dürfte sie, freilich wiederum nicht ganz zutreffend und genügend, unter die Benennung der allegorischen zusammenfassen) verhalten sich aber, wie schon aus dem bisher angeführten sich ergiebt, in Ursprung und Bildung nicht alle auf die gleiche Art: theils stellen sie wirkliche Eigennamen, also Taufnamen, theils nur Beinamen vor, und die einen wie die andern sind abermals bald so, bald so beschaffen. Wir werden am füglichsten vier Gruppen unterscheiden.

A. Eigennamen, die sonst auch üblich sind, werden nun wortspielsweise angewendet.

Beispiele.

Adelgêr, einer von den sechs klagenden Rittern am Grabe Ulrichs von Pfannberg bei Suchenwirth 11, 105 fgg., wie

Adelhart, oben S. 63 Personification des Adels und Zusammenfassung der Adlichen.

Adelheit nennt sich die hl. Jungfrau in Frauenlobs erstem Leich 12, 37.

Adeltrût eine von den fünf Jungfrauen der Frau Êrenkranz: Lieders. 1, 381.

Adelunc kommt meines Wissens weder alt- noch mittelhochdeutsch als Appellativum (diess lautet *ediling, edilinc*), wohl aber als Eigenname vor: damit ein Wortspiel in der Nachrede zum zweiten Theil des Passionals Z. 145 „dâ lêrt sîn Adelunges site sich in niht vil bekumbern mite“.

Alman. Der Glaube d. h. die Treue ist „Ein seltzam kraut: in Almans garten Darf mans zu wachsen nicht erwarten“: Waldis Esop 1, 94. Sprichwörter: „Allmanns Freund Jedermanns Geck“, „Was Allmann sagt, ist gern wahr“, „Allmanns Rath ist gute Theilung“ Simrock S. 8. [Froschmäus. F f 4 a. b.]

Billunc Neider, Neid: Renner 161 b, 166 a. In der ersteren Stelle wird Billunc unter „des nîdes spiezslîfære“ gerechnet: der Dichter bezieht, wie es scheint, den alten in Geschichte und Sage bedeutenden Namen (vgl. Mythol. S. 347) auf das Zeitwort *billen* d. i. mit einem spitzen Eisen hauen. [Der Sachsenherzog Bernhard Billung, wie Adam von Bremen 2, 46 ihn characterisiert?]

Bitterolf schilt im hl. Georg 4144 die Kaiserinn ihren Gemahl, den Wütherich.

Blasi, Wind, Rausch: s. oben S. 63.

[*Coloman:* sant Kolbman H. Sachs 2, 246.]

Engelmâr: „mîn Engelmâr“ sagt von Gott die heil. Jungfrau in Frauenlobs Leich 1, 12, 38.

[*Ernst:* meister Ernest Minnes. 2, 205 b. 221 b.]

Fridrich. Wenn der Krieg eine schlechte Wendung nimmt, „Denn hangen solch gsellen den schwanz Und rufen Friderichen an“: Waldis 1, 55. „Du aber zählest lieber zwei als eines, bist öfter zu Penzing als Friedberg, hast mehr Krüg

als Kandel, bist öfter ein *Hadrian* (Haderer, Zänker) als ein Friederich": Abr. Judas 5, 250. [*Friedrich* Froschmäus. T v b.]

Vrômuot froher Sinn: Neidh. 32, 1. 85, 14.

Gebehart im Renner oben S. 63 und S. 99. [*Simon* (vergl. 4152) und *Gevert:* Reinke 6771.]

Gotliep die Liebe zu Gott: unter den sechs Rittern bei Suchenwirth 11, 102 fgg.

Heimeran d. i. *Heimeram* für *Emmeram:* „der *Haimerl* ein heimtückischer und dabei dummer Mensch" Schmeller 2, 195.

Kilian (auf *Kil,* Schreibkiel bezogen), Federheld: Schuppii Schriften 2, 54 „demselben und andern octavo Julii natis mehr, welche dem hochlöblichen Frauenvolk ihren Vorzug und gebührende Gewalt gern abschneiden wollten".

[*Lawel* (Nicolaus? bezogen auf *lau, laueln:* Schmeller 2, 406) dummer Mensch: Hub, kom. Pros. 2, 44. 45.]

Lene, Abkürzung von Helene, im Wortspiel mit *lehnen* ein faules Weibsbild. (Wolt ich nicht heissen) „jungfrau Län, von wegen einer *faulen Länen?*" Fischarts Gargantua M. 7 vw. [H 4 vw. Pract. Ciiij vw.]

Lutz, Lutzl d. h. Lucia, Weibsperson, die gerne trinkt, *Bierlutz, Branntweinlutzl: lutzeln* (niederd. *lutschen*) schlürfen, saufen: Schmeller 2, 532.

[*Mangold:* S. Mangold (Mangel) Fischart Pract. A 2 b.

Nicolaus: seine Fenster waren .. dem Sant Nitglasz gewidmet: Simpl. 1, 1, 1 S. 11 Kurz; während mancher sauern Stunde hatten wir für den S. Niclaus (für nichts) gearbeitet: Hartmanns Kiltabendgeschichten 1, 154.]

Nîdinc, Nîdunc Neider, Neid. Her Êren-nîdinc bei Boppe, v. d. Hag. Minnes. 2, 384 a; Nîdunc bei Reinmar v. Zweter ebd. 214 a, und im Renner oben S. 99 u. Sp. 161 b.

Nîthart Neider, Neid: Renner 161 b; Narrenschiff Cp. 53, Ueberschr. u. 77, 59; Her Nythardes spel spelen: Reineke 4394; Neidharts Spil treiben, sich Neidharts Ding gebrauchen: Schmeller 2, 681. „Wie denn der Neid an Fürstenhöfen gross ist und der Neidhart fast regieret": ebd. aus Aventinus. „Gott schafft, dass Neidhart und untrew Sein eigen Meister erst gerhew" Waldis Esop. 1, 35. In der Heidelberger Handschrift 543 (Wilken S. 505) „Georg Maiss von Laugingen Abhandlung wider den Neidhart (Hass und Zwietracht) —

1588". „Durch solchen Traum wollte Gott schon von fern andeuten, wie dass der gerechte Joseph zu hohen Würden soll gelangen, seine Brüder aber der Lakaien Stell verrichten, denen der Schneidermeister Neydhart die Livree verfertigt" Abr. Judas 1, 21; der neue Herausgeber fügt dem die Erklärung bei „Wahrscheinlich ein damals in Wien berühmter Schneider". [*Nachbar Neidhart:* Musäus 734.] An solcher Häufigkeit der uneigentlichen Verwendung mag der Ruf des ebenso benannten Dichters um so eher Antheil haben, als dieser vielleicht selbst schon mit seinem Namen so gespielt und ihn auf den Neid ausgedeutet hatte (47, 16. vgl. v. d. Hag. Minnes. 3, 264 a): auffallend aber bleibt es, wie daneben nicht bloss im elften Jahrhundert Nithard mit „odiosus vel valde malignus" (Pez Thesaur. anecd. 3, 2, 609), sondern sogar noch im fünfzehnten mit „odium durum" (Felix Hemmerlin v. Reber S. 365) übersetzt, auch da noch auf den Hass, nicht auf den Neid bezogen wird.

Richart im Renner oben S. 63 und 99.

Simon ein Mann, der weibisch und dessen Sie der Mann ist: Schmeller 3, 182; „Dücke dich, Simon, dück dich! Dück dich, lass fürüber gan! Die fraw wil iren willen han" Uhlands Volksl. S. 758. Deutscher gemacht *Siman, Sieman:* Waldis Esop. 4, 70; „Siman, weil — man Gaucheyerbrütlern also ruffet" Fischarts Gargantua M. 7 vw.; Sittewalds Gesichte (Strassb. 1650) 1, 366. In Oesterreich sollen die *Simannl von Krems* sprichwörtlich sein. Dem Simon steht als Name der Herrscherinn *Erweib* zur Seite: Schmeller a. a. O.; doch wird diese selbst auch Siman genannt: so in einem noch weiter ausgesponnenen Wortspiel Abrahams a S. Clara Judas 4, 306. Als Bezeichnung der Weiberherrschaft *Doctor Sieman:* Waldis, 4, 81. [*Simon Siman:* Weitenfelders Lobspr. der Weiber von Haydinger S. 4. 7—9. 13—15. Schmeller Mundarten Bayerns S. 521 fg. Eyering S. 70. Hub 2, 334. *Fraw Simon:* Gödekes Gengenbach 583. vgl. Schubart, Ad., *Haus-teuffel* d. i. der Meister Sieman, wie die bösen Weiber ire fromme Männer, und wie die bösen leichtfertigen buben ire fromme Weiber plagen, ein zu Frankfurt 1565 in 8°. erschienenes Reimwerk. Nimmt ein armer ein Reiches Weib,

so hat er kein Weib, sonder ein Herrin und Sieman, deren er für ein Knecht dient: Elezbell Ga.]

Ulrich. Dem Uolerich rüefen (Uhland S. 577), den heiligen Ulrich oder *Uele* anrufen (Schmeller 1, 46) heisst sich vom vielen Trinken übergeben: *der trunken Üelin* (Gengenbach v. Gödeke S. 520. 682) bezeichnet diese ekelhafte Gestalt der Völlerei collectiv und abstract. Ein Wortspiel, indem es ein Spiel mit nachahmenden Lauten ist. [In der Schweiz dem *Ueli* winken; dem *Utzen* rufen Garg. Cap. 8 (Trunkenen-Litanei). Daselbst der *Utz* ein Trunkener: herausz mit dem Butzen, halt den Kopf dem Utzen. *Ueli* (von Stouffen) Narrensch. 4 Holzschnitt, Anmerk. S. 307. *Weinül? Weinuel?* J. Pauli Schimpf u. Ernst 21. 271. vgl. Weigand im Oberhess. Intelligenzbl. 1845 no. 83. Laurembergs Sat. 3, 331. Anmerk. S. 230.]

Valtl aus *Valentin* ist den Baiern appellativ ein Einfaltspinsel: Schmeller 1, 628. Dagegen auf *fallen* wird der Name ausgedeutet, wenn das fallende Weh *S. Valtins Krankheit, S. Veltins Siechtag, Veltens Tanz* oder bloss *Valtin, Valten* heisst: Frisch 2, 396 b; „Valentinus comitiali morbo laborantes sanat, quapropter nos epilepsiam Valentini morbum vocamus“ Haupts Zeitschr. 1, 144; „Valten, Valtin kompt von fallen und ist das fallend übel — darzu Sanct Valtin (ist anders irgent ein heilig im Himel, der also heisst) Apotekerknecht ist“ Agricola Sprichw. 500. vgl. 475. [Sant Valtin, Velten Hub kom. Pros. 2, 78. 116.] Häufig wie Anderes der Art in Verwünschung und Fluch und Schwur: „das deich sant Veltins arbeit besteh!“ Manuel S. 432; „dass dich Sant Veltes Krisem anstoss“ Sittew. 1, 265; „dass dich Sanct Velten ankomme oder schende!“ Agric. a. a. O.; „hat mich S. Velten mit euch Welt-Narren beschissen?“ udgl. Sittew. 1, 216. 271. 2, 35; „hat dis dann S. Velten gesagt?“ Simplic. 1, 487; „zuckte darauf meinen Prügel und jagte sie damit für alle Sanct Velten hinweg“ ebd. 2, 779; „beim Velten!“ A. Gryphius P. Squenz S. 6; „ei zum S. Velten!“ Weise im Tobias; mit Voranstellung des in solchen Ausdrücken üblichen, hier zwar wie öfters eigentlich bedeutungslosen *potz,* d. i. Gottes, „botz Velten — s. v. a. die schwere Noth!“ Frisch a. a. O., „o potz tausend felten!“ P. Squenz

S. 13, „das dich potz Valtin schendt!" Jac. Ayrer bei Kurz zu Murners luth. Narren S. 216 u. dgl. Unrichtig also hält J. Grimm Myth. S. 956 in diesem Fluche Velten für einen Namen des Teufels mit Anspielung auf *vâlant.*
[*Vilhelmus* Strohsack: Fischart Garg. 258.]

In Hadrian, in Simon, in Valtl u. s. f. wird ein fremder Name deutsch verkehrt: anderswo bleibt die Gelehrsamkeit innerhalb ihrer Sprache, oder zieht gar einen deutschen in dieselbe herüber. „Was geht das Graf *Ego* an?" Hoffmanns Spenden 1, 150 (vgl. Lieders. 3, 563); „Ein guter *Servatius* macht einen guten *Bonifacium*" ebd. S. 56. [waz gât ez grâv Egen an? Lieders. 3, 563. vgl. Eyering 776. Garg. 273. Graf Ego bawet wol und hat schone Pferd: S. Franck Sprichw. 2, 42 rw. Gispel gedankenloser Mensch, Schmeller 2, 77, flatterhafter Mensch, Stalder 1, 449, erscheint als Gispus Abr. a S. Clara 1, 147. Zu Olims Zeit Bürger 24 b.] Die Uebertragung der Heiligennamen *Albinus* und *Rufinus* auf die edlen Metalle und den Reichthum daran oben S. 99 ist an den deutschen Dichter von ältern Lateinern gekommen: s. Carmina Burana S. 15 a und Albert von Beham S. 72; an jenem Orte S. 238 b auch „vinum et Albinum et Rufinum."

B. Es werden Namen nach Art der Taufnamen neu und eigens gebildet.

Schon den Sanctgallern um das Jahr 1000 lag es in Sinn und Ohr, wie häufig und durch die Häufigkeit fast bedeutungslos in der Ableitungssylbe und dem zweiten Bestandtheil die auf *ing* und *ung* und *olf* ausgehenden Namen seien: sie übersetzten *Achates* mit *Steinung* (Ps. 18, 11), *Penates, Favores, Opertanei, Cunctalis* mit *Hûsinga, Liumendinga, Tougeninga, Samahafting,* ohne doch ein patronymisches Verhältniss, *Nocturnus* und *Consus* mit *Nahtolf* und *Willolf* (Marcianus Capella S. 40 fgg.) ohne dabei noch den Begriff eines Wolfes meinen zu können; und so wird auch, wenn Notker Ps. 48, 12 den reichen Mann des evangelischen Gleichnisses *Rîcholf* nennt, diess *olf* weiter keine Bedeutung als die ganz allgemeine einer namenbildenden Sylbe haben. Auf gleiche Art nun verfuhr die mittelhochdeutsche Zeit und gab den neu geschaffnen appellativen Eigennamen, damit sie. auch recht wie Eigennamen klängen, in der Mehrzahl

der Fälle die Schlusssylben, die zu blossen Schlusssylben herabgesunkenen Schlussworte *inc, bolt, hart, hilt, olf* und *olt.*

Her Glîdinc Scheltname von unklarer Bedeutung in v. d. Hag. Minnes. 2, 384 a. *Siurinc,* von *sûr,* unter dem Gesinde des Neides aufgezählt im Renner 161 b. *Her Slihtinc,* Scheltname jemandes, der sich als Richter und Schlichter aufdrängt: Altd. Wäld. 3, 208. [*her Berting* Leseb. 1 [4], 1215, 9. *her Weichelinc* Minnes. 3, 90 a.]

Her Trunkenbolt v. d. H. MS. 2, 197 b. *Wankelbolt* unbeständiger, unzuverlässiger Mensch: Georg 3038. 5748. *Witzbold* der sich der weiseste dünkt: „Es gibt keine andere Waare, wenn Witzbold seine auslegt" Hoffmanns Spenden 1, 68. [*her Wankelbolt* Helbling 7, 135 fgg. *her Werrebolt* Ritterspiegel 1027. *alle Witzboldi:* Garg. S 7 vw. (290).]

Ahselhart der von sparsamem Leben mager ist: Helbling 1, 1082[13]). „*Faulert* bohrt nicht gerne dicke Bretter"; „Faulert muss zerrissen gehn": Sprichwörter bei Simrock S. 105. *Glîhsenhart, Klinchart, Kratzhart, Lügenhart, Nagehart, Nemehart, Selphart, Slinthart* oben S. 63 und 99. *Slunthertlin* ein Kind, dem die Worte im Halse stecken bleiben: Renner 169 b. *Slurchart,* v. d. H. MS. 2, 213 b, zu *schlurken* d. h. mit träge geschleiften Füssen gehn: Stalder 2, 324. 333; Schmids Schwäb. Wörterb. S. 468. *Smeichart, Trügenhart* oben S. 99. *Wankelhart* s. v. a. vorher Wankelbolt: „der leu nu zeinem fuhse wart; Wendelmuot und Wankelhart der grâf mit flîz ze hûse bat; unmâz dâ vor der milte trat; diu gæh wart wîns und willen sat" Ulrich v. d. Thürlein Wilhelm, Heidelb. Handschr. 395, §. 20. [*Faulhart* Eyering 803. *Bockhard* Abr. a S. Clara 11, 79.]

Spothilt: „O welt, dein name heisst Spothilt" Priamel in Eschenburgs Denkmälern S. 405. *Tugenthilt* eine von den Jungfrauen der Frau Êrenkranz: Lieders. 1, 381. [*Spothild,* 12. Jahrh., Haupts Zeitschr. 12, 410.]

---

13) Als Zuname (nicht Eigenname) in Passauer Urkunden von 1288 und 1308: Haupts Zeitschr. 4, 578. Das Adjectivum *thunegischer,* das bei Helbling vorangeht, ist in *tuonegischer* oder, falls man mit der Aenderung noch weiter greifen muss, in *tuonegeuscher* zu bessern: *Tuonahgowe, Tuonagowe* u. s. f. althochd. Donaugau: Förstemann 2, 410.

Giemolf Scheltname bei Frauenlob, Spruch 166, 1: wohl mit *goume* zu *giwen* das Maul aufsperren. Zwei Namen der Art in dem Sprichworte „*Wânolf Triegolfs* bruoder ist“ Boner 80, 23; *Wônolf Btriegolfs* bruoder ist“ Narrensch. 67, 64: d. h. wer bloss meint ohne zu denken, betrügt sich leichtlich selbst. [‚Und als ich nun schlieff, da dunkt mich wie mir jemand rieff. Und als ich acht hett auff die Stimm, sprach sïe, hör *Warkolf*, mich vernim. Schaw ich bin die Fraw Phantasey‘ u. s. w. Gauskönig D 1 vw. Schenteln und Schandolf Berthold S. 115, 6 fg. ein schandolf 115, 24. als Teufels- und Spielmannsname 156, 1.]

Diebolt v. d. Hag. MS. 2, 214 a: Wortspielswendung eines sonst wirklichen Eigennamens, der jedoch, aus *Dietbolt*, *Dietbalt* entstanden, keinen Bezug auf *diep* hat. Ebensolch ein Spiel wäre, falls das unverständliche *Manolt* am gleichen Orte so zu lesen ist, *Meinolt:* der auf althochd. *Maginwald* beruhende Name hier auf *mein* d. i. Falschheit, Missethat, Schädigung umgedeutet. Ebenda *Roubolt* und oben S. 99 *Swerolt*. [*Sant Frumhold* Eyering S. 436. B. Waldis Esop 4, 3, 55.]

Nächst all diesen kommen, jedoch um vieles seltner, auch Nachbildungen andrer üblicher Namenarten vor, zwei drei männliche, wie *Êrwart* und *Mildemâr* bei Suchenwirth 11, 103 fgg. und *Sparmund* oder lateinisch gemacht *Sparmundus:* „Red ist nit gut zu allen zeiten: Darumb so lern Sparmunde machen“ Murners Schelmenzunft Cp. 48; „Wir werden müssen Sparmundus halten und Hunger leiden“ Schmeller 3, 573. Sparmund ist wie das oben S. 59 besprochene Warmund, nur dass *mund* hier eben Mund (althochd. *mund*, altnord. *munn* und *mûð*, angelsächs. *mûð*), nicht Hand und Schutz (althochd. *munt*, altnord. u. angels. *mund*) sein soll. Sonst lauter weibliche: denn die Personificierung hat eine Vorliebe für diess Geschlecht: oben S. 62. [*her Êrentric:* Haupts Zeitschr. 1, 233. 235. 249. 261.]

An die wirklichen Namen mit *berga* und *burg* (Förstemann 1, 262 fg. u. 293 fg.) schliessen sich *Faulberga* oben S. 100 und *Mâzeburc*, eine Jungfrau der Frau Êrenkranz, Lieders. 1, 381.

An die mit *gund* (Förstem. Sp. 555 fg.) *Schamigunt*, gleichfalls im Lieders. 1, 381.

An die mit *liuba* (Förstem. Sp. 848) ebend. *Zuhtliebe*.

Wandelmuot und *Wendelmuot* sind in dieser Form selbst schon alte Eigennamen (Förstem. Sp. 1226): die Allegorie deutet aber den ersten Bestandtheil, der ursprünglich den Namen der Vandalen enthalten mag, auf das appellative *wandel* und auf *wenden* um, und Wandelmuot und Wendelmuot bezeichnen nun den unbeständigen oder sonstwie tadelhaften Sinn, sind weiblich dasselbe, was männlich Wankelbolt und Wankelhart. Mit letzterem haben wir auch Wendelmuot schon zusammengestellt gesehen; ausserdem findet sich *vrou Wendelmuot* noch an einer andern Stelle von Thürleins Wilhelm (Casparson S. 128 a), bei Konrad von Würzburg (v. d. Hag. MS. 1, 313 a) und noch im sechzehnten Jahrhundert (Schmeller 4, 106), *frô Wandelmuot* im Liedersaal 2, 157 und 3, 88. [*min vrou heyt wendelmoet.* Haupts Ztschr. 1, 243.]

Endlich mit lateinischem Ausgang P. Abrahams *Schlenziana* oben S. 100: *schlenzen* ist was sonst schlendern.

C. Die Personification einer Handlungsweise, die Zusammenfassung der so oder so handelnden Personen wird durch einen Beinamen bezeichnet, dessen erstes Wort ein Imperativ und dessen Sinn ein ironischer, durch Ironie scherzender oder spottender ist: denn zum Schein wird gerade das, was man tadeln will, befohlen. Wortbildungen der Art kommen vor dem dreizehnten Jahrhundert noch so gut als gar nicht vor: *lechespiz,* im zwölften (Diutiska 3, 156) die Uebersetzung von lixa, steht ganz vereinzelt (später in Wittenweilers Ring Z. 24 ein Bauer *Rüfli Lekdenspiss*) und *wenescaft,* wovon im Sanctgallischen Marcianus Capella S. 84 das Zeitw. *wenescaftôn,* steht insofern abweichend da, als damit kein Tadel gemeint und der Begriff durchaus unironisch der eines Speerschwingers ist: *hwenjan* im Althochd. schwingen. Das dreizehnte Jahrhundert aber und ihm folgend die weitere Zeit hat diese ironischen Imperative zuvörderst nur in persönlichen Beinamen verwendet, und als Namen solcher Personen, denen gegenüber Scherz und Spott und Tadel und Verurtheilung, Geringschätzung oder Hass am Platze war[14]:

---

14) [*Schindengast,* vgl. Pfeiffers Germania 8, 26. *Spispisa* Reinardus 3, 749. *Leckespiz* Berthold 479, 14, vgl. Garg. Ff 7 vw. vgl. *Shakespeare. hengeisen* Weisth. 4, 185. 190. *hengîsel* 207. 208. — *sie* ist mein täglicher *Hebenstreit:* H. Sachs 1, 34.]

Bauern z. B. heissen *Fûchenstiėr, Greif in peutl, Prichenfrid, Raumentegl, Schew den galgen, Schreckhenvol* d. h. den Fohlen, *Trinchsaus, Trüebenpach* (Aufsess und Mones Anzeiger 3, 84), Räuber wie im Meier Helmbrecht 1186 fgg. *Müschenkelch, Rütelschrîn, Slickenwider, Slintezgeu,* Schildknechte wie in den Osterspielen *Hitzenplitz, Schlachinhaufen, Schürenprand, Wagendrüssel, Wagsring* (Germania 3, 273 und Drama d. Mittelalters in Tirol v. Pichler S. 45 fgg. 144 fgg.), fahrende Sänger und Sprecher *Lobdenfrumen, Rûmezlant, Singûf, Sorgnit, Suochensin, Suochenwirt* (Litt. Gesch. S. 118). Herbort im Trojanerkriege 2274 bildet dem das gelegentliche Schimpfwort *zetebrief* nach; andre dergleichen Namen hat die Neidhartisch volksmässige Lyrik und besonders zahlreich die Komik der Fastnachtsspiele für ihre Bauern und Schelme nach- und hinzuerfunden: so noch bei Niclaus Manuel (Grüneisen S. 346 fgg.). *Sebastian Schind den puren, Elsli Trib zuo, Jacob Gryfs an, Policarpus Schab gnaw, Nickli Zett mist, Lüpold Schüch nit* und in einem prosaischen Gespräch desselben (ebd. S. 426) die Helfershelfer des Pabstes *Hans Strich den bart, Kunz Sihe sur, Claus Fluoch übel, Uoli Boch den tisch.* Ebensolche sind denn auch, gleich jenen, die wie eigentliche, wie Taufnamen aussehen sollten, oft genug und gleichfalls von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an für den allegorischen Gebrauch, der uns hier beschäftigt, erfunden worden. Belege.

[Des *Achts nit* Bruder: Fischart Dichtungen 2, 83, 3124 Kurz. *Achtseinnicht* Froschmäus. Y y 7 a.]

Her *Brich den eit:* Konrad v. Ammenhausen im Schachzabelbuch, Kurz u. Weissenbachs Beiträge 1, 52.

Dunkel guot v. d. H. MS. 2, 384 a: d. i. *Dunke guot,* mit demselben unorganischen *l* wie *Dunkelboden* (Schmell. 1, 377), *Fastelabend, Findelkind, Heidelbeere, Klîbeltac, Schickelmann, Scheidelsâme, Werkeltag.*

„*Eile sehr* brach den Hals“: Sprichwort bei Simrock S. 89. [S. Frank 2, 69 b.]

„Seine Hände heissen *Greif zu*“: ebd. S. 185.

Irre sich selben und *Claf unnüzze* oben S. 100.

Læren biutel und *Füllen sac* oben S. 99.

Pfürpfel sac oben S. 99: der die Tasche voll pfropft.

Ranzinbeta: oben S. 100, die sich im Bette ranzt d. h. mit

Faulheit streckt. „Der über disch allein sich kennt Und dar uff legt arbeit und flyss, Das er allein esß alle spyss Und er allein mög füllen sich Und andern nit göndt auch des glich, Die selben heiss ich *Rum den hag, Lærss kärly, Schmirwanst, Füll den mag*“ Brants Narrensch. 170 a, 69 fg.: *kärly* Verkleinerungswort zu *kar* Gefäss.

Schaffe niht oben S. 98. *Schinden gast* S. 99. *Schlafofta* S. 100. *Spar helblinc* S. 99. *Swende lär* Verschwender, Verschwendung: v. d. H. MS. 3, 167 b.

Thuenixa oben S. 100. „*Trau wol* reitts Pferd weg“: Sprichwort noch bei Schmeller 1, 466; bei Schuppius 1, 358 „*Trau zu viel* reit das Pferd weg“, im Simplicissimus (Stuttg. 1854) 2, 689 „*der Trau wohl* reitet oft Pferd hinweg“; im Narrenschiff 69, 24 abstract infinitivisch „*Wol truwen* rytt vil pferd hin wägk“. [*Trauwol ridts pferd hin:* S. Franck Sprichw. 1, 101 vw., *Trauwol rit das pferd hin weg:* ebenda 2, 16 vw. (erzählend). *Trauwol, reitet das Pferd weg:* Agric. 16 vw. vgl. *Der Traw nicht viel:* Froschmäus. Riiij a.] Anders gewendet und trûwen nicht im Sinne von trauen, sondern in dem von erwarten verstanden, „*Getrût sîn niht* reit den hengst hin“ Helbl. 15, 512: das Subject *ich* ist ausgelassen wie in dem Spruche Freidanks 116, 1 „Wænich unde *trûwes niht* diu habent mit den tôren pfliht“: hier zeigt wiederum das neutrale *diu* die unpersönlich abstracte Auffassung.

Triuc sich selben oben S. 100: auch diess mit dem auffälligen Object wie vorher *Irre sich selben:* der Verfasser begann wohl imperativisch, dachte aber sogleich weiter an eine dritte Person, die sich selbst betrügt, sich selber irre führt.

„Viel borgen hat eine Stiefmutter, heisst *Verkauf dein Gut;* die gebiert eine Tochter, heisst *Giebs wohlfeil;* dieselbige Tochter hat einen Bruder, der heisst *Zum Thor hinaus*“: Märchen d. Br. Grimm 3, 225.

Wâ heb ûf und *Niht envint* oben S. 98; *wâ* d. h. *sich wâ,* hier!

Noch einige andre Beispiele werden uns in der dritten Abtheilung auf Anlass der Appellativnamen *Hans* und *Heinz* entgegentreten.

D. Endlich viertens werden allegorische Namen noch in all der Mannigfaltigkeit anderer Bildungsweisen erfunden, die auch wirklichen Beinamen zusteht.

a. Adjectivisch. *Arc* v. d. Hagens Minnesinger 2, 214 a. *Manhaft* Suchenwirt 11, 107 fgg. *Nimmer vol* oben S. 99. *Schanden decke blôz* v. d. Hag. Minnes. 2, 384 b. *Selten rîch* oben S. 98. *Selten satt* Narrenschiff 72, 34. *Umbereit* oben S. 98. Sprichwörtliche Redensart „*Ungeschickt* lässt grüssen". *Ungewis* v. d. H. MS. 2, 214 a. „*Vil karc* unde *Same karc* Solten teilen drî marc: Vil karc woldez bèzzer hân, Same karc woldes niht lân. Der strît ist ungescheiden Under den kargen beiden" Freidank 132, 26 u. 158, 14: d. h. sehr geizig und ebenso geizig: es ist, wie wenn wir sagten „Geizhals und (nach Schweizerart) Geizkragen". *Vridelôs* MS. 2, 214 a. *Wüest genuog* Narrensch. 72, 34. [*Uebelberitten* will stets vornen dran sein: Hoffmann Spenden 1, 41. *Untrew* sein eigen Herren schlecht: Froschmäus. V 6 a.] Vielleicht auch, falls das Wort ursprünglich ein Adjectivum ist (es gehört zu *nipfen*, *naffezen*, althd. *hnaffezen*, angelsächs. *hnappjan* dormitare), *S. Neff*, der ersonnene Schutzheilige der Schläfrigkeit und Verzagtheit: Schmeller 2, 683; wir werden später dem ähnlich einen *S. Grobian*, *S. Stolprian* kennen lernen.

b. Substantivisch. *Ablöser* Abschneider oben S. 98. *Bôswiht*, *Ergelîn*, *Gelîchsêre* S. 100. Mit lateinischer Endung *Glimpfius* Narrensch. 72, 7. *Hêrstuol*, *Hindersprâche*, *Kiverêre*, *Clûterêre* (Beschmutzer) oben S. 100. *Kratzhan* S. 99. *Liegât*, *Pârât* MS. 2, 213 b. [*her Pôver Pârât:* Krone 8798. *Meister Baraet von Lozane:* Haupts Zeitschr. 1, 235.] *Riserer*, *Schimpfelîn* oben S. 100. *Schade* S. 98. „*Schickelmann* wohnt am Wege" oder „an der Strasse" Frisch 1. 177 a. [Agricol. Sprichw. 670.] Simrock S. 423. *Fraw Seltenfrid* Murners Schelmenzunft Cp. 19. *Slich* MS. 2, 213 b. *Snüdel*, *Sürtel* ebd. 384 ab (*Schnudel* Rotz, *serten* stuprare). *Triegât*, *Trumphatôr* 213 b. „*Übelleb* kauft dem *Wohlleb* sein Haus ab" Sprichwort bei Simrock S. 502; Wohlleb auch wirklich ein Geschlechtsname. *Unmuozze* oben S. 100. *Unrât* S. 98. *Valscher* MS. 2, 213 b. [*Meister Vaere* und Meister *Widerstrîte* jüng. Tit. 2900 ff.] *Virwitz* oben S. 100; *Fürwitz* Uhlands Volkslieder S. 636. *Werre* oder *Werrâ* (imperativisch?) oben S. 100. *Zadel* S. 98. *Zitterort* S. 99. *Zîtverlies*, *Zornlîn* S. 100. *Zwîvel* S. 98. Mit adjectivischer Bekleidung *Dünne habe* oben S. 98; *Getreuwer rât* Suchenw. 11, 103 fgg.; *Itel êre*, *Ìtel spot* S. 100. Mit geni-

tivischer Frau *Êren kranz* Lieders. 1, 381; *Niemans vriunt* MS. 2, 384a. Mit präpositionell vermittelter *Clafêre von der werlte* oben S. 100. Substantivum mit vorangesetzter Präposition, einem adjectivischen Beinamen gleich, *Ân tugent* oben S. 100.

c. Adverbial. *Bî genôt* oben S. 98: das heisst wohl nah bedrängend und beengend, während Otfrieds *bîgonôto* (5, 19, 12 fgg.) ein bescheiden gemässigtes ganz und gar zu sein scheint. *Gar aus* Saufaus: Phil. Wackernagels Kirchenlied S. 693 ff.; womit zu vergleichen *Haut ab, Halb aus* und *Ganz aus*, die Namen der drei vorgeblichen Katzenkinder im zweiten Märch. d. Br. Grimm. *Hie und dort* Georg 5748. *Sûfer ins dorf* Narrensch. 72, 21. *Zum Thor hinaus* oben unter *C*. *Vil anders* Lieders. 1, 389 fgg.: die Satire mag einen Menschen des Tirolischen Orts- und Geschlechtsnamens *Vilanders* im Sinne haben.

d. Ganze, wennschon elliptische Sätze: „Der Arm heisst *dass Gott erbarm*" Sprichwort bei Sailer S. 69; Simrock S. 23. *Jâ herre* MS. 2, 214a; vergl. zur Erklärung Freidank 50, 2 und Berthold S. 421, der sogar ein Zeitwort *jâherren* braucht.

Wiederum noch andere mit *Hans* und *Kunz* gebildete im dritten Abschnitt.

So weit die allegorischen Personennamen. Sie sind aber, da ihnen die individuelle Abgrenzug gebricht, nur in so schwacher und halber Weise Eigennamen, dass sie oft genug auch zu blossen Appellativen für persönliche, ja für Sachbegriffe sich haben verflachen können. *Neidhart* z. B. ist keine Personification mehr, sondern nur noch ein Appellativ gleich andern*), wenn Luther im Jesus Sirach 25, 19 übersetzt „Es ist kein Lauern über des Neidharts Lauern" (griech. μισούντων); ebenso in Burkard Waldis Esop 1, 6 u. 4, 77 und in dem Reimspruche (Hoffmanns Spenden 1, 5) „Sorg das Herz, Mott das Kleid, Den Neidhart frisst sein eigen Neid"; nicht anders wird schon bei der Fabel in den Altd. Wäldern 2, 96 die lateinische Ueberschrift „de nithardo" gemeint sein. Und jener Heiligenname,

*) [*Nithart*, plur. Liliencron Volksl. 1, 176a. *Der nythart der ist noch nit dot:* Brant Narrensch. Cap. 53 Ueberschr.]

den wir vorher in Bezug auf das Erbrechen gesehen haben (S. 104), bezeichnet den Ostschweizern in der Zusammensetzung *Muosuoli* das Brustläppchen, das den kleinen Kindern vorgebunden wird um die wieder ausgebrochene Nahrung aufzufangen. Vornehmlich eben mit *hart*, dann auch mit *bold* giebt es eine ganze Reihe von Appellativen, die ursprünglich Eigennamen, wirkliche oder allegorische, gewesen oder doch in der Art und nach dem Vorgange solcher gebildet sind.

Churzibolt, der zweite Name, den Graf Konrad oder Kuno, ein getreuer Held K. Heinrichs I, der Kleinheit seines Leibes wegen empfangen hatte (Eckehard IV. v. St. Gallen in Pertz Monum. 2, 104), erscheint in den nächsten Jahrhunderten als Benennung eines Kleidungsstückes (cyclas), eines Rockes doch wohl von sonst nicht gewohnter Kürze: Stellen in Graffs Sprachsch. 3, 113 und in W. Müllers Mittelhd. Wörterb. 1, 221, denen noch Diut. 1, 359 beizufügen. Die Uebertragung begreift sich aus der Berühmtheit im Munde des Volkes, deren der Held genoss: er war im J. 948 gestorben (der Fortsetzer Reginos bei Pertz 1, 620), und noch um hundert Jahre später konnte Eckehard berichten „Multa sunt, quae de illo concinnantur et canuntur". [Curtzipoltz, Haupts Zeitschr. 3, 188.]

Hetzebolt, Hetzbolt, so heisst ein Thüringischer Lyriker in der Ueberschrift, die seinen Liedern gegeben wird, und in einem dieser Lieder selbst (v. d. Hagens Minnes. 2, 22): eigentlich wohl nur ein Beiname, der ihn ebenso als einen eifrigen Jäger bezeichnen sollte, wie das Bild der Pariser Handschr. (ebd. 4, 317) ihn als solchen darstellt. Bei Jeroschin aber kommt *hetzebolt* appellativ s. v. a. Jäger vor: Pfeiffer S. 69.

Raufbold, Trunkenbold, Tückebold, Witzbold: den zweiten und den letzten haben wir vorher (S. 106) allegorisch gebraucht gesehen; wir jetzt brauchen alle vier appellativ, und *trunkenbolt* findet sich bereits im vierzehnten Jahrhundert so: Altt. Schausp. v. Mone S. 119. [*Trunkenbolt* Kolmarer Handschr. CXCVI, 1. *trunkenbolz* B. Waldis Esop 3, 99b. 4, 69, 42. 98, 98. Schmeller 1, 173. *trunken bôze* Minnes. 2, 387a. *ein trunkner bosz* Waldis Esop 3, 87, 12.] *Witzbold* scheint die frühere Zeit auf altkluge Kinder beschränkt zu haben: in Seb. Francks Sprichwörtern 1, 106b „Das sehen wir auch an

witzbolden und früezeitigen kinden, das sie ir früe angeflogne witz selten wohl anlegen, sonder wann ir weissheyt an solt gehn, so ist sie schon verflogen" u. 2, 14a „Wir hassen die witzbold, so zu früezeitig in der witz ansetzen. Die Kinder sterben gmeynlich oder verwuodlen wie ein hopf, das sie selten zeitig werden, sonder irer weissheyt zuo früe niderkommen, das in wie ein missburt abgeht, und die selten wohl anlegen: dann sie haben zuo früe angesetzt und den herbst oder erndt nit erlangt."

„Der *Dinghart, Dinghärtel,* ungefälliger Mensch (der gerne dingt, streitet, zankt?)" Schmeller 2, 241.

Freihart Landstreicher u. dgl.: s. Haltaus Sp. 507 u. Haupts Zeitschrift 8, 510; im Ambraser Liederb. S. 171 ein Meistergesang „Von einem Freyhart und Kunz Zwergen."

„Der *Nôthart,* Mensch, von bittrer Noth gedrückt" Schmeller 2, 241. Als althochd. Eigenname bei Förstemann Sp. 963.

Trottart d. h. *Trotthart,* der Name eines im J. 1480 aufgekommenen Tanzes: Stolles Thüring. Chronik S. 189; im Narrenschiff 85, 94 bereits entstellt *Trotter.* Zarnckes Anmerkung zu letzterer Stelle führt die Herleitung von *drotten* treten aus.

Wakhart (zu *wagen,* sich bewegen, sich wiegen) im Eckenliede Lassb. Str. 166 ein Zopfband, im Servatius 594, wo *walchart* verschrieben ist, das Band, das zu beiden Seiten von der Bischofsmütze herabhängt [14]).

Häufiger jedoch als im Hochdeutschen treten uns diese Appellativbildungen mit *hart* im Niederländischen und theils durch nachbarliche Einwirkung der Niederlande, theils durch anderweitigen und noch älteren deutschen Einfluss sogar in den romanischen Sprachen, der französischen, der italiänischen u. s. f. entgegen; der den Romanen nothwendige, den Niederländern auch in wirklichen Eigennamen geläufige Uebergang in *ârd, ard, ardo,* wodurch *hart* den Anschein einer blossen Ableitungssylbe

14) [Rothwälsch *Breithart weitin. Boszhart fleisch. Funckart feuer. Floszhart wasser. Fluckart hůn oder vogel. Glathart disch. Ganhart teuffel. Grůnhart feldt. Iuffart der da rot ist oder Freyheit. Rauschart strosack. Rippart seckel. Sprackart saltz. Stupart mel. Voppart narr (voppen liegen):* die Rotwelsch Grammatic o. O. u. J. 4°. *Blochart Binder. Burckhart S. Antonius-Bettler:* ebenda.]

gewinnt (vgl. oben S. 106 *Faulert*), diese Abschwächung der Form[15]) hat auch die appellative Abschwächung des Begriffs erleichtert. Also niederländisch *galghaert* Galgenvogel, *dronkârd* Trunkenbold, *grîzârd* Graubart, französisch *criard* Schreier, *grognard* Murrkopf, *vieillard* Greis, italiänisch *beffardo* Spottvogel, *leccardo* Lecker, *testardo* Starrkopf, und andre, die man in J. Grimms deutscher Grammatik 2, 340 und in Diezens romanischer 2, 359 fg. verzeichnet findet. Mehrere sind erst aus dieser Fremde ins Hochdeutsche gekommen und gehen hier nun wieder auf *hart* aus, sind wohl auch sonst noch auf Deutsch zurechtgelegt. Aus dem französisch-niederl. *bêgaerd* ist im Mittelhd. *bêgehart, bêghart, bêkart,* aus *lollaerd* zunächst *lolhart,* dann auch *nolhart* geworden[16]), aus *bastard,* neufranzösisch *bâtard,* d. h. Sattelsohn, *basthart;* aus *estendard,* neufr. *êtendard* (von *extendere* entfalten), *stanthart;* [aus *bombarde* grosse Pfeife *bumhart* Frisch 1, 119a.;] aus *tabard* (von *tapes?*) *daphart* oder *daphart,* der Name eines Mantels von dickem grobem Zeuge; aus *hasard,* einem für die romanischen Sprachen noch dunklen Worte (s. Diez Wörterb. S. 33), *hasehart* oder *hashart* Würfelspiel (s. J. Grimm in Haupts Zeitschr. 1, 576; Gute Frau 1094), das eben wie das französische Urwort selber (Mystères par Jubinal 2, 388 fgg.) und wie das mittellat. *decius* der Würfel (Carmina Burana S. 233. 248 fg.) auch personificiert vorkommt (ebd. S. 252b) und auch in dem Sinne von Unfall, Unglück

---

15) [vergl. auch deutsch *Lienert, Lehnert;* und wie aus *Seifrid Seifert Seifart* wird. Franz. aus *Caspar Gaspard;* der Eigenname *Renard* wird appellativ *renard,* weiblich *renarde.* — *Mummart momordit me:* Cäs. Heisterb. 7, 45.]

16) Belege für *lolhart* und *nolhart* in Gödekes Gengenbach S. 605 fg. Während der Ursprung des Namens der Beginen und Begarden noch unausgemacht und nur so viel sicher ist, dass er nicht von dem engl. *beg* betteln und *beggar* Bettler kommt [von *bègue* stammelnd?], sondern eher diess von ihm (Wörterb. d. Br. Grimm 1, 1295), und so viel wahrscheinlich, dass, wie oben geschehen, das *e* von *bêgehart* lang anzusetzen sei, wegen der Umformung *biegger* Gleissner (Bonerius 43), *bieggerîe* Gleissnerei (Mart. 52, 52), empfiehlt für *lollaerd,* mittellat. *lullardus* der gleichbedeutende Ausdruck *lollebroeder* die Herleitung von *lullen,* niederländ. s. v. a. schmatzend saugen, mucken, betrügen. Eben hienach ist bei Königshofen S. 200 („alle beginen und *zullebrüeder* oder begeharde") *llullebrüeder* zu bessern [*zulbruder* Alsatia 1860 S. 223].

(*hasart* im Französischen der verlierende Wurf: J. Grimm a. a. O. S. 577) personificiert wird: „daz dich Hasehart verzer!“ ist eine Verwünschung (v. d. Hagens Gesammtabent. 3, 78); die Beziehung auf *hase*, die in der deutschen Umformung liegt, veranschaulicht eine Stelle des Renners (S. 133a) „des erbarme got, Daz der tiufel sô getâne nôt Mit sînem goukel machet! Ich weiz wol, daz er lachet, Swenn er (der Würfelspieler) ûz würfeln drîn wil jagen Ein hasen, der bî siben tagen Mit drîn guoten winden Kûm einen möhte vinden. Des kostet mangen der selbe hase, Daz vater, muoter und sîn base Für in rinder unde swîn Gerne gæben, möht ez gesîn. Swer disem hasen jaget nâch, Dem ist gên himelrîch nicht gâch“ u. s. w.

Nächst diesen mit *bolt* und *hart* die andern ihnen gleichartigen Beispiele stehen nicht so gruppenhaft da: ich weiss deren nur einige vereinzelte anzuführen.

Bôzolt eigentlich wohl die Benennung eines Tanzes („des trâten sie den b.“), bei dem etwa in besonderer Weise mit den Füssen gestossen und aufgeschlagen ward, aber in zweideutigem Scherze gebraucht: v. d. Hag. Gesammtabent. 1, 436. [Rothwälsch *Kûbolt* Freiheit. S. *Frumholt* bei B. Waldis, s. oben S. 107.]

Dieterich, nebst seiner Abkürzung *Diez* schon im fünfzehnten Jahrhundert (Fastnachtsspiele von Keller 3, 1289) s. v. a. Nachschlüssel, scheint mir lediglich ein euphemistisches Wortspiel gleichsam mit *Dieberich* zu sein. Den Stellen im Wörterbuche der Br. Grimm 2, 1145 mögen hier noch zwei aus Abraham a S. Clara beigefügt werden: „Das Almosen ist ein Schlüssel in Himmel: der Geizige hält nicht viel auf diesen Schlüssel: ihm ist ein Dietrich lieber, den alle Dieb brauchen; denn das Fest S. Donati in seinem Calender nicht anzutreffen ist“ Judas 7, 213; „Ich weiss, dass der armen Leut Vergelts Gott ein rechter Dietrichschlüssel in Himmel ist“ ebd. 27. [Rothwälsch *Bschiderich* amptman. *Glesterich* glasz. *Herterich* messer, tegenn. *Senfftrich* bett. *Wendrich* kesz.]

Wüetelgôz, einigemal in *Üetelgôz* entstellt, zeigen spätere Lieder in Neidharts Art wiederholendlich als bäurischen Eigennamen: v. d. Hag. Minnes. 3, 202a. 213a. 220b fg. 241a. 278b fg. 280b: aber eben ein solches verwendet ihn auch appellativ, zur Bezeichnung, wie es scheint, eines Menschen von un-

widerstehlicher Leidenschaftlichkeit: 208b; ähnlich das Passional, wenn ihm (Hahn 64, 41) Barrabas „ein *wûtegôz* unreiner" heisst*). Damit wird der Name in seinem vordern Theil auf *wuot* bezogen [*wuotan tyrannus,* Graffs Sprachsch. 1, 767]; *gôz* aber, auch dieses sonst ein Eigenname, hat dieselbe Abschwächung in den Begriff eines Menschen ohne Sinn und Verstand erlitten, wie an einer Stelle von Betzen und Metzen Hochzeit (Diut. 2, 89): „dô wart der arme gôz geworfen in den mülbach": mit dem *Vôdelgeat* oder *Vêdelgeat* der angelsächsischen Stammsage (J. Grimm in Haupts Zeitschr. 1, 577) besteht nur in den Buchstaben noch ein Zusammenhang.

Die gleiche Appellativbedeutung hat *Wüeterich:* schon in hochdeutschen Glossen des zwölften Jahrhunderts *wuoterich* tyrannus (Diut. 3, 146); in niederdeutschen *wûdrich* truculentus, atrox, funestus (Nyerups Symbolæ Sp. 323); in Wernhers Maria (Fundgr. 2, 209, 1) die *wuotrîche* des Herodes; besonders oft aber (der Druck giebt *wüetreich*) braucht Ottocar das Wort [*Wüttrich* Froschm. T v b]. Die Form ist wiederum die eines Eigennamens [17]).

Kaum minder zahlreich als die Fälle, in denen Taufnamen so gänzlich appellativ gewendet oder Appellativa wie Taufnamen gebildet sind, dürften diejenigen sein, wo imperativische Bildungen, ursprünglich eine Lieblingsform der Beinamen, derselben Wendung unterliegen. Bei Betzen Hochzeit ein Bauer *Streuzguot* (Diut. 2, 82): in Fischarts Gargantua *Straiesgütlin* die appellative Bezeichnung eines Verschwenders (Recension der deutschen Gramm. S. 49); *Springinsfeld* den Hexen ein Name des Teufels (J. Grimms Mythol. S. 1016), den Böttichern ein Schleifname dessen, der Geselle wird (Altd. Wäld. 1, 101), und im zweiten Theile des Simplicissimus der Name des Helden: uns jetzt ein volles Appellativum; *Saufaus,* auch dieses ein

---

*) So auch bei Jeroschin S. 284. Pfeiffer.

17) [*Wiserich* Tanzname? Wolfr. Willeh. 383, 20. Vergl. Förstemann 1, 1330. — Rothwälsche Namen auf *ling: Derling würffel. Drittling schûch. Dierling aug. Floszling fisch. Feling kremerey. Grifling finger. Leuszling ohr. Ribling würffel. Reiling saw. Rauling gantz inng kindt. Rümpfling senff. Schreiling kindt. Spelting heller. Spitzling habern. Streifling hossen. Zwirling aug. Zwengering wammes.*]

Schleifname (Altd. Wäld. 1, 104): jetzt s. v. a. Säufer überhaupt; *Garaus,* wenn schon kein eigentlicher Imperativ, doch immerhin ein Zuruf, zuerst der allegorische Name eines Säufers (oben S. 112): jetzt, mit Beibehaltung des persönlich-männlichen Geschlechtes, s. v. a. Ende [Schmeller 2, 60]. Ebenso alltägliche Ausdrücke z. B. *Störenfried, Taugenichts, Thunichtgut, Waghals;* andre, seltnere, in J. Grimms Grammatik 2, 961 fg., in Meusebachs Recension derselben S. 40 fgg. und in Massmanns Nachträgen, Aufsess und Mones Anzeiger 3, 85 fgg. Jetzt kommen denn auch solche hinzu, die nicht um zu spotten und zu tadeln nur ironisch befehlen, sondern gerades Weges und positiv ausdrücken, was geschehen soll und was geschieht: so die Blumennamen *Vergiss nit mein, Hab mich lieb, Schab ab* (Uhlands Volkslieder S. 108 ff. u. a.), letztere dem Liebhaber ein Zeichen, dass er abgewiesen sei, dass er abschaben solle (Usteris Vicari Z. 393); so ferner Benennungen von Tänzen, wie *Hüpfauf, Kehraus* und schon in einem nach-neidhartischen Liede (v. d. Hag. Minnes. 3, 264 a) *swingenvuoz;* wie Hupfauf und Kehraus, weil dabei an *Tanz* gedacht wird, männlichen Geschlechtes sind, soll vielleicht das ebenfalls männliche *Reissaus* in bitterem Scherz auch gleichsam einen Tanz bedeuten. [*Rappuse?* Jer. 15, 13. 17, 3. Hesek. 23, 46.]

In den bisher besprochenen Fällen des allegorischen und weiteren appellativen Gebrauchs der Eigennamen und der ihnen nachgebildeten Ausdrücke findet überall ein Wortspiel statt: mit Festhaltung der gegebenen Laute und im Bewusstsein des Sinnes, der in ihnen liegt oder doch kann in sie gelegt werden, wird Neidhard auf alle Neider und auf den Neid selbst, Simon auf jeden Mann, der zum Weibe geworden, Streusgut auf jeden Verschwender und Kurzebold sogar auf einen Rock, der wie der zuerst so benannte Held nur kurz ist, übertragen und ausgedehnt. Ein andres Verfahren, obschon äusserlich verschieden, liegt doch seinem Wesen nach ganz in derselben Richtung: die Anspielung, die bloss den Begriff, nicht den Wortlaut auffasst und in solcher Art einem Eigennamen appellative Anwendung und Verallgemeinerung giebt. Es kann nicht die Aufgabe dieser Arbeit sein, eine Zusammenstellung alles dessen zu versuchen, was im Fache der Anspielung die Gelehrsamkeit und die Pedanterie der Deutschen seit Jahrhunderten gethan, so wenig als

bisher an die Wiederaufführung all der Wortspiele mit Eigennamen hat gedacht werden dürfen, die etwa P. Abraham und Fischart machen: ich beschränke mich besser auf einige wenige Proben aus der lebensvolleren Sprache des Volkes und des Alterthums.

Im südlichen Deutschland ist die Häufigkeit, mit der vormals Standbilder des heil. Leonhard gefertigt wurden, Anlass gewesen, jedes Standbild überhaupt, das nur einen Mann vorstellt, *Lienel* zu nennen (Schmeller 2, 473), ähnlich wie der Neptun mit dem Dreizack, der auf einem Brunnen zu Breslau steht, der *Gabeljörge* genannt wird, weil er das Volk an die vertrauteren und länger vertrauten Bilder des heil. Georg mit dem Speer erinnert. Zuweilen hat aber auch ein ungefüger Klotz den heil. Leonhard bedeuten müssen; einen solchen trugen dann die Wallfahrter von Dorf zu Dorf, um ihn gelegentlich wohl auch in den Bach zu werfen: mit Anspielung hierauf heisst Jemand und Jeder, der unbehilflich und träg und einfältig ist, in Baiern ein *Lienel* oder *Bachlienel* (Schmeller 1, 143. 2, 473 fg.), in Schwaben *Hans Leard*, und durch Trägheit und Dummheit etwas verlieren oder verabsäumen heisst es *verhansleartlen* (Mörikes Hutzelmännlein S. 166. Schmids Schwäb. Wörterb. S. 261). Ganz so wird in Nürnberg *der steinen Steffan* (Schmeller 3, 618) und ist vielleicht, wie wir späterhin sehen werden, einst der Name *Stoffel* d. h. Christophorus gebraucht worden. Auch die Ausdrücke *Götze* (Uhland Volksl. S. 754 fg.) und *Oelgötze* vergleichen den schwerfälligen und dummen Menschen mit einem todten Heiligenbilde und den Bildsäulen des Oelberges an katholischen Kirchen (vgl. J. Grimms Mythol. S. 13 fg.): dem Lienel und Hans Leard und steinen Steffan giebt aber die eigenbenamte Anspielung mehr Gestalt und Farbe[18]).

---

18) [*Hans von Jena* Gesicht mit aufgesperrtem Maul an der Uhr des Rathhauses daselbst und s. v. a. ein Neugieriger, ein Maulaffe: Luthers Predigt über Ev. Matth. 22, 1—44. *ein recht alber Götz*: Froschmäus. J 8b. *Götz = Klotz:* Hub, kom. Pros. 2, 44. Nach Agric. Sprichw. 88 vw. *ölgötze* ein mit Oelfarbe gemalter Bildstock. schweizer. ‚*fûler Baudi* (Baudouin, Baldewin, Esel).' vergl. franz. *marionette* und *marotte* für *mariotte*, Diez. Wörterb. d. rom. Spr. 2. 371, ital. *manigoldo* Henker ebenda 2, 45. — *Hippocras* oben Band 1 S. 102. *Mithridat: Krumm-*

Eugel oder *Euglin* ist in dem alten Siegfriedsliede der Name eines Zwergenkönigs: jetzo wird hier zu Lande ein kleiner Mensch *Zwerg Euggel* genannt.

Wir haben oben *Mîminc* als den Namen von Wittigs Schwerte, *Hiltegrîm* als den von Dietrichs Helm kennen gelernt: der sprüchwörtliche Ruhm und die natürlicher Weise oft vorkommende Anspielung hat den einen wie den andern auch appellativ und zu Benennungen ausgezeichneter Schwerter und Helme überhaupt werden lassen. In dem Gedichte von Etzels Hofhaltung Str. 168 trägt jeder der beiden Kämpfer, nicht bloss Dietrich, sondern auch der Wunderer, einen *hildegrein:* „Sie slugen auf einander, Das wilde fäur erschein, Die zwen fürsten salbander, Aus ihren 'hildegrein.“ Noch mehr. Die Ursache, dass Dietrichs Helm Hildegrim in dunkelster Nacht so hell leuchtet, ist ein Karfunkel, der denselben ziert (Ecken Ausfahrt, v. d. Hag. Str. 201): in dem älteren Gedichte von Dietrichs und seiner Gesellen Kämpfen Str. 36 wird eben ein solches Helmjuwel, das ein Sarazene führt, nun auch ein *hiltegrîn* geheissen. *Mîminc* sodann, wenn in einem niederdeutschen Osterspiele ein Ritter sagt „Mîn swert hêt *Mummink* Und lôset platen, panzer und rink“ (Mones Schausp. d. Mittelalt. 2, 38), ist hier noch als Eigenname entlehnt: es ist aber appellativ verstanden, wenn in einem Liede Neidharts, das die Kleidung und Rüstung eines Bauern beschreibt (Haupt 91, 36. 92, 7: „er treit einen mæcheninc, der snîdet als ein schære“ — „sîn swert daz ist gelüppet“) die Hagensche Handschrift nicht *mæcheninc* und *swert,* sondern beidemal *meminck, meningk* liest: letzteres eine Entstellung des Wortes, dergleichen auch sonst vorkommt: vergl. *Menung* in W. Grimms Roseng. S. 2 und *Meynung* in dessen Heldensage S. 320.

Wir sind noch nicht fertig. Bisher hat uns der uneigentliche Gebrauch beschäftigt, den Wortspiel und Anspielung von persönlichen Eigennamen machen: aber auch geographische werden in die Allegorie gezogen: es werden auch Lands- und Volks- und Ortsnamen, die wirklich bestehen, wortspielsweise umgedeutet und zu Appellativen erweitert[19]), es werden andre den wirklich

holzöl und Mithridat muszte sich der Hund bequemen, wider Willen, einzunehmen: Gellert 1, 37.]

19) [Αἰτωλοί, Κιλωπίδαι: Aristoph. Eq. 79. *Piacenza:* Erasmi Adag. 565 b.]

bestehenden characteristisch nacherfunden. Diese geographische Allegorik ist mit jener der Personennamen wie aus dem gleichen Boden, so auch zu der gleichen Zeit erwachsen: auch von ihr ist die lehrhafte Dichtung des dreizehnten und der folgenden Jahrhunderte voll, und die Spruchweisheit und der spottende Scherz des Volkes liebt auch sie noch heute; nicht selten auch zeigt die eine mit der andern sich unmittelbar verbunden. Ich will der vereinzelnden Aufzählung wieder einige Stellen voranschicken, welche die Beispiele in grösserem Zusammenhange häufen.

Hugo von Trimberg im Renner S. 244b[20]).

Bœsiu wort und bœsiu werc
habent die von *Lasterberc.*
süeziu wort und süeziu werc
habent die von *Sældenberc.*
guotiu wort und übeliu werc
habent die von *Trügenberc.*

Ein Nachahmer Neidharts in v. d. Hagens Minnesingern 3, 200b.

Pêter wolt von Lenken nû die bluomen hân,
dar vil törper kam, die ich wol nennen kan.
daz sint die von Jechhusen (l. *Gouchhûsen*) unde die von *Tumbenrein;*
seht, dâ sint ouch bî in die von *Narrental;*
von *Affenberc* die tanzten schône über al:
die wolten ouch die bluomen gerne mit in vüeren hein.

Allegorisches Gedicht von Frau Ehrenkranz: Lassbergs Liedersaal 1, 385.

Sagt mir, wâ sol ich finden iu?
„In mînem hûs *Belibentriu,*
dâ findest dû mich, lieber zwerc,
oder dâ ze *Harrenberc*
in dem lant ze *Hoffenheil.*"

Konrads von Ammenhausen Schachzabelbuch: Aufsess und Mones Anzeiger 3, 21 fg.; Kurz und Weissenbachs Beiträge zur Geschichte und Litteratur 1, 51 fg.[21])

---

20) [Hadamar von Laber: *Schalkeswalt* 428. 443. *Rumelslîbe* 434. *Affental* 444. *Tantenberc* 457. 458. 459.]

21) [Wiener Sitzungsberichte 54, 322 fgg. vergl. ferner Gedicht des Teichners in Zarnckes Narrenschiff S. LXI fg. Paulus Olearius de fide concubinarum: Zarnckes Universitäten im Mittelalter 1, 94. 96. Abraham a S. Clara ‚auf auf, ihr Christen', Anfang. ‚Jeckel von Viltzhofen, do aller Huotter vatter begraben ligt': Hub, kom. Prosa 2, 78.]

In Swâben von *Mürdelingen*,
der geslehte wahset sêre.
ich wil ir nennen mêre,
die ouch in Swâben beginnent komen,
als ich diu mære hân vernomen:
von *Trügenegge*, von *Valschenberc*,
von *Spottenouwe;* si sint niht getwerc
ir künste, si sint grôze risen.
von *Verrâtenburc* hœrent wol zuo disen;
von *Lügenitz* der ist ein michel diet.
her Brich den eit sich nie geschiet
von dien, die ich vor hân genant.

Endlich Abraham a S. Clara in Judas dem Erzschelm 1, 142. „Was der verlorne Sohn für ein Landsmann gewest, ist eigentlich nit bekannt: ich glaube aber, ein *Irrländer*. Wie er geheissen hat, ist nit bewusst: ich glaube aber, Malefacius. Von was für einem Ort er sich geschrieben hab, allweil er ein Edelmann, hat man noch nit erfahren: ich glaub aber wohl, von *Mædelsberg* und *Frauhofen*. Was er im Wappen geführt, hat es niemand beschrieben: ich glaube aber wohl, einen Saumagen in grünem Feld.“ Und im Bescheid-Essen S. 556 von den zwölf Monaten als Söhnen des Jahrs: „Der erste wohnt zu *Kaltenberg;* der andere Sohn befindet sich zu *Lappenhausen;* der dritte haltet sich auf in der heiligen Stadt; der vierte Sohn ist nirgends recht beständig, bald da, bald dort; der fünfte Sohn lässt sich finden zu *Blumenthal;* der sechste ist zu *Lenzenau;* der siebente wohnt zu *Heudorf;* der achte Sohn ist anzutreffen zu *Birnberg;* der neunte Sohn lässt sich sehen zu *Lerchenfeld;* der zehnte schreibt sich von *Weinhaus;* der eilfte ist wohnhaft zu *Heiligberg;* den zwölften findet einer zu *Wintering*.“

A. Zuerst die anderen Einzelfälle, wo das allegorisierende Wortspiel einen schon vorhandenen Namen ungeändert benützt.

Bethlehem: altübliche Ausdeutung auf den *Bettel*. „Die Unmässigkeit und Ueberfluss des Weines wie auch der Speisen sind Gott missfällig, und diese hindern und mindern die Wirthschaft dergestalten, dass aus dem Wort Gula durch den Buchstabenwechsel ein Gaul wird, auf dem man spornstreichs nach *Bethlehem* und *Leiden* reisen thut“: Abr. a S. Clara Judas 6, 148. Seb. Brant im Narrenschiff 63, 17, einer Stelle, wo doch ganz eigentlich Bethlehem gemeint ist, sagt *Bettleheyn,* im Reime auf *beyn*.

Bettingen, Dorf bei Basel. Auf Bettingen gehn, nach B. wollen: Wortspiel mit *Bett.*

Engelland, als Land der Engel verstanden. „An der crêatûre ram Würk ich unde tuon bekant, Wie schœn ez sî in *Engellant*“ Tochter Sion 18. Oefters auch in der Martina (218, 60. 286, 6. 289, 97) und bei Abraham a S. Clara: Judas 7, 210; Hui u. Pfui S. 6; Gehab dich wohl S. 383 „Jetzt geht mein Leben allgemach auf das La ri fa aus, d. i. Lass mich fahren auf Engelland zu, will dannenhero meine Seel versorgen“: zugleich Beziehung auf den Refrain eines alten Trinkliedes (Uhlands Volksl. S. 589). Wie bereits der heil. Gregorius mit *Angli* und *angeli* ein Wortspiel gemacht, ist bekannt aus Bedas Kirchengeschichte 2, 1.

Gibenach, Dorf bei Basel. Man sagt von einem, der ungern giebt, er sei nicht von Gibenach.

Giebichenstein. „Wer geht nach Giebichenstein (zu viel verschenkt), kommt selten wieder heim“ Simrock S. 143.

Kandelberc ist im Mittelhochdeutschen (z. B. v. d. Hagens Gesammtabent. 3, 586. Renner 810. *Cantelberg* Strobels Beiträge S. 123) und von da ab in noch späterer Zeit (z. B. Abraham a S. Clara Judas 6, 105) der umdeutende Name von *Canterbury,* angelsächs. *Cantvaraburh;* das althochd. *Kantilbirja* (Trierer Glossen 10, 11) vermittelt den Uebergang. Bei P. Abraham zu einem oft wiederholten Wortspiel mit *Kandel* d. i. Kanne benutzt: „eine Bürgerinn zu Kandelberg“ Jud. 2, 20; ebd. 3, 88. 5, 114; „Kandelberger, welche nach viel Rundtrinken, Grundtrinken, Pfundtrinken und Schlundtrinken in das obere Zimmer also eindämpfen, dass ihnen der Verstand auf Stelzen gehet und den Bachzuber für einen Pudelhund ansehen“ Reim dich S. 297 u. a.

Nassauer d. i. Regenwetter.

Oberlant und *Niderlant* Himmel und Hölle; ebenso *Oberlender* und *Niderlender:* Predigt Br. Bertholds S. 315 fgg. Oder Himmel und Erde: Wolkenstein 106, 1. Bloss Oberlant: Muscatblut 13, 1; Gott „der smit von Oberlande“ Frauenlobs Leich 1, 11, 1.

Riuwental. Ein Wortspiel hiemit hatte schon Neidhart von Reuenthal selbst gemacht: „Swie Riuwental mîn eigen sî, ich bin doch disen sumer aller mîner sorgen frî“ (Haupt 5, 32):

allegorisch uneigentlich wird der Name, wie der jüngere Titurel Str. 3773 fg. *Freudental* und *Riuwental* einander gegenüber und Hadlaub 7, 2 es mit *Siuftenhein* und *Sorgenrein* zusammenstellt. Vgl. v. d. Hagens Minnes. 4, 437.

Schalksberg. In den Schalksberg hauen d. h. ein Schalk sein: s. J. Grimms Mythol. S. 645.

Schleissheim. Auf Schleissheim gehn d. h. zerreissen: Schmeller 3, 458.

Speier. Nach Speier appellieren d. h. sich erbrechen. Abr. Judas 1, 76 „allerlei stinkendes Aas und Unsauberkeit, dass es einem den Magen auf Speier einladet“. 6, 454 „Aus uns hat ebenfalls das Maul gestaubt, dass es hätte mögen die Stadtmauern zu Speier einwerfen“. Gehab dich wohl S. 267 „die sich dergestalten anfressen, bis sie endlich gar nach Speier reisen“; ähnlich S. 374; S. 395 „Nach *Weinhaus* reisen geht noch hin: aber nach *Speier,* das ist zu grob“.

Spiegelberc. „Speculieren ist ein (l. mîn, der Speculatio) werc: dâ von heiz ich von Spiegelberc“ Tochter Sion 32 [22]).

---

22) [vgl. zu diesem Verzeichniss die reichen Nachträge Germania 7. 235—237. 9, 208 fg. 449 fgg. 14, 220. Alsatia 1854 187 fg. und folgende andere. Puer natus in *Bettelszheym:* Zarnckes Univers. 1, 136. *Brandenberg:* Garg. 181. *Danzig* (auf tanzen bezogen): Abr. a S. Clara 1, 270. *Darmstadt, Eszlingen:* Garg. 143. 320. *Filzhofen:* Hub. kom. Pros. 2, 78. *Flandern:* Schmeller 1, 588. In Breslau: er ist nicht von *Gebersdorf;* vergl. *Gevero*w Germania 14, 219. In Basel: de isch vo *Habse* (Habsheim, Dorf im Elsass), nit vo *Gibenach. Hadersdorf:* Abr. a S. Clara 1, 243. *Hiezing:* 9, 13. *Kachelberg:* Fischart Practic A iij rw. Leonhard *Kandelberger:* Abr. a S. Clara 19, 207. Frau von *Laufenburg,* der Durchfall. *Leipzig:* Abr. a S. Clara 1. 270. Meister Barant *von Lozane* (mfr. *losenge*): Haupts Zeitschr. 1, 235. *Ofen:* Fischart Pract. Aiij rw. Biiij vw. *Offenburg:* Hönigers Narrensch. 142 fgg. *Ryblingen:* Rollwagenbüchlein 35, 9 Kurz. In *Schande* hat alle Ehre und Redlichkeit ein Ende: sächsisches Sprichwort, Wortspiel mit dem an der böhmischen Grenze liegenden Dorfe Schandau. *Schwenkfelder* Säufer (Gläserschwenker)? Landstreicher? Hebel 3, 10. *Sorge* und *Kummernigk,* Dörfer unweit Breslau; schlesischer Volksreim: Obernigk

liegt zwischen Sorge und Kummernigk.
Wer sich dorten will ernähren,
Der muss suchen Pilz' und Beeren;
Kann er aber die nicht finden,
Muss er lernen Besen binden.

Holtei, Vierzig Jahre 2 (1862), 18.

B. Erfundene Namen. Manche davon zeigen einen bewussten Anklang an wirklich vorhandene, wie schon vorher z. B. Ammenhausens *Mürdelingen* an *Nördlingen* und *Nürtingen;* andre mögen nur in der Meinung dessen, der sie gebraucht, erfunden, ihm unbekannt aber sonst auch wirkliche Namen sein. *Affenthal* und *Gauchsberg* z. B. sind in der That Ortsnamen, jenes ein breisgauischer, diess ein pfälzischer: ist aber die beliebte Allegorisierung beider davon ausgegangen? ist man solch eines Ausganges sich bewusst geblieben? Schwerlich: sie würde alsdann auch auf die Nachbarschaft der sonst bedeutungslosen Orte beschränkt geblieben sein, eben wie jene Scherze mit Bettingen und Gibenach auf Basel und Umgegend, und wie den Bündnerischen Orts- und Adelsnamen *Lügenitz* wohl der Schwabe zu Stein am Rhein auf die Lügner zieht (oben S. 122), andre aber und entfernter wohnende nicht. Kaum ein Name wäre für den allgemeinsten Gebrauch der Art so geeignet gewesen, als der des Bairischen Schlosses *Trausnicht,* jetzo Trausnitz (Schmeller 1, 466): aber nur dem gefangenen K. Friedrich von Oesterreich wird ein ihn ausdeutendes und anwendendes Wortspiel in den Mund gelegt: „Du heist wol recht Trauschnitz: ich habe sein ie nicht getrauet, das ich solt dermassen also daher gefangen gefürt werden“ (Aventinus 1566, Bl. 487 rw.): für weitere Kreise hat *trûwes niht* sonstwie sprichwörtlich, *Getrût sîn niht* durch Personification allegorisch werden müssen: s. oben S. 110.

Affenberc oben S. 121. „Sô volg ich den von Affenberc: Der wort sint wîse, tump ir werc“ Miscell. 2, 187; vgl. unten Gouchesberc. Affenberck auch im Narrenschiff 48, 70. 95, 1.

Affental. „Swer lebt ân êre in frîer wal, der — hûset in dem Affental“ Winsbecke 45; die Lesart „in der affen tal“ hat ihre Parallele in v. d. Hagens Minnes. 3, 213b „si sint ûz der affen tal“, und wenn das von Bauern, die mit Hoffart an einen Reigen gehen, gesagt wird, so heisst es wieder im Renner S. 187a „Mit bœser hôfart manger leie hebt sich der *Affentaler* reie“. In Waldis Esop 4, 75 zeigt der König der Affen einem Menschen, „Wie er regiert im Affenthal“.

Belibentriu oben S. 121: ein pluralischer Imperativ.

Spiegelberc: Br. Berthold 336, 26. 379, 38. *Straszburg:* Eyering 648. 791. *Waggenthaler?* Stalder 2, 428.]

Darbiân: Her Bîgenôt von Darbiân oben S. 98: als Landsname der Art wie *Indiân*, *Libiân* gemeint.

Darbstätt. „Es gehen viel Strassen nach Darbstätt und *Mangelburg*“ Sailer S. 73; Simrock S. 68.

Dölpelbach. „Die tollen Leut zu *Dölpelbach*“ Waldis 4, 90: Name wie Lalenburg und auch eine Geschichte der Art.

Dôtenheim. „So fert der siech gœn Dottenhaym“ Narrensch. 55, 6.

Eselberc. Elblin von Eselberk angenommener Name eines Dichters: s. die Ausgabe Kellers, Tüb. 1856, S. 10 fgg. Es heisst bei ihm zweimal (1, 546 fg. 2, 547 fg.) „Unweise wort und tumbe werk Treib ich Elblin von Eselberk“, womit oben Affenberc, nachher Gouchesberc und S. 121 die Stelle des Renners zu vergleichen, so wie

Eselsheim: „An hâr, an gwant, an gebær Islîcher gerne wær von Eselsheim ûz der stat“ Helbling 2, 1471.

Freudental oben S. 124.

Gebhausen. „Der Herr von Gebhausen ist todt“ Sailer S. 104.

Gebingen. „Er ist nicht von Gebingen, sondern von *Nehmingen*“ Simrock S. 142.

Gouchesberc. „Wîsiu wort und tumbiu werc Diu habent die von Gouchesberc“ Freidank 82, 9 (S. 356) u. Boner 65, 52.

Gouchhûsen oben S. 121.

Harrenberc und *Hoffenheil* oben S. 121: *harren* und *hoffen* pluralische Imperative.

Hungertal: „Er nimt sîn fuoter und sîn huon Und rîtet heim gên Hungertal, Dâ guots und êren diu pfruond ist smal Und unrâtes ein vollez hûs, In dem ofte manec mûs Getanzet und gereiet hât, Sô si anders wâ was worden sat“ Renner 25b.

Lalenburg: Geschichten der Lalen zu Lalenburg (der sonst so genannten Schildbürger) in dem 1597 und mehrmals vorgeblich auch zu Lalenburg gedruckten Lalenbuch; davon sprichwörtlich ein Lalenburger Streich. *Lali* ein Laffe, Maulaffe: Schmeller 2, 463.

Lasterberc oben S. 121.

Lügenlingen. „Mîner vrouwen hovesite Vert von Lügenlingen: da ist ein schuole, hœre ich sagen, Voller trügenheit“ v. d. Hag. MS. 3, 252a.

Narragonia, Narragonien in Brants Narrenschiff und seit dem-

selben der Name des Narrenlandes: Wortspiel mit *Arragonia,* wie 108, 8 *Narragûn* mit *Arragûn,* der deutschen Form des Namens.

Narrenberg. „Der heisst wohl Herr von Narrenberg, Dann er all narren übertrifft" Narrensch. 28, 86.

Narrental oben S. 121.

Nütigen, wo *nüt* d. h. nichts ist. „Dem sehe man es an, dass er nicht zNütigen daheim sei" Jer. Gotthelfs Uli der Knecht S. 247.

Papelfels. „Lass stehen dein Fluchen; sag nicht von Papelfels neue Mähr; hau nicht über dich: so fallen dir die Späne nicht in die Augen" Ackermann v. Bœheim Cp. 6: *pappeln* schwatzen.

Saldenberc oben S. 121.

Siuftenecke: „mînes guotes wart ir dâ daz beste teil: dâ liez ich der vrouwen Siuftenecke" Neidhart 47, 39. Bezug auf sein wortspielsweise verstandenes Riuwental: s. oben S. 123.

Siuftenhein und *Sorgenrein.* „Sô gîst in (der Frau und den Kindern) dan Riuwental und Siuftenhein und Sorgenrein, als der niht anders hât" Hadlaub 7, 2.

Spottenouwe oben S. 122.

Trüebenhûsen. „Ich hân verkunnen trôstes mich, gedinges bin ich worden arn; swer iener müge, der trœste sich: ich muoz ze Trüebenhûsen varn" der von Gliers, v. d. H. MS. 1, 105a.

Trügenberc, Trügenegge oben S. 121. 122.

Tugentberc. „Die werdent âne meil Und kument ze stætem heil Ûf die burc ze Tugentberc: Dâ sint erkant des wîsen werc": aus einer Heidelb. Handschrift bei W. Grimm über Freidank S. 67.

Tumbenrein oben S. 121.

Valschenberc, Verrâtenburc oben S. 122.

Witzenbürger, Titel des zweiten Theils des Grillenvertreibers (d. i. der Schildbürger) 1605. Schuppius 1, 142 bei Erzählung einer, ich weiss nicht ob aus diesem Buch entlehnten Geschichte (er führt sie ein mit dem Wort „Man sagt") braucht die Form *Witzeburger, Witzebürger* [23]).

---

23) [Ferner: *Beiteinweil:* Garg. 437. *Bubeneck?* Fischarts Dichtungen von Kurz 2, 116. *Dürstberg:* Fischart Pract. Cj rw. *Dürstlingen:*

III.

Die dritte Art der Appellativnamen, diejenigen, die auch aus persönlichen nominibus propriis, aber ohne Wortspiel und ohne allegorische Verflüchtigung, vielmehr stäts mit vollster Behauptung eines sinnlichen Begriffes appellativ geworden sind, diese ganze lange buntgemischte Reihe ist zwar, von einigen wenigen, zum Theil noch zweifelhaften Ausnahmen abgesehen, dem Mittelalter selbst bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein noch fremd gewesen: sie hat jedoch ihren hauptsächlichen Anlass in Umständen, die theilweise schon das frühere Mittelalter gekannt hat und hat kennen müssen, so dass sich hier alte und neue Zeit wenigstens durch Ursache und Wirkung mit einander verknüpft zeigen. Suchen wir uns diesen Hauptanlass in dem abgestuften Fortschritt seiner Entwickelung und alsobald auch in einigen Hauptbeispielen zu vergegenwärtigen.

In gewissen Familien, Ständen, Berufsarten, Ort- und Landschaften sind je für das eine und das andre Geschlecht auch gewisse Namen besonders häufig, zuweilen sogar die ausschliesslich angewendeten[1]). So, wenn die von Laber in Baiern gern und gewöhnlich, die Erstgeborenen wahrscheinlich immer *Hademâr* hiessen (Hadamars von Laber Jagd, hsg. v. Schmeller, S. IX), die von Steinach in der Rheinpfalz meistens *Bligêr* (v. d. Hagens Minnesinger 4, 254 fgg.), die von Rinach im Aargau *Hesso* (ebd. S. 147 fg.), die Manessen in Zürich *Rüdiger,* die Grafen von Leiningen *Emicho,* die von Zollern *Friedrich,* die von Henneberg *Poppe,* die von Neuenburg *Rudolf,* die

---

Garg. 181. *Freudenthal:* Günthers Gedichte S. 103. *In der Grillenaw zum Tölpelszhagen:* Kirchhof Wendunm. 1. 160. *Lappenhausen:* Wittenweiler Ring 2, 2 u. s. f., vergl. Pfeiffers Germ. 1, 134. *Lappenheuser:* Froschmäus. K 7b. Ff 8a. *Merkingen:* er ist nicht von Merkingen (mag nicht merken, nicht verstehen, was man meint): in Basel. *Narrenheim:* Wittenweiler Ring 47d, 9. *Nirgendsheim:* Andreas Gryphius Horribilicribrifax S. 18. *Ôdelingen:* Kolmarer Handschr. CXXXIV, 14. 22. *Torenhofen:* Wittenweiler Ring 47d, 14. *Tugendthoffen, Lugenstall, Goldburg:* Fischart Pract. Bij rw. *Vrudenbach* und *Trurendal:* Haupts Zeitschr. 1, 234. Von *Wartenweiler* gebürtig (saumselig, sich verspätend) sein: B. Auerbach, neues Leben 1, 203. *Wenscenborch:* Haupts Zeitschr. 1, 258.]

1) [*Sint Mæcenates, non deerunt, Flacce, Marones:* Martial. Epigr. 8, 55. *Wo wohnen denn die Telle, wo die Winkelriede:* Rückert.]

Schauenburger in Holstein *Adolf*, die Herzoge von Zähringen *Berthold* und die Grafen und Fürsten Reuss nun seit Jahrhunderten schon insgesammt *Heinrich*. Ebenso haben von jenem Balduin dem Eisernen an, der im J. 864 Graf von Flandern ward, alle Erstgeborenen des Hauses [2]) bis zu dem söhnelosen Kaiser von Konstantinopel den Namen *Balduin* geführt, so dass, wenn gerade die altflandrischen Dichter der Thiersage für den Esel den gleichen Namen schöpften, darin eine Absicht muss gelegen haben, Hohn und Hass etwa gekränkter Geistlichkeit. Namen sodann, welche örtlich und landschaftlich vor anderen gäng und gäbe waren und damit gleich die Heimath ihres Trägers verriethen, lernen wir für das sechzehnte Jahrhundert aus Fischarts Gargantua kennen: „Schöne Namen reitzen auch zu schönen thaten: darumb muss es Gargantubisch auff den glückfall ausserlesen sein, nicht dass alle Schlesier *Furmansclaus*, Lubecker *Till*, Nörnberger *Sebald* [3]), Augspurger *Urli*, die Weber *Galle*, die Kůh *Bartel*, die Holländer *Florentz*, Schotten *Andres*, Spanier *Ferrnant*, Portugaler *Jacob*, Engellender *Richart* und *Edward*, Behmen *Wenzel*, Polen *Stenzel*, Ungern *Stephan*, Pommern *Ott*, Preussen *Albrecht*, Lotringer *Claudy*, Flemming *Balduin*, Francken *Kilian*, Westfalen *Gisbart*, Märker *Jochen* etc. [4]) heissen. Sonder eim iden ein sondern helm aufgesetzt: so kent man die Mummer unter einander“ (1582. M. 7 rw.). Bei der Mehrzahl dieser Namen liegt es auf der Hand, weshalb sie gerade in den angegebenen Grenzen so gebräuchlich gewesen: es sind die Namen der Stadt- und Landesheiligen oder, wie z. B. eben der flämische Balduin, ein altverehrter Name der regierenden Herrn. Wir Aelteren hier zu Lande hätten dem Verzeichniss für unsere Zeit noch hinzufügen können „Zürcher *Johann Caspar [Heinrich]*, und Basler *Johann Jacob*.“ Der *Basler Boppi* oder *Böppi* (Boppi die Verkleinerung zu *Boppe* und diess

2) Wenn Lambert v. Hersfeld sagt (Ann. ed. Hess 1843, pg. 85), je der liebste dem Vater habe den Namen Balduin und das Nachfolgerecht erhalten, so ist das erstere kaum denkbar und beides nicht nachzuweisen.

3) [*seibeln* ‚nürnbergisch sprechen‘ (*Seibel* S. Sebald): Schmeller 3, 185.]

4) [*Hans-Jochen-Winkel* Theil der Altmark Brandenburg (zwischen Salzwedel und Disdorf), so genannt, weil dort jener Name vorherrscht.]

die Koseform zu *Jacob*[5]) ist in der übrigen Schweiz sprichwörtlich, und Böppi bedeutet da in ganz appellativer Art schlechtweg einen Basler. Ferner haben schon seit längerer Zeit durch ganz Deutschland hin die Bauern eine Vorliebe für die zwei Namen *Hans* und *Grete* d. i. Johannes und Margareta, beides hochangesehene Heiligennamen, Johannes, weil sogar zwei der grössten Heiligen so heissen, Margareta, deren Legende auch von der deutschen Dichtung des Mittelalters auffallend oft erzählt wird (Litt. Gesch. S. 163. Diemers Beiträge 1, 122. Germ. 4, 440), vielleicht deshalb, weil sie für eine Haupthelferinn in Kindesnöthen gilt (v. d. Hagens Grundriss S. 279. Haupts Zeitschr. 1, 144. 187 fg.). Eine Wirkung dieser Vorliebe ist, dass auch die Lieder und Märchen und Sprichwörter des Volkes, wo bestimmte Namen benöthigt sind, am liebsten die zwei gebrauchen: Beispiele bei Uhland S. 670, bei den Br. Grimm Nr. 15, 34, 84, 106, 108, 136—166, bei Simrock S. 199 „„Das hätten wir gehabt!“ sagte Hans, als er seinen Vater begrub;““ eine ganze Reihe solcher dem Hans in den Mund gelegten Sprichwörter bei E. Höfer, wie das Volk spricht. 3. Aufl. S. 31. 32; und weiter, dass Hans nun überhaupt s. v. a. Bauernbursche oder Bauer, Grete s. v. a. Bauerndirne oder Bäuerinn besagt: Andr. Gryphius im Horribilicribrifax S. 5 „dass eine Bauer-Greta viel besser sich auf dem Strosack befinde, als des gelehrtesten Mannes Frau auf Schwanenfedern.“ Zumal aus dem Landvolk geht die grosse Zahl der Dienenden hervor, und mit um deswillen mag es die Knaben gern Johannes, gleichsam nach dem Schutzheiligen taufen: denn auf Johannis Baptistæ fällt von Alters her der grosse Gesindewechsel (Konrad v. Dankratsheim S. 114 fg.): Hans und Grete[6]) sind nun auch die üblichsten Namen von Knecht und Magd: norddeutsche Lieder haben einen *Henneke knecht* oder *Hansken* (Uhland S. 447. 450. 955), ein Volksmärchen den getreuen Johannes als Diener eines Königs, ein andres eine kluge Gretel als Köchinn (Br. Grimm 6. 77):

---

5) Wie im Englischen *Bob* und *Bobby* zu *Robert*, italiänisch *Pepe* zu *Giuseppe*, italiänisch und deutsch *Pippo* (Basel im 14. Jahrh. S. 119) zu *Filippo, Philipp*. Förstemann im Altd. Namenbuch 1, 271 fg. vermengt die Namen *Popo* und *Puopo*.

6) [*Jens* (dänisch), und *Margrêt* Laurembergs Satir. 2, 141. 236.]

Schuppius in der Predigt „Gedenk daran, Hamburg“ (1659, Schriften 1, 202) „„Ich weiss wol, wie ihr oft kommt zu den Knechten und Mägden und sagt „O du ehrlicher Hans, du liebe Margaretha, du must Tag und Nacht genugsam arbeiten, und dein Herr ist ein rechter Nabal, ein rechter Hund, ein rechter Pharao““, und derselbe in seinem Regentenspiegel, wo er das verschiedene Verhalten der Wirthe gegen ihre Gäste schildert (1, 113), „„Geld dutzt den Wirth. Es sagte mir einmal ein Gastgeber in einer vornehmen grossen Stadt, er sehe nicht gerne, wenn ein fremder Mann zu ihm komme und viel Complimente gebrauche, den Hut immer in der Hand behalte und sage „Guten Abend, Herr Wirth! Kann ich wol über Nacht Herberge bei dem Herrn haben? Ich will gerne vorlieb nehmen.“ Wann er solche Complimente von einem frembden Gast höre, so denke er alsbald, dass sein Beutel die Schwindsucht habe, und dass er vielleicht Schmalhansens Bruder sei. Wann aber einer komme, poche und schnarche und sage „Wirth, hast du etwas guts zu fressen? Wo ist dein Hausknecht? da, lass ihn das Pferd in den Stall führen“, alsdann thue sich sein Herz auf, und denke, „der bringt Geld“. Alsdann ruf er allen seinen Leuten zu und schreie „Hans! Caspar! Margreta! Volk! wo seid ihr? Da, Jung, nimm ihr Gnaden Felleiss und trage es auf die Kammer. Geliebt E. Gnaden in die Stube zu spazieren?““ Einen Schritt weiter bezeichnet der Eigenname den Knechtsbegriff schon als Appellativum: „mein Johann“ ist im nördlichen Deutschland „mein Bedienter.“ Bauernbursche und Knechte gelten aber auch als faul und liederlich und zumal als dumm, Dirnen und Mägde als dumm und faul und zumal als liederlich: auch dafür werden Hans und Grete nun die persönlichen Appellativausdrücke, und es erzählen nicht bloss, noch mit wirklichen Eigennamen, Kinderlieder und Märchen von dem Hansel, der närrisch, und der Gretel, die nit gscheidt ist (Simrocks Kinderbuch S. 91, 251 fgg.), von dem gescheidten Hans und dem klugen Hans und vom Hans im Glücke, die aber alle dumm sind (Br. Grimm Nr. 32, 83, 162), und das Gretlein wird, wo in dem alten Liede vom Schlaraffenland gesagt ist „liederlichs Gsind, faul Megd und Knecht sein in das Land gar eben recht“, namentlich aufgerufen (Haupts Zeitschr. 2, 566): es heisst nun auch, allgemein appellativ verstanden, „Hans hinüber, Gans herüber“ (Sittewald 2, 179), was

der Hamburger Joh. Doman geschickt in ein Wortspiel mit dem Namen der Hanse verflicht (Leseb. 2, 239 fg.); „*zum Hänschen haben*“ bedeutet zum Narren haben (Bagatellen v. Anton Wall 2, 88), *hänseln* und *hansen* verspotten, namentlich jemanden mit allerlei Fopperei und Qual in eine Genossenschaft aufnehmen: die Herleitung von *Hanse,* goth. und althochd. *hansa* dürfte zu edel für den Begriff des Wortes sein; schon im vierzehnten Jahrhundert ist *Hennekîn* (Mones Altt. Schausp. S. 127), im fünfzehnten und sechzehnten *Henselîn* s. v. a. Lotterbube (Brants Narrenschiff 27, 32. Geilers Narrensch. v. Nicol. Höniger, Basel 1574, Bl. 90, vw. Karsthans in Murners Lutherischem Narren, Ausg. v. Kurz S. 190, 17) und *Schönhenselin,* wie Murner von einem seiner Gegner genannt wird (Luth. Narr S. VIII), davon nur eine bittere Versüssung. *Gretlin* aber braucht z. B. eben dieser Murner (Luth. Narr 1524. 4121) lediglich im Sinne eines leichtfertigen Weibsbildes. Noch weiter. Die Zahl der Bauern, der Dienstboten, der Dummen, der Liederlichen und zugleich die Zahl derer, die jene Namen wirklich führen, ist überall so gross, dass zuletzt niemand mehr auch vor dem appellativen Hans oder Grete sicher ist, Hans nur noch irgend einen Er[7]), Grete irgend eine Sie bezeichnet und nur etwa ein unbestimmter Schimmer von Spott und Tadel noch daneben hinstreift: wo wirklich und ausdrücklich ein solcher gemeint ist, liegt er viel mehr in einem zweiten gleich dem Geschlechtsnamen noch hinzugefügten oder durch Zusammensetzung oder sonstwie noch davor gestellten Worte. Belege, zuerst für *Hans.*

Schuppius, indem er nur beispielsweise einen männlichen Namen braucht, setzt *Hans* und *Hänslein:* „Von einem kleinen Kind sagt man nicht „das ist der grosse Hans“, sondern „Das ist das kleine Hänslein, mein Söhnlein, mein Herzchen“ (1, 792): ebenso Murner in der Geuchmatt (Scheibles Kloster 8, 970) „Wie trüw sy“ nämlich die Weiber „sindt, frag Henssly drumb“ d. h. den ersten den besten, welchen Mann du willst. *Hänschen im Keller*[8]) ein noch ungeborner Sohn (Frisch 1, 415b); Münchhausen, als einige Gäste des älterlichen Hauses auf ihn,

---

7) Göthe 41, 143.

8) Laurembergs Sat. 2, 764 fg.

der sich noch in diesem Zustande befand, die Gesundheit „Hänschen im Keller“ ausgebracht, antwortete laut „Bedanke mich“. Sprichwörter „Hänschen, lern nicht zu viel: du must sonst zu viel thun“; „Was *Hänschen* nicht lernt, lernt *Hans* nimmermehr“; „Wer weiss, wo Hans ist, wenns Gras wächst“: Simrock S. 199. Spruch, der in einem alten Liede (Uhland S. 758) und hie und da auch als Inschrift vorkommt „Dücke dich, *Hensel*, dück dich! Dück dich, lass fürüber gan! Das wetter wil sein willen han“: vgl. oben S. 103. *Hans heissen* Andren seiner Art voranstehen (Schmeller 2, 216. Domans Lied LB. 2, 239 fg.), eigentlich wohl in Aller Munde sein[9]). *Meister Hans* der Henker: Waldis Esop 4, 43. Mercks Matths S. 127. *Hans, Hänschen, Junker Hans, Grauhans, Grünhans* nach der Namengebung der Hexen der Teufel: J. Grimms Mythol. S. 1016[10]).

Gewaltiger Hans: „Sie aber schlugen die Augen undersich für scham, dass auss so gewaltigen Hansen und Weltzwingern so grausame Höllenbrände geworden“ Sittewald 1, 409. „Die *grossen Hansen* optimates, primates, proceres“ Aventinus bei Schmeller 2, 215; „der Adel und grossen Hansen“ Luthers Briefe 4, 83. Manuel S. 430. Waldis Esop 1, 5. 59. 4, 24. 45. Abraham a S. Clara von Johannes, der Jesum in der Mutter Leibe begrüsst (Judas 4, 237), „O wie viele grosse Hansen könnten allhier sich an diesem kleinen Joannes spieglen, welche manchmal vor dem höchsten Gut auf dem Altar kaum einen Fuss zucken, entgegen vor manchem aufgeputzten Götzenbild

---

9) „Wer nu mit Recht Martinus heist, Derselb sich unsers Bfelchs befleist. Und gibt Sanct Martino zu Ehrn, Ein gut feiste Ganss zu verzehrn. Wer aber ist so Böss und Arg, Oder so Filtzig und so Karg, Dass er nicht gibt ein feiste Ganss, *Der ist nicht werth, dasz er heisz Hansz*“: Ganskönig B 8 vw. In Zürich aber ist *Hans heiszen* gerade das üble Gegentheil: „ich will Hans heissen, wenn —“ „man soll mich einen Dummkopf schelten, ich will nichts sein, wenn —“.

10) „Er spricht ihr zu (ein evangelischer Geistlicher einer Besessenen): aber, lieber Gott! auf seine kraftlosen Worte wollte *Hans* nicht hervorkommen (der Teufel? Niemand?), sondern der Böse trieb nur sein Affenspiel mit ihm.“ Geschicht, welche sich mit Apollonia — verloffen hat, durch S. Agricolam, Ingolst. 1584: Freytag, Bilder aus d. deutschen Vergangenheit (1863) 1, 370.

sich mehr biegen als eine Degenklinge von Passau." Zusammengesetzt *Gross-Hans:* „dass gemeiniglich, was die Gross-Hansen in dieser Welt mit ihren Sünden und Lastern bei dem menschlichen Geschlecht verderbet, man hernach bei den Privat-Personen wieder zurecht und einbringen wil" Schuppius 2, 140. *Gross- oder Klein-Hans* in der alten Kriegssprache Officier oder Gemeiner: Frisch 1, 415b. Jetzt gebraucht man Grosshans nur von einem, der gross thut; ebenso *Grosshanserei. Die hübschen Hansen* Curmacher von Gewerbe: Narrensch. 25, 55. *Reicher Hans:* „So wolten in zukummen zeiten die Podagra zur Herberg keren Zu reichen Hansen, grossen Herren" Waldis 2, 31; „die grosse reiche Hansen" Schuppius 1, 428 [11]).

„Bart-Hans — Der Gegen-Schimpf ist *Hans ohne Bart"* Frisch 1, 67b. *Boch-Hans* Thraso: Frisch 1, 114c. *Fabul-Hans:* Schuppius 1, 824. 839 („indem sie ihn bei dem gemeinen Mann und sonderlich seinen Zuhörern wollen stinkend machen und ein Fabul-Hansen nennen, weil er hiebevor etwann einmahl eine Fabul erzellet und ingeniosè appliciret hat"). 846; Fabelhans: Hebels Werke (Karlsruhe 1838) 2, 72. 8, 108. *„Fackel-Hansen,* die Räthe in Narragonia sein wollen, doch nichts erfahren noch gesehen als den Donat, kein Namen können als Numus, kein Verbum als Capio, die, wann sie in Staatssachen und vor der Gemeinde reden sollen, erschrecken, als ob sie unversehens verzuckt worden, und sich zum Loch hienauss träben. das der Maurer hat aufgelassen" Sittew. 2, 184: kaum von *fackeln* d. i. zaudern. *Faselhans, Federhans* Federheld: Uhlands Volksl. S. 474. Eidgenöss. Lieder-Chronik v. Rochholz S. 366. *Gaukelhans* Gaukler, Betrüger: Hebel 3, 4. Der *Kalthans* delator, quadruplator, sycophanta, Verräther: Schmeller 2, 293. Frisch 1, 497b; entstellt aus *Kallhans? Klotzhans* Grobian: Geilers Narrensch. Bl. 30 rw. *Knapphans. Marterhans,* Umdeutschung, wie es scheint, von *maraudeur:* Fischarts Practik

---

11) [*der grosze Hans:* Göthe 12, 140. *kleins grosz Hänslein:* Garg. 64. *grosz Hans, klein Hans:* Fischart Pract. Aiiij vw. *grosz hansen:* Pauli Schimpf und Ernst 624. Rollwagenbüchl. 29, 24 Kurz. „Ein solcher *auffgeblaszner Hansz,* Wird wol genannt ein Grobe Ganss": Ganskönig Hiiij vw. „Und bleibet doch ein *Grober Hansz":* H 6 vw. *die stattlichen Hansen:* Ehezuchtbüchl. L 5a. *Knapphans* hiess ehemals in Preussen der Marketender.]

B rw.; vgl. Waldis Esop 3, 89 „In Kriegs noth in der bösen zeit, Wenn *Hans Marter* und bruder Veit (Landsknecht) Mit grossen rotten bei im hausen, Durch alle winkel nemlich mausen.“ *Plapperhans*. *Pralhans*. *Rebhänslin* Personification des Weines: Gödekes Gengenbach S. 519. 681 fg. *Scharrhans:* „Ein lustig gesprech der Teuffel vnd etlicher Kriegsleute von der flucht des grossen Scharrhansen H. Heinrich von Braunschweig“ 1542. *Schrammhans* der bekannte Beiname des mit Narben bedeckten Gottfried Heinrich von Pappenheim. *Schwabbelhans* in Norddeutschland s. v. a. Plapperhans. Der *Spielhansel* im 82sten Märchen der Br. Grimm. *Waldhänsel*, der in Wäldern arzneiliche Wurzeln und Kräuter sammelt und damit Quacksalberei treibt, sonst auch rein appellativ *Waldmann* geheissen: Schmeller 4, 63 fg.[12])

Hans Gerngross, der durch Aufruhr gross zu werden sucht: Sittew. 1, 242. *Hans Nimmersatt:* „Euclio, d. i. Hans Nimmer satt, der wil haben Dienstbothen, die da haben Hirschfüsse, Eselsohren, Hände ohne Pech und ein verschlossen Maul, sollen aber essen und schlucken Nichts“ Schuppius 1, 405. *Hans selten frölich* ein Schleifname der Bötticher: Altd. Wäld. 1, 104[13]).

Hans Aff. *Hans A—:* s. Tiecks Vogelscheuche und das Wörterb. d. Br. Grimm 1, 565. *Hans Dampf*. *Hans Knöchler* der Tod: Bürger im Bellin Str. 18 (317a). *Hans Küchenmeister* nennt bei Göthe (42, 34) Götz v. Berlichingen sein Söhnchen Karl. *Hans Leard* oben S. 119. *Hans Kraft* Soldat: Waldis 1, 55. *Hans Mors* der Tod: Bürger in Frau Schnips

---

12) [ferner: *Federhans* Abr. a S. Clara 1, 170. 19, 181 fgg. (Federn auf der Kopfbedeckung!) *stolze Federhansen* Freytag, Bilder aus d. d. Vergangenheit (1863) 2, 62 (von 1598). *Folterhans* Grimm Wörterb. 3, 1886. *Karsthans* Garg. 44. *Marterhans* Garg. 434. Pract. R i rw. Rollwagenbüchl. 68, 22. *Pimpelhans*. *Polterhans*. *Popanz (Popans)?* vergl. Schmeller 1, 291. Frisch 2, 66a. *Puphans*. *Rebenhänslein* Garg. 19. *Rebhans* 157. *Scharrhans* Garg. 42. Schade Satiren u. Pasqu. aus der Reformationszeit 1, 51. *Schnarchhans* Fischarts Dichtungen von Kurz 1, 244. *Schrammhans* ein Geistlicher und Zauberer zu Salzburg: Hub, kom. Pros. 2, 68. 71. *Schrammhänslein* Garg. 168 (K 8 vw.). *Varghans* (d. i. Varkhans) Zarncke Univers. 1, 124. *Worsthans* Schade Sat. 1, 81. 83.]

13) [*Hans Liederlich* Göthe 12, 134.]

(48a). *Hans Narr.* „*Hans Schenk* hat Gnade bei Hof“: Sailer S. 73; Simrock S. 422. *Hans Unfleiss* Ucalegon: Schmeller 2, 216. *Hans Worst* auf dem Titel von Luthers Schrift gegen H. Heinrich von Braunschweig 1541 wie *Wurst-Hans* bei Hans Sachs (Schmeller 4, 158) ein dicker Fresser[14]): wenn hie und da vielleicht schon im sechzehnten, gewiss aber und mit Gewöhnlichkeit vom siebzehnten Jahrhundert an der Narr des deutschen Dramas den Namen *Hans Wurst* geführt hat, so mochte er ursprünglich eben als feiste Person erscheinen, der Pickelhering der englischen Comödianten dagegen als eine magere: s. Litt. Gesch. S. 458. 466. Schuppius giebt 1, 247 fgg. Hanss Wurst als den Namen eines alten Dieners an.

Hans acht sein nicht: Geilers Narrensch. Bl. 80 vw.; in Brants Narrensch. 85, 27 heisst der Tod so. *Hans Guck in die Welt* der Anhang zum Finkenritter; „Wend-Unmuth, oder Erneuerter Fünfffacher Hanns gukk in die Welt Oder Mercks Matths Das ist: Fünff lustige, Zeitkürtzende, und Maulhängkoley vertreibende nützliche Büchlein, — Gedruckt zu Kosmopoli, da die gebratene Dauben einem ins Maul fliegen.“ *Hans Lassdunkel* ein Liebhaber unnützer Spitzfindigkeiten: Laurembergs Acerra Philologica 4, 100. Schleifnamen der Böttchergesellen *Hans Spring ins Feld, Hans Sauf aus, Hans Friss umsonst:* Altd. Wäld. 1, 104. *Hans Tapp ins Mus* oder bloss *Hans Tapp* oder *Tapps*[15]).

Hans oben im Dorf ein Dorfmagnat: Jer. Gotthelfs Schulmeister 1, 35. 2, 331. Käserei in der Vehfreude S. 41. „*Hans ohne Fleiss* wird nimmer weiss“ Sprichwort bei Simrock S. 116. *Hans in allen Gassen* ardelio: Frisch 1, 435b; Ucalegon: Schmeller 2, 216; „Wolt ich darumb nicht Hans inn allen Gassen sein, weil man im Niderland die Grassmuckenkönig Jan

14) [*Hans Däumling* Schmeller 1, 370. *Hänsel frischer Knecht* H. Sachs 1, 265. *Hans Fug* Garg. 442. *Hans Gans* Eyering S. 289 fg. *Hans Humm* Garg. 434. *Hans Muffmaff, Hans Spanier* Freytag Bilder a. d. d. Verg. 2, 62. *Hans Quast* olle Kamellen 1, 30. *Hans Raufbold* Göthe 41, 275 (264). *Hans Unfleisz* Garg. 119. *Hansz Wurst* Thor: Hub, kom. Pros. 2, 45. 49. *Hans Worst* Schade Sat. u. Pasqu. 1, 83. 85. 88. 89. *Hänsel Schütze?* Garg. 167.]

15) [*Hans Saufsausz* Mannsname Froschmäus. Vv 2a. *Hans Trapp* (Niederelsass) der zur Weihnachtszeit die Kinder schreckt.]

schilt?" Fischarts Gargantua M 6 rw.; vgl. oben S. 94. *Hans von Narrenberg* oben S. 127. *Hans im Schnokenloch* ein grillenhaft unzufriedener Mensch [*Schnokenloch:* vergl. *Mucken, Grillen:* Froschmäus. Fiij 2]; ein Reim über ihn in Simrocks Kinderbuch S. 101. *Hans ohne Sorge* Ucalegon: Lauremberg a. a. O. 2, 30; „*Hans ohne Sorgen* lebt mit der wilden Gans und lässt die Waldvöglein sorgen" Sprichwort bei Simrock S. 199; Göthe in der ersten Epistel (Werke 1832. 1, 339) und „Hans von Selbiz — Hans mit einem Bein, Hans ohne Sorgen" in dem älteren Götz v. Berlichingen (42, 289). Schuppius 1, 873 „Hans ohne Sorgen Sohn": vgl. ebd. S. 113 (oben S. 131) „Schmalhansens Bruder" und das uns noch übliche „dem närrischen Kerl sein Bruder"; „ein tôre ist sîn genanne" v. d. Hagens Minnes. 3, 438a, „eines hasen genôz" Arm. Heinr. 1123, Luginhansgesell als Kärnthner Bauernname in Aufsess und Mones Anzeiger 3, 84 [16]).

Sodann *Grete.* Hier sind bei dem Zurücktreten des weiblichen Geschlechtes, das, von der allegorischen Personificierung abgesehen (oben S. 107), überall auch in der Sprachgestaltung gilt, die Belege viel weniger zahlreich.

„Du bist ein wunderlich Gret", „Du bist mir doch das wüstest Gret" wird in Gotthelfs Uli dem Knecht S. 306. 309. 329 zu einem Mädchen gesagt, das Vreneli heisst; *Gretchen in der Küche* ist eine noch ungeborne Tochter, *Murrgret* (Fischarts Gargantua M 7 vw.) ein mürrisches, *Furchtgret* ein furchtsames Mädchen oder Weib: ebenso oder bloss Gret heisst hie und da in der Schweiz auch eine männliche Memme (Stalder 1, 478), und Josua Maaler S. 192 und Murner in der Geuchmat S. 901 haben dazu das Adjectivum *gretisch, gredtsch* im Sinne von weibisch [17]). Insbesondere aber ist Grete, Gretlein die Geliebte: Geuchmatt S. 961. 1049; „ein hanenfeder muss er han, ein hemd mit seiden näten, damit er möge wol bestan und gfallen seiner Greten" Uhlands Volkslieder S. 637 [18]); ja im Freidank

16) [*Hans onfleisz würt nimmer weisz:* S. Franck Sprtchw. 2, 68 a. *Hans in allen gassen* Agricola 257. *Hans vör allen Hägen:* olle Kamellen 1. 249. *Hans (Hans Arsch) von Rippach* Jahns Biograph. Aufs. 310.]

17) [*Danz gredlein* Fischart Pract. B ij rw. *der Mann ein Gret:* Fischart Dichtungen von Kurz 3, 80.]

18) [*dasz man lieber — mit Jungfrau Grete tanzt, als dasz man*

von Seb. Brant (Worms 1538. F y c) „Als im der todt genommen het Euridicen sein schöne Gredt"; und *Hans und Grete* zusammen jegliches verliebte Paar: Hans und Gretel im 32sten Märchen, Henslein und Gredlein bei Uhland S. 671, Hansl und Gretel bei Schmeller 2, 125[19]); Schuppius Spottreim auf die Vortragsweise mancher Prediger (1, 533) „Viel schreyen überlaut und rufen auf der Canzel, Nicht anders als wann Hanss sein Greta führt zum Tanze."

Und endlich. Das gehört noch unmittelbar zu den eben und bisher besprochenen Verwendungen der beiden Namen, dass Figuren, die nur einen Knaben oder Jüngling und ein Mädchen darstellen, ebenfalls Hans und Grete heissen[20]), wie die zwei ausgestopften, die man in Baiern am Pfingstmontag als Liebespaar umherführt und tanzen lässt oder an ein Windrad befestigt auf den Maibaum setzt (Schmeller 1, 320. 2, 121. 4, 158), oder wie es vormals, da man noch mit grösserer Umständlichkeit trank, Trinkgefässe gegeben, die man gleich jenen ungeborenen Kindern Hänschen im Keller und Gretchen in der Küche nannte (die Vorzeit 2, Erfurt 1818, S. 193 fg.), der Bilder wegen, die sie zeigten: die erstere und einschliesslich damit die letztere Art beschreibt der alte Joh. Leonh. Frisch in seinem Wörterb. 1, 415b folgender Maassen: „Hänsel im Keller ist eigentlich ein Pocal, das innen eine kleine Tiefe im Fuss hat, worinnen ein silbern Kindlein steckt; wann man da Wein hineingiesst, so stösst das Kindlein den kleinen Deckel über sich auf und begiebt sich herauf, welches ein Scherz auf schwangere Weiber war." Schon weiter ab von der eigentlichen Bedeutung liegt, in Bürgers Bellin Str. 20 (317ab), das unzüchtig-züchtige *Hans Quast*. Aber auch auf Dinge, die nicht so mitbelebte Theile des Menschen noch menschlich gestaltet und scheinbar belebt sind, werden die zwei Menschennamen übertragen, bald noch mit dichterisch zarter Bildlichkeit, bald mit der Willkür

---

sein Haus mit guter Wehr und Kriegsrüstung versehe: Freytag, Bilder 2, 63 aus Junghans v. d. Olnitz Kriegsordnung zu Wasser und Landt, Köln 1598.]

19) Garg. 163 fg. Bienk. 139a. *Bäuerlein und Greta:* Garg. 298.

20) In Köln *Henneschen* dieselbe Marionette, die anderswo *Casperle* heisst.

einer gröberen Laune. Die zierlich blühende Nigella damascena heisst landschaftlich wechselnd entweder Braut in Haaren, Jungfer im Grünen, auch Teufel im Busch oder, nun mit den Appellativnamen für Jungfer und Braut, *Gretel in der Hütte, Gretchen im Busch, Gretel in der Hecke* oder *in* oder *unter* oder *hinter der Stauden* (Schmeller 2, 125. Usteris Vicari Z. 393, Anm.), eine Vorrichtung zum Halten, Tragen, Ziehen u. dgl. *Hänsel,* der Stiefelzieher oder Stiefelknecht z. B. *Stiefelhänsel,* und ebenso Hänsel, unter Umständen *Tanzhänsel,* der Unterrock oder ein Oberhemdchen der Weibsleute: Schmeller 2, 215 fg. Schmid S. 261 [21]).

Wir haben fast durchweg nur Hans und Grete und die weiteren Kürzungen und Verkleinerungen Henselîn, Hänsel, Hänschen, Hansken, Henn, Henneke, Hennekîn, Gretlein, Gretel und Gretchen, Johannes aber und Johann und das vollere Margreta je nur ein- oder zweimal vernommen: überhaupt zieht die Sprache für diesen appellativen Gebrauch die s. g. Koseformen der Eigennamen vor, nicht weil auch diese erst von jüngerem Ursprung wären (denn sie reichen, worüber Schmeller 2, 82 und J. Grimms Gramm. 2, 689 fgg. nachzusehen, theilweise bis in frühe althochdeutsche und altsächsische Zeit zurück), sondern weil sie volksmässiger, weil sie alltäglicher sind, so dass Johannes Reuchlin und Albrecht von Eibe sogar in lateinischer Lustspieldichtung und deren Verdeutschung Namen der Art am Platze gefunden haben (Litt. Gesch. S. 316 fg.), und weil die abgeschliffene Form und die abgeschliffene Bedeutung aus einer und derselben Ursache, der Häufigkeit der Namen, herkommen und somit wie organisch zusammenfallen.

Hans jedoch, um uns noch für einige Zeit mehr auf dieses fruchtbarste Beispiel zu beschränken, ist nicht die einzige Form, in die man Johannes abgeschleift hat: es ist daraus auch durch Zusammenziehung *Jan* geworden: dass der niederländische Philologe Gruter seinen Taufnamen Jan lieber in einen heidnischen

---

21) [*Hans am Wege,* Pflanzenname: Pergers Pflanzensagen S. 166. engl. *Sweet John* eine Nelkenart; franz. *Jean le blanc* Lerchenfalke; *Margot* Elster; *Marguerite,* Name verschiedener Blumen; vgl. Schillers Thier- und Kräuterbuch 1, 20ab. *Hanselin, Jacke, Schecke:* Falke 1, 199. Rothwelsch: *Hans walter* lauss. *Hans von geller* grob brod.]

Janus als einen christlichen *Johannes* latinisiert hat, darf uns in der richtigen Herleitung nicht stören, so wenig als in der Herleitung des Namens Hans die Meinung derer, die dabei an die Hansa denken mögen. Auch Jan aber hat sich sofort appellativ verallgemeinert. Und zwar ist diess, als eigentlicher wie nun als appellativer Name, ursprünglich niederdeutsch und niederländisch: wer da im Brettspiele dumm verliert, heisst *Jan* (Frisch 1, 484c) [franz. *jan*, Littré 2, 170c], wer seine Zeit mit nichtsnutzigen Dingen verbringt, als ob es Wichtigkeiten wären, *Jan Gat* d. i. Johannes Podex (vgl. oben S. 137) und *Jan Hen* d. i. Hans Henne; *Jan Blif to hus* und *Jan kumm er nich* sind für die Kinder Personificierungen des Zuhausebleibens und Nichtmitkommens (Simrocks Kinderbuch S. 22), *Jan un alle Mann* s. v. a. Jedermann, *de korte Jan im Tun* der Zaunkönig (Hoffmanns Horae Belg. 6, 218; vgl. die Stelle Fischarts oben S. 136) und *Jan* der herabfallende Klotz, mit dem man Pfähle einrammt. Aber noch ehe wir von den Holländern gelernt den Pöbel *Jan Hagel* nennen, auch schon eh durch den Anstoss der Englischen Comödianten, die zuerst in die Niederlande, dann nach Deutschland kamen, *Jann* oder *Jahn* der übliche Name des Tölpels und des Schalks, des clown, in den Dramen Jac. Ayrers ward (Litt. Gesch. S. 466), schon vor Ablauf des Mittelalters zeigt sich die niederdeutsche Wortform bis in das obere Deutschland vorgedrungen: es sollte wohl der sittlich tadelnde Sinn der zuerst und zumeist damit gebildeten Namen durch den Sprachton des Nordens noch verschärft werden: höhnt diesen doch ebenso die Heldensage, wenn sie die Könige der Sachsen und der Dänen *Liudegêr* und *Liudegast* nennt, nicht *Liutgêr* und *Liutgast*. Nur kommt nirgend im Süden Jan selbständig vor, sondern immer nur mit Voransetzung noch eines anderen Wortes und so, dass es darüber den Schein eines blossen Ableitungsmittels und noch dazu eines fremden, eines lateinischen annimmt, indem meistens aus *jan* ein vocalisches *ian* geworden. Anlass zu dieser Auffassung und Aenderung lag in einer Reihe von Namen, die wirklich schon die ältere Dichtung in solcher lateinischen Art gebildet hatte, Eigennamen wie *Aldrian*, *Asprian*, *Nordian* und andre, die theilweise sogar der deutschen Heldensage gehörten (Litt. Gesch. S. 73); *Mercian*, das in der Schreibung *Mertian* jetzt ein Geschlechtsname

ist, kommt als Name heidnischer Könige sowohl im Orendel als im Dietleib und im Wolfdietrich vor (W. Grimms Heldensage S. 148 fg.). Ebenso lateinisch meint Hugo von Trimberg oben S. 99 den allegorischen Appellativnamen *Kratzian,* da er denselben im Wortspiele mit *Gracian* erfindet. Ja auch unser *Schlendrian* (eben dasselbe, eigentlich jedoch ein langes gemächliches Frauenkleid bezeichnet *Schlender:* Schmeller 3, 450) erscheint da, wo er zum erstenmal auftritt, in Seb. Brants Narrenschiff 110, 163, noch völliger latinisiert als *Schlenttrianus* oder, wie später gedruckt worden, *Schlendrianus;* ebenso *Grobian* als *Grobianus* bei Thomas Murner in der Schelmenzunft Cap. 22 („Sus saw, Grobianus haisst ain schwein, Der nichtz kan dann ain unflat sein“) und in dem Gedichte von W. S. 1538 „Grobians Tischzucht“, nicht anders natürlich in dem lateinischen Friedrich Dedekinds von 1549 und in den sprichwörtlichen Wendungen der späteren Zeit, die sich zunächst auf diesen ironischen Lehrmeister zurückbeziehen (z. B. Schuppius 1, 853. 855); bei Hans Sachs ein *S. Stolprianus* (vgl. Weimarisches Jahrbuch 5, 480), bei P. Abraham im Judas 1, 456 „ein melancholischer *Muffianus*“ [22]). Indessen all das ist eben nur ein Spiel der Gelehrsamkeit und mit der Gelehrsamkeit, dasselbe, das auch im Narrenschiff 72, 7 das deutsche Wort *Glimpf* in einen lateinisch ausgehenden *Herr Glymfyus* personificiert. Brant, der den Ausdruck Grobian zuerst gebraucht (Narrensch. 72, 1. 49) und zwar auch als Namen eines von ihm erfundenen Heiligen, eine Auffassung, worauf noch später in Scheidts Bearbeitung des Dedekindschen Gedichtes (1551) die Form *Grobianer,* gleichsam der Ordensname fusst [23]), Brant sagt noch nicht Grobianus und Murner selbst auch in dem gleichen Capitel der Schelmenzunft und in der Geuchmatt bloss Grobian (dort „Beneveneritis nobis, herr Grobian!“ hier S. 1102 „Man findt wol einen Grobian, Der grift ein frou so schentlich an, Als wenn die frouw ein büffel wer Und von dem wald geloufen her“) und anderswo

---

22) [auf *S. Nimmers Tag* verschieben, vertrösten: Garg. 352. Rollwagenb. 72, 24 fg. *beatus Nemo:* Anzeiger des German. Mus. 1866, 361 fg. *S. Schweynhardus:* Rollwagenbüchl. 176, 6.]

23) [*S. Grobianus* Rollwagenb. 93, 6. 94, 16. *Grobianer* Eyering S. 28. 787.]

Hans Sachs selber *Stolprian:* „Als ich vorm Thor gestolpert bin, kam mir der Stolprian in Sinn" (Weim. Jahrb. a. a. O.[24]). Noch mehr und entscheidender: zu dem Adjectivum *schamper* d. i. schandbar, bildet Brant 72, 55 den Appellativnamen *Schamperyon*, mit dem mundartlichen Tausch des langen *a* (und ein solches hat Jan zum Theil für die Niederdeutschen selbst) gegen ein langes *o*, der nur bei deutschen oder doch schon länger ins Deutsche übergegangenen Worten möglich ist. Er meint also Schamperion als einen schandbaren Jahn oder Hans: er meint auch Grobian als einen groben Hans. Ein noch älterer Beleg, vielleicht überhaupt der älteste für diese ganze dritte Art der Appellativnamen. Ein lateinisch-deutscher Vocabularius rerum, der etwa 1340 in dem schlesischen Kloster Heinrichau geschrieben worden, hat unter dem Worte Leno Folgendes (Fundgruben 1, 387 b): „Leno dicitur domesticus assecla, consiliator, meretricum inductor inhonestus, s. pulian." *Pulian:* das Wort zeigt uns zugleich recht deutlich, wie die ganze Bildungsweise ihren Ursprung im Niederland genommen: auf Holländisch ist *pol* noch jetzt s. v. a. leno (Hor. Belg. 6, 217), und ein holländisches Drama des Mittelalters stellt in dem gleichem Sinne *pol* und *Jan* als zwei noch getrennte Worte neben einander, „pol her Jan", Jan noch mit dem Titel Herr davor (ebd. 42, 56). Die jetzige und sonst die neuere Sprache Deutschlands, vorwaltend eben die auf unhochdeutschem Boden sich bewegende des Nordens, braucht von Appellativnamen mit Jan noch etwa *Bullerjan* Polterer, *Dullerjan* und *Tollerjan, Dummerjan* oder *Dummrian* (*toll* und *dumm* mit erstarrter Nominativendung), *Liederjan* d. h. liederlicher Mensch, *Morian* d. h. Mohr (Simplicissimus 3, 758. Tiecks Deutsches Theater 1, 369 fgg.), *Schmierian* und *Urian*[25]), welch letzteres ganz allgemein nur einen Er oder den bewussten, aber nicht genannten bezeichnet, „Herr Urian" Herr so und so, gleichsam der Haupthans: „So haben ein theil

24) *Stolprian* Grillus S. 12.

25) [*Ruffiân, riffiân:* Schade Sat. 3, 247. *Aderjân Schraderjân:* Pfeiffers Germ. 14, 218. *Schmutzian*, kleinlich und widerlich geiziger Mensch. In Schlesien *Schundian* Geizhalz. *Urian:* Laurembergs Sat. 4. 98 und Anmerkung dazu S. 237. Der Teufel: Göthe 12, 207. Voss 184a. = Auerhahn? Faust Puppensp. S. 10. 53. 68.]

Weiber ohne das nicht gern, wann Herr Urian lang über den Büchern oder andern Geschäften sitzt und kein Unterschied zwischen Tag und Nacht zu machen weiss“ Simplic. 3, 725; „Als ein Baum wenig Aepfel trug und der Bauer darauf stieg solche abzuschütteln, sagt er im Zorn „Wiltu nicht Aepfel tragen, so trage Schelm und Diebe“, und mein Herr Urian war selbst darauf“ Mercks Matths S. 15; „Ich dachte alsobald an meinen Herrn Urian“ nämlich den, von welchem ich auch vorher gesprochen habe: Schuppius 2, 224; bekannt ist der Herr Urian eines Liedes von Matthias Claudius; Bürger in der Ballade Der Raubgraf (S. 24 a b) versteht unter Meister Urian den Teufel; als Namen eines Knechtes, eines Knechtes und Boten der Gemahlinn des Pilatus, braucht Urian sogar schon ein mittelrheinisches Osterspiel des vierzehnten Jahrhunderts: der Herausgeber mag jedoch Recht haben, wenn er darin nur eine Anspielung auf *Urias*, eine Umgestaltung dieses hebräischen Namens sehen will (Mones Schauspiele des Mittelalters 1, 115). Zahlreicher als diese noch allgemein appellativen Worte mit Jan sind diejenigen, die sich unter die Geschlechtsnamen verzogen haben[26]: sie müssen zuerst (nur so erklärt sich die neue Verwendung) einzelnen Personen als stehende Beinamen gegeben worden sein. Also, wie es mit Hans die Geschlechtsnamen *Junghans*, *Langhans*, *Langerhans*, *Schmalhans* giebt, so nun auch *Andrian*, *Bursian*, *Cantian*, *Dempfrian* (ein ausgestorbnes Basler Geschlecht: Baseler Bürgerbuch von Weiss S. 81), *Grotrian* d. h. grosser Hans, *Merian* d. h. grösserer Hans, *Smalian* oder *Schmalian*, *Schrebian*, *Struckerjan*, *Vierjahn*, *Wudrian*, *Wursian* und *Wurzian* [*Mordian* J. Pauls Titan 4, 458. 473].

Wir haben den appellativen Gebrauch von Hans und Grete bis an den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts, den von *Jan* mit einem oder zwei vereinzelten Beispielen bis um die Mitte des vierzehnten zurückverfolgen können. Hieraus ergiebt sich, was auch durch anderweitiges Aufmerken bestätigt wird, dass erst mit Ablauf des Mittelalters diese Eigennamen zu solcher Allüblichkeit gediehen sind, wodurch unter Umständen ihr rechter Sinn konnte abhanden kommen. Vor Johannes und Margareta

26) Beckers Geschlechtsnamen S. 12.

hat es andre Namen der Männer, andre der Weiber gegeben, die unter der Menge besonders beliebt und häufig waren, aber auf jedweder Seite mehrere andre, nicht bloss je einen so ausschliesslich bevorzugten. Wir können dieselben vornehmlich aus alten Rechtsformularen und dem ähnlichen Aufzeichnungen schöpfen. Wo da für gewisse Handlungen und Verhältnisse Personen zu unterscheiden sind, pflegt das nicht vermittelst appellativer Bestimmungen zu geschehen, die meistens weitläuftig und durch die Weitläuftigkeit undeutlich ausfallen würden, sondern kürzer mit *N* und *N*, d. h. *nomen* und *nomen*, wie z. B. im Richtsteig des Sächsischen Landrechtes, mit *ille* und *ille*, wie z. B. in den Formulis Marculfi, oder auch anschaulicher, als das so durch blosse Fürwörter und Buchstaben zu erreichen ist, mit beispielsweise gesetzten Eigennamen[27]) und dann, wie sich von selbst versteht, mit solchen, die unter dem Volk besonders geläufig, und deshalb auch besonders passlich waren als Stellvertreter aller andern möglichen zu dienen. So bewegen sich die Langobardischen Formeln bekanntlich in den zwei Namen *Petrus* und *Martinus;* ein Formular aus dem zwölften Jahrhundert für das Wasserurtheil (Mones Zeitschr. für d. Geschichte d. Oberrheins 1, 42) redet die eine der bezüglichen Personen an „*Cuonrad*, oder svi so du heizzest“, den Gegenpart aber *Ruodolf;* ebenso im vierzehnten Jahrhundert *Conrad* und *Heinrich* (das alte Magdeb. u. Hallische Recht v. Gaupp S. 198 aus einer Breslauer Handschrift des Weichbildrechtes von 1306[28]) oder der Weibername „Beilgen, of wê si heist, den namen sal man nennen“ und „*Heinrich,* of wê sich der brûdegam nœmpt“ (Kölnisches Verlöbnissformular in Haupts Zeitschr. 2, 553), im fünfzehnten endlich *Petir* und *Katherin* (ebd. S. 555). Wie damit überall recht eigentliche Gemeinnamen gesetzt seien, erhellt zum Ueberfluss aus dem Umstande, dass sich ebenso formelhaft im sechzehnten Jahrhundert die nun gewohnteren *Hanns*

27) röm. *Caius, Caia, Seius, Lucius, Titius;* griech. *Dion, Theon:* Plut. Quäst. Rom. 30. *Gaius, Gaia:* Paulys Realencyclop. 5, 783. Brissonius 336. *Gaius, Seius:* Salvian. de gubern. dei 7, 16. Die Eigennamen in Martials Epigrammen: Pauly 4, 1604.

28) *ich stên hûdt zu tage hie und beneime Heintze oder Kuntzen (nr. wie er heisset) in landrechte:* Weist. 4, 575.

und *Greta* zusammengestellt finden (Formular des Aufgebotes und der Trauung in Luthers Traubüchlein: Ausg. d. Werke v. Walch 10, 854 fg.), und daraus, dass einige jener Namen auch ausserhalb solches rechtlichen Gebrauches, aber in demselben Sinne der Stellvertretung uns begegnen. Und auch hier je zwei miteinander. In einer Predigt Meister Eckards (Pfeiffer 1, 33) „Swenne daz ich iht bite, sô bite ich niht: swenne daz ich niht bite, sô bite ich rehte. Swenne ich dâ vereinet bin, dâ alliu dinc gegenwertig sint, diu dâ vergangen sint unt diu iegenôte sint unt diu künftic sint, diu sint alliu gelîch nâhe unde gelîch ein, diu sint alliu in gote unde sint alliu in mir. Dâ endarf man weder *Kuonrât* noch *Heinrich* gedenken. Wer iht anders bitet danne got alleine, daz mac man heizen ein apgot oder alse ein ungerehtikeit. Die in dem geiste bitent und in der wârheit, die bitent rehte. Swenne daz ich für ieman bite, für *Heinrich* oder für *Kuonrât*, sô bite ich aller minnest. Swenne daz ich für ieman bite, sô bite ich allermeist, unde swenne ich nihtes enger und nihtes enbite, denne sô bite ich aller eigenlîchest: wan in gote ist weder *Heinrich* noch *Kuonrât*. Swer got bitet umbe iht anders danne umbe got, daz ist unreht und ist ungeloube und ist als ein unvollekommenheit". Hier haben wir denn zum zweiten Male, wie das erste Mal in jener Schlesischen Rechtsaufzeichnung, bereits aus dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts unser *Hinz und Kunz*, nur hier noch ohne die entstellende Abkürzung: schon mit derselben gewährt es im Beginn des sechzehnten die Schelmenzunft Cp. 1 „Wie *Hainzen* Els und *Cuntzen* Gret Den Jäcklin mit bezalet het", und gegen dessen Ende die Basler Verdeutschung von Geilers Predigten über das Narrenschiff Bl. 65 rw. „sie haben kein underscheid, wem sie dienen, und gilt ihn gleich, es sei gleich *Heinz oder Cuntz*". Kaum wird zu zweifeln sein, dass man *Kunz und Benz* [29]), die andre jetzt landschaftlich gangbare Namenverbindung dieser Art, auch in jener früheren Zeit schon gekannt habe, während *Hans und Kunz* am Schlusse von Bürgers Gedicht an Göckingk und *Hans oder Heiri* in den sprichwörtlichen

29) *will nicht Heinz, so mus Kunz:* Fischart Podagr. Trostb. 1577 Bl. B 8 b. *Heinz und Kunz:* Froschmäus. Z 1 a. *Es sei Heinz oder Benz:* Fischart Pract. A iiij vw. *Heinz, Kunz, Benz* Geschlechtsnamen.

Redensarten der Schweiz „Hans oder Heiri, 's isch glich" und „Do isch Hans, was Heiri" (vgl. Usteris Herr Heiri Z. 171) des mitgenannten Hans wegen allerdings jünger aussehen, obgleich das letztere auch allitteriert[30]). In einem mit Eckard ungefähr gleichzeitigen Gedichte (Altd. Leseb., letzte Ausg. 979, 5) heisst ein Bauer nach der einen Handschrift *Cuonz*, nach der anderen *Benz:* beide mithin auch insofern Gemeinnamen, dass sie damals besonders bezeichnende Namen des gemeinen Mannes, auch der Landleute waren. Und Heinz und Kunz denn auch übliche Namen dienender Personen: in einem Minneliede bereits des dreizehnten Jahrhunderts werden ein *Küenzlîn* und ein *Heinzlîn* um den Botendienst zur Geliebten angesprochen (v. d. Hagen 2, 147 b).

Wie Hans und Grete sind nun auch all diese andern und älteren Gemeinnamen Schritt für Schritt in die bloss appellative Geltung, theilweise auch sie bis zu der Bezeichnung blosser Sachbegriffe herabgesunken, nur alle verhältnissmässig seltener, einige ganz selten: denn auch hier gehört solche Verwendung überall erst der neuern Zeit an, die neuere Zeit aber braucht diese Namen eben schon als wirkliche Eigennamen minder häufig. Wir besprechen dieselben wiederum der alphabetischen Reihe nach.

---

30) Die allitterierende Verbindung der zwei Namen bezeichnet die Personen selbst als gleichgeltend und die Wahl unter beiden als gleichgültig. Dasselbe Verhältniss zweier Appellativa in dem aus einer Zusammensetzung aufgelösten Sprichwort „*Gries* kennt den *Gramen*" (Simrock S. 186) und in der Redensart *Gaul als Gurre:* Sittewald 1, 43 „Unsere Landsleute, wann sie zwei Ding einander gleich zu sein andeuten wollen, sprechen, es seye Gurr ass Gaul (Gurr als wie Gaul: Eines wie das andere: vier Hosen eines Tuchs)"; Simplic. 2, 119 „dass gemeiniglich Gaul als Gurr, Hurn und Buben eines Gelichters und keins umb ein Haar bässer als das ander sey"; bei Schmeller 2, 63 „Wann Gur und Gaul zusammenkumbt" und schon in Justingers Berner Chronik S. 251 „und ward die sach bericht, schad gegen schad und gûl an gurren". [Brandenburgisch: das ist *Mus* wie *Mine*: Wilhelmus, Wilhelmine? Von *Pontius* zu *Pilatus* schicken. Schlesische Zeitung 1865, no. 3: dabei ist es ohne Wichtigkeit zu wissen, ob sich der Fürst von Metternich hierzu des *Peters* oder des *Pauls* bedient hat. Zschokke Schriften 26, 293: am Ende aber dreh ich dafür die Hand nicht um, ob *Peter* oder *Paul* zuerst an die Reihe kommt. — *Gans, Gickgack:* Simrock Sprichw. S. 138. Höniger Narrensch. 99 vw. *Geuch, Gecken:* Fischart Practic B iiij vw.]

Barbara hat zwei Koseformen, die ziemlich weit aus einander gehn, entwickelt. Die eine, näher bei dem Grundwort bleibende ist das schweizerische *Babi*, appellativ ein einfältiges Kind oder auch ein schon erwachsener Mensch, ob Mann, ob Weib, von kindischem oder weibisch zaghaftem Benehmen [Bezug auf *bâbe* altes Weib? mhd. Wb. 1, 75 a. Diez, Wb. d. rom. Spr. 2, 7], wo es von Kindern gesagt wird, noch gern mit einem Zusatze, als *Babi-Dunkel, Dittibabi, Dockebabi*, und die Puppe der Kinder selbst, das Ditti, die Docke, wird Babi genannt, mit der Puppe spielen oder in gereifteren Jahren noch kindisch thun *baben* (Stalder 1, 120 fg.). Die andre Form, die von Barbara eigentlich nur den Anfangsconsonanten festgehalten hat, ist das schwäbische *Bell:* wir haben sie aber, in der Verkleinerung *Beylgen,* vorher auch am Niederrhein und schon im vierzehnten Jahrhundert vernommen, und finden ohne Verkleinerung *Bele, Bela* schon im dreizehnten, z. B. bei dem von Stammheim (v. d. Hag. Minnes. 2, 77 b. 78 b. 88 b); ein dickes Weibsbild nennen die Schwaben *dicke Bell:* Schmid S. 54.

Benz wird heut zu Tage in der Schweiz gleichbedeutend mit *Beni* d. h. als die Koseform zu *Bendicht* oder *Benedict* gebraucht: dem Mittelalter, dem Benedict nicht so geläufig war, während doch *Benzo* bereits im Althochdeutschen überoft vorkommt (Förstemann 1, 213), wird es zu *Bernhard* gehört haben[31]); ebendahin auch (vgl. oben 4, 153) *Perz* und *Bertschi* (Wittenweilers Ring) und *Betze* und *Pez.* Ausserhalb der üblichen Verbindung mit Kunz, für sich allein, bezeichnet Benz dem entsprechend, dass gerne die Bauern so geheissen, einen rohen trotzigen Gesellen (Schmid S. 55); bei Burkard Waldis einmal auch „manch ungelerter Benz vom Adel“ (Wörterb. d. Br. Grimm 1, 1477). Das Zeitwort *benzen* aber ist s. v. a. Händel suchen: so in dem Wortspiel Abrahams a S. Clara „Du bist öfter zu Penzing als Friedberg“ (oben S. 101[32]); jetzt hat es den abgeschwächten Sinn eines zudringlichen Bettelns (Schmeller 1, 183).

---

31) [Vielmehr zu *Berhtolt:* Uhland in Pfeiffers Germania 1, 333 fg. Die Abkürzung von Bernhard ist *Benno:* Mon. S. Gall. 2, 14 *Bennolinus* = 12 *Bernhardulus* (der natürliche Sohn Karls des Dicken).]

32) *Penzinger, Hadersfelder, Greiner* (Weine): Abr. a S. Clara 19, 392.

Aber auch Benz wie sein Genosse Kunz und noch manch andrer dieser Appellativnamen ist zugleich einer von den vielen Namen des Menschen, die man auf den Teufel übertragen hat (Oberlin Sp. 120), und örtlich der Name einer Spukgestalt, eines Nachtgespenstes in dem Carcer der hohen Schule zu Ingolstadt (Schmeller a. a. O.).

Catharina. Die nächste Verkleinerung *Ketterlin* braucht Murner (Lutherischer Narr Z. 1524) im Sinn einer leichtfertigen Dirne zusammen mit Gretlin[33]): jetzt bedeutet *Katterl, Kattel* u. s. f. den Süddeutschen eher eine Schwätzerinn und einen Schwätzer, *Mari-Katterl* ein Mädchen von Gänseart, ebenso die Abkürzung *Treinl* (Schmeller 1, 492), und auch Norddeutschland kennt die *dumme Trine,* während das 164ste Märchen von einer faulen dicken Trine erzählt; unpersönlich aber ist *das laufend Katterl, die schnelle Kathrine* der Durchfall („Aber was soll dieses gegen ihren ganzen Leib selbst zu rechnen seyn; den ich zwar nicht bloss sehen kan? Ist er nicht so zart, schmal und anmuthig, als wenn sie acht Wochen die schnelle Catharina gehabt hätte"? Simplic. Stuttg. 1, 227) und *Jungfer Kattel* die monatliche Reinigung, diess vielleicht Anfangs nur ein gelehrtes Wortspiel mit κάϑαρμα (Schmeller 2, 342), jenes ein deutsches mit *kât* d. i. Koth.

Von *Heinrich,* das mit seinen mehrfachen Koseformen wohl das häufigste in dieser ganzen Reihe ist, könnte man auch wieder sagen „Hans oder Heiri, 's isch glich": denn es geht in der Entwickelung seines appellativen Gebrauches fast Schritt für Schritt neben Hans und Jan her, und wechselt sogar gelegentlich mit denselben ab. Weil es gleichfalls ein Bauernname, bezeichnet *Heini oder Heine* in der volksmässigen Dichtung zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts insbesondere den Eidgenossen, gegenüber Bruder Veit dem Landsknecht (Uhlands Volksl. S. 475 fgg. Rochholz Eidgenöss. Lieder-Chronik S. 366. Manuel S. 405); die zwei Schweizerbauern, deren Gespräch das Drama Combisst eröffnet (Gödekes Gengenbach S. 294), tragen

---

33) [*myn liebs Kettherlin:* Hartlieb de fide meretricum bei Zarncke, die deutschen Univ. 1, 72. *Ketterle:* Höniger Narrensch. 98 rw. *Kätherlein,* Wortspiel mit Katze: Froschmäus. H 8 a. — *dei Apentrine* van Eva: Sackmann, Predigten S. 69.]

die Namen *Haine* und *Hänsslin,* der im Beginn des Weltspiegels von Valentin Boltz den Namen *Heini Wunderfitz,* und bekannt ist Jacob Rueffs *Etter Heini*[34]). Dann heissen Diener oft auch Heinrich: in Albrechts von Eibe Verdeutschung der Menächmen ist aus dem Peniculus ein *Heyntz* geworden; in der Schelmenzunft Cp. 9 „Ich haiss knecht Haintz"; so auch im Märchen und schon im Mittelalter: vgl. den Armen Heinrich d. Br. Grimm S. 213 und oben S. 146[35]). Daran schliessen sich, theils noch auf Grund der Begriffe Bauer und Knecht, theils mit vollster Verallgemeinerung, *grober Heinz* und *grober Heiny:* „Merk, bauer! du bist ein grober Heinz" Uhland S. 698. Geilers Narrensch. Bl. 30 a; *fauler Hentz* B. Waldis Esop 3, 48: von dem faulen Heinz erzählt aber auch ein eigenes Märchen, das 164ste der Br. Grimm; *Tummerhentz* B. Waldis 4, 8; *Gigenheinz,* womit Murner einen Hauptnarren, einen Doppelnarren bezeichnet (Luth. Narr S. 92. 221), d. i. gickend Heinz: *gicken* s. v. a. kichern oder stottern (Schmeller 2, 25); *Hainz Narr* im Holzschnitte zu Brants Narrensch. Cp. 5; *Heintz Lül:* „Sunder thut man zu wissen Den jungfrauwen ane danck: Welche ein floch hette gebiessen Sieben schuch lanck, Die noch ein schappelin uff leit, Die sol man straffen mit der rutten, Die Heinz Lül zwuschen den beyn dreit" Lied des 15. Jahrh. in Fichards Frankf. Archiv 3, 392: *lüll* ist ein Narr (Uhland S. 528) und wird ebenso von *lullen,* an Zunge oder Finger saugen, abgeleitet sein wie das gleichbedeutende *Lalli* von *lallen*[36]). Ferner auf Niederdeutsch *holten Hinrik* ein hölzerner, plumper Kerl, *knökern Hinrik* ein äusserst magerer, *îsern Hinrik* ein sehr starker und muthiger Mensch (der Arme Heinr. d. Br. Grimm S. 214). Wie aber aus den Reimen des Basler Todtentanzes Str. 30 hervorgeht, dass schon im vierzehnten Jahrhundert *Heine* der gangbare Name eines Narren von Beruf gewesen, so ist denn auch

34) *Heyne von Ury* Garg. 231.

35) *Heintz der grobe Knecht:* Eyering S. 28. treuer Knecht Heinrich: v. d. Hagen, Gesammtabent. 1, 214. 3, 198.

36) [*grober Heintz* Garg. 221. *fauler Heinz* Musäus 726. *Hausmehrlein — von albern und faulen Heintzen.* Rollenhagen Froschmäus. B 1 rw. Eyering S. 70 fgg. *Mistheintz* Garg. 367. *Heinz Widerporst* H. Sachs 1. 176. *Heinz Narr* Schade Sat. 1, 84. *Heinz Worsthans* das. 83. vgl. Becker Geschlechtsnamen S. 12.]

Heinel oder *Heinz* oder *Hienz* allein der Appellativausdruck für Narr und Dummkopf und das Zeitwort *hienzen* s. v. a. zum Narren haben: Schmeller 2, 220; in eben diesem Sinne redet Luther K. Heinrich VIII. von England kurzweg mit Heinz an und das Weib in Murners Geuchmatt S. 960 ihren Narren mit *Heyntzmann Hugk:* letzteres ein bedeutungsloser, bloss reimender Zusatz. Insbesondre ist Heinel ein Mann, der seiner Frau alles nachsieht; Abraham a S. Clara nennt einen solchen auf Lateinisch *Henricus:* ein Fingerzeig, dass unser Wort *Hanrei* aus dem französischen *Henri* komme (Schmeller 2, 198 fg.). Harmloser, wenn Heinz und Metz ein Liebespaar sind (Uhland S. 640) wie Hans und Grete: aber ebenwie Hans, nur noch häufiger als dieses, geht Heinz u. s. f. auch ins Dämonische über: der Teufel wird *Heinze Bockerlein* (Schmeller 2, 220) oder *Grauheinrich* oder bloss *Heinrich* oder *Hinze* genannt (J. Grimms Mythol. S. 1016), Hausgeister *Heinzlin* und *Hinzelmann* (ebd. S. 471), die Alraunwurzel *Heinzelmännlein:* Frisch 1, 438 b[37]). Hieraus und aus dem alten Gebrauch den Figuren des Puppenspiels, des ludus monstrorum, allerhand Schreckgestalt zu geben (Mythol. S. 469. Litt. Gesch. S. 299) erklärt sich *Heinzel* als Name einer Marionette und des Spiels mit solchen und einer Comödie, die schlecht wie ein Puppenspiel ist, und der verbale Ausdruck jemand *heinzeln* d. h. sein Spiel mit ihm treiben (Schmeller 2, 220). Da aber die Begriffe Teufel und Tod auf das mannigfaltigste sich berühren, so mag auch *Freund Hein* als euphemistischer Name des letzteren (Mythol. S. 811) nur eine Abkürzung von Heinrich sein. Zuletzt wird Heinrich ebenfalls auf Dinge übertragen: wie Hänsel ist *Heinz* oder *Heinzel* ein Geräth zum Halten, Tragen, Ziehen u. dgl., *Stiefelheinz* z. B. wie Stiefelhänsel ein Stiefelknecht, *Heuheinz* eine Vorrichtung zum Trocknen des Heus, und das Heu auf einer solchen trocknen wird *heinzen* genannt (Frisch 1, 438 a. Stalder 2, 35. Schmeller 2, 220. Schmid 271), ein Ofen mit schwachem Zuge bei Chemikern und Apothekern *fauler Heinz* (Frisch 1.

---

37) *Heintz* der Bergmann (-geist) Froschmäus. Xx 5 b. Englisch der Teufel *Old Harry*, der Hausgeist *Puck Harry:* Br. Grimm d. arme Heinrich S. 215. dän. *Gammel Erik* der Teufel? Mythol. 941.

438 a), schlechtes Nachbier in Baiern *Heinzel* (Schmeller 1, 301) und in Berlin eine besondre Branntweinmischung *sanfter Heinrich*. Ausserdem noch giebt es Kräuter des Namens *guter, stolzer, grosser, böser, rother Heinrich* (Mythol. 1163 fg., Schiller, zum Thier- u. Kräuterb. 2, 32); von der *Herba bona Heinrici*, in der Schweiz bloss *Heinerli* genannt (Stalder 2, 35), kam eine Salbe gegen den Aussatz (der Arme Heinrich d. Br. Grimm S. 214), so dass man sich hier die Sage von dem aussätzigen armen Heinrich als Anlass der Namengebung denken mag.

Konrad, vollständig wie verkürzt den sprichwörtlichen Genossen von Heinrich oder Heinz, bezeugt als vielgebrauchten Bauernnamen (s. oben S. 146) noch im J. 1514 *der arme Konrad*, die appellative Gesammtbenennung der empörten Bauern in Würtemberg: darum auch heisst ein Mensch ohne Bildung ein *grober Conz* (Stelle des Malagis in Gervinus Litt. Gesch. 2, 77), und gleichfalls auf die bäurische Plumpheit geht eine sprichwörtliche Redensart der Oberpfalz, Blind drein platzen, tappen, rathen u. dgl. wie Kuenz in die Nuss (Schmeller 2, 314[38]); den *Küenzlîn* als Diener kennen wir bereits aus dem dreizehnten Jahrhundert (S. 146); *Kuonz* oder Conz mit der Metzen als Liebespaar wie Heinz und Metz und Hans und Grete hat das Narrenschiff 61, 27 („Wann Kuonz mit Mätzen danzen mag, In hungert nit ein ganzen dag") und ein noch älteres Volkslied bei Uhland S. 340. Noch mehr in das Allgemeine, in den blossen Begriff eines Jemand gewendet[39]) zeigt den Namen ein von Luther gebrauchtes Sprichwort, „Konrad ist auch böse" d. h. auch ein Andrer, nicht bloss ich kann darüber in Zorn gerathen (Frisch 1, 173 a). Auch den gehassten und gefürchteten Jemand, den Teufel, nannten die Hexen öfters Konrad, Kunz, Künzchen (Myth. S. 1016); die Luzerner nennen ihn *Kueni* (Stalder 2, 142) und im hochdeutschen Reinhard Fuchs ist *Kuonîn*

---

38) *Cuntzen ferkel:* Eyering S. 815 fg. *Schweinkuntz* Zarncke Univers. im Mittelalter 1, 124. Garg. K 7 rw. *Sewkuntz* Zarncke 1, 126. — *der arme Kunz* Musäus 710. *Cuntz ohn Sorg* Eyering 775 fg.

39) [*Cůnz* Minnes. 3, 91 a. Hagen. Schade Sat. 2, 119 fg. *der reiche Cuntz* Garg. 521. *Cůntz Schlauraff* Practica B iiij vw. *Kaunz, Kaunzin:* Schmeller 2, 346. *Reicher Kauz, Geldkauz* (*kaunzen, kauzen*, knausern Schmeller a. a. O.): Frisch 1, 505 b. *närrischer Kauz, schlimmer, seltsamer Kauz.*]

der Name des Waldteufels, des grossen Waldaffen (J. Grimms Sendschreiben S. 53[40]). So wird denn der *Kunz hinderm Ofen* der alten Taschenspieler („Woltst darumb nicht Kuntz heyssen, weil man inn Sachssen den Schweinen also ruffet und die Gauckler Kuntz hinderm Ofen rufen?“ Fischarts Gargantua M 6 rw.), wovon Taschenspielerei treiben *den Kunzen jagen* (Manuel S. 371) und ein Taschenspieler selbst *Cuontzenjager* (Fischarts Garg. 355. Practik B iij vw.), *Kunzenspieler, Kuntzmann* hiess (Frisch 1, 558 a) [*Kuntzenwerck* Garg. 264], es wird dieser Kunz auch nur der Teufel und eben hier der Anlass zu suchen sein, aus welchem man sonst den sogenannten Schlafapfel, den schwammigen Auswuchs des Hundsrosenstrauches, der unter das Kopfkissen gelegt den Schlaf befördern soll, eine Art von Zaubermittel also, auch Schlafkunz nennt (Frisch a. a. O.[41]); im Eselkönig S. 18 wird unter der Hofdienerschaft des Löwen mit aufgezählt „Herr Schlafkunz, der Tachs, ein edler Schwab, Kammermeister“[42]). In jener Sitte aber auch den Schweinen Kunz zu rufen der Anlass, dass *Kuonzen, Küenzen, Küenzel* endlich noch den Fettansatz unter dem Kinn bezeichnet (Schmid S. 313): so in der Ordnung eines Frohnleichnamszuges von 1580 „S. Augustinus soll ein langer zimblich faister molscheter Mann seyn, der gar khein part oder nur ein wenig khneblpärtle und zway khlaine Zipfelin am khin und einen zimblichen Kienzen und fast ein gestalt hat wie der Ainhoffer gastgeb“ (Schmeller 2, 314). Daher ist einem *den Künzel streichen*[43]), ihm *künzeln* oder *kunzen* (Renner 17177) s. v. a. um den Bart gehn, schmeicheln, liebkosen (Stalder 2, 144. Schmeller und Schmid a. a. O.[44]), und Frisch 1, 558 a ist im Irrthum, wenn er diess künzeln aus kindseln entstellt glaubt.

---

40) *Kûz, Kauz,* Eulenart: s. Frisch a. a. O.

41) *Haselkauzen* die von den Weiden oder Nussbäumen vor der Blüthe herabhängenden sog. Kätzchen: Frisch 1, 505 b.

42) ein Schwab: Bestätigung der in Haupts Zeitsch. 6, 260 gegebenen Herleitung dieses Volksnamens.

43) *den Kauzen, Kûzen streichen:* Frisch 1, 505 b. 541 a. *kaunzen, kauzen,* sich schmiegen, sich ducken (Schmeller a. a. O.): vom Kunz oder vom Käuzlein?

44) Vgl. „Et tenuit manu dextra mentum Amasae quasi osculans eum“ 2 Reg. 20, 9: Renner 75 b. Δεξιτερῇ δ’ἄρ’ ὑπ’ ἀνθερεῶνος ἑλοῦσα

Meister *Marten* wird im Simplicissimus 3, 769 als Gemeinname der Metzger, von den Hexen aber ward *Martin* oder *Merten* gern als Name des Teufels gebraucht (Mythol. S. 1016); letzteres vielleicht weil man ebenso den Affen zu rufen pflegte: ich erinnere an Kueni und Kuonîn; aber auch Eseln und Bären ward damit gerufen: „weil der Gauckler seinem Affen Meister *Märtin* und die Müller ihren Eseln und die Churwalen den Bären also ruffen“ Gargantua M 7 vw. [romanisch *Martin pescatore* ein Seefisch, franz. *martinet pêcheur* Eisvogel: Diez Wb. der roman. Spr. 1, 265.]

Peter haben wir appellativ als *dummen, faulen Peter,* als *Dudelpeter,* der Alles zögernd langsam macht, als *Hinkepeter,* als *Sporenpeter* d. i. einen querköpfigen grillenhaften Menschen, als *Umstandspeter,* und dazu noch die Bezeichnung eines mühsam grübelnden Arbeitens, das Zeitwort *petern*[45]); in Berlin ist *Peter Meffert,* in Basel *Peter Blær,* in Baiern *Peter Blöckel* irgend jemand: „„Wer“? „Peter Blær““ (Basl. Kinder- und Volksreime S. 41); „Wenn den Prediger die Memorie verlässt, mag er ein Exempel zum Besten geben; denn während man von Peter Plöckl erzählt, findet man den abgerissenen Faden wieder“ (Schmeller 1, 235): von dem unverkleinerten *Peter Bloch* erzählt ein norddeutscher Volksreim, den Musäus für seine Geschichte vom Schatzgräber benutzt hat: „Jungfer Ilse. Niemand will se: Da kam der Koch Peter Bloch, Und nahm sie doch“. Weiter ist *Meister Peter* ein Name des Scharfrichters (J. Grimms Rechtsalterth. S. 883), *Hollepeter* und *Petermännchen* für Hauskobolde (Mythol. S. 473. 478; *holle* aus *holde* Schutzgeist: ebd. S. 245), *Peterlein, Peterle* und wiederum Meister Peter für den Teufel selbst (ebd. S. 956. 1015), und wenn es wahr ist, was

λισσομένη προσέειπε Δία Κρονίωνα ἄνακτα Il. 1, 501; 10, 454. Soph. Electra 1208. Callimachus Hymn. in Dianam 26. „Dô was der magede hant an ir vater kinne“ Gudrun 1545. Mit der Zeit nun fasste mich, der zum Greise geworden, das Alter an das Kinn und sagte gleichsam aus Liebe zu mir freundlich die Worte: „was machst du, mein Sohn, noch jetzt in dem Hause?“ Somadeva 2, 97. — Plinius hist. nat. 11, 103. Caes. Heisterb. 11 19. Beafl. 14, 38.

45) *Lüskenpeter* Spottname eines Schneiders Lauremberg Sat. 1, 159. *Peter Ferkel* Zarnckes Univ. 1, 124. *Peter Maffert* Lauremberg. Sat. 4, 348 und Anmerk. S. 238 fg.

einmal Felix Hemmerlin erzählt (Reber S. 366), dass der Rath zu Erfurt niemanden des Namens Peter in seine Mitte habe wählen lassen, so sollte damit wohl den übeln Erinnerungen an Henker und Kobold und Teufel ausgewichen werden, schwerlich aber dachte man wohl mit Hemmerlin daran, dass *Petrus* von *petra* komme und deshalb alle, die Peter heissen, hartköpfig und unbeugsam seien. Den *dummen Peter* brauchen wir aber auch als Namen einer bestimmten Fastnachtsverkleidung, den *schwarzen Peter* als den einer Art Kartenspiels, ursprünglich einer einzelnen Karte, des Piquebuben, und in der Feuerwerkerei *Petermännchen* als den eines sonst sogenannten Sprühteufels: mit noch entschiednerer Uebertragung auf unpersönliche Begriffe heisst das zu Löwen gebraute Bier wiederum *Petermann,* wie anderswo (Schmeller 1, 301) das schlechte Nachbier *Peterl,* und in eben solcher Verkleinerungsform hat sich die deutsche Sprache schon des Mittelalters und noch jetzt im Süden das Fremdwort *petroselinum* die Petersilie bequem gemacht: *betirlin* Schmeller 1, 301; *beterli* Vocab. opt. 43, 156; *peterlin* Müller 3, XXIX c. XXX a. XXXVIII b; *Peterli* Stalder 1, 158; *Peterl* Schmeller a. a. O. Einen Kuchen aus der ersten oder Biestmilch einer Kuh nennt man Kuhpriester und Kuhpeter (Schmeller 2, 274. Schmid S. 332), das Fensterkreuz *Fensterpeter:* Drei Vorreden v. Skepsgardh 1, 117. Wenn man aber auch die weiblichen Brüste *Peter* und *Pauli* nennt (Schmeller 1, 301), so mag darin eine Beziehung auf jenes berühmte Glockenpaar zu Köln (oben S. 96) liegen: oder auf die zwei Apostel selbst, als die an der Thür des Himmels stehn[46])"?

Endlich *Rudolf,* abgekürzt und verkleinert *Ruodi, Rüedi,* gehört so als Appellativname in zwiefacher Beziehung den Schweizern an. Hier in Basel ist *Hans Ruodi* ein dummer Kerl, *Ruodi* allein im Luzernerbiet ein Mann, aber auch ein Weib, dem alle schwere und unsaubere Arbeit aufgeladen wird, ebendort *Rüedi, Rüedibueb, Rüedimaitli* zuchtlose Knaben und Mädchen, ein Wüstling *Säurüedi:* Stalder 2, 288. Zugleich aber ist Rüedi einer der Hohnnamen gewesen, die das feindliche

---

46) [*Ziegenpeter* Zachers Zeitschr. 1, 310. *Petermann* penis Garg. E 1 rw. vom Papagei: Diez Wörterb. der rom. Spr. 1, 307 s. v. parrocchetto.]

Ausland für die Eidgenossen insgesammt gebrauchte: es kommt derselbe, in *Ridi* verderbt und neben dem gleichangewendeten Heine, in einem Lied von 1515 zu Ehren Bruder Veits d. i. der Landsknechte vor: Uhland S. 475 fgg.

Hans und Jan und Grete, Hinz und Kunz und Benz u. s. w., für alle diese appellativ gewordenen Eigennamen hat sich uns als der erste und hauptsächlichste und als der überall durchgehende Grund und Anlass solcher Verallgemeinerung die Häufigkeit erwiesen, mit der sie das Volk zuerst als die wirklichen Namen einzelner Personen gebraucht hat oder noch gebraucht. Nächstdem mag, aber jedesfalls immer nur in zweiter, dritter Linie, hie und da noch sonst ein Umstand mitgewirkt haben, den wir, die in der Nachwelt und ausserhalb eines ganzen Volkslebens stehn, nur nicht mehr überall herauserkennen, Wortspiele mit Appellativen gleichen oder ähnlichen Lautes oder Anspielungen gleich jener, die dem Namen Leonhard den appellativen Sinn eines trägen Tölpels gegeben (oben S. 119). Die Verallgemeinerung aber dehnt den Einzelnamen zuvörderst über ganze grosse Menschenclassen aus, wie zumal eine der vorherrschenden Unarten, die Dummheit, die Faulheit, die Liederlichkeit sie vereinigt, und es werden, wenn Dummheit zu bezeichnen ist, im Voraus etwa männliche, wenn Liederlichkeit, weibliche Namen gebraucht. Von den Menschen geht es sodann nach der einen Seite zu den dämonischen Wesen: Furcht und Wollust sucht denselben zu schmeicheln, indem sie ihnen menschlich vertraute und in der Form schon kosende Namen beilegt. Und menschlich und schmeichelnd gleich den Dämonen werden auch Krankheiten benannt[47]), die ja dem Aberglauben nur Dämonen sind, welche den Leib oder ein Glied desselben in Besitz genommen, die er auch als solche mit Segenssprüchen beschwört um sie zu vertreiben oder herauszulocken. Ebenso mag ausser dem Scherz und der Lüsternheit eine dämonische Auffassung in den Fällen walten, wo einzelne Glieder Namen nach Menschenart empfangen: ich denke dabei, auf Grund der gehaltvollen Erörterungen Wilh. Grimms, vorzüglich an die Fingernamen, an

47) [Vergl. die persönlich gebildeten Krankheitsnamen *Brenner*, *Gluckser*, *Kreister*, *Laufer*, *Meuchler*, *Pfitzer*, *Pfeifer*, *Verleider*. — *Beutelmann* Fieber, *Blattermann* Kindspocken Schmeller 1, 219. 2, 580.]

Namen wie *Langmarten* und *Lange Marje,* Entstellungen von *lancmar,* die für den Mittelfinger gelten, *Klein Jäckchen* und *Johann* für den vierten, aber auch *Kort Johann* für den Zeigefinger, und *Piphans* und *Peter Müllermann* für den kleinen: W. Grimms Exhortatio S. 32 fg. Simrocks Kinderbuch S. 6. 325. Nach der anderen Seite lässt sich die Namengebung bis zu leblosen Dingen hinab, zu Speisen, Kleidern, Geräthschaften: aber es geschieht um dieselben zu vermenschlichen und weil man sie auch schon sonst vermenschlicht: heisst doch auch der Stiefelzieher *Stiefelknecht,* eine Tabelle, die einem beim Rechnen hilft, *Rait-* oder *Rechenknecht* (oben S. 60, vgl. Frisch 1, 527b), und den Baiern sind *Brotmannl* und *Bettelmann* und der *blinde Mann* Brei und Mus und Gebackenes: Schmeller 2, 584[48]). Am weitesten endlich von dem Urbegriff entfernen sich die Zeitwörter, deren Herleitung von Eigennamen erst die appellative Umwandlung der letzteren vermittelt: *pêtern* zum Beispiel, unmittelbar von dem wirklichen Eigennamen *Pêter* selbst gebildet, wie es Ottocar einmal braucht („den man iezuo pâbest siht, weiz got der pêtert niht: wan ob er pêtern wolde, weiz got, sô solde er nu niht wesen sein" 455 a), braucht eben auch nur er diess eine Mal so: bei dem jetzt üblichen Sinne des Zeitwortes aber (oben S. 153) denkt schwerlich jemand mehr an den Eigennamen: der appellative *Umstandspeter* liegt verdeckend dazwischen.

Ich habe jedoch mit diesen übersichtlichen Bemerkungen einigermassen vorgegriffen, insofern sie theilweise auf Beispiele sich beziehen, die erst noch anzuführen sind: denn es ist noch eine beträchtliche Anzahl appellativer Eigennamen übrig. Es könnte diese Zahl noch um vieles vermehrt, die Belege könnten überall noch mehr gehäuft werden, wenn ich auch die nordischen Sprachen und besonders die englische mit hereinziehen wollte, die wie bekanntlich an Koseformen der Eigennamen, so auch an bald zarter, bald launiger und derber Appellativverwendung derselben überreich ist. Aber ich enthalte mich, wie schon bisher

---

48) [Münzen: *Dreier, Dreiling*; *Petermann* Frisch 2, 46 a. *Henkelmann* Weist. 3, 311. — *Ackerwurz* Calmus, *Ackermann* candirter Calmus: Frisch 1. 10 b. *phefferman* Pfefferbrühe Suchenw. 31, 164 fg. in Basel *Glättemâ* Glättmann ein Plättbrett. *Päffchen,* Halsbinde der Geistlichen.]

durchweg geschehen, um mir und den Lesern Zeit und Kraft zu sparen, und beschränke mich fortan lediglich auf Deutschland. Und hier wird nach wie vor die Hauptquelle, aus der wir auch für diesen Theil unserer Sprach- und Culturgeschichte dankbar und mit Wehmuth schöpfen, das Bairische Wörterbuch von Schmeller sein.

Adelheit, in Murners Luth. Narren Z. 1371. 3980. 4172 der Name eines umherziehenden Spielweibes. [*Adelheit* Berthold 114, 31. *Heinz* und *Adelheit* Eyering S. 70 fg. *Aleke* Minnes. 3, 91 a. *kamerâlke* Reineke V. Gl. 3, 4, 12.]

Aegidius hat zwei Koseformen, die eine, näher bei dem Grundwort bleibend, *Gidi,* die andre, dem französischen Gilles zu vergleichen, *Gilg* [*Gilje* Ruther 3945. *Gilege* 2926. *Jilge* 4068] oder, wie auch die Lilie Gilge und Ilge, der Gyps in der Schweiz auch Ips heisst, *Ilg* und hieraus, indem der Schlussconsonant von *Sant* oder *Sand* sich vorn daran heftet, *Till* oder *Dill:* ebenso ist in der Schweiz der Vorname Urs zu Durs, in Basel die Sanct-Alban- und die Sanct-Elisabethenkirche zu einer Dalben und Delsbethen geworden[49]), in Baiern Sanct-Annenbrunn, Sanct-Annengärtlein zu Tannenbrünn und Tannengärtlein: Schmeller 2, 695; vollständiger noch mit doppeltem Zungenlaut schreiben ältere Urkunden Sanct Turban für Urban und eben auch *Sand Dyligen* d. i. Sand Iligen, Sanct Aegidien *tag:* ebd. 3, 274. Eine dritte Form *Didel* (Schm. 1, 358) kann zugleich Erweiterung von Dil und Verkleinerung zu Gidi, Sand-Idi sein: diese kommt jedoch nur in appellativem Sinne vor. So aber gebraucht, ist *Gidi, Strumpf-Gidi* ein unbesonnener, leicht sich übereilender Mensch (Schm. 2, 17), *Didel* [*mein kleiner Dille:* Garg. 241] und mit imperativischem Zusatze *Til Tapp* (Garg. 367. H. Sachs), *Dill Dapp, Dille Dapp, Dil Tapp, Didel Tapp,* Worte wie oben S. 136 Hans Tapp, ferner *Happerdidel* und *Lattidel,* wer sich närrisch und übereilt oder auch mit schläfriger Einfalt benimmt, ein Narr, ein Tropf: ebd. 1, 358. 365. 450. 2, 221. 512. Schmids Schwäb. Wörterb. S. 126; bei Abraham a S. Clara (Judas 4, 188) „ein läppisch Kind oder kindischer Lapp und *Tidltapp*"; andre Stellen, bereits vom fünfzehnten

---

49) [*n* aus *don, dominus:* Diez Gramm. 2, 276.]

Jahrhundert an, im deutschen Wörterbuche d. Br. Grimm 2, 1151. Möglich, dass auch Till als der Name des Eulenspiegels nebenbei auf den Narren zielt: indess konnte Till von Lübeck aus (oben S. 129) auch den Umwohnenden beliebt geworden sein; in Lübeck selbst aber war der Name wohl des heil. Aegidius wegen so beliebt, dem eine der Hauptkirchen geweiht ist[50]). Eine mit dem Ablaut spielende Verdoppelung von Dill ist *Dilli Dalli:* Dilli-Dalli-Häusel bauen ein Kinderspiel („dass Schlimp Schlamp Schlodi sei aller Reichthum Crœsi, dass Dilli-Dalli-Häusel bauen sei alle Pracht Pompei, dass Lirum Larum sei alle Wollust Sardanapali gegen die mindiste Ergötzlichkeit des Himmels“ Abr. a. a. O. 1, 149; ebd. S. 478. 7, 38; Hui und Pfui der Welt S. 600); *Dille Dalli, Dille Delle:* Schmid S. 126. Schmeller 1, 364; dazu bei Luther auch ein Zeitwort *tillen tellen:* Br. Grimm 2, 1150. [*dallen* Eyering S. 61.]

Anna. „Warum so maulhengkolisch? hat ihm der Schauer in Beutel geschlagen, oder das *Wäscher-Annel* ein Repuls gegeben“? Schuppius 1, 873. In Ulm *S. Anna* ein schmerzlich schimpfliches Strafgerüst für Weiber, eine sogenannte Geige: Schmid S. 24; aus welchem Anlass?

Appollonia. „Die *Appel,* unflätige Weibsperson, schwatzhafte Person“ Schmeller 1, 88; adjectivisch *appelhaft* albern: Schmid S. 6. [In Zürich *Appel* auch für Männer und als freundlicher Schimpf im Sinne von Narr gebraucht.]

Bartholomäus, Koseform *Bartel.* Meister Bartel der Henker: „Noch Barthel [wollte ich heissen] vonwegen des trockenen Bartscherers Meyster Barthels“? Gargantua M 7 vw. *Geissbartel* ungeschickter, *Schussbartel* überlebhafter Mensch (Schmeller 1, 203. 2, 74. 3, 411), *Schmutzbartel* und einfach *Bärtel* in Steiermark ein Kobold: Mythol. S. 483. Dass aber Bartel, obgleich Schuppius in der bekannten Redensart „wissen, wo B. den Most holt“ einmal die Form Barthold gebrauchen soll (Wörterb. d. Br. Grimm 1, 1145 mit unfindbarem Citat*), dennoch nicht

50) [Fischart Eulenspiegel Cap. 1: *und man hiesz in dem Tauff geschwind Tyl Eulenspiegel das schœn Kind, dann der Nam ist daselbst* (Dorf Knettlingen in Sachsen) *gemein, gleich wie bei uns der Hans mag sein.* Murners Ulenspiegel gibt diese Erklärung nicht.]

*) [es steht Seite 617 der Schuppiusschen Schriften, Frankfurt 1684. Heyne.]

von Barthold, sondern von Bartholomäus komme, zeigt eben dieser Schuppius an einer andern Stelle, welche zugleich die ganze Redensart erklären hilft. Er sagt 1, 121 „wo man Holz umb Weynachten, Korn umb Pfingsten und Wein umb Bartholomæi [24. August] kauft, da wird Schmalhans endlich Küchenmeister“: wer aber nun weiss, wo Barthel dennoch Most holt, wo man um Bartholomäi sogar schon neuen Wein kaufen kann, der weiss unter allen, auch den schwierigsten Umständen sich zu rathen. Ein Bezug aufs Trinken liegt also in der Redensart ursprünglich nicht: der weiter abgeleitete Imperativausdruck für Trunk, ein *Trink Bartel* (Br. Grimm a. a. O.), legt ihn erst hinein. Im Hennebergischen endlich ist Bartel eine Mütze, eine Pelzhaube, schwerlich, da das Geschlecht ebenfalls männlich ist, „aus dem alten Baretlein zusammengezogen“ (Schm. 1, 203): das Wort mag den Eigennamen auf das Appellativum *Bart* hinlenken wollen, wie das wohl auch im Geissbartel der Fall ist und das auch Fischart dort mit seinem trockenen Bartscherer Meyster Barthel meint[51]).

Caspar ist ein üblicher Knechtsname (oben S. 319), *Kasperle, Kasperl* der schalkhaft dumme Knecht im Puppenspiel und davon *käspern, käsperlen, kasperln* zum Narren haben, necken (Schmeller 2, 338. Schmid S. 306); *Caspar, Kasperl, Käsperle* aber auch der Teufel (Schmeller a. a. O., Mythol. S. 1016) und als Sachname ein Zehnbätzner[52]). Die Redensart *Casparschmalz anstreichen*, die jetzt s. v. a. schmeicheln ist (Schmeller a. a. O.), wird ursprünglich den mehr handgreiflichen Sinn des Bestechens besessen haben.

[*Christian* in der rothwelschen Grammatik (oben S. 114) Jacobsbrůder.]

Christoph oder *Christoffel* aus Christophorus, die Kose-

---

51) [*Bartel*, Narr, einfältiger Mensch. *Dummer Bartel.* Auch *Lachbartel* Lachnarr: Schmid, westerwäld. Idiot. S. 14. *Schoszbartel*, *Schuszbartel*, Geck, Hasenfuss, Spassmacher: ebenda S. 208. *Saubartel* unreinlicher Mensch. Vgl. Pfeiffers Germ. 14, 219.]

52) [Teufel *der schwarze Kaspar:* Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit 2, 77 aus einem Bericht über die Belagerung der Stadt Pilsen 1619. *Caspar* der Mohr unter den heiligen drei Königen, Teufel der *hellemôr*.]

formen *Stoffel* oder *Stöffel* und *Töffel*. Auch diess wiederum Knechtsnamen mit dem Nebenbegriffe der Faulheit: „wol auf, Gretlein und Stöffel“ in dem alten Liede vom Schlaraffenlande (Haupts Zeitschr. 2, 566); und die Bezeichnung jedes ungeschickten einfältigen Menschen: Schmeller 3, 619; wenn Fischart im Gargantua M 7 vw. fragt „Noch Stöffel [wollte ich heissen], weil alle Seulgötzen und die Heustöffel und das Lied O Stöffel, lieber Göffel also klingt“? so weiss ich nicht, ob die Seulgötzen hier im eigentlichen Sinne von Bildsäulen der Heiligen oder uneigentlich und persönlich wie Götz und Oelgötz zu verstehn sei: in beiden Fällen aber erscheint als Anlass der appellativen Wendung des Eigennamens die Häufigkeit der Christophorusbilder: vgl. oben S. 119. In Niederdeutschland ist *Muckstoffel* ein mürrischer Mensch, im südlichen das Zeitwort *stoffeln* s. v. a. zum Narren haben: „Lass mich jetzt gleich mein Lied vorsingen, oder ich glaub, du stoffelst mich“ (Maler Müller in Bacchidon u. Milon); anderswo, indem noch das Zeitw. *stapfen* mit einfliesst, bezeichnet stoffeln ein zugleich ungeschicktes und unverdrossenes Vorwärtsschreiten. [In der Pfalz ehemals *Stoffel Rundhut* beschränkter Tölpel: Riehls Pfälzer S. 227.]

[*Cordula: Kordel* dumme Weibsperson Schmeller 2, 329.]

Dorothea. Die Verkleinerung *Duredêl*, die Verkürzung *Durl* jede Weibsperson: Schmeller 1, 390.

Elisabeth, in den Koseformen *Else* und *Lise*. Häufiger Weibername: „Hainzen Els und Cunzen Gret“ Murners Schelmenzunft Cp. 1; darum auch häufig als Name leichtfertiger sowohl als thörichter Weiber: auf dem Titel des Buches de fide meretricum der Wahlspruch „Ach lieb Els biss mir holt“ [Zarnckes Univ. im Mittelalt. 1, 87. 91 fg.] und das 34ste Märchen der Brüder Grimm von der klugen, aber nur ironischer Weise klugen Else; im nördlichen Deutschland heisst jede dumme Weibsperson eine *dumme Lise*, in der Schweiz ein Mädchen, das viel und unnütz lacht, eine *Kitterelsi*. Aus dem Begriff der Geliebten, die stets zur Hand ist, leiten sich die zwei Sachbegriffe des Namens her: *Lise* bezeichnet auch einen grossen Trinkkrug und das Strohbund, worauf sich vormals die Soldaten legen mussten um Stockprügel in Empfang zu nehmen: Schmeller 2, 499. [*fûle Lis*, anagallis arvensis: Schiller Thier- u. Käuterb. 2, 30.]

Eustachius, Staches, Stachs, „auch als scherzhaftes Appellativ üblich“: Schmeller 3, 606.

Eva. „Meine Eva“ d. i. mein Weib; „mein Adam“ habe wenigstens ich noch nie gehört. *Schwätz-Evel:* die Mundarten Bayerns v. Schmeller S. 516.

Franz ein weicher schwacher Mann: Stellen in Haupts Zeitschr. 8, 511.

Friederich, Fritz. B. Waldis in der Erzählung eines Lalenburgerstreiches (er nennt „die tollen Leut zu Dölpelbach“) Esop 4, 90 „Weil sie da bey einander sassen, Allsam ihr eigen bein vergassen; Weil sie all waren wohl gekleidt, Wisten sie keinen unterscheidt und blieben wie die *tollen Fritzen* Biss an den abent da besitzen; Vor thorheit dorft auch niemandt fliehen Oder sein Bein erst an sich ziehen“. [*Cůnz und der Fritz:* Schade Sat. u. Pasqu. 2, 119. *Fritz Hanenfeder:* Hartlieb de fide meretr., Zarnckes Univers. 1, 82. *Fritz Regenspat* Garg. 442. *dieser lose Fritz* Fischarts Dichtungen von Kurz 1, 208. norddeutsch *Läusefritz* Lausekerl.]

Gabriel. Häufiger Name: Weinlied im Liederbuch der Hätzlerinn S. 66 b „mit Götz und *Gäblîn* machst du solchen plas, Das ainer mass Dem andern, das Die löcke flöcke rüeren als den flass“. *Gaberl* unbesonnener, übereilt handelnder Mensch, *gaberln* übereilt handeln: Schmeller 2, 9.

Georg. Rabener in seinem Beitrag zum deutschen Wörterbuche unter dem Worte Deutsch „Man nennt sie auch römischgesinnte Männer oder *lateinische Görgen,* zur schuldigen Vergeltung der deutschen Michel“ (oben S. 61). Weiter ab von Georg liegt *Jodel, Joel, Jol,* das aber auch als Koseform zu *Jodocus* (Schmid S. 300 führt *jodokenmässig* im Sinne von abgeschmackt, Schmeller 2, 264 *jodelmässig* in dem von grob und lärmend an) und selbst zu *Jacob* gebraucht wird [*vergorgelen, verjörgelen, verjodelen* Fischart Leseb. 3, 482, 41. vgl. 28.]. Ayrer nennt einmal, in seinem Servius Tullius, den Narren Jodel; wieder als Knechtsname erscheint er in *Salzjodel,* der bairischen Benennung der Pferdeknechte bei der Salzschifffahrt (Schm. 2, 263): sonst in neuerer Zeit bedeutet es, als ernste und als scherzende Schelte und eben im Rückblick auf den streitbaren S. Georg, einen groben lärmenden händelsüchtigen oder überhaupt nur einen widerwärtigen Menschen (Frisch 1,

489 c), wie man denn auch *Raufjodel* und selbst von einem Stiere Jodel sagt [*Kropf- und Topfjodel* Abr. a S. Clara 19, 23.]. Auch das Zeitwort *jodeln, jolen* möchte eher auf diesen Appellativnamen als auf einen Naturlaut *jo* zu beziehen sein, da es nicht bloss das Solfeggieren der Sennen, sondern auch Geschrei und Lärm und eine jodelmässige Aufführung bezeichnet.

Gertrud. Eine *dicke Trudel:* vielleicht, weil *trudeln* s. v. a. rollen ist [(dicke) *Trutschel* dickes Mädchen, Weib. Kommt das Verbum *trudeln* erst von *Trudel?*].

Gottfried. In der Studentensprache wird ein Hausrock der *alte Gottfried*, von Seume in seiner Selbstbiographie die Ruthe *Birkengottfriedchen* genannt. Die Koseform *Götze* kann da, wo sie appellativ einen dummen Menschen meint, ebenso wohl und noch eher das verächtliche Verkleinerungswort zu *Gott* sein (oben S. 119): als stellvertretenden Gemeinnamen haben wir *Götz* schon vorher unter Gabriel gelesen.

[*Herman.* Sî, welcher *Herman!* sprach der Mai; du œder gauch, lâss dein Geschrei! Hätzlerin S. 249 a. vgl. oben S. 87.]

Jacob, bis auf uns einer der häufigsten Namen und deshalb mannigfach appellativ gebraucht. Schon Jacob selbst erscheint nur als zufällig ergriffene Stellvertretung, als Name überhaupt in der Redensart der *wahre Jacob* und in dem Spiele „Jacob lacht"; noch häufiger so und mit weiterer Fortentwickelung des Appellativbegriffes die Koseformen *Jack, Jäck, Jâkel, Jäkel, Jäklin,* die mehr dem nördlichen und mittleren Deutschland, *Jocki* und *Jockeli,* die voraus dem oberalamannischen eigen sind [franz. *Jacques Bonhomme, Jacquerie*][53]). Auch diese meinen zunächst nur irgend jemand, wenn Murner in der Schelmenzunft Cap. 1 sagt „Wie Hainzen Els und Cunzen Gret Den

---

53) Thomas Platter, da er ein Holzbild des Johannes in den Ofen schiebt, sagt dazu „Jögli, nun buck dich! du must in den ofen" (Ausg. v. Fechter S. 37. Hienach könnte *Jögli* auch Koseform zu *Johannes* scheinen wie im Englischen *Jack* und *Jacky* zu *John*. Ich habe indessen bereits anderswo nachgewiesen (Beiträge der histor. Gesellschaft zu Basel 3, 375 fgg.), dass Platter nur Worte des Kalenbergers wiederholt, gesprochen, als dieser wirklich mit einem S. Jacob heizte: „Buck dich Jäcklin! du must in ofen". Die Sprichwörtlichkeit, welche dieselbe erlangt, geht aus ihrer Benutzung auch in Murners Narrenbeschwörung 4, 195 hervor.

Jäcklin mit bezalet het" oder Moscherosch im Sittewald 2, 13 „da sehen wir allererst wo Jäckel in den Bohnen gesessen, wann sie nun sind aussgelochen" und S. 182 mit einem Vocalspiel desselben Sinnes, wie die früher (S. 146) besprochene Allitteration Hans oder Heiri, „Das heisset dann Hanss hienüber, Ganss herüber; *Jäckel* hienauss, *Jockel* herein; Gans über Meer und wieder herüber", wenn ferner eine ausgestopfte Menschenfigur, wenn auch der grosse grossköpfige Schmiedebauer und ein grossbauchiger Krug *Jâkel* genannt und Zusammensetzungen damit gebildet werden wie *Hurenjäkel, Schmierjäkel, Taubenjäkel* d. i. ein Taubenliebhaber (Schmeller 2, 266 fg.) und in Norddeutschland *Schubbjak* d. i. ein armer Schuft [*Grattel Jäcklein* Garg. 269]. Dann aber ist Jocki, Jockeli insbesondere ein Bauer, ein *Burejocki,* wie auch die Fastnachtsverkleidung in einen solchen heisst, *Hansjockelisuppe* eine Suppe, dergleichen sonst nur die armen Bauern essen, aus Han d. i. Hans Jockel entstellt *Hanokel* in Schwaben ein tölpelhafter Mensch (Schmid S. 261) und Jockel oder Jockeli der Name des faulen Knechts in den Kinderliedern vom Haferschneiden und vom Birnenschütteln (Simrocks Kinderbuch S. 267. 269), Jäkel der des missachteten und missbrauchten: „Er muss ein Jäkel und Ascheprodel sein" Matthesius bei Frisch 1, 312 b. Endlich bezeichnen auch diese Worte wiederum den Narren: „Das sei der wunderlichste Joggi, den es auf der Erde gebe" wird von einem gesagt, der wirklich so heisst „und dJoggeni seien doch füra etwas wunderlich: es wohne dem Namen an" Gotthelfs Uli d. Knecht S. 147; „sie sol den man für keinen lapen, Jäckel halten oder tiltappen" Meistergesang von 1608, Wörterb. d. Br. Grimm 2, 1151. [*Jockel* Dummkopf, Thor: Hub, kom. Pros. 2, 44. *Joggel* freundlicher Schimpf im Sinne von Narr: zu Zürich.] Und ich denke, unser *Geck,* früher auch *Gäck* geschrieben [*jeck* H. Sachs, Leseb. 2, 99, 3], ist eigentlich und ursprünglich nichts andres als eben *Jäck;* die Vertauschung von *J* und *G* mögen die Niederdeutschen verschuldet haben. Murner verbindet einmal die beiderlei Schreibungen: „stosst an gecken Jecklins garten" Luth. Narr Z. 216; die *Armagnacs* wurden von den Deutschen ihrer Zeit die *Armenjacken,* die *Armjacken,* die *Armjäcken,* die *armen Jecken* und auch bloss die *gecken* genannt: Schilters Königshofen S. 912 fgg. Uhlands Volksl. S. 799. *Gecken* als

Zeitwort bedeutet zum Narren haben (Frisch a. a. O.), *jäkeln* mit Ausgelassenheit lärmen (Schmeller 2, 267). Nächst all diesem noch eine Koseform, *Boppe* oder *Poppe* nebst der Verkleinerung *Böppi, Böppi.* Heut zu Tage ist nur noch die letztere und zwar in der früher (S. 129) angegebenen Raums- und Begriffsbeschränkung üblich: das Mittelalter brauchte mit geschichtlichem Bezug auf einen berühmten Fresser und starken Mann zu Basel, den Dichter Boppe (vgl. Haupts Zeitschr. 8, 347), *Poppe* auch in weiteren Kreisen zur appellativen Bezeichnung eines Schwelgers wie eines Grosssprechers (Neidhart v. Haupt S. XXIII) und *verpoppeln* im Sinne von verschlemmen: „der Poppen ist sô vil worden, daz sie der gotsheuser guot und êr verpoppelnt (Zeitschr. a. a. O.). Im sechzehnten Jahrhundert aber ist „grosse Popen sagen" mit einer Wendung in den abstracten Sachbegriff s. v. a. Grosssprecherei: Frisch 2, 66 a. [*verpopitzen* vertrödeln, verschwenden. Frisch 2, 66 a.]

Joachim, Jôchen, der öfters so genannten Landesherren wegen einst ein Lieblingsname der Märker (oben S. 129), bleibt auch mit seiner appellativen Verwendung innerhalb des Nordwestens von Deutschland, als *Schwabbeljochen* d. i. Schwätzer und verkleinert als *Chimke, Chimmeke, Gimken*, die Benennung eines Hauskoboldes: Mythol. S. 471 fg. Der *gute Jochem* d. i. guter Wein bei Hebel 3, 227 ist nicht der alamannischen Mundart entnommen, und nicht s. v. a. Joachim, sondern rothwälsch.

Joseph. Die Koseform *Sepp* bei den Schweizern appellativ in scheltender Rede, z. B. du *wüester Sepp!*

Karl. Unser *Kerl*, das schon die alte Sprache als den geringschätzigen Ausdruck für Mann gebraucht („keiser Tyberius der alte kerl" Pass. 157, 5, *Kerl* rusticus Teuthon., *Kerleman* Bauer, Reinke 5357) und die jetzige gelegentlich selbst auf Weiber anwendet um von ihnen recht mit Nachdruck zu reden, möchte ich, so nahe das auch und besonders deshalb noch zu liegen scheint, weil vorzüglich der Geliebte eines Mädchens ihr Kerl heisst (Schmeller 2, 330) doch nicht unmittelbar auf das alte Appellativum *charl* oder *karl* d. i. vir, maritus, amator, vetulus (Graffs Sprachsch. 4, 492), sondern nur auf den Eigennamen zurückführen, der aus diesem Appellativ hervorgegangen ist [sg. *Kerles* Garg. 273. 302. 449. Nachtrab 2874. plur.

Kerles Garg. 33. 248. 331. 386. 392. 396.]. Karl im Sinne von Mann ist offenbar den meisten Deutschen schon in früher Zeit ganz ungeläufig geworden: sonst hätte z. B. nicht der Verfasser der liefländischen Reimchronik Z. 4683 das schwedische *blôtkarl* (Opfermann, Priester) in *bluotekirl* entstellen können; der Eigenname blieb ihnen stets geläufig. Aber auch dieses nur als ein fremdes, über den Rhein gekommenes, nur der Geschichte angehöriges Wort, weshalb auch die Mundart des obern Alamanniens ihn noch heute nur mit *K*, hier ausnahmsweise kein *Ch* spricht. Und ebenso spricht sie *Kerl*, nicht *Cherl* aus. Auch das Geschlecht des hier zu Kerl gebildeten Verkleinerungswortes beweist, dass ihm der Eigenname zum Grunde liege: es heisst nicht *das Kerli* wie *das Männli*, sondern *der Kerli* wie *der Hänsli*. Den Umlaut aber von *Karl* in *Kerl* mag die schon im Mittelalter oft genug begegnende Nebenform des ersteren, die Verkleinerung *Karlin* (vgl. z. B. die Lesarten im Schwäb. Landr. Cp. 31. 98. 273. Gesammtabent. 2, 78), veranlasst haben; noch jetzt sagt der Schweizer eher *Karli* als Karl und sagt gerade von Karl d. Grossen so: „Karlis Hof“ Gotthelfs Uli d. Knecht S. 73 [das Bild Karls d. Gr. am Zürcher Grossmünster heisst *Karli Keiser*]. Daher auch für Kerl die alte Form *Kärle:* „Loss, Kärle“ in Geilers Narrenschiff von Höniger Bl. 28 vw. *Cärles* bei Schupp 1, 133 u. a. steht in der Mitte zwischen Kärle und *Carolus*. [*Karlus* Weist. 4, 755. *Carles* Garg. 314. *Kärlin* Rollw. 93, 17. *Kerlin* Grobianus öfter. *Kerle* Froschmäus. Q q 1 a.]

Kilian: Meister *Kilian*, der Scharfrichter. Lauremberg Sat. 1, 362 und Anmerkung S. 215 fg.

Lorenz und hiezu *Lenz* (Schmeller 2, 485), nicht zu *Lantfrid*, wie das Wörterbuch der Br. Grimm 1, 1477 angiebt: denn Lantfrid wird in *Lanz*, althochd. *Lanzo* abgekürzt: Förstemann 1, 831. Lenz appellativ gesetzt, giebt es einen *faulen Lenz* oder *Faulenz:* ein Gedicht H. Sachsens von 1554 führt den Titel „Ein gesprech mit dem faulen Lentzen, welcher ein Hauptmann des grossen Faulen Hauffen ist“; die Basler Verdeutschung von Geilers Narrenschiff hat Bl. 259 vw. die Ausdrücke „O du fauler Lentz, gehe zu der Omeiss und lehre von ihr“ und „solche faule lentzen und weinschleuch“; „Der Faulenz und das Lüderli sind zwei Zwillingsbrüderli“ Sprichwort bei

Simrock S. 106 [*fauler Lenz* Wunderhorn 2, 442 fg. *den faulentz* B. Waldis Aes. 4, 19, 111]. Davon noch unser Zeitwort *faullenzen*. Man sagt aber (so verbunden scheint mit dem Lenz die Faulheit) in gleicher Bedeutung auch bloss *lenzen* (Schmid S. 353); Abraham a S. Clara im Bescheid-Essen S. 557 „dass der October zu Weinhaus und der August auch zu *Lenzenau* ist, zu welcher Zeit es Faullenzer genug abgibt“: der *Lenzteufel*, den derselbe im Judas 4, 310 unter anderen Teufeln der Weiber aufzählt, ist also der Faulheitsteufel. Und wenn lenzen im sechzehnten Jahrhundert zugleich s. v. a. betrügen ist („Er wird mich heut also nit lenzen, Wie der Fuchs mit seinem Fuchsschwenzen“ B. Waldis Esop 4, 73), so mag das aus einer sittlich-sinnlichen Anschauung derselben Art erwachsen sein wie das Wortspiel der Thryms kviða Str. 10 „liggjandi lýsi um bellir“. Dann aber ist ohne den Nebenbegriff der Faulheit Lenz überhaupt nur irgend einer: so in den Zusammensetzungen *Brennsuppenlenz* ein Mensch, der schlecht, aber viel isst (Schm. 3, 277), und *Hemedlenz* der im blossen Hemde geht, obscön das männliche Gemächte: ebd. 2, 485. Auch der mittelste Kegel im Spiel wird Lenz oder Lenzl genannt: wiederum weil er gleichsam faul am häufigsten und längsten stehn bleibt?

Ludwig: die Koseformen *Lutz* und, zunächst dem lat. *Ludovicus* sich anschliessend, *Wickel*. In Heinrichs v. Müglin fünftem Liede Str. 2 „des si (die Geliebte) vorkorn mich hât und spricht „was sal der alde Lutz“? Wickel ein leichtsinniger, nachlässiger Mensch: Schmeller 4, 20. [*Lutz* aus *Lucas*? *Lötzge*, Hub, kom. Pros. 2, 250?]

Mahtilt, Mehtilt, das ganze Mittelalter hindurch ein vielgebrauchter Weibername, so dass ich lieber hierauf als auf das weit seltnere *Madalhilt* (J. Grimms Gramm. 3, 692) die Koseform *Matze* oder ebenfalls umlautend *Metze* beziehen mag[54].

54) [Vergl. *Maria Miez* Schmeller 2, 663.] Eine gar vornehme Herkunft und alten Ursprung giebt den Metzen Moscherosch in seinem Weiber-Lob (Sittew. 2, 271): „Es ist noch mehr also gewesen, dass die Weiber Meister waren: die *Mätzen* sind noch in den Historien bekant (welche die Lateiner auss und nach dem Uhralten Teutschen *a mätzo*, eine Dirne, ein rechtschaffen Weib genommen und declinando in ihre Sprach gezogen und *a mazo Amazones* genant)“. Eine Wurzel, als wäre sie in dem Feld Idistaviso, wie dessen Namen ein grosser Historiker erklärt, gewachsen.

Und selbst an *Margareta* würde ich noch eher als an Madalhilt denken; wenn hier nicht die Abkürzung in *Grete* (oben S. 130 fgg.) so häufig und geläufig wäre. In seiner appellativen Verwendung geht Metze durchweg neben Grete her. Erstlich setzt es die alte Dichtung und schon die volksmässige Hofdichtung des dreizehnten Jahrhunderts gern, wo ein Mädchen überhaupt, wo besonders eine Bauerndirne [stiffelbraune *Baurenmätzlein* Fischart Pract. B ij rw.], wo eine Magd, wo eine Geliebte niederen Standes mit einem Namen zu bezeichnen ist, der stellvertretend für alle und vor andern gelte: *Matze* v. d. Hagens Minnes. 2, 82 b. 87 a. *Metze* 1, 25 b. 5, 78 a. 88 b; eine Magd *Matz* bei Helbling 1, 992 fgg. *Metz* in den sieben weissen Meistern 87, 17; „mîn maget heizet Metze" Müller Samml. 3, XXXVIII c; die hüpschte *metz* Rollwagenbüchl. 62, 21; *Metz und Bez, Metz und Petz, Mäczli und Bertschi* das Liebespaar in Meier Betzen Hochzeit (Diutiska 2, 78 u. a.), in Albrechts von Eibe Verdeutschung der Philogenia Ugolini und in Wittenweilers Ring; *Metz und Contz, Mätz und Kuonz* Uhlands Volksl. S. 340. Narrensch. 61, 27; *Metz und Heinz* Uhl. S. 640. Dann aber ist Metze (denn nun waltet der Umlaut fast ausschliesslich vor) ganz appellativ s. v. a. Mädchen niedern Standes, etwa schon mit dem Nebenbegriffe der Leichtfertigkeit: „er lasst mit im nit scherzen, dieweil er ist bein metzen" Uhland S. 656. „Der gwan ein junge Metzen lieb" B. Waldis Esop 3, 61. „Er nam ein junge Metzen wider" 4, 42. „Er nam ein junge freche Metzen" 4, 70. „Ein junge Metz nam zu der Ehe" 4, 76. „Ein schöne junge Metz on liebe" 4, 93 (die Priamel, die Waldis hier in endloser Breite ausführt, hat sonst „Ain junge maid on lieb": Kellers Alte gute Schwänke S. 17); noch jetzt wird den Mädchen um Straubing mit dem Namen *Matzel* geliebkost: Schmeller 2, 659. Weiter eine leichtfertige Geliebte und die Beischläferinn Eines oder Vieler, eine Hure: Lied des 15. Jahrh. in Fichards Frankf. Archiv 3, 283 fgg.; Metzen und im Gegensatze dazu „erber frowen" Narrensch. Vorrede Z. 114. 123; „Und schlagent luten vor der tür, Ob gucken well die mätz har für" ebd. 62, 8 (vgl. Zarnckes Anm. 300); „Ein Pfaff, het ein gut Vicarey Und ein gar schöne Metz dabei" Esop 4, 39; Ambraser Liederb. S. 245; Schmeller 2, 660. [*Hadermetz* ein Mann H. Sachs 1, 175. 179. Fischarts Dich-

tungen v. Kurz 1, 120. Rollwagenb. 50, 24.] Zuletzt, mit vollster Verächtlichkeit, heisst sogar (Schmeller a. a. O.) eine Hündinn so. Von dem Aufruhr der Walliser gegen den Bischof von Sitten im J. 1414 erzählt Tschudi 1, 675 b „die Walliser rustend zu ein grossen Kolben, den namptends die Matzen, und welcher in der Rottierung sin wolt, der schlug ein Rossnagel in Kolben, und der den Kolben trug, ward der Matzenmeister genämpt. Si wurfend ein Panner uff, daran was ein Breckin gemalet mit vil junger Hunden": bezeichnend für die sprachlich getheilten Walliser: Matze als Benennung des Kolbens ist ein romanisches Wort, ital. *mazza,* französisch *masse:* für die Deutschredenden aber ward in das Banner eine Matze oder Metze, eine Hündinn gesetzt. Der Leser wird wahrgenommen haben, dass übereinstimmend mit einer im Beginn dieses Abschnittes (S. 128) gemachten Bemerkung der appellative Gebrauch des Wortes nicht über das fünfzehnte Jahrhundert zurückreicht: es kann demnach nur ein ausschmückender Zusatz erst dieser späteren Zeiten sein, wenn die Thüringischen Chroniken (Deutsche Sagen d. Br. Grimm 2, 334, Rothe hat davon noch nichts) erzählen, Ludwig der Eiserne, als er noch nicht hart geschmiedet war, sei von seinen Edelleuten „Landgraf Metz" geheissen worden. Auch Grete ist die Benennung eines weibischen Mannes oben S. 137.

Marcus, Marx in der Redensart „Merks, Marx"! Vgl. Matthäus.

Maria, so häufig es auch als Name und in so mannigfache Koseformen es umgeändert ist, unterliegt doch nur höchst selten einer appellativen Anwendung: es mag sich dem eine religiöse Scheu entgegengestellt haben. Doch hört man etwa als scherzhaftes Scheltwort *„du wüste Marie" „e damischs* (verrücktes) *Miel:* die Mundarten Bayerns von Schmeller S. 516; ähnlich die Verbindungen *Mari-Evel, Mari-Gredl, Mari-Kat; Mari Wasch* eine Schwätzerinn: Schmeller Wörterb. 4, 189. In Tölz werden die Mädchen aus dem Isarwinkel *Margal* genannt (ebd. 2, 608), doch wohl aus eben solch einem Anlass wie in der Schweiz die Basler Böppi (oben S. 129). [Am Sechseläuten in Zürich singende Kinder, die *Mareieli, Berner Mareieli* heissen. Sind die *drei Mareie* im Kinderlied (Simrocks Kinderbuch S. 48) die biblischen? Aber der Artikel fehlt. — Vielleicht gehört

auch *Dorfmadey* Froschmäus. Y 7 a hierher, vgl. Schmeller 2, 608.]

Matthäus, Mattês, Matz. Als Haupt- und Gemeinname in dem von Fischart (Gargantua Cp. 25) aufgeführten Spiele „Matz werfs der Metzen zu": Matz gleichsam das Masculinum zu Metze; und in der Vermahnung „Mercks, Matths" (Wend-Vnmuth, oder Erneuerter Fünff-facher Hanns guck in die Welt oder Merks Matths): echter jedoch scheint die andre, auch gewöhnlichere Form, „Mercks, Marx", die einen volleren Zusammenklang der Laute voraus hat. Eigentlich appellativ gebraucht, nimmt Matz wie Matthäus in dem Ausdrucke „Matthäi am letzten" einen Bezug auf das Adj. *matt* und bezeichnet einen armseligen nichtsnutzigen Menschen: „Ein Soldat ohne Gottesfurcht ist nur ein Maths" sagte der alte Dessauer: Varnhagens Biograph. Denkmale 2, 410; „Die jenige —, welche zwar Verstands gnug haben und doch der Weiber Herrschaft sich unterwerfen, denen geschicht an sich selbsten recht, dieweil sie denselben das Salzfass alleine lassen und ihnen damit die Mäuler also zanger und herbe machen, dass man frische Heringe darinnen einsalzen könte und er allzeit *Mattes vor Hans heissen* muss" Simplic. 3, 768. Kürzer die jetzige Redweise *Matz heissen* d. i. verloren haben, zurückstehen, nichts sein: das Gegentheil „Hans heissen" oben S. 133. Sprichwörtlich (woher?) ist der rath- und hilflose *Matz von Dresden:* „Er gab mir so ein ungehewren stoss, dass ich zu boden fallen musste und da im koth gesalbet lage wie Matz von Drässen" Sittew. 1, 272; „Also sass ich da wie Matz von Dressden und wuste mir selbst nicht zu helfen, viel weniger zu rathen" Simplic. 1, 531; „biss sich die Sonn neigte und ich mir nicht mehr zu helfen wuste: da stunde ich mitten in einer Wildnus wie Matz von Dressden" ebd. 2, 772; westerwäldisch heisst es, im Ausdruck noch schmachvoller, „da stehn wie *Matz Fotz* von Dresden": Schmidts Westerw. Idiotikon S. 110. Einen gleichbedeutenden schmutzigen Zusatz enthält *Matz Tasche:* Frisch 1, 652 c. Zusammensetzungen *Hosenmatz*, von Knaben gebraucht, welche die ersten Hosen tragen, *Leiermatz* (Des Uhralten jungen Leyer-Matzs Lustiger Correspondentz-Geist 1668), *Lumpenmatz* Lumpensammler und *Scheissmatz; Gauchmatz* (Sittew. 1, 272) und *Plaudermatz* mögen an Matz als beliebten Vogelnamen (oben 4, 154) anknüpfen. Die Berg-

mannssprache überträgt Matz auf matte Zeuge, untüchtig Zinn u. dgl., und auch ein Adj. *matzig* oder *matzicht* s. v. a. gering, armselig ist zu Matz gebildet worden: Frisch a. a. O. [*Pfaff Matz* Garg. 183. *Matz Pump* Lauremberg 2, 531 und Anmerkung S. 220. *Schreimätzchen.*]

Matthias, Abkürzung *Hiesel:* appellativ ein dummer Mensch, *hieseln* zum Besten haben, *überhieseln* übervortheilen, betrügen: Schmeller 2, 250.

[*Melcher,* vgl. unten S. 173: unten im Erdgeschoss (einer kleinen Weinschenke bei Lyon), das etwas dunkel war, sass der Bruder Melcher, d. h. ein armes Volk, das wenigstens an Sonn- und Festtagen wie vornehme Leute aussehen will, und sollte es auch statt dem Mantel die Küchenthür, statt dem Degen die Ofengabel umhängen: Schubarts Reise durch das südl. Frankreich 1, 47.]

Nicolaus hat zwei Koseformen, *Claus* und *Nickel,* die sich ganz so verhalten wie von Catharina Trine und Katter (oben S. 148), und wie Trine ist Claus ebenfalls seltner in appellativem Gebrauch. Zu Fischarts Zeit haben die Schlesischen Fuhrleute, eigentlich oder appellativ, gern Claus geheissen (oben S. 129); jetzt nennen die Schwaben jemand, der seltsame Einfälle hat, einen *Zuberclaus* (Mörikes Hutzelmännlein S. 158): Schmid S. 551 vermuthet darin eine Entstellung von *superklug* mit Anspielung auf *Claus Narr.* [*Sewclausz* Zarnckes Univ. 1, 224. *Claus Ungewandert* Kirchhof Wendunm. 1, 120. vgl. auch *Lawel* oben S. 102.] Desto häufiger Nickel. Als allgemein vertretenden Namen neben Kunz setzt ihn Rachel in seiner dritten Satire: „Wie viel hat Kunz bezahlet? Wenn stelt sich Nikkel ein"? Daran dann schliessen sich (vgl. Stalder 2, 239. Schmeller 2, 677. Schmid S. 407) Zusammensetzungen wie *Dumenickeli* Däumling, *Filznickel* Geizhals, *Giftnickel* galliger zanksüchtiger Mensch, *Gronnickel* Murrkopf, *Lausnickel* und *Nothnickel* der in Noth und Armuth steckt, *Saunickel,* in der Schweiz (Gotthelfs Uli d. Knecht S. 82) ein schmutziger geringer Mensch, in Baiern [auch in der Schweiz] mit eingeschränkter Anwendung der verlierende bei einer Art von Kartenspiel, dem s. g. *Saunickeln,* ferner *Schiefernickel,* ein verdriesslicher Mensch (*Schifer* Splitter: Schmeller 3, 336), *Schornickel* oder *Schorenickeli* dem die Haare frisch geschoren sind, *Schweinnickel* ein

Unfläter, *Pumpernickel* jemand, der klein und dick ist, Kind oder Erwachsener [Abraham a S. Clara 1, 171]: *pumpf* heisst unförmlich dick und breit, *pumpet* untersetzt, *pumpen* hart auffallen oder anschlagen, einen harten Ton von sich geben: Schmeller 2, 284 fg. Ein Lied der Landsknechte fieng an „Pumpernickel ist wieder kommen und hat die Schuh mit Bast gebunden“ (Schuppius 1, 249), das Merkmal eines bäurisch rohen und bettelhaften Aufzuges: also Pumpernickel hier wohl s. v. a. plumper Bauer. Von daher ist der Pumpernickel noch jetzt in Baiern die sprichwörtliche Bezeichnung eines wildlustigen Liedes: Schmeller 2, 284. [„Eine für uns sinnlos und unverständlich gewordene alte Rede bezeichnet Weissenburg (Nordgränze des Elsasses) als die Stadt, *wo man den Pumpernickel in der Kirche singt*“: Riehl, die Pfälzer S. 253.] Nickel allein ohne dergleichen weiteren Zusatz ist bald der Name eines kleinen, aber auch eigensinnigen Menschen (Schmid S. 407), und es kann deshalb in einer Dichtung des 16. Jahrh. Saul zu David sagen „Sich, Nickel mit der Geigen, was wiltu heben an? Du bist ain kleines kind, er (Goliath) ist ain grosser mann“: Schmeller 3, 677; bald braucht man es, obwohl die grammatische Form männlich ist, von liederlichen Dirnen (Frisch 2, 17 c) und so gleich andern Schimpfworten gelegentlich wohl auch als Schmeichelrede: Rabener in dem Schreiben eines von Adel an einen Professor „Das älteste Mädchen ist zwölf Jahre. Sie soll noch ein bischen Catechissen lernen, und hernach will ich dem kleinen Nickel einen Mann geben: der mag sehen, wie er mit ihr zurechte kömmt“; in Augsburg ist *Schrandnickel* (Schrand d. i. *Schranne* Fleischbank) ein prostibulum: Schmeller 3, 516. Die Hexen aber gaben dem Teufel auch diesen Namen, *Nickel* oder *Grossnickel:* Mythol. S. 1016 (J. Pauli Schimpf u. Ernst 611). Hatte vielleicht deshalb jener Reiche, von welchem Felix Hemmerlin erzählt (Reber S. 366), einen so grossen Widerwillen gegen den Namen Nicolaus, dass er einen um das Almosen singenden Schüler wegschickte, weil er einäugig und von Bremen, der Stadt der Gottlosen, wäre und Nicolaus hiesse? Auf Sachen angewendet, ist Nickel hier ein geringes, im Heft immer nickelndes, nickendes, wackelndes Einlegmesser (Schmidts Westerwäld. Idiot. S. 123), dort ein Kreisel (Frisch 2, 17 c. Stalder 2, 238), *Feuernickel* ein gespitzter Stecken, der ebenfalls zum Kinderspiel

dient (Schmeller 2, 677. Schmid S. 407), und *Pumpernickel*, das wir bereits als die Benennung eines plumpen und verlumpten Bauern haben kennen lernen, nun die des groben Bauernbrotes in Westfalen. Den Einfall, dass es eigentlich ein französischer Ausdruck sei und entstellt aus *bon pour Nicole*, hat schon die Gelehrsamkeit des siebzehnten Jahrhunderts gehabt: Schuppius 1, 249 schreibt deshalb *Bompur-Nickel*, und Frisch 2, 17c trägt denselben weitläufig also vor: „Wann einige das in Westphalen gewöhnliche grobe Brod Pumpernickel von den Worten eines Franzosen herleiten, es sey *bon pour Nikel*, und verstehen dadurch seinen Knecht der Nicolaus geheissen, so ist der andern Meinung wahrscheinlicher, es werde durch Nickel hier ein solches Pferd verstanden [nämlich ein kleines: oben S. 76], für dergleichen Thier sey solch Kleyen-Brod besser, als für einen Menschen der weisses Brod zu essen gewohnt ist." Inzwischen heisst auch im südlichen Deutschland eine Kalteschale von Bier und Brot *Biernickel* und eine Art Pfannkuchen, mit Voransetzung eines mir unverständlichen andern Wortes *Pauternikel:* Schm. 2, 677. 1, 301. [*Ohrennickel* der Ohrwurm, *Ohrenniggeli* Ohrenzwang: Stalder 2, 250.] Wenn zuletzt Nickel auch s. v. a. ein verdriessliches Hinderniss und von daher, ähnlich wie der neckende Kobold als Kobalt, Name eines Metalls geworden, wenn *nickeln*, das Zeitwort dazu, s. v. a. ärgern und quälen ist (Stalder 2, 238 fg. Schmeller 2, 677), so wird diese Abstraction aus dem vorher erwähnten persönlichen Begriff eines Eigensinnigen oder mit ebensolch einer Art von Aphärese aus Schiefernickel entstanden sein wie Lenz aus fauler Lenz.

Philipp. Der *Lippel* oder *Han Lips* (vgl. oben S. 163 Hanockel) ein ungeschickter, dummer Mensch; *lippeln* zum Narren haben: Schmeller 2, 486. Schmid S. 261. [*Lippel* der Hanswurst im bairischen Volksschauspiele. In Rostock heisst *Philipps-Rechnung* die betrügerische Rechnung eines heimkehrenden Schiffscapitäns.]

Regula: die Verkleinerung *Regeli* in Zürich eine liederliche Dirne. Es war, weil S. Regula die alte Stadtheilige ist, wahrscheinlich sonst ein häufiger und dadurch gemeiner Name; jetzt kommt er als altfränkisch selten mehr vor.

Ruprecht, verkürzt und verkleinert *Rüpel.* Einen Knecht jenes Namens hat schon der Krieg von Wartburg (v. d. Hagens

Minnes. 2, 4a): „Ruoprecht mîn knecht muoz iuwer hâr gelîch den tôren schern"; wir nennen *Knecht Ruprecht* die vermummte Schreckgestalt, die den Kindern das Weihnachtsfest verkündigt: im Anschluss hieran war Rüpel den Hexen auch ein Teufelsname (Mythol. S. 1016) und bezeichnet es, wieder hierauf folgend, sowohl einen Menschen von schwarzer Hautfarbe (Schmeller 3, 118), als einen Kater (Mythol. S. 472). Früher jedoch sind unter dem Namen jenes Knechtes auch lächerlich dumme Streiche erzählt worden: „damit — es ihme nicht gehe wie Knecht Ruprecht: da der wollte ein Reuter werden, da hatte er keinen Gaul; da er einen Gaul bekam, da hatte er keinen Sattel; und da er einen Sattel hatte, da hatte er keine Stiefel und Sporen, und da er Stiefel und Sporen bekam, da hatte er keinen Degen etc." Schuppius 1, 92: die gleiche Geschichte, nur dass der Held „unser Bruder *Malcher*" oder *Melcher* d. i. Melchior oder *„Jan mynen man"* genannt wird, giebt ein weit durch das nördliche Deutschland und bis in die Niederlande hin verbreitetes Volkslied: Hoffmanns Schles. Volkslieder S. 302—304. Mones Anzeiger 7, 385. Und dieser lustige Knecht Ruprecht ist es denn, der wieder in Rüpel verkleinert auch der Schauspieldichtung des 16. und 17. Jahrhunderts als lustiger Knecht dient. Noch wird von Schmeller 3, 118 *„der hohe Rüepel"* das Ende einer Holz-Rise," angeführt, wobei ich mir den Uebergang der Begriffe nicht recht zu erklären weiss: oder erscheint etwa die höchste und wildeste Aufhäufung des Holzes wie ein dämonisches Schreckbild?

[*Sebald:* kalter Sebald: Wagners Reue nach der That S. 76.]

Sebastian, die Koseform bairisch *Wastel* (Schmeller 4, 191), alamannisch *Baschi: Tiroler Wastel* eine übliche Bezeichnung aller Tiroler, *Schieferwastel* dasselbe was oben S. 170 Schiefernickel, als scherzhaftes Schimpfwort *Narrebaschi.* Das schwäbisch-schweizerische Zeitw. *bästeln, bäscheln* d. h. zur Kurzweil kleine Handarbeit treiben (Schmid S. 45. Stalder 1, 139) mag ebenfalls hieher gehören: es könnte aber auch von dem altdeutschen und jetzt noch (Schmid S. 57) schwäbischen *besten* nähen, schnüren abgeleitet sein.

Sixt, blinder Sixt: die Mundarten Baierns S. 516.

Susanna. In Schwaben *Susanne Preisnestel* ein aufgeputztes Mädchen: Mörikes Hutzelmännlein S. 157. Schmid S. 521. In

Norddeutschland *dumme Suse*, ein mürrisches Mädchen *Brummsuse* (Simrocks Kinderbuch S. 17. 64), ein schläfriges Weibsbild *Schlafsuse*, ein langsam und singend sprechendes *Nölsuse*, ein schläfrig dummes einfach *Suse:* ich vermuthe Beziehung auf *suse*, niederländ. *sus* still! *sussen* stillen („wollt sie süsslich *saussen ein*“ in Schlaf bringen: Spees Trutznachtig. 1841 S. 224) und *Susaninne* (*Ninne* ein Schmeichelwort für Kind), als landesüblich das Anfangswort und den Refrain der Wiegenlieder: *suse, sause* Simrock S. 65 fg. *susu* Bürgers Ballade Graf Walter (87a), *nine sause* Simr. S. 17. *susa ninna, susa noe* (Hoffmanns Hor. Belg. 2, 21; darnach *Susaninne, Sausenin* das ganze Wiegenlied selbst: M. Luthers geistl. Lieder von Phil. Wackernagel S. 64 mit der Anmerkung S. 162 ff.; von Benj. Schmolck (Bochim u. Elim S. 62) ein „Susaninne bei der Krippe Jesu.“ [neugriech. νάννι, νaννά: Fauriel 2, 428. romanisch *ninno ninna* Diez Wörterb. 1, 289 fg. Auf Corsica kommen im Wiegengesange die Worte *ninni ninni ninni nanna* vor, das Kind wird *ninnina* angeredet, das Wiegen selbst *ninni nanni*, das Wiegenlied *nanna* genannt: Gregorovius 1, 198—200. vergl. νάννος etc. Mythol. S. 415 fg.?]

Ulrich. Von dem Augsburgischen Lieblingsnamen *Urli* (*Ulrich* der heilige Bischof der Stadt) und von einem appellativen Wortspiel mit diesem Namen ist schon früher S. 129 und 104 die Rede gewesen: hier kommt in Betracht, wie man in Zürich einen süsslich gutmüthigen Mann *Hunguoli* (*Hung* d. i. Honig), am Rhein und in Franken aber jemand, der Andre gern zum Besten hat, gleichsam das Activum des Hunguoli, mit der kürzeren Koseform *Uz* und das zum Besten haben selbst *uzen* nennt: Schmeller 1, 134. [*Uz treiben, Spott und Uz treiben* mit jemand: zu Frankfurt.]

Ursula. In Baiern *Haus-Urschel*, die immer im Hause hockt? Mundarten Baierns S. 516; in der Schweiz *Urseli, Ursi* das sonst so genannte Gerstenkorn am Auge: Stalder 2, 425. [*Ursele* Dirne Höniger Narrensch. 99 vw. Garg. 114.]

Veit. Den Eidgenossen Heini und Rüedi gegenüber (oben S. 149 u. 155) und sonst ist *Bruder Veit* der Landsknecht: Uhlands Volksl. S. 475 fgg.; „Bruder Veyts Landsknechts im Lager vor Wolffenbüttel Trewliche Warnung“ (Warhaftige Zeitung wie der Churfürst zu Sachsen u. s. v. das Schloss Wolffen-

büttel erobert haben, 1542); „das Hans Kraft und Bruder Veit Dürftig und bloss im Lande leit“ B. Waldis Esop 1, 55; „In Kriegs noth in der bösen Zeit, Wenn Hans Marter und bruder Veit Mit grossen rotten bei im hausen“ ebd. 3, 89; ähnlich Rollwagenbüchlein 65, 19; vgl. die Anmerkung auf S. 206. Schade, Satiren 1, 77. 79. *Lugenveit* ein Windbeutel: Schmid S. 365; *Katzenveit* ein Waldgeist des Fichtelgebirges: Mythol. S. 448.

Waltburg, Walpurgis. Die Abkürzung *Walpel, Walp* appellativ eine dumme Weibsperson: Schmeller 4, 71.

Walther. Niederdeutsch *Wolterken,* niederländisch *Wouterken* und unverkleinert *Wouter* Name von Hausgeistern: Mythol. S. 471 fg. 477.

Wenzel, als nationaler Heiligen- und Königsname Hauptname der Böhmen: oben S. 129. Als eine aus *scharren* (mit den Füssen nämlich) und diesem Namen gebildete Zusammensetzung mag *Scharwenzel* oder *Scherwenzel* verstanden sein, die Benennung eines Menschen, der aus Eigennutz gegen alle Welt übertrieben höflich und dienstfertig ist, eigentlich nur Umdeutschung des ital. *servente:* das Zeitwort *scharwenzeln, scherwenzeln* drückt dasselbe aus. Dann ist *Scherwenzel* auch ein Kartenname: Schmeller 3, 386. 388. Ein schlechter Taback heisst *Lausewenzel,* etwa darum, weil von seinem stinkenden Rauch die Blattläuse sterben. [*Baurenwenzel* eine Geschwulst des Gesichts: Zachers Zeitschr. 1, 309 fg.]

Zum Schluss (denn endlich nun haben wir den Schluss der langen Aufzählung erreicht) noch eine Bemerkung, die mehrere der an uns vorübergegangenen Worte, vorzüglich aber und noch einmal das Hauptwort darunter, mit dem wir auch begonnen haben, den Namen *Hans* oder *Jan* betrifft. Die Sprache wendet diese Appellativnamen, was deren Natur auch nahe genug legt, gern in einem collectiven Sinne an: der *Deutsche Michel* oben S. 61 bezeichnet die Deutschen, *Bruder Veit* die Landsknechte insgesammt, *Herr Hans* wie *Hans Omnis* nicht Einen aus der Menge, sondern die ganze Menge selbst (*Herr Omnis* Froschmäus. Bb 5b. Schillers Beiträge zum mittelniederd. Glossar S. 12; „„Es zoge einmals ein armer Mensch, der das Brod bettellte, einen Hund

auf und nennet ihn Vulgus d. h. *Hans Omnis* oder *Hans hinter der Mauren.* Als er darumb gefraget ward, antwortete er „Vulgus amicitias utilitate probat d. i. Der gemeine Pöbel der achtet und hält Freundschaft umb Nutz und Genusses willen. Wann ich den Hund speise, folget er mir; wann mich aber hungert, begleitet mich ausser meinen Mutterflöhen Nichts"" Schuppius 1, 404 fg. „Ich muss gleichwol auf den Klappermark gehen und alldar vernehmen, was *Herr Hans* urtheile und für einen Aussschlag gebe" ebd. S. 979), und ebenso ist *Jan Hagel* der ganze stürmisch erregbare und erregte grosse Haufen [im englischen *Jack* die ganze Matrosenschaft eines Schiffes wie der einzelne Matrose]. Durch solche collective Erweiterung der eigentlich ganz individuellen Worte ist dann noch eine zweite, die nach einer anderen Richtung hin geht, vermittelt: es werden nunmehr mit *Hans* und *Heinz* und *Kunz* u. s. f. auch allegorische Namen der früher, im zweiten Abschnitt besprochenen Art gebildet und die zitternde Furcht wird als *Gidi* (Schmeller 2, 17), der Betrug als *Heinz Effmichwol* personificiert („Wann — das gelt stet uff der ban, So kümpt Heinz Effmichwol, Der zücht es gar bald dar von": Lied des 15. Jahrh. vom Karnöffelspiel in Fichards Frankf. Archiv 3, 296), die Faulheit als *fauler Lenz* oder *Faulenz* oder einfach *Lenz* („So muss man dir die Krankheit büssen, Auss deiner haut den faulenz treiben, mit ungebrennter äschen reiben" B. Waldis Esop 4, 19; „Den König David hat einmal der Lenz gestochen, deswegen er nach Mittag Langweil halber sich niedergelegt und den Polster gedruckt" Abr. a S. Cl. Judas 2, 227; „Ein treger schelm und fauler Henz, Der sich stets stechen lesst den *glenz*" Esop 3, 48: der Eigenname mit dem appellativen Lenz oder Glenz d. i. Frühling vermengt: andre Stellen im Wörterb. d. Br. Grimm 1, 1477), die knappe Lebweise als *Schmalhans* („dass Schmalhans an manchem Ort Küchenmeister und Cammermeister wird" Schuppius 1, 53: ebenso S. 121. 812; „wie ihnen Gott der Herr Schmalhansen übern Hals schicke" ebd. S. 53; „der Feldmarschalk Schmalhans werde solcher armen Tobacksäufer viel darnider machen" ebd. S. 577; „Schmalhansens Bruder" oben S. 319 und 323), der Spass als *Ulk* und *Uz,* die Nachlässigkeit und die Sorglosigkeit als *Hans Unfleiss* und *Kunz ohne Sorgen:*

„Zu viel Fleiss und Sorge bricht das krystallene Glas so gut als Hans Unfleiss und Kunz ohne Sorgen" Sailer S. 74. Auf dem gleichen Weg ist endlich auch *Schlendrian* (*Schlentrian* wie oben S. 141 *Schlenttrianus* schreibt noch Schuppius 1, 214) ganz abstract geworden und bezeichnet nur noch ein träges Thun und Gehenlassen nach Herkömmlichkeit. Es verdriesst mich, dass gerade diess leidige Wort das letzte sein muss.

ΕΠΕΑ ΠΤΕΡΟΕΝΤΑ.

Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie.

(Jubelschrift zur vierten Säcularfeier der Universität Basel den 6. Sept. 1860, im Auftrage der philosophischen Facultät verfasst. 50 Seiten 4°.)

Es ist herkömmlich, in der häufigen Redensart der homerischen Gedichte ἔπεα πτερόεντα eine bildliche Beziehung auf die Schnelligkeit des Sprechens zu finden; die Uebersetzung *geflügelte Worte* beruht nur auf dieser Auffassung und hat dieselbe weiter befestigen helfen.

Ich glaube, *befiedert* wäre richtiger gewesen. Denn bei Homer ist πτερόν eher noch die Feder, die Schwungfeder; den Begriff Flügel bezeichnet ihm die weitere Ableitung πτέρυξ. Ganz ebenso verhalten sich die entsprechenden deutschen Gestaltungen derselben Wurzel, althochd. *fedara* und *fedarah*, jenes penna, dieses ala. Auch wenn ἰός und ὀϊστός das Beiwort πτερόεις empfangen [1]), sind damit keine Flügel, sondern ist die Befiederung des Pfeilschaftes gemeint.

Gleichviel jedoch, wie man übersetzen wolle, bloss eine schmückende Umschreibung der Schnelligkeit ist πτερόεις schwerlich. An den wenigsten Stellen, wo Homer den Ausdruck hat, handelt es sich um solche Beeilung von Anrede und Gegenrede, und ebenso wenig soll der ἄπτερος μῦθος der Odyssee [2]), was in jenem Fall doch folgerecht wäre, ein langsam gesprochenes Wort sein.

---

1) ἰός Il. II, 773. XX, 68; ὀϊστός V, 171.

2) XVII, 57. XIX, 29. XXI, 386. XXII, 398. [ἄπτερος φάτις Aeschyl. Agam. 276.]

Es ist ein Andres, wenn Pindar seinen vierten Isthmischen Hymnus πτερόεντα nennt[1]), wenn ebenso um den dichterischen Schwung und Flug zu bezeichnen Gottfried im Tristan[2]) einem Epiker seiner Zeit nachrühmt, „daz er buoch unt buochstabe vür vederen an gebunden habe: wan, wellet ir sîn nemen war, sîn wort diu sweiment als der ar", oder wenn in demselben Gedichte[3]) von der schnellen Fertigkeit, womit der junge Tristan in das Spiel auf dem Schachbrett die Kunstausdrücke des Spieles und Anecdoten davon zu mischen weiss, gesagt wird „der hövesche hovebære lie sîniu hovemære und vremediu zabelwörtelîn under wîlen vliegen în". Hier überall liegt nur eine gelegentliche, eine nur einmalige Ausschmückung durch Bildlichkeit vor, dort bei Homer eine immer und immer sich wiederholende, eine stehende Redensart. Die stehenden Redensarten der Epik wären aber doppelt müssig, wenn sie nicht über die künstlerisch niedere Stufe des blossen Epitheton ornans hinausgiengen.

Fassen wir noch einen hier nahe liegenden Punkt ins Auge. Vogel und Wind, beide vereinigt die gemeinsame Eigenschaft der Schnelligkeit, und nicht allein Hesiodus stellt sie schicklich so zusammen[4]), schon die Sprache hat von der gleichen Wurzel ἄημι auf der einen Seite ἀήρ, *aura*, Αἴολος, auf der andern *avis*, *ala*, ἀετός. Wenn aber im Lateinischen *aquilo* und *vulturnus* sichtlich abgeleitet sind von *aquila* und *vultur*, soll nun auch damit eine blosse Vergleichung ausgesprochen sein? Festus betrachtet es so, was das erstere Wort angeht[5]), gewiss aber irrig. Nach einer weit verbreiteten mythischen Anschauung[6]) ist es ein Aar, ein Adler, ein Falke, von dessen mit Macht ge-

1) Z. 63. Möglich sogar, dass hier im Sinne des Dichters gar nicht der fliegende Vogel, sondern der befiederte Pfeil liegt: Olymp. IX, 10 (vgl. 5) nennt er seinen Gesang πτερόεντα γλυκὺν ὀϊστόν [vgl. Sophokl. Antig. 1070].

2) v. d. Hagen 4717 fgg. = Massmann 119, 39 fgg.

3) 2286 fgg. = 59, 8 fgg.

4) Theog. 268 αἵ ῥ' ἀνέμων πνοιῇσι καὶ οἰωνοῖς ἅμ' ἕπονται ὠκείῃς πτερύγεσσι.

5) Epit. Pauli Diac. „Aquilo ventus a vehementissimo volatu ad instar aquilae appellatur."

6) J. Grimms Deutsche Mythol. S. 599 fgg. [vergl. auch κίρκος und *circius*].

schwungenen Fittichen der Wind ausströmt, der den Winden ruft und ihnen gebietet: Belege dafür in der altnordischen, in der neugriechischen, in der mittelalterlich deutschen Dichtung[1]). Ja der Wind erscheint unmittelbar selber als ein Vogel*), als Adler bei den Finnen[2]), als Sperber mit ausgebreiteten Flügeln in der Sinnbildnerei der Aegypter[3]); mit den vogelgestaltigen Harpyien der Griechen[4]) wie mit den Schwanjungfrauen des Nordens, von denen nachher ausführlicher, sind ebenfalls Winde gemeint, und schon das Alte Testament spricht mehr als einmal von den Fittichen des Windes[5]). Also Vogel und Wind nicht bloss verglichen, sondern wesentlich mit einander verbunden, nicht bloss stylistisch zusammengestellt, sondern mythisch in eins geschmolzen.

Ebensolche lebensvollere Verschmelzung, eine Verschmelzung der Begriffe Vogel und Wort**), liegt denn auch der Redensart ἔπεα πτερόεντα zum Grunde. So dieselbe zu verstehn, darauf hätten schon zwei andre Wendungen gleichfalls der homerischen Sprache führen können, die gleichfalls das Wort als ein thierisch belebtes Wesen und ich meine auch als Vogel nehmen: einmal der öfters wiederkehrende Ausdruck ποῖόν σε ἔπος φύγεν ἕρκος ὀδόντων, wo nichts im Wege steht bei ἕρκος an ein Stellnetz für Vögel, eine Wand, wie unsre Jägersprache sagt, zu denken[6]); sodann der ἐπέων νομός der Ilias und Hesiods[7]), dem sich durch eigenen Zufall abermals eine Bildlichkeit in Gottfrieds Tristan[8])

1) Vafthrudnis mâl Str. 37. Snorra Edda (Reykjavik 1848) S. 13; Fauriel, Chants populaires de la Grèce moderne II, 236; Heinrich von Veldeken in v. d. Hagens Minnesingern I, 139 a. [Der Gesang der Schwäne rührt vom Wind her: Dietrich in Haupts Zeitschr. 11, 462.]

*) [*der gotes geist saz ûf des luftes vederen:* Anegenge Hahn 4, 73. *wie minneclîch ân allen haz er* (Christus bei der Himmelfahrt) *ûf der winde vederen saz:* Haupts Zeitschr. 4, 533.]

2) Schröters Finnische Runen S. 72.

3) Horapollo II, 15.

4) Otfr. Müllers Archäologie d. Kunst § 401.

5) Sam. II, 22, 11. Ps. XVIII, 11. CIV, 3. Hosea IV, 9.

**) [Zunge ein Vogel, Mund dessen Käfig: Shakesp. Tit. Andron. 3, 1.]

6) In diesem Sinne hat das Wort die Odyssee selbst XXII, 469. [oder dieselbe Bildlichkeit, wie wenn altdeutsche Dichter den Mund als die Thür der Zunge fassen? Walther 64, 13. Winsb. 24, 2. 5].

7) Il. XX, 249. Hesiod. Op. 373.

8) 4637 = 117, 39.

vergleicht: „swer nû des hasen geselle sî und ûf der wortheide hôhsprunge unt wîtweide mit bickelworten welle sîn."

Es ist ein ganzer weit greifender Kreis religiös bedeutsamer, dichterisch belebter Anschauungen, in den, so aufgefasst, die ἔπεα πτερόεντα sich einreihen, in dessen Mitte gleichsam sie als das kurz zusammenfassende Kernwort stehen. In diesen Kreis einzuführen und wenn auch keine erschöpfende Darstellung alles dessen, was er in sich schliesst, doch eine Uebersicht davon zu geben sollen die folgenden Blätter versuchen. Die Aufgabe schien nicht unpasslich für eine Schrift, welche die historisch-philologische Abtheilung der Philosophischen Facultät Basels an einem Tage vertreten darf, der mit der Verkündigung alten Ruhmes und neuer Gelübde wie ein vollbefiedertes Wort über uns emporschwebt.

Das Alterthum, wie es überhaupt die Thierwelt mit anderen Augen als wir, theils vertraulicher, theils voller von religiöser Scheu anblickte und deshalb von Indien herab bis in den Westen Europas neben die Götter- und Heldensagen noch Sagen und Fabeln stellen konnte, die von Thieren erzählen, schenkte solch eine Betrachtungsweise namentlich den Vögeln. Sie erhebt schon über die anderen Thiere und selbst den Menschen, dass sie nicht mit schweren Füssen an die Erde gebunden sind, dass sie mit Windesschnelle überall hin zu wandern und himmelan zu den Sitzen der Götter sich zu schwingen vermögen. Und wie vieles, das sie dem natürlicheren Sinne wunderbar und bedeutsam, ja als ein unerreichtes Vorbild selbst der menschlichsten Tugenden erscheinen liess, kam durch Wahrnehmung und Aberglauben zu jenem grossen allgemeinen Vorzuge noch hinzu und gewährte den Menschen Stoff und Anlass ihre Poesie mit Leben, ihr eigenes Leben mit Poesie zu füllen!

Lerche und Nachtigall und das ziehende Heer der anderen Singvögel [der Schwalben: Minnes. 2, 172b. Hagen, vgl. Fauriel 1, 56] meldet uns und schmückt den Frühling. Die Minnelieder des Mittelalters sind voll davon, und zierlich sagt eine spanische Romanze [1]) von dem Monat Mai „cuando canta la calandria y responde el ruisennor". Insbesondere aber sind Schwalbe

1) Wolf und Hofmann, Primavera y Flor de Romances II, 16.

und Kuckuck Frühlingsboten*) und damit Boten eines neuen Jahres: denn der natürliche Jahresanfang ist das Frühjahr, weshalb wir es eben auch *Frühjahr,* die Franzosen *printemps* d. h. *primum tempus* nennen und unser *Jahr* Ein Wort ist mit dem griechischen ἔαρ, dem lateinischen *ver;* „geácas geâr budon“, die Kuckucke verkündigten das Jahr, sagt ein angelsächsisches Gedicht[1]). Den Winter aber bezeichnet die heisre hungrige Krähe, wie sie denn nach dem Heiligen, dessen Fest den vollen Beginn des Winters macht, im Mittelalter auch der S. Martins-Vogel hiess[2]). Und Krähe und Schwalbe wurden schon bei den Griechen als Sinnbild, dass der Winter entflohen, der Sommer zurückgekehrt sei, unter Gesang umhergetragen und milde Steuern dabei eingesammelt; die beiden Lieder, das κορώνισμα und das χελιδόνισμα, hat uns Athenäus aufbewahrt[3]). Er versetzt dabei letzteres Fest in den Boedromion d. h. in den Herbst, für das erstere giebt er gar keine Zeitbestimmung: dass aber der Umzug mit der Schwalbe in den Frühling müsse gefallen sein, zeigt der Wortlaut des alten Liedes selbst[4]) und das Schwalbenlied der jetzigen Griechen, das ausdrücklich den März nennt[5]); Umzüge mit Krähen zur Sommerverkündigung hat noch jetzt, weit weg von Griechenland, das Landvolk in Holstein und im Meklenburgischen, dort am Sonntag Lätare, hier um Pfingsten[6]). An der Schwalbe hebt das Chelidonisma eigens hervor, dass sie am Bauche weiss, am Rücken schwarz sei: man mochte in diesem Gegensatze von Hell und Dunkel den von Sommer und Winter angedeutet finden; das Gefieder der Krähe zeigt den gleichen

---

*) [Am Schlusse von Shakespeares *loves labours lost* der Frühling mit dem Kuckuck, der Winter mit der Eule. Bedæ venerabilis Ecloga *conflictus veris et hiemis sive Cuculus:* Wernsd. 2, 239 fgg.]

1) Thorpes Codex Exoniensis 146, 27 = Gudlâc 716.

2) J. Grimms Reinhart Fuchs S. CXXVI. Mythol. 1083 fg. [Krähe Wintervogel: Walther 91, 10.]

3) VIII, 59. 60; Köster de cantilenis popularibus veterum Graecorum pg. 74 sqq.

4) Ἦλθ' ἦλθε χελιδών
καλὰς ὥρας ἄγουσα
καὶ καλοὺς ἐνιαυτούς u. s. f.

5) Fauriel II, 256 [d. 1. März: I, XXVIII].

6) Schützes Holst. Idioticon III, 165 fgg.; Jahrbücher des Vereins für Meklenb. Geschichte II, 123.

Farbengegensatz. Von abergläubischen Meinungen und Gebräuchen, die sich noch an die Schwalbe knüpfen, will ich nur zwei arzneiliche Vorschriften anführen, weil auch sie den Vogel deutlich als Neujahrsvogel kennzeichnen, die eine aus einer Krankheits- und Heilmittellehre des vierzehnten Jahrhunderts[1]): „Quum primo hirundinem videris, hoc dic ter: Rogo te, hirundo, ut hoc anno oculi mei non lippeant nec doleant"; die andre aus der Chemnitzer Rockenphilosophie[2]): „Wer Frühlings die erste Schwalbe sieht, stehe alsbald still und grabe unter seinem linken Fuss mit einem Messer in die Erde, so findet er eine Kohle, die ist das Jahr gut für das kalte Fieber". Dem ganz ähnlich machten es die alten Italier bei dem ersten Rufe des Kuckucks[3]): „quo quis loco primo audiat alitem illam, si dexter pes circumscribatur ac vestigium id effodiatur, non gigni pulices, ubicunque spargatur". Dass ihn eben dieselben *ales temporarius* nannten[4]), wird auf die Botschaft der neuen Jahreszeit gehen, die er bringt; bekannt ist, wie sein Ruf noch die Zahl der späteren Lebensjahre weissagt: ein Aberglaube, der sich bei Deutschen und Franzosen bis in das dreizehnte Jahrhundert zurückverfolgen und auch bei den Slaven nachweisen lässt[5]); in Schweden weissagt er ledigen Mädchen die Zahl der Jahre bis zur Hochzeit[6]).

Tagesbote und Wecker aus dem Schlafe ist der Hahn*); die nahe liegende Vergleichung mit Christo, der ebenso aus der Finsterniss zum Licht, aus dem Tode zum Leben ruft, hat in

---

1) Hoffmanns Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache u. Litt. I, 325.

2) J. Grimms Mythol. (1835) Anhang S. LXXVI, 217; vergl. LIII. [Schillers Thier- und Kräuterbuch 2, 16.]

3) Plinius Hist. natur. XXX, 25 [vgl. Haupts Zeitschr. 12, 400].

4) Plin. HN. XVIII, 66, 2.

5) J. Grimms Mythol. S. 642 fg. Cäs. Heisterb. V, 17. Renner 11341. Eyering S. 467.

6) Arndts Reise durch Schweden IV, 5. [Kuckuck Frühlingsvogel: Weist. 1, 524. Regen verkündigend: Hesiod. op. et d. 456 fgg. sein Ruf mit Fruchtbarkeit segnend: Kalewala 2, 375 fgg. Freudenruf: 4, 488 fgg. 5, 196 fgg. 7, 321. 10, 443.]

*) [Hahnenruf die Gespenster der Nacht verscheuchend: Shakesp. Hamlet 1, 1; vergl. Abhandlung über Lenore oben Bd. 2, S. 405. 412. 416. Mit dem Krähen des Hahnes Gesang der Engel und der Heiligen: Volksl. aus der Bret. 140.]

aller Ausführlichkeit schon Prudentius [1]). Es wird deshalb kaum einem Zweifel unterliegen, dass die Hahnenbilder, die man den ältesten Christen auf den Grabstein meisselte [2]) oder mit in ihre Gräber gab (auch bei Winterthur ist solch ein Bild wieder ausgegraben worden [3]), dass ebenso die auf den Spitzen der Kirchthürme Christum bedeuten sollen. Es klingt wie schon ganz auf die letzteren bezüglich, wenn Prudentius sagt

„Vox ista, qua strepunt aves
Stantes sub ipso culmine
Paullo ante quam lux emicet,
Nostri figura est judicis. . . .

Sed vox ab alto culmine
Christi docentis præmonet
Adesse jam lucem prope,
Ne mens sopori serviat."

Allerdings hatten zu seiner Zeit die Kirchen noch nirgend Thürme, und die erste Erwähnung eines Kirchthurmhahnes fällt in das Jahr 925 und nach St. Gallen [4]): aber das Wort des vielgelesenen Dichters durfte wohl ein Fingerzeig sein, dem noch spätere Geschlechter folgten. Daneben blieb die Möglichkeit und die Freiheit unbenommen diesen Schmuck, nachdem er schon zur alten Uebung geworden war, gelegentlich auch noch anders auszudeuten, z. B. auf die Wachsamkeit, die dem Christen gebühre, und auf das Wächter- und Heroldsamt der Priester [5]). Ist aber der Hahn eigentlich und ursprünglich ein Sinnbild Christi, so hat die neulich von Ullmann [6]) angeregte Aufgabe einer Deutung des Portalbildwerkes an der Altstädter Kirche zu Pforzheim

1) Καϑημερινῶν I.

2) Münters Sinnbilder u. Kunstvorstellungen der alten Christen I, 55.

3) Keller in den Mittheilungen d. Antiquar. Gesellschaft in Zürich III, 130.

4) Ekkehards IV Casus S. Galli in Pertz Monum. Germ. histor. II, 105. Die Ungern, welche S. Gallen damals heimsuchten, vermengten *gallus* und *Gallus* und hielten den Hahn für ein Bild der Ortsgottheit.

5) Lateinisches Gedicht in Naumanns Serapeum I, 107—109 u. bei du Méril, Poésies populaires latines du moyen âge pg. 12—16; Hugo v. Trimberg im Renner 19707 fgg.; Augustis Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie XII, 368.

6) Im Anzeiger d. German. Museums 1860, Sp. 87 fgg.

keine Schwierigkeit: der Hahn, der zuerst mit einem Löwen kämpft, dann auf einem gefesselten Löwen steht, ist Christus im siegreichen Kampf mit seinem Feinde, mit dem, der umhergeht wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge [1]).

Aber nicht allein den Wechsel von Finsterniss und Licht, von Winter und Sommer, wie er alltäglich und alljährlich wiederkehrt, verkündigen uns die Vögel: auch für Aussergewöhnliches in den menschlichen Dingen selbst haben sie ein Vorgefühl und weissagen es den Menschen*). Attila, als er Aquileia lange schon vergeblich belagert hatte, erkannte an dem Fliehen der Störche, dass nun endlich die Stadt fallen solle [2]). Dem ähnlich die Scheu, welche die Schwalben fern hielt von den Häusern Thebens [3]): „Thebarum tecta subire negantur, quoniam urbs illa saepius capta sit."

Dem Schwane ahnt sein eigener Tod (man sagt deswegen auch für ahnen *schwanen)*, und singend nimmt er, der gesangreiche Vogel [4]), Abschied vom Leben [5]). Auch die Dichter des Mittelalters sprechen oft von diesem Schwanengesang, in Minneliedern [6]) wie mit geistlicher Anwendung auf den Todesruf des gekreuzigten Heilands [7]).

Andere Vögel verschont der Tod bis zu wunderbar hohem Alter**).

---

1) Br. Petri I, 5, 8.

*) [Heilkraft des Brachvogels, Genesung oder Tod des Kranken von ihm vorausgesehen und vorausgezeigt: W. Grimms Vrîdanc S. LXXXVI fg. Haupts Zeitschr. 7, 147. Renner 19521 fgg. vgl. Hattemer Denkm. 1, 10b. — Käuzchen den Tod ansagend, auch keltisch: Ein Herbst in Wales von Rodenberg, S. 203.]

2) Iornandes cp. 42. Procop b. Vand. 1, 5?

3) Plin. HN. X, 34.

4) Aristoph. Av. 772 fgg. Aelian. de Natura anim. X, 36. XI, 1. In einem altnord. Liede sagt Niörd „mer thôtti illr vera ûlfa thytr hiâ söngvi svana": Snorra Edda S. 16 [κύκνος zu cano? Isid. Origg. 12, 7].

5) Aelian. II, 32. V, 34. Plin. HN. X, 32. Ovid Metam. XIV, 430.

6) Meine Altfranzös. Lieder u. Leiche S. 242 fg. Heinrich von Veldeken Minnes. I, 39b. Heinr. von Morungen ebd. 127b. Bartsch Albrecht v. Halberst. S. CXX fg. CCLIX. Shakespeare Kaufmann v. Venedig 3, 2.

7) Konrad von Würzburg Minnes. II, 311b und in der Goldenen Schmiede 976. 1974.

**) [Vögel werden älter als Vierfüsser und Fische: Schwed. Volkssagen und Märchen S. 183 fgg.]

Hesiodus, in Versen, die uns Plutarch[1]) und in lateinischer Uebersetzung Ausonius[2]) aufbewahrt hat, schreibt der Krähe neun Alter des Menschen, dem Hirsche vier Krähenalter, dem Raben drei Hirschesalter zu; Plinius[3]) nimmt an solchen Fabelhaftigkeiten Anstoss: das ablaufende Mittelalter jedoch hat auf der antiken Grundlage bald mit der, bald jener zufälligen oder bewussten Abänderung weiter gebaut: z. B.

Sepes de virgis per tres annos bene durat,
Et per tres annos stat tua vita, canis,
Per tres atque canes tua durat vita, caballe,
Perque caballos tres vivere posset homo,
Et per tres homines asinus bene vivere posset,
Sic per tres asinos vita fit, auca, tibi.
Et per tres aucas cornicis vitaque durat,
Per tres cornices vivere cervus habet[4]).

Oder auf Deutsch[5]), mit derselben Durchführung der Dreizahl: „Ein zaun wert ungeferlich drey jar, drey zaun ein hundt, drey hundt ein pferdt, drey pferdt ein menschen, drey menschen ein schneganss, drey schnegenss ein hirschen.“ Besonders bezeichnend für diese nordländischen Wandelungen des alten Spruches ist die graue, die wilde, die Schneegans: im Norwegischen des Mittelalters[6]) und noch jetzt auf Island wird ein alter Mann eine *grâ gâs* geheissen, und ebenso nannte König Magnus der Gute (1035—1047) seine Aufzeichnung des Rechtes von Drontheim und nannten die Isländer seit dem siebzehnten Jahrhundert ihr altes Rechtsbuch von 1118[7]).

---

1) de Defectu oraculor. cp. 11; Hesiodi etc. Fragmenta ed. Marckscheffel pg. 376.

2) Edyll. XVIII. 3) Hist. nat. VII, 49.

4) Nach einer Strassburger Handschrift (C 173a, Bl. 67a) des 14ten und einer Brüsseler des 15ten Jahrh. (Mones Anzeiger für Kunde d. teutschen Vorzeit V, 342); in letzterer lautet das beschliessende Distichon „Et per tres aucas corvus tibi vivere credas, Sic per tres corvos vivere cervus habet.“

5) Haupts Zeitschr. f. Deutsches Alterthum III, 28. Andre Fassungen, hoch- u. niederdeutsche und englische, vom 13ten bis herab ins 17te Jahrhundert, s. in J. Grimms Reinhart S. IV, im Liederbuch d. Hätzlerinn S. LXIXb, in Haupts Zeitschr. V, 508, in Wolfs Deutschen Märchen und Sagen S. 420 u. bei Gödeke zu Pamph. Gengenbach S. 562—564. Agricola 661.

6) Saga Thidriks konungs af Bern Cp. 408.

7) Dahlmanns Geschichte v. Dännemark II, 129. 181.

Der Adler, wenn er alt und altersschwach geworden, verjüngt sich wieder: davon weiss schon der Psalmist: „Er sättigt mit Gutem dein Alter, dass sich erneut gleich dem Adler deine Jugend“ [1]), was Notker nach Augustinus so erklärt: „Imo geschiehet fore altî, chît man, daz sîn obero snabel den nideren sô uberwahset, daz er in ûf intuon ne mag sih ze geâzzenne. Dara nâh knîtet er in an demo steine, unz er in sô ferniuzzet, daz er aber ezzen mag. Unde sô gewunnet er samo sô fone êrist junglîche chrefte [2]). Sô geschiehet ouh demo, der an Christo, der petra (stein) ist, sîna sunda îlet ferslîzen. Wanda er bringet in widere ad innocentiam (ze unscadelî). Fone dero chumet er ad resurrectionem (ze urstende). dâr wirt er gejunget. Dara zuo siehet disiu reda.“ Die Physiologen des Mittelalters berichten noch wunderbareres: „sô er alt wirdit, sô suârent ime die federen unt tunchelint diu ougin. Sô suochet er einen vil chockhin brunnen unte fliuget von deme brunnen ûf zuo deme sunnen. dâ brennet er sîne federen unt vellet nider in den brunnen, den er irchôs. daz tuot er drîstunt. sô wirt er gejunget unte gesehente [3]).“ Auch Walther von der Vogelweide, indem er davon spricht, wie er „jungen“ und gesunden würde, wenn er in den Augensternen seiner Geliebten sich ersehen könnte [4]), mag an den Adler denken, den der Blick in die Sonne verjüngt. Den Römern war *aquilæ senectus* die sprichwörtliche Bezeichnung eines jugendlich frischen Alters [5]).

Was hier die Physiologen von dem Adler erzählen, sieht nur wie ein Wiederschein von den Fabeln über den Phönix aus. Herodot [6]) giebt diesem bloss 500 Jahre, Hesiodus in dem vorher angeführten Spruche neun Rabenalter, eine gewaltig grosse, aber

---

1) Ps. CIII, 5.

2) Ebenso der Physiologus in Hoffmanns Fundgruben I, 33, 27 fgg. u. in Karajans Sprach-Denkmalen d. zwölften Jahrh. 98, 18 fgg., der Renner 19450 fg. u. a.

3) Hoffmanns Fundgr. I, 33, 14 fgg. = Karajan 98, 3 fgg. Vgl. den Welschen Gast 12873 fgg., die Predigt in Haupts Zeitschr. VII. 142 fg., den Renner 19444 fgg. u. Barths Adversaria XXXIII, 3. Minnes. 1, 327 b. Hagen.

4) Lachmanns Ausg. 54, 31 fgg.

5) Terent. Heautontimor. III, 2, 10.

6) II, 73 mit Berufung auf die Heliopoliten.

immer doch noch eine Zahl: der späteren Naturgeschichte ward er, wie auch Ausonius den Worten Hesiods hinzufügt, ein „reparabilis ales“: wenn er 500, wenn er Tausende von Jahren alt geworden, stirbt er oder er verbrennt sich selbst, und aus seiner Leiche, seiner Asche steigt ein neuer Phönix empor: Lactantius Elegie de Phœnice [1]) stellt die verschiedenen Sagen alle zusammen [2]). Wir kommen später noch einmal darauf zurück. Dem Christenthume bot sich in diesem Wundervogel ungezwungener als in manch anderen Fällen ein bedeutungsvolles Sinnbild dar [3]), zuerst mit Anknüpfung an eine Stelle des Buches Hiob [4]) ein Sinnbild der Unsterblichkeit und des Ueberganges aus den Mühsalen der Erde in ein ewiges seliges Leben [5]): so behandelt den Phönix mit aller Fülle der angelsächsischen Poesie ein Gedicht der Handschrift von Exeter [6]); ein Sinnbild ferner des Todes und der Auferstehung Jesu Christi [7]); ein Sinnbild endlich der Menschwerdung, der Verjüngung gleichsam des alten Gottes im Leibe der Jungfrau, welche dann dem verzehrenden und neu gebärenden Feuer verglichen wird [8]).

---

1) Wernsdorfs Poetæ Latini minores II, 298 sqq.

2) Die Stellen der Alten s. in Martinis Ausgabe S. 38; vgl. Isid. Origg. 12. 2. Bartsch Albr. v. Halberst. S. CXXIV fgg. CCLIX fg.

3) Pipers Mythol. u. Symbolik d. christl. Kunst I, 1, 458 fgg. [Phönix (mit einem Stern am Haupt) im altchristlichen und schon im heidnischen Rom Sinnbild der stets sich verjüngenden Unsterblichkeit: Gregorovius Gesch. d. St. Rom im MA. 1, 327.]

4) XXIX, 18, wo freilich das Wort *chul* bald Phönix, bald Palme, bald auch Sand übersetzt wird. vgl. das ags. Gedicht Phönix 548 fgg. Auf Grund der Hiobstelle wird Christus ein Phönix genannt in Cynewulfs Crist 636 fgg.

5) Münters Sinnbilder I, 96.

6) Thorpes Cod. Exon. S. 197—242 (Grein, Dicht. der Angelsachsen 1, 215—233). Das Naturgeschichtliche dieser angels. Dichtung aus Lactantius.

7) Hoffmanns Fundgr. I, 36 fg. = Karajan S. 105 fg.; Frauenlobs Spr. 237, wo *Vellica* in *Venica*, eine geringere Verderbniss des Wortes *Phönix,* zu bessern ist; Grässes Beiträge zur Lit. u. Sage d. Mittelalters S. 74 fg. Phönix 646 fgg. (Grein 1, S. 232.)

8) Münter S. 96; Konr. v. Würzb. in der Goldnen Schmiede 364 fgg. (andere Anwendung im Beginn vom Trojanerkrieg). Frauenlobs Leich I. 12, 16 fg. [auch Sinnbild der Erneuerung des Menschen: über die mittelalt. Sammlung zu Basel S. 15.]

Gattenliebe und Treue lehrt die Taube[1]), zumal die Turteltaube, die, wenn sie den Gesellen verloren hat, fortan allein und wehklagend auf dürrem Aste sitzt und bevor sie trinkt, sich selber das Wasser trübt[2]). Sinnbild der Verwandtentrauer überhaupt war die Taube in einem Gebrauche der Langobarden, den uns Paulus Diaconus berichtet[3]): „Si quis in aliquam partem aut in bello aut quomodocunque extinctus fuisset, consanguinei eius intra sepulchra sua perticam figebant, in cuius summitate columbam ex ligno factam ponebant, quæ illuc versa esset, ubi illorum dilectus obisset, scilicet ut sciri posset, in quam partem is, qui defunctus fuerat, quiesceret."

Es ist vorher der Störche erwähnt worden, die das bedrohte Aquileia räumten: Iornandes sagt „animadvertit (Attila) candidas aves i. e. ciconias, quæ in fastigio domorum nidificant, de civitate fœtus suos trahere atque contra morem per rura forinsecus comportare": sie retteten also, dieselben Vögel, die unser Volksglaube auch den Menschen ihre Kinder bringen lässt[4]), nicht

---

1) Plin. HN. X, 52.

2) Altd. Wälder d. Br. Grimm III, 37 fgg. S. Alexius Leben von Massmann S. 34 fg. Hoffmanns Deutsche Gesellschaftslieder S. 99 fg. [Shakespeares Winterm. 5, 3 gegen Ende. Wenzigs Slav. Volksl. S. 99. Jüng. Tit. 5109. Tauber und Taube Geliebter und Geliebte: Volksl. aus der Bretagne S. 160 fgg. Seufzen wie die Tauben: Nahum 2, 8.]

3) de Gestis Langobard. V, 34.

4) Auf das Kinderbringen des Storches bezieht sich schon dessen althochdeutscher u. altsächsischer Name *udebero, odebero, odeboro,* falls der erste Bestandtheil dieser Zusammensetzung ein mit dem lat. *uterus* und *uber* und dem griech. οὖθαρ ablautendes Substantiv im Sinne von Kind ist: die altnordische, altsächs. u. angelsächsische Sprache haben das defective Participium *audin, ôdan, eaden* s. v. a. geboren; *bero, boro* käme von *beran* tragen (vgl. Schiller, zum mecklenb. Thier- und Kräuterbuche 1. 3). Das Wort muss aber schon frühzeitig dunkel geworden sein, da bereits mit dem Althochd. wechselnde Gestaltungen und Entstellungen ihren Anfang nehmen: es heisst da auch, in die Wurzel *raran* (gehen, wandern) hinübergezogen, *otiraro,* mittelhochdeutsch *odefar, otfar* (Speier v. Zeuss S. 23), mittelniederländ. *odevare* im jetzigen Niederl. *oyevar,* im älteren und im jetzigen Niederdeutschen *edebere,* zusammengezogen *eber,* und *adebar:* letzteres würde nach Graffs Diutiska III, 453 auch mittelhochdeutsch sein, wenn hier nicht *adebarn* in *adelarn* zu bessern wäre. Vgl. J. Grimm Mythol. S. 638 u. über Diphthonge nach weggefallnen Consonanten S. 42.

sowohl sich als ihre Jungen. Von dieser elterlichen Liebe der Vögel, die so mit Anmuth Wolframs Vers bezeichnet[1]) „al des meigen zît si wegeten mit gesange ir kint“, ist das ergreifendste Beispiel der Pelican, der mit dem eignen Blute seine Jungen neu belebt[2]): auch er im Mittelalter ein nahe gelegtes Sinnbild Christi[3]). Um der Jungen willen, die man in das verkeilte oder zugeklebte Nest oder in ein Glas verschlossen hat, holt der Specht[4]), der Wiedehopf[5]), der Auerhahn[6]), der Strauss[7]) das Zaubermittel, ein Kraut oder ein Würmchen, vor welchem der Keil und der Lehm herausfährt und das Glas zerbricht. Die Störche selber gelten sonst eher als ein Vorbild der Liebe von Seiten des Kindes gegen die Eltern[8]): ein uraltes Gesetz, scherzt Aristophanes[9]), ἐν τοῖς τῶν πελαργῶν κύρβεσιν schreibe ihnen diese Tugend vor. Darum gaben die Römer dem Bilde der Pietas einen Storch bei[10]), noch der Renner sagt[11]) „dâ von stêt an der triuwen schilte ein storch gemâlt durch triuwe und milte“, und der Name *Storch* gehört zu einer Wurzel, die im Griechischen lieben und gerade das Lieben unter Eltern und Kindern bedeutet, zu στέργειν.

---

1) Lachmanns Ausg. S. 7, 20, wo das fehlerhafte *weget* der Handschrift nicht gut in *wegent* geändert ist.

2) Münter S. 90. Ueber den Pelican vgl. auch evangel. Kalender 1857, S. 52—54.

3) Fundgruben I, 33 fg. = Karajan S. 99 fg.; Konrad v. Würzb. Minnes. II, 312a; der Marner ebd. 252a; der Meissner ebd. III, 101a; gold. Schmiede 470. Dante Parad. 25, 112.

4) Plin. HN. X, 20. XXV, 5. Mones Anzeiger VIII, 614. Deutsche Sagen d. Br. Grimm I, 11 fg. Konr. v. Megenb. S. 380. [Zusammenhang zwischen der Springwurzel des Spechtes und seinem Schätzesammeln (Non. pag. 152)? vgl. Isidor 12, 7. Musäus 708.]

5) Aelian de Nat. anim. III, 26.

6) Altd. Wälder II, 94.

7) Altd. Wäld. II, 92. Renner 18756 fgg. Gesta Roman. v. Grässe II, 227. [J. Paul, Hesperus, 5ter Schalttag: „den Zeisigen — die, wie man sagt, ihrem Neste und dessen Insassen durch den sogenannten Zeisigstein so lange Unsichtbarkeit ertheilen, bis die Plantage flügge ist.“ Gleicher Art das unsichtbare und unsichtbar machende Vogelnest (Simpl. 2, 1, 23)?]

8) Renner 18303 fgg. 19461 fgg.; Aelian III, 23 rühmt an den Störchen beides, die Kindes- und die Elternliebe. Isid. Origg. 12, 7.

9) Av. 1353 sqq.

10) O. Müllers Archäol. § 406, 3.

11) Z. 18309 fg.

Aber auch die strenge Zucht und die Sorge des Vaters, dass sein Geschlecht nicht entarte, hat ihr Vorbild in dem Reich der Vögel. Der Adler zwingt seine Jungen in die Sonne zu blicken: die es nicht vermögen, wirft er als schlechte und unechte Brut hinab [1]). Ein Dichter des zwölften Jahrhunderts [2]) wendet das auf Christum an, der seine Menschen in den Sonnenschein des Gebots der Liebe schauen heisse; unserm Konrad von Würzburg [3]) ist die Jungfrau Maria der Adler*), und die Sonne, in deren Schein wir blicken sollen, Christus.

Alles das (und ich hätte die Reihe solcher Beispiele aus der alten Naturgeschichte und Naturfabel und Natursymbolik noch beträchtlich verlängern können), alles das bereits Dinge, in denen der Mensch an den Vögeln etwas besseres als nur schlechte dumpfe Thierheit sah, und die er an ihnen sah, weil er ihnen etwas besseres beimass Noch mehr über die Vierfüsser erhoben und noch näher fühlte er sich dieselben dadurch gestellt, dass sie im Stande sind seine Sprache zu erlernen. Plinius [4]) zählt all die Vogelarten auf, an denen schon das Alterthum diese Befähigung wahrnahm und benutzte: Anecdoten aus dem Leben des Augustus, die darauf sich beziehn, stellt Macrobius zusammen [5]); das Mittelalter kannte sprechende Papageien, Raben, Dohlen, Staaren, Elstern [6]). Naiv aber ists, wie einigemal von Vögeln dieser Art erzählt wird, die nicht bloss gelehrt worden

1) Aelian II, 26; Plin HN. X, 3. XXIX, 38; Wolframs Wilhelm 189; der Schulmeister v. Esslingen Minnes. II, 139a; der Marner ebd. 252a; Renner 19442 fg. [Mart. 107, 19 fgg. Lucan. Phars. 9, 902 fgg. Isid. Origg. 12, 7.]

2) Wernher vom Niederrhein S. 68 fgg.

3) Goldene Schmiede 1052 fgg.

*) [Schöne Frauen mit Vögeln verglichen: mit dem Falken Trist. 11001 = 277, 3. Troj. Kr. 7538. Altd. Leseb. 1216, 19. dem Sperber: Trist. 10998 = 276, 40. dem Papagei 10999 = 277, 1. Troj. Kr. 20299. dem Schwan Völs. Saga 36.]

4) Hist. nat. X, 58—60.

5) Saturnal. II, 4.

6) Ruodlieb III. 135 fg. 174. VIII, 1 fgg. IX, 76 fgg.; Lamprechts Alexander 5408; Christian v. Hamle Minnes. I, 112a; Heinr. v. Morungen ebd. 122b. vgl. 124b. Im Renner 3687 fgg. „der sitich kriechisch wörter sprichet. diu aglaster ouch sich ofte brichet nâch menschen sprâche: daz macht der hunger“: offenbar aus Persius Prolog Z. 8 fgg. Caes. Heisterb. X, 56.

sind gewisse einzelne Worte sprechen, sondern die überhaupt sprechen gelernt haben, die reden können, wie der Papagei oder die Elster in einer Geschichte der 1001 Nacht und der sieben weisen Meister [1]) und der Rabe eines Märchens der Slovenen [2]).

Oder ist die Naivität hier nur scheinbar? sind diese Erzählungen eigentlich und ursprünglich so gemeint, dass dem Vogel in der That die Sprache der Menschen als eine höhere Wundergabe verliehen worden? Von dem redenden Raben König Oswalds heisst es [3]) „der himelische trehtîn tet dâ sîn genâde schîn und gap dem raben in der selben stunde, daz er alle sprâche wol reden kunde“, die goldgeflügelte Gans*), durch welche Damajanti zuerst von der Schönheit Nals vernimmt [4]), ist von den Göttern gesendet, und es ist eine Stimme göttlicher Warnung, was in einer altdeutschen Ballade die Taube des einsamen Waldes zu der schönen Entführten spricht [5]). Erst auf dergleichen Anlässe hin ist es in der alten Dichtung, zumal der Liebesdichtung, ein oft wiederkehrender Zug geworden, dass Vögel ohne Weiteres, redebegabt wie der Mensch, dem Menschen Rath ertheilen oder sonstwie zu ihm sprechen [6]), dass sie ausplaudern, was er thut [7]), oder es auch getreu verschweigen [8]), dass sie um Botendienst von ihm begrüsst werden [9]) und Botschaft bringen [10]).

1) 1001 Nacht 14; Romans des sept sages 3088 fgg. Altd. Gedichte v. Keller S. 84 fgg. Diocletianus Leben von Hans v. Bühel 2454 fgg.; vgl. Keller vor den Sept sages S. CXXXIV fgg. u. Abr. a S. Clara 19, 241 fg.

2) J. Grimms Mythol. S. 637.

3) Z. 389 fgg. der Ausgabe Ettmüllers.

*) [Gänse auch in der slavischen Liebesdichtung: Wenzigs Slav. Volkslieder S. 6. 66; Schwäne und Gänse, d. i. Jungfrauen und Frauen, ebenda S. 197.]

4) Indische Sagen v. Holtzmann III, 4. vgl. S. VIII fg.

5) Alte hoch- u. niederd. Volkslieder v. Uhland I, 142. Wunderh. 4, 102. Theilnahmsvoll sprechender und verstandener Staar: Wunderh. 2. 281—283.

6) Uhland in Pfeiffers Germania III, 129 fgg. Volkslieder d. Serben v. Talvj I. 6. [Rathende Vögel: Norweg. Volksmährchen von Asbjörnsen und Moe, deutsch von Bresemann, 1, 103 fgg.]

7) Niederländisches Volkslied in den Altd. Wäldern II, 46.

8) Walther 39, 19. 40, 18; vgl. Konrads Engelhard 3165.

9) Hoffmanns Horæ Belgicæ II, 106. 109.

10) Talvj I, 53. [Falke mit einem Briefe: Talvj 2, 43. Bote u. Brief als Falke und Schwalbe: Talvj 1, 249. Taube als Liebesbote: Wunderh. 2, 57. Nachtigall desgl.: 202 fg. Liebesbrief als Vogel: 4, 120. 121.]

Besonders erscheint hier die tonreiche Nachtigall, die Sängerinn der Liebe, aber neben ihr auch Lerche und Drossel[1]), statt ihrer auch die Amsel[2]) und im serbischen Lied[3]) der Falke. Ausserhalb der Liebesdichtung wird allgemeiner gesprochen: in Ecken Ausfahrt[4]) sagt Dieterich bloss „hie hœrt uns anders niemant den got und die waltvogellein". ein altgriechisches Lied, wie es scheint, begann Οὐδεὶς οἶδεν τὸν θησαυρὸν τὸν ἐμὸν πλὴν εἴ τις ἄρ' ὄρνις[5]), und auch in den Liedern der Neugriechen, die gern mit Reden eines oder dreier Vögel den Eingang machen, sind es eben nur πουλάκια, die reden[6]); uns bezeichnet der Ausdruck „Das hat mir ein Vögelein gesungen" eine Kunde, die man Anderen unerwartet empfangen hat[7]).

Ueberhaupt sind die Vögel theilnahmsvoll für alles, was den Menschen da unten geschieht und was sie thun: „die wilden vogele betrüebet unser klage" sagt einmal Walther von der Vogelweide[8]). Darum auch, wenn ein grösserer Frevel begangen wird als jener, den Walthers getreue Nachtigall verschweigt[9]), dann schweigen die Vögel, die allein ausser Gott ihn wissen, nicht: denn die ganze Natur muss der erzürnten Gottheit dienen, dass die Rache den sicheren Verbrecher doch noch treffe, und sogar nur thörichte Handlungen des Menschen und seine unbedachten Worte werden von dem, was leblos ihn umgiebt, belauscht und verrathen. Dem griechischen Alterthum ist es noch der alles sehende, alles auch hörende Sonnengott[10]), der eine Unthat an den Tag bringt[11]): Schwur und Gelübde werden deshalb mit seinem Namen bekräftigt[12]); uns das Gestirn der Sonne, im Sprichwort wie in jener auch von Chamisso gedichteten Erzäh-

1) Wolf und Hofmann, Primavera II, 17.
2) Gräters Bragur II, 222.
3) Talvj I, 53.
4) Caspar v. d. Roen Str. 96.
5) Aristoph. Av. 601.
6) Fauriel I, 4. 70. 126. 194. 284, 288. 300. II, 4. 324. 344. 408.
7) J. Grimms Mythol. S. 1082; vgl. Altd. Leseb. 974, 32. Voss 55b.
8) 124, 30.
9) 39, 19. 40, 18.
10) Il. III, 277. Od. XI, 109; vgl. Plin. HN. II, 4. Kalewala 15, 185 fgg.
11) Od. VIII, 270. 302.
12) Il. III, 277. XIX, 259. Rechtsalt. 895.

lung [1]). Neben der Sonne wird dort im griechischen Schwur auch die Erde genannt: ebendiese verräth durch plauderndes Schilfrohr das Geheimniss von der Missgestalt des Königs Midas, das ihr von dem unbezwingbaren Sprechbedürfniss des Scherers anvertraut worden [2]). Daran schliesst sich die lebensvollere Fassung, die das Mittelalter unserem Sprichwort „Wände haben Ohren" giebt: „Walt hât ôren, velt hât gesiht" [3]) oder „Velt hât ougen, walt hât ôren" [4]), lateinisch „Campus habet lumen et habet nemus auris acumen" [5]); näher der jetzt üblichen Form sagt aber schon Helbling [6]) „dâ von rât ich, sô ie næher zûn, daz man dâ ie stiller rûn" und warnt man in Baiern mit dem Sprichwort „Es sind Schindeln auf dem Dache" [7]). Wenn sodann deutsche Märchen erzählen, wie ein Knöchlein eines unschuldig ermordeten, das ein Hirtenknabe sich zur Flöte schnitzt, alsobald beginnt von der Mordthat zu singen [8]), und Märchen anderer Völker Aehnliches [9]), so bildet das endlich den Uebergang zu

---

1) Kinder- u. Hausmärchen d. Brüder Grimm 115; vgl. Götzingers Deutsche Dichter I, 340 fg. Das andre hieher treffende Sprichwort hat bereits die Oestreich. Chronik Ottocars S. 663 a: „nu wirt niht so klein gespunnen, ez enkom doch an die sunnen"; und alterthümlicher durch die epische Form Bonerius XLIX, 55: „nie wart sô klein gespunnen, ez kæm etswenn ze sunnen".

2) Ovid Metam. XI, 182 sqq. Pers. Sat. I, 119 sqq. [In einem Volksmärchen der Serben (39, S. 227) ist an Midas Stelle Kaiser Trajan getreten; aus der von dem Scherer für sein Wort gegrabenen und wieder zugeworfenen Grube wächst ein Holunderstrauch, und die daraus geschnittenen Flöten blasen nun: „Der Kaiser Trajan hat Ziegenohren."]

3) Reinmar v. Zweter Minnes. II, 202 b; „Dan auch die Weld jhr Ohren hand Vnd das veld sein gesicht verstand Wie dan die alten haben gsagt" Holtzwarts Emblem. XVIII.

4) Reinm. Minnes. II, 210 b.

5) Fiedler zu Chaucers Canterbury-Erzählungen I, 223. Chaucer, der den Spruch englisch hat, ist mir auf Englisch nicht zur Hand.

6) IV, 599 fg. in Haupts Zeitschr. IV, 112, wo jedoch die Fehler der Handschrift, *nehn* statt *næher* und *stille* statt *stiller*, ohne Besserung geblieben sind.

7) Schmellers Bayerisches Wörterb. III, 371.

8) Br. Grimm 28. Haupts Zeitschr. 3, 36. vgl. Wenzigs slav. Volksl. S. 110 fgg.

9) Br. Grimm III, 55 fg.; vgl. J. Grimms Mythol. S. 860. Litt. Volksl. v. Nesselmann S. 321.

solchen Sprüchen und Sagen des Alterthumes, wo die beredten Bewohner der Luft ein böses Geheimniss ausbringen, einen Mord verkündigen, den Mörder sich selbst verrathen lassen. Salomo lehrt „Fluch dem Könige nicht in deinem Herzen, und fluche dem Reichen nicht in deiner Schlafkammer: denn die Vögel des Himmels führen die Stimme, und die Fittig haben, sagens nach"[1]). Der Päonier Bessus hatte seinen Vater gemordet, und lange wusste er die Schuld zu verbergen, bis er einst in einem gastfreundlichen Hause ein Nest voll Schwalben mit dem Speere herabstach und auf das Erstaunen der Andern erwiderte „Zeugen sie denn nicht schon längst verläumderisch gegen mich und klagen mich an, ich hätte meinen Vater gemordet?" Das kam vor den König, und alsbald traf Bessus die verdiente Strafe[2]). Soll ich der durch Schillers Gedicht nun allbekannten Sage vom Morde des Ibycus[3]) noch eigens erwähnen? Beinahe wörtlich mit ihr überein stimmt die Legende vom heil. Meinrad, dem ersten Gründer des Klosters Einsiedeln, wie z. B. Martin Crusius in seiner Schwäbischen Chronik[4]) sie erzählt, nur dass es hier Raben sind, die der Heilige als Zeugen und Kläger anruft, und die nachher in Zürich einer der Mörder mit einem lachenden Sieh da! begrüsst: „En Meinradi, exclamat ridens, corvi!" Unabhängiger von dem griechischen Vorbild erscheinen die deutschen Gedichte von dem Juden und dem Schenken[5]), von dem Juden und dem Truchsessen[6]), in deren ersterem Rebhühner, im zweiten Krammetsvögel die Zeugen des Ermordeten sind; bei Bonerius[7]) und in einer Prosaerzählung des fünfzehnten Jahrhunderts[8]) ruft höhnisch der Schenke selbst die Rebhühner zu Zeugen; in

1) Pred. 10, 20. Darnach Sebastian Brant im Narrenschiff XIX, 71 fgg. „Wer herren übel redet üt, Das blibt verschwygen nit lang zit, Ob es joch ver geschæh von im: Die vogel tragen uss din stym."

2) Plutarch de sera numinis vindicta cp. 8.

3) Die älteste griechische Nachricht bei Antipater aus Sidon, Epigr. 78: Anthol. Gr. VII, 745; spätere bei Plutarch de Garrulitate cp. 14 u. a.

4) Annales Suevici II, 2, 11. [Die Raben des heil. Meinrad von Osenbrüggen, Schaffhausen 1861.]

5) Lassbergs Liedersaal II, 601 fg.

6) Burkard Waldis Esop IV, 20.

7) Edelstein LXI.

8) Haupts u. Hoffmanns Altd. Blätter I, 118.

Bonerius lateinischer Quelle[1]) thun es beide, der Jude wie der Schenke.

Aber kehren wir zurück zu den sprechenden Vögeln. Eines der vorher angeführten neugriechischen Lieder[2]) hat die von all den übrigen abgehende Eigenheit, dass es die Menschensprache, die der Vogel redet, der sonstigen Sprache der Vögel entgegensetzt:

Δὲν ἐλαλοῦσε σὰν πουλὶ, σὰν ὅλα τὰ πουλάκια,
Μὸν ἐλαλοῦσε κ' ἔλεγεν, ἀνθρωπινὰ μιλοῦσε.

Eine Vogelsprache also: und allerdings nimmt die alterthümliche Anschauung auch da, wo weder eine göttliche Fügung noch Unterricht der Menschen einen Vogel sprechen gelehrt hat, schon das natürliche Singen oder Zwitschern oder Krächzen desselben dennoch für eine Sprache; die Vögel sprechen so gut als die Menschen, wie die Menschen so gut als die Vögel singen: es ist somit gleichsam nur ein Namentausch, wenn Theocrit[3]) die Dichter scherzweis Vögel der Musen und Gottfried von Strassburg[4]) die Minnesinger Nachtigallen nennt. In dieser ihrer Sprache unterreden sich die Vögel mit einander, unterreden sich da auch über menschliche Dinge, wie in einem serbischen Liede[5]) Schwalbe und Kuckuck, im Beowulf[6]) Rabe und Adler auf der Wahlstatt, in einem Märchen[7]) die Krähen am Galgen: versteht sie der Mensch nicht, so liegt die Schuld an diesem, so ist er der Ungelehrte und die Sprache der Vögel für ihn, was Latein für den Laien und eine Barbarensprache für den Griechen ist[8]): das Mittelalter hat wirklich den Ausdruck Latein der Vögel[9]),

---

1) dem Anonymus Neveleti LIX.

2) das Bruchstück bei Fauriel I, 70 [ebenso Fauriel 2, 376].

3) Idyll. VII, 47.

4) Tristan 4749 fgg. = 120, 31 fgg.

5) Talvj I, 63.

6) Z. 6041 fgg.

7) Br. Grimm 107. Sag. 1, 202.

8) „quorum verba non discerni a nobis nihil mirum fit, cum barbarorum etiam multorum sermonem minime discernamus neque tam loqui quam indistincte vociferari putemus“ Marsilius Ficinus aus Porphyr. de Abstinentia animalium III.

9) Provenzalisch: s. Fierabras v. Bekker S. 177a; französisch: Altd. Blätter I, 1; italiänisch: „E cantin ne gli augelli Ciascuno in suo latino Da sera e da matino Sur li verdi arbuscelli“ Canzone Dantes, Vita nuova II;

und Aristophanes nennt die Vögel βάρβαροι[1]) wie umgekehrt die Sprache eines Barbaren Schwalbengezwitscher[2]). Menschlicher Witz überträgt wohl einen einzelnen und den jedesmal bezeichnenden Vogelruf in ein ungefähr gleichlautendes Wort der Menschensprache, meist zum Scherz, zuweilen auch mit ernster Bedeutsamkeit[3]): Beispiele der Ruf der Schwalbe[4]) „du diep, du diep"! und das sinnvolle Schwalbenlied[5])

„Wenn ich wegzieh, wenn ich wegzieh, sind Kisten und Kasten voll;
Wenn ich wiederkomm, wenn ich wiederkomm, ist Alles verzehret",

dem wir auch eines der schönsten Lieder Rückerts verdanken; die altfranzösischen Nachtigallenschläge[6]) „fier, fier! occi, occi"! das lateinische „cras cras" des Raben[7]): „ih spreche iemer same der rabe Cras cras, daz quît Morgen morgen sô wil ih besorgen, daz ih gote mîner sundin wandel getû". Aber auch so ist es nur ein Spiel, nicht das rechte, nicht das eigentliche Verständniss: dafür muss das Menschenohr erst eigens geöffnet werden. Es geschieht das bald durch unmittelbare göttliche Gnadenschenkung, bald durch Zaubermittel*).

Salomo, den Gott der höchsten Weisheit gewürdigt, ist damit auch „vogelsprachekund"; den halben Raum seines Hoflagers, 50 Quadratmeilen, nehmen Thiere und Vögel ein: unter diesen wird ihm der Wiedehopf besonders vertraut und trägt ihm Botschaft zu der Königinn von Saba[8]). Tiresias, der Athenen

---

mittelhochd. Gottfrieds Tristan 17365 = 436, 7; mittelniederl. Elegast 770. 781.

1) Av. 199.

2) ebd. 1681.

3) vgl. das Geistliche Vogelgesang in Grieshabers Vaterländischem S. 335 fgg. [Wachtelschlag: Schillers Thier- und Kräuterbuch 2, 11. Schwalbengezwitscher ebenda 16.]

4) der Meissner Minnes. III, 109 b.

5) Altd. Wälder II, 88.

6) Uhland in Pfeiffers Germania III, 136. 146.

7) Litanei 488. Narrenschiff 31 und Zarnckes Anmerkung dazu. [*Hippocras* Name des Raben: Froschmäus. 1, 2, 8 (k iij b).]

*) [von einer Zauberin erlernt: Kreuzwald u. Löwe esthn. Märchen S. 7. Verständnis der Thiersprache von dem Schlangenkönige durch wechselseitiges dreimaliges Speien in den Mund mitgetheilt: Volksmährch. d. Serben 3, S. 19.]

8) 1001 Nacht, N. 868 fgg.

nackt geschaut, wird zur Strafe dafür blind: doch zu milder Entschädigung reinigt die Göttinn ihm die Ohren, so dass er alle Stimme der Vögel versteht[1]); Callimachus schwächt die Sage dahin ab, dass Tiresias nur kundig der Vogelzeichen wird[2]). Der junge Graf aus der Schweiz, der da weiss, was die Hunde bellen, die Vögel sprechen und die Frösche quaken, hat (so stellt das Märchen[3]) es dar) diese drei Sprachen nach einander bei drei Meistern erlernt: wie er jedoch durch solche Weisheit bis auf den päbstlichen Stuhl gelangt, erscheint dieselbe auch hier als eine höhere Begabung. Melampus aber versteht die Vogelsprache, weil ihm züngelnde Schlangen die Ohren gereinigt haben[4]): mit gleicher Wirksamkeit kommt dieses zauberische Thier wiederholendlich noch sonst vor. In deutschen Sagen und Märchen verleiht eine weisse Schlange dem, der von ihr gegessen, die Wundergabe[5]); die Einwohner der indischen Stadt Paraca oder Pacura oder Palura verzehren um sie zu erlangen Herz oder Leber eines Drachen[6]); Sigurd erhält sie, da ihm nur etwas von dem Herzblut des getödteten Drachen die Zunge netzt: alsobald versteht er das Gespräch, das über ihm in den Zweigen sieben Adlerweibchen führen, und lässt sich das Warnung und Rath sein[7]); auch Guðrun soll von Fafnis Herzen gegessen und seitdem die Sprache der Vögel verstanden haben[8]). Das grie-

1) Apollodor. Biblioth. III, 6, 7.

2) Lavacr. Palladis 123 sq.

3) Br. Grimm 33.

4) Apollod. I, 9, 11.

5) Deutsche Sagen d. Br. Grimm I, 201 fgg. Märchen 17.

6) Philostratus in der Vita Apollon. Tyan. III, 9.

7) Fafnis mâl 32 fgg. Völsûnga Saga Cp. 28. Märchenhafte jüngere Umgestaltungen der Sage fassen nur die mit der Tödtung des Drachen verbundene Erwerbung seines Schatzes auf und setzen an die Stelle des Drachen selbst einen Vogel, dessen Herz und Leber dem Essenden einen stets nachströmenden Reichthum verleiht: Br. Grimm 60. 122. Man kann damit noch den Goldvogel des 57sten, die goldene Gans des 64sten Märchens vergleichen und die Gans, die goldene Eier legt, bei Avianus XXXIII = Bonerius LXXXVIII.

8) Gûdrûnar kvida I Eingang. Nach der Völsûnga Saga Cp. 35 ward Gudrun durch den von ihr verzehrten Antheil grimmiger und weiser: mit gleicher Allgemeinheit bezeichnet das mittelhochd. Gedicht von Gudrun Z. 403 fg. (vgl. 421) die Wirkung, die das getrunkene Blut des Lindwurmes auf den jungen Hagene übt.

chische Alterthum machte diesen Schlangenzauber noch zauberischer: Democrit gab an, wie die Schlange erst aus dem Blut gewisser Vögel müsste erzeugt werden[1]). Anderswo noch andre Vermittelungen: in einem alten niederländischen Gedichte[2]) ist es ein Kraut, das man nur in den Mund zu thun braucht, im Volksglauben der Bretagne[3]) das goldene Kraut, aour géoten: wer zufällig darauf tritt, verfällt alsobald in Schlaf und empfängt darin die Gabe. Zuweilen auch erzählt die Sage von so begabten Menschen, erzählt aber nicht, wie dieselben dazu gelangt seien: so die altnordische Helga kviða Hiörvarðs sonar von Atli, dem Sohne Graf Iðmunds; die Ynglinga Saga[4]) von dem schwedischen Könige Dag: dieser hat einen Sperling, der ihm Nachrichten aus aller Welt zuträgt; Procop[5]) von Hermegisklos, einem Könige der Varner, der sich den Tag seines Todes vorhersagen hört. Kon, der junge Edle im Rîgs mâl, hat neben dieser Sprachkenntniss auch sonst viel wunderbare Kunst und Weisheit inne[6]), und er ist Enkel eines Gottes, jenes Heimdall, der bei Tag und bei Nacht hundert Meilen weit sieht und das Gras wachsen hört und die Wolle auf den Schafen[7]). Ebenso schliesst es sich der mannigfachen Geheimkunde, die Apollonius von Tyana besass, wie ganz natürlich an, dass er auch die Sprache der Vögel soll verstanden haben[8]).

All diese auszeichnenden Eigenschaften, die der Mensch an dem Geschlechte der Vögel theils in Wirklichkeit wahrnahm, theils in Glauben und Aberglauben ihm nur beilegte, schlossen dasselbe allerdings von der Verwebung in die Thiersage aus: erst deren allmäliche und jüngere Ueberfüllung hat auch Vögel

1) Plin. H. N. X, 70; vgl. Gell. Noct. Att. X, 12.

2) Elegast 763. [Trank aus neunerlei Kräutern: Esthn. Märch. S. 243.]

3) Barzas-Breis par Villemarqué I, 62 = Volksl. aus d. Bretagne S. 228.

4) Cap. 21.

5) de Bello Gotth. IV, 20.

6) Str. 40 fgg.

7) Snorra Edda S. 16.

8) Marsilius Ficinus aus Porphyrius de Abstinentia III: „cum audiret hirundinem aliis nuntiare asinum prope urbem onustum tritico occidisse triticumque humi diffusum“.

hineingebracht, immer jedoch nur mit Nebenrollen und in sehr passiver Stellung. Ursprünglich sind ihr wie die Hausthiere, die ihr dienstbares Verhältniss und ihre gar zu nahe Vertraulichkeit mit dem Menschen solcher dichterischen Erhebung unfähig machte, so auch die Vögel fremd gewesen, diese, weil sie dafür zu viel Unnahbares und Haltloses hatten, weil sie dafür auch zu heilig schienen. Aber gleich den Namen des Bären und des Wolfes gehn auch die des Adlers und des Raben, streit- und beutesüchtiger Vögel, die zusammt dem Wolfe mit den Kriegsheeren der Menschen ziehn[1]), auf Menschen über: Beispiele aus dem Althochdeutschen *Aro, Heriarn, Arnhild, Hraban, Sigihram, Rabangêr,* und zusammengesetzt mit Wolf *Arnulf, Wolfarn, Rapanolf, Wolfhraban*[2]); aus dem Griechischen kenne ich als Personennamen wohl Κόραξ und Λύκος und Zusammensetzungen mit letzterem wie Τιμόλυκος und Λυκομήδης, ἀετός aber und Zusammensetzungen mit κόραξ nicht ['Αέτιος, 'Αετίων; Αἴας: Pind. Isthm. 5, 61 fg. Apollod. 3, 12, 7; lat. Aquila, Corvinus, Lupus]. Noch einen höheren Rang wies den Vögeln der Mythus zu: sie zumal und vor allen Vierfüssern sind Lieblinge und die vertrauten Diener und Boten der Götter*).

Zeus dem Götterkönige zu Füssen, ja ihm im Schoss, auf der Hand, auf dem Haupte[3]) sitzt der König der Vögel[4]), der Adler[5]), der, als die Götter unter sich die Vögel theilten, ihm zugefallen[6]), der ihm von allen Vögeln der liebste[7]), der sein

---

1) Andreas u. Elene v. J. Grimm S. XXV fgg. Mittelhochdeutsche Gedichte gesellen dem Wolf und dem Raben statt des Adlers den Geier bei: Stellen ebd. S. XXVII fg.; vgl. Renner 19466 Swâ grôze herren (l. grôziu her) varnt über lant, den volgent die gire nâch sâ zehant, wan si sich âzes dâ versehent". [Rabe und Wolf: Gudr. 3644 fg. Willeh. 462, 23.]

2) Altd. Namenbuch v. Förstemann I, 114 fgg. 705 fgg.

*) [*Weihe* der heilige Vogel? ahd. *wiho wio wigo wiwo:* Graffs Sprachsch. 1, 643. griech. ἱέραξ Falke. Roman. eine Art Falke *sagro, sacre:* Diez, Wörterb. 1, 363.]

3) Aristoph. Av. 515.

4) Pindar. Olymp. XIII, 21. Pyth. I, 7. Isthm. V, 50; Aesch. Agam. 115; Aelian. de Nat. anim. IX, 2; Plin. HN. X, 95; τελειότατον πετεηνῶν Il. VIII, 247. XXIV, 315. [Auch den Indern ist der Adler König der Vögel: Somadeva 2, 99 fgg.]

5) O. Müllers Archäol. § 350.

6) Eratosth. Catasterism. cp. 30.

7) Il. XXIV, 310.

Bote[1]) und sein Waffenträger ist[2]); eben ein solcher schmückt den Herrscherstab des Gottes[3]) und nach seinem Vorbild auch das Zepter der Götter auf Erden, der irdischen Könige, derer im Alterthum[4]) wie noch im Mittelalter[5]), schmückt den Giebel von Tempeln, der darum selbst ἀετός oder ἀέτωμα heisst[6]), und später von Kirchen (wie weit in das Land hinaus blickt der Giebeladler von S. Miniato bei Florenz![7]) und wieder auch von königlichen Palästen: so Karls des Grossen zu Achen und der Frau Sælde[8]); den Adler dort, der ursprünglich gegen Westen, nach Frankreich geschaut, kehrten die Franzosen bei einem Einfall im Jahr 978 südostwärts, gegen Deutschland[9]). Der Götterköniginn aber ist der Pfau geheiligt[10]), Athenen die Eule[11]), Aphroditen die Taube[12]), dem italischen Mars der Specht[13]), deshalb auch *picus Martius* genannt[14]): ein Specht trug den ausgesetzten Zwillingssöhnen des Gottes Speise zu[15]). Apollo hat der Vögel mehrere, zunächst den gesangreichen Schwan[16]), dann noch den Falken[17]) und den Raben: letzterer kommt als sein Diener und Bote z. B. in der Sage von Coronis, der Mutter

---

1) Il. XXIV, 310.
2) Plin. HN. II, 56. X, 4.
3) Pindar. Pyth. I, 5. O. Müller § 350, 6.
4) Aristoph. Av. 510.
5) z. B. Kaiser Heinrichs II: s. das Bamberger Handschriftbild in Försters Denkmalen Deutscher Baukunst, Bildnerei u. Malerei B. II.
6) Pind. Olymp. XIII, 21 mit Böckhs Anm.; Aristoph. Av. 1109 fg.
7) Die Glockenthürme am Tempel des heil. Grales tragen auf ihren Rubinknöpfen Kreuze von Krystall und auf diesen goldene Adler: Titurel Str. 407.
8) Heinrichs v. d. Türlin Krone 15734.
9) Richeri Historiar. III, 71; vgl. Dietmar v. Merseburg III, 6.
10) O. Müllers Archäol. § 353, 2.
11) O. Müller § 371, 9. Aristophanes Av. 516.
12) O. Müller § 374, 3.
13) Strabo V, 4, 2.
14) Plin. HN. X, 20. Serv. zu Virg. Aen. VII, 190; „Martia avis" Ovid. Fast. III, 37.
15) Ovid. Fast. III, 54.
16) Aristoph. Av. 772. 870; Aelian. de Nat. anim. II, 32. XIV, 13; bei den Hyperboreern: ebd. XI, 1. Callimach. in Del. 249 fgg.
17) Aristoph. Av. 516.

Aesculaps[1]), und in jenem artigen Märchen vor, das den Durst des Vogels und die Nichtstillung seines Durstes gerade zur heissesten Sommerszeit erklären soll[2]); Aristeas wollte dem Gotte, da derselbe zu den Metapontinern kam, als Rabe gefolgt sein[3]). Und so eng erschienen die Vögel ihren Göttern zugehörig, dass man nach Sitte der Urzeit, wenn zu schwören war, nicht bei einem Gotte selber schwor, sondern bei dessen Vogel[4]).

Dem germanischen Mythus sind diese geflügelten Diener einzelner bestimmter Gottheiten nicht so geläufig: ich kenne nur ein Beispiel, die Raben Hugin und Munin (*hug* ist Gedanke, *mun* Gemüth), die Oðin sich auf die Schultern setzend ihm täglich von allem, was sie auf Erden gehört und gesehen, Nachricht bringen[5]); die Menschen heissen ihn auch deshalb Rabengott, *hrafnaguð*[6]). Wie aber dem Mars der Italier neben dem Specht auch der Wolf dient[7]), so dem nordischen Gotte neben dem Rabenpaar noch ein Paar von Wölfen[6]): wir haben schon vorher Raben und Wolf zusammengestellt, ja zusammengesetzt kennen lernen.

Auch die Perser gaben nur einem Vogel solch näheren Bezug auf die Gottheit, dem Wendehals, der Iynx. Zu Babylon, berichtet Philostrat[8]), in dem richterlichen Gemache des Königs hiengen von der Decke herab vier goldene Iynxbilder, die denselben an Adrastea erinnerten und vor Hoffahrt warnten; die Magier nannten diese Vögel θεῶν γλώσσας. Nicht unwahrscheinlich, dass hier der Ursprung jener arabischen Erzählung von den Vögeln liegt, die über dem Throne Salomos mit ausgebreiteten Flügeln um ihn zu beschatten schwebten[9]); das Abendland er-

---

1) Schol. zu Apollon. Rhod. Argonaut. I, 1049. Ovid. Metamorph. II, 534 sqq. Hesiod. bei dem Schol. zu Pind. Pyth. 3, 48.

2) Aelian. I, 47. Ovid. Fast. II, 247 sqq. Eratosth. Catast. 41.

3) Herod. IV, 15. [Raben des Elias: 1 Kön. 17.]

4) Aristoph. Av. 520.

5) J. Grimms Mythol. S. 134. [Des Teufels zwei Raben: Göthe (Faust) 12, 127. 41, 279.]

6) Snorra Edda S. 24.

7) Ovid. Fast. III, 38 sqq. Liv. I, 4. Dionys. Halic. I, 79; „Martius lupus" Liv. X, 27; „Martialis lupus" Horat. Odd. I, 17, 9.

8) Vita Apollonii I, 25.

9) 1001 Nacht N. 868 fg.

zählte eben dergleichen von dem Hofe Karls des Grossen[1]), an dem die Herrlichkeit Salomos neu ward[2]).

In mehrfacher Weise nun spricht die Gottheit durch diese ihre Zungen zu den Menschen, braucht sie ihre Vertrauten, die Vögel, die auf und ab zwischen Himmel und Erde fliegen, als Boten um hier einen höheren Willen kund zu thun, um in der Himmlischen Namen bald zu rathen, bald zu warnen, bald ein unabänderlich zukünftiges Geschick voraus zu zeigen.

Einzelnen Wandrern wie wandernden ganzen Völkern oder Heeren wird von dem Gott ein Vogel gesendet, der ihnen den Weg und das Ziel weist. Apollos Rabe führte Battus und die Theräer, da sie nach Libyen kamen[3]), die Picentiner der Specht, die Hirpiner der Wolf (der *irpus,* wie die Samniten sagten[4]) des Mars[5]); ich habe schon anderswo[6]) die Vermuthung ausgesprochen, dass sich aus dem Namen der Opiker, denen ein Stier vorangieng, als die ursprüngliche Bedeutung von *ops* der Begriff Rind und somit Verwandtschaft dieses lateinischen Wortes und des deutschen *Ochs* ergebe. In Stammsagen der Niederlande kommen auf die Art Schwäne vor[7]); französische Kreuzfahrer im Jahre 1096, um selbst die Leitung ihres Zugs in höhere Hand zu legen, stellten an dessen Spitze eine Gans und eine Ziege[8]). Etwas andres, obgleich Jacob Grimm es ebenfalls hieherzieht[9]), war die Sitte der nordischen Islandfahrer Raben als Wegweiser von dem Schiff aus fliegen zu lassen: denn der landsuchende Rabe vertrat ihnen nur den mangelnden Compass[10]): ein Zweck, um dessentwillen auch die Schiffer von Taprobane

---

1) „si sâhen, daz die adelaren ouch dar zû gewenit wâren, daz si scate bâren“ Ruolandes liet 21, 22.

2) Ebd. 22, 6.

3) Callimach. Hymn. in Apoll. 66.

4) Festus, Epit. Pauli Diaconi.

5) Niebuhrs Röm. Geschichte I, 103. Paul. Diacon. 2, 19. vgl. 6, 55. [Sperber ist Wegweiser Mercurs bei der Entführung der Io, Jupiter selbst: Suidas v. Ἰώ.]

6) Haupts Zeitschr. II, 559. IX, 549 (= kl. Schriften 1, 56 Anm. 1).

7) Deutsche Sagen d. Br. Grimm II, 280 fg. Niederländ. Sagen v. Wolf S. 34.

8) Wilkens Gesch. d. Kreuzzüge I, 96.

9) Mythol. S. 1093.

10) Leo in Raumers Histor. Taschenbuch 1835 S. 388 fgg.

Vögel mit sich führten[1]) und auch Noah den Raben und die Tauben fliegen liess[2]). Wohl aber schliessen sich hier noch die sagenhaften Erzählungen an, wie ein Rabe, ein Adler, ein Birkhuhn die Stätte für einen beabsichtigten Kirchen- oder Burgbau zeigt: Rabenkirchen in Angeln, Henneberg in Franken sollen davon ihre Namen haben[3]). Auch das singende Vöglein, das in Holstein einen Bauern zu einem Schatz hinführte[4]), der Habicht Sigurds, der diesem auf einen Thurm entflog und so den Nachsteigenden mit Brynhild zusammenbrachte[5]), der Wendehals, den die Griechen zu zauberischer Anziehung und Herbeiziehung des Geliebten brauchten[6]), die Schwalbe, die aus Irland nach Cornwallis eins von den blonden Haaren der schönen Isot trug und so die Liebe des Königs auf das unbekannte Weib hinlenkte (ein Zug, den Gottfried von Strassburg[7]) mehr verständig als dichterisch verwirft): auch diese alle wurden damit Wegweiserinnen. Ein Ueberrest aber des alten Glaubens an solche Berathung durch Vögel ist der neuere Gebrauch des Federaufblasens: zum Thore hinausgekommen, bläst der Wanderer drei Federn in die Höhe, und die geradaus fliegt, deren Richtung verfolgt er[8]), oder es sind ihrer drei, die wandern, und jeder von ihnen geht seiner Feder nach[9]): Abkürzung der einstigen Fülle des Vorgangs in eine blosse pars pro toto.

Indess werden von der Gottheit doch nicht bloss Vögel als Wegweiser gesendet: wie wir zum Theil bereits gesehen haben, brauchen sie zu solcher Dienstleistung ebenso oft, ja vielleicht

---

1) Plin. HN. VI, 24.

2) Mose I, 8, 7—12. Cädm. Genes. 1443 fgg. [Daher auch die Raben, die um den Kiffhäuser fliegen: Grimm Sagen 1, 30 (erst wenn die Raben verschwinden, Rückkehr in das Leben, wie dort Anlandung).]

3) Sagen, Märchen u. Lieder d. Herzogthümer Schleswig, Holstein u. Lauenburg v. Müllenhoff S. 113. J. Grimms Mythol. S. 1094.

4) Müllenhoff S. 344.

5) Völsûnga Saga Cp. 32.

6) Pindar. Pyth. IV, 214 fgg.; Theocrit. Idyll. II; Tzetzes zu Lycophr. Cassandra 310. Den Italiern war der Iynx-Zauber fremd: sonst würde Virgil die Erwähnung desselben mit aus jener Idylle Theocrits in seine achte Ecloge herübergenommen haben.

7) Tristan 8605 fgg. = 217, 17 fgg.

8) Altd. Wälder I, 91.

9) Märchen 63; vgl. III, 113.

noch öfter andere Thiere, und besonders häufig kommt das Rind so vor, ich denke, weil diess der Erde geheiligte, die Erde bezeichnende Thier vor allen andern da am Platze ist, wo es sich darum handelt, wandernden und suchenden Menschen irgendwo auf dem festen Grund der Erde ihr Ziel zu zeigen: ich erinnere beispielsweise an die schon genannten Opiker, an Cadmus, wie er nach Theben kommt[1]), an die Fahrt der germanischen Nerthus[2]), an die Philister, die dem Volk Israel wiederum die Bundeslade schicken[3]). Anders verhält es sich da, wo den Menschen durch ein Vorzeichen Zukünftiges vorausgesagt und ihnen Kunde soll gegeben werden, welcher Ausgang eines von ihnen beabsichtigten, von ihnen schon begonnenen Unternehmens in dem Rathschluss der Götter liege, wo ihnen das Zeichen rathen und anbefehlen oder aber sie warnen und ihnen verbieten soll etwas zu thun, anders also bei den Augurien und Auspicien.

Die abergläubische Beachtung und Befragung solcher geht durch alle Zeitalter und sagenhaft auf göttliche und bis in urweltliche Anfänge zurück: nach griechischer Erzählung haben die Menschen von Prometheus[4]), nach etruskischer von Tages, dem ausgeackerten Enkel Jupiters[5]), diese und sonst alle Kunst der Weissagung empfangen; und geht über den ganzen Erdkreis hin: wir finden sie bei den Ureinwohnern Amerikas[6]) wie bei den Israeliten und diesen schon durch das levitische Gesetz untersagt[7]), im Alterthum Europas bei den Griechen, mehr noch bei den Völkern des germanischen Stammes[8]), zumeist aber bei den Etruskern und deren Erben und Stellvertretern in all dergleichen Dingen, den Römern. Schliessen wir uns diesen auch in der Namengebung an.

---

1) Pausan. IX, 12, 1. 19, 4; Apollodor. III, 4, 1.

2) „prosequitur" sagt Tac. Germ. cp. 40 von deren Priester. vgl. comitantur cap. 10.

3) Sam. I, 6.

4) Aeschyl. Prom. 484 fgg.

5) Cic. de Divinat. II, 23. Ovid. Metamorph. XV, 553 sqq. Isidor. Origg. VIII, 9. Festus u. a.

6) J. G. Müllers Geschichte d. Amerikan. Urreligionen S. 278.

7) Mose III, 19, 26. [Auch durch die Kirche verurtheilt. Rüge Salvians de gubernatione dei 6, 2.]

8) „Auspicia sortesque ut qui maxime observant" Tac. Germ. 10. Ad. Brem. 2, 38.

Die ursprünglich einzige Benennung scheint *augurium* gewesen zu sein: deshalb war diess noch später der mehr umfassende, die Auspicien mit in sich schliessende Ausdruck[1]); *auspicium* kam nur hinzu um den Begriff des etymologisch verdunkelten älteren Wortes mit neuer Verständlichkeit zu bezeichnen: man war sich des Zusammenhanges nicht mehr bewusst, den *gur* mit *gustare* und dem griechischen γεύειν, γευστέον hat[2]). Im gewöhnlichen Sprachgebrauche verschwimmen auch die beiden Namen ziemlich unterschiedlos: bei strengerer Unterscheidung jedoch, wie freilich der Wortlaut selbst sie nicht begründet, ist *augurium* ein gesuchtes, abgewartetes, von der Gottheit erflehtes Zeichen, *auspicium* dagegen ein solches, auf das der Mensch ohne Suchen und Verlangen, ja wider sein Erwarten stösst[3]). Auspicien werden zumal dann beachtet, wenn sie beim Aufbruch zu einem bestimmten Geschäfte oder auf dem Weg entgegentreten[4]): an Zeichen dieser Art hat besonders das deutsche Mittelalter einen reichen und mannigfaltigen Glauben entwickelt: schon Hnikar d. h. Oðin in dem zweiten der altnordischen Sigurðslieder macht dem Helden deren eine ganze Reihe namhaft; das Mittelhochdeutsche zeigt uns dafür auch einen eigenen Ausdruck, *anegane*[5]): die Griechen sagten σύμβολον und σύμβολος[6]). Augurien nun geschehen eigentlich bloss durch Vögel; die Vierfüsser sind davon ausgeschlossen und namentlich, ebenwie von der Thiersage, die vierfüssigen Thiere

1) „auspicium — quod ipsum tamen species augurii est“ Serv. zu Virg. Aen. I, 398; vgl. Anm. 3.

2) Auf Deutsch dieselbe Wurzel in den Zeitwörtern *kiesen* und *kosten*, und *kiesen* ist in der älteren Sprache sowohl sehen als schmecken, abstracter prüfen, wählen, wahrnehmen. Servius zu Virg. Aen. V, 523, der Festus des Paulus Diac. u. Isidor. Origg. VIII, 9, ja noch Hartung in der Religion der Römer I, 99 erklären *augur* und *augurium* für zusammengesetzt mit *gerere*. Die offenbar nur abgeschliffene Form *auger*, die Priscian I, 6, 36 anführt, kann nicht zur Unterstützung dienen. vgl. Sueton. Aug. 7. Ovid. Fast. 1, 611 fg.

3) Serv. zu Virg. Aen. I, 398. Zu VI, 190 nennt er beides wieder nur *auguria:* „Auguria aut oblativa sunt, quae non poscuntur, aut impetrativa, quae optata veniunt“.

4) „Auspicia sunt, quae iter facientes observant“ Isidor. Origg. VIII, 9.

5) J. Grimms Mythol. S. 1072 fg.

6) ἐνοδίους συμβόλους Aesch. Prometh. 487.

des Hauses: die germanische Beobachtung der weissen Pferde widerspricht dem nicht: diese waren „nullo mortali opere contacti“[1]). Bei den Auspicien aber, die als ungesuchte Zeichen in das weitere Gebiet der *omina* hinüberfliessen[2]), kommen zu den Vögeln mit nicht geringerer Vorbedeutsamkeit auch andre Thiere, wie besonders der Wolf[3]) und der Hase[4]), unwillkürliche Handlungen der Menschen, wie Niesen[5]) und Straucheln[6]), und gewisse Menschen selbst[7]): „auspicia omnium rerum sunt“[8]). Allen jedoch voran durch ältres und allgemeineres Ansehn stehen auch hier die Vögel, und es wird deshalb *auspicium*, es wird ebenso *augurium*, obschon beide mit *avis* zusammengesetzt sind, es wird das einfache *avis* selbst auch da gebraucht, wo nicht einmal ein Vogel mitwirkt; bei *augustus* und dem französischen *bonheur*, *malheur*, d. h. *bonum augurium*, *malum augurium*[9]), ist der eigentliche Begriff gar in die Ferne zurückgetreten. Nicht anders im Griechischen: weil unter den Vorzeichen der Vogel herrscht, beherrscht hier auch sein Name Alles und überall gilt οἰωνός oder ὄρνις:

> ὄρνιν τε νομίζετε πάνθ' ὅσαπερ περὶ μαντείας διακρίνει·
> φήμη δ' ὑμῖν ὄρνις ἐστί, πταρμόν τ' ὄρνιθα καλεῖτε,
> ξύμβολον ὄρνιν, φωνὴν ὄρνιν, θεράποντ' ὄρνιν, ὄνον ὄρνιν[10]).

Aber nicht alle Vögel sind fähig und würdig eine göttliche Vorhersagung auszurichten, nicht die zahmen im Hause, die gleich den Vierfüssern desselben nicht Unabhängigkeit genug von der Einwirkung des Menschen, zu wenige Verbindung mehr mit

1) Tac. Germ. 10.

2) Servius zu Virg. Aen. IV, 340.

3) Plin. HN. VIII, 34. Hor. Odd. III, 27, 3. Sigurđar kvida II, 22. Mythol. S. 1075. 1079 fg.

4) Mythol. S. 1079 fgg.

5) Geschichte der Formel: Gott helf dir! beym Niesen, Lindau 1787; Mythol. S. 1070 fg. Plin. hist. nat. 2, 5. Niesen einer Katze ein böses Vorzeichen: Helbling I, 1393; vgl. Berthold S. 303.

6) Cic. Divin. II, 40. Valer. Max. I, 4, 2; Plin. hist. nat. 2, 5; Sigurđar kvida II, 24; vgl. Volkslieder d. Serben v. Talvj I, 240.

7) Mythol. S. 1074 fgg.

8) Serv. zu Virg. Aen. III, 20.

9) Altfranzös. Lieder u. Leiche S. 130. [verschieden davon *mala hora* Greg. Tur. 6, 45. über augustus vergl. J. Grimm kl. Schriften 1, 303.]

10) Aristoph. Av. 716 sqq.

den Ueberirdischen haben: bloss bei den Römern kommen zeichengebende Hühner vor, und das Zeichen ist ihr Fressen[1]). Indess auch diese wieder bilden kaum eine Ausnahme: denn sie wurden eigens und bloss für den heiligen Zweck gehalten, waren kein Hausgeflügel. Die Hähne aber von Lebadia, deren Krähen einmal den Böotiern prophetisch gewesen[2]), stehen damit ganz vereinzelt. Sonst haben immer nur die wilden Vögel eine Vorbedeutung. Denn mochte man das Zeichen als einen Verrath, den der Vogel an der Gottheit übe[3]), mochte man es, was jedesfalls das echtere und ursprüngliche ist, als eine Botschaft betrachten, mit der ein Gott[4]) und vor allen der höchste der Götter[5]) den Vogel beauftrage, als eine aus göttlichen Gnaden kommende Lenkung des Vogelflugs und Rufes[6]): für das eine wie für das andre voll geeignet konnten nur „die Fittige des Himmels“ scheinen, die in Freiheit hinauf an den Sitz der Götter schweben und je näher demselben, desto gewissere Kunde von da herniederbringen[7]); nur solch ein Vogel, eher ein solcher als das fressende Huhn, durfte für eine „internuntia“, einen „interpres et satelles Jovis[8])“ gelten. So war es denn auch in allem Uebrigen bei den Römern selbst, so bei den Griechen, und ebenso war und ist es noch bei den Germanischen Völkern.

Aber auch nicht sämmtliche Vögel des Himmels bringen Zeichen:

ὄρνιθες δέ τε πολλοὶ ὑπ' αὐγὰς Ἠελίοιο
φοιτῶσ', οὐδέ τε πάντες ἐναίσιμοι[9])

auf bestimmte einzelne unter ihnen wird vorzugsweise gewartet und geachtet und ihnen die grössere Bedeutsamkeit beigemessen[10]).

---

1) Cic. Div. I, 15. 35. II, 34 sq. Plin. HN. X, 24 u. a. [Der Hahn: Grimm Sagen 1, 202 fg. Pfeiffers Germ. 4, 17.]

2) Cic. Div. I, 34. II, 26. Plin. a. a. O.

3) Ovid. Fast. I, 445 sq.

4) „eam alitem ea regione cæli et eius dei nuntiam venisse“ Liv. I, 34; Athene Il. X, 274; Apollo Odyss. XV, 526.

5) Il. VIII, 247 fgg. XXIV, 310 fgg. Od. II, 147 fgg.

6) Xenoph. Memorab. I, 1, 3. Amm. Marcell. XXI, 1; dagegen Seneca Quaestion. natur. II, 32.

7) Ovid. Fast. I, 447 sq.

8) Cic. Div. II, 34. 35.

9) Odyss. II, 182.

10) Seneca a. a. O.

Wie natürlich, sind das solche, die entweder in besonderem Bezug zu irgend einer Gottheit stehen, wie der Adler zu Zeus, der Specht zu Mars, der Rabe zu Oðin und Apollo, oder sonst in irgendwelcher Art der Auszeichnung und Heiligung geniessen, wie die Krähe und der Kuckuck; bei einigen kann erst daraus, dass sie Zeichenvögel sind, ein Schluss auf noch sonstiges höheres Ansehn gezogen werden. Schon dieser Zusammenhang der Augurien und Auspicien mit dem anderweitigen Glauben macht es erklärlich, wie im Verlauf der Jahre die Zahl der beachteten Vogelarten sich ändern kann (bei den Etruskern war sie grösser als bei den Römern und bei den älteren Römern grösser als in der spätern Zeit[1]) und wie das eine Volk deren nur wenige, das andre desto mehr[2]) und selbst verwandte Völker keineswegs immer die gleichen beachten. Den Griechen obenan steht der Adler[3]), und gemein mit diesen haben ihn die Römer und Germanen[4]); Römern und Germanen gemein sind der Specht[5]), der Rabe[6]), die Krähe[7]); den Römern besonders eigen scheint der Geier[8]), den Germanen die Elster[9]) und der Kuckuck. Die Letten aber haben sich fast den kleinsten unter allen Vögeln,

1) Plin. HN. X, 8. 17.

2) „Externa enim auguria — videamus. Omnibus fere avibus utuntur, nos admodum paucis" Cic. Div. II, 36.

3) Il. VIII, 247 fgg. XII, 201. XXIV, 315 fgg. Od. II, 148 fgg. Aesch. Pers. 205. [Adler Zeus selbst ein Zeichen gebend: Eratosth. Catasterism. 30.]

4) Virg. Aen. I, 394. Liv. I, 34. Cic. Div. I, 47 (vgl. 15 u. II, 8). Valer. Max. I, 4, 6. Sueton. Octav. 94. 96. 97. Seneca a. a. O.; Procop. de Bello Vandal. I, 4. J. Grimms Mytholog. S. 1083. 1086. [Adler bei Konradins Hinrichtung: Joh. Vitod. 11. Raumer Gesch. d. Hohenstauf. 4, 619.]

5) „principales Latio sunt in auguriis" Plin. X, 20; Mythol. S. 1084.

6) Val. Max. I, 4, 2 u. 4. Hor. Odd. III, 27, 11. Plin. HN. X, 15. Seneca a. a. O.; Saga Olafs Tryggvasonar Cp. 28. Mythol. S. 1074. Diez Leben und Werke der Troubadours S. 23. [Rabe Weissagevogel: Wenzig slav. Volksl. S. 214 fg.]

7) Plaut. Asin. II, 1, 12. Cic. Divin. I, 7. 39. Hor. Odd. III, 27, 16. Plin. X, 14; Mythol. S. 1073 fgg. 1083 fg. Diez a. a. O.

8) Liv. I, 7. Plut. Romul. 9. Dionys. Halicarn. I, 86. IV, 63. Sueton. Octav. 95.

9) Arndts Reise durch Schweden I, 49. Mythol. S. 1085. Andre Belege weiterhin.

die Meise ausersehn, einen Vogel, der einst auch den Deutschen vorzugsweis heilig gewesen: das alte Recht setzt auf ihren Fang in Bannforsten eine auffallend hohe, ja zuweilen die höchste Busse[1]). Und wie die Alten zuletzt jegliches Vorzeichen *auspicium* und ὄρνις nennen, so die Letten, denen die Meise *sihle* heisst, alles und jedes Wahrsagen *sihleht*, alle Wahrsager und Zeichendeuter *sihlneeki* und *sihlehmi*[2]).

Zweierlei Dinge nun werden an den Vögeln des Himmels als vorbedeutsam in Acht genommen, die Stimme und der Flug, „voces volatusque[3])", jedoch nur an wenigen sowohl das eine als das andre: solche sind den Römern der picus Martius, der feronius, die parra[4]), den germanischen Völkern der Rabe[5]), die Krähe[5]) und, wie wir sehen werden, auch der Kuckuck; gewöhnlich gilt nur das eine der beiden: die meisten Vögel sind, wie die Römer es benannten, nur *oscines* oder nur *alites*, geben nur mit ihrer Stimme[6]) oder nur mit ihrem Flug ein Zeichen: als oscines aves werden von Festus aufgezählt „corvus, cornix, noctua", als alites „buteo, sanqualis, aquila, immissulus, vulturius".

Das Zeichen aber, das sie mit Flug und Stimme geben, ist entweder ein gutes oder ein böses, verkündet Glück oder Unglück, ermuntert und befiehlt oder warnt und verbietet. Und zwar sind einige stets nur Glücks-, einige stets nur Unglücksvögel; schon Prometheus lehrte seine Menschen zwischen den einen und den andern unterscheiden[7]). Ein Unterschied, der zunächst wohl auf die wahrgenommene Eigenart der Vögel sich begründet, vielleicht aber auch auf die Art des Gottes, dem man sie besonders zugehörig glaubte. Den Letten ist ihre Meise[8]), den

---

1) „Wer ein sterzmeise fahet, der ist umb leib und guet und in unsers herren ungnad" J. Grimms Weisthümer II, 153; vgl. Mythol. S. 647. [Weist. 1, 535. 4, 588. 744. Rechtsalt. 587 fg.]

2) Stenders Lett. Grammat. S. 269.

3) Tac. Germ. 10.

4) Festus v. Oscines aves.

5) Vgl. die oben S. 209, Anm. 6 und 7 angeführten Stellen.

6) „ir vogel in vil wol sanc" Liefländ. Reimchronik 7240; im Althochd. wird *augurium* mit *fogalrarta* ausgedrückt (Graffs Sprachschatz II, 535 fg.): *razda* aber ist goth. die Uebersetzung von λαλιά.

7) Aesch. Prom. 489 fg.

8) Stender a. a. O. S. 270.

Deutschen der Mäusefalke[1]) und der Schwan[2]) ein gutes, die Nachteule aber Deutschen und Römern und Letten ein böses Vorzeichen[3]). Und der Kuckuck. Der Kuckuck als Frühlingsbote, sein Ruf als die Botschaft des Frühlings ist den Deutschen hoch willkommen: aber das hindert nicht neben dem gleichzeitigen Gesange der Nachtigall den Kuckucksruf doch übellautend und thöricht anmasslich zu finden[4]); man weiss auch, wie er seine Eier in fremde Nester legt, man betrachtet ihn ausserdem als gierig und geizig[5]), und wie um all dessen willen sein altdeutscher Name *gouch* ganz gewöhnlich s. v. a. Thor bedeutet[6]), und wie Ehebrecher[7]), Bastarde[8]) und sogar die, an denen die Ehe gebrochen wird, die Hahnreie[9]), gleichfalls Gäuche heissen, wie im Fluchen *Kuckuck* selbst ein ausweichendes Wort für Teufel ist[10]), so gilt sein Herzufliegen[11]) und unter Um-

---

1) Mythol. S. 1075. 1083.

2) Deutsche Sagen d. Br. Grimm II, 287 fg. Mythol. 1074. [in der Bretagne Elster, Rabe und Taube: Volksl. S. 253. Taube: Fundgrub. 2, 169. 171.]

3) Mythol. S. 1075. 1088; Virg. Aen. IV, 462. Ovid. Metam. V, 550. VI, 432. Plin. HN. X, 16; Stender a. a. O. [Der Uhu des Herodes Agrippa: Josephus Antiq. Jud.]

4) Walther v. Metz in v. d. Hagens Minnesingern I, 310 b. Konrads von Würzburg Gold. Schmiede 131 fgg. Die deutschen Gesellschaftslieder von Hoffmann S. 266 fg. Rollenhagens Froschmeuseler I, 1, 10. Vgl. Uhlands Volkslieder S. 45.

5) Vridankes Bescheidenheit v. Wilh. Grimm S. LXXXVII fg. Schon Plinius HN. X, 11 „avidus ex natura". [Kuckuck auf dem Zepter Heras (Paus. 2, 17, 4), aber κόκκυξ wie cuculus ein Schimpfwort.]

6) Ein Priamel des 15ten Jahrh. (Hoffmanns Verzeichniss d. altd. Handschriften zu Wien S. 160) „Aff, esel und gauch — Ich wæn, das kein tor sei, Er hab die namen alle drei". [*gouch, affe, esel:* Ges. Abent. 2, 451. Brants Narrensch. von Zarncke S. XLVII. vergl. das Bild zu Cap. 13. *esel — gouch:* Freid. 140, 9. Boner 99, 71.]

7) J. Grimm vor Merkels Lex Salica S. XXXV.

8) Nib. 810, 1. Haupts Zeitschr. VII, 379. Altd. Wälder I, 46.

9) Gesichte Philanders v. Sittewald (Strassb. 1650) I, 24. 448. II, 335. Simplicissimus I, 5, 11. Trutz Simplex Cp. 14. Schluss von Shakespeares *Loves labours lost.* In altfranzösischer Umformung *cous,* mittelhochdeutsch *cûs* geschrieben: vgl. J. Grimms Sendschreiben über Reinhart Fuchs S. 54. [*Cocu* u. s. w. Hahnrei: Diez Wörterb. d. rom. Spr. 1, 147.]

10) Mythol. S. 646. 949. Schon bei Helbling II, 484 und IV, 800 *kukuk* im fluchenden Ausruf.

11) Paul. Diac. de Gestis Langobard. VI, 55.

ständen auch sein Ruf[1]) als ein böses Vorzeichen. Nur den Schweden ist letzterer, wenn er von gewisser Seite her ertönt (wir kommen später darauf zurück), eine Glücksverheissung[2]).

Gewöhnlich indess verkündigen die Vögel an und für sich selbst und lediglich durch ihren Flug oder Ruf weder bloss Glück der eine noch der andre bloss Unglück, sondern ein und derselbe Vogel kann bald Glücks-, bald Unglücksbote sein: der ales je nach der grössern oder geringeren Anzahl, in der er geflogen kommt, wie in der römischen Sage die zwölf Geier, mit denen es Romulus über die sechse des Bruders gewinnt[3]), oder nach der sinnbildlichen Bedeutsamkeit der Handlung, in der er sich plötzlich den Augen der Menschen zeigt, wie dort in der Ilias[4]) der mit der Schlange kämpfende und sie besiegende Adler; der oscen je nach dem Klang seiner Stimme, ob der Rabe z. B. hell und laut[5]) oder wie ein Gewürgter schreit[6]); namentlich aber, je nachdem ales und oscen zur rechten oder zur linken Seite fliegt und ruft.

Es sieht das wie eine ganz willkürliche, nach Zufall und Laune so bestimmende Satzung aus, um so mehr als von der gleichen Seite dem einen Volke die guten, dem andern die bösen Vorzeichen kommen. Wirklich äussert auch Cicero[7]) in seiner bloss verständigen Betrachtungsweise solch ein Urtheil. Jedoch nur für die Auspicien etwa, für den Aneganc kann man in der Entgegensetzung von Links und Rechts eine Art von Willkür finden, für die Augurien nicht. Denn hier ist diese Unterscheidung immer zugleich eine Unterscheidung gewisser

---

1) „hiure müezens beide esel und den gouch gehœren, ê si enbizzen sîn“ Walth. 73, 31, wo Lachmann das sinnlose „der gouch“ zweier Handschriften nicht hätte festhalten sollen. In Schweden glaubt man, wer Kuckuck oder Krähe oder Specht nüchtern höre, werde dadurch bethört: Arndts Reise IV, 7.

2) Christian Gryphius hat eine „Lob-Schrifft des Guckgucks“ verfasst: Poet. Wälder I (1707), 767 fgg.

3) Liv. I, 7. Plut. Rom. 9. Dionys. Halic. I, 86 fg.

4) XII, 200 fgg.; nachgeahmt von Cicero in seinem Marius: s. de Divin. I, 47. [Ilias 8, 248 fg. Odyss. 2, 148 fgg. Aesch. Pers. 205 fgg. Dionys. Halic. 4, 63. Sueton. Octav. 94. 95.]

5) Saga Olafs Tryggvasonar Cp. 28.

6) Plin. HN. X, 15.

7) de Divinat. II, 36 sqq.

festbestimmter Himmelsgegenden und damit in einer Wirklichkeit des Glaubens und der Religionsgebräuche begründet. Bei den Auspicien freilich mangelt solch ein Bezug, und es ist da gleichgültig, nach welcher Seite des Himmels die rechte oder die linke Seite des Menschen liege. Daraus folgt aber nur, dass der ganze Unterschied erst von den Augurien auf die Auspicien übertragen und dass jene Art der Vogelschau die ältere echtere und ursprünglich ebenso die einzige gewesen sei, wie auch ihr Name der ältere und ursprünglich alleinige ist.

Das Rechts und Links der Augurien ist wesentlich eins mit den beiden Gegensätzen des Sonnenlaufes Osten und Westen; religiöser Anschauung nach stehn aber die Vorbedeutungen überhaupt und namentlich die zeichenbringenden Thiere in mehrfachem Zusammenhang mit der Alles sehenden, Alles wissenden Sonne.

Träume, die man des Morgens oder gegen Morgen hat, sind vor allen wahrsagend[1]): ich denke, nicht aus dem Grunde, den Porphyrio angiebt[2]), „quia tunc jam mens et cibo et potu purior est“, sondern deshalb, weil da schon die Sonne herauf-leuchtet und etwas ihres Lichts auch in den Träumenden ergiesst. Ebenso hat der Archipoeta ein Gesicht, das ihn bis in den Himmel verzückt, zu Ende der Nacht: „ortus erat lucifer, stella matutina[3])“. Die Perser opferten der Sonne, der sie dienten, Pferde[4]), und öfters wird bei ihnen heiliger weisser Rosse, von Curtius eines grossen Sonnenrosses gedacht[5]); wohl von ihnen aus war auch zu den Juden[6]) dieser Sonnendienst mit Ross und Wagen gelangt: Darius aber ward König der Perser, indem sein Pferd zuerst bei Sonnenaufgang wieherte und damit

1) Plato Crit. 2. Moschus Idyll. II Anf.; Hor. Satir. I, 10, 33. Ovid. Heroid. XIX, 195 sq.; Ecbasis 227. Eracl. 3723. „Somnia, quæ nobis in mane accidunt, magis videntur significare quam ea, quæ aut in principio aut in medio noctis accidunt“ Theophilus in Breviario divers. artium: Lumen Animæ I, 72.

2) zu Hor. Sat. I, 10, 33.

3) Gedichte d. Mittelalters auf K. Friedrich I v. J. Grimm S. 58.

4) Xenoph. Cyrop. 8. Justin. I, 10.

5) Herod. I, 189. VII, 55; Curt. III, 3.

6) Kön. II, 23, 11.

das entscheidende Zeichen gab[1]). So werden denn auch die heiligen weissen Rosse vor dem heiligen Wagen, aus deren Wiehern und Knirschen die Germanen Weissagungen schöpften[2]), Rosse der Sonne gewesen sein. Besonders nah jedoch ist der Bezug der Vögel auf die Sonne. Bei Homer heisst es Ὄρνιθες —πολλοὶ ὑπ' αὐγὰς Ἠελίοιο φοιτῶσι[3]): es ist, als sollte damit die wahrsagende Kraft der Vögel aus dem Sonnenlichte hergeleitet werden; nach Ennius[4]) kamen die zwölf Geier, denen Romulus das Königthum verdankte, zugleich mit dem Aufgang der Sonne; beide, die Sonne und die Vögel, offenbaren verborgene Unthat, und wenn Wolfram[5]) von dem Tage sagt „Sîne klâwen durh die wolken sint geslagen" und ebenso Ulrich von Thürheim[6]) „daz diu wolken wâren grâ und der tac sîne clâ hete geslagen durch die naht", so ist der Tag, ist die Sonne selbst als ein sich durchreissender Vogel aufgefasst. Von dem Adler, wie er im Licht und Feuer der Sonne sich verjüngt und den Adel seiner Brut durch den Blick in die Sonne prüft, haben wir schon oben gelesen*). Auch der Phönix war der Sonne heilig[7]), und wenn sein Vater gestorben, trug er dessen Leiche[8]) oder das Nest[9]) nach Heliopolis in Aegypten und bestattete sie dort im Sonnentempel, oder aber der Vater starb erst hier bei Sonnenaufgang und die Priester bestatteten ihn[10]). Ursprünglich jedoch ist kein wirklicher Vogel damit gemeint gewesen, der Phönix sollte nur ein chronologisches Sinnbild, wahrscheinlich der Hundssternperiode von 1461 Jahren sein[11]): also auch hier wie dort

1) Herod. III, 84—86. Justin. I, 10.
2) Tac. Germ. 10.
3) Odyss. II, 181.
4) bei Cic. de Divin. I, 48.
5) Lieder, Lachm. 4, 8 fg.
6) J. Grimms Rechtsalterthümer S. 36.
*) [Mane autem facto *ad orientalem portam* ponunt *aquilam* (Sachsen, Heerzeichen): Widuk. 1, 12.]
7) Plin. HN. X, 2. Tac. Ann. VI, 28. vgl. Isid. 12, 7. [Phönix und Sonne: Cod. Exon. S. 204 fg. 212.]
8) Herod. II, 73.
9) Plin. u. Tac. a. a. O.
10) Horapollo II, 57.
11) Idelers Handbuch d. Chronologie I, 183—186. Vgl. Plin. a. a. O. und Solinus cp. 36.

bei den altdeutschen Dichtern der Vogel eine Verbildlichung der Sonne selbst; Horapollo[1]) bezeichnet den Phönix lediglich als eine solche.

Auf dem Grunde nun dieses Zusammentreffens beruht der Gebrauch, dass, wer die Augurien beobachtet, dabei auf die Himmelsgegenden d. h. auf den Gang und Stand der Sonne Rücksicht nimmt. So die Schweden: Rufen des Kuckucks von Norden her bedeutet für das beginnende Jahr Trauer, von Osten und Westen Glück, von Süden Fruchtbarkeit:

Östergök är tröstegök,
Westergök är bästa gök,
Norrgök är sorggök,
Sörgök är smörgök[2]).

Während hier jedoch allen vier Seiten ihre Bedeutung und die schlimme Bedeutung dem Norden gegeben wird, kommen sonst als gut oder böse nur Osten und Westen in Betracht*), und die zwei andern Himmelsgegenden bestimmen bloss die Richtung, nach welcher hin der Schauende sich wendet.

Die Griechen kehrten bei der Vogelschau das Antlitz nach Norden, der Seite des Himmels, die allen Völkern des grossen Indogermanischen Stammes besonders heilig war: dort lag für sie der Berg, der ihnen als Wohnsitz der Götter und Mittelpunkt der Welt erschien[3]), den Indern der Meru[4]), den Persern der Albordsch d. i. der Caucasus, eben dieser den Babyloniern[5]), den Griechen der thessalische Olymp: hieraus erklärt sich, weshalb ἄνω zugleich s. v. a. nordwärts bedeutet. Auch die Italier dachten sich, wennschon eines Berges dabei nicht erwähnt wird, die Götter im Norden wohnend[6]). Vorzüglich aber und in der

1) I, 34. 35.

2) Ostgauch ist Trostgauch, Westgauch ist bester Gauch, Nordgauch ist Sorgengauch, Südgauch ist Buttergauch: Arndts Reise IV, 6.

*) [Osten und Westen gut und böse: Karajans Ged. d. 12. Jahrh. S. 28 fg.]

3) Gesenius Jesaia III, 316—326: Von d. Götterberge im Norden, nach d. Mythen d. asiatischen Völker.

4) Bohlen, das alte Indien II, 210; Georgii, Alte Geographie I, 326 fg.

5) Jes. XIV, 13; vgl. Hesek. I, 4. XXVIII, 14.

6) Varro bei Festus v. Sinistrae aves; Servius zu Virg. Aen. II, 693. Vgl. O. Müllers Etrusker II, 126 fg.

mannigfachsten Weise belegt finden wir diese Heiligung des Nordens bei den germanischen Völkern. Nordwärts schauten die Heiden, wie die Christen ostwärts, beim Gebet[1]), nordwärts beim Gesang eines Zauberliedes[2]), nordwärts bei Eid und Opfer[3]), und wie jede Hinrichtung eigentlich nur als Sühnopfer gemeint war, so bestimmen auch die Rechtsbücher der alten Friesen als Galgen einen nordwärts stehenden Baum[4]) und bei den Scandinaviern hatte der angeklagte Verbrecher seinen Platz vor Gericht auf der Nordseite[5]). Dort wohnten eben auch ihnen ihre Götter: neben Island und Grönland ward von noch einer hoch im Norden gelegenen Insel des Namens Hâlagland d. i. heiliges Land erzählt[6]), das Nordlicht oder auch der lange nachtlose Tag jener Weltgegend war den Germanen eine Göttererscheinung voll Glanzes und Klanges[7]), und die Lex Baiwariorum[8]) schreibt den Axtwurf, der die Grenzen eines Gehöftes bezeichnen soll, ausdrücklich nur für den Osten und Westen und Süden vor: nordwärts wäre er gleichsam ein Wurf nach der Gottheit gewesen. Dahin also, betend und der Gnade des Gottes wartend, hielten die Griechen bei der Vogelschau das Antlitz gewendet: so war Osten, der Aufgang der Sonne, ihnen zur rechten, der Westen, wo das Licht uns verlässt, zur linken Seite*), und je nachdem die Vögel ihren Flug von dort oder von hier aus nahmen,

εἴτ' ἐπὶ δεξί' ἴωσι πρὸς Ἠῶ τ' Ἠέλιόν τε,
εἴτ' ἐπ' ἀριστερὰ τοίγε ποτὶ ζόφον ἠερόεντα[9]),

---

1) J. Grimms Mythol. S. 30. [dagegen: Gott im Osten Cädmons Genes. 555. Gott im Südosten sitzend: ebenda 667. Christus am jüngsten Tage wie die Sonne von Südosten, von Osten: Cynewulf 901. 907. — Beim Gebet Verneigung nach allen vier Seiten: Dietrich russ. Volksm. S. 20. 23. 42. 149. 164.]

2) Vegtams kvida Str. 9.

3) J. Grimms Rechtsalterth. S. 808.

4) Richthofens Fries. Rechtsquellen S. 955 b.

5) Rechtsalterthümer a. a. O. [Norden die Teufelsseite: Bouterweck Cädmon 1, 291.]

6) Adam v. Bremen IV, 37.

7) Tac. Germ. 45.

8) XI, 6, 2.

*) [σκαιός links und westlich. Hades ἕσπερος θεός: Soph. Oed. Tyr. 178.]

9) Il. XII, 239 fg.

nach dem unterschied sich die Bedeutung: die rechten Zeichen waren gute, im Augurium und dann auch im Auspicium[1]), die linken, rechtshin gehenden böse[2]). In Folge hievon sind δεξιός und εὐώνυμος und ἀριστερός überhaupt s. v. a. Glück oder Unglück verheissend[3]), die letzteren Ausdrücke beide euphemistisch: denn ἀριστερός kann doch nur eine neue Steigerung von ἄριστος sein. Auch ἑτέρα als Benennung der linken Hand ist vielleicht ein Euphemismus, einer von der Art, wo nur dem eigentlichen Namen ausgewichen wird, oder es soll einfach die rechte als die erste, die vorzüglichere bezeichnen. Denn in den mannigfachsten Verhältnissen des thätigen Lebens selbst und des Alltagslebens hat nun die rechte Hand, die rechte Seite*) den Vorzug vor der linken: Passows Wörterbuch unter δεξιός giebt davon genügende Beispiele.

Denselben Unterschied zwischen Rechts und Links als die Griechen und aus demselben Grund und Anlass[4]) machen die Germanen und die halbgermanischen Völker des Mittelalters und der neueren Zeit, den Unterschied zwischen rechten und linken Vogelzeichen[5]) und den des Rechten und des Linken überhaupt

---

1) Il. X, 275. XXIV, 312. 320; Od. XV, 160. 164. 525.

2) Il. XII, 201; Od. II, 154. XX, 242.

3) z. B. Aeschyl. Prometh. 489 fg.

*) [rechtshin gewendet beten: Theogn. 922. nicht gegen die Sonne hin pissen: Hesiod. op. et d. 672.]

4) In eigenthümlicher Weise zeigt den Bezug noch der Auspicien auf den Sonnenlauf ein von J. Grimm (Mythol. 1835, Anhang S. LXXIII, 158) angeführter Aberglaube: „Schreit eine Elster Vormittags auf dem Krankenhause sitzend und man sieht sie von vornen, so ist die Bedeutung gut; schreit sie Nachmittags und man sieht sie von hinten, schlimm“. Also Auf- und Niedergang der Sonne, und nimmt man die beiden auch hier als rechts und links gelegen, so erscheint die entgegenschauende Elster wie vom Norden her, von den Göttern ausgesendet.

5) J. Grimms Mythol. S. 1083 u. Gesch. d. Deutschen Sprache II, 985. Im alten Epos vom Cid Z. 11 fg. „À la exida de Vivar ovieron la corneia diestra, E entrando à Burgos ovieron la siniestra“. Eine hier einschlagende Erzählung, die 32ste der Cento novelle antiche, erlaube man mir in vollständiger Uebersetzung mitzutheilen. „Herr Imberal von Balzo, ein gewaltiger Castellan in der Provence, hatte nach spanischer Weise immer gross Acht auf die Vogelzeichen, wie es denn auch ein spanischer Philosoph Namens Pythagoras gewesen ist, der ein Buch über Astronomie schrieb, worin nach den zwölf himmlischen Zeichen viele Vorbedeutungen

als des Guten und des Bösen, des Bessern und des Geringeren[1]): in letzterm Bezug ward die eigne alte Ueberlieferung noch verstärkt durch die übereinstimmende Gewährschaft der heiligen Schrift, die den gleichen Gegensatz kennt[2]). Und wie die griechische giebt nun auch die deutsche Sprache der Linken gern eine euphemistische Benennung: das althochd. *winistar,* mittelhochd. *winster,* das auch sonst der vorwiegende Ausdruck der älteren Mundarten ist, kann doch nur, wieder als eine gehäufte Steigerungsform, zu der Wurzel von *wini,* das den Geliebten, den Freund bezeichnet, gehören, derselben Wurzel, die im lat. *venia,* in *veneror,* vielleicht auch in *Venus* und dem bloss einmal gesteigerten *venustus* vorliegt. Der eigentlich altdeutsche Name der Rechten ist Ein Wort mit dem griechischen δεξιός, dem lat. *dexter:* im Gothischen *taihsvo,* im Althochd. *zesawa,* im Mittelhochd. *zeswe,* von *teiha* zeige an, griech. δείκνυμι, lat.

---

der Thiere standen, wenn die Vögel sich beissen, wenn man auf dem Weg eine Wiesel trifft, wenn das Feuer knistert, und von den Hähern und von den Elstern und von den Krähen, und so von vielen Thieren viele Vorbedeutungen nach dem Wechsel des Mondes. Herr Imberal also ritt eines Tages mit seinem Gefolge aus und gab immer auf jene Vögel Acht, weil er fürchtete auf ein Vorzeichen zu stossen. Da fand er ein Weib auf der Strasse und fragte sie und sprach „Sage mir, Frau, hast du diesen Morgen jenerlei Vögel getroffen oder gesehen wie Raben oder Krähen oder Elstern"? Das Weib antwortete „Herr, ich habe eine Krähe auf einem Weidenstumpf sitzen sehen". „Nun sage mir, Frau, nach welcher Seite hielt sie den Schwanz gewendet"? Das Weib antwortete „Herr, sie hielt ihn gegen den Steiss gewendet". Da fürchtete Herr Imberal das Vorzeichen und sprach zu seinem Gefolge „Behüte Gott! nach diesem Vorzeichen darf ich weder heut noch morgen reiten". Nachmals ward diese Geschichte in der Provence viel erzählt wegen der ganz neuen Antwort, die das Weib gegeben hatte ohne sich dabei etwas zu denken".

1) Beispiele aus dem deutschen Mittelalter Notker zu Ps. CXXXVI, 5 „dextera daz ist æterna vita, alsô ouh sinistra ist præsens vita"; Hartmanns Erec 7905 (wo anstatt „zuo der vinstern want" zu lesen ist „zuo der winstern hant"); Walther 83, 32 u. 123, 22 (wo wiederum „vinstern" in „winstern" zu bessern); Heinrichs Krone 19110; Reinbots Georg 2769 („vinster" l. „winstern"); Renner 8194 und 12431 fgg. [*daz winster* (Hs. *vinster*) *viur* Singenb. 217, 14. *daz ist iegelîchemo daz zesewâ, daz er gechiuset unde irwelet:* Notker Ps. 108, 6. Den Kindern die rechte Hand *das schöne Händlein* genannt. — *wirsa hand?* Heliand 54, 3. 75, 9. romanische Benennungen der linken Hand Diez Wörterb. 2. 317.]

2) Mose I, 48, 13 fgg. Pred. Sal. X, 2. Matth. XXV, 33 fgg. Jon. 4, 11?

dico; erst seit dem Jahre 1200 etwa kommt allmälich auch *reht* oder *gereht* auf: es ward also die Bezeichnung des sittlich guten auf die Hand übertragen, der zur Seite das gute Vorzeichen steht. Die Ausdrücke *bezzer hant* und *vordere hant*[1]) mögen im gleichen Sinne auf den Vorrang der Rechten vor der Linken zielen. Alles das übereinstimmend mit dem Brauch der Griechen: darin jedoch weicht unser Alterthum von dem griechischen ab, dass, wenn der Vogel vorüberfliegt, nicht die Seite, von der er kommt, sondern diejenige entscheidend ist, nach welcher hin er den Weg nimmt[2]). Auffallend, da es eigentlich in geradem Widerspruch zu der ganzen gläubigen und auch zu jener abergläubischen Beachtung des Sonnenlaufes steht, die z. B. den ausfahrenden Shetländischen Schiffer stets sein Boot von Osten nach Westen und nur, wenn er Unglück stiften will, in entgegengesetzter Richtung wenden lässt[3]).

So Griechen und Deutsche und schon zur Römerzeit noch andre Barbaren[4]). Die Römer selbst dagegen kehrten bei der Vogelschau das Angesicht gen Süden[5]), den Rücken nordwärts: dort war ihnen die *antica,* hier die *postica*[6]), ganz wie die Bairische, hie und da auch die Schweizer Mundart *hinter* und *hinten* von der nördlichen, *vorn* von der Südseite braucht[7]). Diese Stellung nahmen aber die Römer nicht sowohl deshalb ein, weil der Süden die sonnige warme Seite der Welt, als wiederum weil

1) Geschichte d. Deutschen Spr. II, 987. Reinke de Vos Gl. 1, 12, 16 (zu Z. 939). *to der lochteren hant* 948.

2) Vgl. die Stellen in der Mythol. S. 1074. 1083 und der Gesch. d. Deutschen Spr. II, 984 fg.

3) Arndts Nebenstunden S. 389—391. 455—457.

4) „Graiis et barbaris dextra meliora“ Cic. de Divin. II, 39. Welche Barbaren Cicero zunächst im Sinne habe, ergiebt sich aus der wiederholten Bezugnahme seiner Schrift auf den König Deiotarus und aus der namentlichen Anführung I, 15: „Cilicibus, Pamphyliis, Pisidis, Lyciis“.

5) Liv. I, 18. Plut. Numa 7; Cic. Div. I, 17.

6) Varro de Ling. Lat. VII, 7.

7) Schmellers Bayerisches Wörterb. I, 218 fg. 704; Stalders Landessprachen d. Schweiz S. 234. [hinten im Norden Göthe Eleg. 1, 7.] Aber den gleichen Baiern ist der vordere Wind der Ost, der hintere der Westwind (Schmeller I, 219. IV, 109); ebenso in der Odyssee XIII, 241 μετόπισθε ποτὶ ζόφον: in andrer Form wieder die natürliche Bevorzugung des Sonnenaufgangs.

der Norden der Sitz der Götter ist: sie wollten die Dinge gleichsam auch von dem Standpunkte der Götter aus betrachten und die Richtung und Ordnung der Zeichen, welche sie von denselben erflehten, nicht menschlich verkehren. Und nun, wie Varro sagt[1]), „A deorum sede cum in meridiem spectes, ad sinistram sunt partes mundi exorientes, ad dexteram occidentes“: daher, wie er fortfährt, „factum arbitror, ut sinistra meliora auspicia quam dextera esse existimentur“: den Römern verhiessen die linken Vorzeichen Glück[2]), die rechten also Unglück: die linken, d. h. wie dort im Mittelalter nicht solche, die von der Linken, von Osten aus, sondern die hin nach Osten, nach der Linken sich bewegten, „obitu a solis nitidos ad ortus[3])“. Unzweifelhaft jedoch hat bei den Römern ausser der südlichen Richtung des Schauenden ebenfalls die nördliche gegolten, die den Untergang der Sonne und damit die bösen Zeichen links, die guten rechtshin brachte[4]): der Unterschied beider mag ein nationaler, jene Richtung die von den Etruskern angenommene, diese die ursprünglich pelasgische gewesen sein. Derselbe Festus, nach welchem[2]) das linke ein „lætum et prosperum auspicium“, sagt uns[5]) „Dextra auspicia prospera“: bei einigen Vögeln wenigstens ward es immer so gehalten[6]), wie namentlich dem Raben und der parra[7]). Auch haben bei weiter ausgedehnter Anwendung *laevus*

1) bei Festus v. Sinistræ aves; derselbe de Ling. Lat. VII, 7 „sinistra ab oriente, dextra ab occasu“. Plin. HN. II, 55 „læva parte mundi ortus est“.

2) Festus v. Sinistrum; Servius zu Virg. Aen. II, 693. „Læva avis“ Ennius bei Cic. de Div. I, 48; „sinistra cornix“ Virg. Eclog. IX, 15. [quæ sinistra sunt, bona auspicia existimantur: Varro L. L. 7, 97. *Scaevam* volgus quidem et in bona et in mala re vocat, cum aiunt bonam et malam scævam. At scriptores in mala ponere consueverunt, *ut apud Græcos invenitur positum:* Festus.]

3) Cic. Div. I, 47; Plut. Numa 7.

4) Serv. zu Virg. Aen. II, 54. 693. IX, 631.

5) Epit. Pauli Diac.

6) „aliis a læva, aliis a dextra datum est avibus, ut ratum auspicium facere possint“ Cic. Div. II, 38.

7) „cornicem a læva, corvum a dextra“ Cic. Div. I, 7. 39; „picus et cornix ab læva, corvos, parra ab dextera consuadent“ Plaut. Asin. II, 1. 12. Dass mit der rechten hier ursprünglich auch die Ostseite gemeint gewesen, zeigt Horat. Odd. III, 27, 12 „Oscinem corvum prece suscitabo solis ab ortu“.

und *sinister*[1]) nicht bloss den Sinn von gut und günstig[2]), sondern ebenso wohl, ja noch viel gewöhnlicher den gerade entgegengesetzten[3]), denselben Sinn des Ungünstigen und Bösen, den euphemistisch wie ἑτέρα auch das Wort *alter* bezeichnet[4]); *dexter* aber wird immer nur in gutem Sinne gebraucht, und die rechte Hand ist den Römern nicht weniger als den Griechen und den Deutschen eine Bürginn der Treue.

Augurien und Auspicien sind jedoch nicht der einzige Weg, auf welchem der Wille der Gottheit, ihr Befehl oder ihre Warnung, den Menschen durch Vögel kundgethan wird. Dort in Aeschylus Tragödie, wo der gefesselte Prometheus all das Gute, das er seine Menschen gelehrt, und darunter auch die mannigfaltigen Arten der Weissagekunst aufzählt, nennt er als erste derselben und noch vor der Deutung der Vogelzeichen die Traumdeutung[5]). Und in der That gehören beide auch insofern allernächst zusammen, als in den Träumen, die gleich den meisten der Vorzeichen von dem höchsten der Götter selbst, von Zeus gesendet werden[6]), es ebenwie bei den Vorzeichen vor allen andern Erscheinungen Vögel sind, die der Gottheit als Boten ihrer Vorherverkündigung dienen. Zuvorderst kommt auch hier der Adler vor, er allein[7]) oder in bedeutsamer Verbindung mit

---

1) *Sinister* eine gehäuft steigernde, in der Schlusssylbe comparativische Bildung wie *dexter*, wie δεξιτερός und ἀριστερός und althochd. *winistar;* vgl. neben dem hochd. *recht* das mittelniederl. *rechter:* J. Grimms Gesch. d. Deutschen Spr. II, 988. Das von Festus v. Sinistræ aves angeführte *sinistimus* hat etwas Ungrammatisches: der Ausgang dieser Form ist superlativisch, und doch handelt es sich hier überall nur um die Vergleichung zweier. [*comitia sinistima:* Varro L. L. 7, 97.]

2) Virg. Georg. IV, 7; Cic. Div. II, 39.

3) Es bedarf noch der Untersuchung, inwiefern etwa bei dieser Wandelung der Begriffe der Einfluss des griech. Sprachgebrauches mitgewirkt habe. Offenbar folgt letzterm z. B. Horaz, wenn er Odd. III, 27, 15 sagt „Teque nec lævus vetet ire picus nec vaga cornix“: denn nach römischer Anschauung ist der Specht zur Linken ein rathendes, nicht ein abrathendes Auspicium: s. S. 220, 7.

4) Festus, epit. Pauli Diac.

5) Z. 485 fg.

6) Il. I, 63. II, 6.

7) Atla mâl 19. Leg. aur. 239. [im ags. Adler: Andreas 865. Rabe: Lamb. Ann. 1074.]

anderen Vögeln, mit Gänsen [1]) oder mit Falken [2]); nächst dem Adler der ihm verwandte Falke oder Sperber oder Habicht [3]); einmal ein Habicht, der ein Paar von Tauben aus einander jagt [4]), und auch anderswo, aber in friedlicherer Weise, Tauben [5]). Königinn Ute träumt überhaupt nur [6]), „wie allez daz gefügele in disme lande wære tôt“.

In solcher Art, mit all solchem Wirken, Wirken bis in das Dämmerlicht des Traumes hinein, sind die Vögel die vertrauten

1) Odyss. XIX, 536 fgg.

2) Nib. 13; Wolfs und Hofmanns Primavera y Flor de Romances II, 315. Der Falke ist neben dem Adler der geringere, der ihm unterliegende Vogel: Dietrichs Kämpfe Str. 559. Krieg v. Wartb. Minnes. II, 5 b. Konrad v. Würzb. ebd. S. 334 fg. Neidhart S. XXVI („joch ist iuwer trût under valken niht ein ar“: vgl. ἐν ὄρνιξιν αἰετός Pind. Pyth. V, 105. „dû bist ir aller are“ Genesis, Fundgr. II, 77, 29). Darum auch ist das von Atossa (Aesch. Pers. 205 fgg.) gesehene Vorzeichen, ein Adler, den ein Falke zerrauft, so erschreckend. Wenn gleichwohl dort in den Nibelungen und in der altspanischen Romanze der von Adlern erwürgte Falke gerade die höchsten aller Helden bedeutet, Siegfried und Roland, so sind das eben Traumgesichte von Jungfrauen und die Helden deren Geliebte; Jungfrauen aber pflegten sich zur Lust gezähmte Falken oder Sperber zu halten (v. d. Hagens Gesammtabenteuer II, 26), und solch ein „spilvogel“ als Sinnbild des Geliebten kommt auch sonst in der Dichtung öfters vor: Kürenberg Minnes. I, 97 b. D. v. Aist ebenda 99 a. Heinr. v. Müglin Lied VI. Hätzlerinn S. 47 b. Auch in dem Traume Gudruns Völs. Saga Cp. 33 erscheint Sigurd als Falke: nur fehlen hier die ermordenden Adler; die goldfarbigen Federn desselben erinnern an Kürenbergs „dô — ich im sîn gevidere mit golde wol bewant“ und die Worte des Falken in der Fabel Altd. Wäld. III. 236 „unt wære von golde mir mîn gevidere durchslagen“: ebenso der Rabe K. Oswalds Z. 437 „heiz mir beslahen daz gevidere mîn — allez mit guotem rôtem golt“ (vgl. Haupts Zeitschr. II. 95). In dem Volksliede bei Uhland S. 52 geschieht das Gleiche einer Nachtigall, in einem Meistergesange, der weiter unten mitzutheilen ist, zahllosen Vögeln überhaupt: denn auch der beidemal hier gebrauchte Ausdruck *beschneiden* ist s. v. a. mit Geschmeide beschlagen, entstellt aus *beschmeiden*. [Falke über andere Vögel: Liudpr. Hist. Ott. 17. Gr. Rud. S. 46. Dietr. Russ. Volksm. S. 220. 224. 243. Talvj 1, 201 (215). Aesch. Prom. 857. Suppl. 224.]

3) Gûdrûnar kvida II, 40. Völsûnga Saga Cp. 33. Morolt 2879. Ruother 3847. Guiraut v. Borneil bei Raynouard, Troubad. III, 310. Bekkers Fierabr. S. XXXI b.

4) Konrads Flore 1089 fgg.

5) Gregor. Turon. III, 15.

6) Nib. 1449, 4.

Mitwisser der Götter, und ihre schnelle plötzliche Gegenwärtigkeit in deren Dienst und mit deren Botschaft vertritt und veranschaulicht dem Menschen die noch vollkommnere Allgegenwart und Allwissenheit der Götter selbst. Dieser enge Zusammenhang der beiden hat es der dichtenden und noch mehr der bildenden Kunst des Alterthums nahe gelegt, die besonderen Merkmale eines Gottes auch auf den ihm dienenden Vogel, namentlich aber das bezeichnende Eigenthum der Vögel, den Flügelschmuck, auf die Götter zu übertragen. Ein Beispiel des Erstern (man mag damit den altmexicanischen Gebrauch vergleichen, wonach der Priester die Kleidung und selbst den Namen seiner Gottheit trug [1]) ist die Eule mit dem Helm und dem Schild, ja mit dem Kopfe der Minerva [2]), ein Beispiel des Letztern vielleicht Hermes mit seinen Flügelschuhen; vielleicht: wir werden diesen Gegenstand gleich nachher noch anders zu fassen suchen. Sonst pflegt die antike Kunst bloss unteren Gottheiten Flügel zu geben, solchen, die gleich den Vögeln nur Diener und Boten der höheren und eigentlich herrschenden sind, wie der Nike und mit ihr auch der Athene Nike [3]) und vielen anderen jener Wesen, die wir gewohnt sind in den Namen der Genien zusammenzufassen. An die geflügelten Genien des griechisch-römischen Alterthumes schliessen sich im Mittelalter die geflügelten Personificierungen abstracter Begriffe, wie des Rechtes [4]), der Ehe [4]), der Untreue [5]), zumal aber, aller Kunst und aller Welt geläufig, die geflügelten Engel [6]), an diese wiederum der Teufel mit Flügeln [7]). Ausser-

---

1) Geschichte der Amerikanischen Urreligionen v. J. G. Müller S. 616. 649.

2) O. Müllers Handbuch d. Archäologie § 371, 9.

3) O. Müller § 334, 2. 370, 7. [Geflügelte und fliegende Gottheiten: Aristoph. Av. 572 fgg. Sirenen: Paulys Real-Encycl. 6, 1215. O. Müller § 393, 4. Piper 1, 1, 378 fg. Eros (Πτέρως): J. Grimm, kl. Schrift. 2, 317.]

4) Haupts Zeitschr. f. Deutsches Alterthum VII, 144.

5) Renner 4493 fgg.

6) Mein Programm über die goldene Altartafel von Basel S. 14 fg. (= oben Bd. 1, S. 393 fg.). Die fliegenden Engel auf der Grablegung von Tilmann Riemenschneider zu Maidbrunn 1525 sind auch über den ganzen Leib befiedert.

7) Beispiel eine Miniatur des 10ten Jahrhund. bei Didron, Histoire de Dieu pg. 163. *helle deófol . . on lyft lácende:* Elene 900.

dem mag noch an ein geschmackloseres Gegenstück jener Eule mit dem Minervenkopfe, das hier öfters vorkommt, erinnert werden, die Hinüberziehung der vier Evangelisten in die Gestalt ihrer Zeichen und Begleiter, so dass z. B. Johannes mit dem Kopf eines Adlers erscheint [1]). Aus Aegypten braucht das nicht gekommen zu sein: wie ganz gewöhnlich auch solche Mischung von Menschen- und Thiergestalt in der Kunst der Aegypter ist (Phtha z. B. trägt auf menschlichem Leibe den Kopf eines Sperbers, Thoth einen Ibiskopf [2]), es ist eben nur an beiden Orten aus dem gleichen Anlass die gleiche Wirkung hervorgegangen.

Aber das Alterthum verleiht seinen Göttern nicht allein den Schmuck der Flügel und das nur als Sinnbild und in Bildwerken: genug Sagen lassen auch Götter und halbgöttliche Wesen vorübergehend die vollkommene Vogelgestalt annehmen, ein griechischer Mythus z. B. den Zeus, da er um Heren warb [3]), ein polnischer den Zywie, „supremum hunc mundi moderatorem", damit er den Lenz verkünde [4]), die eines Kuckucks; ebenso verwandelt sich Zeus um den schönen Ganymed zu entführen in einen Adler [5]) (nach andrer Erzählung [6]) war es sein Diener der Adler, den er dazu aussandte), Here und Athene vor Troja sich in Tauben [7]), Athene in eine Schwalbe [8]), Leucothea in ein Wasserhuhn [9]), und Hypnos sitzt als Nachthabicht auf einer Tanne des Ida [10]). Der Vogel, der im Eingange der Helga

---

1) Münters Sinnbilder I, 45; Denkmäler der Malerei von Seroux d' Agincourt, Ausg. v. Quast, Taf. XLVII, 2 u. CXXXIII, 3 u. a.

2) Gemälde v. Aegypten nach Champollion-Figeac S. 422 fg.

3) Pausan. II, 17, 4.

4) J. Grimms Mythol. S. 643.

5) Ovid. Metamorph. X, 157 sqq.

6) Apollod. Biblioth. III, 12, 2. Eratosth. Catasterism. 30.

7) Il. V, 778.

8) Odyss. XXII, 239.

9) Od. V, 337.

10) Il. XIV, 290. [Zeus als Schwan bei Leda; als Sperber, vgl. oben S. 203 Anmerkg. 5; als Kuckuck bei Hera: Paus. 2, 17, 4. Charos Schwalbe: Fauriel 2, 112. In der Bretagne sind jedem Haus zwei Raben als Genien der zwei Familienhäupter eigen, deren Tod verkündigend, mit dem Begräbniss davonfliegend: Souvestre, les derniers Bretons 1, 181. Elf in einen Habicht verwandelt: Schwed. Märchen S. 135. Riese in einen

kviða Hiörvarðs sonar dem jungen Atli guten Rath zusingt, ist auch ein Gott, nur in Vogelgestalt: denn er verlangt für seinen Rath Tempel und Opfer; und öfters kommen in Erzählungen des deutschen Mittelalters Vögel vor, die eigentlich Engel, Engel als Boten Gottes sind [1]). In den englischen Gestis Romanorum singt einmal [2]) ein Unheil verkündender Dämon lieblich als Vogel, und wenn in Baiern die Nachteule auch Wichtlein oder Holzweiblein oder Nachtweiblein heisst [3]), so ist damit gleichfalls eine Verwandlung dieser dämonischen Wesen in den Vogel ausgedrückt.

Gemäss dem schon anderswo [4]) von mir besprochenen Zusammenhange, der in Mythus und Sprache zwischen den Begriffen Leib und Kleid besteht, wird der Uebergang in die Vogelgestalt gern auf naiv anschauliche Weise als Anlegen eines Federkleides, gleichsam als Umkleidung in den Vogel dargestellt. Oefters so in den Sagen des Nordens. Oðin, nachdem er den Meth der Dichtkunst getrunken, fährt in ein Adlerkleid *(arnar ham)* und fliegt davon und ebenso ihm nach der Riese Suttung [5]). Frigg [6]) und Freyja [7]) haben Falkenkleider *(vals ham):* Loki borgt ihnen dieselben wiederholendlich ab; das einemal verfolgt ihn Thiassi der Riese in seinem *arnar ham* [8]). Die Tochter aber des Riesen Hrîmni, die als Oðins Botinn dem Könige Reri einen Apfel bringen soll, schwingt um zu fliegen ein Krähenkleid *(krâku ham)* an sich [9]). Und so mögen die Flügelschuhe, die

---

Adler: ebenda S. 138. — Teufel als Vogel: Ev. Marci 4, 4. 15. Lucä 8, 5. 12.]

1) Gudrun 4666 fgg.; Lohengrin Str. 67; Leben der heil. Elisabeth in Graffs Diutiska I, 468; Legende v. Bruder Felix in den Altd. Wäldern II, 72—74, in Joh. Pauli Schimpf u. Ernst Cp. 488, Frankf. 1538, u. a.

2) Gesta Rom. v. Grässe II, 239.

3) Schmeller IV, 18; vgl. J. Grimms Mythol. S. 1088. [*wildez wîp lamia, wildiu wîp ululae* Graffs Sprachsch. 1, 804.]

4) Haupts Zeitschr. VI, 298 fg.

5) Snorra Edda S. 49.

6) Snorra Edda S. 60. 63.

7) Thryms kvida Str. 3 fgg. Snorra Edda S. 46.

8) Snorra Edda S. 46; vgl. oben S. 222, Anm. 2 über Adler u. Falken.

9) Vôlsûnga Saga Cp. 4. [Heliand 171, 23 von einem Engel: *quam— faran an fetherhamon,* wie 50, 11 (und Cod. Exon. pag. 217 (Phönix 280) von den Vögeln *farad an fedarhamun.* Cädmons Genesis 670: *geseó ic*

in den homerischen Gedichten Hermes, wenn es der Eile bedarf[1]), und die ebenso Athene erst eigens anzieht[2]), es mögen auch die Flügelschuhe des Perseus[3]) ursprünglich die volle Verwandlung in den Vogel bedeutet haben: die Rücksicht jedoch auf die Darstellbarkeit im Bildwerk, die unbewusst schon der frühesten Dichtung der Griechen innewohnt, liess das untergeordnete Gewandstück, die Andeutung des Ganzen bloss durch einen Theil vorziehen, und zuletzt unterscheidet der nicht mehr am Boden haftende, sondern frei in die Luft gehobene Fuss den Vogel ebenso wohl und vielleicht noch mehr von dem Menschen, als ihn die Flügel statt der Arme unterscheiden. In der That wird Hermes, schon um vieles vogelhafter, auch abgebildet mit grossen Schulterflügeln[4]), und selbst von dem Gotte des Nordens, den wir vorher im Falkenkleid haben fliegen sehen, heisst es ein andermal[5]) „Loki hatte Schuhe, womit er auf Luft und Wasser lief", grade wie bei Homer von den Flügelschuhen Athenes und des Hermes: τά μιν φέρον ἠμὲν ἐφ' ὑγρὴν ἠδ' ἐπ' ἀπείρονα γαῖαν ἅμα πνοιῇς ἀνέμοιο.

Besonders häufig aber (denn es galt wieder die zwei zusammenhangenden Begriffe Wind und Vogel) haben Scandinavier und Deutsche den Wind- und Wetterjungfrauen[6]), den Valkyrjen und ebenso den halbgöttlichen Bewohnerinnen des Wassers, die mit denselben in nächster verschmelzender Berührung stehn, solch eine Vertauschung der menschlichen Gestalt gegen die eines Vogels und zwar hier des Schwanes zugeschrieben, der von Natur beiden Elementen, der Luft und dem Wasser, angehört. Am Ufer eines Sees treffen Völund und seine Brüder

---

him his englas ymbe hveorfan mid federhaman. vom Teufel: *mid federhoman fleógan:* ebenda 417.]

1) Il. XXIV, 340 fgg. Od. V, 44 fgg. [Zauberschuhe zum Fliegen: Somadeva 1, 19 fg. *petasus alatum calciamentum:* S. Galler Marc. Capella S. 12 Graff. *flugescuh:* S. 28. *caduceus flugegerta.* S. 12. 28. vgl. *scritscuoh* Graffs Sprachschatz 6, 419.]

2) Od. I, 96 fgg.

3) Hesiod. Scut. Herc. 220. Apollod. II, 4, 2.

4) O. Müller § 379, 3.

5) Snorra Edda S. 71.

6) vgl. die Walkyrien von Frauer S. 16 fgg. und Haupts Zeitschr. VI, 291.

drei Valkyrjen und bei ihnen liegend ihre Schwanenkleider *(âlptar hamir):* indem sie letztere, so muss man die unvollständige Darstellung ergänzen, an sich nehmen, zwingen sie die Jungfrauen ihnen als Weiber zu folgen[1]). Eine viel jüngere deutsche Umgestaltung der Sage, die in dem Gedichte Friedrich von Schwaben vor uns liegt[2]), macht Wieland zu dem bloss angenommenen Namen dieses Helden, und die drei Jungfrauen kommen als Tauben zu einer Quelle geflogen. Im Nibelungenlied[3]) die weisen Weiber, die Hagene in einem Brunnen nahe der Donau badend überrascht, und die ihm Rede stehn müssen, da er ihnen ihr „wunderlich gewant" genommen, werden ausdrücklich *merwîp*, in der entsprechenden Stelle der nordischen Dietrichssage[4]) *siokonor* genannt; auch in Weibergestalt schweben sie doch „sam die vogele vor im ûf der fluot". Und noch heut erzählt ein Eichsfeldisches Märchen[5]), wie eine verzauberte Jungfrau in den Bann eines Jünglings kommt, der unwissend, während sie in einem See badete, ihr das Hemde fortgetragen. Der Schwanengestalt geschieht so wenig hier als dort im Nibelungenliede noch Erwähnung, auch nicht in dem Fabliau Guerins von einem Ritter, dem die drei badenden Feen die Rückgabe des Gewandes mit Reichthum und Gunst bei den Menschen und schmutzigen Wundergaben lohnen[6]). In ähnlicher Weise lückenhaft, so jedoch, dass sie einander ergänzen, sind in den altdeutschen Gedichten über Wolfdietrich die parallel laufenden Sagen von der rauhen Else, die aus dem Bad im Jungbrunnen als die schönste über alle Lande hervorgeht („dâ hete sî die rûhen hût in dem brunnen gelân"), und von der Königinn des Meeres und der Meerwunder, die zuerst in einer Schuppenhaut und haaricht und vermoost und schleimbedeckt erscheint, dann aber die Schuppen auszieht und nieder aufs Gras wirft: „si lûhte ûz allen wîben als diu sunne liht, aller meide schöne was

1) Eingang der Völundar kvida. [Drei Jungfrauen in Taubenhemden, abgelegt entwendet: Schwed. Märch. S. 176 fgg.]
2) W. Grimms Deutsche Heldensage S. 401 fg.
3) Str. 1473 fgg.
4) Saga Thidriks konungs af Bern Cp. 364.
5) Br. Grimm 193.
6) Fabliaux et Contes par Barbazan et Méon III, 412 fgg.

gên ir gar enwiht"[1]). Endlich noch, ohne dass auf Meer oder Brunnen hingedeutet würde, Sagen des Nordens von Valkyrjen im Schwanenkleid oder in Gestalt von Schwänen[2]).

Auch in einer Geschichte der 1001 Nacht[3]) kommen zehn Jungfrauen von übermenschlicher Art zu einem See geflogen, legen ihre Federkleider ab und baden, und eine von ihnen, die schönste und vornehmste, muss Weib des Mannes werden, der ihr Kleid entwendet hat; nach einiger Zeit aber bringt sie dasselbe wieder an sich und entflieht zusammt den Kindern, die sie geboren[4]). Die ganze Erzählung trägt jedoch so viel Merkmale des nordischen Ursprungs, dass sie durchaus nicht beweist, auch in Arabien seien dergleichen Sagen zu Hause gewesen: sie vermehrt nur von Arabien her die Zahl der scandinavisch-deutschen Belege.

Oft in den Märchen wird Menschen die Vogelgestalt angezaubert, aber so, dass der Zauber lösbar ist: in solcher Art wird Jorinde zur Nachtigall[5]), der schon in einen Löwen verzauberte Königssohn zu einer Taube[6]), wird eine Königstochter und werden sieben Brüder durch unbedachte Verwünschung der Eltern zu Raben[7]), wird eine von der Seite ihres Gemahls verdrängte Königinn zur Ente[8]). Aeltre edlere Erzählung mag hier anstatt der Ente den Schwan gehabt haben: wenn in dem einen dieser Märchen die Ente allnächtlich herzuschwimmt und wieder in Gestalt der Königinn ihr Kindchen säugt und besorgt,

---

1) v. d. Hagens Heldenbuch I, 208 u. 136. Haupts Ztschr. 4, 440.

2) J. Grimms Mythol. S. 398 fg.

3) der Geschichte Hassans aus Bassora und der Inseln Wak-Wak, N. 389—430.

4) Vgl. im Eingange der Völundar kvida „Thau bioggu siau veter: thâ flugu thær at vitja vîga ok kvâmu eigi aptr." [ähnliche serbische u. irische Sagen: Volksmärch. der Serben 4. Hubers Skizzen aus Ireland S. 277 fgg. — Menschenkleider des Werwolfs: Mythol. S. 1050.]

5) Br. Grimm 69.

6) Ebd. 88. vgl. Apul. Metam. 5, 23 fg. Statt Taube Rabe: Märch. 3, 153.

7) Ebd. 93 u. 25.

8) Ebd. 13 u. 125. Schwed. Märch. S. 146 fgg. 169 fgg. [zwölf Prinzen zu Enten; Entenflügel des einen: Norweg. Volksmärch. 2, 20 fgg. 27. Zauberhemd die Gestalt einer Gans gebend und wieder nehmend: Schwed. Märch. S. 146 fgg. 169 fgg.]

so ist das ganz wie in der Geschichte Melusinens, die auch, nachdem sie schon den Gemahl hat verlassen müssen, jedes Nachts zu ihren Kindern zurückkehrt[1]): Melusina aber gehört mit in den Bereich der Schwanenjungfrauen. Und wirklich kommt auch anderswo die Verzauberung in Schwäne vor, wieder in einem Märchen der Deutschen[2]), in der niederländischen Sage vom Schwanenritter[3]) und in einer damit meist zusammenfallenden deutschen Prosaerzählung des fünfzehnten Jahrhunderts[4]). In dem Märchen wird es sechs Brüdern durch Ueberwerfung von Zauberhemden angethan; Hemden von Sternblumen geben ihnen die Menschengestalt zurück: aber da an dem einen noch der linke Ermel fehlt, bleibt dem, der es anzieht, Zeit Lebens statt des linken Armes ein Schwanenflügel: es vergleicht sich damit von selbst die griechische Erzählung von Pelops Elfenbeinschulter[5]). In der Sage vom Schwanenritter sind es silberne Halsketten, durch deren Wegnahme die sieben Kinder König Oriants zu Schwänen, durch deren Rückerstattung sie wieder Menschen werden; die altdeutsche Prosaerzählung, worin die Mutter ein „wünschelwyb" ist[6]), das ein Edelmann badend angetroffen und durch Wegnahme einer goldnen Kette in seine Gewalt gebracht, hat bei den Kindern goldene Halsringe. Und Ringe, wie sie überhaupt mehr der allgemeinen Art der Sage entsprechen, müssen auch in solchen Schwanensagen das übliche Mittel für den Wechsel der Gestalt gewesen sein[7]): nur so

---

1) Simrocks Deutsche Volksbücher VI, 80.

2) Br. Grimm 49.

3) Deutsche Sagen d. Br. Grimm II, 291 fgg.

4) Haupts u. Hoffmanns Altd. Blätter I, 128 fgg.

5) Schol. zu Pind. Olymp. I, 26. Servius zu Virg. Georg. III, 7 „humeroque Pelops insignis eburno" u. a. Aehnliches weiter unten. [vgl. Thietmar 6, 49. Stier, ungarische Sagen und Märchen S. 107.]

6) Zu vergleichen *óskmey* Wunschmädchen, im Altnordischen ein andrer Name der Valkyrjen, worüber Frauer a. a. O. S. 1. [Die Kette in dem schwed. Märchen von Swanhwita S. 171—173.]

7) Treffend vermuthet W. Grimm (Deutsche Heldensage S. 388), dass in der Völsûnga Saga Cp. 12 die Goldringe Sigmunds und Sinfiötlis Bezug auf deren Verwandlungen in die Wolfsgestalt haben. Auch der Ring am Schluss des Märchens (25) von den sieben Raben kann ursprünglich kein blosser Erkennungsring gewesen sein: denn sowie er zum Vorschein kommt, werden die Raben entzaubert; und ebenso, denke ich, steht der Ring, der

erklärt sich die Verbindung von Schwan und Ring, die uns in Genealogie und Heraldik mehrfach entgegentritt: die Herren zu Plesse haben ursprünglich die Schwanringe geheissen, einer derselben hatte den Beinamen Schwanenflügel, und in ihrem Wappen führten sie Schwanenflügel und Ring[1]); der Helmschmuck aber der Grafen von Rapperswil waren zwei Schwäne mit Ringen in den Schnäbeln[2]).

Selbst und freiwillig in Vogelgestalt können sich Menschen wiederum nur durch Zauber, den sie brauchen, wandeln: es müssen das Zaubrer und Zauberinnen sein, Menschen, die in unheimlicher Weise übermenschlich wirken. So in einer altnordischen Sage der Iarl Frânmar, der sich in einen Adlersleib gekleidet hatte („hafdi hamazk î arnar lîki") um Wache zu halten, den aber, da er eingeschlafen war, Atli zu Tode schoss[3]); im Gedicht von Wolfdieterich die Heidenjungfrau, die dem

---

sammt dem darauf gelegten Fluche von Andvari an Fafni, von Fafni an Sigurd kommt, in Zusammenhang damit, dass Andvari die Gestalt eines Fisches, Fafni die eines Drachen (Sigurdar kviđa II u. Fafnis mâl), Sigurd die König Gunnars annehmen kann (Sigurdar kv. I, 37 fgg. Völs. Saga Cp. 36). [Ring der in einen Werwolf verwandelt: Mythol. 1049. 1050. In einem böhm. Märchen wird ein Zauberer, da ihm der letzte der drei eisernen Reife um seinen Leib zerspringt, ein Rabe: Wenzigs westslaw. Märchenschatz S. 139.] Solch ein Dahingeben der eignen Gestalt ist, anders aufgefasst, ein Unsichtbarwerden: im Nibelungenliede hilft auch Siegfried seinem Freunde nur, indem er sich unsichtbar macht; als Mittel dazu dient hier aber nicht sein Ring, sondern seine *tarnkappe* (Str. 410 fgg. 602 fgg.), die *tarnhût* (Str. 337). Und diese bedeutet doch eigentlich nichts anders als die an- und abgestreifte Gestalt des Freundes: so hangen in der Völs. Saga Cp. 12, sobald die Werwölfe wieder Menschen sind, ihre Wolfsbälge über ihnen, und im 144sten Märchen kann der Königssohn, der ein Esel ist, über Nacht die Eselshaut von sich thun und sein Schwäher sie verbrennen (vgl. III, 228). [Igelhaut verbrannt: Märchen 108. Schlangenhemde verbrannt: Volksm. d. Serben 9 u. 10. desgl. Wolfshaut: Esthn. Märch. 208 fg. 363.] Die Thidriks Saga Cp. 229 lässt Gunnar und Sigurd nur die Kleider wechseln: ein Rationalismus wie jener Herodots, wenn bei ihm (I, 9 fg.) Gyges nicht unsichtbar vermittelst seines Zauberringes (Plato de Republ. II, 3. Cic. Offic. III, 10), sondern hinter die Thüre versteckt die nackte Königinn belauscht.

1) Deutsche Sagen II, 316.

2) v. d. Hagens Minnesinger IV, 92. Titelbild zu Graf Wernher v. Homberg (von Georg v. Wyss), Zürich 1860.

3) Helga kvida Hiörvards sonar Str. 5—6.

Helden vom Pferde weg sich als Elster auf die Zinne des Schlosses schwingt[1]): die schwedischen Hexen fliegen in der Walpurgisnacht als Elstern nach Blåkulle[2]); in dem Märchen von Jorinde und Joringel[3]) eine Hexe, die sich in einen Uhu verwandelt, und ebensolche schon bei Ovid[4]), bei Lucian[5]) und Appuleius[6]): *strix* oder *striga*, der lateinische Name dieses Nachtvogels, ist zugleich s. v. a. Hexe[7]).

Wohl hievon zu unterscheiden sind diejenigen Fälle, wo sich kunstreiche Menschen durch Geschick und Arbeit ihrer Hände Flügel schaffen, bei den Griechen Dädalus[8]), im Norden Völund[9]): aber ganz wie dort, wo die Götter und Göttinnen sich in Vögel verwandeln, ist auch in letzterer Sage von einem Federkleid *(fiaðrham)* die Rede, gleich dem abgestreiften Balg eines Greifen oder Geiers oder Straussen.

Die bisher besprochnen Uebertragungen der Vogelgestalt auf übermenschliche, heilige, göttliche Wesen haben etwas im Sinne aller Menschen liegendes und kehren deshalb in allem Heidenthum und Aberglauben wieder: die Kunst des Mittelalters, die bildende und mit ihr die dichtende, fügt denselben auf biblischen Anlass noch einige neue, ihr besonders eigene hinzu. Bei der Taufe Christi hat sich der heilige Geist als Taube sehen lassen[10]): die Kunst nun versinnlicht die aus einer Prophetenstelle[11]) entnommenen sieben Gaben des heiligen Geistes[12]) als ebenso viele Tauben[13]), und die dichterische Naturbetrach-

1) v. d. Hagens Heldenbuch I, 244.

2) Arndts Reise III, 49.

3) Br. Grimm 69. [Zarin Helene Schwan: Dietr. russ. Volksm. S. 38.]

4) Amor. I, 8, 12 sqq.

5) Asin. cp. 12.

6) Metamorph. III, pg. 138 Elmenh.

7) Festus v. Strigas: „quod maleficis mulieribus nomen inditum est, quas volaticas etiam vocant.“

8) Ovid. Ars am. II, 31 sqq. u. a.

9) Völundar kvida 27 fgg. Thidriks Saga Cp. 77.

10) Matth. III, 16. Luc. III, 22. Joh. I, 32.

11) Jes. XI, 2 fg.

12) vgl. Deutsche Gedichte des XI u. XII Jahrh. v. Diemer S. 70, 22 fgg. u. S. 335—337, den Kanzler in v. d. Hagens Minnes. II, 389 a, Uhlands Volksl. S. 874 und die Erklärer von Dantes Purgat. XXIX, 50.

13) Fenstergemälde zu S. Kunibert in Köln; Miniaturen des 13 u. 14 Jahrh. bei Didron, Histoire de Dieu pg. 123. 488.

tung findet schon an dem Vogel selbst eine Siebenzahl auszeichnender Eigenschaften[1]). Von verschiednen Heiligen, unter andern schon im achten Jahrhundert von dem heil. Gregorius, erzählt die Legende, wie sich der Geist als Taube ihnen auf Haupt oder Schulter gesetzt und Worte der Weisheit zugeflüstert habe[2]): die Taube auf der Schulter ist nun auch in der bildlichen Darstellung die stetige Beigabe und das Merkmal jenes heiligen Pabstes[3]). Und die Legende hat noch weiter gewirkt: die Märchendichtung[4]) weiss von einem Grafen, den die Cardinäle zum Pabst erwählen, weil ihm beim Eintritt in die Kirche zwei Tauben auf die Schultern fliegen, und dem diese Alles in die Ohren sagen, als er Messe lesen muss ohne doch ein Wort davon zu verstehn; die altsächsische Evangelienharmonie des neunten Jahrhunderts[5]) aber lässt die Taube auch Christo auf der Achsel sitzen. Darin liegt nicht sowohl eine Abweichung von den Worten der Evangelien als eine vielleicht sogar zulässige Erklärung derselben: an die Raben auf den Achseln Oðins[6]) hat der Dichter schwerlich gedacht, es müsste denn auch z. B. Gregorius von Nyssa, der von einer Taube auf der rechten Achsel Basilius des Grossen erzählt[7]), daran haben denken und davon wissen können.

In der Geschichte der Sündflut[8]) sind Taube und Rabe

---

1) Haupts Zeitschr. I, 155. Renner 19589. Cäs. Heisterb. 8, 36. Spec. eccl. S. 41.

2) Münters Sinnbilder I, 107. J. Grimms Mythol. S. 135. vgl. Harff S. 105. [Greg. Tur. 10, 29. Taube auf der Schulter des heil. Patricius: Hubers Skizzen aus Ireland S. 309. In dem zu Lyon 1508 gedruckten Buche: *divi Thome Aquinatis . . scriptum primum luculentissimum* ist auf dem Titelholzschnitt S. Thomas Aq. mit Buch und Abendmahlskelch dargestellt, auf der linken Schulter ihm ins Ohr sprechend eine Taube: Unterschrift *bene scripsisti Thoma.* vgl. Fischarts Dichtungen von Kurz, 1, 135. Bienenkorb 59 a: *sonderlich den h. Doctor Thomam von Aquin, dem allzeit ein Taub ins Ohr will fliegen, und ist ir das loch zu eng.* — Taube (*„indicium præsentiæ spiritus sancti“*) die Sacramente vom Altar nehmend und wiederbringend: Cäs. Heisterb. 2, 5.]

3) Münter S. 106 fg. Christl. Kunstsymbolik (v. Helmsdörfer) S. 182.

4) Br. Grimm 33.

5) Heliand v. Schmeller 30, 1.

6) Oben S. 202; vgl. Mythol. S. 135.

7) Münter I, 107. vgl. Harff S. 105.

8) Mose 1, 8, 7—12.

einander entgegengesetzt wie Gut und Böse: entgegengesetzt der Taube des heiligen Geistes, erscheint nun auch in der älteren christlichen Kunst der böse Geist, der Teufel, als ein Rabe[1]) und sitzt so den heidnischen Dichtern des Alterthums[2]) oder Zaubrern[3]) auf der Schulter und raunt ihnen in das Ohr. Ueberhaupt denkt sich das Mittelalter den Teufel gern in dieser Gestalt und benennt ihn so[4]); in der Kaiserchronik[5]) heisst es „die tiufele kômen dar mit einir michiln scar in swarzer vogele bilide", und in Reinbots heiligem Georg[6]) ist von dem schwarzen Gefieder des Teufels die Rede. Vielleicht aber soll er damit in früher besprochener Weise nur als schwarzgeflügelt bezeichnet werden: *gevidere* hat auch diesen Sinn.

Der heilige Geist den Christen eine Taube, der böse ein Rabe: auf dem gleichen Weg liegt die allgemeiner verbreitete Anschauung, nach welcher auch das Geistige im Menschen, das Stück von Göttlichkeit, das er in sich trägt, und diese oder jene hinaus und hinauf sich erschwingende Regung seines Dämoniums als ein Vogel gefasst wird. Dem altnordischen Hâvamâl ist die Trunkenheit ein Vogel (der Dichter nennt den übel

---

1) Münter, I, 98. [*volget dem swarzen raben niht, den man in bœsen siten siht: dâ man ich iuch alle bî. ir sult daz grüene ölzwî mit der turteltûben nemen:* Strickers Karl 1657 fgg. Abr. a S. Clara 19, 108. Br. Berthold 362. Höllischer Rabe: Puppenspiel von Faust S. 29 fg. Himmelstaube und Höllenhuhn: Meinert 1, 14 (vgl. oben Bd. 2, S. 405). Raben und Taube: Cäs. Heisterb. 11, 16.. *corvi ac cornices:* 11, 41. *corvi* 55. Teufel als Rabe: Lamb. Ann. 1074. als kohlschwarzer Vogel: Alsatia 1860 S. 253. „*merula*" Vita S. Bened.: Gregor M. cap. 2; Leg. aur. 49, 2. Die Besessenheit eines Weibes in Ingolstadt fängt damit an, dass ihr zwei Vögel wie Schwalben (guter und böser Engel?) um den Kopf fliegen, und endigt damit, dass ihr ein schwarzer Vogel in Gestalt einer *Amsel* (der Teufel) aus dem Munde entweicht: Ingolstädter Bericht von 1584 bei Freytag, Bilder aus d. d. Vergangenheit (1863) 1, 364. 374. — Bruno de Bello Sax. 86 von Heinrich IV: *pelliciam non corvinam cogitavit induere, ut ostensione pietatis et justitiae deciperet quos crudelitate violenta superare non posset.*]

2) Engelhardts Herrad v. Landsperg Taf. VIII.

3) Didron, Histoire de Dieu pg. 477.

4) Mythol. S. 949.

5) Massmanns Ausg. Z. 4314.

6) Z. 3394.

angesehenen Reiher [1]), der über dem Gelage rauschend schwebt und die Besinnung raubt und Vergessenheit bringt, späteren deutschen Dichtern ein im Kopfe selbst lärmender oder singender Vogel [2]): am Ende kommt auch unser Ausdruck *Rausch* nur von jenem Rauschen seines Gefieders her. Anderswo ist die Freude ein Vogel, der fröhlich in seinem Nest dem Herzen mit den Flügeln schlägt [3]), oder der Vogel entfliegt, die Freude schwindet [4]). Das griechische ἴυγξ scheint zuweilen den Sinn von ἐπιθυμία anzunehmen [5]); Gottfried sagt von dem Streben und Sehnen des Gemüthes [6]) „hie wahsent uns die vederen van, von den der muot in vlücke wirt“ und Steinmar [7]) „daz ir tugentlîcher lîp hœhet mînen senden muot, als ein edelen valken wilde sîn gevider in lüften tuot.“ Besonders aber wird von der ganzen Seele so gesprochen.

Du arme seel, duck dich! du muest schwimmen“ oder „Duck dich, mein Seel! es kommt ein Platzregen“ ist eine Redensart, die seit alten Zeiten einen festen Trunk zu begleiten pflegt [8]): schon bei Helbling [9]) heisst es „vrou sêle, sît ir dinne? — ich rât iu, sô ich beste kan (wand ich bin iuwer sippe): tretet ûf ein rippe, welt ihr niht ertrinken.“ Dass hier die Seele als Vogel gedacht sei, scheint aus einem Ausdrucke Steinmars [10]) zu

---

1) Str. 12. Der Reiher ein unsauberer Vogel: s. Kellers Erzählungen aus altd. Handschriften S. 564 u. 673, 22. Schmeller III, 524. Logaus Sinngedichte I, 8, 53.

2) ein Wiedehopf: Renner 9474. Schmeller IV, 201; Nachtigallen, Eulen, Kuckucke, Finken: Renner 9874; vgl. Altd. Lesebuch 738, 8 fgg. Tauben: Fischart, Leseb. 2, 135, 30. Simplic. Keller 2, 1098, 33.

3) Burkard v. Hohenfels in v. d. Hagens Minnes. 1, 208 a.

4) Konrads v. Würzb. Engelhard 1800. Hartmanns Armer Heinrich 149 nach der Heidelberger und der Koloczaer Handschrift. [*od fliuget minne ungerne ûf hant durh die wilde? ich kan minn wol locken:* Wolfr. Tit. 64. *hyge — gielled ânfloga*: Grein Bibl. d. ags. Poesie 1, 243, 62. Pfeiffer Myst. 1, 299, 39 fg. *fecit et humano corde volare deum (amorem)*: Prop. 3, 12, 6. 15.]

5) Schol. zu Pind. Nem. IV, 35 ἴυγγι ἕλκομαι ἦτορ.

6) Tristan 16964 = 426, 6.

7) Minnes. II. 154 b.

8) Schmeller I, 357. III, 226. *„duck dich Säl, es kommt eyn Platzregen: der wird dir das Höllisch Feur wol legen“:* Garg. J 6 rw.

9) I, 350 fgg.

10) Minnes. II, 154 b.

erhellen: „mîn sêle ûf eime rippe stât, wâfen! diu von dem wîne drûf gehüppet hât.“ Ernster, edler, bedeutsamer ist es, wenn Predigten des Mittelalters die Liebe Gottes und des Nächsten in allegorischer Weise die zwei Flügel der Seele nennen [1]); wenn das Räthselgespräch zwischen König Tirol von Schotten und seinem Sohn Friedebrand [2]) die Christenheit einem Walde aus grünen und dürren Bäumen vergleicht, auf deren Aesten Vögel sitzen, die einen fröhlich singend, die andern in Trauer, und es selbst diese Vögel auf die Seelen der Christen ausdeutet; wenn ein chaldäisches Orakel [3]) auf den geistigen Theil, den der Mensch vom Vater her d. h. vom höchsten Gott empfange, wiederum den Namen der Iynx überträgt, jenes Vogels, der mit Liebe Wesen zu Wesen zieht; wenn endlich eine angelsächsische Dichtung von den Seelen der Gerechten, die nach dem Tod in den Himmel entschweben, als lauter Phönixen spricht [4]). Namentlich wird eben die Seele, die von dem sterbenden Leibe scheidet, gern als ein Vogel, der davon fliegt, dargestellt [5]), und zwar, wo die Art des Vogels näher bestimmt wird, die Seele, die von dem heiligen Geist erfüllt, die ohne Falsch [6]), ohne Galle [7]) gewesen und gereinigt dahingeschieden ist, die heilige gerechte gerechtfertigte Seele als weisse Taube [8]); ob die verdammte, dem Teufel

---

1) Haupts Zeitschrift VII, 144.

2) Minnes. I, 5.

3) gegen Ende der unter Zoroasters Namen gehenden Orakelsprüche. [Seelen geflügelt, die Flügel verlierend, neue bekommend: Plato Phädr. 55 (246 c) fgg. Gestorbene wie Vögel zum Hades entfliegend: Soph. Oed. Tyr. 176.]

4) Cod. Exon. S. 237 fg. Vgl. oben S. 188.

5) Servatus Lupus in der Vita S. Wigberti cp. 11. Deutsche Märchen u. Sagen v. Wolf S. 174. [Apotheose der römischen Kaiser; symbolischer Leichenbrand: ἀετὸς ἀφίεται σὺν τῷ πυρὶ ἀνελευσόμενος εἰς τὸν αἰθέρα, ὃς φέρειν ἀπὸ γῆς ἐς οὐρανὸν τὴν τοῦ βασιλέως ψυχὴν πιστεύεται ὑπὸ Ῥωμαίων: Herodian. 4, 2.]

6) Matth. X, 16.

7) Schon Tertullianus de Baptismo cp. 8 „quod etiam corporaliter ipso felle careat columba“. Mittelalterliche Stellen von der Gallenlosigkeit der Taube in W. Grimms Freidank S. LXXXVI.

8) Von der heil. Eulalia Prudent. περὶ στεφάνων III, 161 sqq. u. das Gedicht in den Altroman. Sprachdenkmalen von Diez S. 21, Z. 25. Vgl. J. Grimms Mythol. S. 788. Die das Kreuz umgebenden oder auf dem

verfallene gleich diesem als ein Rabe? Belege dafür sind mir nicht bekannt. Ein christliches Gedicht des alten Nordens[1]) lässt da, wo es die Hölle schildert, die Seelen noch in dieser als Vögel umherfliegen, als verbrannte Vögel, versengt nämlich an den Flammen des ewigen Feuers: eine weitre Bezeichnung der Vögel gewährt es nicht. Und auch wenn Seelen aus dem Jenseits wieder auf Erden erscheinen, thun sie das wohl in Vogelgestalt: so nach Holsteinischer Sage[2]) zwei Hexen, deren eine mit Verzweifelung an Gottes Gnade, die andre mit aufrichtiger Reue gestorben: diese zeigt sich nachher einmal als weisse Taube, jene dagegen als Krähe wieder: mit der Krähe mag doch eigentlich ein Rabe gemeint sein.

Hier überall verlässt die Seele als Vogel den sterbenden Leib um fortan nicht mehr auf Erden, um nur jenseits vielleicht noch ferner in Vogelgestalt zu weilen, vielleicht nur gelegentlich so von da zurück zu kehren. Darin beruht der Unterschied von den zahlreichen, sonst allerdings sich hier anschliessenden Fällen, wo ein Gestorbener mit Leib und Seele zusammen zum Vogel wird und so auf der alten Erde fortlebt, wo sogar über einen Lebenden ihm zur Strafe solch eine Verwandlung verhängt und

---

Kreuze sitzenden zwölf Tauben altchristlicher Bilder (Münters Sinnbilder I, 107 fg.) meinen auch die Apostel nur, insofern dieselben bereits zur Seligkeit eingegangen sind. [S. Polycarpus: Kirchenlex. 8, 574; auch St. Blasius nach der Rheinauischen Legende. vgl. Cäs. Heisterb. 6, 35. 11, 23. 12, 46.]

1) das Sôlar liod Str. 53. [vgl. Dante Inf. 5, 40 fgg. Purg. 2, 124 fgg. Parad. 18, 73 fgg.]

2) bei Müllenhoff S. 211. 227. [Scipio Cicala 4, 38: Wenn du ein Wunder sehn willst, — so brauchst du nur an einem Sonnabend an den Avernersee zu gehn. — So wie die Sonne niedersteigt, heben sich abscheuliche Vögel mit Menschengesichtern aus dem Sumpf empor und schwirren wie Fledermäuse herum. Das dauert so fort bis zum Morgen des zweiten Tages, und die Luft ist manchmal ganz durch die entsetzlichen Thiere verdunkelt. (S. 39) Bricht nun der Morgen des zweiten Tages an, so kommt ein ungeheurer Vogel geflogen, man weiss nicht woher. Er hat die Gestalt und das Geschrei eines Raben und verfolgt die andern Vögel so lange, bis sie sich alle wieder in den stinkenden Sumpf zurückgestürzt haben. Am nächsten Sonnabend kommen sie dann wieder zum Vorschein, und so geht es das ganze Jahr fort. Kluge Leute halten sie für arme Seelen aus dem Fegfeuer, denen zum Ruhm der Auferstehung des Heilandes diese Unterbrechung ihrer Leiden gegönnt sei.]

damit vielleicht ein ganzes neues vorher nicht dagewesenes Vogelgeschlecht erschaffen wird. Von Erzählungen dieser Art ist das Alterthum und ist das Mittelalter und noch die neuere Zeit und ist die Sagendichtung aller Völker voll. Zwar der Schwan, in welchen Orpheus, die Nachtigall, in welche Thamyris übergegangen [1]), gehören nicht hieher: denn dieser Uebergang ist auf dem Wege der Seelenwanderung, tausend Jahr nach dem Tode beider und in Folge ihrer eigenen Wahl geschehen; wohl aber die Weissagung Horazens, dass er dereinst als Schwan empor und dahinschweben werde [2]), und mehr noch als dieses Dichterwort die Sagen von Picus, dem König Ausoniens, den Circe im Zorn verschmähter Liebe zum Spechte macht [3]); von Coronis, die Pallas durch Umgestaltung in die Krähe vor den Nachstellungen Poseidons rettet [4]); von Iynx, einer Tochter der Peitho, die, weil sie Zeus durch Liebeszauber zu ihrer Gebieterinn Io oder auch zu sich selber hingezogen, von Hera in den Zaubervogel, der nun Iynx heisst, verwandelt wird [5]); von den neun Töchtern des Pieros von Emathia, deren übermüthiges Wagniss eines Wettgesanges die Musen mit der Verwandlung in Vögel strafen, die κολυμβάς (Taucher), die ἴυγξ (Wendehals), die κεγχρίς, die κίσσα (Häher), die χλωρίς, die ἀκαλανθίς (Distelfink), die νῆσσα (Ente), die πιπώ (Baumhacker) und die δρακοντίς [6]); von Aëdon, die statt des beneideten Erstgeborenen der Niobiden irrthümlich den eigenen Sohn Itylus ermordet und immer seitdem als Nachtigall dessen Tod beklagt [7]); dieser ähnlich und auf Anlass einiger zusammenklingenden Namen auch damit sich vermischend [8]) die Sage von Philomele, Procne,

1) Plato de Republ. X, 16.

2) Odd. II, 20.

3) Virg. Aen. VII, 189 sqq. Ovid. Metamorph. XIV, 320 sqq.

4) Ovid. Metam. II, 569 sqq.: wahrscheinlich eine nicht ganz echte Ueberlieferung, da sonst die Götter zur Strafe, nicht zur Rettung so verwandeln.

5) Schol. zu Pind. Nem. IV, 35 u. zu Theocr. Idyll. II, 17; Tzetzes zu Lycophr. Cassandra 310; Nicephorus Gregoras zu Synesius de Insomniis pg. 360. Vgl. oben S. 204. Anm. 6.

6) Antonini Liberalis Transformatt. cp. 9.

7) Odyss. XIX, 518 fgg. Pherecydis Fragm. ed. Sturz pg. 137 sq.

8) Antoninus a. a. O. Cp. 11.

Tereus, Itys[1]): Procne und Philomele, die Töchter Pandions von Athen, schlachten zur Rache dafür, dass der Gemahl der ersteren, der Thracierkönig Tereus, Philomelen geschändet, seinen und Procnes eigenen Sohn Itys und bereiten ihn zu einer Speise für den Vater selbst: da werden alle vier zu Vögeln, Philomele zur Nachtigall, Procne zur Schwalbe, Tereus zum Wiedehopf[2]), Itys zum Fasan[3]): eine Geschichte, die des heimathlichen Bezuges wegen von den Tragikern Athens wiederholendlich ist bearbeitet worden[4]) und auch aus den Vögeln des Aristophanes, in denen ja der Wiedehopf eine Hauptrolle spielt, beständig wiederklingt.

Nicht minder zahlreich sind die neueren Beispiele, und wiederum kommen hier der Specht oder Baumhacker und die Nachtigall vor: in jenen hat nach norwegischer Erzählung der Heiland ein Weib Namens Gertrud, die gegen ihn und seinen Apostel Petrus unmilde gewesen, verwünscht, und die Norweger nennen deshalb diese Vogelart noch Gertrudsvogel[5]); als Nachtigall liess sich eine verdammte Seele zur Zeit der Kirchenversammlung in einem Wald bei Basel hören, und sie sollte da wohnen bis zum jüngsten Gericht[6]). Die Möwe: bei Schleswig auf einer Insel der Schlei nisten unablässig zahllose Möwen, obwohl ihnen alljährlich die dritte Brut genommen wird: es ist die Nachkommenschaft der Leute König Abels von Dännemark, die demselben seinen Bruder Erich ermorden halfen: zuerst diese sind an den Ort ihrer Schandthat als Möwen festgebannt worden[7]).

---

1) Siehe Voss zu Virgils Eclogen VI, 78; Welcker, die Aeschylische Trilogie Prometheus S. 502 fgg. und die Griech. Tragödien mit Rücksicht auf d. epischen Cyclus S. 374 fgg.

2) Abweichend Hygin. Fab. 45 „Tereum autem accipitrem factum dicunt“.

3) Servius Erzählung zu Virgil. Eclog. VI, 78 hat einen Schluss, der an die übliche Auslegung der ἔπεα πτερόεντα erinnert: „Quidam tamen eos navibus effugisse periculum et ob celeritatem fugae aves appellatos volunt“.

4) Sophocles Pandionis hat Welcker a. a. O. mit Gelehrsamkeit und Dichtersinn wieder aufzubauen versucht; den Tereus des Philocles verspottet Aristoph. Av. 281 fgg.

5) J. Grimms Mythol. S. 639. Norweg. Volksmärch. 1, 8 fg.

6) Wolfs Deutsche Märchen u. Sagen S. 176.

7) Müllenhoff a. a. O. S. 137. [Die Eule war eines Bäckers Tochter: Shakesp. Hamlet 4, 5. Rohrdommel und Wiedehopf: Märch. 173. Kibitz: Stalder I, 448.]

Ferner der Kuckuck: den Deutschen ist er ursprünglich ein Bäcker- oder Müllerknecht gewesen, der die Leute betrog [1]), den Serben eine Jungfrau, über die ihr langes Klagen um den Tod des Bruders zuletzt diese Verwandlung gebracht hat: aber die Klage hörte damit nicht auf: denn die Serben und sonst die Slaven verstehen den Ruf des Kuckucks als einen Klageruf [2]). In Polen giebt es ein Geschlecht, aus dem jedes Glied nach seinem Tode ein Adler, ein andres, dessen neugeborene Töchter, wenn sie als Jungfrauen sterben, zu Tauben, wenn aber verheirathet, zu Eulen werden [3]).

Wohl aber das schönste, durch Fülle und Bedeutsamkeit und den Reiz der Darstellung anziehendste Beispiel, das anziehendste nicht bloss unter denen der neueren Zeit, ist das Märchen vom Wacholderbaum, das in ganz Deutschland verbreitet und ebenso in Schottland und im südlichen Frankreich bekannt ist [4]); es wird ihm zur Empfehlung dienen, dass es sich auch in Göthes Dichtergemüthe mannigfach bewegt hat. Der Inhalt ist nach der niederdeutschen Form seiner Ueberlieferung in trockener Kürze folgender.

Eine Frau steht Winters unter dem Wacholderbaum im Hofe und schält sich einen Apfel; indem sie dabei sich in den Finger schneidet, tropft das Blut in den Schnee, und seufzend spricht die Kinderlose „Hätte ich doch ein Kind so roth wie Blut und so weiss wie Schnee!“ Gott erfüllt ihre Bitte: es wird ihr ein so schönes Kind, ein Sohn; aber sie stirbt an der Geburt, und der Mann begräbt sie unter dem Wacholderbaum. Nicht lange, so hat der Knabe eine Stiefmutter und bald auch eine Schwester. Einst lockt die neue Mutter ihn vor die Aepfeltruhe und heisst ihn sich einen Apfel herausnehmen: da schlägt sie

---

1) Mythol. S. 641. Abergl. 197.

2) Volkslieder d. Serben v. Talvj I, 274 fg. 65. 148. 164. 2, 64. Litt. Volksl. v. Nesselmann S. 305. Wenzigs Slav. Volksl. 189. vgl. J. Grimms Mythol. S. 646 fg. 1088 und, wenn man sich noch darauf berufen darf, die Königinhofer Handschrift v. Hanka u. Swoboda S. 174. [Auch den Angelsachsen ist Kuckucksruf klagend: Grein 1, 243, 53. 247, 22.]

3) Mythol. S. 789.

4) Br. Grimm 47; vgl. III, 77 fgg.

den schweren Deckel zu, dass es ihm den Kopf abschneidet[1]). Um die That zu verheimlichen, bereitet sie aus dem Kind eine

1) Eben dergleichen scheint in der Völundar kvida Str. 22 gemeint, wo der Schmied die Söhne des Königs in seine offne Geschmeidetruhe blicken lässt und unmittelbar darauf gesagt wird „sneid af höfud hûna theirra.“ Eine Legende vom heil. Franciscus, die Abraham a S. Clara erzählt (Abrahamisches Bescheid-Essen S. 513 fg.), verbindet nicht die Tödtung eines lebenden, sondern die Wiederbelebung eines getödteten Kindes mit Aepfeln in einer Truhe: „Ein Vornehmer von Adel ladete Franciscum zu der Tafel: Franciscus sagts ihm zu, doch vorhero woll er predigen. Der Edelmann erfreute sich dessen sehr, schafft der Köchin, sie solle nach Möglichkeit die Kuchl versehen; der Herr samt der Frau gehen in die Kirche zur Predigt. Die Köchin dachte „Die ganze Welt lauft gleichsam zu des Franciscus Predigt: ich mag auch nicht allein zu Haus bleiben“, setzt einen grossen Kessel Wasser über das Feuer, und lauft das Mensch auch in die Kirche, lässt das Knäbl zu Haus. Wie sie wieder nach Haus kommt, sucht sie das Kind und findts nicht, geht unterdessen in die Kuchl und, o des grossen Unglücks! findet das Kind in dem siedheissen Kessel, und indem sie es wollte herausziehen, war es ganz versotten, kein Glied war an dem andern. Das Mensch voller Schrecken nimmt das Kind in das Fürtuch, trägt und legt es in eine Truhe hinein, klagts dem Vater und der Mutter. Was da für Schmerzen und Leid sich in beider Herzen ereignet haben, lasse ich ein mütterliches Herz erachten: nichts desto weniger, wie Franciscus kommt, setzen sie sich zu der Tafel ganz traurig. Unter währendem Essen begehrt Franciscus von dem Edelmann einige Aepfel: der entschuldiget sich, dass er dermalen keine hätte, aber alsobald wollte er um solche schicken. „Nein, ich will nicht“ sagt Franciscus; „dort in der Truhe“ und zeigt darauf, wo die gesottenen Glieder des Kindes lagen, „dort werdet ihr Aepfel finden.“ Der Edelmann voller Glauben geht hin, macht die Truhe auf und siehet, o wunderthätige Macht Francisci! das kleine und versottene Kind liegt frisch und gesund in der Truhe, lacht den Vater an und hält zwei rothe Aepfel in den Händen.“ Eine nicht bedeutungslose Abweichung: auch der Apfel im Beginn unsers Märchens und der des nachher anzuführenden Märchens der Walachen ist Sinnbild der Befruchtung und Belebung; in der Völsûnga Saga Cp. 4 schickt Odin einem kinderlosen Königspaare einen befruchtenden Apfel zu, und die Götter selbst werden durch den Genuss der Aepfel, welche Idunn besitzt, immer aufs neue verjüngt und so fort bis zur Götterdämmerung: Snorra Edda S. 17. [Bei der Neugeburt des Phönix zuerst ein Apfel in der Asche des verbrannten: Cod. Exon. S. 213 (nicht aus Lactantius). Schwängernde Zauberäpfel: Schwed. Märch. S. 79. Verjüngende Aepfel: ebenda S. 192. 199. 201 fgg. Aepfel in den Händen Begrabener: Talvj 1, 68. als Liebeszauber: Lucian. Tox. 13. Hoffmann Monatschrift von u. für Schlesien 2, 754. als Geschenk an die Geliebte: Hoh. Lied 2, 5. Talvj 1, 10. 2, 90 fg. 96. Skirnisför 19 fg.

Speise und setzt dieselbe ihrem Manne vor, und er isst mit Begier, aber doch unter beständigem wehmuthsvollem Fragen nach dem Sohne [1]). Marleenken aber, die Schwester [2]), die in tiefer Betrübniss weiss, was mit dem Kind geschehen, sammelt all die Knöchlein, die der Vater unter den Tisch geworfen, windet sie in ihr schönstes seidenes Tuch und legt sie darin unter den Wacholderbaum. Da geht durch den Baum ein Nebel und ein Feuer, und aus dem Feuer fliegt ein schöner herrlich singender Vogel auf; das Tuch aber mit den Knöchlein ist verschwunden. Der Vogel fliegt sofort auf das Haus eines Goldschmiedes und singt [3])

„Mein Mutter, der mich schlacht,
Mein Vater, der mich ass;
Mein Schwester der Marlenichen
Sucht alle meine Benichen,
Bindt sie in ein seiden Tuch,
Legts unter den Machandelbaum.
Kiwitt, kiwitt!
Wat vör'n schœn Vagel bün ik!"

---

angebissen als Liebeszeichen: Talvj 2, 41. Zwischen Unterelbe und Unterweser wird nach der kirchlichen Trauung eines Brautpaares von einem der älteren Hochzeitgäste ein rother Apfel auf den Altar gelegt und von den nachwandelnden Uebrigen eine Silbermünze hineingedrückt, als „Opfer" für den Geistlichen: Ziehen, norddeutsches Leben 2, 298.]

1) Göthes Iphigenie

„Und da Thyest an seinem Fleische sich
Gesättigt, eine Wehmuth ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre schon
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinsend
Ihm Haupt und Füsse der Erschlagnen hin."

2) Marleenken niederdeutsch aus Maria Magdalena.

3) Gretchen in Göthes Faust

„Meine Mutter, die Hur, die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm, der mich gessen hat!
Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein
An einem kühlen Ort:
Da ward ich ein schönes Waldvögelein:
Fliege fort, fliege fort!"

Das Lied des Märchens zwingt sich unschön und sprachwidrig in eine Art von Hochdeutsch hinüber.

Und wie er hier zum Lohne für den Gesang eine goldene Kette erhält, so ersingt er sich noch bei einem Schuster ein Paar rother Schuhe und bei einer Mühle einen Mühlstein. Mit all dem kehrt er auf das Dach des Vaterhauses zurück und singt auch da sein Lied. Nach längerem Zaudern, da die im Hause theils Angst, theils neu erwachte Wehmuth zurückhält, tritt der Vater vor die Thüre und schaut nach dem Vogel hinauf: der lässt ihm die goldene Kette um den Hals fallen. Als der Vater zurückgekommen, geht Marleenken: sie erhält die rothen Schuhe. Endlich nach den beiden auch die Mutter, und auf sie wirft der Vogel den Mühlstein, dass sie zerschlagen daliegt. Und als Vater und Schwester wieder hinaustreten, da geht abermals in dem Baume Dampf und Feuer auf, und da es verweht ist, steht vor ihnen neu belebt der Knabe.

Die Umgestaltung des geschlachteten und gekochten Kindes in einen Vogel hat auch die vorher angeführte griechische Sage von Procne und Itys, das Sammeln und Wiederbeleben der Knöchlein die von Tantalus und Pelops [1]), die Legende vom ertrunkenen Kind in Wilhelm Meisters Lehrjahren [2]), das Märchen vom Fitchersvogel [3]) und ein nordischer Mythus vom Gotte Thor, wo es aber dessen geschlachtete und verspeiste Böcke sind, die wieder Leben empfangen [4]). Unser Märchen verbindet stufenweis beides: das Gebein wird zuerst in einen Vogel, der Vogel zurück in das Kind verwandelt. Wirksame Kraft aber bei dieser zweimaligen Wiedergeburt (Wiedergeburt auch insofern, als sie gleichsam aus dem Grabe der Mutter heraus geschieht) üben der Wacholderbaum und das Feuer. Der mythische Bezug der Bäume auf die Menschenschöpfung ist uralt und weitverbreitet [5]); in einem Walachischen Märchen [6]) wachsen an der Stelle des Hofes,

---

1) oben S. 229, Anm. 5. Kalewala 15, 273 fgg.

2) VIII, 9. Die nach und nach zusammengelesenen Knochen werden hier ebenfalls in ein Tuch gehüllt; nur ein Fingerknöchelchen hat sich nicht wiedergefunden und fehlt nun auch dem wiederbelebten Kinde.

3) Br. Grimm 46.

4) Snorra Edda S. 28. Einen Schenkelknochen hatte ein mitspeisender Bauernsohn des Markes wegen mit dem Messer zerhauen: davon hinkte nun der eine Bock.

5) Vgl. meine Abhandlung über die Anthropogonie der Germanen in Haupts Zeitschr. VI, 15 fgg., und oben Bd. 2, S. 361, Anmerkung 190.

6) Walachische Märchen v. Schott S. 121 fgg.

wo eine eifersüchtige Magd die ermordeten Zwillinge ihrer Herrinn vergraben hat, zwei Apfelbäume, und auch nachdem diese umgehauen, auch nachdem die aus ihnen gezimmerten Bettstellen verbrannt sind, gehn doch aus einem ihrer goldenen Aepfel durch mehrfache Wandelung zuletzt die Kinder neu belebt hervor. Insbesondre aber bezeichnen den Wacholder schon die verschiedenen Namen, die er trägt, als einen mythisch bedeutsamen Baum des Lebens und der Verjüngung: angelsächsisch *cvicbeám* und mittelhochd. *queckolter*, beide gehörend zu *queck* d. h. lebendig, *Wacholder*, entstellt *Wachandel* und *Machandel*, das zu *wach*, lateinisch *juniperus*, das zu *juvenis, junior, jung* und *pario* gehört[1]). Das Feuer sodann. Möglich, dass jenem, in dessen Seele zuerst das Märchen entstand, nur der feurige Busch Moses[2]) vorgeschwebt: aber auch vielfach sonst und allgemein wird das gottentstammte Lebenselement im Leibe des Menschen als ein Feuer aufgefasst[3]). Oder soll man mit Jac. Grimm[4]) in dem Baum und dem Feuer lediglich eine märchenhafte Umgestaltung des germanischen Leichenbrands erkennen, weil berichtet oder vielmehr nur behauptet wird, der alte Norden habe sich zum Verbrennen der Leichen des Wacholders bedient? Allerdings fliegt auch die Seele der heiligen Eulalia aus dem Brande des Scheiterhaufens als Taube empor[5]):

---

1) Das *—ter* in *queckolter* und *wechalter*, wie der Wacholder gewöhnlich im Altdeutschen heisst, ist auf bekannte Weise aus dem goth. *triu* d. h. Baum entstanden. Ein Adj. *queckol*, althochd. etwa *quechal*, ergiebt sich aus dem Subst. *quichilunga* oder *qwiculunga*, womit im Althochd. die lat. Worte *fomentum* und *fomes* übersetzt werden (Graffs Sprachschatz IV, 636). Dem *quechal* ist dann *wechal* nachgebildet [*wechal* vgl. *vigil*]; Nachbildung von noch einem dritten Stamme, dem Zeitw. *recken*, zeigt *reckal* in der schwäbischen und alemannischen Benennung *Reckolder*, altdeutsch *rekalter*, *rekolter* (Schmellers Bair. Wörterb. III, 42). [über den Wacholder vgl. auch Schillers Thier- und Kräuterbuch 1, 19.]

2) Mose II, 3, 2.

3) Mein Aufsatz über das Lebenslicht in Haupts Zeitschr. VI, 280 fgg. [„Du must diesen einzigen Sohn tödten und all sein Fleisch im Feuer opfern: wenn Deine Gemahlinnen den Duft dieses Opfers riechen, werden sie alle Söhne erlangen“ (und so geschieht es): Ind. Märchen Somadeva 1, 138.]

4) Ueber das Verbrennen der Leichen S. 54.

5) Die Stellen oben S. 235, Anm. 8. [Die in einen Frosch verzauberte

ich fürchte aber, dem Märchen würde mit solcher Auslegung ein schöner Theil seines tieferen Gehalts entzogen.

Der Vogel, in den das ermordete Kind zunächst übergeht, ist aber nicht allein die Umkleidung von dessen Seele: er ist zugleich durch das Lied, das er von Haus zu Hause trägt, in noch vollerer Weise als dort die Kraniche des Ibycus der anklagende und rächende Verkündiger des Mordes und gleichsam die Verkörperung der Klage und der Rache. So fliegt auch in einem westfälischen Märchen [1]) jedesmal, wo die neidischen Schwestern einer Königinn ein neugeborenes Kind derselben ins Wasser werfen, ein singender Vogel in die Höhe, und zuletzt singt wiederum ein Vogel, und wieder wohl der gleiche, dem Könige von der Unthat der Schwestern; die Seelen der drei Kinder, die ohnediess nicht ertrinken, sondern gerettet werden, sind mit dem einen Vogel natürlich nicht gemeint.

Halten wir inne und blicken rückwärts. So viel Beispiele von mythischer und sagenhafter Verwendung der Vögel wir haben kennen lernen, fast ebenso vielmal hätten wir auch den Namen *befiederte Worte* brauchen dürfen: die Vögel, die Mitwisser und Boten so der Menschen wie der Götter sind, die dem wachen wie dem träumenden Auge Vorzeichen geben, die Wandrern den Weg und die Ruhestätte weisen, die eine Unthat bezeugen, die einer Unthat anklagen, die selber erst zu beständig warnender Strafe solch eine Gestalt empfangen haben, sie alle sind nur Worte in Vogelgestalt, befiederte Worte. Mitten aus dieser zusammengeschlossenen Reihe der mannigfaltigsten Anschauungen ist denn auch als ihr einheitlicher Inbegriff, als der kürzeste Ausdruck für die mythische Wechselbeziehung der Begriffe Wort und Vogel jenes homerische ἔπεα πτερόεντα erwachsen: es sind die Worte, die, sobald sie aus der Seele hervor auf die Zunge treten und der Wand der Zähne entfliehn, zu Vögeln werden, zu Vögeln wie jene, die Götter und Menschen als Boten senden, zu Vögeln, die nun davon geflogen sind, die

Königstochter wird im Feuer des Scheiterhaufens zurück verwandelt: Schwed. Märchen S. 316.]

1) „De drei Vügelkens" Br. Grimm 96.

man nicht zurückrufen, nicht wieder einfangen kann, die vielleicht fliegen, wohin sie nicht sollten, und wohin sie sollten, dahin nicht gelangen: „Wie ein Vogel dahin fähret und eine Schwalbe fleuget, also ein unverdienter Fluch trifft nicht"[1]). An Schnelligkeit wird dabei weiter nicht gedacht, so wenig als Sophocles an deren Gegentheil denkt, wenn er von dem Hemmen der Fittiche scharftönender Klagen spricht[2]). Ἄπτερος aber ist ein μῦθος, den der Angeredete nicht unbeachtet an sich vorbeirauschen und zu den übrigen Worten auf die grosse Weide fliegen lässt, den er vielmehr fest hält, dass er bei ihm bleibt und nistet.

Das Wort ist befiedert: so auch wird Fama, die personificierte Rede der Menschen, nicht bloss gleich andern Personen solcher Art mit einem Flügelpaare, sie wird von Virgil[3]), so scheint es wenigstens; als ganz bedeckt mit Federn, im *fiaðrham,* wie ein Nordländer gesagt hätte, dargestellt; so viel sie aber Federn hat, so viel auch Augen und Ohren und Zungen. Eine Darstellung so ganz im Sinn auch der unclassischen Kunst, dass Hans Sachs für zwei seiner Gedichte, Fama und Nachred, sie mit Begier ergriffen und durch beigefügte Holzschnittbilder noch sinnlicher hat veranschaulichen lassen[4]): Fama ist da ein ganz befiedertes, die Nachred ein nur geflügeltes Weib. Und Abraham a S. Clara giebt dem Geschrei, dem verlästernden Gerüchte, sechs Flügel[5]). Ovid in seiner Schilderung der Fama und ihres luftigen Schlosses[6]) gewährt von der Art nichts: aber Konrad von Würzburg in einer auf Ovid beruhenden Stelle seines Buchs von Troja[7]) zieht sogleich die Befiederung und die Vogelgestalt

---

1) Sprichw. Salom. XXVI, 2. [Littauisches Sprichwort: „Das Wort fliegt als Sperling aus und kehrt als Ochse zurück" Schleicher S. 186. *quod semel emissum volat irrevocabile verbum:* Hor. Epist. 1, 18, 71.]

2) Electra 234. ἄπτερος φάτις: Aesch. Agam. 271.

3) Aen. IV, 173 sqq. [*Fama volat:* Aen. 3, 121. *Fama volans*: ebd. 11, 139. Ad. v. Brem. 2, 58. *volitans pennata — nuncia Fama:* Aen. 9, 473. vgl. Argus und Offenb. Joh. 4, 6. 8.]

4) Hans Sachs im Gewande seiner Zeit (v. Becker) Taf. XVII u. XVIII. Fama: H. Sachs von Hopf 1, 116—119.

5) Judas d. Erzschelm I, 155.

6) Metamorph. XII, 39 sqq.

7) Z. 24662 fgg. Albrecht von Halberstadt nicht: Bartsch XXVIII.

mit herein. Hier überall, das ist der Sache oder doch den Umständen gemäss, unter denen hier Fama und der „Liumet“ auftreten, kommt denn auch die Schnelligkeit in Betracht, und die Federn und die Flügel zielen wesentlich mit auf diese.

Die Auslegung, die der Redensart ἔπεα πτερόεντα über die bloss stylistische Bedeutung hinaus eine mythologische zu geben sucht, wird noch besonders bestätigt durch die zahlreichen Fälle, in denen das deutsche Mittelalter ebenso von fliegenden Worten, noch häufiger aber, auf Grund einer Anschauung gleich jener römischen der Fama, von einem Fliegen des Mæres, von dem Mære als einem Vogel spricht, und zwar mit solch einem Wechsel der mannigfaltigsten Wendungen, bei aller Kürze des Ausdruckes mit so lebendiger Sinnlichkeit und beinah durchgehends so ganz ohne Bezug auf die vogelähnliche Schnelle, mit Bezug nur auf die weite Verbreitung des Wortes und des Mæres, dass hier der mythische Anstoss vollends unzweifelhaft, die bloss stylistische Auffassung aber gar unmöglich wird. Es sind der Stellen so überaus viele[1]), dass ich mich gern auf eine Auswahl beschränke, welche theils durch Zufall, theils mit Absicht ist getroffen worden. Der älteste Beleg gehört bereits dem neunten Jahrhundert an; die Reihe der übrigen nimmt ihren Anfang da, wo überhaupt erst unsere Litteratur voller zu strömen anfängt, im zwölften Jahrhundert.

„Man sol gedenken an ein *wort*, daz was wîlent *vlücke*: durch liep sô sol man leit bewarn“ (ein Sprichwort) Frauenlobs Spruch 58, Z. 11. „In dem lande *vlouc* zehant niht wan daz eine *klagewort*“[2]) Gottfrieds v. Strassburg Tristan v. d. Hag. 5486 = Massm. 139, 8.

„Von *vlochworden*“ von Flugworten, von Hörensagen, in einer westfälischen Urkunde des 15. Jahrh.: Haltaus Glossarium Sp. 466.

„Ut — *fama*, malum, quo non velocius ullum[3]), de minima *meisa* super *aquilarum* magnitudinem excresceret, ut ne-

[Springen und Laufen des *mæres*: Mythol. S. 850 fg. „*ein gengez mære*: Iwein 3374.]

1) Eine Anzahl derselben schon in J. Grimms Mythol. S. 850 fg.

2) Vgl. die πτέρυγας ὀξυτόνων γόων bei Soph. Electra 234.

3) aus Virg. Aen. IV, 174.

quaquam jam celari potuisset" Monachi Sangallensis Gesta Karoli 1, 25. [Meise und Adler auch Lesеb. 1, 979, 15. Geier und Meise Hätzlerin 202b. Adler, Tauben, Meisen: Schleicher S. 202. *Kaum einer meisen vedern swære:* Hätzl. S. LXXV. — Das Gerücht war auf Adlersfittichen vor ihm hergeflogen: Musäus S. 644.]

„Daz *mære* dô *vedere gewan* von der frouen wol getân; wîten fuor ez ze gazzen" Wernhers Maria in Hoffmanns Fundgruben II, 187, 32.

„Vil schiere *vlouc* daz *mære,* daz dâ bî wære ein rîchez hûs, dâ gienge michil rouch ûz" Kaiserchronik 957. „Daz mære schiere vlouc ubir al heidensc volc" ebd. 8415. „Daz mære flouch dô wîten, daz der hêrre chomen solte" Wernh. Maria 159, 12. „Dô daz mære chom geflogen, daz Herôdes was betrogen von den kunigen drîen, vor leide began er schrîen" ebd. 207, 40. „Harde snel unde balt flouc ze Rôme dat mêre, wi deme dinge wêre" Pilatus 399. „Dô flouc daz mêre uber mere harte wîten in die lant" Herborts Liet von Troye 13704. „Dô flugen disiu mære von lande ze lant" Nibelungen 1362, 2. „Dô flugen disiu mære von schare baz ze schare" ebd. 1530, 1. [„ob diz mære iht verre flüge?" Wolfr. Willeh. 170, 20. „Sus flugen disiu mære von lande ze lande" j. Tit. 2720.] „Schier vlouc ein mære, erschollen von einem garzûne, daz ein turnei vor [1]) Jaschûne über drî tage solde sîn" Heinrichs von dem Türlîn Crône 3208. „Diu mære vlugen drâte von kneht ze ritter über al" ebd. 10357 [2]). „Schiere vlugen diu mære, wie" u. s. w. ebd. 10898. „Dur sîner (des Liumetes, der Fama) wende vensterlîn vil manic mære fliuget" Konrads v. Würzburg Trojan. Krieg 24707. „Wâ der arzt dâ wêre, von dem sô wîte mêre vlugen in dem lande" Passional 86, 9 Hahn. „Diu leidigiu mær flugen in dem hûs umb" Ottocars Oesterreichische Chronik 41 b. „Ze hove kom daz mær geflogen, daz" u. s. w. ebd. 121 b. In Vrîdankes Bescheidenheit 136, 3 das Sprichwort „Sô daz mære ie verrer vliuget, sô man ie mêr geliuget"; weiter ausgeführt im Renner Hugos von Trimberg 4471 „Sô fremdiu mære ie verrer fliegent, sô die liute ie mêr geliegent: wan daz

1) Die Handschriften haben *von.*
2) vgl. „Ditz vlouc vom ritter zuo dem kneht" ebd. 2826.

ein mensche nie gesach, und daz vil lîhte ouch nie geschach, daz *vidert* ez und machetz niuwe" [*fideren* Stalders Idiotikon 1, 368. B. Waldis Esop 3, 88, 56. Grimm, Wörterb. 3, 1627] und 18208 „Manc mære machet oft herzen swære, daz doch sô gar niht freislîch wære, der ez ze ôren bringen wolte mit der wârheit, als er solte, der ez[1]) mit slehten worten widerte und ez mit lügen etswâ niht viderte: wan sô diu mære ie verrer fliegent, sô die liute ie mêr geliegent. Ein bœse mære wirt gar schier *flücke:* ê dann man[2]) hin und her gezücke daz guot, sô wirt ez *vedern bar,* sô[3]) daz sîn nieman wirt gewar." Dazu ein lateinischer Spruch des 13. Jahrhunderts in Mones Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit VII, 506: „Fama boni lente volat invidia prohibente; fama plena malis volat pernicibus alis"[4]).

„Owî laidiu *nûmâre,* di nu *fligent* in die lant" Ruolandes liet 258, 33. „Dit hadden si sô langhe ghedaen ende der minnen sô langhe gheploghen, dattie niemâre was ghevloghen ende ment seide openbâre" Diderics van Assenede Floris 358.

Flugkmêre s. v. a. Gerücht in einer Sächsischen Staatsschrift des 15 Jahrh.: Haltaus Glossarium Sp. 466. Auch in Schmellers Bayerischem Wörterbuch II, 606 wird *daz flugmær* angeführt. [*flügrede* Agricola no. 183.]

Für mære das gleichbedeutende Wort *schal.* „Diser jæmriclîcher schal kom geflogen in die stat" Ottocars Oestr. Chronik 71 b[5]).

Gegenstände des Mæres als Subjecte des Fliegens. „Ihr *æhte flouc* in die lant" Kaiserchronik 6479. „Dô breitte sich des kunigis *æhtesal,* sie vlouc ubir al" ebd. 6405. „Jâ vlôc des bâbeses *ban* allenthalben in die kristenheit" ebd. 16868. „Dô was von Rôme ein starc *gebot* ûz gegangen und geflogen" Konrads v. Würzburg Silvester 857. „Iuwer *lop* ist *flücke* ûf erden alsô sêre, daz man siht iuwer *êre* alumbe und umbe *sweimen*" dessen Engelhard 694. „Des vlouc sîn lop über velt" Erzählung

1) Die Bamberger Ausgabe hat *ez* hinter *worten.*

2) Bamb. Ausg. *man ez.*

3) Bamb. Ausg. *so gar.*

4) „pernicibus alis" aus Virg. Aen. IV, 180.

5) Verschieden davon im Rolandsliede 215, 7 „der scal flouc in die lant": denn hier ist der Schall eines Hornes gemeint.

Volrats in Haupts Zeitschrift VI, 497. „Doch sô vlôg sîn *lûmunt* unde sîn *prîs* obir alle furstin in dûtschin landin" Leben des heil. Ludwig von Friedrich Ködiz 15, 15. „Sîn *name* an êren wîte vlouc" Passional 157, 20 Köpke. „Sîn name floug ûz verre" Leben der heil. Elisabeth in Graffs Diutiska I, 346. „*Spot* — *slîchet* umbe und umbe entwer von dem ze dem alsam ein *swal*" Winsbecke 27, 6. „Alsus vlouc Morgânes *tôt* mit maneger hande klage nôt, als obe er *vlücke* wære; er seite leidiu mære ûf die bürge und in daz lant" Gottfrieds Tristan 5481 = 139, 3. [*flück* berühmt: H. Sachs 2, 270.] „Der tôt des herzogen über al daz [1]) lant kam geflogen" Ottocar 590 a. [„Mein *Schall* floh überweit" P. Fleming in seinem letzten Sonett.]

Als letzter Beleg mögen noch einige Strophen aus einem Meistergesange dienen, der von Martin Schleich „wol in dess Speten Thon" gedichtet und im Jahr 1605 hier zu Basel ist gedruckt worden [2]): ein Beleg nicht ohne Werth, weil er uns das Fliegen des Mæres auf allersinnlichste und eigentlichste Art bewerkstelligt zeigt. Es muss dieses an den Namen des Albertus Magnus geknüpfte Abenteuer auch in England bekannt gewesen sein: Shakespeare in seinem Hamlet spielt einmal sichtlich darauf an [3]). Bereits neun Jünglinge, so erzählt das Lied, hat eine verbuhlte Königinn missbraucht und dann sie tödten lassen; das zehnte Opfer soll Albertus sein: aber er entgeht ihr.

„Er blickt sie an und thet mit worten sprechen, fraw königin nün jüngling will ich thun rechen, also lass ich mein red gehn euch bleiben, behüt euch Gott ich fahr dahin, in einen waldt staht mir mein sinn, darinn ich euwer vogler bin, als viel ich fach die will ich euch zuschicken [4]).

Der student schwang sich bald hindan, ihm sahen nach

---

1) Bei Pez zwischen *al* und *daz* noch *in*.

2) Offener Bogen von Joh. Schröter unter dem Titel „Die Falsche Königin. Wie sie neun schöner Jüngling mit jhrer falschen Bulschafft, vmb jhr Leben gebracht hat, etc." Ambr. Liederb. S. 322 fgg. Wunderh. 2, 245 fgg.

3) III, 4 „unpeg the basket on the house's top, let the birds fly." [vgl.: Buridan und die Königin von Frankreich, in Haupts Zeitschr. 2, 362 fgg. Murners Geuchmatt: Scheibles Kloster 8, 1065 fg.]

4) Lies *zuscheiben*.

vil weib und mann, er satzt sich inn des waldes plan, darinn fieng er viel vögel merckend eben.

Er satzt sich in dess waldes band, viel vögel flogen ihm zu hand, sie bleiben all ohn netz und bandt, als viel er fieng die liess er all bey leben.

Mit ihn schwang er sich hoch in die lüfften, mit seiner kunst thet er gross wunder stifften, auff einem thurn hoch liess er sich nieder, mit ihm die vögel manigfalt, die er da hat gefangen in dem waldt, sie bleiben all inn seinem gewalt, er band sie da und beschnit in ir gefieder.

Der student was von herzen fro, ieglichem vogel schreib er da, ein briefflein klein das sagt also, item die kœnigin ist ein mörderinne.

Die vögel blieben unzertrant, ieglichem in sein schnabel bant, ein brieflin klein gar unverwandt, er schuff sie hin wol von des thurnes zinne.

Wol für die königin theten sie sich neigen, auff die vögel ward man mit fingern zeigen, man hub ir etwan mengen auff bey der erde, man lass die zetel all zu hand, auff gieng ein offendliche schand, keiner dörffts thun zum ersten bekandt, man wolts nicht lassen kommen für die werde.

Man scheuchet hin die vogelschar, dess nam der student eben war, erst liess er andere fliegen dar, der königin gut gar eben für die augen.

Da was einer in sonderheit, balieret für die andere gemeyt, die königin het ab im ein frewd, sie greiff nach im er thet sich zu ihr nahen [1]).

Er flog ihr auff die hend mit klugem liste, den zedel felt er zwischen ihre brüste, sie greiff nach ihm der vogel was geschwinde, er flog gar schnelligklichen hin, zu seim meister stund ihm sein sinn, dann sie zerriss mit irem kinn, den zedel gut als wir nuhn klerlich finden.“

Und hiemit endlich wollen wir der langen Abhandlung ein Ende machen, jedoch nur indem wir den ganzen Chor der Vögel noch vernehmen, den Chor der Vögel des Aristophanes, wie auch dieser sich zum Schluss bereitet. Lassen wir aber, damit sein

1) Lies *taugen*.

Wort boni ominis sei, die Art des Mannes, den der hochzeitliche Jubelgesang begrüsst, ganz ausser Acht und halten uns als Grammatiker bloss an den gastlich-collegialischen Wortlaut seines Namens Pisthetairos. Wohlan denn!

Μεγάλαι, μεγάλαι κατέχουσι τύχαι
γένος ὀρνίθων
διὰ τόνδε τὸν ἄνδρ᾽. ἀλλ᾽ ὑμεναίοις
καὶ νυμφιδίοισι δέχεσθ᾽ ᾠδαῖς
αὐτὸν καὶ τὴν Βασίλειαν.

Die Umdeutschung fremder Wörter.

(Zuerst als Programm zu der Promotionsfeier des Pädagogiums in Basel 1861, 53 Seiten in 4°. in zweiter verbesserter Ausgabe 1863, 62 Seiten in 4°.)

Die Germanischen Völker sind in Zeit und Raum Nachfolger der Römer, Nachbarn der Romanen. Ihre Neigung aber sich allem Fremden zu erschliessen und noch mehr die Art, in welcher sie all das Fremde sich aneignen, hat sie aus Nachfolgern zu Erben werden lassen und sie, die vordem in den äussersten Umkreisen gestanden, hoch auf den Mittelpunkt der neueren Geschichte hingestellt: noch immer ist Deutschland das schlagende Herz Europas, das von überall her Leben empfängt und überall hin Leben spendet, wo nicht in anderen Dingen, doch in Dingen des Geistes.

Die Einflüsse, die von Rom, dann von der Romanischen Welt aus den Germanen berührten, und die er nicht zurückweisen konnte ohne zugleich jegliche Bildung stumpf zurückzuweisen (denn auf ihrer Strömung kam ihm der christliche Glaube, kamen Wissenschaft und Kunst und Ritterthum und sonst noch wie viele und reiche Veredlung und Ausschmückung des Lebens), sie hätten doch nicht so befruchtend und erhebend zu wirken vermocht, wenn nicht bis tief in das Mittelalter herab der Deutsche Geist es verstanden hätte das von aussen ihm gebotene alsobald selbständig fortzubilden, zu entwickeln, zu vollenden, das Undeutsche allmälich in ein Deutsches umzugestalten. Beispiele giebt, um nur in naheliegende Gebiete den Blick zu werfen, die Geschichte unserer alten Baukunst in den Fortschritten von den Basiliken Roms bis zum Dom von Köln, die

der Verskunst in dem Gange des Strophenbaues von der einfach kirchlichen Form, die Otfried nachahmt, bis zu den Ueberkünstelungen der Meistersänger, und in der Umdeutschung antiker Maasse durch Sylbenzählung und Reim, die noch dem sechzehnten Jahrhundert natürlich schien: eines der augenfälligsten, freilich uns jetzt störend, ist die Naivität, womit Malerei und Poesie sich über alles geschichtliche Costüm hinwegsetzten, Alexander und Cäsar und Jesum Christum ganz den Helden und Königen der eigenen Zeit und ihrer Romane gleich und die Göttinn der Liebe zu einer Frau Minne machten.

Seitdem sich aber diesem unablässigen Fortleben und Fortwachsen die Renaissance mit plötzlicher Hemmung in den Weg gestellt, von dieser in Wissenschaft und Kunst und allem Leben entscheidenden Wendung an die ganze nachmittelalterliche Zeit hindurch verhält sich der deutsche Geist nicht mehr so schöpferisch gegen das Vorzeitliche und Fremde: an die Stelle selbstthätiger Aneignung ist die Nachahmung getreten, die sich des Selbst und seiner Thätigkeit möglichst entäussert, die mit gewissenhafter Objectivität in fremde Form, fremde Anschauung, ja, sogar hier auf die Fortentwickelung verzichtend, zurück in die eigene Vorzeit wie in ein Fremdes sich versetzt. Die Kunst, die dichtende wie die bildende, ist gelehrt geworden: die Gelehrsamkeit aber in ihrer Entfremdung von der Kirche steht ausserhalb des Volkes und wirkt auf dessen organische Lebensentwickelung öfter störend und verfälschend als fördernd ein.

Dieser Gang und Stand der Dinge tritt uns namentlich auch da und besonders klar entgegen, wo die Geschichte unserer Sprache, dieser Hauptausschnitt unsrer Volksgeschichte, die Beziehungen zwischen Deutschland und Ausland, zwischen Gegenwart und Vorzeit darzustellen hat.

Indem ich somit von dem sprachlichen Verhalten gegenüber der Fremde handeln will, denke ich nicht sowohl an das, was die Stylistik Barbarismus nennt, nicht an jene ganz mechanisch äusserliche Sprachenmischung, die zum Schaden der Latinität unsre ältesten Rechtsaufzeichnungen durch den Gebrauch deutscher Wörter mitten im Latein verschuldet haben, dann noch anhaltender und mannigfacher zum Schaden der Deutschheit die Gelehrsamkeit des zehnten, des elften, des sechzehnten, des siebzehnten Jahrhunderts durch lateinische, die höfische

Schönthuerei des dreizehnten und des siebzehnten durch welsche Wörter in sonst doch deutscher Rede. Denn alles das sammt der halb bewussten, halb unbewussten Ironisierung, welche die Lieder aus abwechselnd lateinischen und deutschen Versen und die s. g. macaronischen Gedichte dagegen wandten, alles das war eben nur Sache des Stiles, nicht der Sprache selbst. Zwar kann sogar innerhalb dieses Ungeschmackes das Verfahren des Mittelalters als ein noch gesunderes deutscheres und das der späteren Zeit als ein pedantisch gänzlich undeutsches unterschieden werden, wenn z. B. um das Jahr 1000 Sanctgallische Schriftsteller die lateinischen Worte, die sie einmischen, in dem Geschlecht der entsprechenden deutschen verstehn und demgemäss construieren, dagegen Schriftsteller des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts um der lateinischen Worte willen auch die damit verbundenen deutschen sich lateinisch denken, wenn also jene *dero numero* und *demo plebe* sagen, weil *zala* weiblich, *liut* männlich ist, diese dagegen *ohne Christo, bei Cannas,* weil *ohne* auf Lateinisch *sine*, *bei apud* heisst. Aber den Kern des Sprachlebens und damit das Leben des Volkes berühren solche Aussendinge nicht: sie hängen sich an, sie fallen ab mit den wechselnden Zuständen der Litteratur und der Gesellschaft. Was ihn berührt, ist die wirkliche und eigentliche Aufnahme fremder Wörter in den Kreis der deutschen, die Verpflanzung solcher in deutschen Boden, die Einverleibung in den deutschen Sprachorganismus. Allerdings jedoch stehn, wie wir gleich gewahren werden, jene Barbarismen der Litteratur und diese Aneignungen der Sprache jedesmal in einem sehr natürlichen Zusammenhange.

Die Wanderung durch Finnisches Gebiet, dann die Niederlassung mitteninne zwischen Celten und Slaven hat schon in den frühesten und theilweis noch in späteren Zeiten die Sprachen dieser Völker auf die der Germanen einwirken lassen, doch überall nur mit Abgabe weniger einzelner Wörter wie die der finnischen *kulta* Gold und *miekka* Schwert, die nun auf Gothisch *gulth* und *mêki* lauten[1]), der slavischen *knut* Knute und *smokra*

1) Ueber noch andre vgl. J. Grimm in Höfers Zeitschrift für d. Wissenschaft d. Sprache I, 19 fgg. und den Ulfilas von Gabelentz u. Löbe II, 2, 4. [Deutsches aus dem Lappischen: Dietrich in Haupts Zeitschr. Bd. 7, 177 fgg.]

Feige, auf Gothisch *hnuthô* und *smakka*[1]), der litthauischen *pats* Herr und *stiklas*, slavisch *stklo* Glas, auf Gothisch *fath* und *stikl* Becher[2]), des celtischen *ambactus* Diener und *brace* Malzgetreide, auf Gothisch *andbaht*, auf Althochdeutsch *ampaht* und *priuwan* brauen. Denn es waren das zum Theil nicht einmal Culturvölker, und jedesfalls kam diejenige Cultur, der das Gemüth der Germanen sich ahnungsvoll entgegensehnte, von ihrer keinem. Ich meine die Bildung durch das Christenthum, dem man das eine Verdienst doch lassen wird, dass es unsre Väter mit dem Lateinischen und Griechischen näher vertraut und mit einem besseren Anbau des Bodens und mancherlei Gewerben bekannt gemacht hat.

Der ruhig dauernde Bezug, in welchen der neue Glaube die germanischen Völker zu den Völkern des Südens und Westens brachte, öffnete sofort auch ihre Sprache einer breiten, tiefen, nachhaltigen, bis auf den heutigen Tag noch andauernden Einwirkung der Sprachen jener, der lateinischen, die zumal noch in den Büchern und den Schulen lebte, der romanischen, die für das Leben ausserhalb an den Platz der lateinischen rückte, der griechischen, soweit deren Einwirkung durch das Latein vermittelt ward: denn unmittelbar ist das alte Griechisch kaum an irgend ein nachrömisches Volk Europas gelangt, kaum selbst an die Gothen trotz ihrer Bibelübersetzung aus griechischen Texten, und unsre Philologen thun ein Unrecht, wenn sie z. B. in der Aussprache und Schreibung griechischer Namen bemüht sind die alten Spuren jenes geschichtlichen Ganges auszuwischen.

Ein breiter, tiefer, nachhaltiger Einfluss: denn im Geleit und in weiterer Nachfolge der Bekehrung, im Verlaufe des Mittelalters und noch der späteren Zeit trat eine je und je noch wachsende Fülle neuer fremder Begriffe und damit auch neuer fremder Worte in den Bereich des deutschen Lebens ein, Worte der Kirche, der Kunst, der Wissenschaft, des Bodenbaues, des

1) Vgl. J. Grimm in der Vorrede zu Wuks Stephanowitsch Serbischer Grammatik S. II; Schaffariks Slaw. Alterthümer I, 429; Ulfilas II, 1. IX. Später im Mittelalter, als deutsche Anpflanzungen neu gegen Osten drangen, ward auch die Sprache diesem und jenem slavischen Wort aufs neue geöffnet, und man vertauschte z. B. dort zuerst das deutsche *marke* gegen *grenize*, auf Polnisch *granica*.

2) [vgl. jedoch über *stikl* Dietrich in Pfeiffers Germania 11, 208.]

Gewerbes, des Handels, des Kriegswesens; und war auch ein Begriff nicht völlig neu, so empfieng und lernte man doch jetzt die Sache in einer vordem nicht so gekannten Vollkommenheit und durfte deshalb wohl neben das gothische *lêki,* althochdeutsch *lâchi* und allgemach an dessen Stelle das griechisch-lateinische *arzât* d. h. *archiater* stellen, neben goth. *vreitan* althochd. *rîzan* nun *scribere scrîpan,* neben *trota* nun auch *calcatorium calcatûrâ* Kelter und *pressa* und *torcular torkul.* Oder war auch der Begriff ein altgewohnter, so schmeichelte sich doch das Wort durch seine Neuheit, durch den ungewohnten Klang und Wohlklang ein, und namentlich gerieth in das Deutsche derer, denen der häufige Gebrauch einer fremden Sprache Beruf oder Liebhaberei war, von da her manch ein unnützes Fremdwort und gerieth durch ihr Beispiel auch noch weiter. Und all diese Einführungen hielten Schritt mit dem vorher schon bezeichneten Stufengang des s. g. Barbarismus: denn im früheren Mittelalter war es die Kirche und ihre lateinische Bildung, im späteren das französisch gestaltete Ritterwesen, in der neueren Zeit Pedanterei und Hofdienst neben einander, was mit Lateinischem, mit Französischem, mit Lateinischem und Französischem unser Deutsch zugleich verderben und bereichern sollte.

Und dabei ist es nicht so gar selten geschehen, dass man zumal dem Französischen Wörter entnahm, die früher in diese Sprache aus dem Deutschen selbst gekommen waren, dass man unbewusst eigenes Gut von Fremden wiederborgte. Beispiele der Art französ. und neuhochd. *Balcon* vom althochd. *balcho* Balken; mittelhochd. *baniere banner,* franz. *bannière* von *band* (den Langobarden s. v. a. Fahne); *Bresche,* fr. *breche,* altd. *brechâ;* mhd. *briu* Weib, fr. *bru,* ahd. *brût; bosch busch,* ital. *bosco,* ahd. *bûwisc* Bauholz, Holz, von *bûwan* (J. Grimm über Diphthonge S. 12); *Furrier,* fr. *fourrier* von *feurre,* ahd. *fuotar* Futter; *hantieren,* fr. *hanter,* altnord. *heimta* heimfordern, heimbringen (Diez Wörterb. II, 328); *Hellebarde,* mhd. *hallenbarte,* fr. *hallebarde,* mhd. *helmbarte* Helme zerhauendes Beil; *Lotto* und *Loterie,* goth. *hlaut,* ahd. *hlôz* und *hluz* Loos; *Marschall,* fr. *maréchal,* ahd. *marahscalch* Pferdeknecht; *Rang,* ahd. *hring* Kreis; mhd. *schêneschlant* und mit Bezug auf *schalten sêneschalt,* fr. *sénéchal,* ahd. *siniscalch* Altknecht; *Schmalte,* fr. *smalte,* ital. *smalto,* ahd. *smelzan; Spion,* ital. *spione,* fr. *espion,* ahd. *spehôn*

spähen; *Suppe,* fr. *soupe,* altn. *sup* Brühe, von *sûpa* saufen; mhd. *tanz,* it. *danza,* fr. *danse,* ahd. *dansôn* ziehen; mhd. *tartsche,* fr. *targe,* ahd. *zargâ* Rand; ahd. *tascâ* Tasche, fr. *tasque tache,* ahd. *zascôn* an sich nehmen; mhd. *walap,* fr. u. nhd. *Galop,* ahd. *gâhlouf* Schnelllauf?

Auf ganz eigenthümliche Art aber hat das dreizehnte und hat wieder das sechzehnte Jahrhundert die Bereicherung durch fremdes Gut getrieben, indem jenes zu der Uebertragung französischer, diess zu der Uebertragung lateinischer Bildungsweisen auf deutsche Worte den ersten Ton anschlug, Töne die beide heut noch fortklingen, jenes mit Ausdrücken wie *jegerîe* und *wandelieren,* dieses z. B. mit den lateinischen Endungen deutscher Namen, so dass noch wir jetzt *Frobén* und *Reuchlín* und *luthérisch* sprechen, weil man vormals *Frobenius* und *Reuchlinus* und *Lutherus* gesprochen hat. Ich weiss nicht, ob dergleichen Mischung deutschen Beginns und fremden Schlusses stets mit Bewusstsein und Absicht ist geübt worden: dafür sind die Fälle beinah zu zahlreich und hat die ganze Unart sich auch zu weit und zu mannigfaltig gerade in der niederen Rede ausgebreitet; wenn jener Prediger von einem treuen Bekenner des *Christenthi* sprach, so war wenigstens er sich keines Unterschiedes mehr zwischen Deutschem und Lateinischem bewusst.

Auf dem deutschen Standpunkt der Betrachtung, auf Seiten des Volkes hat ein Bewusstsein, das in diesen Dingen unterschieden hätte, jedesfalls Jahrhunderte lang gemangelt. Vom Gothischen an das Mittelalter hindurch und noch jetzt in der halbmittelalterlichen Sprache des gemeinen Mannes gilt gegenüber den fremden Worten jenes Verhalten, das ich mir erlaube Umdeutschung zu nennen: das heisst, es werden die fremden Worte in Vocalen und Consonanten eben den Gesetzen fortschreitender Entwickelung unterworfen, die für deutsche bestehn; sie werden betont wie deutsche, werden mit deutscher Flexion, deutscher Ableitung bekleidet, werden durch Zusammensetzung mit deutschen Synonymen verständlicher gemacht, werden endlich durch bald leisere, bald stärkere Aenderung ihrer Gestalt in den Anklang an wirklich deutsche Wurzeln und in deutsche Begriffsanschaulichkeit hereingezogen: zum Theil das die gleichen Wege, welche die Sprache einschlägt um auch ältere deutsche Worte, deren Sinn unkenntlich geworden ist, wieder aufzu-

frischen. Wie da z. B. Luthers *Sindflut* ganz treffend sich in *Sündflut*[1]) umgeformt und *Mal* sich neu verdeutlicht hat durch die Zusammensetzung *Malzeichen*, so verdeutlicht sich im Munde der Thüringer das französische *lavoir* durch die Zusammensetzung *Waschlavôr* und das griechisch-lateinische *margarita* formt sich althochdeutsch in *marikreoz*, angelsächsisch in *meregreót* d. i. Meerkies um.

Derartige Erneuerung alter und Aneignung fremder Worte, beides ist auch anderen Sprachen wohl bekannt: z. B. jene, wenn auf Lateinisch die Schläfe *tempora* heisst, während das Wort ursprünglich eine Zusammensetzung aus einem Adjectivum wie *tenuis* und einem Subst. wie griech. παρειά muss gewesen sein (vgl. den althochdeutschen Namen *duniwangi*), und wenn im Altfranzösischen und Spanischen aus *lusciniola roisignor* und *ruisennor* hervorgeht; diese, wenn die italiänischen Umbildungen *inchiostro* und *schiavino* dem griechischen ἔγκαυστον einen Bezug auf *chiostro* Kloster, dem deutsch-lateinischen *scabinus* auf *schiavo* Slave, Sclave geben; wenn das Lateinische gleichartig mit den Worten *pictura* und *sculptura* auch ein *architectura* von ἀρχιτέκτων bildet, aus ὀρείχαλκος *aurichalcum* und im Mittelalter aus *pascha pascua* macht; wenn ebenso der Grieche das hebräische *Jeruschalajim* als Ἱεροσόλυμα, das *Sanhedrin* als συνέδριον und *Scipio* als Σκηπίων sich zurechtlegt.

Aber der neueren Zeit und trotz so classischen Beispielen gerade den Gelehrten derselben ist solch ein fortarbeitender Lebenstrieb der Sprache nur ein Aergerniss: unser Schriftdeutsch, wo es selber frisch aus der Fremde entlehnt, ändert an dem Entlehnten bei Leibe nichts, und der Umdeutschungen, die von Alters her auf uns gekommen sind, sucht es wo möglich wieder los zu werden, sucht wo möglich im Laut, im Ton, zum mindesten doch in der Schreibung die fremde Urform wieder herzustellen. Wie es indess jenen Pedanten geht, die mit halbangeflogener Kenntniss des Altdeutschen unser Neudeutsch meistern, die uns wieder eine *Sindflut* aufdrängen wollen und dabei übersehn, dass auch dieses noch nicht die echte rechte Form ist, sondern *Sinflut* (*sin* s. v. a. überall oder immer), nicht anders den gelehrten Gegnern der Umdeutschung: es ist meistens doch nur Stück-

1) Sogar in *Sündflusz;* vergl. den Titel oben S. 57, Anmerkung 131.

werk, was sie uns liefern und geliefert haben. Allerdings stehen *Dom* und *Grieche* und *Märtyrer* und *Papst* in Laut oder Buchstaben wieder näher bei *domus* und *Græcus* und μάρτυρ und *papa* oder πάπας, als die älteren Formen *Thum* und *Kriech* und *Märterer* und die andre Schreibung *Pabst* denselben stehen: aber immer noch ist *Dom* ein Masculinum und hat *Grieche* ein unlateinisches *iech*, hat *Papst* einen ungriechischen Ausgang und *Märtyrer* ausserdem noch einen Umlaut, der ungriechisch ist. Es dünkt dem Pedanten ein Grosses, wenn er ausfindig macht, man dürfe nicht *Aráber* betonen, weil es ja auf Lateinisch *'Arabs 'Arabis* heisse: von Hunderten ganz gleichartiger Fälle und neben all den andern, welche diesem zunächst liegen, sticht er sich den einen allein heraus und betont *'Araber* und betont dennoch *arábisch* und nennt sich selbst auch nicht *Philóloge*.

Es soll mich freuen, wenn der bisher vorgetragenen oder besserer Gründe wegen die Umdeutschung fremder Wörter auch Anderen als ein Gegenstand erscheint, der sowohl für die Geschichte der Sprache selbst als durch seinen parallelen Bezug auf die Culturgeschichte von Bedeutung sei. Die nachfolgenden Blätter werden eine Erörterung desselben versuchen, oder vielmehr nur den Entwurf einer Erörterung: denn die Fülle des Stoffes nöthigt mich die Schranken enger, als ich eigentlich sollte, zu ziehen und die Belege allein aus dem gothischen und unsrem hochdeutschen Gebiete zu entnehmen, nöthigt mich auch zu einer oft mehr als lexicographischen Kürze und Dürre der Darstellung. Der Polemik aber, die wiederholendlich in aller Weitläuftigkeit Anlass fände, würde ich auch unter anderen Umständen mich enthalten.

I. Die Consonanten.

Als unsere Sprache von der Stufe des Germanisch-Gothischen, einem Standpunkt, auf welchem die sächsischen und die scandinavischen Sprachen sich heute noch befinden, zuerst in das Hochdeutsch übergieng, wurden die stummen Consonanten dem Gesetze nach in der Art umgeändert, dass für die Tenuis eines Organs dessen Aspirata, für die Aspirata die Media, für die Media die Tenuis eintrat: das goth. *slêpan* lautete nun *slâfan*,

timan zeman, kuni chunni, af aba, thaurnus dorn, ahana agana, blôma pluomo, dail teil, liugan liukan. So im Allgemeinen: die Abweichungen davon, die es in Einzelheiten giebt, werden zum grösseren Theile gleich auf den nächsten Blättern berührt werden.

Diese durchgreifende Wendung hat sich im Verlauf des siebenten Jahrhunderts entwickelt. Gregor von Tours († 594) schreibt noch Hist. Franc. IX, 36 und X, 16 *Strataburgum Strateburgum* mit *t*, mit *b*, mit *g*, eben wie die Provinzenverzeichnisse bei Bouquet II, 2 u. 9 *Strateburgo;* die Wessobrunner Glossen des achten zeigen bereits *Strazpuruc*, also *z* und *p* und *c:* mitten inne im siebenten bei dem Geographen von Ravenna 231, 7 u. 232, 2 hat *Stratisburgo* noch die vorhochdeutschen Laute, und das *z* in *Brezecha* Breisach und *Bazela* 231, 9. 10 ist noch das säuselnd weiche der Gothen, die Vermittelung zwischen *s* und *r;* aber schon auch aspiriert derselbe 232, 5 *Taberna* in *Ziaberna*, 232, 11 *Turicum* in *Ziurichi*, 231, 6 *Porta* in *Porza*[1]).

Es besitzt aber unsere Sprache durch Urverwandtschaft zahlreiche Worte gemein mit der griechischen und lateinischen, und diese machen den Parallelismus der Lautverschiebung voll, indem sie derselben noch eine Stufe mehr hinzufügen. Der pelasgischen Tenuis solcher steht im Gothischen u. s. f. die Aspirata, im Althochdeutschen mithin die Media gegenüber, der Media die Tenuis und die Aspirata, der Aspirata die Media und die Tenuis: z. B. *tacere*, goth. *thahan*, althochd. *dagên; tribus*, g. *thaurp*, ahd. *dorf;* τέγος, *tego*, altnord. *thak*, ahd. *dach; dens dentis*, ὀδούς ὀδόντος, g. *tunthus*, ahd. *zand;* τρέχειν ἔθρεξα, *trahere*, g. *dragan*, ahd. *trakan; betere*, βατόν, angelsächs. *pad*,

1) Die Schreibungen *Ziaberna* und *Ziurichi* weisen darauf hin, dass auch im Anlaut der Uebergang des *T* in *Z* von der Beimischung des Vocales sei begleitet gewesen, der inlautend im lat. *lectio*, im deutschen *satjan sazjan setzen, skapjan scafjan schepfen, vakjan wachjan wecken* die schärfende und verhärtende Wirkung übte: das griechische Z geht anlautend wie inlautend aus δι hervor: ζα- aus δια-, πεζός aus πέδιος, in der späteren Latinität *zabulus* aus διάβολος, *zeta* aus δίαιτα. Und so ist wohl auch das althochd. *zatarra* meretrix aus *theatrica*, zu dessen Glossierung es einmal dient, entstanden.

ahd. *phad;* φηγός, *fagus,* g. *bôka,* ahd. *puocha;* φράτωρ, *frater,* g. *brôthar,* ahd. *pruodar; hædus,* g. *gaitei,* ahd. *keiz.*

So bei Worten, die der deutschen Sprache aus dem gleichen Urquell mit den beiden pelasgischen zugeflossen sind: nicht so bei denen, die sie erst später aus letzteren entlehnt hat. Hier hält das Gothische, hält das alte Hochdeutsch grundsätzlich wie das neuere den fremden Laut, der ihm vorliegt, fest, und die Tenuis z. B. geht nicht in die Aspirata noch die Media über, sie bleibt. Abgewichen davon wird nur, wo die Sprache zur Abweichung nöthigt. Das Gothische besass wohl auch ein ϑ, aber kein φ, kein χ: es vertauschte gleich der niederen und der alten Latinität jenes gegen *f,* diess gegen *k* oder einfach *h: praufêtus, drakma,* ὀρυχή *aurahjô.* Es besass kein *z* mit dem harten Laute wie *ts:* wo in lateinischen Worten *c* und *t* diesen Zischlaut hatten (und sie hatten unter denselben Umständen wie später ihn schon damals), da ward er entweder in *ts* aufgelöst, *cautio* in *kavtsjô,* oder noch lieber folgte man bloss dem Buchstaben und sprach und schrieb wie die Griechen auch vor *e* und *i* ein *k,* auch vor *j* ein *t:* also *acetum akeit, uncia unkja, lectio laiktjô.* Unnöthig, da *g* dem Gothischen nicht fehlte, scheint die Aenderung von Γραικός *Græcus* in *Krêk,* von μαργαρίτης in *markreitus:* hier mag sich *g* nur auf Anlass des folgenden *c* und *t* verhärtet haben: der Gothe liebte und übte die Assimilation in mannigfachster Art: machte er doch selbst aus ἀλάβαστρος *alabalstraun,* aus Ἀρταξέρξης *Artarksairksus.* Sonst dagegen bleiben die griechisch-lateinischen Consonanten, bleiben *p* und *f* und *b, t* und *th* und *d,* und *c* und *g* unangetastet, und es heisst wie *pondus, fascia, cubitus,* σάββατον, ϑυμίαμα, διάβολος, *carcer,* ἄγγελος so nun auch im Gothischen *pund, faskja, kubitus, sabbatus, thymiama, diabulus, karkara, aggilus.*

Gleiches Verfahren im Hochdeutschen, wo zuerst diess ein fremdes Wort in sich aufnahm: also *gradus* wiederum *grâd, capitale capital,* und da nun auch das Deutsche den *Z*-Laut hatte, *lectio leczâ, cella zella, merx mercis merz.* Nur ward im Althochdeutschen *ca* u. dgl. noch lieber gegen *cha,* das Gegenbild auch des gothischen *ka,* vertauscht: *k* stand im Hochdeutschen selbst nicht fest genug: es wechselte, wie es auf ein gothisches *g* gefolgt war, auch jetzt noch gern mit diesem Consonanten ab, *kankan* z. B. mit *gangan:* also *capella chappella,*

crux crucis chrúzi. *Z* aber war die Aspiration von *t*, ein eigenes *th* daneben kannte die deutsche Zunge nicht mehr, im Griechisch-Lateinischen selber fasste man jetzt *th* als ein blosses *t* auf,. für *strutio* d. i. *struthio* schrieb man sogar *strucio:* auf Deutsch also wiederum *strûz.*

Waren jedoch die fremden Worte schon in der vorhochdeutschen Zeit, schon auf der Stufe des Gothischen in die Sprache herübergenommen, dann wurden sie auch im Hochdeutschen ganz so behandelt, als ob sie überliefert deutsche wären, und unterlagen derselben Lautverschiebung: weil bereits der Gothe aus πάπας sein *papa,* aus *vidua viduvô* gemacht, machte man nun wieder hieraus *phaffo* und *wituwâ,* wie aus den schon ursprünglich deutschen *hlaupan* und *dauhtar hloufan* und *tohtar.* Hiemit denn endlich war die volle Aneignung und Umdeutschung des Fremden eingetreten, und verschont davon blieben höchstens die Personennamen, deren Urform in beständiger Gegenwart vor Augen lag.

Es möge nunmehr ein Verzeichniss von Beispielen für diess zwiefache Verhalten zusammengestellt werden, mit der Bevorzugung der althochdeutschen Worte und Formen vor den mittel- und neuhochdeutschen, die sich gebührt. Ich beginne bei den Lippenlauten und hier wie überall mit denjenigen Fällen, wo das griechische oder lateinische Wort bereits im Gothischen vorkommt und deshalb, wenn es in das Hochdeutsch übertritt, seine Gestalt verändert.

Lippenlaute.

Griechisch lateinisch gothisch *P* wird auf Hochdeutsch im Anlaut *ph* d. h. *pf,* ebenso hinter Consonanten, hinter Vocalen dagegen in der Regel einfach *f:* derselbe Wechsel des verdickten und des reineren Lautes, dem wir wiederum bei *z* und bei *ch* begegnen werden. *Kapillôn* von *capillare* s. v. a. κείρειν hat nur das Gothische; auch hochdeutsch geworden sind zunächst πάπας *papa phaffo, pondus pund phunt, caupo kaupôn choufôn* und σίναπι *sinap senaf.* Nur im Hochdeutschen nachweisbar, aber, wie die Form uns zeigt, schon früher entlehnt (ich übergehe all die vielen Beispiele, die weiterhin noch sonst ihre Anführung fordern) *pactum phaht* Gesetz nebst dem bloss mittel- und neuhochd. Zeitwort *pfehten pfechten* visieren, *palus phal*

persicum phersich, pipare mittellat. *pipa phifâ, pipita* aus *pituita* (Diez Wörterb. I, 323) *phiphiz, pilum phîl,* πέμπτη mhd. *phinztac* Donnerstag, *pistor phister, planta phlanzâ, porticus phorzich, postis phost, propago phrofa* Pfropfreis, *capsa chafsa, campus champh, cuppa choph* Becher, *cuprum chuphar;* in *apium epphi* ist das regelmässige *f* nur durch das *i* so verhärtet. Bekanntlich aber giebt und gab es Mundarten, die *pf* überall in *f* zu vereinfachen lieben, und so erscheinen denn die meisten dieser Worte auch in solcher Umgestaltung und *pressa fressa* Druck, mittellat. *punga fung* Beutel allein so: gothisch hiess es *pugg.* Wenn aber aus *piscina* der Ortsname *Fischine,* aus *piscatio fischenze* wird, so ist damit das fremde Wort *piscis* geradezu in das nahliegende deutsche übertragen. Wieder andere Mundarten halten überall und so auch hier das gothische *p* fest ohne bis zum *ph* fortzuschreiten: Otfried sagt z. B. *porzih* wie *pad;* neben *cuppa chuppha* Mütze tritt *chuppa,* neben *pluma pflûmfedera* auch *plumatium plûmaz* Federkissen auf, neben *porrum phorro* auch *porro,* neben *plaga plâga* erst im Mittelhochd. und seltener *pflâge; phaht* ist im Neuhochdeutschen gegen *Pacht, phiphiz* gegen *Pips* aufgegeben. Zu unterscheiden von solchen mundartlich begründeten oder durch mundartliches Beispiel veranlassten Nebenformen sind nun diejenigen Fälle, in denen sich niemals *ph,* stets nur *p* zeigt: das sind dann Worte, deren Entlehnung nicht über die hochdeutsche Stufe zurückgeht, wie *pes pedis peda,* wie *prôsâ, capital, chappella,* oder die, wenn auch schon früher entlehnt, doch wieder in Vergessenheit gerathen waren, wie *purpura* goth. *paurpura* ahd. *purpurâ, scorpio* goth. *skaurpjô* ahd. *scorpjo scorpo,* προφήτης g. *praufêtus* und erst im Mittelhochdeutschen wieder (vorher hatte man *wîzago* gesagt) *prophête.* Hauptmerkmal dessen, dass solche Worte jetzt erst aufgenommen worden, ist das in ihnen wie in rein deutschen ganz gewöhnliche Schwanken des Anlautes zwischen *p* und *b,* zwischen dem streng althochdeutschen Consonanten und dem, der im Gothischen ihm vorangegangen war und wieder auch im Mittelhochdeutschen folgen sollte. Also *populus pappula* und *bapilla* Stockrose, *paradisus paradîs* und mhd. auch *baradîs, pix pech* und *bech, pirula* roman. *perla* (Diez Wörterb. I, 313) *peralâ* und *beralâ, pinus* mhd. *pîneboum* und *bîneboum, pirum pirâ* und *birâ, pollis* mhd. *polle* und ahd. *bolla, portus port*

mhd. *porte* und *borte, pumex pumiz* und mhd. *bimz.* Und endlich. Mehrere Wörter mit *p* sind schon auf der gothischen Stufe in unsere Sprache eingetreten und haben dann auf der hochdeutschen statt des *p* ein *ph* oder *f* erhalten und sind noch einmal eingetreten auf der hochdeutschen und haben da den Consonanten etwa nur gegen *b* vertauscht: παροικία *parochia pharra* und *parrechære* Pfarrangehöriger; πέταλον *petalum fedelgold* und *pedalâ bedelâ; pinna zitarphin ziterfin* und *zidarpin* Plectrum; *pœna pîna bîna* mit dem Zeitworte *phînôn* und *pînôn bînôn; patrinus,* mhd. *pfetter* und *bate pate; (phressa) fressa* und das Zeitw. *pressôn bressôn; puteus phuzzi fuzze* und *puzza buzza;* πλατύς πλατεῖα *platea,* franz. *plat,* goth. *platja* oder *plati* Strasse, ahd. *flaz* und mhd. *plat blat* flach, *flazzi* geebneter Boden und *plattâ blattâ* Platte; *capa gaphâ caffâ* und *chappa; capo cappho* und *chappo.* Die Möglichkeit solch einer zweimaligen Einführung und des Nebeneinanderbestehens zwiefacher Formen wird bestätigt, wenn wir zu *flazzi* noch unser *Platz* kommen sehen, vom franz. *place* d. h. wiederum *platea,* oder zum ahd. *phalanza falanza palinza* von *palatium* das mhd. *palas* von *palais.* Dass aber *pepo (phebeno) Pfeben* bloss das erste *p* verschiebt, wird Sache des Wohllautes sein wie in *phepis,* einer Nebenform zu *phiphiz;* ausserdem auch hier die Festhaltung beider *p* in *pepano bebeno.*

Griechisch lateinisch gothisch *F: faskja, praufêtus.* Statt der Media *b,* die im Althochdeutschen hierauf folgen sollte, zeigt dasselbe in eignen und ebenso in fremden Worten als Inlaut meist nur ein erweichtes *f,* ein *v,* als An- und Auslaut dagegen unverändert *f*[1]): *fâska* oder *fâski, falco falcho, fœniculum fênachal, filiolus fillôl, cærefolium chervola, graphio krâvjo* Graf, *Stephanus* mhd. *Steven.* Verleitet aber durch jene mundartliche Vereinfachung des *ph* in *f,* springt zuweilen von dieser Seite her *f* in *ph* hinüber: *ad Fines* giebt den Ortsnamen

1) Notker und seine Schule brauchen *v* neben *f* auch im Beginn der Worte, aber nicht wie die mittelhochdeutschen Schreiber nur als andre Bezeichnung des *F*-Lautes: *f* und *v* sind ihnen ebenso verschieden wie *ph* und seine Schwächung *f,* wie *p* und *b, t* und *d, k* und *g:* der härtere Laut steht hinter Interpunctionen und vollen Consonanten, der weichere hinter Vocalen und Liquiden.

Pfîn; es heisst auch *phênichal, cophinus chovina chofina* und *chophenna,* mhd. auch *philôl*[1]) und *pfî pfiu pfuch pfech* neben *fî fiu* franz. *fi* lat. *phy phui* gr. φεῦ, *phîn* neben *fîn* fr. *fin* (lat. *finis, finitus*), *phasant* neben *vasant fasân* lat. *phasianus, phlûm* neben *flûme* lat. *flumen.* Ebenso kommt unser *Fœn,* lat. *Favonius,* althochdeutsch als *Phônno* vor, und *opharôn* von *offerre* ist gebräuchlicher als *offarôn.*

Griechisch lateinisch gothisch *B: cumbere kumbjan, cubitus kubitus,* σάβανον *saban.* Wenn aber aus βαίτη der Gothe nicht *baita,* sondern *paida* macht und sofort der Hochdeutsche *pheit* d. i. Rock oder Hemd, so haben hier beide Consonanten die Accentuierung ausgetauscht: mit derselben Umstellung ist im Mittelhochd. *biever* aus *fieber* lat. *febris,* im Neuhochd. *tôsen* aus *dôszen* (mhd. *diezen dôz*), im Griech. πέδα aus μετά geworden und ähnlich *phedemo* aus *phebeno, bidemen* aus *bibenen,* Καρχηδών aus *Carthago.* Im strengeren Althochdeutschen rückt an die Stelle jenes *b* ein *p:* doch gilt auch hier daneben und gilt im Mittelhochdeutschen allein der weichere Urlaut, neben *sapon saban,* neben *alpâri albâri* wie ital. *albaro;* ebenso *chorb* lat. *corbis, churbiz cucurbita, buliz* Pilz *boletus.* Das *b* vor *t* im ahd. *subtil* lat. *subtel* d. i. *sub talo* (nach Papias s. v. a. *ima pars pedis*) mag doch als *p* gesprochen worden sein: die Ableitung *suftelâre*[2]) lat. *subtalaris* zeigt dessen regelrechte Verschiebung in *f.*

Zungenlaute.

Griechisch lateinisch *T* bleibt im Gothischen, verwandelt sich aber, wenn die Worte von der gothischen Stufe weiter rücken, althochdeutsch in *z;* Anfangs der Sylben und nach Consonanten wird diess wie noch im Neuhochdeutschen, nach Vocalen dagegen wie *sz* ausgesprochen, das wir denn auch schreiben. Bloss dem Gothischen eigen ist *kubitus;* auch ins Hochdeutsche gekommen sind *catinus* oder *catillus katil chezzil, acetum akeit*

---

1) Und schon im Althochdeutschen muss aus *filius* und *filia phillo* und *phillâ* geworden sein, da nur durch solche Vermittlung das altsächsische *pillo* und *pillâ* (filiaster, filiastra) sich erklärt.

2) Das Unwort *fustilare* in Graffs Sprachschatz III, 727 ist *suftilare* zu bessern.

ezzich, umgestellt aus *echiz*[1]), *militare* g. *militôn* und *miles militis* ahd. *miliz*, *σάββατον sabbatus sambaz* in *sambaztac*[2]); dazu *strata* (näml. *via*) *Strâtaburg*, ahd. *strâza Strâzpuruc*. Nur mit hochdeutschem *z* vorliegend noch andre dergleichen Namen: *Tarodunum Zartuna*, *Tulbiacum Zulpicha*, *Turicum Zurich* oder wie der Geographus Ravennas schreibt *Ziurichi*, und *Metæ Metis Mettis Meza*. Ferner *catus chazzâ*, *balteus palz*, *stultus stolz*, *tributum tribûz*: das erste *t* wird hier nicht verschoben, da *zr* unaussprechbar wäre: auch die gothischen *trauan* trauen, *triggv* treu, *trimpan* trampen, *trudan* treten ändern im Hochdeutschen ihren Anlaut nicht. Jüngeren Alters in unsrer Sprache, da sie kein *z*, auch wo es möglich wäre, zeigen, sind *tunica tunicha* und *tunichôn* tünchen, *tûrris turri turra turn*, *lectorium lectôr*, *mantellum mantal*, *chrotta* Art Harfe *rottâ*. Zweimal entlehnt, da sie sowohl mit *z* als mit *t* vorkommen, *tabula zapal* und *tavalâ* nebst *tabellâ*, *taberna Ziaberna Zaberna* als Ortsname und *tavernâ*, *talea zelga zella* und zunächst auf franz. *taille* beruhend das landschaftlich neuhochdeutsche *Telle* Abgabe, *tegula ziegal* und *tegel* Tiegel, *cutis cotta* (Diez Wörterb. I, 144) ahd. *chozzâ cuzin* und mhd. *kutte*, *mutare mûzôn* und *muta* g. *môta* ahd. *mûta* Mauth, und *spelta* und *spelza*. Aus *porta* schon bei dem Geogr. Ravennas der Ortsname *Porza*, mit *p*, nicht *ph*, wie auch später das Appellativum mundartlich zwischen *phorze* und *porze* wechselt; daneben gänzlich unverschoben *porta borta* und beide Behandlungsweisen mischend der gewöhnliche Ausdruck *phorta*. *Kurt* aber ist nur mitteldeutsche Nebenform von *churz*, lat. *curtus*[3]).

---

1) Doch könnte in *ezzich* das *z* auch aus dem *c*, das *ich* aber ebenso aus *it* (*acetum acitum*) entstanden sein, wie aus *tapetum tepit* und *tepich* geworden ist. Das altsächs. *ecid*, angelsächs. *eced* muss auf *acidum* beruhen.

2) Einschaltung der Lippenliquida vor eine Lippenmuta wie in *trabea trembil* und wie noch öfter der Liquida der Zunge vor deren Mutas: *charadrius* ital. *calandra* mhd. *galander*, *chamædrys germandrée gamandrê*, *reddere rendre* ahd. *rentôn*; andere Beispiele, auch von *nz* für *z*, werden später in Cap. VI gegeben werden.

3) Die ältesten Denkmäler gewähren übrigens *scurz* und *scurt* mit ebensolchem Vorschlag eines *s* wie in *merula* mittellat. *mirlus* ahd. *smirl*, in *porticus sportich* und öfters auch in urverwandten Wörtern. [*skurz*

Griechisch gothisches *TH* sollte im Hochdeutschen zu *d* werden: doch liegen uns ausser *thymiama* keine gemeinsamen Worte vor, und diess eine, frisch entlehnt und Pflanzenname geworden, lautet ahd. *timiâm*. Denn das Hochdeutsche nimmt solche *th* als *t*, *thracius panther cithara* als *tracisk pantel zitarâ*; ja diese Auffassung muss schon früher begonnen haben: sonst hätte nicht aus ἐρέβινθος *arawîz*, aus *mentha minzâ*, aus *thyrsus* auch *zers* werden können. Ebenso scheint *chrezzo*, unverschoben *chratto*, nicht von *crates*, sondern von *calathus* zu kommen: darauf führen die alten Glossare, die es mit letzterem zusammenstellen. *Thesaurus* altsächs. *tresur tresu* ahd. *treso triso* entgeht dem *z* durch diese Versetzung seines *r*[1]).

Griechisch lateinisch gothisch *D*, hochdeutsch *t*: διάβολος *diabulus tiuval*, *vidua viduvô wituwâ*, *pondus pund phunt*. Hiezu noch die hochdeutschen Umbildungen lateinisch-celtischer Ortnamen auf *dunum* d. i. Burg und Berg, wie *Tarodunum Zartuna*, *Lugdunum Liutana*, *Verdunum Wirtina*; ferner *delphinus* roman. *dalfin* mhd. *talfîn*, *dama* ahd. *tâmo*, *dictare tihtôn*, *discus tisc*, *domus tuom*, *draco tracho*, *durare* mhd. *tûren*, *carduus charto*, *candela chentila*, *modius mutti*, *radix râtich*, *Rhodanus Roten*, *sedile satul*. Mit beibehaltenem *d* und sonach jünger *damnare firdamnôn*, *gradus grâd*, *kalendæ kalend*, *modulus modul*, *pardus pardo*, *pes pedis peda*. Zweimalige Entlehnung: *decima decimare techamôn* und *dezemo dezemôn*, δάκτυλος *dactylus* mhd. *tattel* und nhd. *Dachtel* Ohrfeige; ebenso werden sich *decanus techân techant* und *dechân dechent* verhalten. Der *Padus* heisst ahd. *Pfât*, ich weiss nicht wie im Genitiv u. s. f.: das Mittelhd. bildet denselben *Pfâdes*, wohl auf Anlass von *pfat pfades*.

---

scheint die eigentlich deutsche Form: *scurz* zu *curtus* wie *skëran* zu κείρειν, *scara* zu καιρός.]

1) In *crocodilus* mhd. *kokodrille kokatrille kocheldrille* ist das *r* nach hinten versetzt; der vollständigeren Form *tresur* vergleicht sich ahd. *chlonachla* aus *chonachla* lat. *colucula*.

Kehllaute.

Griechisch lateinisch *K* und *C*. Wie schon bemerkt und erklärt worden, giebt das Gothische überall, auch wo auf das *c* ein *I*-Laut folgt, diesen Consonanten mit *k* wieder, also nicht bloss *katil, kaupôn, kavtsjô, kubitus, arka, laiktjô, sakkus, Græcus Krêk,* sondern auch *acetum akeit, lucerna lukarn, urceus aurki, fascia faskja,* mittellat. *calcia* Strumpf *kalkjô* Hure? *uncia unkja, vicis vikô,* wie καῖσαρ oder *cæsar kaisar.* Im Hochdeutschen sodann tritt erstlich an die Stelle des *c* vor *a* u. s. f. und vor Consonanten ein *ch;* das Mittel- und Neuhochdeutsche pflegt, wie mundartlich auch schon früher geschehen, im Anlaut und nach Consonanten dafür bloss *k* zu setzen. So heisst es nun *chezzil, choufôn, archa, sach, Chriach, wechâ; lekzâ* kommt nie mit *ch* geschrieben vor. Von gleicher Art *calx chalch, carnarium charnâre, concha* ital. *cocca* ahd. *chocho* Art Schiff, *fornax furnache, grammatica gramatich* (die Schwaben sprechen noch so), *laicus leich, manica menichâ, psittacus psitich, securus sichur, soccus soch;* vor *s* und vor *t* wird diess *ch* in *h* vereinfacht: *buxus buhs, pyxis puhsa, exul ihsil, fructus fruht, dictare tihtôn, tractare trahtôn.* Folgt dagegen dem lat. *c* ein *i* oder *e,* so bleibt der Kehllaut, bleibt das *ch* nur dann in Geltung, wenn die Worte schon auf jener früheren Stufe deutsch geworden sind, wo das Deutsche selber noch kein *z* besass, springt aber auf die Zunge über und wird ein *z,* wenn sie erst auf der hochdeutschen sind entlehnt worden. Also wie im Gothischen *carcer charchâri, fâski* oder *fâska* und vielleicht noch *echiz ezzich;* ebenso mit *ch ceratum* oder *cerata charz* und *cherzâ, cærefolium chervola,* κυριακόν *chîrichâ, cerasum chirsa, cista chista, cancer chanchar, bacca bacinus*[1]) *pechîn* Becken, *hyacinthus* mittellat. *jacintus jachant, lynx linch.* Aber die überwiegende Mehrzahl solcher Worte ist von jüngerer Einführung und zeigt deshalb ein *z: cedrus zêdarpoum, centaurea zenter, centenarius zentanâri, cymbalum zimbala, quinque cinque*

1) Diez Wörterb. I, 42. Die Schreibung *bacchinus bachinus* (Gregor von Tours u. a. bei du Cange) soll wahrscheinlich das Wort mit *Bacchus* in Verbindung bringen.

zinco, census zins, incensorium zinseri, cyparissus ziperboum neben *cupressus cupresponm, cæpulla zîpolla, cithara zitarâ, cancelli chanzella, merx mercis merz, macellarius metzeler, nux nucis nuz* [1]), *pelliceum pelliz, pumex pumicis pumiz, Saracenus Sarz* und *Serzo* (altnordisch hiess es *Serk*) und neben jenen goth. *aurki* und *kalkjô* nun *urceolus urzeôl* und *calceus kolze.* Dazu kommen noch diejenigen, die eigentlich ausgehn auf *ti* und *thi* und *te,* in denen aber diese Lautverbindungen auch wie *ci* ausgesprochen wurden: *Constantia Chostanza, piscatio fischenze, focus focacia fochanza* Art Gebäck, *lectio lekzâ, martius marceo, palatium phalanza, prophetia profezîe, potio puzzâ, puteus phuzzi* und *puzza, Raetia Riez, struthio strûz, tertius terze* Falkenart, *Borbetomagus Wormatia Wormaza.* Wenn endlich mehrere Worte mit beiderlei Lauten des *c* abwechseln, so werden damit auch hier verschiedene Zeitstufen der Aneignung kenntlich gemacht: *cheisar* wie goth. *kaisar* ist das ältere, *Burcîsara* mhd. *Porzîser* d. h. *Porta Cæsaris,* Name eines Pyrenäenpasses, erst das jüngere Wort; so ferner *cellarium chellâri* und *cella zella* [2]), der Ortsname *Winkela* und mit Auffrischung des Sinnes *(vini cella) Winzella, Winkelried* und *Winzelried; circulus chirch* in der Redensart *umpi in chirch,* entstellt *umpichirc umbikirg,* womit *circumquaque* übersetzt wird, und *zirc* Kreis, *umbizirg, zirke, zirkil, circare zirkôn* (im 15. Jahrh. einmal *kirkel* Mones Quellen und Forschungen 1, 118); *cicer* oder *cicera chichurâ* mhd. *kicher* und *zisa (zisarâ?)* mhd. *ziser; crucea* ahd. *chrucha* und *crux crucis chrûzi* [3]); *decimare techamôn* und *dezemôn; decima dezemo* (Sprachschatz 5, 237) und *techeme* (Maurers Dorfverf. 1, 265, vergl. 269 fg.). Das Mittelhochdeutsche sagt *luzerne* (goth. *lukarn* war vergessen) und nennt die Insel Cypern *Kipper* und *Ziper:* jenes ist Κύπρος, diess das lat. *Cyprus.*

---

1) [*nux: nuz* wol nicht daher: ags. *hnut,* altnord. *hnyt;* auch ahd. mit *h hnuz:* griech. κνίζω.]

2) *Furichelli* und *witchelle,* Uebersetzungen von *vestibulum* und *porticus,* scheinen unter Einwirkung des irischen *kill* (Zelle und Kirche) gebildet: statt des ersteren findet sich auch *vurichilli.*

3) Der fremde Name des Kreuzes ist später an die Deutschen gekommen als das Christenthum: die Gothen sagten dafür *galga,* und noch im Althochdeutschen und Altsächsischen sind *galgo* und *ruodâ* d. i. Galgen, *boum* und *treo* d. i. Baum nicht minder geläufig als *chrûzi.*

Das griechische *CH* musste der Gothe in *k* abstumpfen: z. B. *Kristus*[1]), *Akaja, drakma, paska;* oder vereinfachen zu *h* wie in ὀρυχή *aurahjô*. Im Hochdeutschen folgte ordnungsgemäss wieder ein *ch*, also *Christ*, und während aus *monachus* der Gothe etwa *munakus* gemacht hätte wie der Angelsachse *munec*, sagte man ahd. *munich;* so auch χαμός *chamus châmo, aurichalcum ôrchalch* und nur mundartlich *Krist, kâmo, ôrcalc*. Das Mittelhochdeutsche, das nicht mehr *chranch*, sondern *kranc* aussprach, kehrte in eben diesen und anderen Worten zu der gothischen Tenuis zurück: *kêrubîn, kôr, patriarke*.

Griechisch lateinisch gothisch *G* in *synagôgê*, ἄγγελος *aggilus, punga pugg, sigillum sigljô* und in Eigennamen wie *Gabriêl;* die Abweichungen *Krêk* und *markreitus* sind schon früher erwähnt. Jenem *Krêk* entspricht im Hochdeutschen *Chriach;* im Uebrigen gilt *k* oder wieder *g*: *angil, fung, sigillâ, castigare castîkôn*, mittellat. *galida* Gefäss *kellita* und *gellida, gemma kimma, graphio krâvjo, gurgulio gurgula, bulga pulga, sagulum segal, strigilis strikil, tegula ziegal* und *tegel*. Der diphthongierende Uebergang von *sagma* in *soum* ist wie der aus goth. *bagm* in hochd. *poum;* dem ähnlich tauschen *augusto* Augustmonat und *Augustburg Augusburk* in den mittelhochd. Formen *ouwest* und *Ouwesburc* das *g* in *w* um; vergl. auch zu *Vogt* die Nebenform *Faut, Faud* (bei Schmeller 1, 511).

Halbconsonanten.

Die Halbconsonanten berührt keine Lautverschiebung: *vicis vinum* lauten auch im Goth. *vikô vein*, im Ahd. *wechâ wîn, vannus velum villa pavo pervinca pulvinar vivarium* auch ahd. *wanna wîl wîla phâwo perewinka phuluwi wîwâri; wiara* Goldschmuck könnte aus *viria* umgestellt sein. Nur *S* giebt zu einigen Bemerkungen Anlass. *Satanas* geht im Althochdeutschen auch auf *z* und, mitteldeutsch weiter geführt, selbst auf *t* aus; mit derselben schon so frühzeitigen Vermischung von *s*

1) Unzweifelhaft so, nicht *Christus:* das griechische X, das allerdings die Handschriften diesem Namen geben, gehört nur zu der überlieferten Abkürzung, in welcher derselbe zugleich stets erscheint: XS d. i. *Kristus*, XAUS *Kristaus* u. s. f.

und *sz* scheint hochd. *faz* aus lat. *vas* entstanden [1]) und haben die Niederdeutschen aus der Münzbenennung *grossus gros* ihr *grôt*, aus franz. *escosse écosse* von *excutiare* (Diez Wörterb. II, 256) das nun auch hochdeutsche *Schote* (*schôte* schon mhd.: Georg 4594), die Niederländer aus der *glossa* oder *glôse* des Sachsenspiegels einen *cloit* oder *cloet* gemacht. In umgekehrter Richtung tritt öfters *s* ein, wo *z* stehn sollte: *cinnamomum sinnamin*, *penicillus pensil*, *cicera zisarâ*, *herbitum herbis*, *mortarium morsâri*, *pipita phiphiz* und *pfipfis*.

II. Die Vocale.

Die Vocale sind von Natur flüssiger und flüchtiger als die Consonanten: deshalb auch unterliegt bei ihnen, wo die Worte nicht selbst aus einheimischer Wurzel gewachsen sind, weder Bestand noch Aenderung so durchgreifenden Gesetzen, als bei den Consonanten das der Fall ist. Vorzüglich gilt das von den im Accente zurückgesetzten Schlusssylben: wir werden späterhin sehen, durch welchen bunten Wechsel der Farben das Deutsche da die überlieferten Formen spielen lässt. Um vieles fester stehn die betonten Vocale, und auch für sie darf man als Grundsatz unserer Sprache doch bezeichnen, dass sie nur da und nur so verändre, wo und wie das eigene Wesen dazu nöthigt.

Hauptbeispiel hievon ist die Behandlung der kurzen *E* und *O*. Beide Laute sind dem Gothischen selbst noch unbekannt: seine eigenen *e* und *o* sind sämmtlich gedehnt. Wo ihm nun ε und ο vorliegen, da treten, sobald die Sylbe tonlos ist, die zunächst stehenden kurzen *i* und *u* [2]) oder für *i* auch *j* an deren Stelle: z. B. ἄγγελος *aggilus*, πλατεῖα *platĕa platja*; bei Betonung des Vocales wird nur Ein Wort so verwandelt, das schon ganz der Sprache eigen geworden, nämlich *pondus pund*. Sonst

1) Innerhalb des Deutschen selbst ist dieses Wort ohne Wurzel, wie es auch dem Gothischen noch gänzlich abgeht. Die Casseler Glossen gewähren mit *w* die wieder verschwundene Umdeutschung in *wahs*.

2) Im goth. Alphabete nimmt auch *u* den Platz von griech. *o* ein.

aber, wo ε und ο betont sind oder wo auch unbetont, doch durch die mindre Geläufigkeit des Wortes in einem gehaltneren Vortrag ihres Lautes sicher gestellt, sucht und findet sich das Gothische einen anderen Ausweg. Bekanntlich ist ihm Gesetz, dass die betonten *i* und *u*, wenn ein *h* oder *r* darauf folgt, durch den in diesen Halbconsonanten enthaltenen Vocal diphthongiert, also in *ai* und *au* verwandelt werden, während unbetonte wie in *uh* (que) und *nih* (neque) bestehen bleiben: demgemäss nun auch *urceus aurki, purpura paurpura.* Nun konnte dem Gothen nicht entgehn, dass diese Diphthongen in mehr als einem Wort den griechisch-lateinischen *ĕ* und *ŏ* entsprachen: *bairan* φέρειν *ferre, taihun* δέκα *decem, saihs* ἕξ *sex, haurn cornu* u. s. w.; noch konnte ihm unbekannt sein, dass ebensolche *ĕ* und *ŏ* auch in Mundarten anderer Deutschen vorkamen, aber da so wenig als in δέκα und *decem* gebunden an ein nachfolgendes *h* oder *r*, ja dass auch vor anderen Consonanten ein und dasselbe Wort da bald ein *ĕ* aufwies, bald ebenfalls den Diphthongen *ai:* nicht allein gewährt Dio Cassius Χέρουσκοι, Ptolemäus aber Χαιρουσκοί, bei Strabo VII, 1, 4 wird sogar für Σεγέστης auch Σαιγέστης, für Σεγίμηρος auch Σαιγίμηρος, von den Byzantinern theils Γίπεδες, theils Γίπαιδες oder Γήπαιδες geschrieben. Und das Gothische selbst schon sagte *jains* jener, nicht *jins,* sagte *vaila,* nicht *vila.* Durch diesen mehrfachen Fingerzeig geleitet, dehnte es denn seine *ai* und *au,* gleichviel welcher Consonant auch folgte, auf alle betonten oder schwebenden *ĕ* und *ŏ* fremder Wörter aus, der hebräischen, die in der griechischen Bibel, und der griechischen und lateinischen, die auch sonst vorkamen: also Βοανεργές *Bauanairgais,* Ἱεροσόλυμα *Iairusaulyma,* ἐπίσκοπος *aipiskaupus,* ἐκκλησία *aikklêsjô,* αἵρεσις *hairaisis,* λεγεών *laigaiôn, speculator spaikulatur, Pontius Pauntius.* Zuweilen, wo ein Wort über die Schrift hinaus noch weiter ins Leben eintrat, schwankte sofort die Sprache zwischen dem fremdartigen und dem heimathlichen Laute, zwischen dem *au* und jenem in *pund* gebrauchten *u:* es heisst *aipistaulê* und *aipistulê, apaustaulus* und *apaustulus, diabaulus* und *diabulus, diakaunus* und kürzer *diakun.*

In diesen Diphthongen, die also aus *i* und *u* hervorgegangen sind (es heisst auch Σιγίμηρος und Γήπιδες) und denen in andrer und späterer Sprache kurz *e* und *o* gegenüberstehen (ahd.

zehan, horn, jenêr, wela), muss gleichwohl das *a* sehr stark hervor und stärker als der zweite Vocal getönt haben. Nur so erklärt sich, dass manche Worte, die Ulphilas mit *air* geschrieben hätte, sogar mit blossem *ar* vorkommen, vor Ulphilas schon und nach ihm: Ἑρκύνιος δρύμος und Ἀρκύνια ὄρη (goth. *fairguni* Berg, ahd. *Fergunna Virgunna* als Gebirgsnamen), von *irmin* Volk *Ermin* und *Arminius*, von *erpf* braun *Arpus*, von *svert* Schwert *Suardones*, *Basternæ* und *Bastarnæ*, *sper* lat. *sparum*, Οὔϊρουνοι und *Varini* Οὐάρνοι, und aus dem Griechischen und Lateinischen entlehnt ἐρέβινθος ahd. *arawîz araweiz* Erbse, *cerata cherzâ* und *charz*, *mercatus merchât* und *marchât*, *herbitum heirbes* d. i. *harbis;* ja Ulphilas selber hat *lukarn* von *lucerna*. Mittelhochdeutsche Beispiele *pardrîs* franz. *perdrix* und *serpant sarpant* fr. *serpent*.

Dem Hochdeutschen sind im Gebrauch hier des *I* und *U*, dort des *E* und *O* keine Schranken wie dem Gothischen gesetzt: maassgebender als das in *h* und *r* eingeschlossene *a* sind für seine Vocalisierung die *i* und *a* und *u*, die in den Schlusssylben der Worte offen vorliegen: goth. *vairpa vairpis vaurpum vaurpjau* heissen ihm *wirfu wirfis wurfumês wurfi* wegen des *i* und *u*, *niman ganuman* aber *neman kanoman* wegen des *a* der Endung. In *purpurâ* und *urceolus urzeôl* darf es demnach das lateinische *u* festhalten; anderswo vertauscht es, auch wo das Gothische nicht ändert noch ändern kann, *u* gegen *o*, *i* gegen *e* oder führt umgekehrt *e* und *o* auf *i* und *u* zurück. *I* gegen *e: chrismu chrisamo* und *chresamo*, *missa* und *messa*, mittellat. *bicarium* (Diez Wörterb. I, 65) *pechâri*, *piper pfeffar*, *signum segan*, *simila similâ simulâ* und *semalâ*, σίναπι goth. *sinap* ahd. *senaf*, *spinula spinulâ* und *spenulâ spenalâ*, *Indico*, mhd. *endit*. *E* gegen *i: Confluentia Chobilinza*, *gemma kimma*, *lens lins*, *mentha minzâ* und die im Anschlusse hieran gebildeten *atramentum atraminzâ atarminzâ* und *pigmentum pîminzâ*, gewöhnlicher *pimenta;* ferner *auripigmentum ôrgimint* (besser *ôrpimint*, franz. *orpiment*, nhd. *Opperment)*, mittellat. *pergamentum* ahd. *perimend* mhd. *perment* und *permint*, *zedoarium zitawar*, ital. *zendado* ahd. *zendâta* mhd. *zindât*, gleichbedeutend ital. *zendale* mhd. *zendâl* und *zindâl*, *census zins*, *incensorium zinseri*, *penicillus* ahd. *pensil*, mhd. *pensel pinsel*, *secula* ahd. *sichila*. *U* gegen *o: recuperare choparôn*, *cuppa choph* Becher, *cuprum* ahd.

chuphar mhd. auch *kopfer, puleium puleiâ* und *poleiâ, catapulta* und *puls pultis polz,* ital. *segnuzzo singoz* kleine Glocke, *stultus stolz.* *O* gegen *u: copulare chupelen, filiolus de fonte funtdivillôl, fornax furnache, diaconus jachono* und *jacuno* wie goth. *diakun,* mittellat. *combrus* (Diez Wörterb. I, 134. II, 252) *kumber, monachus munich, monasterium monastri* und *munistri, moneta muniza, modius mutti, nonna nunnâ, boletus puliz, pondus phunt* wie goth. *pund, potio* (der Vocal gekürzt durch die Verhärtung des Consonanten) *puzzâ, Septimus mons Seftimont* und *Seftemunt* Septimer[1]), *Londinium Lunduna* (Thietm. 7, 28) und *Lundona* (Ad. Brem. 2, 51), *contrefait kunterfeit, spongia spunga, tromba* (Diez I, 425) *trumpâ, tornus turnen.* Bei letzteren Vertauschungen wie bei jenen des *e* gegen *i* hat die Neigung des Deutschen vor doppeltem oder consonantisch verbundenem *n* sein *i* und *u* nicht umzulauten *(rinnan karunnan, pintan kapuntan)* und zugleich, wie denn mehrere dieser Worte erst durch romanische Vermittelung ins Deutsche gelangt sind, dieselbe Neigung der Romanen für das vollere *u* (Diez Gramm. I, 152. 413 fg.) miteingewirkt. Auf beiderlei Anlässe macht auch das Mittelhochdeutsche aus dem französischen *blond, rond, comte, fontaine, montagne* u. dgl. sein *blunt, runt, cunt, funtâne, muntâne.*

Griechisch lateinisch *Ê,* langes *e,* ändert sich der Regel nach nicht: goth. *Iêsus, praufêtus* u. s. f. Das niedre Latein setzte aber diesen Laut auch an die Stelle der Diphthongen *ae* und *oe* (Schneiders Gramm. I, 52 fgg. 78 fg.): für *ae* und αι nun ebenso das Gothische in *Græcus Krêk* und ἔλαιον *alêv.* Im Hochdeutschen sodann folgt auf ein früheres *ê* ursprünglich deutscher Wörter ein *â* (goth. *lêki, lêtan* ahd. *lâchi, lâzan),* auf das *ê* und *ae* der fremden wiederum *ê* und mehrmals auch *ia,* ein Diphthong, der sonst dem langen *ê* der sächsischen Sprachen gegenübersteht (ahd. *miata,* altsächs. und altfries. *mêda,* angelsächs. *mêd):* Grund zu der Annahme, dass hier das fremde Wort zunächst durch sächsischen Mund gegangen sei. Also *Græcus*

---

1) In der Form *Setmunt (Settimunt)* ist das *p* auf romanische Weise dem *t* angeglichen wie in *dictamnum dittamme, electuarium* ital. *lattovaro* mhd. *lactwarje* und *lattewarje latwarje, lactuca lattucha, dactylus tattel* das *c.*

Chriach, κλυστήρ mhd. *kristier, mensa* goth. *mês* ahd. *meas mias, pesale*[1]) ahd. *phêsal* und *phiesal, beta pieza, presbyter* mit Syncopierung und Umdeutung auf *præ* und *stare* roman: *prestre* ahd. *prêstar* und *priestar, remus* mhd. *rieme, rete riet, Ræti* ahd. *Rêzî* und *Riezâ; Cæsar* hiess *cheisar* wie goth. *kaisar*, gr. καῖσαρ, auf Altsächsisch *kêsur* und auch *kiesur*. Noch öfter jedoch, auch diess wieder dem Deutschen mit dem Romanischen gemein (Diez Gramm. I, 139), schlägt lat. *ê*, das echte wie das aus *ae* oder *oe* verflachte, in einfach langes *î* um. Die gothische Sprache, in der aber *ei* den Sinn von *î* besitzt, liebt und übt diesen Wechsel schon in zahlreichen eigenen Worten, z. B. *leiki, leitan:* dann wendet sie ihn auch auf griechisch-lateinische an wie Ἀθῆναι *Athenis Atheineis, acetum akeit;* im Altnordischen ist aus *Græcus Grîk* geworden. Hochdeutsche Beispiele (es kehren hier einige sonst auch diphthongierte wieder) *anethum anîz, beta bîzerût, Porta Cæsaris Burcîsara, clericus chlîrich, creta crîdâ, arena erîna, avena evîna, fœniculum fênachal fînachal, feria fîra, pergamenum pergamîn, pesale phîsal, pœna pîna, Rhenus Rîn*[2]), *sæta sîda, expensa spensa spesa spîsa, tapetum tepît, delere dîlên tîlôn, thesaurus* fr. *trésor* mhd. *trîsor, velum velare wîl wîlôn, cæpulla zîpolla;* auch für *camelus* mhd. *kemel* verlangt dieser Umlaut eine althochdeutsche Form mit *î*. Das mittelhochd. *prîsant* aus franz. *présent* scheint nur den Anklang an *prîs* (franz. *prix*, lat. *prĕtium*) zu suchen. Im Altsächsischen übersetzt *prisma*, im Althochd. *prasma* und *phrasamo* das lat. *usura:* rühren beide Worte aus einem zu *præstare* gebildeten *præstamen* her, so sind die Vocale wiederum lang und es wird

1) Anzunehmen als Grundlage für *phêsal phiesal phîsal*, die mittellat. *pisalis piselis pisele piselum* und das altfranz. *poisle* poêle; mit Tilgung des *n* und Zurückziehung des Accentes (vgl. Cap. III u. V) entstanden aus *pensale* von *pensum:* eigentlich Arbeitsraum der Weiber und deshalb ein heizbarer Raum.

2) Falls dieser Name celtisch-lateinisch, nicht germanisch ist. Vielleicht aber empfehlen die Schreibungen *Hrin* und *Hrenus* (Förstemann II, 1182) mehr die letztere Auffassung: dann stünden die beiden Formen lediglich in einem Ablautverhältniss (vgl. Αἶνος *Aenus* und *In* Ἕνος) und beide giengen auf die Grenzlage (ahd. *hrînan* berühren) oder noch lieber die Reinheit des Gewässers: *vocabulo et viribus absolvitur integris* Ammian VX, 4 von dem Ausfluss des Rheines aus dem Bodensee.

hier einmal auch ein undeutsches *ê* in *â* verwandelt [vergl. ahd. *pfrisemære* Wucherer].

Griechisch lateinisch langes *Î* ist zwar dem Alt- und Mittelhochdeutschen gerecht: der Gothe, dessen *i* nur kurz ist, muss dafür wiederum *ei* gebrauchen: *linum* hochd. *lîn* goth. *lein, vinum wîn vein,* μαργαρίτης *markreitus,* wie hochd. *swîn pîzan* goth. *svein beitan.*

Die gleiche Diphthongierung wieder im Neuhochdeutschen und ihr entsprechend die von *Û* in *au: mille milia mîla Meile, paradisus paradîs* altnhd. *Paradeis, prima* mhd. *prîme* bair. *preim, luna lûne Laune, mulus mûl Maul, murus mûra Mauer,* wie ahd. *îla fûl* nhd. *Eile faul.* Ueber die Endung *îe* nhd. *ei* wird füglicher späterhin gesprochen; zwei andere, *ît* und *ûr,* sind zwar ebenfalls zugleich lang und betont: ital. *bandito* Verbannter *Bandît, Jesuît, Clausûr, Creatûr;* aber ein richtiges Gefühl, nicht wie in *Paradies* die Pedanterei, vermeidet doch hier den noch volleren Laut; nur das Hochdeutsch mancher Provinzialen lässt etwa ein *Natauer* hören. *Kauderwälsch* haben wir diphthongiert, dessen Grundworte *Curia Chûra Chur* und *Chûrowalahon Churwalchen* nicht [1]).

Griechisch *Y* wird im Gothischen und weiter im Mittelalter genug geschrieben: sein eigentlicher Laut jedoch, der bis zum 13. Jahrh. dem Hochdeutschen selbst noch fremd war, ist vielleicht nur selten behauptet worden. Auf *u* beruht der Diphthong in Σύρος *Saur,* während in σμύρνα *smyrn,* σπυρίς *spyreida* trotz dem *r* das *y* ungeändert bleibt; mittellateinisch und hochdeutsch das gleiche *u* in *crypta crupta chruft, cydonium chutina, pyxis buxis pûhsa, thyrsus turso* und wegen des *r* gebrochen *torso.* Die vorherrschende Auffassung aber und die auf langes *y* einzig angewendete nimmt *y* als *i:* κυριακόν *chirichâ, gryps gryphis grîf grîfo,* Κύπρος *Cyprus Kipper Ziper, papyrus papîr* (nhd. wie im Französ. *Papier,* im Provinzialenhochdeutsch

---

1) *Kauder* verhält sich zu *Kûr* und *Kaur* wie schon in alt- und mittelhochdeutschen Mundarten *heigel* zu *heil, rûgir* und *riuwer* zu *riur, sêher* und *riher* zu *sêr* und *rîre:* der vocalische Laut, den die Liquida in sich schliesst, kommt nach dem Diphthongen oder langen Vocal zu selbständiger Geltung, und zwischen beide wird um den Hiatus zu beseitigen ein leichterer Mitlaut eingeschaltet: ein *d* wie in *Kauder* auch in *Sûris* und *Sûders, muor* und *muoder, mêr* und *mêder.*

jedoch *Papeier), oryza rîs* Reis, *syllaba sillabâ,* θυμίαμα goth. *thymiama* ahd. *tîmiâm, tympanum timpana, cyparissus ziperboum,* mit Brechung des *i* in *e gynaeceum genez, synodus senôd, thyrsus zers.* Bekannt ist, wie oftmals die mittelalterliche Schreibweise auch umgekehrt *y* für *i* gebraucht: nur möglich, weil bloss die Schreibung eine verschiedene war, die Aussprache gleich. Indess darf nicht übersehen werden, dass mitunter an die Stelle von *cy* ein *qui* tritt, wodurch *y* in die beiden Bestandtheile seines echten Mischlautes aufgelöst erscheint: *S. Cyriacus* wird auch *Quiriacus* (Ad. Brem. 2, 11) genannt, κολοκυνθίς und *hyoscyamus* ändern sich in *coloquintida* und *jusquiamus, cydonium* auch in *quiten Quitte. Quirinus* und *Kürîn* verhalten sich umgekehrt.

Griechisch lateinisch *AU* und *EU* werden im Gothischen, das wenigstens den ersteren Diphthongen schon selbst besitzt, doch überall zu *av* und *ev:* das einzige ganz durchgehende und unzweifelhafte Merkmal itacistischer Aussprache. Es geschieht das nicht bloss, wenn noch ein Vocal darauf folgt wie in εὐαγγέλιον *aivaggêljô*: das hätte sein Gleiches z. B. in *taujan* thun imperf. *tavida* und ausserhalb des Gothischen im lat. *evangelium,* sein Aehnliches in Worten wie *vidua viduvô, leo* ahd. *lewo, Andreas* nhd. *Drewes,* deren *w* erst zur Aufhebung des Hiatus eingeschaltet ist; es geschieht ebenso wohl vor Consonanten: Παῦλος *Pavlus, cautio kavtsjô,* εὐλογία *aivlaugia.* Das Hochdeutsche schliesst sich dem in kirchlich altüberlieferten Worten an: *êwangêljo, Pâwel; eulogia* wird wie mittellat. in *oblagia oblegium* u. dgl. so althochd. in *oblegi, obelagi,* altsächs. in *oflige* entstellt und umgedeutet. Nachgothisch, begründet zugleich in der Eigenart des Hochdeutschen, in der verwandten Neigung des Lateinischen selbst und in dem hieraus entsprungenen Gesetz der romanischen Sprachen (Schneider I, 158 fgg. Diez Gramm. I, 158 fg.), ist der Uebergang lateinischer *au* in *ô: clausa claustrum klôse chlôster, caulis* und *colis chôl, causa causari chôsa chôsôn, laurus lôrpoum* (adj. *laurîn), Lauriacus Lôracha* Lorch, *Maurus Môr, aurichalcum ôrchalch, auripigmentum ôrpimint.* Gerade auch vor *r* hat das Hochdeutsche den Diphthongen *au,* der damit unverträglich wäre, überall in *ô* zusammengezogen: goth. *ausô* ahd. *ôrâ, hausjan hôrjan, raus rôr.*

Vielleicht aber das Erheblichste, das innerhalb des Vocalgebietes die altdeutsche Sprache zur Umdeutschung der fremden Worte gethan hat, ist die Anwendung des Umlautes auf dieselben. Das neuere Deutsch, wo es der Fremdheit sich bewusst ist, enthält sich grundsätzlich und der Regel nach jeder solchen Aenderung: das ältere macht darin keinerlei Unterschied; das Gothische assimiliert zwar auch, dem Umlaut ähnlich, die fremden *i* und *u* an ein nachfolgendes *r:* aber diese Angleichung ist von vorn herein auf wenige Worte beschränkt, und es scheint, die Gothen hätten dieselben sonst gar nicht aussprechen können, während der Umlaut des Alt- und Mittelhochdeutschen nicht solche Naturnothwendigkeit besitzt und gleichwohl hier in fremden Worten so gut als in deutschen jeder betonte Vocal, jedes *a* oder *o* oder *u*, dem in der Schlusssylbe ein *i* nachfolgt, dem *I*-Laut angeglichen wird. Beispiele mit *a carminare* ahd. *garminôn germinôn, martius marzeo merzo, parcus pharrich pherrich* Pferch, *christianus christâni* mhd. *kristæne;* mit *o oleum* ahd. *oli* mhd. *öl, Colonia Cholonna Kölne, claustrum klôster klœsterlîn;* mit *u culcitinum* fr. *coussin* (Diez Wörterb. I, 135) *chussîn küssîn küssen* nhd. *Kissen, monachus munich münch, tunica tunicha tünche, crux chrûzi kriuze.* Manche Worte sind in der umlautlosen Form gar nicht mehr nachzuweisen: *arena erîna, avena evîna, acetum* goth. *akeit* hd. *ezzich, calix chelich, caminata cheminâtâ, castanea chestinna, catena chetina, catinus chezzîn, manica menicha, panicum phenich, sabina serina, tapetum tepit, talea zelga;* bei andern kommt ausser dem Umlaut wieder auch die alterthümliche und gleichsam rohere Diphthongierung vor, die nicht wie jener bloss die Qualität, sondern zugleich die Quantität des Vocals berührt: ἄγγελος goth. *aggilus* hd. *angil engil eingil, asinus* g. *asilus* hd. *esil eisil, castigare* hd. *chestiga cheistîga, cavea* hd. *cheviâ cheiviâ, herbitum* hd. *herbis heirbes, catillus* g. *katil* hd. *chezzil cheizzil,* πλατεῖα *platea* g. *platja* hd. *flazzi flezzi fleizi, palliolum* hd. *phellôl feillôl* Seidenzeug.

III. Romanische Lautgebung.

Aber nicht immer zeigen die lateinischen und griechisch-lateinischen Worte diejenige Form im Deutschen, die wir bisher als die jedesmal gesetzliche haben kennen lernen: es stellt sich uns noch bald diese, bald jene Abweichung bald in den Consonanten, bald in den Vocalen dar, ein *b* zum Beispiel, wo ein *ph*, ein *û*, wo ein *ô* zu erwarten wäre. Nur selten jedoch liegt in solchen Fällen die Schuld an den Deutschen selbst: sie liegt meist nur an denen, durch welche das Fremde ihnen übermittelt ward. Das Latein, das die ersten Glaubensboten und noch manches Geschlecht hindurch die Priester und Mönche zu sprechen pflegten, es war nicht das classische des Alterthums: es war, wie zumal der Süden und Westen sie gesendet, jenes verworren zertrümmerte, aus dem sich durch eines der grössten Wunder der Geschichte die romanischen Sprachen herausgebildet haben, oder es war so versetzt mit Worten und Wortformen des sich entwickelnden oder auch des schon entwickelten Romanischen, dass man noch heut von mancher Rechtsurkunde und mehr als einem Vocabular, die sie aufgezeichnet, kaum sicher zu sagen wüsste, ob es Denkmäler nur noch des verdorbenen Lateins oder schon des Romanischen seien, ob in ihnen ein romanisch aufgefasstes Lateinisch oder ein lateinisch aufgefasstes Romanisch vorliege. Und in solcher halben oder vollen Romanisierung trat denn ein grosser Theil des lateinischen Wörterschatzes an unser Althochdeutsch heran und beschränkte die Wirksamkeit des Gesetzes, das nur für die echten rechten Formen galt; ja bereits die vorhochdeutsche, bereits die gothische Sprache ward von den Anfängen und Grundlegungen des Romanischen berührt. Zwar dass Ulphilas die Accusative von Λωΐς σπυρίς Τρωάς zu Nominativen macht, *Lauidja spyreida Trauada*, gemahnt ebenso wohl an die neugriechische Art: an romanische aber sein *sigljô* aus *sigillum* und dergleichen noch mehr, die Kürzung von *Avgustus* in *Agustus* (provenz. *agost*), das *ô* für *û* in *môta*, das *û* für *ô* in *Rûma*, die Ausstossung des *n* in *mensa mês*, die Umbildung von *elephantus* in *ulbandus* (altfranz. *olifant*), von κολαφίζειν in *kaupatjan* (rom. *colpo colp* coup aus *colaphus*). Mit der Ritterdichtung sodann, seit dem zwölften Jahrhundert, floss ein Ro-

manisch, das sich gar nicht mehr für Latein ausgab, voll strömend in die Sprache Deutschlands ein.

Schon bisher ist wiederholendlich die Umbildung einzelner Worte auf romanischen Vorgang zurückgeführt und ist bei mehreren allgemeiner durchgreifenden Aenderungen, die dem Deutschen selbst schon eigen sind, doch auf das unterstützend gleiche Verfahren der romanischen Sprachen hingewiesen worden: der vorliegende Abschnitt soll von den zahlreichen Fällen, wo jener Vorgang nicht bloss für Einzelheiten maassgebend gewesen und die Einwirkung mehr als bloss ein Miteinwirken ist, die hauptsächlichsten hervorzuheben suchen.

Consonanten.

Lippenlaute. Griechisch lateinisch *P* wird von den romanischen Sprachen gern in *b* erweicht (Diez Gramm. I, 256 fg.): dem folgend im Alt- und Mittelhochdeutschen z. B. *aprilis abrille aberelle, punctus bunt, pupus buobe, Lupodunum Lobodûna; papa pâbes* und *bâbes, præpositus propositus probast* und *brobest* schwanken wohl im Anlaut nach althochdeutscher Weise zwischen Media und Tenuis, im Inlaut nicht. Besondre Auszeichnung verdienen solche Worte, die zugleich einen anderen regelrecht verschobnen Consonanten zeigen und damit kund thun, dass sie schon auf die vorhochdeutsche Stufe mit diesem romanischen *b*, nicht aber mit dem rein lateinischen *p* gelangt seien: sonst wäre ja auch diess in *ph* verschoben worden: *impellitare* prov. *empeltar* (vgl. Diez Wörterb. II, 274) *belzôn pelzôn* pfropfen, *episcopus biscof piscof piscoph, puls pultis* und *catapulta bolz polz, pix bech pech, portulaca burzala purzella, tympanum zimbala, duplus* mhd. *topel* Würfelspiel: vgl. franz. *doublet* Wurf mit gleichen Augen. Sodann *F* verliert im Romanischen öfters die Aspiration und wird ein *p* oder *b* (Diez Gramm. I, 264): ebenso jene gothischen *kaupatjan* und *ulbandus*, *Confluentia* ahd. *Chobilinza*[1]), ἔμφυτον mlat. *impotus* ahd. *impitôn*, verkürzt und verschoben *imphôn* impfen, *Joseph Jôsêb Jôsêp, tofus* ahd. *tûfstein* und *tûbstein tûpstein*. Inlautendes *B* aber und zuweilen

1) Beim Geographus Ravennas 234, 8 *Combulantia:* Hinüberziehung des Namens in den Sinn einer *coambulantia*. [*Cophelenci* Thietm. 7, 19.]

auch *p* (dessen Milderung in *b* vermittelt den Uebergang) wird *v:* Diez I, 259 fg. 256 fg. Indess vielleicht nur ἐρέβινθος *arawîz, papilio* Zelt fr. *pavillon* mhd. *pauwelûne,* zusammengezogen *poulûne poulûn,* und *tabularius* it. *tavolaro* mhd. *Tauweler,* zusammengezogen (wie *tabula* prov. *taula* fr. *tôle*[1]) *Tauler,* zeigen den W-Laut, den wir im Deutschen nun erwarten: überall sonst wird auch hier ein *v* geschrieben und damit ein Laut bezeichnet, der zwar weicher als *f*, aber doch auch härter als *w* ist, so viel härter, dass er wohl gegen *f,* niemals aber gegen *w* vertauscht wird: *fabula* mhd. *fabele* und *favele, lupinum luvînâ, oblata oblâtâ* und *ovlâte, populus* mhd. *povel bovel, proba prüeven, sabina* ahd. *sevina, tabula tavalâ, taberna tavernâ,* mit Verschiebung des Anlautes *diabolus tiuval tiufal* und üblicher als jenes *pauwelûne* mhd. *pavelûne paviljûn.* Das gleiche deutsche *v* und *f* nun auch öfters da, wo das *V* des Grundwortes schon ein alt und echt lateinisches ist: *cavea cheviâ* Käfig, *avena evîna, evangelium êvangêljo* neben *êwangêljo, breve prief* gen. *prieves, æstivale* ahd. *stiful* mhd. *stival;* aus *eulogia* konnte auf diesem Weg ahd. *oblegi,* altsächs. *oflige* werden, und nur das romanische *falavisca,* Ableitung und Umstellung von *favilla,* erhält im deutschen *falawiska* ein *w*, wahrscheinlich weil man dabei an das deutsche Adj. *falawêr* falb dachte. Wie nun? ist dem *v* erst in unsrer Sprache dieser härtere Laut zugewachsen? Ich glaube nicht: es scheint vielmehr, dass auch hierin das Romanische dem Deutschen vorangegangen. Schon ersteres lässt sogar anlautendes *v* in ein entschieden hartes *f* übergehen (Diez Gramm. I, 267): daher nun auch hochdeutsch *versus fers, vitula viola* (Diez Wörterbuch I, 441) *fidula figele* und selbst *phigele* Fiedel, *ventaille* mhd. *finteile fantaile, viola fiol* Veilchen, *vicedominus fiztuom, vitta fizza, advocatus vocatus fogât* und selbst *phogât, vasculum flasca* (Diez I, 179) *flascâ* und aus dem einfachen *vas* unser *faz.* Des harten Lautes wegen, den man somit gewohnt war gerade im Beginn der Worte auf das lateinische *v* zu übertragen, hat dieser Buchstabe später die übliche Bezeichnung für anlautende deutsche *f* werden können, und selbst für das Lateinische nennen noch wir

1) Auf ebensolcher Zusammenziehung von *bibere biber* (ital. *bevere bere,* prov. *beure*) beruht unser *Bier,* ahd. *peor bior,* angels. *beor,* altnord. *bior.* [*phlebotomum* ahd. *fliodema* mhd. *flieme.*]

ihn *fau*, nicht *wau*. Der romanische Tausch von *v* gegen *b* (Diez Gramm. I, 266 fg.) althochdeutsch in *Verona Berna, lavare labôn lapôn*.

ZUNGENLAUTE. Griechisch lateinisch *T*. Auch diese Tenuis liebt im Romanischen, jedoch nie als Anlaut, die Milderung zur Media (Diez Gramm. I, 211 fg.): Beispiele der Art im Deutschen *creta crîdâ, phlebotomum fliodema, lactuca ladducha, rota rad* (das eigentlich deutsche Wort dafür is *scîpâ* Scheibe), *rotulus rodel, seta sîda, asphaltus spaldur, vocatus vogâd, situla sîdlin* Seidel. Daneben ein *p* in *ph* oder *f* verschoben und gleichwohl nicht das *t* in *z*, letzteres also schon auf der vorhochdeutschen Stufe zu *d* geworden: *petalum pedalâ bedelâ* und *fedelgold, petraria phedirâri fedarâri* und mit derselben Verhärtung des romanischen wie sonst des lateinischen *d. phetarâri* Steinwurfzeug, *patrinus* mhd. *pfetter*. Auch *Venetia Venêdjun Venêdje* muss sein *d* bereits in jener früheren Zeit angenommen haben, wo das Deutsche den zischenden Laut des *ti* noch mit keinem *zi* wiedergeben konnte. Wie aber kommt *tonus* mhd. *dôn* zu der Erweichung auch des Anlautes? Spürte man die alte Verwandtschaft des fremden Wortes (τείνειν τόνος) mit dem deutschen *denen donen* spannen? Eine weitre romanische Eigenheit ist die Tilgung des *D* vor unbetontem *i* oder was dem gleichsteht *e*, und damit verbunden der Uebergang von *i* in *j*: *diurnum* mittellat. *jornus* prov. *jorn, deorsum* mittellat. *josum* prov. *jos, diaconus jaguno jacuno jachono, Mediolanum* mhd. *Meielân Meilân, mediolus* ital. *miolo* mhd. *mîol* nhd. mundartlich *Meiel;* auch *Joder,* die landschaftliche Kürzung von *Theodorus*, gehört hieher. Eine andre Umgestaltung des *di* ist zumal dem Italiänischen geläufig (Diez Gramm. I, 217 fg.), die Zusammenziehung und Schärfung in *z*, z. B. wiederum *radius razzo* und *viridia verza:* hieraus ahd. *wirz* [1]), unser jetziges *Wirsch* oder *Wirsing;* eben diess Wort war gemeint, wenn bereits das elfte Jahrh. den Namen *Wirziburg,* dessen Ursprung freilich anderswo zu suchen ist, in *Herbipolis* übertrug.

KEHLLAUTE. Griechisch lateinisch *C:* im Romanischen statt dessen abermals die beliebte Media (Diez Gramm. I, 227 fg.).

1) Im Sprachschatz fehlt dieses Wort: aber eine Glosse der Diutiska II, 233 b übersetzt damit das lat. *brasicia* d. i. *brasica*.

Genug der Art nun auch im Deutschen und wieder auch neben Verschiebung andrer Consonanten, wodurch die Einführung des *g* noch in das Vorhochdeutsche zurückgewiesen wird: *prædicare bredigôn* mit dem Subst. *brediga prediga, crocus chruogo, cucullus cugulâ, decanus* ahd. *degân tegân, ecce eccum* roman. *ecco* ahd. *eggo, ficus fîgâ, advocatus fogât,* pers. *kâfur* neugr. κάφουρα mhd. *gaffer* Kampfer, *capa* ahd. *gaphâ, carminare garminôn, carnarium* mhd. *gerner* Beinhaus, *cilicium* (noch ehe man *zilizium* aussprach syncopiert in *clicium*) ahd. *glîza, calceus* mhd. *golze,* mlat. *cauculus* Zauberbecher ahd. *goucal* Zauber[1]), *crypta gruft* (noch empfohlen durch den Bezug auf *graban*), *compositum* mhd. *gumpost, contrefait gunterfeit, custos* ahd. *gustôr, hyacinthus jagant, diaconus jaguno, laicus leigo,* πεντηκοστή goth. *paintêkustê* mhd. *pfingeste, apotheca* ahd. *potegâ potagâ, sacrarium sagarâri, sacrista sigiristo, speculum spiegal, quinque cinque zingo, Aquileia Aglei:* aus den theilweis daneben geltenden deutscheren Formen wie *techân chruft jachant jachono leich potachâ* hätten diese Erweichungen niemals hervorgehn können. Und so stammt auch unser mundartliches *Gatze, Getzi* Schöpfgefäss zunächst von einem romanischen *gazza,* diess aber von dem althochd. *chezzi* ab (Diez Wörterb. I, 121), *chezzi* wieder vom lat. *catinum:* das Wort ist zwischen der Fremde und Deutschland wiederholendlich hin und her gegangen. Das aspirierte *CH* sodann vor einem *I*-Laut schärft sich romanisch in *c, chelidonia* in ital. *celidonia, brachium* in *braccio, archiepiscopus* in *arcivescovo* (Diez Gramm. I, 238): auch im Deutschen ward aus *cherubim zêrubîm,* aus *chelidonia scellicurz,* aus ital. *bracciata bracciatello brezitâ prezitella* Prezel, aus *Aristolochia Osterluzei* und, während der Gothe *arkaggilus* gesagt, aus *archiepiscopus erzibiscof,* aus *archiater arzât.* Das Französische aber setzt auch *cha* in einen Zischlaut um *(charta charte)* und verwandelt, indem es die Neigung schon der Römer zu ungehöriger Aspiration der Kehle

---

1) Die persönliche Ableitung *gouculâri gougulâri caucalâri* darf nicht verlocken Ursprung aus dem lat. *jocularis jocularius joculator* (prov. *joglar,* ital. *giullaro,* altfr. *jogleor)* anzunehmen: eine Grundlage für das einfache Sachwort *goucal* bietet sich hier nicht, und der *K*-Laut im Beginn der altnord. Form *kukl* und der mittelniederl. *côkelen* und *côkelere* bleibt mit lat. rom. *j* unvereinbar.

(Schneider I, 183. 205 fgg.) fest hält, sogar *ca* in dieses gezischte *cha*, z. B. *caritas charitas charité* (Diez I, 229 fgg.). Im Deutschen wiederum hier *z: charta chartarium* mhd. *zarte zerte zarter zerter, charitas* ahd. *zart* Liebe: eine deutsche Wurzel fehlt diesem Worte, es kommt allein im Hochdeutschen vor, die für die Syncope beförderliche Kürzung *căritas* hat Otfried V. 12, 82. Für *z* wird mhd. auch *ts* geschrieben: χάρα mittellat. und roman. *cara* franz. *chiere chère* (Diez Wörterb. I, 112) mhd. *tsieren* d. i. faire bonne chère; *z* aber wie *ts* und im älteren Französischen *ch* selbst, im Mittelhochdeutschen auch *sch*, alles das erscheint nur wie ein schüchterner und ungenügender Versuch in der Darstellung des eigentlichen Lautes, wenn man daneben die im Mittelhochdeutschen gewohntere Schreibung hält, die mit *tsch: castellanus* franz. *chastelain* mhd. *schahtelân tschahtelân, capa* fr. *chapel* chapeau mhd. *schapel tschapel, charus* fr. *cher* mhd. *schêr* und *tschier, caballus* fr. *cheval chevalier* mhd. *zevalier schevalier tschevalier* [1]. Endlich auch für *G* stellt sich romanisch gern ein härterer oder milderer Zischlaut ein, der Regel nach nur wenn ein *n* oder *r* vorhergeht (Diez Gramm. I, 249 fg.): unter eben dieser Bedingung wird *spongia* im Altsächsischen *spunsia, punga* im Althochd. *phoso* Beutel [2]), *asparagus* fr. *asperge* nhd. mundartlich *Sparse*, ohne dieselbe *caliga* ahd. *kalizjâ chelissâ chelisâ;* [vgl. *manducare* afr. *mangier* mhd. *mensier* Würzb. Kochb. 24; ital. *corteggio*, Diez Gr. 2, 372, *corteggiano, cortisan*, auch franz. *courtisan;* altfr. *barge* Diez Wb. 1, 52, *barze* Harff S. 60. 203; *Frangia frange Franse Franze;* altfr. *rotuenge ridewanz;* auch fr. *logement losament*]. Durchweg aber gleicht sich *g* in der späteren Latinität und im Romanischen einem *i* oder *e*, das ihm nachfolgt, an und geht in *j* über und verfliesst, wo es zwischen einem Vocal und einem *i* mitteninne steht, in dieses letztere (Diez Gramm. I, 248 fg.): ebenso sprach man sonst und spricht man in der Schweiz noch

1) Vgl. fr. *targe*, mhd. *tarze tarsche tartsche; joye*, mhd. *zoie schoie tschoie; juxta*, afr. *joste*, mhd. *joste tjoste*.

2) *Punga* wohl von *pungere*, in die man hineinstösst: *pungere* selbst wird auch mit *phosôn* übersetzt. Die näher bei *punga* bleibenden Formen *pugg* und *fung* sind schon oben angeführt worden; wegen der Ausstossung des *n* vgl. Diez Gramm. I, 204.

immer *Genf*, lat. *Geneva,* wie *Jenf,* und aus *gynæceum* ist mhd. *genez* und *jenez,* aus *Georgius Jörge Jürge* niederländ. *Joris* geworden, aus *magister* mit diphthongischer Zusammenziehung *meistar,* aus *eulogia oblagia* (oben S. 277) *oblei obelei*, aus *collegium* mhd. *kolei,* aus *horologium ôrlei.* Ja selbst im Beginn der Worte verschwindet vor *i* und *e* der nun halb vocalisierte Kehllaut gänzlich: *Aegidius,* franz. *Gilles,* mhd. *Gilge Gilje Jilje,* nhd. *Gilg* und *Ilg; lilium,* ital. *giglio,* mhd. *gilge,* nhd. mundartlich *Ilge; gemma,* mhd. *gimme* und *imme; gypsum,* nhd. *Gyps* und mundartlich *Ips; gentiana, Enzian.*

Halbconsonanten.

Die Neigung der Liquiden unter einander zu wechseln (Diez Gramm. I, 189 fg. 199. 202 fg. 207 fg.) ist aus den romanischen Sprachen und mit Worten derselben auch in die deutsche eingedrungen: *m* vertauscht gegen *n* in *mespilum* ital. *nespola* ahd. *mespilâ* und *nespelâ; l* gegen *n* in *colus* mlat. *colucula conucula* ital. *conocchia* ahd. *chonachla chunchla,* gegen *r* in *calathus chratto chrezzo,* κλυστήρ mhd. *kristier, malum granatum margrant margram;* am häufigsten aber umgekehrt *r* gegen *l:* κυριακόν ahd. *chîrichâ* und *chîlichâ, coriandrum chullantar, charadrius* it. *calandra* mhd. *galander* Haubenlerche, *mortarium* nhd. mundartlich *Malter* Mörtel, *morus* ahd. *mûrpoum*. *mûrperi* und *mûlpoum mûlbere, prunus phrûmboum* und *phlûmboum, peregrinus* it. *pellegrino* ahd. *pilikrîm* (zugleich *m* aus *n*) und *turbo tolf.*

Die Verwandlung des *L* vor Consonanten in ein *u* und somit die des vorhergehenden Vocals in einen Diphthongen, die im Romanischen theilweis Regel ist (Diez Gramm. I, 139 fg.), kann aus deutschen Denkmälern noch frühzeitiger belegt werden als aus den romanischen selbst: schon der Gothe hat aus dem griechischen κολαφίζειν *kaupatjan,* schon der salische Franke aus *culter* das *sexaudrus* seiner Lex gemacht. Ausstossung des *l* (Gramm. I, 193) im ahd. *chussîn,* fr. *coussin,* it. *cuscino,* lat. *culcitinum* (Diez Wörterb. I, 135).

Tilgung des *N* vor *S* hat in ursprünglich unbetonten Anfangssylben das Deutsche schon aus sich selbst geübt: goth. *Kustanteinus,* ahd. *Costantinuses puruc* Konstantinopel, *Constantia*

Chostanza, *constare* altfr. *couster* mhd. *kosten;* in der betonten Wurzel ist sie den Sprachen der Sachsen und der Scandinavier ganz geläufig und regelrecht (goth. ahd. *ans* Gott, altsächs. altnord. *âs,* angelsächs. *ôs*), aber der gothischen und der hochdeutschen nicht: hier schieben sogar einzelne Mundarten eher noch ein *n* ein: *lînse meinster* udgl. Daher, wenn im Gothischen aus *mensa mês,* hieraus im Althochdeutschen *meas* oder *mias* geworden, so wird diess wiederum von romanischem Einflusse, wird daher rühren, dass jene Tilgung des *n* auch zu den altvererbten Eigenheiten der lateinischen Volkssprache gehört[1]), wie gerad auch *mesa* romanisch ist. Das Gleiche gilt für *insula* ahd. *îsila, mansionarius* ahd. *mêsinari* mhd. *mensner* und *mêsenære mêsner* (nhd. *Messner* mit falschem Bezug auf *Messe*), *pensale phêsal phiesal phîsal, expensa spensa spîsa.*

Woher aber rührt der Wechsel von *St* und *Ht,* den uns das Alt- und Mittelhochdeutsche zuweilen in romanischen Worten zeigt? *Sextarius sestar* ahd. *sehtâri,* mhd. *fôrest* und *fôreht, testière* mhd. *tehtier, chastelain* mhd. *tschahtelân.* Im Romanischen selbst ist dergleichen nirgend mehr nachzuweisen: aber es schiene mit solch einer Vertauschung der Uebergang des altfr. *forest* in neufr. *forêt* am besten vermittelt.

Vocale.

Das lange *Ò* lateinischer Wörter sinkt im Romanischen (Diez Gramm. I, 148. 413 fg. 429) und darnach im Deutschen ebenso zu dem tieferen Laute des *û*, nhd. *aú,* hinab wie kurzes *o* zu kurzem *u.* Bereits der Gothe sagte für *Roma Rûma;* der gleiche Laut im Altsächsischen und einzelnen Mundarten des Althochdeutschen: man mochte dabei an das Adj. *rûm* geräumig denken. Andere Beispiele *Vesontio Besançon Bisenzûn* und ebenso *baron barûn, prison prisûn, tronçon trunzûn;* ferner *calcatorium calcatûrâ calctûre* mhd. *kalter* Kelter[2]), *coopertorium*

1) Schneider I, 458 fgg. Diez Gramm. I, 206 fg. Eine deutsch glossierte Virgilhandschrift des 10/11 Jahrh. in München hat zu dem Verse Georg. I, 390 *Hæc nocturna quidem carpentes pensa puellæ* die Bemerkung *vulgo peisa* (Graffs Sprachsch. III, 352): gleichfalls deutsch oder romanisch?

2) Syncopierung und Tilgung des *ca* wie in *culcitra* ital. *cultra* mhd. *kulter kolter* des *ci.*

chupartûri chubertûri[1]), *lectorium lectûri*, *sacratorium sigitûri*, *morus môrperi* und *mûrperi mûlperi* Maulbeere, *hora* mhd. *ôr* und *ûre* nhd. *Uhr* und gelegentlich auch *Auer*, *duo duos* altfr. *duos* ahd. *dûs* Daus, *claustrum* ahd. *chlôstar* altsächs. *clûstar* ahd. *chlûstarrâ* Klausnerin[2]), *tofus* ahd. *tûfstein* nhd. mundartl. *Tauchstein*. Umgekehrt wird aber auch *Û* zu *ô*, hochd. *uo*, jedoch nicht unmittelbar, sondern nur indem zuerst das *û* sich verkürzt, dann sich das kurze *u* in *o* verwandelt (Diez Gramm. I, 153. Wörterb. I, 139. 328): *cupa cuppa copa* ahd. *chuofâ*, *pupa* altfr. *poupe* prov. *popa* nhd. *Puppe*, aber *pupus* mhd. *buobe*; auf gleichem Wege ist μουσεῖον in das mhd. *muosen* mit Mosaik zieren und wohl auch *muta* ahd. *mûta* Mauth in das goth. *môta* übergegangen.

Das mit dem Umlaut gesprochene französische *û* erscheint in der mittelhochdeutschen Schreibung diphthongisch als *iu*: *adventura aventure âventiure*, *créature crêatiure*[3]), hd. *brût* franz. *bru* mhd. *briu*; das Neuhochdeutsche, dem *iu* zu *eu* wird, hat noch *Abenteuer* und ebenso aus *exclusa escluse* écluse *Schleuse*. Wenn auch jenes *iu* wahrscheinlich selbst nur wie ein langes *ü* gelautet hat, so kann man das doch mit *aventure* und *âventiure* nicht beweisen: denn, ein Beispiel nothgedrungener Abweichung der deutschen Aussprache von der romanischen, der romanische Diphthong *IE*, in welchem von je her der zweite Vocal mit gutem Fug (denn er ist der einfache Grundlaut dieser diphthongischen Zersetzung) stärker hervorgetönt hat, wird von den Deutschen ganz wie ein deutsches *ie* d. h. mit stärkerem Anschlag des ersten Vocales aufgefasst: *Sena* ital. *Siena* mhd. *Siene* auf *diene*, *ferus* franz. und mhd. *fier* auf *tier*, *bannière baniere* auf *schiere* reimend. Und wie noch wir jetzt *Paníer* aussprechen[4]), so beruht überhaupt in all den vielen Substantiven und Verben, die so endigen, unser *íe* auf einem romanischen *ié*.

1) Neutralen Geschlechtes, weshalb das mhd. fem. *covertiure* nicht sowohl hieraus hervorgegangen als dem franz. *couverture* frisch nachgebildet ist.

2) Denn so wird Graffs *clouzara* (Sprachschatz IV, 566) zu bessern und der schon früh entstellte Ortsname *Clustirrun* (Förstemann II. 374) zu erklären sein.

3) Daneben auch lateinischer *crêatûre*: ebenso *natura* mhd. *natûre* und *natiure* u. s. f.

4) In der Schweiz auch *Triest*, einsylbig, nicht zweisylbig *Trïést*.

IV. Verlängerung betonter, Kürzung unbetonter Vocale.

Bei den mannigfachen Aenderungen, denen im Romanischen die betonten Vocale der lateinischen Sprache unterliegen, wird immer noch auf deren ursprüngliche Quantitätsunterschiede die bestimmteste Rücksicht genommen und eine andre Umgestaltung auf die kurzen, eine andre auf die langen angewendet: vgl. meine Altfranz. Lieder und Leiche S. 139 fgg. In diesem Stück nun weichen die Deutschen vollständig von den Romanen ab: unter ihnen hat von frühester Zeit an, hat sichtlich schon in der Gothenzeit der Grundsatz gegolten alle betonten Vocale griechischer und lateinischer Wörter, wenn der Consonant dahinter einfach ist, für lang zu achten und die eigentlich kurzen dann zu dehnen: auffallend genug, da das Deutsche selbst bis zu Ende des Mittelalters reichlich ebenso viel, wo nicht mehr betonte Kürzen besessen hat als Längen und erst das Neuhochdeutsche dem Accent die gleiche Wirkung auf die Quantität einräumt. Aber schon der Gothe dehnt nur in Folge des Tones, der dann meist ein lateinischer, wohl auch schlecht lateinischer und nicht der griechische ist, auch auf Gothisch εὐαγγέλιον in *aivaggêli*, *senex* in *sêneig*[1]), Εὐοδία in *Aiôdia*, Ἑρμογένης in *Airmôgaineis*, Ἀντιόχεια *Antiochĭa* in *Antiôkja*, Μακεδονία in *Makidônja*, Ὀνησίφορος in *Auneiseifaurus* (denn *ei* hat für ihn Sinn und Werth eines langen *î*), σπυρίς σπυρίδα in *spyreida*, *Titus* in *Teitus* und, falls der Gothe wirklich die Palme für einen Pechbaum gehalten, *pix picis* in *peik: peikabagm* bei Ulphilas die Uebersetzung des griech. φοίνιξ. Im Hochdeutschen noch mehr und eine noch grössere Mannigfaltigkeit solcher Aneignungen mit Quantitätenwechsel. Verlängerung eines betonten *ă* in *gradus grâd*, *caseus châsî*, *graphio krâvjo* Graf, *papa pâbes* (*phaffo* behauptet die Kürze), *Padus Pfât*, und selbst vor einer Position in *fascia fâska fâski;* in *lagena lâgela* Lägel ist die Betonung der ersten Sylbe nicht ursprünglich. Eines *e:*

1) Timoth. I, 5, 1 fg.: dagegen Luc. I, 18, bei der deutschen Wurzel verbleibend und nicht auf das Lateinische hin gewendet, *sineig*.

wiederum *êwangêljo* und *metrum mêtar;* in weiterer Folge Diphthongierung oder Uebergang in *î: febris* (kurzer Vocal wie in φέβεσθαι und ahd. *pipên* zittern) *fiebar, Petrus* goth. *Paitrus* ahd. *Pêtar* und *Pietar, breve prief, speculum spiegal, cedrus zêdarpoum* und *zîderboum, tegula ziagal:* daneben aber auch mit Kürze *tegel.* Eines *ĭ* und *y̆* (die Verlängerung ergiebt dann im Neuhochdeutschen den Diphthongen *ei): viola fîol, rubiola rebîgel, situla sîdlîn, lyra lîrâ* und all die vielen späteren Worte auf *ie,* die den romanischen auf *ia, ie* (Diez Gramm. II, 280) und durch deren Vermittelung den griechischen auf ία folgen, wie *astronomîe companîe kurtoisîe,* dem Ursprunge nach zu unterscheiden von denen, deren *i* schon im Lateinischen lang und im Griechischen ein ει ist, wie νεκρομαντεία *nigromanzîe,* προφητεία *profezîe.* Wir kommen im nächsten Abschnitte noch einmal auf diese reiche Wortart zurück (reich besonders dadurch, dass die fremde und fremd betonte Endung auch an deutsche Stämme gehängt wird) und erwähnen hier bloss noch, dass wo beides, Stamm und Endung, fremd ist, die neuhochdeutsche Sprache das *ie* bald unverändert lässt, bald diphthongiert: z. B. *Chemie Monarchie Infanterie, Clerisei* (ital. *chiericia*) *Polizei Spezerei, Copie Melancholie Poesie*[1]) und alterthümlicher (aber die Pedanterei, die nicht gar zu deutsch und selbst lieber eine Pedanterie sein wollte, hat das abgeschafft) *Copei Melancholei Poesei;* und dass auffallender Weise auch schon das Alt- und Mittelhochdeutsche mehrmals den Uebergang in den Diphthongen zeigt: *monachia municheie, Papia Parîa Pareia, probsteie, salvia salbeiâ, advocatia vogteie;* wäre *abbateia* das einzige Wort der Art, so könnte man die Erklärung etwa in ἀββάτεια suchen. Ferner die Verlängerung betonter *ŏ: chorus chôr, tonus dôn, Constantinopolis Philippopolis Kunstenôpel Vînepôpel, probare prôben, rosa rôsa, thronus trôn;* mit romanischem Uebergange des *ô* in *û,* nhd. *aú, avarûzâ* und *Aberraute,* Umdeutschungen von *abrotanum.* In *ostrea* nhd. *'Auster* (ahd. die Zusammensetzung *aostorscala*) tritt ungeachtet der Consonantenhäufung

1) Gr. lat. ποίησις *poesis,* aber mittellat. ital. *poesia,* fr. *poésie,* wie gr. lat. αἵρεσις, mlat. *hæresia,* it. *eresia,* fr. *hérésie,* mhd. *ęresîe,* und schon im Griechischen die Doppelformen ἀπόπληξις und ἀποπληξία, ἀπόστασις und ἀποστασία, ἐπίληψις und ἐπιληψία.

sogar der Diphthong ein, der die Grundlage des althochd. *ô* bildet; anderswo ist das betonte *ŏ* gegen *uo* vertauscht, d. h. man hat es schon auf der vorhochdeutschen Stufe in *ô* gedehnt, da hochd. *uo* und vorhochd. *ô* einander überall entsprechen: *eleemosyna alamuosan, proba* mhd. mit Umlaut *brüeven, crocus chruogo,* von *coquere* roman. *coco* ahd. *chuocho, schola scuola, domus tuom, vicedominus fiztuom* nebst den schon oben S. 287 erörterten Beispielen *buobe chuofâ môta.* Endlich ist betontes *ŭ* verlängert in *crux crucis chrûzi,* mhd. umgelautet *kriuze,* nhd. diphthongisch *Kreuz.*

Solchen Dehnungen der Kürze, die bloss der Ton veranlasst, steht in nothwendiger Ausgleichung das Andre zur Seite, dass unbetonte Längen verkürzt werden. Wenn Ulphilas *Klaimaintus* und *aurali* und *Trauada* sagt, so ist schon ihm die Lautdehnung der unbetonten Anfangssylben von *Clemens Clementis,* von *oralis* Schweisstuch, von Τρωάς acc. Τρωάδα verloren gegangen. Ebenso im Althochdeutschen *poleiâ* aus lat. *puleium;* in *bredigôn Judeo scrodôn sichur solari treso* hat überall zwar die erste Sylbe den Accent, aber ihr Vocal ist kurz: der eigentlich lateinische Accent auf der zweiten oder dritten und damit verbunden die Kürzung der gedehnten ersten ist vorangegangen: *prædicáre Judǽus scrutári secúrus solárium thesáurus;* in *secretárium sigitâri* hat die Kürzung sogar zwei Vocale getroffen. Aehnlich die Lautschwächung in *sacrísta sigiristo;* Schwächung und Kürzung in *sacratórium sigitâri.*

V. Verrückung des Accentes.

Wie wir eben vorher gesehn, haben bereits die Gothen, dem wohlbegründeten Uebergewicht der lateinischen Sprache über die griechische nachgebend, selbst griechische Worte auf lateinische Art accentuiert; den schon angeführten Beispielen ist hier noch ἐκκλησία *aikklêsjô* beizufügen, dessen lateinisch unbetontes *i* ebenso zu *j* verstummt wie dort in *Makidônja* und *Antiôkja,* und *Andrias,* eine Nebenform von *Andraias* Ἀνδρέας, deren *i* in früher (S. 271) besprochener Weise ein unbetontes kurzes *e* darstellt.

Dieser Gebrauch griechische Worte im Deutschen wie im Lateinischen selbst lateinisch zu betonen hat sich das weitere Mittelalter hindurch und bis auf uns erhalten und nöthigt sogar die, die z. B. *Aischylos* sprechen, doch zu dem Accente *Áischylos*, nicht Αἰσχύλος; er ordnet sich als einschränkende Bestimmung dem allgemeineren Grundsatz unter, dass fremden Worten ihr fremder Ton bewahrt und jedesmal diejenige ihrer Sylben accentuiert wird, die auch in der Ursprache den Accent getragen. Demgemäss sind (wir sehen ab von gänzlich unveränderten, in keiner Beziehung umgedeutschten Eigennamen wie *Hércules 'Ibycus Sátanas)*, es sind auf der drittletzten betont z. B. wieder *Macedónien* und *Evangélium Evangélien, Státue, Indivíduum Indivíduen:* dort aber das stumme *i* nähert sich immer noch sehr dem *j*, hier das *u* dem *w:* mittelhochdeutsch konnte sich *lílium lilje, Hispánia Spanje* sogar vergröbern in *lilge Spange*. Auf der vorletzten betont *theátrum Theáter, Charácter Charactére, 'Autor Autóren;* mit Verringerung der ursprünglichen Sylbenzahl *apóstolus Apóstel, Neápolis Neápel.* Auf der letzten, weil ebenfalls eine flectierende, vielleicht auch noch eine Ableitungssylbe dahinter abgeworfen, *Idól, Diadém, Lucián, Natúr* mhd. *natûre, gloriós, Mandát, Organíst* aus *Organíste, actív, Propérz, Substánz* mhd. *substánzje.*

Diess die Regel: aber noch häufiger beinah, als man ihr folgt, wird von ihr abgewichen und nach zwei gerade entgegengesetzten Richtungen hin. Nach der einen im Neuhochdeutschen, doch so, dass die Anfänge dazu bereits dem Mittelalter, die Anlässe wiederum dem Romanischen zugehören.

Das Uebergewicht, das zu wiederholten Malen die französische Bildung in Deutschland hatte, gab sich vornehmlich auch darin kund, dass sogar die Antike an diejenigen, die nicht eigentlich gelehrt waren, nur in französischer Einkleidung gelangte: auf dem Sprachgebiet entsprang daraus die Gewohnheit griechische und griechisch-lateinische Worte lieber in der französischen Form, vielleicht auch nur mit französischer Umgestaltung ihrer Schlusssylbe, in beiden Fällen aber mit dem französischen Accent zu gebrauchen. Der Art schon im Mittelalter und seit demselben die zahlreichen Substantiva auf *îe*, jetzt *íe* oder *eí*, denen antike Worte mit doch unbetontem *ĭa*

zum Grunde liegen[1]), und die noch zahlreicheren Zeitwörter, in denen an lateinische Stämme ein *íer* (vgl. Cap. VIII) gehängt ist, z. B. *régere regíeren.* Und eben der Art solche Substantiva und Adjectiva wie *Sermón, Natión, vacánt, Docént, Rumór, Facultáet*[2]), die nicht vom lateinischen *sérmo* u. s. w., sondern vom französischen *sermón* d. i. *sermónem*, vom italiänischen *rumóre* d. i. *rumórem* kommen.

Die Geläufigkeit mehrerer der eben angeführten französisch-lateinischen Wortausgänge hat schon frühzeitig dazu verleitet, sie auch auf deutsche Stämme zu übertragen (vgl. J. Grimm kl. Schriften 1, 327 ff. über das Pedantische in der deutschen Sprache, namentlich S. 337. 354 fgg. 364. 372), und in der Sprache des Volkes dauert diese Verleitung jetzt noch: der ganz undeutsche Accent am Schlusse statt am Anfang stört darin nicht. Schon das dreizehnte Jahrhundert zeigt uns Bildungen wie *zouberîe* und damit gleichbedeutend *galsterîe lâchenîe;* jüngeren Ursprunges sind *narry füllery büebery* u. s. f.: in dergleichen Worten führt das Neuhochdeutsche ausnahmslos sein diphthongisches *ei* durch: also auch niederländ. *maatschappye* nhd. *Mascopei.* Mit *ier* sodann manches auch schon ältere, wie *brügelieren buobelieren halbieren hofieren prangnieren tummelieren wenkelieren*, in der Canzleisprache *inhaftieren läuterieren schadlosieren urbarisieren verlustieren.* Mit *ion Läuteration.* Mit *ant Schmurrant.* Mit *tæt Albertæt Bestimmtitæt Kühlitæt Schwulitæt.* Und auch mit *al* und *ist* und *ur*, deren Betonung unmittelbar aus dem Lateinischen herrührt, solche Mischworte: *Glasur, Blumist Hornist Zinkenist, austrægal Lappalien Pauschale Plandralien Schmieralien.* Diese Umwälschungen des

---

1) Oben S. 289. Auch aus dem neutralen ὄργια wird im Französischen weibl. *orgies:* daher die süddeutsche Betonung *Orgíen*, z. B. in Schillers Aen. IV, 56.

2) Um uns dem Lateinischen wieder mehr zu nähern schreiben wir jetzt in dergleichen Worten *tæt* und mühen uns wohl auch ein *æ* zu sprechen: die mittelalterliche Schreibung schliesst sich unbefangener dem Laut und dem französischen Ursprung an: *facultêt, majestêt* oder auch diphthongisch *moraliteit:* vgl. *pastata* (ital. *pastadella;* fr. *pâté* männl.) mhd. *bastête pastêde* und so auch nhd. *Pastete.* Alterthümlicher romanisch ist Otfrieds *karitât;* das mhd. *potestât* hält das *a* des ital. *podestà podestade* fest.

Deutschen waren als Kehrseite der Umdeutschungen, von denen wir handeln, der Erwähnung werth. Wenden wir uns noch einmal zu denjenigen Worten, die nicht bloss in der Endung, die gänzlich fremden Ursprunges sind.

Bei denen auf *ik* schwankt die neuere Accentuierung zwischen dieser Sylbe und der, die vorangeht, d. h. sie betont bald auf französische, bald auf lateinische Art: *Katholík Fabrík Republík, Chrónik Métrik Mýstik, Mathemátiker Músiker Polítiker, Mathematík* und *Musík* und *Polítik* bald so, bald so: die Sprache des Mittelalters setzte diess *i* dem stummen *i* des Deutschen gleich und betonte *krónike, músike.* Sonst aber, wenn das lateinische Wort den Ton auf der drittletzten Sylbe und in der vorletzten einen volleren, nicht so leicht verklingenden Laut hat, betonen wir im Deutschen eben diese vorletzte oder für uns nun letzte und thun das zugleich nach dem Vorgange der französischen und auf Antrieb der eigenen Sprache, die schon längst verlernt hat kurzen und unbetonten Schlusssylben einen volleren Laut zu geben, die schon seit mehr als einem halben Jahrtausend an dieser Stelle der Worte bloss stumme *e* oder *i* kennt. Also z. B. *Aráber Epóche Ænéide Areopág reciprók Thermopýlen Maxíme Orgán Pericópe Apocrýphe Satíre Ekstáse Despót concár;* selbst altgermanische Namen, die jedoch auf uns bloss durch lateinische Vermittelung gelangt sind, müssen sich dieser neudeutschen neufranzösischen Betonung unterwerfen: *Gepíde Hermundúre Teutóne Vandále;* ja auch zahlreiche Worte mit *ĕ* in der vorletzten entziehen sich ihr nicht, weil dieser Vocal sonst verstummen oder gar, wie schon bei *castanea Kastanie, linea Linie* geschehn, in ein *j*-artiges *i* ausarten würde: *Idée Kathéder Anathém homogén Conifére Aphærése.* Und so würden *'Autor* und *Autóren, Charácter* und *Charactére,* für deren Accentwechsel vorher der entsprechende lateinische Wechsel von *áuctor auctóres, charácter charactéres* als Grund ist angedeutet worden, es würden in gleicher Art *Sócrates* und *socrátisch, 'Aether* und *äthérisch, Apóstel* und *apostólisch, Hércules* und *herculisch* auch ohne das lat. *Sócrates socráticus, áether æthéreus* u. s. f. den Accent hier auf diese, dort auf jene Sylbe rücken: denn mit der Flexion, mit der Ableitung ist diejenige Umdeutschung eingetreten, der ein *sócratisch* und *hérculisch* widerstünde, und wir

betonen ja eben deshalb auch *Cæsáren Rhetóren* trotz dem lateinischen *Cáesares rhétores.*

So viel von der einen, der französisch-neuhochdeutschen Abweichung, die zugleich der lateinischen und der eigentlich deutschen Art entgegen den Ton auf den Ausgang der Worte wirft. Wir gehn zu der anderen über, durch welche dem Deutschen wenigstens sein Recht geschieht. Diese gehört wesentlich der althochdeutschen Zeit an; auf den späteren Sprachstufen begegnet und durchkreuzt sie sich mit der französischen Betonungsweise.

Wie das Gothische die griechisch-lateinischen Laute möglichst festhält, das Althochdeutsche aber einen grossen Schritt von da aus weiter geht und eigentlich erst deren Umdeutschung beginnt, so ist das Gothische auch in den Accenten der Worte noch gern lateinisch, das Althochdeutsche wagt den deutschen Accent. Allerdings bei Ausdrücken, die gleichsam geheiligt sind, wie *êvangêljo,* wie *epistulâ,* ist der lateinische Accent ihm mitgeheiligt: sonst dagegen strebt es mit seiner Betonung auch über die drittletzte noch zurück nach vorne hin und giebt den höchsten Ton der ersten Sylbe, die im Deutschen der Regel nach einen solchen trägt; ja Otfried (Hartm. 149) mag selbst die lateinische Ablativform *káritate* so betonen. Hier nun ist Einwirkung des Romanischen nicht gedenkbar: dieses kennt wohl gleichfalls solche Verrückungen des Accentes in *ficátum* prov. *fígado, fœniculum* mittellat. *fénuglus* portug. *fúncho, pensíle pésale, secále* ital. *ségale, trifólium* franz. *trèfle* (vgl. Diez Wörterb. I, 175. 375. 422 und oben S. 275), aber eben nur in so wenigen vereinzelten Fällen: man möchte eher den umgekehrten Einfluss glauben. Und auch das Gothische hat schon Einzelnes der Art, Einzelnes, nur wie zur Vorbereitung: *catínus* oder *catíllus kátil* und *sigíllum sigljô.* Desto zahlreichere Belege im Althochdeutschen und auf dessen Grund noch in der späteren Sprache und bis auf die unsre; all diese Blätter sind voll davon, so dass es Ueberfluss wäre hier noch eigens dergleichen anzuführen. Ich bemerke nur noch, dass im Mittelhochdeutschen selbst die frisch eingeführten romanischen Worte gern so betont werden: z. B. *bannière bánier* Bänner, altfranz. *panchíre* ital. *panciéra* (*pancia* Bauch von *pantex*) *bánzier* Pánzer. *potio poisón póisûn, chapél* chapeau *schápel.* Namentlich sind

hiebei die auf *âte* oder *ât*, roman. *ata* und mit ihnen die auf *isse* oder *esse* zu erwähnen, die jetzt massenweis und zwar die auf *âte* besonders im mittleren, die auf *esse* im niederen Deutschland aufkommen, die letzteren so gänzlich tonlos auf der Ableitung, dass dieselbe sogar syncopiert wird, wenn die vorhergehende Sylbe ein tiefbetontes *er* enthält: *maiorissa meierse, monetaria munzerse, telonaria tolnerse.* In beiderlei Bildungen mochte man aber dem deutschen Accente deshalb schon den Vorzug geben, weil häufig auch hier das Stammwort selbst ein deutsches ist: *reinâte* Reinigung, *rillâte* von *rillen* Geisselung, *beckerse* Bäckerinn neben *marterâte* Marter, *predigâte* Predigt, *ebbedisse abbatissa.* Zudem ist *ât* auch als wirklich deutsche Schlusssylbe, als Nebenform von *ôt* gebräuchlich: *kleinate kleinôt* und *kleinât*.

Aber nicht bloss Appellativa, auch Eigennamen, persönliche wie geographische, wurden so behandelt: schon im Gothischen hatte es *Marja* geheissen, ebenso neben *Mariâ* im Althochdeutschen, mittelhochd. *Marje* und mit dem Umlaut *Merje Merge: Mergenburc* Marienburg, *Mergentheim* Marienheim? Jetzt ausserdem noch *Antichrístus 'Antichristo, Basiléa Básala, Confluéntia Chóbilinza, Colónia Chólonne Chólina, Constántia Chóstanza Chóstinza, 'Elias, Judáeus Júdeo, Matthάeus Mátheus, Martínus Mértin, Moguntíacum Mogúntia Máginza, Paradísus Páradis Párdis, Philíppus, Tarrísium* mhd. *Tárrîs Térrîs* Treviso, *Troiánus Tróiân, Tuscána Túscâne, Valentínus Váltîn, Tabérna* ahd. *Záberna* Zabern, *Tulbíacum Zúlpicha*[1]; selbst französisch endende wie *Franzois* und *Grêzois* betont die Ritterdichtung auf der ersten Sylbe.

Das Neuhochdeutsche behauptet bei Appellativen diese umdeutschende Betonung nur dann, wenn sich dieselben bereits vom Alt- oder Mittelhochdeutschen her und in solcher Umbildung vererbt haben, dass der fremde Ursprung verwischt ist: wo aber letzterer noch erkennbar vor Augen tritt, wird lieber

---

1) [vgl. Heliand 37, 18—38, 5. *Béthania* 121, 10. *'Aegypteo* 21, 14. *Ébreoliudi* 3, 20. *Zácharias* 3, 2. *'Octavianus* 16, 21. *'Elias* 28, 1. *Pilatus* 156, 16. *Mágdalena* 174, 4. Otfrid II, 14, 59 betont *Hierosólima*, III, 4, 2, *Hierosólimono:* aber Heliand 2, 17 *Hiérusalem* (gesprochen *Jérusalem*) und ebenso mhd.: zu Walth. 80, 26.]

zu dem ursprünglichen Accent zurückgekehrt: wir sprechen nicht mehr *fúndament,* und wenn auch *Káppel* und *Kástel Kássel* als Ortsnamen, doch sonst *Capélle* und *Castéll;* und gar bei Worten, die erst das Neuhochdeutsche selbst aufgenommen, sind Betonungen wie *Cómpass 'Ocean Pávian* (fr. *babouin*) eine Seltenheit. Nicht so unter den persönlichen Eigennamen, besonders wie der Volksmund dieselben kürzt: hier haben auch wir noch *'Alban, 'Andrês*[1]), *'Anton*[2]), *'Appel* d. h. *'Apollonia, Béndix Béndicht* d. h. *Bénedictus, Chrístian Chrísten, Chrístoph* d. h. *Chrístophorus, Dœrte* d. h. *Dórothea, Élsbeth* und *Élse* d. h. *Élisabeth, Fábian, Flórian, Franz* und *Fránzi* d. h. *Fránciscus Fráncisca, Kätter* und *Kätti* und *Káethe* d. h. *Cátharina, Lórenz, Márgret, Mártin* und *Mérten, Mátthês* und *Matz* d. h. *Mátthæus, Móritz, Níclas* und *Níckel, Phílipp, Súse* und *Süsi* d. h. *Súsanna, Théodor* und *Jóder* (s. oben S. 282), *Théophil, 'Urban, Válentin* und *Vélten,* auf süddeutschen Schulen auch *Hómer, Hóraz, Vírgil;* geographische ausser den schon oben angeführten noch z. B. *Bellinzóna Béllenz, Clarénna* Chiavenna *Kléfen.* Der Zwiespalt aber zwischen Altem und Neuem, zwischen Einheimischem und Fremdem, in den unser Deutsch besonders hier gerathen oder gebracht ist, zeigt sich am auffälligsten darin, dass nicht wenige Worte jetzt beiderlei Betonung empfangen: so *Altan, Altar, Antichrist, Continent, Februar, Florenz, Januar* (aber *Jénner*), *Johann, Kamerad, Orient, Pállast* oder *Palást; Diamánt* und *Démant,* beides Entstellungen von *adamas adamantis,* sind auch in der Lautgebung, *'August* und *Augúst* im Sinne verschieden: das althochd. *augusto* trug als Monatsname den Accent ebenfalls auf der Anfangssylbe, so dass später *óugeste* und *ouste* daraus hervorgehen konnte. *Barbár* wurde noch vor hundert Jahren *Bárbar* betont, indem man die Schlusssylbe einem

---

1) Also *'Andreas,* wie zwar eigentlich richtig, aber schon seit langem unüblich ist. Im 9. Jh. accentuieren neben einander Otfried *Andréas,* die altsächsische Evangelienharmonie gleich der angelsächsischen Legende dieses Apostels deutscher und lateinischer *'Andreas.* Das goth. *'Andrias* oben S. 290.

2) Wenn Schiller in einer Xenie den Accent auf die letzte legt *(kein Antón, kein Orest, keine Andromacha mehr),* so ist damit die frische Abkürzung aus *Antónius* bezeichnet.

stummen *er* gleich setzte und demgemäss *Barbarn* declinierte, wie schwäbische Dichter *furchtbarn;* von derselben Art ist unser *Decemvirn marmorn Consuln.*

VI. Die unbetonten Sylben.

Die Sprache hatte sich so gewöhnt den Hochton der Worte noch über die lateinische Abgränzung hinaus auf den Anfang zu werfen, dass in den seltneren Fällen, wo das aus irgend welchem Anlasse nicht geschehen war, der nun tonlose Anfang wie mit Missachtung behandelt und durch eilendes Drüberhingehn in seiner Körperlichkeit geschmälert, des einen oder anderen Lautes beraubt, ja gänzlich abgeworfen wurde. Das Schwächste der Art haben wir schon aus dem Gothischen kennen lernen, die Kürzung gedehnter Vocale und das Verschwinden eines *n* vor *st* (oben S. 285 und 290); dem schliessen sich Liquidenwechsel an wie *armarium barbieren* mundartlich *Almaring balbieren.* Schon stärker sind die Vocalsyncopierungen in μαργαρίτης, in *cilicium, coróna, Veréna, beryllus, canónicus, Jerónimus* d. i. *Hieronymus*[1]), auf denen goth. *markreitus*, ahd. *gliza*, mhd. *krône* und *Vrêne*, nhd. *Brille, Knünich* und *Grolmus* beruhen. Am häufigsten ist das Stärkste, die vollständige Aphärese der ersten, ja zweier Anfangssylben. Ein Theil der Worte, die als Beispiel hiefür zu nennen sind, ist sicherlich schon im Romanischen und im Latein der Romanen so gekürzt und gleich so nach Deutschland gebracht worden, wie *apothéca* ital. *bottéga* ahd. *pótacha, amygdala mandola mandalâ, Apulia Puglia* mhd. *Pülle, electuarium lattovaro lattewarje,* ἑξάμιτος mlat. *examitus* altfr. mhd. *sâmît, excocta* ital. *scotta* mhd. *schotte* Molke, *expendere spendere* ahd. *spentôn, expensa spesa spîsa, thyrsus* span. *destrozar* ital. *stronzare strunzôn:* man braucht jedoch nicht überall, wo beide Sprachen in der Aphärese zusammentreffen, romanische Mittheilung anzunehmen, da Neigung dazu dem Deutschen selbst schon

---

1) Wie *hyacinthus* mittellat. *jacintus, hyalinus jalinus, hyoscyamus jusquiamus;* vgl. *Hilarius* mhd. *Gleris.*

innewohnte. Das belegt in besonders schlagender Weise die altsächsische Evangelienharmonie, die je nachdem auf einen Vocal oder auf *r*, auf *f* zu allitterieren ist, bald *Hérodes* d. i. *Érodes* betont (auch im althochd. Ammonius IX, 3 wird *Hérodes* geschrieben), bald *Heródes* d. i. mit Aphärese sogar dieses biblischen Namens *Ródes*, bald *ínfern* Hölle, bald wieder mit Aphärese *férn*[1]); nicht minder schlagend dergleichen Worte wie ahd. *pelzôn* pfropfen, mhd. *râvît* arabisches Streitross und *sambelieren* zusammennehmen (mit Bezug auf *samelen* auch in *samelieren* umgeändert): das Provenzalische und Altfranzösische, woher sie doch stammen, sagen selber *empeltar*, *arabit* und *assembler*, das Mittelhochdeutsche aber kennt auch neben *Arâbi* Arabien ein gekürztes *Râbi*, und im Niederländischen steht *poten* pflanzen neben dem ahd. mit *empeltar* und *pelzôn* gleichbedeutenden *impitôn* von *impotus* ἔμφυτον. Weitere Beispiele *apostolus* ahd. *postul*, *Arras* nhd. *Rass Rasch*, *asphaltus* ahd. *spaldur*, *asparagus* nhd. *Sparge Spargel*, *æstivale* ahd. *stiful* mhd. *stival* (Anklang an ahd. *arstifulen* mhd. *understivelen* stützen und *understibel* Stütze), *episcopus* ahd. *biscof*, *epistola* mhd. *pistel*, *eruca* ahd. *rûpa*, *exclusa* afr. *escluse* nhd. *Schleuse*, *hippodromus* mhd. *poderâm*, *Hispanus* ahd. *Spân*, *historia storja*, *oryza* mhd. *rîs*, *hospitale spitâl* Spittel; mehr als bloss ein Vocal getilgt in *cucurbita* ahd. *churpiz*, *ampulla* nhd. mundartl. *Pulle*, *emplastrum* ahd. *phlastar*, *incensorium zinseri*, *indianisch* nhd. *Janisch* welscher Hahn, *quatember* mhd. *temper;* zwei ganze Sylben in *catapulta polz*, *intercilium cilre*, *paternoster* nhd. mundartlich *Nuster*. Für das Neuhochdeutsche haben diese weitgreifenden Aphäresen ihren Hauptplatz in den niederen und alltäglichen Umbildungen der Taufnamen, eben der undeutschen Taufnamen: die deutschen, deren Anfang gleich eine betonte Begriffssylbe ist, werden nur hinten abgekürzt; von den fremden erscheint mancher mit der einen und der anderen Tilgung, da man ihn auch mit dem Hochton auf beibehaltener erster Sylbe spricht: *Adolfus Dolfs Dölfi*, *Annette Nette*, *Apollinaris Bolleronis*, *Apollonia Plœn*, *Apollonius Plönniges*, *Auguste Guste*, *Ægidius Gidi* oder *Gily* (vgl. oben S. 285), *Helena Lene*, *Elisabeth Lisebeth Lise Lisette Sette Beti*,

---

1) [Cynevulfs Juliana 21 ceastre Commedia, d. i. *Nicomedia*; 291 *hyge Johannes*. Älfr. Metra XXVI, 8 *Rêtie* (Boeth. 4, 3 Neritii).]

Erasmus Rasmus, Eustachius Staches Stachs, Hippolytus Bolte Pölte, Jacob Kœbi, Johannes Hannes Hans, Johanna Hanne, Joseph Sepp, Agnes Nese, Ambrosius Brosi, Andreas Drewes Dresi Dresike, Antonius Tönnjes Dönniges Toni Tonel, Carólus Role, Cæcilia Zilg[1], *Louise Wise, Nicolaus Claus, Philippus Lips Lippel, Sebastian Bastian Wastel Baschi, Sophie Fike, Xaver Fehr Fehreli, Brigitta Gitta, Christine Stine, Christophorus Stoffel Töffel, Charlotte Lotte, Pancratius Kraz, Margareta Grete, Catharina Trine Rina, Bonifacius Fazi, Dionysius Nis, Ferdinand Nante, Friderike Rike, Henriette Jette, Philippine Pine, Salomea Meli, Wilhelmine Mine* und *Hieronymus Mus Müssi Mussel.* Auch die Beispiele, wo ein vor den Namen gesetztes und damit verwachsenes *Sant* oder *Sand* d. i. *Sanct* bis auf das beschliessende *t* oder *d* getilgt wird, sind hier anzuführen: so haben wir in Basel eine *Dalben-* und *Delsbethen-* d. i. Sanct-Alban- und Sanct-Elisabethenkirche, und ebenso ist aus Sanct-Urs *Durs,* aus Sanct-Ilg (Ægidius) *Dilg Dill Till Thiele,* in Baiern aus Sanct-Annenbrunn *Tannenbrunn* geworden. Damit vergleicht sich das spanische *Diego* aus *Sant-Iago* und weiter in den romanischen Sprachen *Narnaldo, Nugo, Nalazais* aus *Don Arnaldo, Don Ugo, Donna Alazais,* im neueren Griechischen aber die Ortsnamen, die mit einem aus εἰς verkürzten Σ beginnen wie *Samsun* d. i. εἰς Ἀμισόν, *Schio Stanchio* εἰς Χίον, εἰς τὰν Χίον, *Stambul* εἰς τὰν πόλιν; ein altdeutsches Städteverzeichniss hat *Spergimunt* d. i. εἰς Πέργαμον, *Stammerre* εἰς τὰν Μύῤῥαν, Ismir, Smyrna. *Pippo* und *Poppo,* die alten Koseformen zu *Philipp* und *Jacob,* halten nur die Schlusslaute der zweiten Sylbe fest um den Vocal mit einer Verdoppelung des Consonanten zu umschliessen[2]).

In solchem Maasse werden von der betonten Sylbe undeutscher Wörter die vorangehenden unbetonten hinabgedrückt. Nicht geringere Wirkung übt sie auf die ihr nachfolgenden aus: auch hier veranlasst sie Kürzungen aller Art, durch Syncope und durch Apocope, ebenfalls oft von überraschendster Ausdehnung. Und wir übergehen noch, indem nun wieder Beispiele anzuführen

1) Das männl. *Cæcilius* lautet schon im Deutsch des 13. Jahrh. *Ziljes*

2) [vgl. Emil, Emilie *Mimmi.* Elisabeth Caroline *Lili. Luise*, Julie *Lulu.* Beckers Geschlechtsn. S. 16.]

sind, die neuhochdeutschen Formen, in denen durch Verschwinden der stummen *e* die Kürzung mitunter das möglich äusserste erreicht; auch jene innerlich zusammengezognen, hinten abgebrochenen Eigennamen brauchen nicht wiederholt zu werden.

Syncope und gelegentlich damit verbunden Umstellung und Angleichung der Laute, welche nun zusammentreffen: *aristolóchia aristolócia* ahd. *ástriza*, *calcatórium cálcatûrâ cálctûre* mhd. *kalter*, *catíllum* ahd. *chellâ*, *colúcula conúcula chónacla* und *chunchla* Kunkel, *chrysólithus* mhd. *krisólite* und *krisólt*, *gynæcéum gynáecium* ahd. *génuz* mhd. *genez genz*, *malum granátum* mhd. *(málgranât) márgrant*, ital. *marináro márnære*, *matutína* ahd. *máttîna* mhd. *metten*, *monastérium* ahd. *mónastri múnistri* mhd. *münster*, *patina* ahd. *phannâ*, *prœbénda* roman. *provénda* ahd. *phruonta*, *pulpitum* nhd. *Pult*, *phlebótomum* ahd. *fliodema* mhd. *flieme* (vgl. *bior* *bier* S. 281), *refectórium* mhd. *rérindre reventer riftre rempter*, *syllaba* ahd. *síllabâ* mhd. *síllabe silbe*, *solidus solidáta* mhd. *solt sóldât* Löhnung, *Trajectum* mhd. *Mastriht Ûztriht Ûztreht*, *trajectórium trähter trihtære*. Die Anfangslänge von *cærefólium* zeigt sich im ahd. *chérvola* verkürzt auf Anlass der ursprünglichen Betonung (s. oben S. 290) und zugleich der Position, welche die Folge der Syncopierung ist: ebenso in den mittel- und neuhochdeutschen Formen *fenchel* und *kirche* die Länge von *fœniculum fênachal* und κυριακόν *chirichâ*: denn letzteres hat ein langes *i*, Notker bezeichnet es ausdrücklich [1]).

Apocope: *crede mihi crêdemich*, *circulus chirch* und *zirc zirke* (oben S. 269), *Samuel Sam Sämmi* [2]), *lychnus lich* in *charzlich* (wenn ich *carchlih* Sprachsch. IV, 490 richtig bessere), *Sarracénus Sarz*, *vicedóminus fiztuom*, *petroselinum pêdarsilli pêdarsil*, *pater? patrinus* mhd. *pfetter bate*, *telóneum zol*, *torcular torcula torcul*, *Barbara Bärbe Babi*, *archiáter* ahd. *árzât* [3]), *Mo-*

---

1) So geht auch die Länge von *delere* ahd. *tilôn*, von *lilium*, *Hispania* u. dgl. Worten durch die Position *tilgen lilje Spanje* verloren.

2) *S. Nicolaus* als festlicher Kinderschreck wird in Zürich *Sämmi Claus* genannt.

3) Vollständiger im Mittelniederd. und Niederländischen *ersâter* und *ersetre*. Die Sachwörter *arzentuom* und *arzenie* und das Zeitwort *arzenôn* setzen noch ein zweites Personwort *arzen* voraus, das jedoch, da *t* und *n* nicht wechseln, keine Entstellung von *arzât* sein kann, sondern, wie ich

guntiacum Mogúntia Máginza, *portuláca búrzala*, παροικία *parochia pharra*, *lampas lampadis* mhd. *lampe*, *propágo* ahd. *phrofa* Propfreis, *syríngium sirno*, *parálysis Parle*, *cyparíssus ziperboum*, *tapétum teppi*, *charitas zart*, *pulvínar phulwi*, *discípulus disco* [1]), *mécanique* in der Pfalz *Micknick* und auch nur *Mick*. In Baiern ist einmal Jemand den heiligen drei Königen zu Ehren *Cabame* genannt worden (Schmellers Wörterb. II, 690): allerdings eine starke Abkürzung: sonst pflegt man *Caspar Balthasar Melchior* nur in *Casper* oder *Chäpper*, *Balzer* oder *Balzi*, *Melcher* oder *Meck* zu ändern; und doch keine stärkere als die von *Max* aus *Maximilianus*.

Aber auch die Laute, die hinter dem Hochton noch bestehen bleiben, Consonanten wie Vocale, gerathen durch die Zurücksetzung, die sie gleichwohl trifft, in Schwanken und Schwächung. Consonantänderungen, die unmittelbar mit der Syncope verbunden sind, haben wir so eben erst kennen lernen; ausserdem kommt, viel häufiger hier als in betonten Sylben, Umtausch der Liquiden vor und wieder namentlich der Uebergang in *l* (vgl. oben S. 285. 297): *n* in *l asinus* goth. *asilus* ahd. *esil*, *catinus* oder auch *catillus* goth. *katil* ahd. *chezzil*, *coquína* ahd. *chúchina* und *chuchil*, *cumínum chumin* und *chumil*, *lagéna lâgela*, *myrtinus* μυρτίνη *mirtilpoum*, *organum organâ* und *orgelâ*, *turbo turbónis turbal*; *r* in *l carcer* goth. *karakar* ahd. *charchâri* mhd. *karkære kerker* und *karkel*, *corpus corporis* mhd. *korper* und *körpel*, *marmor* ahd. *marmul*, *martyr martarôn* und *martolôn*, *mortárium* mhd. *morter* und nhd. *Mörtel*, ahd. *mórsâri* und *mórsâli*, *murmurare murmurôn* und *murmulôn*, *panther* mhd. *pantel*, *petrária* ahd. *phétarâri* mhd. *pfedeler*, *prior priol*,

---

schon zum Vocabularius optimus S. 8 bemerkt habe, auf dem appellativ gewordenen Eigennamen *Archigenes* (Juvenal VI, 235. XIII, 97. XIV, 252) beruhen wird. In einem Wörterbuche des 13. Jhrh. heisst es (Strassb. Handschrift B 114 Bl. 70 b) *Archigenes principalis medicus qui optime scit modum in genesi i. nature*. [vgl. wie *Lycisca* Virg. Ecl. 3, 18. Ovid Metam. 3, 220 im Mittelalter appellativ geworden: du Cange und Graffs Sprachsch. V, 600. — Oder *arzentuom* wie *lâchentuom*, *arzenôn arzenie* wie *lâchenôn lâchenie?]*

1) Eine dem ähnliche und dem französ. *eresque* évêque entsprechende Kürzung von *episcopus biscof* liegt nur in der Zusammensetzung *biscetuom bisctuom* nhd. *Bisthum* vor.

Christophorus nhd. *Stoffel Töffel*, *incensórium* ahd. *zinseri* und *zinsilo*; *l* in *n capitále cápitân*, *tribulare trebenôn*; *l* in *r canális* ahd. *chánali* mhd. *kenel* und *kener*, *palliolum* ahd. *phéllôl* mhd. *pfellel* und *pfeller*, *vertæfeln* alamann. *vertæfern*; *m* in *n balsamum* ahd. *balsamo* goth. *balsan*, *thymiáma* ahd. *timiâm* nhd. *Thymian*, *cherubim zêrubîn*, *cinnamómum sínnamin* (oben S. 271); *n* in *m peregrínus pilicrîn* und *pilicrîm*; *n* in *r cophinus* ahd. *chovina* nhd. *Kofen* und *Kober*: *custos custódis* ahd. *cústôr* vertauscht gegen *r* die Zungen- und Zahn-Media. Die Liquida *n* aber zeigt auch in diesen unbetonten Sylben ihre Neigung (vgl. oben S. 266 u. 286) sich ohne weiteren Anlass, als den die Gemeinsamkeit des sprechenden Organes giebt, vor einen Zungenlaut einzuschieben: *dormitórium* mhd. *dórmindre dórmenter*, *lavátor* ahd. *lávantâri* Walker, *desconfiture* déconfiture mhd. *schumpfentiure*, *secretárium* ahd. *sigindri*; besonders vor *z*: *aristolóchia ástriza ástrenza*, *focácia fóchanza*, *palátium phálanza*, *piscátio fischenze*: vgl. *Bilitio Bellitiona* (Geogr. Rav. 251, 15) ital. *Bellinzona*. Möglich, dass ebenso unser Ortsname *Múttenze Muttenz* aus *Mutátio* entstanden ist; nur muss dann die Schreibung *Mittenza*, in welcher die älteste Belegstelle denselben giebt (Wiponis Vita Chuonradi Imp. Cp. 21), mit leichter Besserung in *Mutenza* geändert werden.

Jetzt noch die Vocale der Schlusssylben. Das Gothische bleibt in diesem wie allen Stücken getreuer bei der Urform: *aurali balsan kaisar sinap ulbandus*, *asilus katil militôn*, *paurpura viduvô*, sie halten sämmtlich die eigentlichen Laute fest; *karkara*, *aggilus*, *platja*, *spaikulatur*, *aipiskaupus*, *aipistaule* oder *aipistula*, *apaustaulus* oder *apaustulus*, *diabaulus* oder *diabulus*, *diakaunus* oder *diakun* sind nothgedrungene Abweichungen: Abweichung mit Freiheit zeigen uns nur ὀρυχή *aurahjô* und κολαφίζειν *kaupatjan*. Viel ungebundener schaltet das Hochdeutsche. Selbst jene bereits im Gothischen angenommenen Formen behaupten sich hier nicht alle: viel häufiger als *cheisar* heisst es im Althochdeutschen *keisur* oder *keisor*, während wieder in *tiufal* fast einzig *a* gilt. Damit sind die zwei Hauptbemerkungen über diesen Gegenstand schon angedeutet. Einmal: wie das Althochdeutsche, dem Gothischen folgend, in den Bildungssylben eigener Worte mit Vorliebe den Vocal *a* verwendet, so überwiegt dieser auch am Schluss der fremden. Er wird, wo

schon das Lateinische ihn hat, am ehesten belassen und zugleich am ehesten für andre Vocale eingetauscht: z. B. *jusséllum jússal* Fleischbrühe, *decimare techamôn*, *præpósitus propósitus próbast*, *speculum spiegal*, *eleemósyna álamuosan;* und wird, wo Muta und Liquida verbunden sind, trennend und vermittelnd dazwischen gesetzt: *templum tempal*, *chrisma chresamo*, *signum segna*, *coriándrum chúllantar*, *cuprum chuphar*, *febris fiebar*, *fenéstra fénstar*, *metrum mêtar*, *emplastrum phlastar*, *sacrárium ságarâri*, *cedrus zedarpoum*. Nächst *a* am geläufigsten ist *i*, ursprüngliches sowohl als nun erst eingetretenes: *castánea chéstina*, *flagéllum flégil*, *cydónium chútina*, *scutula scuzzilâ*. Sodann: etymologisch haltlos wie dergleichen Worte im Deutschen sind, bleiben sie oft nicht einmal bei demselben Vocale, sondern wechseln mit mehreren, ja beinah allen spielend ab: *Basiléa* heisst *Básila Básala* und *Básula*, *fœniculum phênichal fênachal* und *fênuhal*, *labéllum lápel lábal lábol* und *lápul*, *piper pheffar fefor* und *pheffur*, *simila similâ simulâ simalâ semalâ*, *facula fachala fâcchela fachila fachola facula*. Mit dem Ausgange des Althochdeutschen und gar im Mittel- und Neuhochdeutschen verschwindet freilich diese ganze bunte Mannigfaltigkeit der Schlussvocale, und die *a*, die *i*, die *o*, die *u* verflachen sich gleichmässig in einen und denselben stummen Laut, der mit *e* oder auch mit *i* bezeichnet wird, und Syncopierung tilgt oft auch diesen noch. Dem Althochdeutschen selbst war das im Accent zurückgesetzte *e* noch so wenig gerecht gewesen, dass nur in seltenen Fällen, wo dieser Vocal ihm überliefert war, er sich behaupten konnte, wie in *cancélli chánzella*, *cappélla chápellâ*, *castéllum chástel*.

VII. Geschlecht der Substantiva.

In Betreff des Geschlechtes der aus dem Griechischen, dem Lateinischen, dem Romanischen herübergenommenen Substantiva kann man freilich als Regel aufstellen, dass es im Deutschen damit so gehalten werde, wie die Ursprache jedesmal verlangt, und sicherlich herrscht auch dieser Grundsatz wenigstens im

Neuhochdeutschen, das seine Entlehnungen mit grösserem Bewusstsein vollzieht: im Ganzen aber treten hier wie bei dem lateinischen Accente dem, was die Regel scheint, so viele und mannigfache Ausnahmen entgegen, dass zuletzt wieder nur eine theoretische Behauptung, eine Voraussetzung, ein Wunsch übrig bleibt. Nicht einmal das Neuhochdeutsche selbst nimmt es mit dem Geschlechte der Fremdwörter so genau, wie es sollte und wollte, geschweige denn das ältere Hochdeutsch und das Gothische.

Nachweisbarer Anlässe das Geschlecht zu ändern giebt es mehr als einen: derjenige, der schon am frühesten gewirkt hat und stets noch wirkt, ist einfach der Missverstand, die unrichtige Auffassung und Behandlung der fremden Wortform. *Porticus* ἀπόστροφος ἄτεμος διάλεκτος διάμετρος δίφθογγος παράγραφος sind sämmtlich auf Griechisch und Lateinisch Feminina: aber irre geführt durch die Form, machen wir und sogar die strengsten Gelehrten Masculina daraus, Mancher auch aus *periodus* und *synodus;* männliches Geschlecht haben ebenso die alten Umdeutschungen von *porticus phorzich,* von *synodus senôd,* haben *domus* ahd. *tuom* Dom, νάρδος goth. *nardus,* aber weibliches ahd. *narda.* *Agiotage apanage bagage bandage courage emballage équipage ermitage étage mariage ménage passage personnage,* ebenso *beau monde, caprice, carrosse, domaine, smalte, bastion* sind sämmtlich im Französischen, *Levante* im Italiänischen Masculina: aber uns verleitet das Schluss-*e* und das *-ion* sie weiblich zu gebrauchen, und nur in Grenzländern, wo das Französische selbst lebendig näher steht, hört man wohl auch *das Étage* u. dgl. Verzeihen wir deshalb dem ältesten Deutschen, wenn es griechische und lateinische Feminina auf *a* als Masculina nahm, weil ihm selbst zahlreiche Masculina auf diesen Vocal ausgiengen: *drachma* goth. *drakma, epistola aipistula* (gewöhnlich aber nach ἐπιστολή weibl. *aipistaulê),* εὐχαριστία *aiwχaristia, fascia faskja, uncia unkja;* mit hochdeutscher Vertauschung des früheren *a* gegen *o* *cholera cholaro, concha* ital. *cocca* ahd. *chocho, cotta chozzo, palma* mhd. *balme* Palmzweig, mittellat. *pasta* Huhn ahd. *pasto* und *punga phoso* (oben S. 284). So ist auch aus dem Neutrum *chrisma* ahd. männlich *chresamo* geworden.

Ein Doppelbeispiel, das sich hier anschliesst, *evangelium* goth. weibl. *aivaggeljô*, ahd. männl. *ewangeljô*, führt uns auf einen zweiten Anlass des Geschlechterwechsels. Die Latinität der späteren Zeit und des Volkes, nach ihrem Vorgang in noch grösserer Ausdehnung die romanischen Sprachen lieben es, die neutrale Mehrzahl auf *a* in eine weibliche Einzahl, Neutra also in Feminina umzusetzen (vgl. Diez Gramm. II, 21 fg.); es trifft das theils Benennungen solcher Gegenstände, von denen man besonders oft im Plural spricht, theils verfolgt man nur die Analogie noch weiter. Diess lateinisch-romanische *a* wird nun im Deutschen zwiefach aufgefasst und wiedergegeben, entweder wie bei jenen echten Femininis männlich: also *evangelium evangelia* ahd. *ewangeljo*, vielleicht auch *pigmentum bîmento, canticum cantico, lilium liljo;* oder aber gleichfalls weiblich, und das herrscht vor: also goth. *aivaggeljô*, im Hochdeutschen *pîmenta, liljâ,* ferner *atramentum atraminzâ, biblium* mittellat. *biblia* mhd. *biblie, butyrum* ahd. *butra, calcatorium* ahd. *calcatûrâ, catillum chellâ*, κυριακόν *chîrichâ, crystallum christalla,* ἐπεισόδιον nhd. *Episode, vasculum flasca* ahd. *flascâ, phlebotomum fliodema, folium* ital. *foglia Folie, gestum gesta* mhd. *geste* Erzählung, *gynæceum* ahd. *genuz genz, cilicium* ahd. *glîza, idyllium* nhd. *Idylle, caputium Kapuze, chronicon, cronica* mhd. *kronike, electuarium lattewarje, mandatum* mhd. *mandâte* (ahd. *mandât* ein Neutrum), mittellat. *matratium* nhd. *Matratze* (mhd. *matraz* männl. und neutral), *metallum* ahd. *medilla* Scherf, *mille milia mîlla, organum organâ, palatium phalanza, petalum pedalâ, pactum phaht, post illa Postille, principium* nhd. *Principie, Principi* (Schmellers Bair. Wörterb. I, 344), *sigillum* ahd. *sigillâ, stibium stibâ, talentum talenta, tympanum timpana, tropæum* nhd. *Trophæe, vocabulum Vocabel, xenium Xenie;* Kraut- und Fruchtnamen *cærefolium* ahd. *chervola, cerasum chirsa, cydonium chutina, lupinum luvînâ, mespilum mespilâ, petroselinum* mhd. *petersilje, persicum* nhd. *Pfirsiche, prunum* ahd. *phrûmâ, pirum pirâ, puleium poleiâ, sisymbrium sisimbra;* Worte wie *Præmium Præmien Præmie, Studium Studien Studie, Subsidium Subsidien Subsidie* und ihnen ähnlich *Hymnus Hymnen Hymne, Mythus Mythen Mythe, Nerv Nerven Nerve* haben innerhalb des Neuhochdeutschen selbst den Entwickelungsgang dieser Feminina wiederholt.

Bei einigen gothischen Worten lässt sich aber der Form- und Geschlechtswechsel nur erklären, sobald man sie, in derselben Art wie Σιδών mit nominativischer Anwendung des Accusativs *Seidôna*, Τρωάς *Trauada*, Λοΐς *Lauidja* genannt wird und wie das Masc. *spyreida* von dem Accusativ des Fem. σπυρίς σπυρίδα kommt, auf romanische Ausgänge in *o* für *us* oder *um*, also beidemal gleichfalls auf Accusative zurückführt: μισθός *misdo*[1]), *psalmus psalmo* konnten weiblich werden, *hyssopus hyssopo* weiblich bleiben und *sigillum sigillo* neutral, da das Gothische selbst schon Substantiva des einen wie des andern Geschlechtes auf *ô* besass: also *mizdô psalmô* (mit der starken Nebenform *psalma*) *hyssopô sigljô;* eben daher *skaurpjô* weiblich, während *scorpio* männlich ist. So mögen auch jene ahd. Masculina *bîmento cantico liljo* und ebenso mag *balsamo* (goth. *balsam* ist neutral wie βάλσαμον) noch eher auf romanischen Singularen in *o* als auf lateinischen Pluralen in *a* beruhn: das gleichförmige *turso torso*, lat. *thyrsus*, hat nach Laut und Begriff unverkennbar romanischen Ursprung.

Die Einwirkung des niedern Lateins und des Romanischen ist noch in anderer Art wahrzunehmen. Schon die classische Latinität schwankt bei einzelnen, die verdorbene bei vielen und allgemach fast allen männlichen und neutralen Worten, namentlich der zweiten Declination, hin und her zwischen dem einen und dem andern Geschlechte; das Romanische hat sich aus dieser Ungewissheit herausgezogen, indem es überall nur noch das männliche gelten lässt. Folge davon für das Deutsche ist, dass auf allen Stufen desselben, auf den früheren durch lateinische und altromanische, auf den späteren durch französische Missleitung, neutrales Geschlecht gegen männliches, zuweilen auch umgekehrt vertauscht wird. Neutra werden Masculina: *acetum* goth. *akeit* ahd. *ezzich, sabbatum* goth. *sabbatus* (mit romanischer Endung die indeclinable Nebenform *sabbatô*), σίναπι goth. *sinap* ahd. *senaf;* Ἀρχιπέλαγος fr. *Archipèle* nhd. *Archipel, breve briaf, cuminum chumin, creditum* nhd. *Credit, elementum* mhd. *element,*

---

1) Falls hier Entlehnung anzunehmen ist, nicht Urverwandtschaft: die Verschiebung von θ in *d* spricht eher gegen jene und für diese. Indess auch die spätern Wandelungen des Wortes (ahd. *miata*, altsächs. *meodo mêda)* weichen aus dem, was sonst die Regel ist.

fœniculum ahd. *fênachal, panicum fenich, flagellum flegil, gypsum* nhd. *Gyps* (wie γύψος), *jubilum Jubel, cærefolium Kerbel, compositum* mhd. *kumpost, labellum* ahd. *lapel, linum* ahd. *lîn* (goth. *lein* neutral), *lolium* ahd. *lolli?* nhd. *Lolch, mantellum* ahd. *mantal, momentum* nhd. *Moment* (auch Neutrum), *mustum* ahd. *most, pactum* nhd. *Pact, palatium* mhd. *palas* (auch neutr.) nhd. *Pallast, pelliceum* ahd. *pelliz, piper pheffar, palliolum phellôl, pilum phîl, persicum phirsich, pretium* fr. *prix* mhd. *prîs, punctum punte, sabanum* ahd. *saban* (goth. neutr.), *sedile satul, scamellum scamal, scandalum* nhd. *Scandal, scrinium* ahd. neutr. *scrîni* mhd. neutr. masc. *schrîn, sagulum* ahd. *segal, signum* ahd. *segan, syringium* ahd. *sirno, spectaculum* nhd. *Spectakel, speculum* ahd. *spiegal, hospitale* mhd. *spitâl, templum* ahd. neutr. *tempal* mhd. neutr. masc. *tempel*, θερμόμετρον nhd. *Thermometer* udgl., *vinum* ahd. *wîn* (goth. *vein* neutr.), *sceptrum* mhd. *zepter, cymbalum* ahd. mhd. *zimbal zimbel, teloneum zol* (ahd. u. mhd. auch neutr.), mittellat. *zucharum* nhd. (mhd. neutr.) *Zucker.* Masculina werden Neutra: *oralis* goth. *aurali* ahd. *oral, versus* ahd. *fers* (auch männlich), *cauculus goucal, modulus modul, paradisus paradîs, thesaurus treso* (auch männl.), im Neuhochdeutschen hie und da *chorus Chor,* ferner *Cœlibat, Consulat, Principat, Proletariat* u. dgl., mundartlich auch *Ornat,* ferner *Labyrinth* und vom lat. *genius* fr. *génie.* Auch den Geschlechtswechsel von *Mode* und *Muschel* ahd. *musculâ,* von *Salve,* von *Echo* und *Orchester,* von *Reis* mhd. *rîs* und *Cider Continent Piaster Purpur* verdanken wir nur den Franzosen: lat. *modus* und *musculus* sind männlich, der substantivisch gebrauchte Imperativus *salve* neutral[1]), *echo orchestra oryza sicera continens* und span. *piastra* weiblich; *purper* hat schon im Mittelhochdeutschen zwischen dem weiblichen Geschlecht von *purpura* und dem männlichen von *pourpre* angefangen zu schwanken, aber noch im siebzehnten Jahrhundert kommt das weibliche vor.

1) Wie *Pacem* (mhd. *pæze)* und *Paternoster* und *Requiem* und *Tedeum* u. dgl., wo man sie zu Substantiven macht. Das mhd. Masculinum *rêquianz* ist durch ein altfr. *requiens* veranlasst; wenn *paternoster* als Name des Gebets im Mittelhochdeutschen und *Nuster* als Name des Rosenkranzes in neuhochdeutscher Mundart männlich sind wie *credo* mhd. *crêde* als Name des Glaubensbekenntnisses, so wirkt dabei in gleich oben zu besprechender Weise das männliche Geschlecht von *geloube*.

Neben diesen Anlässen von rein äusserlicher und nicht gerade schmeichelhafter Art haben jedoch in nicht seltenen Fällen auch innere Gründe dazu bestimmt, Fremdwörtern, die man sich angeeignet, ein anderes Geschlecht zu geben. Wie jene alten Sanctgaller (oben S. 254) lateinische Worte nach Maassgabe der gleichbedeutenden alamannischen construierten, ebenso und mit noch besserem Fug überträgt die Sprache auf deren Umdeutschungen das Geschlecht der einheimischen Synonymen oder geläufiger Worte der gleichen Art oder der Gattungsworte und macht z. B. *domus* ahd. *tuom* Dom, *moneta* ahd. *muniz* (neben *muniza*), ἰῶτα goth. *jôta*, zwei Feminina und ein Neutrum zu Masculinis, weil ahd. *sal* Haus, weil *phantinc* und *skillinc* u. dgl., weil *stab* und *vrit* Buchstabe Masculina sind. Aus gleicher Begründung erhalten männliches Geschlecht die Feminina *Ætna Ida Ossa* (Berg), ital. *altana Altan* (Söller: landschaftlich *Altane* weibl.), *carruca* ahd. *carruh* nhd. mundartlich *Karch (wagan)*, *cathedra Catheder* (Stuhl, Sessel), *cuppa* ahd. *choph (stouf)*. *Climax* (Satz), *consonans Consonant* und *vocalis Vocal* (Buchstabe), *decima* ahd. *dezemo (teil)*, *cavea Kæfig* (Kerker; ahd. *chevîâ* mhd. *kevje* weibl.), *lineola* ahd. *linnôl (riz)*, *macula Makel* (Fleck), fr. *marche Marsch* (Weg), *merx* ahd. *merz (schaz)*. *pinna zitarphin (stap)*, *pompe Pomp* (*Pracht* männl.), *poudre Puder* (Staub), im älteren Neuhochd. *reverentia Reverenz* (Bückling) und *sententia Sentenz* (Spruch), mhd. auch öfters *rosa rôse (bluome)*, *ruina Ruin* (Sturz), *salamandra* mhd. *salamander (wurm)* neben weibl. *salamandrâ*; *sagma* ahd. *suom (hlast)*, *Styx* (Fluss), *danse* mhd. *tanz (leich, reie)*, *turris* alt- und mittelhd. *turn (sal)*, *cedrus* mhd. *zêder (boum)*, *tegula* ahd. *ziagal (stein)*, und eben dasselbe die Neutra *corpus* mhd. *körpel* nhd. *Körper* und *Cadaver* (Leib, Leichnam), *Marmor* (Stein), *tributum Tribut* (Zins, Zoll); weibliches die Masculina span. *cigarro* fr. *cigarre Cigarre* (Pfeife), *murus* ahd. *mûra (want)*, *numerus Nummer* (Zahl), *pes* ahd. *peda* (wie *spanna, elîna*), *portus* mhd. *porte (habe)*, *papilio* fr. *pavillon* mhd. *poulûne (hütte;* meist männl. *pavilûn)*. *Rhodanus Rhone* und *Tiberis Tiber* (wie *Donau Elbe Oder Weser)*, *racemus* fr. *raisin Rosine* (Beere), *Tour* (Reihe, Reise); neutrales die Masculina *populus* afr. *poblus* mhd. *borel (volc;* auch männl. wie nhd. *Pöbel)*, *camelus Camel* und *Chamæleon* und *crocodilus Crocodil* (Thier; mhd. *kemel gamâleôn kokodrille*

männl.), *crucifixus Crucifix* (Bild; mhd. männl. *crûcifixe), libellus Libell* (Buch), *modius* ahd. *mutti (mez), pulvis* mhd. *pulver (stüppe;* auch männl.) und die Feminina *Chiragra* und *Podagra* (Uebel, Weh; früher weiblich), *crux* ahd. *chrûzi (triu), Entrée* (Geld), *fascia* ahd. *fâski (lâchen;* auch weibl. *fâska), fenestra fenstar* (goth. *augadaurô* ahd. *ougatorâ), grammatica* ahd. *gramatich (puoch), lucerna* goth. *lukarn (liuhath), monstrum* ital. *mostra* mittel- und nhd. *muster (bilde), pix* ahd. *pech (flied, harz),* fr. *rapière Rapier* (Schwert), *Rhinoceros* (Nashorn), *Rætia* mhd. *Riez (göu),* σμύρνα goth. *smyrn (gras), turris* ahd. *turri (hûs),* ital. *Valtellina Valtelin Veltlin* (Thal), *tabula zapal (pret),* im Neuhochdeutschen mit sämmtlichen Namen von Land und Ort auch solche wie *Europa* und *Troja,* während das Mittelalter alle dergleichen Worte weiblich nahm und sogar *die wildûn Snêwesberg, die niuwen Hôhenfels* sagte, nämlich *burg;* uns aber ist auch *Tempe* ein singularisches Neutrum. Das Mittelhochdeutsche pflegt *part* und *parte* weiblich zu gebrauchen, wie lat. *pars* fr. *part* Feminina sind: im Neuhochdeutschen wechseln nach dem Vorbilde von *Theil* männliches und neutrales Geschlecht.

Sodann: eine Anzahl Neutra auf *arium* und *are,* auf *erium* und *orium,* auch ein Femininum auf *aria* vertauschen im Althochdeutschen all diese Endungen gleichmässig gegen *ari* und treten damit in eine personificierende Auffassung und in männliches Geschlecht hinüber: *altare altâri* und *altari* mhd. *altære* und *alter, carnarium charnâri, cellarium chellâri, calendarium* mhd. *kalendener, dormitorium dormindre, lectorium lectâri, mortarium morsâri* Mörser und *morter* Mörtel, *bicarium pechâri, petraria phetarâri, psalterium saltâri, refectorium revindre, sacrarium sagarâri, secretarium sigitâri, solarium solari, spicarium spîchâri, trajectorium* mhd. *trähter trihtære, vivarium wîwâri, chartarium zarter, incensorium zinseri.*

Allerdings bleiben nach all dem noch genug Beispiele des Geschlechterwechsels übrig, für die von den bisher aufgestellten Erklärungen keine gilt, die man einstweilen als blosse Launen unsrer Sprache und als Zufälligkeiten wird betrachten müssen. Ich will auch deren eine Auswahl anführen. Masculina werden zu Femininis: *aquæductus* ital. *aquidotto* mhd. männl. *agtote* nhd. mundartlich weibl. *Agte,* ἐρέβινθος *arawiz, cancelli chan-*

zella, cophinus chorina, cucullus cucalâ, fructus fruht, hyacinthus Hyacinthe, carcer goth. *karkara, puteus* ahd. *puzza* und *phuzzi* (daneben männl. *puzzi), musculus Muskel, narcissus Narcisse.* Feminina männlich: *valeriana baldriân, cucurbita churpiz, gentiana Enzian, viola fîol, pluma Flaum* (mhd. *pflûme* weibl.), γάφουρα mhd. *gaffer* Kampher, *lactuca* ahd. *ladducha* u. *ladduch, maiorana Majoran, pœna* mhd. *pîn* neben weibl. *pîne,* franz. *place Platz, catapulta* ahd. *polz, punga* goth. *pugg* ahd. *fung, radix râtich, strigilis strigil, charitas zart, schedula Zettel,* mhd. *zedele* weiblich. Feminina neutral: *eleemosyna* ahd. *alamuasana* und gewöhnlich *alamuosan,* fr. *bannière* mhd. *baniere* nhd. *Banner* und *Panier,* altfr. *panchire* mhd. *banzier* (nhd. *Panzer* männl.), fr. *aventure* mittelniederd. *êventûr* nhd. *Ebenteuer Abenteuer* (mhd. *âventiure* weibl.), *mensa* goth. *mês* ahd. *mias, rota* ahd. *rad.*

VIII. Umdeutschung durch Flexion und Ableitung.

Declination.

Das Gothische, wie es überall möglichst nahe bei dem bleibt, was ihm auf Griechisch und Lateinisch vorliegt, hält für die Flexion der Substantiva deren fremde Nominativform in der Einzahl fest, sobald es selbst auch solche Nominative besitzt, und erst in den Casibus obliquis lässt es die deutsche Biegung eintreten, die jener Nominativus fordert. Am häufigsten ist die Endung *us,* entsprechend der gleichlautenden lateinischen und der griechischen ος: *aggilus apaustaulus asilus assarjus diabaulus kubitus sakkus ulbandus*[1]) nebst Volks- und Personennamen wie *Iûdaius Iêsus Kristus Paitrus;* und so beliebt, dass auch die

1) Gewiss durch romanische Vermittelung (oben S. 279) von *elephantus* kommend, aber gleich dem angelsächsischen *olfend* mhd. *olbent* und dem hochd. fem. *olpentâ olbente* s. v. a. Kamel; der Elephant heisst angels. *ylpend* (angels. *y* = goth. *u*) und *elpend,* hochd. *elafant elfant elfent* und mit umdeutschendem Bezug auf *helfan helfant.*

Endung ης gegen diese vertauscht wird: μαργαρίτης *markreitus*, προφήτης *praufêtus*, 'Αρταξέρξης *Artarksairksus;* ja *Clemens* gegen *Klaimaintus.* Sodann *a*, griechisch η: *arka, muta môta*, βαίτη *paida*, πλατεῖα *platea platja, Iairusaulyma Krêta Rûma Marja* [1]); Uebertritt in die schwache Declination und somit *ô* statt *a* (vgl. oben S. 306 die Doppelform *psalma* und *psalmô): aikklêsjô*, ὀρυχή *aurahjô*, στεῖρα *stairô, vidua viduvô.* Bereits im Lateinischen *o: cautio kavtsjô, lectio laiktjô.* Lateinisch *e*, gothisch *i: orale* (für *oralis) aurali.* Nominative auf *as* hat das Gothische aber nicht: da wird entweder mit Abwerfung des *s* ein geläufiger Ausgang gothischer Masculina hergestellt: *papa, Satana* (zu vergleichen, wie die Hinzufügung eines *s* das lateinisch pluralische *i* jener Volksnamen auf *us* in ein gothisch pluralisches *eis* verwandelt: *Judæi Iûdaieis);* oder es bleibt zwar im Nominativ das fremde *as*, aber die casus obliqui werden doch wie von Worten auf *a* gebildet: *Lûkas Lûkins* u. s. w. Endlich wie dort das *s*, ebenso könnte in *alêv* (d. h. *alêu*) aus ἔλαιον nur der ungothische Schlussconsonant des Nominativs beseitigt, der Vocal aber geblieben sein.

Diese Begründung der gothischen Flexion fremder Wörter auf die griechische und lateinische (eine Regel, der sich auch jene Substantiva unterordnen, welche so roh ihr Geschlecht vertauschen) gilt allerdings nicht ausnahmslos: zuweilen wird auch, und wie es scheint gerade bei solchen Ausdrücken, die noch alltäglicher im Mund des Volkes lebten, die ganze fremde Endung, Consonant und Vocal, bereits im Nominativus abgestossen, und ohne *us* oder *um* lautet nun *ambactus andbaht, urceus aurki, pondus pund, evangelium aivaggêli, balsamum balsan, catinum katil, linum lein*, σάβανον *saban, vinum vein.*

Im Hochdeutschen nun ist letzteres die Regel: es heisst da nicht bloss wiederum *ampaht chezzil êwangêli* u. s. w., sondern auch *angil postul tiufal Krist* und *Pêtar, oral* und *olei* und aus *oleum oli*, ebenso *census zins, labellum lapel, milium milli,*

---

1) Doch werden persönliche Namen wie *Marja* nach männlicher Art decliniert: eine Mischung, die sich erst wieder das Neuhochdeutsche zu Schulden kommen lässt, die aber für das Gothische selbst den oben S. 304 besprochenen Geschlechtswechsel der auf *a* ausgehenden Appellativa noch begreiflicher macht.

caseus châsi, breve priaf; nicht der Nominativ, sondern der Stamm, wie ihn vielleicht erst die Casus obliqui zeigen, wird herübergenommen: *rudus ruderis rudor, abbas abbatis abbat, miles militis miliz, pix picis pech, merx mercis merz.* Und dabei ist wiederum Einwirkung des Romanischen anzunehmen, nicht erst für die spätere Zeit in Entlehnungen wie *facultas facultatem facultêt* (oben S. 292): schon so alte wie *chrûzi* und *furnache* weisen mit den festgehaltenen Schlussvocalen deutlich auf romanische Formen, auf *cruce* aus *crucem, fornace* aus *fornacem* hin. Nun also Anschluss an den Accusativus: eine Eigenheit, die uns sonst noch mannigfach entgegentritt: unser *Galgant* ist aus *galgân, galegân,* diess aus *galangân,* diess endlich aus *galangam* von *galanga* entstanden, ebenso *Indien Persien* aus *Indiân* d. i. *Indiam, Persiân* d. i. *Persiam:* vgl. oben S. 302.

Das Hochdeutsche verfährt aber so, weil es keine Nominative auf *s* mehr kennt: es muss selber in starker Declination den Accusativus für den Nominativ gebrauchen. Darum also im Alt- und Mittelhochdeutschen z. B. *Christ* für *Christus.* Andre nicht so geläufige Namen behalten zwar das *us,* jedoch im Sinn einer Ableitungssylbe, und der Genitivus von *Jêsus Mathêus Philippus* wird ahd. *Jêsuses Mathêuses Philippuses* gebildet. Dem entsprechend bei denen auf *as:* aus dem goth. *papa* wird *phaffo,* aber nicht ebenso aus *Satana Satano:* man decliniert *Satanas Satanases, Êlias Êliases;* in gleicher Art *Johannes Johanneses.* Im Mittelhochdeutschen werden diese allerdings barbarischen Formen wenig mehr gebraucht: dem *Achilles Achilleses* z. B. wird *Achille* nach französischem Muster, gen. *Achillen* vorgezogen, aus *Philippus* ist *Philippes* geworden, aber mit dem Dativ *Philippe;* das Neuhochdeutsche schwankt zwischen Abwerfung und Beibehaltung der Schlusssylbe und im letzteren Fall zwischen Flexionslosigkeit und lateinischer Flexion. Sonst jedoch ist solche Erstarrung fremder Declinationsausgänge auch der neueren Sprache keineswegs ungeläufig: es ist nichts anderes, wenn wir von *Studium* den Genitiv *Studiums* bilden und von *Cherubim* und *Seraphim* eine neue Mehrzahl *Cherubinen Seraphinen*[1]). Auch das alte *pâbes* gen. *pâbeses* gehört hieher: von

1) [sg. *Moslemim,* pl. *Moslemimen; Mosleminenhand* Platen 1, 138.]

dem griechischen πάπας, woraus schon die Gothen *papa* gemacht, kann dieses abendländische Wort nicht kommen: es ist das lateinische *papa* mit dem altromanischen *s* des Nominativs, das sich ja auch an vocalisch auslautende Masculina wie *baptista baptistes* hängt (vgl. Diez Gramm. II, 38. 44. 46): dem Deutschen aber ward das *es* zur Ableitungssylbe, und nach Analogie von *probest* fügte es schon im zwölften Jahrhundert noch ein *t* hinzu. Dem allem ähnlich, insofern man den Artikel auch zu den Flexionsmitteln rechnen darf, sind Ausdrücke wie *Alchemie Alcohol Alhambra Alcoran Algebra Almanach Eldorado Laplata l'hombre*, wo der fremde Artikel und das fremde Substantivum so zu einem Worte verwachsen, dass noch ein deutsches *der die das* muss davor gesetzt werden; so kann man auch von Elsässern *'s Latœteli* hören d. i. *la tête.*

Zwei Endungen jedoch finden auch im Hochdeutschen keinen Anstand, weiblich *a* und männlich *o*. Beispiele des ersteren *archa* und *mûta* wie im Gothischen, ferner *feria fira, porta phorta, pœna pîna, schola scuola, spongia spunga, strata strâza, Galilêa Rûma* u. s. f.; schwach declinierend (und diese Uebertragung ist häufiger als die in starke Form), also mit *â*, goth. *ô*, *wituwâ, antiphônâ, caminata cheminâtâ, chrustâ, manica menichâ, prôsâ, tinctâ, Êvâ, Marjâ.* Auch goth. *laiktjô*, dessen *ô* schon lateinisch ist, lautet im Althochd. *lekzâ, potio puzzâ;* mit dem stummen *e* des Mittel- und Neuhochdeutschen *lekzje letze, actio Actie, collatio collâzje, disputâzje, piscatio fischenze, passje, porze, processje, punctio Punze;* mit Apocopierung des *e Absoluz* (Froschmäuseler Yy 1a) *Process Proporz Purgaz Reformaz.* Männlich *o*, dergleichen sich unter den Umdeutschungen des Gothischen noch nicht vorfindet: *capo chappo, caupo choufo, graphio krâvjo, falco falcho, leo lewo, ordo, pavo phâwo, scorpio scorpo, draco tracho.* Worte wie diese, deren Stamm im Lateinischen mit ableitendem *on* oder *in* gebildet ist, mussten zu der Uebertragung in die schwache Declination des Deutschen schon durch das Gefühl empfohlen werden, dass letztere ihren Ursprung aus eben solchen Ableitungen genommen hatte. So konnte auch *diaconus* zu *jacho* (neben *jachono), cydonium* mhd. zu *küte* Quitte (ahd. *chutina)* und es konnten auch Bildungen mit *an, en, in* und blossem *n* zu deutschen schwachen Masculinis und Femininis werden: *abrotanum* ahd. *avarûzâ, christianus* ahd. *christâni* mhd.

kristen und *kriste, mus montanus* ahd. *mûremunto, sabanum saban* und *sabo, armenius harmo* Hermelin, *catena* ahd. *chetina* mhd. *ketene* und *ketî* Kette, *pollen* mhd. *polle, præstamen* ahd. *phrâsamo* altsächs. *prîsmâ, sagena* ahd. *segina* mhd. *segene sege, Saracenus* ahd. *Serzo, siren* mhd. *sîre?* ital. *bottino* ahd. *putina putin* mhd. *büten büte, cyclaminus* mhd. *cichlamme, coquina* ahd. *chuchina* mhd. *küchen küche,* mlat. *crusina* ahd. *chursina* mhd. *kürsen kürse, matutinā* ahd. *mattîna* mhd. *metten mette, dictamnus* mhd. *dittamme, taberna* mhd. *taferne tafer täfer* (Weist. 4, 313 fg. Schmeller 1, 430); im ahd. *pepano* aus *pepo* verdoppelt sich das ableitende *n;* mhd. *orden,* das auffälliger Weise die Liquida schon im Nominativus zeigt, wird zunächst aus dem altfranz. *ordene* ordre und nicht unmittelbar von *ordo* kommen.

Conjugation.

Beispiele, wo an Zeitwörtern fremden Ursprunges die fremde Flexion gänzlich getilgt und eine davon ganz unabhängige deutsche an die Stelle gerückt ist, finden sich nur in geringer Anzahl: zwei starke, ahd. *scribere scrîpan* und mhd. *pipare pfîfen;* fünf oder sechs schwache, goth. *cumbere kumbjan,* ahd. *coquere chochôn, offerre opharôn* nebst seinem Subst. *ophar, reddere* roman. *rendere rentôn, expendere spendere spentôn* (Subst. *spenta)* und, falls nicht das deutsche Adj. *wîs* der Stamm ist, *visere wisôn.* An den ersteren darf die starke, an den letztgenannten fünf althochdeutschen die Flexion mit *ô* auffallen. Denn die starke gebührt eigentlich nur deutschen Wurzelwörtern: dass man sie gleichwohl diesen zwei fremden gab, mochte durch die Analogie der begriffsverwandten deutschen Ausdrücke *rizan* und *gigen* veranlasst werden. So conjugiert auch im Mittelniederländischen *prinden* aus fr. *prendre* stark wie *vinden,* im neueren Neuhochdeutschen *preisen* von *Preis* fr. *prix* wie *preisen* d. i. schnüren und ebenso mundartlich *speisen, kaufen* wie *laufen, fechten* d. i. *pfechten* (oben S. 262) wie *fechten* kämpfen. In *chochôn* aber u. s. f. wäre dieselbe unscheinbare Vocalisierung, die das goth. *kumbjan* erhalten hat, vielleicht eher am Platz gewesen: das *ô* entfernt sich merklich weiter von den bezeichnenden Lautausgängen der dritten lateinischen Conjugation. Schicklicher (denn

auch in altgemeinsamen, nicht erst entlehnten Worten wie *calare* ahd. *halôn*, *clamare* altsächs. ahd. *hlamôn*, *piscari* goth. ahd. *fiskôn* steht dem lat. *a* ein deutsches *ô* gegenüber), schicklicher und in weit überwiegender Anzahl werden Zeitwörter der ersten mit *ô* wiedergegeben: im Gothischen *capillare kapillôn*[1]), *militare militôn*, im Althochd. z. B. *castigare chastikôn* (Subst. *chestiga*), *recuperare irchoparôn*, *causari chôsôn*, *damnare damnôn*, *fasciare fâscôn*, *firmare firmôn*, *carminare garminôn*, *lavare labôn* (Subst. *laba*), *magistrare meistarôn*, *murmurare murmurôn*, *mutare mûzôn*, *ordinare ordinôn* (Subst. *ordena*), provenz. *empeltar pelzôn*, *plantare phlanzôn*, *prædicare predigôn* (Subst. *prediga*), *pressare pressôn* (Subst. *pressa*), *saltare salzôn*, *scrutari scrodôn* und *scrutôn*, *signare seganôn*, *decimare techamôn dezemôn*, *temperare temparôn*, *dictare tihtôn* (*dihta*), *titulare titulôn*, *tractare trahtôn* (Subst. *trahta*), *tribulare trebenôn*, *tunicare tunichôn*, *vannare wannôn*, *velare wîlôn*, *vindemiare windemôn*, *circare zircôn*. Auch *delere* pflegt ein *ô* anzunehmen, *dîlôn tîlôn*: der älteste Beleg indess für die Aneignung dieses Wortes, Isid. 61, 5, gewährt mit beibehaltenem *ê ardillêt* (ausgetilgt); in *miscere miskjan* tritt für das *e* ein *i* oder *j* ein. Zuweilen sind die Verba erst innerhalb des Deutschen selbst von fremden Grundworten gebildet, mit *ô fundamentum* ahd. *fundamentôn*, mittellat. *impotus* aus griech. ἔμφυτον Impfreis *impitôn* und *imphôn*, *martyr martarôn* (Subst. *martara*), *pœna pîna pînôn*; mit *i* εὐαγγέλιον goth. *aivaggêljan*, *exul* ahd. *ihsil* (*ihsili* Verbannung) *firihsiljan*, *spuma virspûmen* despumare, *tornus turnen*; mit *ô* und *i Archigenes arzenôn* und *erzinin* (oben S. 300 fg.), *caupo* goth. *kaupôn* ahd. *choufôn* und *chouf-*

---

1) Doch wird mit *kapillôn* das griech. κείρειν übersetzt, also ein Begriffsverhältniss bezeichnet, für das unsre Sprache sonst Zeitwörter mit ableitendem *i* bildet: mhd. *bast* Band *besten* aufbinden, ahd. *talamasca* Larve mhd. *tolmetschen* (entlarven) dolmetschen, ahd. *fel fillen* schinden, nhd. *Floh flœhen*, mhd. *galle gellen* die Galle ausnehmen, nhd. *Haut häuten*, mhd. *houbet houbeten* enthaupten, nhd. *Kopf köpfen*, *Mist misten*, mhd. *pfant pfenden*, ahd. *scala skelen* schælen, nhd. *Schaum schäumen*, *Schnauze schnäuzen*; mundartlich hat auch *Schuppe schuppen* den Umlaut. Unser *haaren* ist intransitiv, die Haare verlieren; das mhd. Transitiv *behâren* hat nur durch die Vorsylbe den Sinn der Beseitigung: ebenso im Ahd. *arhoubitôn* und *forhoubitôn*.

jan, charitas zartôn und *zerten*. Das mittlere und selbst das neue Hochdeutsch hat die Zahl dieser einfachen Verbalbildungen noch des weiteren vermehrt; das stumme *e*, in welches die alten *ô* und *i* nun zusammenfliessen, würde bei althochdeutscher Lautgebung meist wieder ein *ô* sein: altfr. *ameir* bitter mhd. *ameiren, amour amûren*, roman. *banicare baneken, benedicere benedien, declînen*, nhd. *doctern, dûren, experimenten*, nhd. *fabeln*, mittellat. *forestare fôresten*, nhd. *formen, foudre* nhd. mundartlich *futern* fluchen, prov. *urtar* fr. *heurter* mhd. *hurten, cacare* nhd., *constare* altfr. *couster* mhd. *kosten* (auch *kostôn;* Subst. *koste), copulare kupelen, maledicere vermaledîen, meien, μουσειόειν muosen*, mittellat. *pausare* nhd. *pausen, pulsare* mhd. *pfulsen* (Subst. *pulse)* nhd. *pulsen, pisser* nhd., mhd. *prôben, prophetia* mhd. *profezîe* nhd. *prophezeien*, prov. *dansar* mhd. *tanzen, tastar tasten, venia venjen, vastare wasten*, nhd. *orgeln, rotulus* mhd. *rodel* nhd. *rodeln* und angeglichen *rollen, rumoren, spectakeln, circulare* mhd. *zirkeln;* ein *i:* mhd. *kristenen, kristieren*, fr. *prix pris prîsen, proba prüeven, expedire* ital. *spedire* nhd. mundartl. *spetten, spensa spêsa spîse* (oben S. 275. 297) *spîsen*, fr. *chère tschieren, faille vælen*.

Noch viel häufiger jedoch werden vom Mittelhochdeutschen an die fremden Zeitwörter in einer Weise umgestaltet, die jener althochdeutschen Behandlung der Namen auf *us* u. s. w. zur Seite steht: wie dort aus dem lateinischen *us* eine Ableitungssylbe erwächst und demgemäss von *Philippus* der Genitiv *Philippuses* lautet; so hier aus der französischen Infinitivendung. Und zwar ist es die Form *ier*, eine durch die vorhergehende Consonanz bewirkte Angleichung von *er*, die man aufgreift, sofort aber auch auf Verba überträgt, die im Französischen lediglich auf *er*, vielleicht sogar auf *ir* ausgehen, oder in deren *ier* das *i* dem Stamme, nicht der Endung zugehört[1]). Anfangs, in der Sprache der Ritter, beschränkte sich diese Ableitungs- und Flexionsart ihrem französischen Anlasse gemäss auf französische

---

1) [Verba auf *ieren:* J. Grimm kl. Schriften 1, 343 fg. 354 fgg. Gleich mit den Anfängen der Turnier- und Hofsprache (von Veldeken an) erscheinend und sofort stets wachsend (S. 363). *ären: parlaren* Froschm. A v b. V v b. Hoffmann Spenden 1, 46. J. Grimm kl. Schriften 1. 343. 373. *eiren:* das. 343. *êren:* 364. 359. vgl. *esse* roman. *essere*.]

Worte: *ficher fichier fischieren, laisser laissier leisieren, parier parrieren, chanter schantieren, faillir failieren;* von *tournoyer* mit Zusammenziehung *turnieren.* Wie man alsbald auch an deutsche Stämme damit gieng *(teilieren* gehört zugleich zu *tailler taillier* und zu *teilen),* haben wir bereits S. 292 gesehn; namentlich aber ist seit dem Ausgange des Mittelalters diess französische *ier* der übliche Weg um lateinische Zeitwörter deutsch zu machen, z. B. *fixieren laxieren fallieren,* die mit jenen *fischieren leisieren failieren* etymologisch eins sind, *studieren,* dass jedoch nicht von *studere* kommt, sondern wie das fr. *étudier* von dem mittellateinischen *studiari,* u. s. w. Mehrere Worte erscheinen in beiderlei Formen, jener ältern kürzeren, die einen deutschen Bildungsvocal, und dieser jüngeren, die weitläuftiger eine ganze fremde Sylbe als Ableitungsmittel braucht; es kann sich damit noch eine Aenderung im Begriffe selbst verbinden: also neben *zirkeln* u. s. f. nhd. *circulieren, copulieren, decimieren, declinieren, dictieren, doctorieren, exilieren, experimentieren, fabulieren, formieren, fundamentieren, meyieren,* mhd. *muosieren,* nhd. *ordinieren,* mhd. *organieren,* nhd. *pausieren, prædicieren, pressieren, probieren, pulsieren, rentieren, roulieren, rumorieren, signieren, spedieren, spendieren, temperieren, titulieren, tractieren, tribulieren.* Die jüngere Form deutscht weniger um: sie tritt näher zu der fremden Urgestalt zurück und vergönnt dem Wort keine deutsche Betonung.

Ableitung.

Ablautende Wortbildung aus fremden Wurzeln ist wie natürlich ebenso selten als deren Conjugation mit Ablaut: Beispiele scheinen *cista* ahd. *chista chasto, bracca bruocha, palus* mhd. *pfuol, rapa* ahd. *rabâ* und *ruobâ, Danubius Tuonouwa* und *Tuonaha,* nhd. *flimmen* und *flammen.* Desto häufiger die Ableitung. Diese aber geschieht gleich der umdeutschenden Flexion in zwiefacher Weise.

Nach der einen wird das Ableitungsmittel gleich hinter den fremden Stamm, vielleicht auch an die Stelle einer fremden Endung gesetzt, und deren Laute veranlassen die Wahl gerade dieser deutschen. Gothische Beispiele *vidua viduô* Wittwe *vi-*

duvairna Waise, *Roma Romanus Rûma Rûmônus*[1]), δαίμων *daimonari* Besessener. Hochdeutsche mit *ari: carcer* ahd. *charchâri, cauculator* Zauberer *gougulâri, catus* mhd. *katere, lavator* ahd. *lavantâri* Walker, *mango mangâri, martyr martirâri, sextarius sehtâri, speculator spekalâri,* it. *stronzare strunzere, sutor sûtâri, intercilium zilre, vidua* mhd. *witewe witewære* und all die früher (S. 309) erwähnten, die ein neutrales *arium* u. s. f. in männlich *âri* umsetzen; das Volk zieht eben hieher Worte wie *doctor* und *professor,* wenn es *Docter* und *Professer* ausspricht. *Kerkenêre,* eine mitteldeutsche Nebenform von *karkære kerkære,* ebenso mhd. *kalendener* aus *calendarium, soldener* von *solt* und schon im Althd. *chastinâre chlôsinâri* sind Worten wie *baltenære* ital. *paltoniere, valkenære* fr. *fauconnier, mulinâri* mlat. *molinarius, portenære* ital. *portinaro, zentanâri* lat. *centenarius, zollanâri telonarius* unrichtig nachgebildet: denn hier gehört das *en* zum Stamm, dort nicht. In *valkenære* aber hat die neuere, in *soldenære* schon die mittelhochdeutsche Zeit die Endung wiederum entdeutscht und sagt dem Französischen näher *Falkenier* und *soldenier* (afr. *soldier); das Gleiche bei *eleemosynarius* mhd. *almuosenære* fr. *aumônier* nhd. *Almosenier, camerarius* ahd. *chamarâri* fr. *chambrier* nhd. *Kämmerer* und auch umlautend *Kämmerier.* Ferner mit *ich, ig, isk, lîch: canonicus* ahd. *canunich* und *canonlîch, clericus chlîrich, grammatica gramatich, rusticus rustich rustîg, antiquus antich antisk antrisk, dramaticus* nhd. *dramatisch*[2]), *Hebræus* ahd. *hebreïsc, lycæus* ahd. *lyceïsc, martius* mhd. *merze merzisch.* Mit *inc* und *linc: armarium* mhd. *almar* nhd. *Almaring, amarellus* ahd. *amero* und *amerinc* nhd. *Ammerling* (mit ableitendem *z* ahd. *amirzo,* mhd. *emritz), perca* fr. *perche* ahd. *bersich* nhd.

---

1) Dasselbe *ôn*, das in *lauhmôni* Blitz und *sipôni* Schüler zur Ableitung dient? [vgl. über die Ableitung *ôni* J. Grimm in Haupts Ztschr. 6, 544.] Aber *lauhmôni* scheint nur eine Nebenform von *lauhmani* und *sipôni* ein slavisches Wort (J. Grimms Gramm. II. 180). Somit möchte es gerathener sein, *Rûmônus* nur als eine Umbildung des lat. *Romanus* zu betrachten, die gleichmässig in beiden Vocalen heruntergesunken ist. [über *sipôni* vgl. K. Hofmann in Pfeiffers Germania 8, 8 fg.]

2) Ebenso *pacifisch, scientifisch, specifisch,* obgleich in *pacificus, scientifique, spécifique* das *ic* nicht ableitend ist.

Berschling, byzantius mhd. *bîsant* und *bîsantinc* (Münzname wie *cheisuring pfenninc schillinc Silberling), boletus* ahd. *puliz* nhd. *Bülstling, agaricus Egerling Angerling, piscina* als Ortsname mhd. *Fischine* nhd. *Fischingen, halec* ahd. *hârinc, cucumer* nhd. *Kümmerling, rheda* mhd. *rêding, salmo* nhd. *Sülmling Sälbling, trabs* mittellat. *trabeum* ahd. *tremil* nhd. *Tremeling, viridia* ahd. *wirz* (oben S. 282) *Wirsing Wirschling, viduus Wittling.* Mit *inn: Charis Charitinn, fata* altfr. *feie* mhd. auch *feine, lupa* ahd. *lupîn* meretrix, *Phœbus* 17. Jahrh. *Phœbussin, Venus* 15. Jahrh. *Vênussin, vidua* 16. Jahrh. *Wittwin.* Mit *olf: episcopus* mhd. auch *bischolf, guttarium* nhd. mundartlich *Guttere* mhd. *gutterolf, cingulum* mhd. *zingel* und *zingolf zwingolf* Zwinger. Mit *olt: cuniculus* mhd. *künolt.* Mit *ôst:* ahd. *suparôst* als Superlativ zu lat. *superus.* Mit *rich: balteus palderich, patrinus* mhd. *pfetterich,* prov. *bota putirich* Schlauch. Mit *unc: tradere* ahd. *trâdunc* Uebersetzung, *amylum* nhd. *Amelung.* Mit *ari,* mit *inc* und *linc* und *unc,* mit *olf* und *olt* und *aich,* all diese Bildungen haben männliches Geschlecht und nehmen auch Sachbegriffe in persönlicher Auffassung; die mit *olf olt rich* wie jenes Adjectiv *canonlîch* sind allerdings, wenn man es genauer bezeichnen will, zusammengesetzt: doch ist dieser vollere Werth der Schlusssylben längst schon abgeschliffen. Und so mag auch *Amourschaft* s. v. a. Liebschaft und mögen auch *christânheit* und *kristentuom* und *kristenlîch* und Volksnamen wie ahd. *Rômâri,* mhd. *Rômære,* nhd. *Rœmer* hier aufgeführt werden: ursprünglich hat es *Rômwâri* d. i. Romwehrer, Romkrieger geheissen, angelsächs. *Rômvare,* altnord. *Rûmveri.*

Die zweite Art der Ableitung vergleicht sich jener deutschen Flexion hinter beibehaltenem *us* und *ier:* vor dem *isch* und *er* bleiben *al* und *an* und *ens* u. s. f. bestehen, und der gleiche Begriff wird zweimal, zuerst in fremden, dann in deutschen Lauten bezeichnet. Diess der Ursprung unsrer *alisch* in *grammaticalisch idealisch moralisch* und der *aner iner enser* und *anisch inisch ensisch* u. s. f., die gleich anderen undeutschen Ausgängen gelegentlich auch hinter deutsche Worte treten: *Gothaner Hannoveraner Anhaltiner Badenser Hallenser Jenenser;* in *Italiæner* und *italiænisch* haben wir das *a,* das früher auch hier gebraucht ward, umgelautet: ebenso in *Sacristæner.* Die althochdeutsche Sprache hat von der Art bereits *troianus*

troiânisc, sapphirinus saffirînisc, indicus indigisc, ægyptius egypzisc, die mittelhochdeutsche neben *franzois* aus *françois* d. i. *franciensis* auch schon *franzoisisch* und *Franzoisære. Markatenter Marketender* ist mit ebensolcher Häufung, zugleich mit umdeutschendem Bezug auf *Markt* vom ital. *mercatante mercadante* abgeleitet: Häufungen von *ier* und *er* oder *ære* sind die theilweis nicht mehr üblichen *Barbierer Cassierer Cavalierer Juwelierer Officierer Spezierer Tapezierer,* mhd. *fabelierære;* auch *astronomierre floitierre krîgierre partierre pateliere* sind aus *astronomierere* u. s. f. zusammengezogen. *Prinzessinn* hat gleichen Sinn mit *Prinzess,* mhd. *eptischîn* nhd. *Aebtissinn Canonissinn Diaconissinn Priorissinn* den gleichen, den schon die einfacheren Bildungen *abbatissa* mhd. *eppetisse* und *Priorinn* ausdrücken; dieselbe Verdoppelung hinter einem nicht fremden Stamme in dem mittel- oder niederdeutschen *tûmerschîn* Gauklerinn. *Veilchen* und *Veigelein* kommt von *viola,* das mhd. *sinegozzel* von *singoz,* das nhd. *Scharmützel* vom ital. *scaramuccio, Lisettchen* und *Trinettli* von *Lisette* und *Trinette,* Worten die alle selbst schon verkleinernde Endungen an sich tragen.

IX. Umdeutschung durch Zusammensetzung.

Bekanntlich ist es den altechten Bernern eigen, der Deutlichkeit für Andre und für sich selbst und ihrem doppelten Sprachgewissen dadurch Genüge zu thun, dass sie dieselbe Sache zweimal hinter einander, erst französisch, dann deutsch, ja unter Umständen dreimal sagen, französisch, bernerisch und hochdeutsch: „Ecoutez! Loset! Hören Sie!“ Aus eben diesem dem Barbarismus natürlichen Bedürfniss hat sich die Rede unserer Väter im dreizehnten und im siebzehnten Jahrhundert mit solchen halbfranzösischen oder halblateinischen Wortpaaren angefüllt wie *pfîl und strâle, trût und amîs, geschaft und crêatiure, Antiquitet und Alterthum, consolieren und træsten, Fam und Leumund,*

Instrumentum und Werkzeug, Moment und Augenblick, Numerus und Zahl, Postur und Stellung, Uhr und Stunde, Lob und Preis, Stuhl und Thron; genug dergleichen überall noch im Munde des gemeinen Mannes. Das fremde Wort, dessen Verdeutlichung es gilt, nimmt dabei der Regel nach den gebührenden ersten Platz ein. Es ist ein Andres, wenn man *heiliger Sanct Florian* sagt, wenn die ehemalige Peterskirche in Regensburg *wîh Sant Pêter* hiess, wenn man Jemanden anredet *mein Herr Monsieur* oder *mein Sohn Filius:* hier muss wohl das deutsche, da es ein Adjectiv und ein Titel ist, vorausgehn.

Viel zahlreicher noch als solche Zusammenstellungen und überall in der ältern und zumal in der Sprache des Volkes noch heut beliebt sind die Zusammensetzungen, die das fremde und das deutsche oder wohl auch ein mehr und ein weniger fremdes Wort, erklärtes also und erklärendes in einen Körper sich vereinigen lassen, meist auch wieder mit Nachfolge des erklärenden. Und zwar deckt dieses bald den ganzen Begriff des erklärten, bald und gewöhnlicher nur einen Theil desselben, oder es reicht, indem es die Gattung zu der Art benennt, darüber hinaus: die Zusammensetzung ist bald eine Tautologie, bald und meist ein Pleonasmus.

Zuerst Beispiele, wo das fremde Wort voransteht. *Amarelle: Amelbeere. Biblia: Bibelbuch. Breve* ahd. *brief* Buch: *briefpuoch. Campus* ahd. *champh* Zweikampf, *wîc* Kampf: *champhwîc. Chapeau-bas-hut. Cometstern. Crypta* ahd. *chruft gruft* (S. 276. 283): nhd. *Gruftkirche. Dama* ahd. *tâmo dâmo:* nhd. *Dammhirsch. Domkirche. Eau-de-Cologne-Wasser. Gynæceum* ahd. *genez* Arbeitsraum für Weiber, *tunc* (unterirdischer) Arbeitsraum der Art: *geneztunc. Carnarium* mhd. *gerner* Beinhaus: *gernerhûs. Grenzmark* (S. 255). *Grenzscheide. Hostia: Hostgott. Hydra:* mhd. *îderslange. Istria:* mhd. *Isterrîche. Caulis* mhd. *kôl: kôlkrût. Cordonriemen. Cerasum Kriese: Kriesbeere. Cuirassierreiter. Copa* mhd. *kuofe, kar* Gefäss: *kuofkar. Coche Kutsche: Kutschwagen. Libum: Lebkuchen, Leblaib, Lebzelten. Militärsoldat. Mulus Maul: Maulesel, Maulpferd, Maulthier. Misellus* ahd. *misal* aussätzig: *miselsiech, misalsuht. Monasterium: Münsterkirche. Paradisus: Paradiesgarten. Pestis: Pestseuche. Pensale* mhd. *pfiesel* heizbarer Arbeitsraum, *gadem* Gemach: *pfieselgadem. Pistor Pfister: Pfisterbeck. Pluma:* ahd. *phlûmfedera, Flaumfeder.*

Plaisirvergnügen. Planetstern. Pœbelvolk. Puls ahd. *polz, muos* Speise: *polzmuos. Psalmus,* ahd. *scof* Dichtung: *psalmscof* und *salmsang* Psalm. *Purlauter. Quittledig. Rosa* ahd. *rôsebluomo. Rota* ahd. *rad, scîpâ* Rad: *radscîpâ. Salto-mortale-Sprung. Sagma Saum* Pferdelast: *Saumlast. Salix* ahd. *salaha: Salweide. Synodus* mhd. *sent* geistliches Gericht: *Sendgericht. Shawltuch. Tempelhaus. Thunnus: Thunfisch. Thyrsusstab. Tirebouchonzieher. Turtur:* ahd. *turtultûpâ. Uter ûder: ûderbalg. Tabula* mhd. *zabel: zabelbret. Cymbalum Zimmel: Zimmelschelle.* Besonders häufig kommen als ausdeutender Bestandtheil vor die allgemeineren Worte *Baum: esculus eschelboum, larix lerchboum, pinus pînboum, sabina seviboum, cedrus zêderboum* u. s. f.; *Burg: Augusta Ougustburg, Guntia Günzburg, Roma* angelsächs. *Rômaburh; Mann: Alarme* Lärm, 16. Jahrh. *Lerman* (personificierend wie *Sackmann* Plünderung), *ambactus* ahd. *ampahtman* (syncop. *amman*) und *ampahtscalch, patrinus* mhd. *pfetterman, viduus Wittmann* nebst *vidua Wittfrau Wittweib* und *Wittleute,* Koseformen fremder Personennamen (es tritt jedoch ebenso hinter deutsche) wie *Christianus Christmann, Hieronymus Grolmann, Johannes Hansemann* und *Hannemann, Petrus Petermann, Erasmus Rassmann Assmann* und *Musmann, Simon Simmann, Aegidius Thiele* (S. 299) *Thielemann, Thomas Thommann; Stein: marmor* mhd. *marmelstein, onyx Onychstein, pumex Bimsstein, tofus* ahd. *tûfstein; Thier: elephantus* mhd. *helfent helfentier* mnd. *elpendêr*[1]), *camelus kemeltier, panthera pantertier, tigris tigertier.*

Voranstellung des deutschen Wortes. *Blumenflor. Eisgletscher. Federpennal. Feuersflammen. Frauenharem. Frühmette. Halsgoller. Hellklar.* Mhd. *missefælen. Mitcamerad, Mitcollege, Mitcompagnon, Mitconsorte, Mitconvictor. Regenparapluie, Regenparasol, Sonnenparasol, Sonnenparapluie.* Mhd. *rosmûl, rospfert. Salzsaline. Scrinium* Schrein, Sarg: ahd. *sarchscrîni. Schiffsflotte. Sutor:* mhd. *schuochsûter schuohstære schuoster.* Roman. *bota* u. s. f. Stiefel: ahd. *scuopoza* als Landmaass. *Schutzpatron.* Ahd. *sahs* angelsächs. *seax* Messer: ags. *seaxculter,* Lex Salica *sexcaudrus. Siegestrophæe.* Französ. *batte:* ahd. *slegibatta. Ueber-*

---

1) Vgl. S. 310. In der Thidriks-Saga Cp. 180. 118. 433 die fortschreitenden Entstellungen *alpandyr alpanndir alpandil.*

rest. Waschlavôr oben S. 258. *Wüstenereimit. Zweidoppelt, dreidoppelt* und so weiter s. v. a. zwiefach, dreifach. Voranstellung deutscher Vorsylben: *Gespons* wie *Gemahl, verarretieren* wie *verhaften;* ebenso ahd. *firdamnôn,* nhd. *verdefendieren,* mhd. *vermaledien,* nhd. *verschamerieren* von fr. *chamarrer* und *charmer scharmieren:* vgl. *furtuomen vertheidigen vervluochen verbræmen verlieben.*

X. Umdeutschung durch Veränderung der Worte selbst.

Endlich ist noch von der Unzahl derjenigen Fälle zu sprechen, wo ein fremdes Wort nicht durch die äussere Zuthat von Flexion oder Ableitung oder Zusammensetzung den deutschen an die Seite gestellt und dem Verständnisse näher gebracht wird, sondern ein unmittelbarer Angriff seiner eigenen Laute, eine oft kaum merkliche, oft wieder sehr kühne Aenderung derselben ihm den Anklang an deutsche Wurzeln und den Anschein heimathlichen Ursprungs und Begriffsausdruckes giebt. Damit sind nicht die bewussten Wortspiele gemeint, wie die ältere Komik und noch jetzt der Witz des Volkes sie erfindet, die scherzhaften Verdrehungen von *Alchymisterei* in *Allkühmisterei, Decret* in *Drecket, Lombardei* in *Lumpertei, melancholisch* in *maulhenkolisch, Arragonia* in *Narragonia, Podagra* in *Pfotengram, Simon* in *Siemann* u. dgl.; auch nicht die willkürlichen Umdeutungen jener Gelehrsamkeit von vormals und von heute, wonach *Abenteuer* (oben S. 287. 310) aus *Abendtheuer, hantieren* (S. 256) aus *handthieren* oder *handieren* entstanden und so auch zu schreiben und zu sprechen sei. Die Aenderungen, um die es hier sich handelt, gehn absichtslos vor sich; entsprungen aus Nichtverstehen und Missverstehen, nicht anders als ein grosser Theil der früher besprochenen Geschlechterwechsel, ziehen sie naiv das Fremde, wie wenn es nie ein Fremdes gewesen wäre, in die Sprache und ebenso in deren Wachsthum mit herein, wie dort auf dem Wege der Lautverschiebung das Fremde mit dem Deutschen fortwächst. Und nicht nur die Sprache wird so mit neuen Worten, es wird durch solche Missdeutung der Kreis der

Vorstellungen selbst mit neuen Wesen bereichert: es ist bekannt, wie den Bauern in dem grossen Aufruhr des sechzehnten Jahrhunderts aus dem Sonntage *Judica* eine Heilige dieses Namens, wie den Italiänern aus dem Festnamen *Epiphania* eine kinderschreckende Fee *Befana* geworden ist (*beffare* heisst verspotten): das Volk in den Niederlanden, nach einem Zeugniss des zwölften Jahrhunderts (Reinardus I, 1131 fgg.), machte sich aus den hervortönendsten Worten der Liturgie, aus *Excelsis* und *Osanna* und *Alleluia*, neue Heilige, und diese *S. Osanna* durfte um so annehmlicher erscheinen, da man das Wort schon längst, schon im achten Jahrh. als Weibernamen brauchte (Förstemann I, 112), als deutschen Namen, abgeleitet von *ôs* d. h. *ans* Gott. Es ist aber nicht gerade das Laienvolk allein, dessen Missverstande wir diese letzte und grösste Classe der Umdeutschungen verdanken: jetzt allerdings mag dergleichen nur noch den Ungelehrten glücken, und die Sprachgelehrsamkeit reicht jetzt weit hinab: im Mittelalter that unbefangen auch die Geistlichkeit das Ihrige; ja beinahe die meisten und fast all die ältesten Worte der Art sind aus geistlichem Mund hervorgegangen: denn es sind Worte des Lebens in Kirche und Kloster und Klostergarten.

Es wird die Reihe der Beispiele übersichtlicher machen, wenn ich Appellativa und Eigennamen von einander trenne.

Appellativa.

ABC, 17 Jahrh. *Abersel*, 14 Jh. *oberzîle*. *Abrotanum*, ahd. *avarûzâ*, nhd. *Aberraute*, mhd. *ebereize*. *Adjoint*, *der Radschuh*. *Æstivale*, ahd. *stiful* mhd. *stival:* oben S. 298. *Agaricus*, *Angerling*. *Agrimonia*, mhd. *agramüni*, *odermenje*. *Ambactus* ahd. *ampaht* Diener, goth. *andbaht: and* an, zu, gegen, *baht* bedeutungslos. *Anachoreta*, ahd. *einchoranêr* alleingekorener, altsächs. *ênkoro*, angels. *âncra*. *Antichristus*, mhd. *Endekrist*. *Apotheker*, *Abdecker*. Ἁψίς *apsis* mittellat. *absida*, ahd. *apsit*, *absîda* und *absîtâ*, *Abseite*. *Archiepiscopus* mhd. *erzebischof*, mitteld. 13 Jahrh. *der erdische bischof*. *Arcubalista* altfr. *arbaleste*, mhd. *armbrest armbrust* u. s. f. *Aristocrat*, *Stockroth*. *Aristolochia*, *Osterluzei*, mhd. *ôsterglove* (*glove* Schwertlilie), Eigenname *Oesterlei*. *Armo-*

racia, ahd. *merirâtich?* *Arrha, Haar.* *Assembler, samelieren:* oben S. 298.

Ital. *Bacio la mano, Baselimann Paselmann* Schmeichelei und Schmeichler. *Bagage, Package.* *Bastard*, mhd. *basthart.* *Beccabunga, Bachbunge.* *Bibliothek, Bibelaptheke.* *Bleu mourant, blümerant.* *Bracciatello* ahd. *prezitella* Prezel, 16 Jahrh. *Brettstelle.*

Cæpulla ahd. *zipolla* mhd. *zîvolle*, in den Begriff der Zweizahl gezogen ahd. *zwibolla zwibolla*, mhd. *zwivolle*, nhd. *Zwiebel Zwiefel:* vgl. mhd. *bolle* Knospe. *Capreolus* Weinranke, ahd. *kraphilin*, sonst Häkchen. *Carassius* Karausche, *Garäuslein.* *Carbunculus*, mhd. *karfunkel: funkeln.* *Cataplasma, Kartenplass.* *Catharus*, mhd. *ketzer*, auf *katze* deutend. *Char à banc, Scheerbank.* *Chère:* faire bonne chère, 16. 17 Jahrh. gut *Geschirr* machen. *Chirurgus, Gregorius.* *Chrisma: Krisengeld, Kristengeld* Pathengeschenk. *Cichorium, Zuckerei.* *Cingulum* mhd. *zingel zingolf, zwingolf:* S. 319. *Cinnabaris*, mhd. *zinober:* vgl. unten *Sinopis sinnoger.* *Cisterna, Sigsterne:* ahd. *sîgan* sinken, strömen, tropfen, nhd. *versiegen.* *Citamus*, ahd. *zîtelôsa:* vgl. griech. ἐφήμερον. Κολαφίζειν, goth. *kaupatjan* (oben S. 279.285): *kaupôn* Handel treiben. *Comes stabuli* altfr. *connestable*, ahd. *cumistadul chumistuodalo* (*stadal* Stand, Scheune; *stuodal* Stütze), mhd. *kunstabel constofeler* u. dgl., nhd. *Kunststæbler.* *Cordouan*, mhd. *kûderwân: kûder* Werg. *Cornus*, ahd. *churnipoum chuirnilpoum; corna, quirnperi quirnalperi: quirn churni churnila* Mühle. *Crocodilus*, mhd. *kocheldrille* S. 267. *Crypta, gruft* S. 276. 283. *Cucumago, Kugelmagen.* *Cuniculus*, mhd. *künigel;* nhd. Zusammensetzungen *Künighase* und *Hasenkünlein.* *Cunnus*, mhd. *künne* und *kunt* als Feminina. *Curcuma, Gurkelmei.*

Dague, Degen, männlich und ausgesprochen wie *degen* Krieger. *Desconfire desconfiture*, mhd. *entschumpfieren* nhd. *schumpfieren schimpfieren, schumpfentiure schimpfenteur.* *Difficultät, Fickeltät:* mundartlich *fickeln* reiben. *Diptychon*, mittellat. auf *dictare* bezogen *dictica*, mhd. *dichtavel.* *Districtreiter, Strickreiter.* *Dormitorium*, mhd. *dormital:* vgl. unten *Refectorium.* *Dragomanno* (ital. vom arab. *targomân*) mittellat. *drogamundus* Dolmetsch, mhd. *tragemunt trougemunt.* Δρόμων, mhd. *dromunt tragemunt.*

Échapper, entschappen. *Égal, einjal.* *Eleemosyna* mittellat.

elimosina, ahd. *alamuosan*, mhd. *armuosen: al, arm* und *muos* Speise. *Elephantus*, ahd. *helfant* S. 310. *Escadre* span. *esquadra, Geschwader; escadron esquadron, Schwadron. Escluse* écluse *Schleuse, Schliesse. Estalage, Stellage. Estendard*, mhd. *stanthart. Eulogia*, ahd. *obelagi* u. s. f. S. 277.

Facitergium facitergulum, ahd. *fezetraga fazitragala. Fœnum græcum, Feine Grete* und *Feine Margrete* und *Schœn Margret. Falavisca* ahd. *falawiska* S. 281. *Faubourg, Pfahlbürger. Flumen*, mhd. *floum:* ahd. altn. *flaum* ags. *fleám* Flucht, Lauf, von *fliohan. Fourrage fourragieren, Fudrasche futtraschieren:* vgl. S. 256. *Frontispice, Frontenspitze. Fundamentum* ahd. *fúndament*, mhd. *fundamunt pfundemünte, fullemunt vulmunt, pfulmunt, vollemunt volmunt. Furibundus*, ahd. *furifunt.*

Garderobe, Kleiderobe: robe als Aufbewahrungsort verstanden, wie man *dor* in *Louis d'or* als Goldmünze versteht und so damit *Friedrichsdor* bildet. *Gigant*, mhd. *wigant*[1]). *Gouvernante, Jumpfernante: Jumpfer* Jungfer. *Gracius* mittelniederd. *grasse*, ahd. *chresso*, nhd. *Kressling:* vgl. *chresso crasse* Kresse. *Graphio* ahd. *grâvjo* Graf, bezogen auf *râvo* Sparren und *rêfa* Räuber ahd. *garâvo* angelsächs. *gerêfa. Graphium*, ahd. *grifil.* Ital. *Grida*, 16 Jahrh. *Kreide* Feldgeschrei, Signal: *Kreidenschuss, Kreuzschuss. Gutta* fr. *goutte* Schlagfluss, nhd. mundartl. *Gut*, zusammengesetzt *Gutschlag.*

Hasard, mhd. *hasehart* Würfelspiel. *Henri, Hanrei. Humerale*, mhd. *umbeler. Hyacinthus* als Blumenname, *Zinke.*

Interpres, ahd. *antfrist. Introducere*, nhd. *eintroducieren. Involucrum*, ahd. *wulluch wollouch. Jour:* être du *jour*, die *Schur* haben.

Altfr. *lai*, mhd. *leich. Lampetra lampreta*, ahd. *lamphrida lantfrîda*, mhd. *lamprecht. Lapathum*, ahd. *pletacha. Lemma*, mundartl. *Lehema* d. i. Lehenmann. *Leopardus*, mhd. *liebart. Lëun* altfr. Lyon: *pauvre de Lëun*, mhd. *pôverlewe. Lieutenant*,

1) So nämlich in einer Predigtstelle, die Pez in seinem Wörterbuch zu Ottocar unter dem Worte *weigant* anführt: *An dem anegenge was niht in dirre werlt wan ein zunge; dô was diu erde berhaft, unde wuohsen michel liute unde lange unde hiezen wigande, unde wuohsen unde wurden als hôhe als die boume:* vgl. Baruch III, 16 *Ibi fuerunt gigantes nominati illi, qui ab initio fuerunt, statura magna, scientes bellum.* An und für sich hat *wîgant*, d. i. Krieger, Held, mit *gigas* nichts zu thun.

Leutnant Leutnamt. Ligusticum libusticum lubisticum levisticum, ahd. *lubestecco lubistichel lubistechal* nhd. *Liebstöckel. Lustrare,* ahd. *hlûstarjan* (sonst s. v. a. lauschen), *lûstrichôn. Luth, Laute.*

Maiorana, mittellat. Umbildung von *amaracus,* mhd. *meigramme,* nhd. *Maigram* und *Moseran. Maire, Meier:* beides von *maior. Mancipium,* ahd. mit Umdeutschung des ersten und missverständlicher Uebersetzung des zweiten Theiles *manahoupit. Mansionarius, Messner* S. 286. Μαργαρίτης *margarita* goth. *markreitus,* ahd. *marikreoz* mhd. *mergrieze* d. i. Meerkies. *Mentha,* ahd. *minzâ* und *munzâ* nhd. *Münze:* ebenso *atermunzâ* aus *aterminzâ* lat. *atramentum. Mercadante, Marketender* S. 320. *Mergus,* ahd. *merrich:* vgl. S. 319. *Mespris* mépris, mhd. *missepris. Misellus* ahd. *misal* aussätzig: mhd. *mislîch, maselsuht, müselsuht,* bezogen auf *mischeln mislôn* mischen, *masel* Blutgeschwulst, *bemüselen* beflecken. *Misericors* Dolch, mhd. *misenkar misikar mîskar: kar* Gefäss. *Mortier* Bombenmörser, *Mertier* d. i. Meerthier. *Moutarde, Mostert* d. i. *Mosthart* und *Mostrich:* vgl. oben S. 319. *Muta,* goth. *môta: môtan* können, *môtjan* begegnen; vgl. jedoch S. 287. *Mus montanus,* ahd. *mûremunto murmenti,* mhd. *murmendîn murmeltier mummeltier,* noch jetzt mundartlich *Múrmentel Múrmetli. Myrtus,* mhd. *merdorn:* vom Meere, von Süden her gekommen.

Narcissus, nhd. mundartl. *Marzîsli. Nocturnus,* ahd. *nohturn; nuohturn nuohtarnîn* nüchtern: *uohtâ* Morgen, *uohternîn* nüchtern.

Oblongus, nhd. *ablang. Onocrotalus* mittellat. *cretobolus,* ahd. *horatupil horotumil horotumbel horotûchil: horo* Sumpf; nhd. *Rohrdommel Rohrtrommel. Oryza,* ahd. *arwîza arwîz:* sonst aus ἐρέβινθος[1]).

Panther, mhd. *pantier. Paraveredus* mittellat. *parafredus,* ahd. *parafrîd farefrît*[2]), mhd. *pferfrît pferft pferit pfert. Partisane, Parteisen. Pastinaca, Pastnagel. Paternoster* (*Nuster*

---

1) [*ostrea austora:* so umgedeutscht als man *ôst-* noch mit *au* sprach; später ward das *au* nicht auch hier in *ô* geändert, wohl um *austara* und *ôstara (pascha)* aus einander zu halten.]

2) Das *î* in *parafrîd* mochten als *ei* (S. 275) schon die Gothen haben: die Posteinrichtungen der Kaiser bestanden noch unter Theodorich d. Gr. fort: Cassiod. Var. 1, 29. 5, 5.

S. 298), *Betnuster Pater Beter.* Böhm. *Pecet* nhd. *Petschet Petschatt, Petschaft.* *Pedissequus*, ahd. *peinseico peinseggo; pedissequa, beinseggâ: sekko* Gunst. *Pentecoste*, ahd. *fimfchusti. Perspectiv, Sperrfectiv.* *Pervinca*, ahd. *perewinka* mhd. *berewinke.* *Petraria* ahd. *phetarâri phederâri* mhd. *pfeterære pfederære, fedarâri vedrer.* *Petroselinum*, ahd. *pêdarsilli federscelli*, mhd. auch *pêterlîn.* *Phasianus*, mhd. *fashan*, ahd. *fasihuon phasehuon.* *Physicus, Fisigucker.* *Pièce*, mundartl. *Büessli* kleines Geldstück. *Pietist, Betist.* *Piscatio*, mhd. *fischenze* (S. 263) und *vischenutz.* *Planchette, Blankscheit.* *Porticus* ahd. *phorzich phorzeich*, mhd. auch *furzog* und wie noch mundartlich *vorzeichen.* *Prado, Prater Brater.* *Predig* mundartlich s. v. a. *Predigt* wie ahd. *prediga*, verhochdeutscht *Beredung. Présent*, mhd. *prîsant* oben S. 275. *Prima Preim* (oben S. 276): das *Breinglöcklein* in Wien als Erinnerung an ein pestartiges Umgehn der *Bräune* verstanden. *Primissarius, Frühmesser. Psittacus* ahd. *psitich sitach sitich*, mhd. auch *sickust.* *Pulcinello, Britscheneller.* *Pulpitum*, mhd. *pulbret.* *Pulsader* 16 Jahrh. *Bulzader: bulzen* fahren wie ein Bolz. *Pyrethrum*, ahd. *perhtram* nhd. *Bertram.*

Quaquila quacara u. dgl. im Mittellatein, ahd. *quahtila* und *wahtala.* *Quasimodo*, 17 Jahrh. *Kose-Mose.* *Quelque chose, Geckschosen Keckschoserei.*

Recuperare, ahd. *irkoborôn.* *Refectorium*, mhd. *revental:* vgl. oben *Dormitorium* und S. 301 u. 309. *Renoyer* renier, mhd. *vernoigieren.* *Réticule, Ritterkiel.* *Rondel, Rundtheil. Rubiola*, mhd. *rebîgel.*

Scaber, ahd. *scaberi.* *Scandula*, ahd. *skintalâ* Schindel. *Scarlatum* mhd. *scharlât, scharlachen scharlach.* *Scharnützel Starnützel* aus ital. *scarnuzzo*, *Scharmützel* aus *scaramuccia* und *scarnuzzo.* Ital. *Scatola*, *Schachtel*, mundartlich *Stattel Spattel.* *Schâchzabel*, mhd. *schâchzagel schâfzagel schâfzaigel;* ebenso *zabéln, zageln: zagel* Schwanz. *Schedula* mhd. *zedele zedel*, nhd. *Zettel: zetten* streuen. *Scripturale* Federmesser, *Schrifteral; scriptura*, mhd. *schriftiure.* *Secretarium sacratorium*, ahd. *sigitâri sigitûri*, mhd. *sigeltor.* *Sénéchal*, mhd. *sêneschalt:* oben S. 256. *Sengle* sangle, mhd. *senkel.* *Servant* ital. *servente*, *Scherwenzel Scharwenzel.* *Sinopis*, ahd. *sinnoger: oger* Ocker. *Soldener* von *solidus solt*, ahd. *scoldiner: scolan* sollen. *Spatiari*, ahd.

sparzibeinôn niederländ. *spertelbeenen:* mundartl. *spirzen sperzen* spreizen. *Stilbon,* ahd. *stelbôn,* mhd. *stalboum. Stipula,* ahd. *stupfilâ: stupfen* stechend stossen. *Stola: Stolbruder,* mhd. *stuolbruoder* Kirchendiener. *Strepere,* ahd. *strepalên stripelen. Stropha* List, ahd. *strûpitha. Stupere,* ahd. *stobarôn. Synodus* ahd. *senôd,* mhd. *sent* und *sant: senden.*

Tabard, mhd. *taphart. Taillier* tailler, *teilieren* S. 317. *Tambour, Tambauer. Tiretaine, Dirdendei. Theriacum,* mhd. *driakel. Tofus* ahd. *tûfstein,* nhd. *Tauchstein* und *Duftstein. Triangulus, Dreiangel* und *Dreianker. Tronche* mhd. *trunze* und *drumze: drumen* zerbrechen. *Tubrucus tubracus,* ahd. *diohpruoch* (Schenkelhose) und *diechbrâto:* oder stammt das lateinische, zuerst von Isidor XIX, 22 verzeichnete Wort aus dem Deutschen? *Turbo* Kreisel, ahd. *topho toph* (*tolf* oben S. 285): *topho* auch s. v. a. Tupf.

Valeriana, ahd. *baldriân. Valise, Felleis Felleisen. Vas,* ahd. *wahs* S. 271. *Virgatum gehn* Ruthen suchen gehn, ein Schülerfest, auch *Kindervirgatum* und *Vergattung. Vitula* ahd. *fidula* (oben S. 281) nhd. *Fiedel,* mundartlich *Fickel* und *fickeln* fiedeln, eigentlich reiben.

Ypsilon, Ixeland. Zedoarium, ahd. *zitawar,* mhd. *zitwar zittewar* und *zîtvare.* Ital. *Zibibbo,* mundartl. *Zwibibe:* vgl. oben *cæpulla Zwiebel. Zingiberi* prov. *gingebre,* ahd. *gingibero,* mhd. *gingebere ingeber ingewer.*

Mehrere Worte werden zugleich durch eine Aenderung, die sie deutschem Laut und Sinne nähert, und durch Zusammensetzung umgedeutscht: *acorus Ackerwurz, asarum haselwurz, ascalonium aselouch, coliandrum chôlgras, coloquinthida côlgerste, fumus terræ Finsternkraut, herodius hêrfogel, leoperina leberstein, chelidonia scelliwurz, scopulus scopstein, senecio senwurz.*

Mitunter auch ändert sich zwar der Sinn, aber kein Laut des fremden Wortes, weil es schon so eine deutsche Wurzel und deutschen Begriff zu enthalten scheint: *irritieren* heisst dem Volk ohne weiteres *irre* machen, *Poltron* ein *Polterer, Trabant* (Häscher, vom span. *trabar* fesseln) ein *Traber,* Läufer, *tribulieren treiben, vexieren* mit *Fachsen* zum Narren haben, *postulieren* gleich dem gewohnteren Fremdwort *postieren* s. v. a. in Geschäften laufen, wie *pâwelûn paulûn* d. i. *pavillon* im Niederdeutschen s. v. a. *pâwe pauwe* Pfau. Also ganz in der Art

jener Wortspiele mit fremden Ausdrücken, die deren Aeusseres nicht berühren, wenn z. B. ein Fall ein *Falliment* genannt wird, der mahnende Gläubiger ein *Manichæer,* ein mürrischer Mensch *Mufti,* die Füsse in Norddeutschland *Potentaten* (*Poten* Pfoten) und ein böses Weib *Sadrach* d. i. Satan und Drache. Dergleichen ist wie ein vorbereitender Uebergang vom Fremden zu der Umdeutschung.

Eigennamen.

In der Umdeutschung derjenigen fremden Eigennamen, die der Bibel und der Kirche angehören, giengen das Gothische und noch das Alt- und Mittelhochdeutsche nicht über das Nothwendige und das Nächste hinaus; *Petrus* z. B. erhielt in der hochdeutschen Form *Pêtar* wohl auf Anlass des Accentes eine andre Quantität und um der Flexion willen einen anderen Schluss: aber die Aspirierung *Phêtar,* die Diphthongierung *Pietar,* beides kommt nur als vereinzelte Ausnahme vor, und wenn auch die Keronischen Glossen einmal aus *Aegyptus* *Êkifti* machen, so werden doch sonst die echten Consonanten dieses Wortes überall behauptet[1]).

Personennamen anderen Ursprungs waren nicht so sicher gestellt: das Riesenkind *Rainouard* ward von der mittelhochdeutschen Dichtung *Rennewart,* Attilas Bruder *Bleda* in der Heldensage *Blœdel* oder *Blœdelîn* genannt; *Etzel* jedoch, wie *Attila* selbst in der Sage heisst, dient hier nicht als Beispiel: ein so entschieden gothisch gebildetes Wort wie *Attila,* ein Kosewort, s. v. a. Väterchen, konnte und musste sich auf dem gesetzmässigen Wege der Lautverschiebung ahd. in *Ezilo,* mhd. in *Etzel* umgestalten: die Umdeutschung, welche bei diesem Namen stattgefunden, ist bereits auf der Stufe des Gothischen geschehn. Unterschiedlos aber alle Personennamen, auch biblisch und kirchlich überlieferte umzudeutschen wagt erst die Alltagssprache der neuhochdeutschen Zeit, und es steht das in Verbindung mit jenen häufigen und grossen Kürzungen derselben durch Aphärese und Syncope und Apocope und mit ihrer theils auf Wortspiele, theils sonst begründeten appellativen Anwendung,

---

1) [vgl. *Brittenheim* und *Brezzenheim* Förstemann 2, 295; Wessobr. Gl. *Scozzen* Holle Demant. 247.]

die ich anderwärts (in Pfeiffers Germania V, 290 fgg. = oben S. 97 fgg.) erörtert habe. Es wird also mit unabweisbarem Anklang an deutsche Worte aus *Balthasar Baldhauser* oder *Waldhauser* oder bloss *Hauser*, aus *Bartholomæus Bartel*, aus *Colomannus Kelbel*, aus *Dominicus Tummernix* und *Kussel*, aus *Emanuel Männi*, aus *Helena Lene*, aus *Magdalena Maid*, aus *Medardus Mæderli* (die Witterung des Medardustages ist weissagend für die Heuerndte), aus *Silvester Vestel*, aus *Veronica Vrone*, aus *Wilhelmine Minnel* u. dgl. Wie gern das Volk in den undeutschen Namen einen deutschen Sinn sucht, zeigt recht als Beispiel der Gebrauch unsrer Landleute eine Tochter, bei deren Geburt die Mutter sehr hat leiden müssen, *Lydia* zu nennen.

Geographische Namen, die ausserhalb des biblischen Bereiches liegen, haben sich ebenfalls schon seit früher Zeit den mannigfachsten Umdeutschungen unterwerfen müssen, Aenderungen, die in solchem Sinne bald nur den Ausgang, bald das ganze Wort ergreifen; wie die eigentlich fremden werden auch Namen des sächsischen und scandinavischen Nordens auf Hochdeutsch so behandelt. Auch von dieser geographischen Umdeutschung noch Beispiele: und dann schliessen wir endlich.

Alcmona, ahd. *Altmuna*, mhd. *Altmule*, nhd. *Altmühl*. *Alta Ripa*, Haute-Rive bei Freiburg, *Altenrîf*. *Anjou*, mhd. *Anschouwe*. *Antwerpen*, *Antorf*. *Armagnacs*, die *Armjacken*, *Armjäcken*, *Armen Jacken*, *Armen Jecken*, die *Gecken*. *Batavium*, ahd. *Bazouwa Pazouwa* Passau. *Belle-Fontaine*, *Belfenthal*. *Brahman*, Mehrzahl *Brachmänner*. *Byzantium*, mhd. *Wîzsant*. Angelsächs. *Cantvaraburh* (Burg der Vertheidiger von Kent) Canterbury: ebenso an den angelsächsischen Dativ *Cantvarabyrig* sich anschliessend ahd. *Kantilbirja*, mhd. *Kantelberc Kandelberc: chandala kentila* ist *candela*; Abraham a S. Clara braucht *Kandelberg* als Wortspiel mit *Kandel* d. i. *Kannel* Kanne. *Caucasus*, mhd. *Kaukasas*, *Gougelsahs*, *Kockensaz*, *Gloggensachsen*. *Celius mons*, *Kellmünz*: und *Kalmünz* mhd. *Chalemunza* aus *Calvus mons?* *Cumberland*, mhd. *Kukumerlant*. *Danubius*, ahd. *Tuonouwa* und *Tuonaha*. *Eboracum*, angelsächs. *Eoforvîc* (Eberstadt) ahd. *Ebirwich*, engl. zusammengezogen *York*. *Fauces*, mhd. *ze Füezen*, Füssen. *Finis terræ* Vorgebirge in Galicien, mhd. *Finster sterre*, *Finster stern*: vgl. *tunkel sterne* Abendstern. *Garda*, mhd. *Garte*; Gardasee ahd. *Kartsê*. *Graisivaudan*,

mhd. *Graswaldâne, Graswalt. Grandval, Granfelden. Hainou,* ahd. *Haginao, Heinegouwe,* nhd. *Hennegau. Hospital, Hospenthal. Languedoc: Langendogger. Litwa,* mhd. *Littouwe. Lugdunum* Lyon, ahd. *Liutona Liutana. Mantova* Mantúa, mhd. *Mantouwe. Marabut* Morabite, mhd. *Merbot. Mediolanum,* mhd. *Meielân Meilân Meilant: Meilen,* ein Dorf am Zürcher See, im 10 Jahrh. *Meiolano Meginlano Meilana,* wird demnach auf Latein ebenfalls *Mediolanum* geheissen haben. *Mestre,* mhd. *Meisters. Mons Bligardis, Mons Beligardis* Montbéliard, mhd. *Munbiligart Münpelgart Mümpelgarten. Moslem, Muselmann. Nantes,* mhd. *Nantheiz.* Altnord. *Noreg* d. i. *Nordhveg* Nordweg, mhd. *Norweg Norwege Norwegen Nortwegen,* mit Bezug auf *wâc* Wasser *Norwæge,* mit Bezug auf *weide Norweide. Nowgorod,* mhd. *Nôgarten Nâgart Norgart. Otranto,* mhd. *Otrant. Osmane, Ottomanne. Padova* Padua, mhd. *Padouwe Badouwe.* Πέργαμος, εἰς Πέργαμον, mhd. *Spergimunt* (S. 299). *Petrosa Perosa* Perouse, mhd. *Pfetterhûsen* Pfetterhausen. *Philippopel,* mhd. *Vînepôpel Wînapôpel:* »Kipper und Vînepôpel hânt guoter trinken gewalt« Wolfr. Wilhelm 448, 8; der gleiche Consonantenwechsel in *Philadelphia* mhd. *Phînodelfe. Piscina,* mhd. *Fischine,* nhd. *Fischingen:* vgl. S. 263. *Polowc* Flächenbewohner, slavischer Name der Kumanen, mittellat. *Flavus,* ahd. *Falo* mhd. *Valwe. Pons Ragintrudis* Porrentruy, mhd. *Punreindrût Purrendrût Burnendrût Brunnentrût Brunndrût. Ravenna,* ahd. *Rabana Rapana,* mhd. *Rabene. Rivoglio,* mhd. *Reifel Reinval. Roma,* goth. ahd. *Rûma:* s. S. 286; eine Sandale ahd. *rômscuoh, rûmscuoh, rûmiskêr scuoh* d. i. römischer Schuh und *riumiskêr scuoh* d. i. Riemenschuh: *riumo* Riem. *Russe Russland,* mundartl. *Ruess Ruessland: Ruess* Russ, Rahm. *Schlesien,* mundartl. *Schlesingen. Sur* Tyrus mhd. *Sûris, Sûders* (oben S. 276) *Sunders: sunder sûder* südlich. Mittellat. und romanisch *Tehisvenna Theisvenna Thesvenna Thasvenna Thasfenne Tasvanne* Tavannes, *Dachsfelden.* Θεσσαλονίκη, mhd. *Salnicke Salnecke Salnegge. Treviri, Triere* und mhd. auch *Triel: triel* Lippe, Maul. *Turonis* Tours, ahd. *Turnis Turns Turn. Unger, Hunger:* »a fame, quam patiebantur, Hungri vocati sunt« Epist. Remigii in Martènes Collect. I, 234. *Venustæ mons,* roman. *Vestmonza, Finstermünz. Verdunum,* ahd. *Wirtina. Verona,* ahd. *Berna: beran bern* Bär; vgl. oben S. 282 und Haupts Zeit-

schrift 6, 157. *Vertima* fr. Vermes und *Vertmont*, mhd. *Vertmunt*, nhd. *Pferdmund*. *Vitudurum*, ahd. *Winturdûra*, *Wintardûra*, mhd. *Wintertûre*: *wintur* d. i. goth. *veinatriu* Weinstock: vgl. den ahd. Ortsnamen *Wînitre* *Wintere* Königswinter, *winterlinc wintarhallâ wintarperi wintertrola*, alles Uebersetzungen des lat. *labrusca*, und *winterbutz* Vogelscheuche in den Reben; die Ableitung *wînzuril wînzurnil wînzure wînzurn*, nhd. *Weinzierel* und *Winzer*, und die Ortsnamen *Wînzirin* und *Wînzurn* (d. h. bei den Reben oder bei den Rebleuten), jetzt *Winzer*, zeigen den regelrechten Uebergang des *t* in *z*; die Kürzung des *î* vor der mehrfachen Consonanz (vgl. oben S. 300) findet sich auch in dem mundartlichen *Wingert* d. h. Weingarten und dem Ortsnamen *Winkela* Winkel oben S. 269. *Vogesus*, mittellat. *Vosegus Vosagus Wasagus*, ahd. *Wasago*, mhd. mit Bezug auf Walther von Aquitanien *Waske* und *Wasken walt*: ahd. *Wasco* Baske.

Die althochdeutsche Zeit ist aber nicht selten von solcher Umdeutschung bis zur eigentlichen Verdeutschung fremder Lands- und Städtenamen fortgeschritten, und *Babylonia*, die *civitas confusionis* (Mose I, 11, 9), heisst ihr *Scantpurch*, *Constantinopolis Costantinuses puruc*, *Decapolis Zehen burgî*, *Heliopolis Sunnipurc* und *Sunnûn purch*, *Neapolis Niuwenburk*, *Pentapolis Finf purigî*.

Sprache und Sprachdenkmäler
der Burgunden.

(Aus Carl Bindings burgundisch-romanischem Königreich, Leipzig 1868, Th. 1, S. 329—404.)

I. Die Sprache.

Die Eigenart der Burgundischen Sprache wird nur dann mit Zuverlässigkeit zu ermitteln sein, wenn die Betrachtung der überlieferten Worte bei dem Punkt inne hält, wo das altburgundische Reich seine Selbständigkeit verlor und sich den Königen der Franken unterwerfen musste, wenn man also auf diejenigen Belege sich beschränkt, die uns bis dahin theils von den Geschichtsschreibern des Alterthums und des Mittelalters, theils und hauptsächlich in dem Rechtsbuche der Burgunden selbst so wie in Urkunden, in Grabschriften und Inschriften auf Schmuckgegenständen, auf zweien der letztern (s. unten II, 1 u. 2) sogar in den Runen des Volks geboten werden. Diesseit des Jahrs 534 beginnt für alles Deutsch auf Burgundischem Gebiet der Zweifel, ob es auch Burgundisch, ob es nicht ebenso wohl Fränkisch, vielleicht auch Gothisch sei: denn ein Theil des Landes blieb für einstweilen in Ostgothischer Gewalt. Ja es haben sprachliche Einwirkungen von diesen zwei Seiten, namentlich von der gothischen her, schon früher stattgefunden: unter den Grafen, die das Vorwort der Gundobada unterzeichnen, ist mehr als einer, dessen Name entschieden unburgundisch, entschieden gothisch klingt, der mithin gleich so viel andern, die jenes Zeitalter hier

oder dort auf Römischem Boden zu Glück und Ehren brachte, von Herkunft ein Gothe muss gewesen sein; ausserdem liegen nicht wenige Worte der Burgunden nur in der Gestalt vor uns, wie der Fränkische Mund, wie Gregor und Fredegar u. a. sie aufgefasst.

Und noch etwas kommt hinzu, das die Genauigkeit in der Ueberlieferung der meisten Sprachbelege verkürzt, das sicher die Sprache selbst sogar in ihrer Echtheit und Eigenheit gestört hat, der Einfluss des Lateins der Unterthanen und der damit verbundne Gebrauch der lateinischen Schrift. Nicht bloss dass letztrer in zahlreichen Fällen das Zeichen mangelte um den barbarischen Laut vollkommen zu treffen; nicht bloss auch dass unter den ersten Schreibern und den weiteren Abschreibern des Gesetzes vielleicht kein einziger war, der selber Burgundisch verstand und sprach, dass sie alle, was von Namen und sonstigen Worten der Barbaren darin vorkam, der eine mehr, der andre weniger, der öfter, jener seltener entstellten: nicht bloss dieses, offenbar haben die Burgunden selbst, seitdem sie unter Römern sassen, sofort begonnen die eigene Sprache mit Geringschätzung zu behandeln und deren Reinheit und Richtigkeit vernachlässigt. Nur deshalb konnte sich dieselbe so bald in das Romanische verlieren, nur deshalb Gunthioc (s. unten II, 1) sich in Runen und doch auf Lateinisch *Gunthious* nennen, und wieder nur deshalb ihr Recht sich zu Fachausdrücken verstehn, die aus Latein und Deutsch zugleich gebildet waren, wie *trigildus* und *novigildus,* dreifacher, neunfacher Ersatz. Oder soll man hier vorziehn anzunehmen, das *tri* und *novi* gehöre bloss der schriftlichen Niedersetzung an, der Verfasser habe von den deutschen Worten eben nur so viel in Latein gebracht, als er leicht vermochte, vor Gericht aber habe der Burgunde selber doch *thrigild* und *neungild* gesprochen? Auch in der Lex Alam. VII, 1 kommt diess halblateinische *novigildus* vor und ebenda und in den Rechtsbüchern der Langobarden *octogildus,* in der Lex Baiwar. aber mit Ausnahme der Endung ganz auf Deutsch *niungeldus* I, 3. II, 12 und *driniungeldus* IX, 2. Von der gleichen Art mit *trigildus* und *novigildus* scheinen *Aridius,* der Name von König Gundobadas weisem Rathe, und der Grafenname *Silvanus:* beide mögen erst aus dem Burgundischen und, wie wir beide zugleich an Franken, *Silvanus* auch an einem

Gothen finden (*Silvanus* ein Bischof der Gothen und ἐκ Γοτθίας bei Epiphanius adv. Haereses LXX, 15, ein Franke bei Amm. Marcell. XV, 5; Franken des Namens *Aridius Aredius* wiederholendlich bei Gregor von Tours und in einer Urkunde von 573 bei Pardessus, Diplomata Nr. 180), auch aus diesen Sprachen in so lateinischen Klang hinübergezogen und es mag die eigentliche Form des erstren *Haritheu*, die des letzteren *Silbawân* gewesen sein: *Haritheu* eine Zusammensetzung von *hari* Heer und *thiu* Diener, *Silbawân* von *silb* selbst und *wân* Hoffnung, ganz wie im achten und neunten Jahrhundert wirklich *Herideo* vorkommt und *Selbgêr Selphar Selbrât, Hildoân Leodoân Theodoân*. Noch Andres, das sich auf demselben Wege erklärt, wird uns später entgegentreten. Freilich nennt uns die Schenkungsurkunde von S. Maurice (Pardessus Nr. 103 u. 104), ein Actenstück das, je gewisser es untergeschoben ist, wohl um so eher nur altüberlieferte und beglaubigte Namen braucht, auch einen *Benedictus comes*, einen *Bonifacius comes*, und diesen ist nicht mit solcher Vermuthung und Rückübersetzung beizukommen; dann im J. 534 belegt die *Domna Remila vocabulo Eugenia* eines Vienner Stiftungsbriefes auch für Burgund die Sitte deutscher und lateinischer Doppelnamigkeit. Es mochten sich aber die Burgunden dem Latein und der Latinisierung um so leichter dahingeben, als sie schon längst, schon zu Valentinians I. Zeit gelernt hatten sich für Verwandte der Römer anzusehen (Amm. Marc. XXVIII, 5), auch sie also, den Franken ähnlich, die ererbten Sagen von der Auswanderung aus einer entlegneren Heimath in solche Gestaltung wendeten.

Dass übrigens die natürliche Gegenwirkung nicht ausgeblieben, dass aus der Sprache der Eroberer und Beherrscher auch diess und jenes in die der Unterthanen gelangt ist, belegt uns zum Ueberfluss das Burgundische Rechtsbuch ebenfalls an mehr als einer Stelle. Zwar nicht mit dem Worte *ambaxia ambascia ambassia* Tit. 104, das man hier wie im Latein der Lex Salica Tit. 1 Unrecht thäte aus dem gothischen *andbahti*, althochd. *ampahti* herzuleiten: Diez belehrt uns (Wörterb. d. Rom. Sprachen I, 19), weshalb dasselbe schon in früherer Zeit und unmittelbar aus dem lateinischen *ambactus* müsse entstanden sein. Aber zu *vegius veius*, das von *wig* oder *weg* herkommt, ist mit vollerer Endung die Nebenform *vigator veiator* (Tit. 95) sowie

ein Sachwort *vigatura vegatura veiatura* gebildet (XVI, 3), die Umgestaltungen *viator*, *viatura* machen das noch lateinischer, und wenn noch jetzt in Burgund wie bei den Picarden ein Gemach unter der Erde, wo des Abends Weiber und Kinder sich beim Rocken versammeln, *écraigne* heisst, mittelalterlich *escregne escriegne escrienne* (Diez II, 282), so geht das in beiden Provinzen auf ein altdeutsches Wort, ein Synonym des sonst hiefür üblicheren *tung* (Haupts Zeitschr. VII, 128 ff.) zurück, das die Lex Burg. XXIX, 3 in der Form *screunia*, die Lex Sal. XIII, 2. XXVII, 18. 19. nov. 38. die Lex Fris. Addit. I, 3. die Lex Sax. 33 und Karls d. Gr. Capitulare de Villis 49 in der Form *screuna* oder *screona* gewähren. Jac. Grimm hat zwar wiederholendlich, zuletzt vor Merkels Lex Salica S. IX u. LXXV, die Ansicht geäussert, es sei diess *screona* aus dem lateinischen *scrinium* entlehn dagegen ist jedoch ausser der beträchtlichen Abweichung der Begriffe einzuwenden, dass weder langes noch kurzes *I* lateinischer Worte sich jemals in ein deutsches *EO* verwandelt, dass vielmehr *scrinium* schon im frühesten Hochdeutsch nur wiederum *scrini* lautet und ebenso, durch den Vocal von *écraigne* unterschieden, im Französischen *escrin écrin*. Wie aber nun das Wort aus dem Deutschen selbst erklären? Ich denke auf dieselbe Art auf die uns Jac. Grimm z. B. die Namen *Giûki* und *Iornandes* deutet (über Diphthonge nach weggefallenen Consonanten S. 50. über Iornandes und die Geten S. 4), auf die auch altnord. *lion* [1]) oder *lioni* Friedensvermittler und Mann, fries. *liana* Eheweib (vgl. J. Grimms Gramm. I. 1840 S. 418) und die oberdeutschen und fränkischen Namen *Leon Leona Leonardus Leonastes* zu deuten sind: wie hinter diesen *Gifuki* und *Iburnanths* liegt [2]) und *liofan* und *liavana* oder auf Burgundisch *leubana* (vgl. *Ansleubana*), einfachste Ableitungen von *leub liuf liaf* lieb, so hinter *screunia screuna screona* das angelsächsische *scräf* die Grube und das mittelhochd. *schrove* Kluft: *screunia*

---

1) [In *lion* u. s. w. ist zwar ein Lippenconsonant ausgefallen, aber der Diphthong nicht erst die Folge davon. *Liubona* Förstem. 1, 850; die Mannsnamen *Liubinc Leubinus Liupuni* ebd. und so wohl auch *Liubene* Hattemer 1, 409 a. aus *Liubwini:* Haupt 14, 81 fgg. *Leubrini.*]

2) [*Thrianti* aus *Thribanti:* J. Grimm, Gesch. d. d. Spr. 2, 593. *Trereri* ahd. *Trieri.*]

(und vorher hat man *scriunia* gesprochen) ist zusammengezogen aus *scrifunia*. Auf keinen Fall eine Entstellung von *scrinium*: nur umgekehrt haben einige Schreiber der Lex Burg. das unverstandene Fremdwort diesem lateinischen angeähnlicht und *scrinia scrinea excrinea* daraus gemacht.

Die Verderbniss, worin unter diesen Umständen die Mehrzahl der Burgundischen Sprachüberreste schriftlich aufgezeichnet ist, verbunden mit der verhältnissmässig geringen Zahl, welche dieselben überhaupt ausmachen (ich werde sie in dem zweiten Theile meiner Arbeit ohne sonderlichen Raumaufwand alle zusammenstellen können), diess beides mag die grammatische und etymologische Betrachtung allerdings erschweren: aber die Erschwerung steigert den Reiz, und wenn man nur die gehörige Vorsicht und genauere Unterscheidung braucht und namentlich der Pariser Handschrift *L* des Rechtsbuches das Gewicht beimisst, das zumal für diese Einzelheiten der Textherstellung ihr gebührt (ihr mehr als irgend einer der andern, die Bluhme durch die früheren Buchstaben des Alphabets bevorzugt), so wird es nicht an einer ganzen Reihe von Ergebnissen fehlen, die sicher genug und für die Geschichte unserer Sprache von Bedeutung sind.

Zu allervorderst erweist sich auf solchem Wege, dass die Behauptung Jac. Grimms (Gesch. d. Deutschen Spr. II, 708), die Burgundische Sprache habe nähere Verwandtschaft zur gothischen als zur althochdeutschen, unrichtig ist. Geben wir in dieser Beziehung nicht zu viel auf die Stammvereinigung, in welche Plinius Hist. Nat. IV, 28 die Burgundionen mit den Guttonen bringt: wie voll von Verkehrtheiten ist dieses ganze Verzeichniss der Stämme und der Völker! Und noch weniger ist, wenn man die bunten Wechsel in unsrer ältesten Geschichte erwägt, darauf zu geben, dass die Burgunden gelegentlich auch (nicht fortdauernd, wie Grimm es ausdrückt) sich mit den Gothen in Verbindung zeigen: es kommt ja ebenso wohl die Feindschaft beider vor, *conflictantium procella regnorum* (Sidon. Apoll. Ep. VII, 10. vgl. III, 4. IX, 3).

Zwar in Betreff der Consonanten steht das Burgundische wesentlich auf einer und derselben Stufe mit dem Gothischen. Das veranschaulicht am besten gleich der Name des Volkes, der überall noch mit den drei Mediis *B G D* aufgefasst erscheint

und noch nirgend mit den härteren Lauten des Althochdeutschen, der überall noch *Burgundiones* heisst, nirgend aber *Purcuntiones* oder *Purucuntiones;* auch das *Z* der Nebenform *Burgunziones,* die sich in Texten des Jordanis findet, Βουργουνζίωνες oder Βουργουζίωνες bei Socrates u. a., beruht ebenso auf einem *D* wie in *Scandia* und *Scanzia:* noch deutlicher diess, wenn auch *Burgundzones* geschrieben wird wie *Scandza.* Also *burg,* goth. *baurg,* zusammengesetzt, obschon nicht auf so fabelhaften Anlass noch in so später Zeit wie Orosius VII, 32 und nach ihm Isidorus Origg. IX, 2, 99. 4, 28 angiebt, zusammengesetzt oder abgeleitet mit *undia,* einem Wort oder Bildungsmittel von allerdings noch unklarem Sinne, da es sonst nur wenig auftritt [1]): so in dem nah anklingenden Volksnamen Οὐρουγουνδίωνες oder Οὐρουγοῦνδοι, nach Zeuss (die Deutschen S. 695) einer andern und späteren Benennung der Οὖργοι oder Οὔρωγοι, gothisch in *nêhvundja* Nächster und dem Femin. *hulundi* Höhle, ohne *I* oder *J* in dem Adverbium *sniumundô* eilig, althochd. in dem Neutrum *ârunti* Auftrag, dem Masc. *hliumunt* Gerücht, dem Fem. *jugunt,* dem Adv. *nâhunt* neulich u. a. Und doch wird, wenn man sicher gehn will, über diese Deutung (es hat dieselbe zuerst Jac. Grimm aufgestellt, Gramm. II, 343) nicht hinweg zu kommen sein, trotz aller Verlockung irgendwie auch in dem Namen des Volks jenes *gunthja* oder *gunth* Schlacht, Krieg wieder zu erkennen, womit fort und fort so viele seiner Könige benannt sind, *Gundiocus, Gundobada, Gundaharius, Gundomares:* ein Zusammenklang der um so bedeutsamer ist, da die Allitteration, welche sonst schon die Namen dieses Geschlechts verbindet (Gesch. d. Deutschen Litt. S. 29 u. 202), durch ihn noch verstärkt und befestigt wird. Auch *Gundomares:* denn der Accusativus hievon, nicht aber *Godomarem* ist im Rechtsbuche Tit. 3, wo Gundobada seine *regiae memoriae auctores* nennt, die bessere Lesart; Fredegarius oder Abschreiber des Fredegarius folgen dieser Annomination, indem sie umgekehrt *Godegiselus* gegen *Gunthegiselus* vertauschen (Epit. 17. 28). Dann wäre der erste

1) [Zu vergleichen wären die mhd. Partic. präs. auf *unde* (J. Grimms Gramm. 1 ², 367. 1007) und weiterhin die pelasgischen auf *undus* und ων οντος, wenn nur jene Bildungsweise auch sonst und früher und nicht eben erst auf mhd. erschiene.]

Bestandtheil von *Burgundio* das Wort *bur*, das auf Altnordisch s. v. a. Sohn, auf Althochd., wo der Regel nach die Brechung *bor* gilt, s. v. a. Höhe und in Zusammensetzungen (*burolang boralang*) eine Steigerung bedeutet, das auch ein alter Volksname ist, und jeder dieser Begriffe, auch der erste (man vgl. Namen wie *Barnoildis Chindasvinthus Theganharius*), wäre sonst wohl passlich; nur fehlte dann, was nicht wohl fehlen darf, der Bindevocal zwischen beiden Theilen: es hiesse nicht, wie es dann doch heissen sollte, *Burogundio*. Das Angelsächsische, das mit Schwächung des zweiten Vocales *Burgendas*, und das Hochdeutsch des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, das ebenso auch *Burginden Burgenden Burgende*[1]) sagte (Schlettstädter Glossen XL, 17; Nib. B 497, 8. 526, 4. 683, 3), verstand den Namen somit nur als Ableitung.

Und ebenwie in diesem und anderen Beispielen mit den drei Mediis, verhält es sich mit den übrigen Consonanten: gemeinsame oder sonst entsprechende Worte zeigen den gleichen Mitlaut auf Gothisch und auf Burgundisch. Das aber nur, weil und insofern die Gothische Sprache noch die Vertreterinn der allgemein altgermanischen Art und weil und insofern auch die Burgundische das noch ist und sie noch nichts erlitten hat von der Lautverschiebung, die erst ein Jahrhundert und darüber nach Aufsetzung des Rechts einen grossen Theil des germanischen Sprachenstammes ergreifen sollte. Eine vorzugsweis nahe Beziehung des Burgundischen zum Gothischen drückt sich also in den Uebereinstimmungen beider keineswegs aus: bestand doch vielmehr in Dingen der Sprache ein so geringer Zusammenhang der zwei Völker, dass, nachdem Ulphilas seinen Gothen schon längst ein vollkommneres und vielgebrauchtes Alphabet gegeben, die Burgunden sich noch immer des vaterländisch echteren Futhark bedienten: mit welchen Eigenthümlichkeiten, erörtert und erschöpft Dietrich in Haupts Zeitschr. XIII, 119—122.

Bei Anerkennung eben nur dieses Verhältnisses zwischen Burgundischem und Gothischem tritt unter anderm auch ein auffälliges Zusammentreffen beider, das sich in einem vereinzelten,

---

1) [*Burguntâre, Burgunthâre, Burgundâre* Graffs Sprachsch. 3, 334 (seit um 1100) mhd. *Burgundære, Burgunder. Burgenære* Nib. 426, 2 B.]

aber um so mehr anziehenden Falle findet, in die rechte Beleuchtung. Ich meine den gothischen Namen *Optarith* oder *Optarit,* wie die Urkunde von Ravenna (in Massmanns Goth. Urkunden von Neapel u. Arezzo), Ὄπταρις wie Procopius B. Gotth. I, 11 ihn schreibt, und dem gegenüber den burgundischen *Obtulfus* [1]). Der eine weicht wie der andre von einem Gesetze ab, das sonst bereits im Gothischen waltet und von da an je mehr und mehr für alles Deutsche sich festgestellt hat, dem Gesetze nämlich dass einem ableitenden oder unmittelbar flectierenden *T* kein *B* oder *P,* kein *G* oder *K,* sondern statt deren nur die Aspirata der bezüglichen Organe, nur ein *F* oder *H* vorangehn dürfe. Indessen mit Unverbrüchlichkeit und so beinah ausnahmlos wie nachher im Althochdeutschen u. s. w. waltet diess Gesetz im Gothischen noch nicht: noch heisst z. B. von *mag* die zweite Person gleichfalls *magt,* nicht *maht,* von *sôk* und *graip* wiederum *sôkt* und *graipt,* und zu *fragiban* wird das Substantivum sowohl *fragibt* als *fragift* gebildet (Luc. I, 27 u. II, 5). Dergleichen dann auch, nur immer seltener, im weitern Verlauf unserer Sprachgeschichte, z. B. *gipt hapt skapt heipt* auf Altnordisch, in dem einen der Merseburger Zauberlieder *hapt* und *hepten,* bei den Franken die Eigennamen *Aptacharius* (Greg. Tur. Hist. Franc. X, 3) und *Apthadus,* dann *Actohildis Actuin* und andre der Art und das *dructis* der Lex Sal. nov. 41 mit Namen dazu wie *Drortoveus,* bei den Angelsachsen in der Genealogie der Könige von Kent (Jac. Grimms Deutsche Mythol. 1835, Anhang S. III fg.) *Octa Victa Vecta,* bei den Langobarden (Paulus Diac. V, 23. 24) *Wectari.* Hier überall zeigt sich vielmehr ein ganz anderes und sicherlich mehr organisches Gesetz in Geltung, und zwar dasselbe das in den beiden pelasgischen Sprachen gilt: es wird gefordert, dass vor die Tenuis wieder eine Tenuis zu stehen komme, ein *P* oder *K.* Und diess, wie es hier in einzelne Anwendungen sich verliert, erscheint in der vorgothischen, der noch voller reiner ursprünglicher germanischen Zeit, wirklich auch als das alleinig allgemeine: da begegnen wir auf den verschiedensten Punkten des

1) [vgl. *Eptadius* Binding S. 188; *Aptadius* Förstemann 1, 4: aber auch *Ebtard* und *Ebtolf* 369. Vereinen sich mit *Obtulfus* u. s. f. in der Wurzel *ib ab ub* J. Grimm, Gramm. 2, 50.]

Sprachgebietes Volks- und Lands- und Personennamen wie *Cruptorix, Actavia* (Haupts Zeitschr. IX, 565 fg. = oben 1, 72), *Actumerus, Burcturi* oder mit Umstellung nach friesischer Art *Bructeri* (Zeuss, die Deutschen S. 92. 351), *Tencteri, Victovali,* solchen Formen und keinen andern, und wenn Cäsar in *Tencteri* ein *CH* schreibt, so schreibt er auch dahinter ein *TH,* und nur er giebt das Wort so wieder. Ganz hieran nun schliesst sich das goth. *opt* in *Optarith,* mit *P,* aber abgeleitet von einem Stamme mit *B,* von *ub,* der eigentlichen Form für *uf* (denn in der Inclination heisst es *ubuh):* der Begriff kann ein ähnlicher wie der von *ufjó* Ueberfluss, aber auch, da *uf* zugleich ab und auf bedeutet, der des Niederwerfens gewesen sein. Eben daher kommen (J. Grimm in Haupts Zeitschr. III, 147 ff.), schon nach jüngerer Art aspiriert, *auftô* vielleicht und *ufta* oft und in derselben Ravennatischen Urkunde die andre Benennung Optariths *Uftahari; Ufitahari* ist nur ein Schreibfehler: althochd. lautet es *Oftheri* wie *Optarith Ofterid.* Andrerseits haben die Burgunden, wie aus ihrem *Obtulfus* sich ergiebt, die Media ebenfalls nicht aspiriert, aber auch nicht zur Tenuis verhärtet: ich denke, weil sie der Abkunft des Wortes von *ub* sich noch bewusster waren, gerade wie die Franken, wenn sie statt *Apthadus* auch *Abthadus* schrieben, der Herkunft dieses *apt* von *ab.* Das sieht nun allerdings sehr ähnlich jenem goth. *fragibt* und *magt.* Da jedoch *obt* zugleich von dem, was hier zu allervorderst übereinstimmen sollte, wenn das Burgundische wirklich so sehr die Art des Gothischen theilte, da es von beiden, dem *opt* wie dem *uft* der Gothen. entschiedenst abweicht, so bleibt als Gewissheit nur die eine Thatsache und Hauptsache stehn, dass die Burgunden, zum mindesten in diesem Worte, der Media vor *T* noch nicht die Aspiration gegeben haben, und das hatten sie nicht allein mit den Gothen, sondern mit genug andern in späterer und schon in früherer Zeit gemein.

Neben all dem Zusammenklang aber der beiden Sprachen im Grossen und Ganzen wie in Einzelheiten machen auch (wir haben so eben ein Beispiel davon kennen gelernt) mehrfache, mannigfache und nicht unbeträchtliche Unterschiede sich bemerkbar, Unterschiede die man nicht überall auf die Rechnung unkundiger Schreiber setzen oder in dem ähnlicher Art erledigen, die man meistens nur so erklären kann, dass wirklich der Burgundischen Sprache von vorn herein ein andrer Character eigen

gewesen als der Gothischen, und dann dass gegen die Zeit hin, wo das Reich zu Grunde gieng, auch sie in Verwirrung und innere Ungleichmässigkeit gerathen sei: ein solcher Zustand muss ja, länger oder kürzer, über jede Sprache kommen, wenn eine so durchgreifende Umgestaltung, wie im Deutschen die Lautverschiebung des siebenten Jahrhunderts war, sich vorbereitet.

Zweierlei jedoch oder dreierlei, worin man derartige Abweichungen theils gefunden hat, theils vermeinen könnte zu finden, muss ich gleich zum Voraus beseitigen. Einmal das Wort *hendinos*, nach der Angabe Ammians XXVIII, 5 der Burgundische Königstitel; Jac. Grimm (Rechtsalterth. S. 229. Gesch. d. D. Sprache II, 706) stellt denselben dem gothischen *kindins* gleich, der Uebersetzung von ἡγεμών: „*H* mag hier für *CH* = goth. *K* vernommen worden sein, ein Vorläufer der ahd. Verschiebung, wie auch ein Alamannenkönig *Hortarius* für *Chortarius* steht, von *chortar* grex, ags. *corðer*.“ Gegen den Begriff, den letzterer Name hiemit erhielte, will ich nichts einwenden, indem ich mich des Homerischen ποιμὴν λαῶν und daran erinnere, wie auch in der altsächsischen Evangelienharmonie *werodes hirdi, landes hirdi, burgô hirdi* und ebensolche Ausdrücke bei den Angelsachsen s. v. a. König oder Fürst bedeuten. Indessen *chortar* heisst eigentlich *quartar* und hiess zu jener Zeit gewiss auch noch mit weicherem Consonanten *quardar*, und der *Hortarius*, den wiederum nur Ammianus nennt (XXIX, 4), hat schwerlich so, sondern eher etwa *Hrôtharius Hrôthaharius* d. i. Ruhmkrieger geheissen. Ueberhaupt aber sind Vertauschungen des *K* gegen *H* im Deutschen unnachweisbar, und ebenso unnachweisbar im Burgundischen die vom *K* gegen *CH*. Daher, wenn trotz dem Bedenken, das auch der Uebergang von *I* in *E* vor der Consonantenverbindung *ND* erregen muss, *kindins* und *hendinos*, oder dann noch besser *hendinus* oder *hendines*, ein und dasselbe Wort sein sollen, ist *H* allerdings wieder in *CH* abzuändern, aber in jenes *CH*, das die späteren Lateiner und nach lateinischen Vorlagen auch die Griechen häufig so wie jetzt die Italiäner brauchen, um da einen *K*-Laut zu bezeichnen, wo das blosse *C* wie *Z* oder sonstwie zischend lauten würde: *chendines* wie *Chindus* und *Chindasvinthus*, wie *Richila* und *Richimeres* u. dgl.; wird diess *CH* dann auch vor andere Vocale als nur vor *I* und *E* gesetzt und damit der im Lateinischen minder gewohnte Buch-

stab zu einem Gepräge der Barbarei gemacht, das die Schreibung den germanischen Namen überhaupt aufdrückt, so ist der erste und eigentliche Anlass hiezu doch immer in Worten jener Art zu suchen. Wie aber, wenn der Fehler bei Marcellin vielmehr in dem ersten Vocal seines *hendinos* läge? Die germanischen Völker haben ihre Könige nicht immer mit einem Wort gerade dieses Sinnes, sondern, da eine Hauptpflicht der Könige und aller Fürsten das Richteramt war (*hic etenim et rex illis et pontifex ob suam peritiam habebatur et in summa justitia populos judicabat* Jord. 11), die einen wie die andern gern auch nur mit Rücksicht hierauf benannt. Belege für Quaden und Gothen bei Amm. Marcell. XVII, 12 *regalis Vitrodorus, Viduarii filius regis, et Agilimundus subregulus aliique optimates et judices variis populis praesidentes;* XXVII, 5 *Athanaricum ea tempestate judicem potentissimum;* XXXI, 3 *Athanaricus Thervingorum judex:* nach Themistius Zeugnisse zog Athanaricus selbst es vor Richter zu heissen, nicht König; ihn oder seinen Vater Rhothesteus meint auch Auxentius, wo er von dem *irreligioso et sacrilego judice Gothorum* spricht (Waitz über d. Leben d. Ulfila S. 15. 38), und noch in dem deutschen Ammonius des neunten Jahrh. VIII, 3 werden die Worte des Evangelisten *ex te enim exiet dux, qui regat populum meum Israel,* übersetzt *wantu fon thir quimit tuomo, ther rihtit mîn folc Israel,* also *dux* wiedergegeben mit einem Ausdruck der sonst und eigentlich den *judex* bezeichnet (ebd. XXVII, 2. LXII, 4. CV, 1, CXXII, 1): dass auch *rihtâri* bald die Verdeutschung von *rex* und *regulus,* bald die von *judex* ist (Graffs Althochd. Sprachschatz II, 422 fg.), gehört weniger hieher, da dieses Wort sein Ursprung zu dem einen und dem andern Begriffe gleich berechtigt. Haben nun die Burgunden ihr Königthum einst ebenso wie die Gothen aufgefasst? Es erscheint in dieser Beziehung kaum bedeutungslos, dass diejenigen, welche die gerichtlichen Urtheile vollstreckten und die Bussen eintrieben, noch gegen Ende des Reichs in dem engsten persönlichen Verhältniss zu dem Könige standen, dass sie dessen leibeigene Knechte waren: Gundobada nennt sie deshalb in seinem Rechtsbuche XLIX, 4 u. LXXVI, 1. 3 *pueros nostros, wittiscalcos nostros:* altsächs. *witi,* althochd. *wîzi* Strafe und *scalc* Leibeigener. Bekanntlich aber ist für Richter ein altverbreiteter deutscher Ausdruck *hunno* (wohl der früheste schriftliche Beleg

in der altsächs. Evangelienharmonie S. 63, 22), und das muss, da ihm in gleicher Bedeutung *centenarius* und *centurio* zur Seite stehen, es muss auch nach dem, was die Germania des Tacitus 12 über die Zahl der Beisitzer des Richters meldet, von *hund* d. h. hundert abgeleitet und ebenso aus einem distributiv gebildeten *hundino* verschleift sein wie das *chunna* Hundert der Lex Sal. S. 95 aus *chundina*. Diess Wort denn, *hundino*, wäre an die Stelle des Ammianischen *hendinos* zu setzen und *hundina* damals der Titel eines Königs der Burgunden gewesen. Ammianus sagt selbst zwar auf lateinisch *rex*, aber noch Olympiodorus (Corp. Scr. Hist. Byz. ed. Bonn. I, 454) mag dem Γυντιάριος keinen höheren Namen als den eines φύλαρχος gönnen.

Sodann die Verhärtung des *H* in *CH*, die schon in älterer Germanenzeit für die Bevölkerung des mittleren Deutschlands bezeichnend und nachher eine unterscheidende Eigenheit zumal der Franken gewesen; römische und nachrömische Schreibung macht daraus gelegentlich ein blosses *C*. Dergleichen nun auch in einer nicht geringen Beispielzahl bei den Burgunden, stets aber so, dass es dennoch unburgundisch ist. Diese Mundart selbst gleich der der Gothen und denen der übrigen Germanen kannte allein das reinere *H*: Beweis dafür so authentische Belege wie *hag* auf dem Bracteaten von Broholm, wie im Rechtsbuche *Gislaharius* und *Gundaharius* nebst *Walaharius Wenaharius Hildegernus Hildeulfus*; es ist lediglich fränkische Auffassung und Entstellung, oder es sind Namen von Personen fränkischer oder mitteldeutscher Herkunft, wo anstatt des *H* sich ein *CH* oder gar nur ein *C* vorfindet, theils fränkisch theils mitteldeutsch, wenn *Hilpericus* und *Gundaharius* auch *Chilpericus* und *Gundacharius* oder *Gundicarius* heissen, Gundobadas Nichte *Hrôthehild* nun als Gemahlinn des Frankenköniges *Chrodechildis*, ein Bischof von Lyon *Chartenius*, eine ebendort begrabene Königinn *Caretene* und der erste der Grafen, welche die Gundobada unterzeichnen, *Abcarius* oder *Abacaris*: daneben die burgundischere Lesart *abhaaris* d. i. *abaharis* wie umgekehrt neben *walaharii wenaharii* die fränkischen *uallicarii uenicarii uuanacharii*. Nur auch darum, weil die Burgunden ihr *H* noch leichter hauchten, konnte es gelegentlich, da wo es inlautend zwischen Vocalen steht, sich ganz verlieren. Wir lesen neben einander *Andaharius Gislaharius Gundaharius* und *Andearius Andarius*

Gislaarius Gislarius-Gundarius [*Eptadius*, vgl. *Apthad* Förstemann. 1, 4]; ebenso ist *Giscladus*, wofür auch *Giseladus* und mit weiter gehenden Entstellungen *Sigladus Gisgaldus Gystaldus* sich geschrieben findet, sicherlich nur aus *Gisclahadus* zusammengezogen: *gisel* eine später zu erörternde Ableitung von *gis* Speer, *hathu* Kriegsglück; *Gisclahadus* und *Giscladus* wie anderswo *Theodahadus* und *Theodadus*, bei Procopius B. Gotth. I, 3 fgg. Θευδάτος: die Franken hätten mit festerem Laute wie *Widrachadus* (Urkunde von 658 bei Pardessus Nr. 332) so auch *Gisclachathus* gesprochen. Wenn es aber in der Urkunde von S. Maurice auch *Agano* anstatt *Hagano*, auf Grabsteinen *Arigunde Arimundus Ildelo Orovelda* heisst anstatt *Harigunde Harimundus Hildelo Horovelda*, und *Haritheu* (s. oben S. 335 fg.) in *Aridius* latinisiert wird, so konnte solch eine Tilgung auch der Anfangsaspirata schwerlich aus der Sprache der Burgunden selber kommen, sondern nur aus der der Romanen und aus ihrer Feder, von ihrem Meissel.

Die Mundart der Franken verwendet jedoch ihr rauhes *CH* nicht bloss anstatt des *H*, sondern auch, obschon nur seltener und nicht so durchgehends, anstatt der Media *G*: der *Chochilaicus* Gregors von Tours (Hist. Franc. III, 3) zeigt beiderlei *CH* neben einander: auf Altnordisch hiess derselbe König *Hugleik*, auf Angelsächsisch *Hygêlac*: Müllenhoff in Haupts Zeitschr. VI, 437. Und es mag dieser Tausch auch andern noch älteren Völkern eigen gewesen sein: der Name der *Chauci* dürfte sich am besten erklären, wenn man *chauc* gleichstellt mit *gauc* Gauch, jener geläufigen Schelte des Alterthums[1]): ich habe von solchen Spottnamen der Völker anderswo ausführlicher gehandelt (Haupts Zeitschr. VI, 254 fgg.); den Chauken ward der ihrige darum gegeben, weil man ihre stolze Friedfertigkeit (Tac. Germ. 35) für Unmännlichkeit und Thorheit schätzte. Ein derartiges *CH* nun bietet vielleicht auch *Chrona*, nach Gregor von Tours (Hist. Franc. II, 28) der Name von Chrothechilds älterer Schwester: er könnte s. v. a. *Grôna*, die Grüne, die Wachsende bedeuten. Indess sie führte diesen Namen erst „mutata veste", nachdem sie „se deo devovit" (vorher war sie *Sedeleuba* genannt: Fredeg.

---

1) [vergl. *chaugichaldo:* J. Grimm vor Merkels Lex Salica S. XXXV.]

Epit. 17), und da erscheinen andre Auffassungen schicklicher, die wiederum das *CH* für *H* und das *O* entweder im Sinne eines *AU* oder kurz verstehen: *hriuwan*, im Aoristus *hrau*, heisst althochd. betrüben, *hraun* altnord. Stein- und Lavaboden, *hrono rono* alth. ein umgefallener Baumstamm, *hrynja* altnord. stürzen. Was aber das richtigere sei, *CH* für *G* oder für *H*, in jedwedem Fall ist die Form des Namens fränkisch und die burgundische war *Grôna* oder *Hrauna Hrôna Hrona*.

Also diese Dinge kommen nicht in Betracht, wo anzugeben ist, was innerhalb des Consonantengebietes Abweichung des Burgundischen vom Germanisch-Gothischen sei. Mancherlei andres aber und solches, das uns die Sprache bereits in beweglicherem Fluss und in schwankender Unsicherheit zeigt. Ein Merkmal der Art haben wir so eben schon wahrgenommen, das Verschwinden des *H* in *Andaharius Andarius* u. s. w.; reihen wir daran sofort ein paar dem ähnliche Erscheinungen.

Wo ein *I* zur Ableitung dient, bleibt das entweder nach eigentlicher alter Regel unberührt und ohne weitere Wirksamkeit bestehn: *Aliberga Conia Coniaricus Fusia Sunia Wiliemeres Viliaric Vulfia;* oder (und das ist dem gothischen und allem früheren Sprachzustande noch ebenso fremd als dem späteren geläufig) es verliert sich theilweis oder gänzlich in den voraufgehenden Schlussconsonanten der Wurzel, und die Folge davon ist, dass dieser sich verdoppelt und verhärtet: *Guntello Tullii Villioberga Villigisclus Willimeres Vassio Siggo Sicco;* oder endlich, wiederum wenn so wie zuletzt hier der Stamm in *G* ausläuft, *G* und *I* fliessen in Einen Laut zusammen, sei das nun ein *J*, der Consonant der zwischen *G* und *I* in der Mitte liegt, sei es ein voll vocalisches *I*, das nun mit dem Vocal vorher zu einem Diphthongen sich verbindet: *regius rejus* oder *reius*. Von eben der Art ist im Latein Cassiodors und der Lex Visigoth. das aus gothischem *sagja* entstandene *sajo* oder *saio* (Jac. Grimms Rechtsalterth. S. 765 fg.). Gleichwohl sieht diese Verflüchtigung des *G* mehr romanisch als deutsch aus. *Saio* und *reius*, beides sind Appellativa: sie gehören zu denjenigen Worten der Barbaren, die, wenn man sie ins Latein versetzte, einer stärkeren Entdeutschung zu unterliegen pflegten als die Eigennamen. Und mag auch der Uebergang von *agi* in *ai*, wie er sich mehrfach im Althochd. und Altsächsischen zeigt (z. B. *Agino Eino, Magino*

Meino, Ragino Reino), ebenso schon der älteren fränkischen Sprache (J. Grimms Gesch. d. D. Spr. 1, 539) eigen gewesen, mögen sogar schon in urältester Zeit, schon ehe μέγας und *magnus* sich in *mikil* verschoben, die Steigerungsformen *mais* und *maist* aus *magis* und *magist* entstanden sein, überall hier folgt unmittelbar auf das *ai* ein Consonant [? Graffs Sprachschatz 4, 761] und setzt den verfliessenden Lauten wieder eine feste Begrenzung: bei *saio,* bei *veius* ist das nicht der Fall, das Wort nimmt ein Ende ohne noch seinen Schluss zu haben. Als das wirklich burgundische Verfahren dürfen wir nur die Verdoppelung anerkennen, die bei *Siggo Sicco* eintritt, und wie dieser Name buchstäblich so im Altsächsischen und Althochdeutschen wiederkehrt (Haupts Zeitschr. I, 3. Förstemanns Altd. Namenbuch I, 1086), stehen hier auch dem *veius* und *saio* die echteren Formen *wiggi* Pferd, *âwiggi âwikki* ohne Weg, *seggi* der Redende, der Mensch und *wârsecco* Wahrsager gegenüber.

Anders verhält sich mit *G* und *J* die Sache da, wo ersteres der Anfangslaut einer Wurzel ist. Das Gothische unterschied, wie Ulphilas Alphabet beweist, beide Consonanten aufs bestimmteste, und ebenso stets die reinere Mundart der Oberdeutschen. Nicht aber so die des nördlichen Deutschlands, die der Sachsen, wenigstens wie die Evangelienharmonie sie beurkundet, der Friesen und der Angelsachsen: da verliert sich der Anlaut *G* in *J,* im Schreiben wird bald diess für jenes, bald auch jênes für dieses oder (so im Angelsächsischen) stets nur *G* gesetzt, und gleichgültig bindet die Allitteration das eine mit dem andern. Diese Vermischung nun muss auch im Burgundischen gegolten haben: denn sicherlich nur, weil das *G* hier gleichfalls den halbvocalisch fliessenden Laut sich angeeignet, konnte es, wenn auch nicht nach nordischer Art von jedem ersten Wortanfange, doch in der Zusammensetzung von dem Anfange des zweiten Worts verschwinden, konnte *Hildigernus* zu *Hildiernus, Gundigisclus* zu *Gundiisclus, Gundigiselus* zu *Gundiselus, Godigiselus* zu *Godiselus* werden: es ist eine der zwei letzteren Formen, die eine Urkunde vom J. 587 in *Gaudisellus* entstellt hat. Mitgewirkt zu der Abschleifung haben natürlich auch die zwei benachbarten *I:* eine nothwendige Bedingung jedoch war diese Nachbarschaft wohl nicht: auch die Fränkische Mundart lässt oft genug das Anfangs-*G* d. h. wiederum *J* eines zweiten Bestandtheils fallen,

aber sie thut das nicht allein, wo sich dasselbe mit *I* oder einem daraus abgeschwächten *E* berührt, z. B. in *Chrotigeldis Chrodieldis Chrotildis* (vgl. den *Leovildus* d. i. *Leovigildus* bei Le Blant, Inscriptions chrétiennes de la Gaule II, 456 Nr. 611 vom J. 582, *Leubildus Leuvildus* in Fredegars Epitome 82; auch Namenformen wie *Erboildis* und *Marcoildis* dürften gegen Jac. Grimms Gesch. d. D. Spr. I, 544 schicklicher so mit Aphärese eines *G* aus *gild*, wo nicht mit der eines *W* aus jenem *vild* zu erklären sein, das wir burgundisch in *Orovelda* haben): das fränkische *G* fällt ebenso wohl vor dem volleren *A*-laut hin, z. B. (J. Grimm a. a. O. S. 541) *Arboastes Blandastes Leudastes*.

Mit Aphärese eines *W*. Alle deutschen Mundarten nämlich, im beschränktesten Maasse noch die gothische, im ausgedehntesten sodann die des scandinavischen Nordens, lassen den Halbconsonanten *W*, wenn ein Vocal darauf folgt, bald so, bald anders sich verlieren, bald indem auch er in einen Vocal und zwar in den, der ihm zunächst liegt, übergeht, also in *U* (und dieses *U* kann sich wieder in *O* abschwächen), bald indem dieses *U* mit dem Laut dahinter so in eins verschmilzt, dass aus beiden sich ein Mischlaut bildet, bald endlich indem es ganz erlischt und nur der Laut dahinter bestehen bleibt. Das Gothische hat von dem allem mit Sicherheit nur die Abschleifung des Wortes *vulf* d. i. Wolf in *ulf*, sobald damit ein Name endigt, z. B. *Athaulf;* das Gleiche von da an überall und auch im Burgundischen: also *Gundeulfus Hildeulfus Obtulfus Riculfus* und, mit einer Einschaltung die durch das Wesen beider, des *L* und des *F*, veranlasst ist, *Vithuluf:* daneben jedoch heisst es unverändert nicht allein *Vulfia* und *Vulfila*, sondern auch *Sigisvuldus* und selbst, als andre Lesart für das letztere, *Sigesvulfus*. Ausserdem hätten, wenn auf die Griechen zu gehen wäre, die Gothen auch *U* für *WI* und hätten sogar im Beginn der Worte so gesprochen: Οὐλίας Οὐλίαρις u. dgl.[1]) Bei den Gothen selbst jedoch und bei den Römern finden wir stets nur die Schreibung *Wilia Viljarith* u. s. w., und so lässt auch das Burgundische gerade diess *Wili* unberührt und sagt *Viliaric Wilemeres* u. s. f.:

1) [Ἀμαλασοῦνθα: vergl. Jord. 14.]

wohl aber verwischt es, und zwar wieder nur als zweiten Bestandtheil, drei oder vier andre ebenso anlautende Worte und thut zugleich in dieser Richtung noch einige Schritte weiter: auch aus *WA* macht es entweder *UA* oder *OA* oder in Folge dieser Vocalisierung den Mischlaut *O*, oder aber es tilgt den Halbconsonanten vollends und belässt nur das *A*. Beispiel für *UA* ist *Nasualdus*. Der vordre Theil dieser Zusammensetzung, den für sich allein wir in der Form *Nasua* schon bei Cäsar als den Namen eines Sueven lesen (B. Gall. I, 37), ist, und warum nicht? unser Wort *Nase*, althochd. *nasa*, altnord. *nasu nös*. Hat doch auch Rom seine *Naso Nasica Nasidius Nasidienus*, und worauf zielen die deutschen Namen *Baino Cniva Hanto Lancha Wamba* und vielleicht auch *Mundus*, wo nicht auf irgendwelche Auffälligkeit schon des Kindes oder erst des Mannes an Bein, Knie, Hand, Hüfte und Bauch? Vgl. Dietrich in Pfeiffers Germania XI, 197. Ich weiss hier zu Lande jemand lebend, den die Leute seiner grossen Nase wegen den Nasenkönig nennen[1], ganz ähnlich also unserm *Nasualdus:* denn der zweite Bestandtheil (in *Engevald* sehen wir ihn noch unverändert) kommt von dem Zeitworte *valdan* herrschen. Wenn sodann aus *Nasuald* später *Nasolt* geworden ist, so stehen dem zahlreich andere Fälle auch mit späterem *olt* aus *wald uald oald* zur Seite, wie *Engevald Ingold*, *Cariovalda Harioaldus Hariolt Herolt* oder aber mit voller Austilgung des *W Harald Herald*. Während aber *Nasualdus* für das Burgundische nur noch die Vocalisierung des Halbconsonanten belegt (denn die Inschriften zu Genf und Lyon mit den Namen *Aegioldus* und *Fredaldus* sind beide nachburgundisch: s. Le Blant II, 2 u. I, 88), belegt uns ein drittes Wort die Verschmelzung desselben mit dem folgenden *A*, die ein *O* ergiebt, der Name *Emiocer:* hier kann der zweite Theil nur das Adjectivum *wacar* wach, munter sein, das z. B. auch (vgl. Dietrich a. a. O. S. 192 fg.) in *Odovacar Odovacer Odoacer Otochar Otachar* enthalten, das auch allein schon Eigenname geworden ist: Οὐάκκαρος ὁ Οὔαρνος τὸ γένος Agath. I, 21. Das reichste Beispiel aber gewährt uns ein burgundischer

---

1) [„Sich *Nasenkönig*, wie die Nass drein steckst“: Garg. 1582 K 4 vw. (1617 S. 161); „*Nasenkönig* Nasart“: V 2 vw. (309a).]

König: denn von den wechselnden Formen *Gundiacus Gundiocus Gundiucus Gundicus* beruhen die letzteren auf *Gundiricus Gundiicus*, wie in der That ebenfalls geschrieben wird, *Gundiocus* aber und *Gundiacus* auf *Gundiracus*, während *Onoraccus* bei gleichem Ausgange keine solche Veränderung erleidet. Es ist das wesentlich alle vier Mal derselbe Name: aber die Bildung schwankt zwischen der Aphärese und der Verschmelzung des *W*, zwischen dem präsentischen *I* und dem aoristischen *A* der Wurzel: das gleiche Schwanken, wie wenn eben daher (es ist unser *wachen*, das Grundwort auch zu jenem *wacar* und dem unzusammengesetzten altnord. *Vak* und langobardischen *Wacho* in Grimnis mâl Str. 54 und bei Paul. Diac. I, 21. Οὐάκης Οὔακις bei Proc. B. Gotth. II, 22. III, 35), wenn eben daher die Lerche auf Althochdeutsch *lêrihhâ* und *lêrohhâ* und *lêrahhâ* genannt wird, d. i. *laiswihhâ* oder *laiswahhâ* die Furchenwacherinn, und der Wachholder sowohl *wechalter* als *wachalter* der immer wachende Lebensbaum. Die Sprache der Franken hat diesen Namen in Gleichklang mit den Namen ihrer Könige *Chlodorichus Chlodovechus Merovechus* hinübergezogen und ihn in *Gunderechus* umgewandelt, d. h. sie hat aus dem *C* jenes *CH* gemacht, welches nur s. v. a. *H* bedeutet und deshalb wie *H* auch wegfallen darf (altsächs. angels. *rih*, altnord. aber *vê* Heiligthum, Gott): wirklich kommt denn auch *Gundereus* vor, während *Gundiochus Gundëuchus Gundichus* wiederum Verschmelzungen von *Gundivechus* und *Gunderichus* sind. Wenn aber auf dem Bracteaten von Broholm *Gunthious* steht, so ist da bei Anfertigung des Stempels die Rune für *K* übersehen worden. Und noch eines ist auf Anlass dieses Namens zu bemerken. Er kommt, soviel ich weiss, nur bei den Burgunden und nur an diesem einen Könige vor: das berechtigt und nöthigt uns in *Gunthëuca* oder *Gunthiucha*, der Gemahlinn zuerst des Frankenkönigs Chlodomer, dann, als derselbe gegen die Burgunden gefallen, seines Bruders Chlothachar, auch eine Burgundinn, eine nach Gunthioc benannte Nachkomminn desselben zu erkennen: gerade dieser ihrer Herkunft wegen, aus politischen Gründen, eilte Chlothachar so, dass er sie nach des Bruders Tod sich zum Weibe nähme.

Endlich nach all diesen Tilgungen von Halbconsonanten der Kehle, des Gaumens und der Lippe könnte es scheinen, dass

gelegentlich noch einen vierten flüssigen Laut die Ausstossung treffe, auf alt- und angelsächsische, friesische und nordische Weise die Liquida *N* vor einem *S*. In *Ansemundus* bleibt dieselbe zwar, und es heisst nicht wie in jenen Sprachen *Âsmund* oder *Ösmund;* ebenso in *Ansleubana* und in *Fons* und *Sigifunsus*. Wenn jedoch auf der Spange von Charnay *Fusia* steht, so kann das, falls dabei kein Fehler waltet, allerdings kaum anders als mit Dietrich (Haupts Zeitschr. XIII, 119) so erklärt werden, dass der Name auf Grund desselben Adjectivums *funs*, das in *Fons* und *Sigifunsus* vorliegt, gebildet, das *N* aber diessmal ausgefallen sei, wie in dem altsächs. angels. und altnordischen *fûs* das immer geschieht; *funs fûs* hat den Sinn von feurig, rasch, thätig. In Anbetracht indessen jener *ans* und *funs* mit verbliebener Liquida ist wahrscheinlicher, dass beim Einritzen der Runen das *N* nur sei vergessen worden: auf derselben Spange fehlt ja auch das erste *A* von *unthfanthai,* und eben erst haben wir bemerkt, wie in einer anderen Inschrift ein *K* verabsäumt ist. Freilich, wenn es gestattet wäre, wie Dietrich ferner thut, den «*Ulifûs*» des Procop (B. Gotth. III, 12. IV, 33) mit hieherzuziehen und in *Vilifûs, Vilifuns* zu deuten, so hätten auch schon die Gothen *fûs* gesprochen, und das würde die Annahme der gleichen Sprechweise für die Burgunden unterstützen. Procopius schreibt jedoch nicht Οὐλίφους, sondern Οὔλιφος: er meint also eher, indem er nach beständiger Art der Griechen das gothische *VU* mit einfachem *O'Y* wiedergiebt, den Namen *Vulf,* nur mit ebensolcher Erweiterung in *Vulif,* wie vorher die von *Vithulf* in *Vithuluf* gewesen. Und nirgend sonst ist bei den Gothen dergleichen nachweisbar: oft genug dagegen kommt bei denen in Spanien gerade *fons,* vollständig in den Consonanten und nur im Vocale romanisiert, ganz wie dort bei den Burgunden, vor, z. B. eben *Villiefonsus*.

Nicht also der Ausfall des *N*, wohl aber war dessen Einschaltung vor einem *S* burgundisch. Auch Gothen und Vandalen übten eine solche, wenn sie aus *Gaisericus*[1]) *Thrasaricus Thrasamundus Gensericus Thransaricus Thransamundus,* und

---

1) [*Gaisericus* u. s. w.: Jul. Friedländer die Münzen der Vandalen S. 6. 7.]

ebenso einst die Angelsachsen, indem sie aus *nasu* zuvörderst *nansu* machten: denn nur so erklärt sich, dass ihnen nun die Nase *nôsu* heisst. In diesem Worte denn die gleiche Einschaltung bei den Burgunden: oder kann der Name *Nansa*, den eine Inschrift dem Namen *Nasualdus* beifügt, etwas anderes als gleichsam eine Abkürzung desselben sein? Wir haben darin aufs neue das schon vorher S. 350 erwähnte suevische *Nasua* vor uns (auch Töpferzeichen in Mommsens Inscr. Confoed. Helvet. Lat. S. 95 Nr. 352, 141 u. 142 gewähren neben einander *Nassus* und *Nansus*), nur jetzt mit Beseitigung des *U* oder gleich ohne diesen Ableitungslaut gebildet. Und noch etwas kam hinzu, das gerade bei *Nansa* zu solch einer Aenderung Anlass gab, während sie doch bei *Nasualdus* unterblieb: die schwache Flexion des Wortes, die alle Casus hindurch jene Liquida in die Endung brachte: da floss dieselbe zugleich in die Wurzel über, und es fand eine Angleichung ganz eben der Art statt, wie wenn altnord. *Aganthŷr*, althochd. *Agandeo* sich in *Angantŷr Angandeo* verwandelt (Einh. Ann. 811) oder *Maganpert Meginhard* in *Manganpert Mengenhard*.

Der weitest greifende Unterschied jedoch des Burgundischen von dem Gothischen und dem alt und allgemein Germanischen beruht in der Art, wie das erstere mit dem *TH* verfährt. Es war diese Aspiration allerdings auch den Burgunden eigen: das wird uns von dem Futhark der Spange von Charnay und von den Runeninschriften derselben und des Goldbracteaten mit ihrem *unthfanthai* und *Gunthious* und *Vithuluf* bezeugt; sodann von zwei anderen Inschriften die, obwohl sonst in lateinischen Buchstaben aufgesetzt, doch in den Namen *Athica* und *Baltho* die Rune für *TH* gebrauchen (in der ersten derselben, zu Revel-Tourdan und vom J. 563, giebt freilich der Abdruck Le Blants II, 150 Nr. 460 A *Adica*, die Abbildung aber auf Pl. 61 Nr. 368 zeigt deutlich die eher in ein *P* verzogene Rune); ferner von dem Rechtsbuche mit *Angantheus Athala Balthamodus Uthila*, von dem einen Texte der Urkunde von S. Maurice mit *Theudemodus*, mit dem *Theudelinda* einer Urkunde noch des Jahrs 587 und endlich dem *Gunthëuca* oder *Gunthiucha* und dem *Gunthegiselus* Gregors von Tours und Fredegars in der Epitome. Wie aber für *Balthamodus* auch *Baltamodus* und *Baldamodus*, für *Theudemodus* in dem anderen Texte *Teudemondus* geschrieben

wird, so wiederholen sich diese Vertauschungen und namentlich die gegen *D* auf das häufigste, und letztere stellt sich als die eigentliche Regel dar. Soll man darin ein blosses Ungeschick der lateinischen Schriftgebung erkennen? Ich glaube kaum: in den Namen der Gothen ward gleichzeitig ein lateinisches *TH* durchaus nicht gespart, sonst aber und früher trat vielmehr das härtere *T* an dessen Stelle wie *C* an die Stelle des *CH,* und es hiess z. B. *Teutoni Gotones Catumęrus Fritigernus.* Richtiger daher wird die Annahme sein, es habe auf diesem Punkte schon im Burgundischen selbst, aber nicht hier allein noch hier zuerst (denn zu eben der Zeit geschah das auch im Fränkischen), die Lautverschiebung, die später durch alles Oberdeutsch hin *TH* in *D* umsetzen sollte, sich vorbereitet und einen Anfang gemacht. Beispiele solcher vorausgeeilten *D* sind *Aridius,* auf Althochd. *Herideo:* goth. *thiu* Diener; *Baldaridus Baldaredus Fredeboldus:* goth. *balth*, ahd. *pald* kühn; *Fredeboldus Fridigernus Fridigisclus Fredemundus:* altsächs. *frithu,* ahd. *fridu* Friede, Schutz; *Gundobadus Gundefuldus Gundiisclus Gundaharius Gundomares Gundemundus Gundiocus Gundeulfus Arigunde:* angelsächs. altnord. *gûð,* ahd. *gundja* (im Hildebrandsliede *gûdea)* Schlacht, Krieg; *Gisciadus* d. i. *Gisclahadus* (oben S. 346): altnord. *Höð* der Gott des Kriegsglückes, angels. *headu-,* ahd. *Hadumâr* u. dgl.; *Nandoredus Eunandus:* goth. *nanthjan* sich erkühnen, *nand* ahd. Kühnheit; *Segisvuldus:* goth. *vulthus* Herrlichkeit. Mit *T* dagegen *Chrotechildis* und *Gotia Goticus Suavegotta:* altn. *hrôð* Ruhm, ahd. *Hrôdhildis; Guth,* ahd. *Gud* Gothe (Jac. Grimms Gesch. d. D. Spr. I, 439 fg.). *Chrotechildis* wird freilich nur von Gregor von Tours und demselben Fredegar so überliefert, der auch *Chrotacharius* schreibt (Chron. 70 fg., Gregorius aber Mirac. S. Martini I, 7 *Chrodechildis)*, *Suavegotta* erst von Flodoardus, und letzterer Name zeigt sich auch sonst entstellt: denn das *V* ist hier wie in der Lesart *morginegyva* L. Burg. XLII, 2, wie auch in den *Suavi* des Jordanis, der *Suavia* Cassiodors und schon den *Suevi* Jul. Cäsars Romanisierung eines deutschen *B.* Parallel solcher Verwandlung des *TH* in *D* geht die des ursprünglichen *D* in *T:* hiefür aber giebt es mit Sicherheit nur ein einziges und noch seitab stehendes Beispiel, *Gundebatus* als Lesart neben *Gundebadus* in der Ueberschrift des Gesetzes: *badu* Niedermetzelung, Schlacht, worüber nachher ausführlicher.

Zweifel, wie man es zurecht und auszulegen habe, erregt *wittimon* u. s. f., im Gesetz die Benennung des Kaufgeldes einer Frau. Hier kann man das *T* (die besseren Texte verdoppeln es beinah überall, und dennoch wird das hier ebenso wenig bedeuten als in *wittiscalcus*, dessen *I* ja lang ist), man kann es dreifach auffassen. Entweder es ist, da auch das Friesische *witma* oder *wetma*, das Angelsächsische *veotuma* sagt, der ursprüngliche und unverändert echte Laut, dasjenige *T* aus welchem auf Hochdeutsch *Z* wird; nur erscheint dann jede Deutung des Worts unmöglich: es würde mit goth. *veitan*, ahd. *wîzan* sehen, beachten, strafen zu verbinden sein: aber wie das? Jedoch wir finden im Angelsächsischen öfter ein *T*, wo eigentlich ein *D* oder *Đ* stehen sollte, z. B. *botl* neben altsächs. *bodl*, *botm* neben althd. *podam* [goth. *hinthan* fangen, ags. *hunta* Jäger], und so könnte auch das *T* in *veotuma* und *wittimon* eigentlich ein goth. *D* oder aber ein *TH*, d. h. ein althd. *T* oder *D* bedeuten. Für *TH* als den rechten Laut spräche der Umstand, dass im Althochd. das Wort ein *D* aufweist: da ist *widumo widimo widemo* die Uebersetzung von *dos*, *widemen* von *dotare*, *widemêa* von *lex Poppaea;* die Wendung des Begriffes, die somit eingetreten ist, zeigt sich noch enger gefasst in dem neuhochd. *Witthum*, dem sein willkürlich geänderter Laut nur noch Bezug auf die *Wittwe* giebt. Aber auch wenn wir *widumo* zu Grunde legen, stocken Etymologie und Erklärung: wir haben weder eine Wurzel *with*, ahd. *wid*, welche hieher passte, noch befriedigt die Behauptung J. Grimms, *widum* (denn diese Form setzt er an, Gramm. II, 241) sei aus *wihadum* zusammengezogen und diess von *wîhan* abgeleitet: *wîhan* ist so viel als machen und als vernichten, *facere* und *conficere*. So bleibt nur als drittes und letztes die Annahme übrig, das *T* in *wittimon* u. s. w. sei aus *D* verhärtet wie dort in *Gundebatus*, wie auch in dem *Rêdbat* der siebenten von den siebzehn Küren der Altfriesen [1]), und ursprünglich habe der Burgunde *widima* oder sonstwie mit dem weicheren Zungenlaut gesprochen. Die Wurzel ist dann freilich nicht, wie Richthofen will (Fries. Rechtsquellen S. 1146), das altfries. *weddja* d. h. geloben und die wörtliche Bedeutung nicht Gelöbniss: denn

1) [vgl. altsächs. *mid* (für *mith*) und *mët*, *hald* (für *halth*) und *halt*, *and-* und *ant-*.]

weddja ist nur Umlaut eines früheren *vadjôn*, hieraus aber konnte weder *witma*, wie es im Friesischen selbst zuvörderst heisst, noch *widima* noch *veotuma* hervorgehn. Sondern wir müssen unmittelbar auf das eigentliche Wurzelwort zurück, von dem auch goth. *vadi* Pfand und *vadjôn weddja* kommen, auf das goth. *vidan*, ahd. *wetan* binden, verbinden, zusammenjochen: indem das Geld für die Frau davon benannt wird, hören wir aus der Schilderung, die Tacitus von dem Germanischen Ehabschlusse giebt (Germ. 18), zwei Schlagworte hervorklingen, die wie alles Einzelne in derselben richtig sind, *maximum vinculum* und *juncti boves*. Zwar sollte es nun auch im Althochdeutschen und hier mit noch besserem Fug als schon im Burgundischen *witumo* oder *witimo* heissen, nicht aber *widumo widimo* [1]): theils jedoch mochte in einem Ausdruck, dessen Anwendung eine so eng beschränkte und gerade auf das Recht beschränkte war, der altüberlieferte Laut wohl haften bleiben, theils mochte das Subst. *wid*, ein Seil zum Binden aus gedrehten Reisern, mit einwirken, das seinem Begriffe nach verwandt erschien, obschon es aus einer ganz anderen Wurzel stammt, nämlich aus einer und derselben mit ahd. *wîdâ* und ἰτέα Weide, mit lat. *vitis* und *vitta*. Sollen einmal, wie doch wohl nöthig ist, *wittimon veotuma witma* und *widumo* vereinigt werden, irgendwie und irgendwo muss man alsdann eine Unregelmässigkeit gelten lassen.

Ein ferneres Wort, das mit in die Geschichte des *TH* und zugleich, was seinen Begriff angeht, dicht neben *wittimon* gehört. Im Gothischen ist *mathl*, sonst dagegen *mahal* mit *H* ein Ort für öffentliche Versammlung und Besprechung und die Versammlung und Besprechung selbst und auch so viel als Verlöbniss, Vermählung und als Rede überhaupt: bloss das Angelsächsische hat neben *mael* d. i *mähel* auch noch *mäðel* bewahrt, im Althochdeutschen giebt es mit *madal* wenigstens noch Eigennamen wie *Madalfrid* und *Madalulf*, und eben darauf (vgl. ahd. *stadal* und *gistallo*, *wadalôn* und *wallôn*) beruht das *mallus* des fränkischen Rechtes. Das Burgundische nun sagte erstlich gleichfalls *mahal*; nur sind in dem einzigen Belege, worin sich uns

1) [vgl. goth. *skaidan*, alts. *skêthan*, ahd. *skeidan*.]

diese Form des Worts noch zeigt, der Zusammensetzung *mala-hareda* (einfach so vereinigt und bessert sich in der L. Burg. LXXXVI, 1 die Verderbniss und der Wechsel der Lesarten), es sind da die beiden Consonanten umgestellt. Der gleiche Vorgang trifft aber oft so leichte fliessende Laute: ich erinnere an althochd. *ahir* und altsächs. *aroh* (Rieger im Alt- u. Angels. Leseb. S. 225); ahd. *elira*, neuhochd. *Eller Else* und *erila, Erle; zuinele* und *zuilene* Williram XXXI, 28. *gezuinile* und *gezwilini* Graffs Ahd. Sprachsch. V, 729; *Athalaricus* und *Alderih* Notkers Boeth. S. 2 Graff; altsächs. *bodl*, angelsächs. *botl* und *bold*, fries. *bold blod;* althd. *nâdala* und *nâlda; nôtstadele* und *nôtgestalde* Athis v. Wilh. Grimm S. 72; *turestôdelis dorestôtelus* und *turestôlda duristualda duristulidon* Traditiones Wizenburgenses v. Zeuss; *mundoaldus (muntalde)* und mittelhd. *muntadele* Altd. Leseb. 190, 9; ahd. *Faganulf* und *Fanagulf* Förstemanns Namenb. I, 397; *nabagêr* und mhd. *nageber;* doch näher vergleicht sich der ahd. Frauenname *Ahalagdis* für *Alahagdis* d. i. *Alahaidis* Förstem. a. a. O. I, 38 [altfries. *wiliga* aus *wigila:* vgl. J. Grimm Mythol. S. 985], vielleicht auch schon aus früher Germanenzeit das *achlis* (germanisch *ehls?)* des Plinius Hist. Nat. VIII, 15, falls darunter, wie die Worte Cäsars B. Gall. VI, 27 annehmen lassen, das sonst immer *alx* oder *alces* (germ. *elhs?)* genannte Thier, der Elch, zu verstehen ist; am nächsten aber die Glosse *mahela mantica* Ahd. Sprachsch. II, 650 für *maleha, malaha*, während *gahamalos i. e. confabulatos* in dem Wörterbuch der Langobardischen Rechtssprache (Haupts Zeitschr. I, 554) nur ein Fehler des undeutschen Schreibers sein wird: gemeint ist *gamahalos* (Ed. Roth. 367). Eine dem ähnliche Umstellung in dem Burgundischen Namen *Angatheus*. Die eigentliche Form lautet *Aginatheus*, syncopiert *Agnatheus*, mit Auswerfung des Bindevocals im achten Jahrh. *Aganteus Agenteus:* aber das *N* tritt vor das *G* zurück wie anderswo in *Aganfredus Agnifredus* und *Angofridus, Agantrudis* und *Angedrudis, Raginharius* und *Rangharius, Ragnericus* und *Rangaricus*, wie auch in dem *andelago* Genit. *andelaginis* und *andelang* oder *andelangus* der alten Rechtssymbolik (Jac. Grimms Rechtsalterth. S. 196 fgg. 558), das, wie ich vermuthe (nur ist hier nicht der Ort für die weitere Ausführung), der Schnürriemen der Beschuhung war.

Die Franken also haben das *THL* von *mathl* in *LL* angeglichen, aber nicht erst als sie ihr Recht in Lateinisch brachten: schon Ammianus Marcellinus nennt wiederholendlich einen Franken *Mallobaudes;* und auch nicht die Franken allein: um ein gut Stück früher heisst auch ein Feldherr der Marser (Tac. Ann. II, 25) *Mallovendus,* und der alte Name von Detmold ist *Theotmalli.* Und diese zweite Behandlung des Wortes mag, wie es ja auch im Althochdeutschen und Angelsächsischen zwiefach behandelt wird, gelegentlich ebenso im Burgundischen gegolten haben.

Und endlich noch ein Punkt aus der Pathologie des burgundischen *TH* bleibt zu berühren, und wieder müssen wir dabei von der fränkischen Mundart, zugleich aber von der streng oberdeutschen der Langobarden ausgehn. Eine bezeichnende Eigenheit dieser beiden, vorzüglich jedoch, wie es scheint, der ersteren, ist das Ueberspringen der Aspiration von Zunge und Kehle auf die Lippe, die Neigung *TH* und *CH* oder *H* in *F* umzusetzen: ich habe davon anderswo (Haupts Zeitschr. II, 555 fgg.) ausführlicher gehandelt. Ein besonders hervortretendes Beispiel der Art ist der Ursprung des mittellat. *feudum feodum feofum feus* d. i. Dienstgut, servitium, aus *thiuth,* das im Gothischen, wie es zu der Wurzel von *thius* Diener gehört, den Begriff von dienlich, nützlich, gut und Gut besitzt. Bei einem dieser Worte nun, bei *thius,* begegnen wir, einmal wenigstens, dem *F* für *TH* auch im Burgundischen. Zwar sagt dieses sonst *Agatheus Angatheus Aridius:* wenn aber in der Vita Apollinaris episcopi (bei den Bollandisten unter dem 5. Oct. III oder in Martenes Ampl. collectio vet. script. VI) Cap. 6 „unus ex pueris nomine *Alifius*“ vorkommt, so dürfte man auch das kaum anders als mit jenem Aspiratentausch erklären. Und der Name fällt noch recht in die classische Zeit der Sprache: Apollinaris, Bischof von Valence, älterer Bruder des Bischofs von Vienne Avitus, lebte um das J. 500, und die Biographie rührt noch von einem vertrauten Landes- und Zeitgenossen her. *Ali* kann hier wie in *Aliberga* entweder das goth. *alis* alius sein, dann aber wohl mit derjenigen Wendung des Begriffes (vgl. lat. *alter* und *altercari,* franz. *altérer),* die dem goth. *aljan* Eifer zum Grunde liegt, oder auch abgeschwächt aus *ala* all: *Alatheus* wird als gothischer Name, *Aletheus* aus dem Frankenreich überliefert.

Die bisherigen Erörterungen des Burgundischen Consonantismus werden zur Genüge erwiesen haben, in wie beschränktem Maasse man befugt, ja wie unbefugt man eigentlich ist eine besonders nahe Verwandtschaft dieser Sprache mit der Gothischen anzunehmen: nicht besser jedoch berechtigt erscheint mir die entgegengesetzte Behauptung (Dietrich in Haupts Zeitschr. XIII, 122) „Das Burgundische ist ein mit dem Alamannischen mehr als dem Gothischen verwandter Sprachzweig.“ Wenn als dasjenige Merkmal des Alamannischen, das am frühesten mit Entschiedenheit hervortritt, die Verwandlung des anlautenden *K* in *CH* muss betrachtet werden (*Chnodomarius* Amm. Marc. XVI, 12. *Chonodomarius* Aurel. Vict. Epit. 42: goth. *knôd*, ahd. *chnôt chonôt chnuat* Geschlecht, Art), so weiss ja das Burgundische davon nichts: es sagt noch *kiano Conia Coniaricus Conigisclus;* und ebenso wenig ist die mildere Aspirierung im In- und Auslaut, die auf Althochdeutsch mit *HH* und mit blossem *H* bezeichnet wird, schon für das Burgundische angedeutet, wenn es *Rico Riculfus Audericus Hilpericus Sigisricus Viliaric* und wiederum *Coniaricus,* wenn es *Onovaccus Mucuruna* und *wittiscalcus, Gebeca* und *Athica* (Inschrift von 563 bei Le Blant II, 150 Nr. 466 A) und wiederum *Conigisclus Fridigisclus* sagt: *Rihlindis* und *Undiho* auf einem Reliquienkästchen in S. Maurice (Le Blant II, 580 Nr. 684) gehören wohl altburgundischem Gebiete, aber erst der nachburgundischen Zeit an. Es war sonach unempfohlen die mangelhafte Bracteateninschrift *Gunthious* für eine das *H* übergehende Latinisierung von *Gunthioh* und nun den Namen mit Hilfe von *joh* jugum zu erklären, „so dass das Ganze etwa den Kampfverknüpfer bedeutete“: Haupts Zeitschr. XIII, 50. Den Burgunden hat es noch wie den Gothen *juk* oder vielleicht schon *jok,* sicherlich nicht schon *joh* gelautet, und jedesfalls, wenn überhaupt diese Wurzel hier in Betracht kam, lag es näher dabei an überwinden und fechten, die Begriffe des Zeitwortes *jiukan,* zu denken. Ich habe oben S. 351 fg. eine andre Etymologie und Auslegung versucht.

Welche Stellung in der Geschichte und der Geographie der Deutschen Sprache das Burgundische einnimmt, darüber werden uns Fingerzeige von noch grösserer Deutlichkeit, von positiverer Art, wenn wir jetzt auch noch das Vocalgebiet und das der Wortbildung ins Auge fassen. Hier vollends ergiebt sich, dass

es eine schwebende Mitte hält zwischen den mundartlichen Gegensätzen, die bereits in der Germanenzeit vorhanden waren und dann durch die Völkerwanderung zu immer schärferer Ausprägung gebracht wurden, dass es bald hier dem Marcomannischen und Alamannischen, bald wieder dort dem Chattischen, Cheruskischen, Fränkischen und durch die Vermittelung dieser selbst dem Sächsischen näher steht, dass seine Art eine Mischung aus ober- und mittel-, ja niederdeutschen Eigenthümlichkeiten und zugleich der überleitende Fortgang vom Früheren zum Späteren, von der germanischen Sprechweise zu der mittelalterlichen ist. Die um das Jahr 520 im Fränkischen Reiche verfasste Völkertafel (Müllenhoff in Mommsens Verzeichniss der Röm. Provinzen S. 532 fgg.) trifft es somit nicht übel, indem sie Burgunden, Thüringer, Langobarden und Baiern unter Einen Ahnherrn bringt, und trifft besser zu als dort bei Plinius (oben S. 338) der Stamm der Vindili mit seinen Unterabtheilungen Burgundiones, Varini, Carini, Guttones.

Entschieden oberdeutsche Art hat das *Â*, das lange *A* in *fara*, in *Gundomarus Gundomares Videmarus Vindemarus*, in dem *Leudomarus* einer Inschrift zu Aoste von 547 (Le Blant II, 39 Nr. 394), in *Silvanus,* falls dieser Name nicht durchaus lateinisch ist (oben S. 335 fg.), und in *Suavegotta,* einem Beleg allerdings aus sehr viel späterer Quelle: nach chattischer und fränkischer und gothischer Mundart gölte und gilt da überall ein *Ê*. Besondre Besprechung verlangt zunächst *fara,* das nur einmal, L. Burg. CVII, 11, und da nur durch eine Aenderung des neuesten Herausgebers, die vielleicht mehr glänzend als nothwendig und richtig ist, so als Einzelwort vorkommt (die Handschriften haben *infra,* Bluhme *in fara);* ausserdem gewähren es die Zusammensetzungen *faramannus* Tit. LIV, 2. 3 und später (s. die Anmerkung Bluhmes) *burgundofaro,* welch letztere in wechselnden und theilweise verderbten Formen sowohl appellativ als Eigenname ist. Auf Gothisch lautet diess Wort *fêra* und bedeutet erstlich Theil, Leibestheil, Glied (Ulph. Eph. IV, 16), dann Seite und Gegend (Matth. XXV, 41. Marc. VIII, 10); hieran schliesst sich mit Leichtigkeit der abstractere Sinn der Richtung und des Strebens, den allein das althochdeutsche *fâra* hat: nur einzelne Mundarten halten da noch den der Seite und zugleich, dem sonstigen Sprachgange entgegen, das *Ê* des

Gothischen fest oder machen daraus ein *EA* oder *IA,* sagen auch noch *fêra* oder *feara fiara.* Im Langobardischen aber (hier gilt der regelrechte *A*-laut) geht aus dem Begriffe Theil[1]) der politische Begriff Geschlecht hervor (Paul. Diac. II, 9. Ed. Roth. 177. Haupts Zeitschr. I, 552); dass auch die Sulioten die einunddreissig Geschlechter, in welche sie zerfielen, φαράς nannten, kann, wie schon Niebuhr bemerkt hat (Röm. Gesch. I, 345), nur ein Zufall sein. Das Burgundische endlich ist bei jenem ersten Begriffe stehn geblieben, und *fara* ist ihm s. v. a. Theilung und *faramannus* (in einigen Handschriften auch hier noch ein *E* anstatt des *A*) und *burgundofaro* der Burgunde, insofern er von dem Besitze seines *hospes* des Romanen seinen gesetzlichen Theil genommen hat, der *consors* eines *possessor* geworden ist. Die Art, wie man sonst wohl den *faramannus* versteht, ist aus enger Vergleichung bloss des langobardischen Wortes und aus unrichtiger Auffassung auch noch dieses einen hervorgegangen. Dem *-mârus* oder *-mâres* sodann (althochd. *mâri*) stehn freilich in der Unterzeichnung der Vorrede des Gesetzes drei *-mêres* gegenüber, *Widemeres Wilemeres Windemeres,* und noch ein *Willimeres* in einer Inschrift: dass aber der echt burgundische Laut das *Â* gewesen, wird durch die Königsnamen mit besserer Sicherheit verbürgt als durch die übrigen: für diese ist gothischer Ursprung denkbar und ist um so eher ein solcher anzunehmen, als unter den Grafen sogar noch ein *Wadamires* und einmal auch die Lesart *willimiris* auftritt, mit jenem *mir* d. i. eigentlich Friede, das sich die Gothen erst von den Slaven her angeeignet haben um es so an die Stelle ihres *mêr* d. i. berühmt zu setzen.

In anderem Sinne, nämlich dem gothischen Diphthongen *AI* entsprechend, kommt langes *Ê* auch in der Mundart der Burgunden vor, so jedoch dass es nicht wie in der sächsischen den älteren Diphthongen überall verdrängt hat, sondern neben ihm dieser gleichfalls noch besteht, ein Verhältniss mithin der Art wie bei den Franken und gar den Oberdeutschen. *AI* als Flexionsendung hat die Spangeninschrift in dem Wort *unthfanthai,* braucht also dasselbe in einem Falle, wo das Oberdeutsche ledig-

---

1) [vgl. *teil* in den verschiedenen Bedeutungen die es auf Ahd. besitzt, und *sipiteil* Verwandtschaft.]

lich sein langes *Ê* anwendet; in einer Wurzelsylbe der Weibername *Aisaberga,* womit sich im Gothischen entweder *ais* d. i. Erz oder das abgeleitete Zeitwort *aistan* achten vergleicht: mit *Ê* dagegen lesen wir *malahareda, Chartenius* und *Caretene,* also gerade solche Worte die auch im Oberdeutschen noch ein unverändertes *AI* aufweisen. Das erregt den Zweifel, ob hier nicht das *E* bloss durch die lateinische Auffassung und Schreibung verschuldet sei. Zwar weicht diese dem *AI* der Germanen keineswegs so gänzlich aus, noch weniger, wie natürlich ist, die griechische: *Radagaisus, Gaisericus* u. dgl. findet sich oft genug; oder sie braucht als Ersatz ihr *AE,* und so ist *gais* als *gaesum* schon früh in die Sprache der Römer aufgenommen worden. Wenn aber z. B. Cassiodorus Var. Epist. V, 43 u. 44 *Gesalecus* schreibt, so ist das eine wie das andre *E* nur eine romanische Verflachung: er hörte die Gothen noch alltäglich *Gaisalaik* aussprechen; erst dann und erst da, wo *gais* oder jenes *ais* und *aisa* ihr *S* gegen *R* vertauschten, gieng in Wechselwirkung damit für die Deutschen selbst auch das *AI* in *Ê,* gieng *aisa ais* in *êra êr* und *gais* in *gêr* über, und Procopius hat ganz richtig Ῥαδίγηρ: denn so ist de Bello Gotth. IV, 20 Ραδίγερ, ich meine nicht, zu ändern, aber zu verstehen. Nach all dem bleibt es fraglich, ob *reda* und *ten* den wirklich burgundischen Laut oder nur den ausdrücken, welchen der Romane diesen Worten gab. *Malahareda* nun: den ersten Bestandtheil dieser Zusammensetzung haben wir uns schon vorher auf S. 357 gedeutet; der zweite würde, wenn sein Vocal es zuliesse, aus dem sächsischen *râde gerâde* (Jac. Grimms Rechtsalterth. S. 567) zu erklären sein: so aber kann nur auf das altnord. *reiða* Zurichtung, Zubehör und das althochd. *reita,* fränk. *raida* in Worten wie *antreita prantreita fahsreita scafreita hariraida* und wie jetzt noch *Hofraite* (Schmellers Bair. Wörterb. III, 155) verwiesen werden: *malaharêda* also Vermählungszurüstung, Ausstattung. Ob wir den Pluralis *rhedo,* womit die Lex Angl. et Werin. II, 4 *ornamenta muliebria* übersetzt, zu *râde* oder auch zu *reita* ziehen sollen, können wir bei unserer Unkenntniss über die Mundart der Völkerschaft, für welche diess Rechtsbuch aufgezeichnet ist, nicht entscheiden. *Tên* aber in *Chartenius* und *Caretene* ist das gothische *tain,* auf Hochd. *zein,* Reis, Stab, Pfeilschaft und Pfeil: Förstemanns Namenb. I, 1357 u. 1367 führt die männlichen

Namen *Zeino* und *Wolfzein* auf, und wahrscheinlich ist auch der weibliche *Zaigina* Sp. 1365 nur aus *Zaina* erweitert, mit ebensolcher Trennung des Diphthongen oder langen Vocales von der Liquida wie in *praun* und *prauen, heil* und *heigel, hantmâl* und *hantmahal* u. dgl. (Haupts Zeitschr. IX, 371. Umdeutschung S. 20 fg. = oben S. 276). *Chartenius* erinnert an das altnord. Appellativum *herör* Heerpfeil (Rechtsalterth. S. 162); *Caretene* und was es sonst noch von Weibernamen mit *tena* giebt (auf fränkischem Gebiet, in dem Testament des heil. Remigius von 533 bei Pardessus Nr. 118, *Auliatena Mellatena Meratena Naviatena),* steht den zahlreicheren gleich, die auf *rûna* endigen, am nächsten *Auliatena* dem altnord. *Aulrûn Ölrûn* (Völundar kviða Eingang u. Str. 4. 15; als Appellativ in Sigrdrîfu mâl Str. 7). Es waren nach Tacitus Berichte (Germ. 10) „surculi", also *tainôs,* in die man zum Behuf des Looses die Runen schnitt; von einem gerichtlichen Loose mit bezeichneten „talis de virga praecisis, quos *tenos* vocant", handelt die Lex Fris. XIV, 1; ein Lied der Edda (die Hŷmis kviða Str. 1) lässt die Asen selber um Zukünftiges zu erforschen *teina* werfen; auf Angelsächsisch aber ist *tân* zuweilen nur noch Loos überhaupt, ganz wie bei Otfried *zeinen zeinôn* aus den ursprünglich engeren Begriffen des Bedeutens und Ausdeutens („surculos — interpretatur" Tac.) in den allgemeineren bloss des Deutens, des Zeigens übergeht. Beiderlei Namen, jene mit *rûna* und nun diese seltneren, beinahe wie es scheint ausschliesslich fränkischen mit *têna,* zielen auf den Vorbesitz der Schreib- und Lesekunst und der Gabe der Weissagung und des Zaubers, den das germanische Weib von je und überall inne hatte.

Also im Burgundischen entweder stets noch *AI* oder theilweise schon an dessen Statt ein blosses *Ê*. Das letztere Verhalten mag deshalb wahrscheinlicher dünken, weil ein zweiter Diphthong, dessen Geschichte der des *AI* parallel läuft, gleichfalls in so schwankender Art behandelt wird: das ursprüngliche *AU,* das die Gothen noch überall unverrückt bewahren, zieht sich den Burgunden theils ebenso in ein langes *O* zusammen, theils verharrt es bei seinem Doppellaute, beides wiederum wie im Fränkischen und im Oberdeutschen, nur dass hier das *O,* im Burgundischen offenbar noch das *AU* vorherrscht: es heisst *Audemundus Audericus Audolena, Aunemundus Aunegilde,* ein-

mal und bloss einmal aber, wennschon die Wurzel schwerlich eine andre als die der zwei letzteren Worte ist, *Onoraccus; Ostrogotho,* die von den Ostgothen her gekommene Königinn, wird schon von Jordanis so benannt, nicht *Austrogotho,* und das in demselben Capitel (58) in welchem er doch *Audefleda* schreibt: *Ostrogotho,* wie ihm auch der Manns- und Volksname *Ostrogotha* lautet.

Neben diesem erst aus *AU* hervorgegangenen *O* besteht noch ein zweites, das ursprünglich ist und von jeher so gelautet, auf der Stufe des Althochdeutschen aber sich in *OA UA UO* diphthongiert hat: diess in den Namen *Balthamodus Fremodus Theudemodus* und *Chrotechildis*, ahd. *Baldmuot* und *Hruodhilt.* Ob das *O* in *Chrona* von ebensolcher Art oder aus *AU* vereinfacht oder kurz und aus kurzem *U* gebrochen sei, die Antwort auf diese Frage hängt zum Theil davon ab, wie man den fränkischen Consonanten im Beginne des Worts versteht: s. oben S. 346.

Zwei urdeutsche Diphthonge, deren Bestand und Gestalt das Gothische doch unzweifelhaft macht, sind von den Römern und auf Grund der römischen Vermittelung auch von den Griechen stets nur mit Entstellung wiedergegeben worden: ohne Ulphilas wüssten wir so gut als nichts von dem *EI* noch von dem *IU* der Gothen und Germanen, sondern statt des ersteren bloss von einem *I*, statt des letzteren bloss von *EU* oder *EO*: denn hiemit behilft sich die lateinische und die griechische Auffassung, während innerhalb des Deutschen selbst *I* und *EO* erst nach der Römerzeit, auf der althochdeutschen und den ihr gleichliegenden übrigen Stufen zum Vorschein kommen und nur *EU* den Franken wohl schon vorher geläufig war. Unter solchen Umständen mag ungewiss scheinen, ob die Burgunden in *Gisladadus Gislaharius Rico Riculfus Audericus Coniaricus Hilpericus Viliaric witiscalcus* wirklich das einfache *I*, das die Schrift bezeichnet, oder auch noch den Diphthongen *EI* gesprochen haben: wenn aber *Eunandus Eunemundus Leubaredus Leuvera Manneleubus Sedeleuba Ansleubana leudus sreunia Agatheus Angatheus Theudelinda Theudemodus Teudemondus*, auf einem Grabsteine von 547 zu Aoste (Le Blant II, 39 Nr. 394) *Leudomarus* geschrieben wird, so darf man das zuversichtlicher für den Laut, den das Burgundische selbst allmählich angenommen, halten, da

eben diess auch der fränkische Laut, und noch mehr da solch ein Uebergang von *IU* in *EU* nur die richtige Folge des Herabsinkens von *I* in *E* ist, das wir nachher als eine bezeichnende Eigenheit des Burgundischen werden kennen lernen. *EO,* die andre, dem Latein vielleicht noch beliebtere Art dem germanischen *IU* auszuweichen, wird nur durch die Nebenlesart *leodis* in einer Stelle des Rechtsbuches und die Form des Namens *Teodemodos* auf einer Inschrifttafel zu S. Jean-de-Bournay (Le Blant II, 145 Nr. 461) bezeugt, deren Alter jedoch unbekannt, von der es mithin auch zweifelhaft ist, ob sie wirklich burgundisch sei. Dennoch, wenn es gleichwohl *Aridius* heisst (anderswo *Arideus),* so ist das weder ein Festhalten noch eine Wiederherstellung des eigentlichen alten Lautes, sondern hauptsächlich in diesem *IU* und in ihm noch mehr als in der Beseitigung der Aspiration beruht die Latinisierung, die hier einen burgundischen Namen getroffen hat: s. oben S. 336 u. 346. Wir haben S. 367 noch einmal von *IU* oder *EU* zu sprechen.

Unsrer jetzigen Betrachtung liegt noch eine Reihe von Abänderungen der Vocale vor, welche theils unmittelbar in den Bereich der Angleichung, theils doch in deren weiteren Umkreis fallen, Aenderungen die zwar den Gothen fast sämmtlich fremd, aber fast sämmtlich schon in der vorgothischen Zeit nachweisbar und zugleich Hauptbelege dafür sind, dass die Burgundische Mundart ziemlich weitab von der Gothischen, aber darum keineswegs der Alamannischen an der Seite stehe.

Zuerst die diphthongierende Angleichung eines *A* der Wurzel an ein *U* der Schlusssylbe. Das Wort *badu,* das, gemäss seiner Zusammengehörigkeit mit *bidjan* sich niederwerfen, bitten, und mit *badi* Lager, Bett, eigentlich das Niederstrecken des Feindes, dann Kampf überhaupt bedeutet (in selbständiger appellativer Anwendung kennen es bloss die Sprachen des Nordens, die übrigen nur noch in Eigennamen), *badu* erfährt als Wirkung des *U,* womit es gebildet ist, eine zwiefache Aenderung seines Wurzelvocals; ich habe davon bereits früher, in meinem Aufsatz über die Germanischen Personennamen (Schweizerisches Museum f. histor. Wissenschaften I. 1837. S. 106 fg.) gehandelt. Einmal auf Altnordisch den Umlaut in *Ö,* also *böð;* bei Teutonen und Marcomannen in blosses *O,* als *Teutobodus* (und so verschwindet fast überall das *U* der Ableitung in das der lateinischen Flexion)

und *Maroboduus,* während der *Marabadus* Cassiodors (Var. Epist. IV, 12) und weiterhin *Deotpato* neben *Theotbodo* noch das ursprüngliche *A* aufweisen: nicht anders stehen im Althochd. und Altsächsischen neben einander *Pato* und *Bodo*[1]), die einfachsten Namenbildungen dieses Stammes, sowie die Zusammensetzungen *Badegisilus* und *Bodegisilus, Willibadus* und *Willibodo, Reginpato* und *Reginpoto, Heripato* und *Herbodus Cundpato Gundbadingi* und *Kundpoto Gundbodingi* u. s. f. Dann aber, wie in altnordischer Mundart das *U* auch diphthongierend wirkt, so dass *böð* auch *bauð, Böðvild* auch *Bauðvild* heisst, mit derselben volleren Lautgebung noch anderswo *Baudo Baudegisilus Hariobaudes Marabaudus* (Cassiod. V. E. III, 34) *Merobaudes Mirabaudus* (ebd. IV, 46) *Theodobaudes* u. dgl. Diese Diphthongierung nun, welche die angeführten Beispiele auf der fränkischen wie auf der alamannischen Seite zeigen, zeigt gleichermassen inmitten beider das Burgundische: auch da kommt ausser *Gislabadus* und *Gundobadus* noch *Baudomallus* und auch *Gundobaudus* vor, und es muss diese Form noch viel mehr, als schriftlich belegt ist, in Gebrauch gewesen sein, da nur sie die romanische Missdeutung und Entstellung *Gundobaldus Gundibaldus* (dieselbe die in einigen Texten Gregors von Tours Hist. Franc. II, 9 den Frankennamen *Genobaudes* oder *Genobaldus* trifft) vermitteln konnte.

Marius in seiner Chronik hat noch eine andre Verderbniss, statt *Gundobaudus* eine Erweiterung davon, *Gundobagaudus.* Soll aber Sinn und Feder des Bischofs wirklich so auf die Bagauden abgeirrt sein? Ihm zu Ehren schlage ich vor *Gundobagudus* zu ändern: damit gewinnt die Form ihre mühelose Erklärung und die Lautlehre der Burgunden eine anziehende Vorkommenheit mehr. Es geschieht nämlich öfters, dass ein deutscher Diphthong sich wieder in seine beiden Vocale spaltet und ein eingeschobenes *H* oder *G,* bei den Franken auch *CH,* dieselben trennt. So wird *nastait* in *nastahit* gedehnt (Lex Alam. 56. Haupts Zeitschr. IV, 472), *steic* in *stehic* (Altd. Leseb. 26, 4. 6), bei den Langobarden *Aistulf* in *Ahistulf* (Paul. Diac. IV, 26 u. s. f.).

---

1) [goth. *Badvila* (vgl. unten am Schlusse dieser Abhandlung), fränkisch *Badilo Bodilo,* ahd. *Petilo Potilo.*]

laip marpais sculdais sonorpair in *lahip* u. s. w. (J. Grimms Gesch. d. D. Spr. II, 692), *hariraida* in *ariragida* (L. Ripuar. 64), *vuir* in *vugir* (Muspilli Z. 63 Schmeller), altsächs. *tuíthôn* in *tugithôn* (Riegers Leseb. S. 335), *niun* in *nigun*, althd. *siusi siuso* mittellat. *seusius seusus seuses seuces* (vgl. *sûsan* „stridere") in *sigusius* L. Sal. VI, 1. *segucius* L. Burg. 97, ahd. *ziulinta ziolinta* in *zigelinta* (Jac. Grimms Mythol. S. 1144 fg.), fränk. *swain* in *swachin*, mit Syncope des zweiten Vocales *-haidis haim chaim stain* in *hagdis hagm chagm stagn* (J. Grimm vor Merkels L. Sal. S. XVII. Förstemanns Namenb. I, 581. 591); so lassen auch goth. *bauan* und *bagm* sich vereinigen und ebenso nun *Gundobaudus* und *Gundobagudus*, während *Gundobagaudus* einfach nicht zu verstehn und lediglich sinnlos wäre.

Eine zweite Angleichung des Burgundischen findet nicht so ihre Parallelen schon in uralter und ältester Zeit, sondern erst auf einer späteren Entwickelungsstufe und klingt zumal an das bewegte Lautspiel der altsächsischen Mundart der Evangelienharmonie und der mittelrheinischen Otfrieds an. Es ist diess der Umlaut von *IU* in *IA*, der in dem *kianô* der Spange von Charnay vorliegt, einem adjectivischen Adverbium dessen Stamm nach der Auseinandersetzung Dietrichs (Haupts Zeitschr. XIII, 117) *kiuni* oder noch besser *kiun* geheissen und, wie das Wort zunächst mit *chien* ahd. Fackel und *kaun* altnord. Geschwür zusammenhängt, die Bedeutung von brennend und scharf und dann auch von kühn muss besessen haben: als Wurzel denke ich mir das althochd. Zeitwort *chiuwan* „mandere, comedere, comminuere", als Grundbegriff also das Verzehren; das Feuer aber wird gefrässig, unersättlich, beissend genannt (*grâdag* altsächs. Evangelienh. 65, 11. 104, 11. 130, 23. 133, 11. *unfuodi* 78, 23. *bitar* 78, 22). Zugleich ist *kianô* ein Beweis mehr, dass die Burgunden, wenn auch im weitern Verlaufe der Zeit, doch nicht ursprünglich und immer *EU* statt *IU*, z. B. *keun* statt *kiun* gesprochen haben: *keunô* hätte sich eher in *keanô* angeglichen. So beruht auch das vorher angeführte *sigusius* der Lex Salica auf einer Form dieses Wortes, die noch das ältere *IU* und nicht schon das später den Franken gewohnte *EU* besass.

In einem dritten Falle ist es kein selbständig offener Vocal, der den Laut der Wurzel an sich zieht oder diphthongierend in denselben hinüberspringt: die Angleichung geht vielmehr von

einem solchen aus, den ein Consonant mit in sich enthält, von dem *U* das nach mannigfach üblicher Sprechweise in der Liquida *L* liegt: hievon berührt, trübt sich ein vorangehendes *A* in *O*, den Mittel- und Mischlaut zwischen *A* und *U*. Wohl das verbreitetste Beispiel ist, dass sich *bald*, aber nur wo es den zweiten Bestandtheil eines Namens hergiebt und damit sein eigentlicher Begriff etwas abgestumpft wird[1]), in *bold* verwandelt. Belege dafür aller Orten und Enden und einer auch vom Burgundischen Gebiet: zwar die Entstellung *Gundobaldus* ist nicht auch so noch verändert worden, aber die Schenkungsurkunde von S. Maurice hat einen *Fredeboldus comes*.

Endlich die Schwächung oder, wie auch gesagt wird, Brechung der betonten kurzen *I* und *U* in *E* und *O*. Zu allererst, da dieselbe aufkam, kann sie ebenfalls nur das Ergebniss einer Angleichung gewesen sein, ein Umlaut, herbeigeführt durch ein offenes oder in *H* oder *R* enthaltenes *A*: das wird aus dem Gothischen ersichtlich, wo die Diphthongierungen *AI* und *AU*, die den spätern und sonstigen *E* und *O* entsprechen, beinahe ausnahmslos auf die Berührung mit einem nachfolgenden *H* oder *R* beschränkt sind; das geht auch daraus hervor, wie noch weiterhin die *E* und *O* selber zumeist bedingt erscheinen durch ein *A* oder einen dem ähnlichen Laut des Schlusses oder ein *H* oder *R*. Aber schon in frühester Zeit, die wir sprachlich kennen, haben beiderlei Aenderungen, die Diphthongierung wie die Schwächung, über die gesetzliche Grenze hinausgegriffen: schon um Jahrhunderte vor Ulphilas finden wir bei den Germanen des mittleren Deutschlands nicht allein Χαιρουσκοί und Χέρουσκοι, sondern auch (und hier wirkt keine jener Ursachen mit) Σαιγίμηρος und Σεγίμηρος, Σαιγέστης und Σεγέστης. Und dieser mitteldeutschen, entschieden ebenso ungothischen als unalamannischen Art schliessen sich die Burgunden an. Diphthongiert haben sie wohl nicht, nicht also *bairg* und *gairn* und *maurgin* ausgesprochen: wenn *Sedeleuba*, ein ebenso wie *Sedegundis* (Fredeg. Epit. 82) und wie althochd. *Situwit* und *Sitipoto* mit *sidu* Sitte gebildeter Name, in anderer Schreibung *Saede-*

1) [mittelniederdeutsch *bolt* auch als selbständiges Wort: Schillers Beiträge zu einem mnd. Glossar S. 3 a; mittelniederländisch *bout*.]

leuba heisst und ein Priester, der späterhin bei einer von Sedeleuba gestifteten Genfer Kirche begraben worden, *Aegioldus* (Le Blant II, 2 Nr. 371), doch wohl aus derselben dunkelen Wurzel mit *Igo Igila Igulf,* so soll das *AE* schwerlich ein burgundisches *AI* darstellen, sondern bezeichnet nur, wie das überhäufig im spätern Latein und im früheren Deutsch geschieht, den halb *A*-artigen Laut, den die genauere Aussprache von je her diesem *E* gegeben: das *A,* die eigentliche Ursache der Schwächung, wirft sich auch hier in die Wurzel, ohne jedoch dieselbe zu diphthongieren und mit der Qualität zugleich deren Quantität zu ändern. Ueberall sonst kommt in der Schrift nur das einfache *E* und gleichfalls nur das einfache *O* vor, beides eben auch unter solchen Umständen wo den Gothen und den Alamannen nur das reinere vollere *I* oder *U* gestattet war, und beides ohne folgerechte Durchführung: mit dem *E* wechselt noch das *I,* mit dem *O* das *U* ab, oft sogar in einem und demselben Worte und noch viel weniger nach irgend welcher Regel als schon bei den Franken: recht ein Merkmal wie die ganze Sprache selbst in einer Schwächung und Brechung des Ueber- und Untergangs begriffen war. Ein *I* haben *iddan Ingildus Aunegilde novigildus trigildus Usgildus Vistrigilde Giscladus Conigisclus Fridigisclus Gundiisclus Villigisclus Hilpericus Theudelinda Silvanus* (S. 336) *sinistus Videmarus Windemarus Vithuluf wittimon;* ein *U Uno unthfanthai Uthila Gundefuldus Scudilio Tullii Segisvuldus Vulfia Vulfila Gundeulfus Obtulfus Riculfus Vithuluf.* Ein *E Engevald Eptadius Aisaberga Aliberga Arenberga Villioberga Felocalus Fremodus Gemola Fridigernus Hildegernus Audolena Sedeleuba Teto Orovelda Leuvera;* ob aber auch *hendinos* oder *chendines* (oben S. 343 fgg.)? die Verbindung *ND* widersteht sonst eher einer solchen Brechung; ein *O Obtulfus Orovelda morginegyba,* vielleicht auch (S. 346) *Chrona.* Dagegen schwanken zwischen *I* und *E* (*E* ist jedoch der Regel nach das handschriftlich mehr empfohlene) *Iminan Imelistanus Ymnemodus Hymnemondus* und *Ememundus Emiocer, Fridigernus Fridigisclus* und *Fredegisclus Fredeboldus Fredemundus, morginegyba* und *morgangeba, Gibica* und *Gebica Gebeca, Hildegernus Hildeulfus Chrodechildis* und *Heldigernus, Baldaridus* und *Baldaredus Leubaredus Nandoredus, Siggo Sigifunsus Sigismundus Sigisricus Sigisvuldus* und *Segismundus Segimundus*

Segericus Segisvuldus, vigius und *regius rejus, Wilemeres Viliaric Villigisclus Villioberga* und *Weliemeres, Vinaharius* und *Wenaharius;* zwischen *U* und *O,* letzteres aber ist wiederum häufiger, *Uffo* und *Offo, Usgildus* und *Osgildus, Cunigisclus* und *Conia Coniaricus Conigisclus, Gudabadus Gudomarus Gudemundus* und *Godomares Godegiselus, Gutia* und *Gotia Ostrogotho Suaregotta, Sunia* und *Sonia.* Einzelne Handschriften des Rechts und sonstige Aufzeichnungen gewähren auch *Borgundio* für *Burgundio* (L. Burg. Vorrede 2. 4. 10. 12. Capit. 24. Tit. XCVI. CVII, 11. CVIII), *Fons* für *Funs, Gemola* für *Gemula, Gondebadus Gondegiselus Gondarius Gondomares Gondiochus Gondeulfus* neben *Gundobadus Gundiisclus Gundaharius Gundomares Gundemundus Gundiocus Gundeulfus Gundefuldus Guntello Arigunde, Fredemondus Hymnemondus Teudemondus* neben *Fredemundus* und den anderen Namen von gleichem Ausgang: darin jedoch darf bloss romanische Auffassung gefunden werden: gerade diese Worte haben auch im Provenzalischen und Italiänischen ein *O.* Wie grosse Neigung aber die Mundart der Burgunden überhaupt zu solcher Lautschwächung trug, geht aus der Häufigkeit hervor, womit sie den Bindevocal zusammengesetzter Worte, das *A,* das *I,* das *U,* womit sie auch das *I* oder *A* in Ableitungssylben und das *A* am Schluss weiblicher Substantiva, all diese volleren Vocale in ein und dasselbe farblose *E* versinken liess. Von den Zusammensetzungen und den Ableitungen wird sogleich zu handeln sein; Weibernamen, die so endigen, sind *Aunegilde Vistrigilde Arigunde Susane* und *Caretene,* und doch hätte lateinischen Versen, wie solche den letzteren Namen bieten, *Caritena* besser angestanden: aber die Burgunden sprachen eben nicht mehr so.

Nach dieser Mosaik von Lautlehre nimmt uns jetzt noch die Wortlehre in Anspruch, sie nur für kürzere Zeit.

Als Bindevocal zusammengesetzter Nomina kommt erstlich das hiefür altgültige *A* vor: *Agatheus Angatheus Balthamodus Baldaridus Coniaricus faramannus Gislabadus Gislaharius Godamares Gundaharius Gundamares Leubaredus malahareda Wadamires Walaharius Viliaric;* ferner, in Folge wieder einer Angleichung an den Laut der vorausgeht, ein *U: Gudubadus Gundubada Mucuruna;* oder auch *O:* das aber scheint hier wie überall sonst in älterer Zeit nur eine Fortwirkung der Art, in

welcher Griechen und Römer mit germanischen Compositis zu verfahren pflegten: *Audolena Gudomarus Godomares Gundobadus Gundomares Nandoredus Onoraccus Villioberga.* Wenn jedoch das erste Wort schon für sich mit einem Vocale, mit *I* oder *U*, gebildet ist, so wird der Bindevocal entbehrlich, und es heisst *Felocalus* d. i. *Felucalus* und neben *Coniaricus Viliaric* kürzer *Conigisclus Villigisclus;* ebenso *Gundibadus Gundiisclus Gundiocus Gundiulfus Aridius Arigunde Arimundus Heldigernus Willimeres wittiscalcus,* vielleicht auch *Aliberga* und *Alifius:* nur *Wenaharius* zu *wini* weicht aus der Regel, da es eigentlich entweder *Weniaharius* oder *Weniharius* lauten sollte, und insofern ist die sonst entstellte Lesart *ueniacariae* richtiger. Noch öfter indessen wird das *A*, das *I*, es wird auch ein *U*, das eigentlich am Platz wäre, in jenes eben besprochene *E* hinuntergesetzt: abermals diess eine Uebereinstimmung des Burgundischen mit dem Fränkischen. Also mit *E* für *A Ansemundus Audemundus Audericus Aunegilde Aunemundus Chrodechildis Ememundus Engevald Godegiselus Godemarus Hilpericus Hymnemondus Ymnemodus Manneleubus morginegyba Suavegotta Theudelinda Theudemodus Teudemondus Weliemeres Windemeres;* für *I Aredius Caretene Wilemeres;* für *A* oder *I*, je nachdem *gunth* oder *gunthia* (oben S. 339. 354), *hild* oder *hildia* ist verwendet worden, *Gundebadus Gundefuldus Gondegiselus Gundemundus Gundeuchus Gundeulfus, Hildegernus Hildeulfus;* für *U Fredeboldus Fredemundus Fridegisclus Sedeleuba Segericus Widemeres.* In gleicher Bedeutung mit diesen stummen *E* zeigt sich hie und da bereits ein *I* gebraucht: *Audimundus Aunigilde Aunimundus Baldimodus Emiocer Godigiselus Imimun Windimeres Vistrigilde,* vielleicht auch *Aliberga* und *Alifius;* bei *Fridigernus Fridigisclus Sigifunsus Sigimundus Sigiricus* liegt darin abermals eine Angleichung: denn der eigentliche Vocal wäre hier ein *U*. Zuweilen sogar verstummt der Bindelaut in der That und gänzlich, und die Worte treten ohne jede Vermittelung an einander, nicht allein wo das vordere zweisylbig ist wie in *Arenberga morgungiba Segismundus Segisvuldus Sigisricus,* oder einsylbig, aber ganz vocalisch oder wieder auch auf *S* ausgeht wie in *Eunandus* und *Ansleubana*, das unmittelbar neben *Ansemundus* so geschrieben wird, oder das zweite seinen Anlaut *W* gegen *U* oder *O* vertauscht oder darein verschleift hat wie in *Nasualdus Radoara*

Obtulfus Riculfus, sondern auch *Chartenius* hat kein *A,* kein *I:* vielleicht dass diese Syncope den bischöflichen Namen in Bezug auf das lateinische *charta* bringen sollte; und ebenso wenig *Leuvera* und *Silvanus:* aber hier fällt der Mangel in eins zusammen mit der Angleichung und Verschmelzung, die den Wurzelauslaut des ersten Bestandtheils, ein *B* (S. 336), getilgt hat[1]).

In ähnlicher Weise werfen zwei Worte, wenn eine Zusammensetzung mit ihnen schliesst, das Bildungs-*I,* mit welchem sie für sich allein erscheinen, ab. Von den Alamannen ist *Badomarius Chrodomarius* überliefert, wie das Adjectiv althd. *mâri* lautet: bei den Burgunden sehen wir, ohne dass die Latinisierung ein *I* aufwiese (*Gundomarium* in der Lex Tit. 3 ist Fehler der Handschrift *K* für *Gundaharium*), *Gudemarus Gundomares Videmarus Vindemarus,* also schon ganz wie das Althochdeutsche die Namen dieser Art und auch wie das Gothische (vgl. S. 361) sie behandelt und wie schon früher ein Marcomannenkönig *Marcomarus* genannt wird: aber den Gothen hiess ebenso das Adjectivum einfach *mêr.* Sodann *hari,* das ursprünglich ein Masculinum, demgemäss auch nur s. v. a. Krieger gewesen (althochd. Glossen in Graffs Sprachschatz IV, 983) und erst von da aus in den Collectivbegriff Heer ist erweitert worden; als zweiter Theil eines männlichen Eigennamens hat es natürlich noch den älteren persönlich vereinzelnden Sinn. Mit ihm die Namen *Andearius Gislaharius Gundaharius Walaharius Wenaharius* und *Abcares* oder *Abcaris, Walahares* oder *Walaharis* und *Andaharus,* welch letztere aus den Genitiven *Abcaris Walaharis Andahari* sich ergeben: dort beruht die Latinisierung auf einer burgundischen Form, die noch ebenso voll auf *I* ausgeht, wie in der gothischen und meist auch in den oberdeutschen Mundarten das geschieht; hier, bei *Andaharus* wenigstens, liegt die Abkürzung *har,* die sonst mitteldeutsch und fränkisch, aber auch langobardisch ist (*Rothar* in der Prosa und den Versen des Prologus in Edictum Rotharis), zum Grunde. Möglich dass zu der Zeit, da das Burgundische Gesetz geschrieben ward, *hari* und

1) [vgl. *Segestes* unten S. 376 Anmerkg. 1; *Sigipedes* d. i. *Sigigipedes* Zeuss S. 436. *Sigambri* d. i. *Sigigambri* J. Grimm Gesch. d. D. Spr. 1, 525.]

har, beides neben einander galt; noch wahrscheinlicher jedoch dass man in Wirklichkeit überall nur die verkürzte Form gebrauchte und die vollere bloss etwa da wieder aufnahm, wo es galt einen Namen lateinisch umzusetzen: da empfahl sich *harius* durch ältere Herkunft und Gewohnheit besser.

Zusammensetzungen mit Partikeln finden sich unter den Sprachbelegen, die uns zu Gebote stehn, nicht in so spärlicher Anzahl vor, als man erwarten sollte: denn diese Belege sind ja meistens Namen, und Namen hat unsre Sprache stets nur seltener so gebildet. Zuerst auf der Spange von Charnay das Adjectivum *unthfanth*, dessen *unth* von Dietrich dem goth. *untha*, angels. *ûð* ist gleichgestellt und im Sinne der Trennung oder dem einer Hervorhebung ist gedeutet worden (Haupts Zeitschr. XIII, 114 fg.); der zweite Bestandtheil aber muss, ebenwie *fâthi fêðe*, das im Alt- und Angelsächsischen das Gehen zu Fuss, und wie *fendeo fêða*, das im Althochd. und Angels. den Fussgänger und den Fusskrieger bezeichnet, herkommen von *finthan* alts. *fithan* erfahren, finden, eigentlich gehen: *unthfanth* also ein ausgezogener oder ein ausgezeichneter Fusskrieger. Ganz unzweifelhaft freilich dünkt mich, was die erste Sylbe angeht, diese Erklärung nicht, nur etwas mühsam. Denken wir an Worte wie auf Angelsächsisch *ŷðlâd* Wellenfahrt, *ŷðlida* Wellenfahrer, Schiff, und gar auf Althochd. *undgengio untkenkeo* „naufragus“, *untscachôndi* „fluctivagus“, so dürfte es natürlicher scheinen das burgundische *unthfanth* in gleichem Sinne mit letzteren Ausdrücken, mithin auch als Zusammensetzung mit einem Substantivum, mit *unthja* Welle, aufzufassen: dass schon ihm wie jenen *undgengio* u. s. w. der Bindevocal abgeht, wird nach den Beispielen desselben Mangels, die wir so eben aus dem Burgundischen sonst vernommen, kein Einwand sein. Grössere Sicherheit haben fünf andre Partikelcompositionen, fünf Eigennamen, *Abcares, Andaharus, Ingildus, Usgildus* und *Vithuluf*. *Abcares* oder *Abacares*: *ab* dem goth. *af*, *aba* dem ahd. *apa* näher liegend; eine Bildung wie goth. *afhaim* von daheim abwesend, wie im Griechischen die Namen Ἀποδήμιος und Ἀπόληξις, wie im Deutschen selbst der weibliche *Aphilt Abachilda*, und als die rühmende Bezeichnung eines solchen zu verstehen, der von dem Heere getrennt für sich allen ficht, zu vergleichen also dem ahd. Namen *Einheri* und den *einherjar* des nordischen Mythus

und von wesentlich anderer Art als sonst die Namen die auf *hari* endigen: denn hier ist das Wort in seinem collectiven Sinn genommen. *Anda* ist im Gothischen, *ví∂* im Angelsächsischen, Altsächs. und Nordischen s. v. a. gegen, wider: *Andaharus* mithin ein Gegenkrieger, *Vithuluf* altnord. *Ví∂olf* (s. oben S. 349. 352) ein Gegenwolf: man kann damit *Andagis* und *Andulf*, *Widgêr* und *Widarolt*, *Geginheri* und *Kaganhart* zusammenstellen, und wie viele Namen mit ἀντί, darunter z. B. Ἀντίλοχος und Ἀντίμαχος, hat die griechische Sprache! Es war eine Uebereilung *Vithuluf* aus *widu* Holz, Wald, ein Wort mit *TH* aus einem unaspirierten zu erklären (Haupts Zeitschr. XIII, 50). Weiter mit *usgildan* übersetzt Ulphilas Luc. XIV, 14 das griechische ἀνταποδιδόναι: *Usgildus* bedeutet demnach Vergelter; synonym damit ist der althochd. Name *Widargelt*. *Ingildus* endlich (es haben den Namen auch die Gothen, die Alt- und Angelsachsen, die Franken u. a.) wird uns durch kein Zeitwort dazu verdeutlicht, so wenig als das fränkische *Ingundis* oder das althd. *Infrid:* wie aber *in* auf Angelsächsich zugleich ein Substantiv im Sinne von Haus geworden, so enthält schon die Partikel einen Bezug auf Haus und Heimath: neben dem angelsächs. *Inn*, dem althochd. *Inno* haben wir auch *Haimo*, neben *Infrid* auch *Haimfrid*, und so mag, da *gield* und *gieldan* im Angelsächs. und Althochdeutschen auch s. v. a. Opfer und opfern ist, der Name *Ingild*, als man ihn zuerst gebrauchte, auf die priesterlichen Verrichtungen gedeutet haben, die im Heidenthum (vgl. Tac. Germ. 10) auch der Hausvater übte.

Von Ableitungsmitteln treten uns mehrere bemerkenswerth entgegen. Einmal *I* in *Conia* und den übrigen schon S. 347 fg. besprochenen Beispielen: ich sage *I*, nicht *J:* das Gothische freilich und das Althochdeutsche, in einzelnen Mundarten wenigstens, würde hier überall das letztere brauchen: dass aber den Burgunden ein rein vocalisches *I* gegolten, zeigt die Spange von Charnay, auf der nicht *Fusja*, sondern *Fusia* geschrieben steht. Ferner *IS* als Ausgang von *sigis* oder *segis* in den Namen *Sigisricus Segismundus Segisvuldus;* die Form *Sigisricus* hat Avitus: wenn derselbe Königssohn anderswo *Sigiricus* oder *Segericus* heisst, König *Segismundus* auch *Sigimundus* (Greg. Tur. sagt de Glor. Mart. 75 *Sigismundus*, Hist. Franc. III, 5 u. a. *Sigimundus*, ebenso Fredeg. Epit. 34. 35) und ein Haupt der

Häretiker im Bisthum Auxerre *Sigifunsus*, so wird damit die einfachere Bildung des Wortes, deren das Fränkische wie das Alamannische sich bediente, eingetauscht; *sigis* hatten die Burgunden gemein mit den Gothen, den Scandinaviern *(sigur)* und den Angelsachsen *(sigor)*. Endlich noch eine Fünfzahl von Wortausgängen, die wo sie an Appellativa treten verkleinernden, wo an Eigennamen eher bloss den liebkosenden Sinn besitzen: *I* in *Tullii; IC* in *Gibica Gebica Gebeca* (dieselbe Schwächung des Vocals auch der Ableitungssylbe wie in *Athela Athila, Arenberga, Emiocer, Guntello, Ildelo, Sigesvulfus, Walesta Walescus, wittemon wittimon*), und neben *Gibica* mag noch aus dem J. 563 *Athica* gestellt werden (Inschrift bei Le Blant II, 150 Nr. 466 A); *IL* in den Männernamen *Fagila Fastila Ildelo Uthila Vulfila* und dem weiblichen *Remila;* viertens *CL*, die Verbindung der letzteren beider, die wir uns (vgl. das althochd. *Sunichilo*) aus *IKIL* syncopiert zu denken haben, in *Gisclahus* d. i. *Gisclahadus* (oben S. 346), in *Conigisclus Fridigisclus Gundiisclus* und *Villigisclus*. Diess *giscl* kommt sonst noch oft, als erster wie als zweiter Bestandtheil, in Eigennamen vor, gothischen, vandalischen, varinischen, fränkischen, bei den Völkern aber von oberdeutscher Mundart nirgend. Die Schreiber entstellen es gelegentlich in *gisel*, und sie und bereits die Schriftsteller selbst halten *gisal, gisil* und *giscl* nicht überall recht aus einander: wir müssen und können (s. Schweiz. Museum I, 102 fgg.) das besser thun. Von einer Wurzel *gis*, deren allgemeineren Sinn[1]) am bestimmtesten das mit dem Laute des Aorists gebildete *gais* oder *gêr* (oben S. 362) ausprägen mag, das die Benennung eines Speeres, lat. *gaesum*, persönlich aber aufgefasst (und so verwenden es als zweiten Bestandtheil zahlreiche Männernamen) s. v. a. vir fortis, lat. *gaesus* ist (Servius zu Virg. Aen. VIII, 662), von eben dieser Wurzel kommt mit präsentisch langem *I* und ableitendem *AL* das Personwort *gîsal* Geisel, eigentlich ein Kriegsgefangner, noch eigentlicher (vgl. das griechische αἰχμάλωτος) ein mit dem Speer gefangener: burgundisch haben wir diess in *Gislabadus*

1) [J. Grimm Gramm. 2, 46 ferire; Ettmüller Lex. Anglosax. S. 433 agi, vehementer ferri. Lat. *gerere?* Ortsnamen *Angilgise, Humilgise, Widergisa;* das mittlere jetzt *Himmelgeist*, also i. Mit kurzem *i* der Flussname *Visurgis* d. i. *Wisuraha*.]

und *Gislaharius*. Mit dem kurzen *I* des Perfectums *gis*[1]): die Eigennamen, in welchen allein es noch gebraucht erscheint, beweisen die Kürze: nur derentwegen konnte z. B. *Vitigis* auf Lateinisch und Griechisch so wie *tigris* decliniert werden; und sie thun für *gis* eben die Bedeutungen dar, welche *gais* besitzt, ebenfalls die Bedeutungen Speer und Held: nur deshalb war es möglich den grossen Vandalenkönig bald *Gaisaricus*, bald *Gizerichus* zu benennen. Hiezu nun ist *gisil* das einfache, *gisikil gisel* das gehäufte Verkleinerungs- oder Kosewort: besonders anschaulich, wenn sich bei demselben Namen beiderlei Ausgänge oder gar alle drei zugleich darbieten, *Aragis* und *Aragisclus*, *Ermengis* und *Hermegisclus*, *Vitigis* und *Vitigisclus*, *Muotgis Modigisilus* und *Modigisclus*, *Thiotgis Theudegisilus* und *Theudegisclus;* auch dem *Bertegiselus* einer Grabinschrift des J. 600 zu Guillerand (Le Blant II, 774 Nr. 474) steht anderswo *Berehtgis*, unserm *Godegiselus* noch Γεδιγίσκλος, unserm *Fridigisclus* noch *Fridugis* und *Fredegisilus* zur Seite.

Ein fünftes derartiges Bildungsmittel. Nicht selten zeigt sich in Quellen des Althochdeutschen der Consonant der Ableitung *IL* verdoppelt (Jac. Grimms Gramm. II, 317): nur zu erklären, wenn dem zunächst eine mit *I* noch erweiterte Form vorangegangen, wenn z. B. ausser und vor *sidila* auch *sidilja* gesprochen worden (und das Grundwort ist ja der lat. Plural *sedilia):* erst hieraus denn *sidilla* und mit verstummendem Laute *sidella:* vgl. oben S. 347. Den gleichen Ursprung nur kann das *LL* des burgundischen Namens *Guntello* und so auch der althochdeutschen *Basilla Hezilla Listillo* genommen, er muss zuvor ebensolch ein *LI* besessen haben wie *Scudilio,* wie bei den Franken *Scupilio,* wie bei den Alamannen *Odilia.* Es ist ein Weibername und sein Declinationsvocal der unverändert burgundische: diess *O* verwehrt uns an eine Deminutivform nach romanischer Art zu denken: auch das Burgundische vertauscht ja wurzelhaftes wie ableitendes *I* gern gegen *E.* Vielmehr liegt uns hier ein altes und meines Wissens das älteste Beispiel einer

1) [Mit ableitendem *T Ricgist* neben *Ricgis*, *Thiotkist* neben *Theotgis:* Förstemann 1, 1045. 1175; ebenso *Segestes* aus *Segigestes?* vgl. *Leuvera* oben S. 372. Dass es für *Sigigast* stehe (J. Grimms Gesch. d. D. Spr. 1, 526) ist nicht wohl denkbar.]

echt deutschen Wortart vor, jener Koseformen, die von einem zusammengesetzten Namen nur den ersten Bestandtheil, auch diesen meist noch in irgendwelcher Kürzung, festhalten und dann auf Sächsisch ein *T*, auf Hochdeutsch ein *Z*, zuweilen auch, damit die Deminution noch kosender werde, noch als zweiten Schluss ein *IL*, ja als dritten noch ein *I* dahintersetzen, z. B. *Sigibert Sitto Sizo* (Gramm. III, 692), *Amallindis Amita* (Tradit. Wizenburg. S. 225), *Hiltipurch Hizila, Warinhari Werinzo Wazo Wezilo Wazili.* Ebenso denn *Guntello* d. i. *Guntilio.* Unmittelbar von *gunth* oder *gunthja* kommt das nicht, da es ein *T*, kein *TH* oder *D* aufweist: es rührt aber her von einem Namen, der damit begann, wie, im Burgundischen selbst belegt, *Gunthëuca* oder anderswo *Gundiberga* oder *Gundehildis* oder *Gundelindis* u. s. w. Dieselbe Vieldeutigkeit bei den entsprechenden Koseworten des Althochdeutschen, bei *Gunzo Gunza Gunzila Gunzili.*

Schliesslich der Einblick in die Flexion der Burgundischen Mundart könnte dadurch ganz verbaut erscheinen, dass uns fast lediglich Substantiva, fast lediglich Eigennamen und diese fast immer in irgendwelcher Latinisierung des Ausgangs überliefert seien. Indess die genauere Betrachtung wird auch aus solchen Umgestaltungen heraus noch Einiges zu ermitteln vermögen, und ausser all den lateinisch gefassten Einzelworten haben wir ja auch mehrere, die unverändert burgundisch geblieben, ja in den Runeninschriften noch zwei ganze ganz burgundische Sätze, die, so überaus kurz sie sind, uns doch manches lehren und mehr noch errathen lassen.

Die Latinisierung beachtet hier so, wie sie dessen auch sonst gewohnt ist, den Unterschied zwischen starker und schwacher Substantivflexion und kennzeichnet denselben durch die Endungen, die sie den deutschen, den burgundischen Worten theils belässt, theils giebt. Die starken Masculina, und der Regel nach nur sie, erhalten im Nominativ die Endung *us;* die seltnere *es,* theilweise vielleicht auch *is*, hat ihren Beleg in dem *Willimeres* einer Inschrift sowie den Genitiven *Abcaris Widemeris Wilemeris Wiliemeris Wadamiris* und den Accusativen *Godomarem Gundomarem* des Gesetzes: bei Namen, wie diese in ihrer Mehrheit sind, eigentlich gothischen auf *mêr* oder *mîr* (vgl. oben S. 361), war solch eine Umbildung alt und allgemein gebräuchlich: es ward damit

das *S* des gothisch-germanischen Nominativs am wenigsten verändert. Das Burgundische jedoch hatte diese Nominativflexion, zum mindesten gegen das Ende hin, bereits verloren: auf dem Bracteaten steht schon ein unflectiertes *Vithuluf*, in anderen Inschriften *Engevdld Iminan Viliaric.* Im Gothischen selber bietet ungefähr zu gleicher Zeit, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts, die Urkunde von Ravenna schon *Ufitahari* und *Viljarith* (die von Arezzo noch *Gudilaibs*); ja schon früher haben da Gefässinschriften die Nominative *Arvik* und *selsuth* (Dietrich in Pfeiffers Germania XI, 203) und hat bei den Vandalen die eines Gewichtes, das in den Trümmern Charthagos wieder aufgefunden worden, *Raginari* (Papencordts Gesch. d. Vand. Herrschaft in Africa S. 440 [1]).

Die schwachen Masculina bildeten auch im Burgundischen den Nominativ mit *A*, und das ward entweder ebenso ins Latein, dem ja ein männliches Wort mit *A* nicht widerstand, hinübergenommen: *Athala Athica* (Inschrift von 563 bei Le Blant II, 150 Nr. 466 A) *Conia Fagila Fastila Fusia Gebeca Nansa Sara Sunia Uthila Vulfia Vulfila*, so dass sie gleich mit den Femininis lauteten; oder aber es ward aus dem männlichen Vocal ein *O*, eine Aenderung, die im Lateinischen überall und von je her geläufig und dadurch doppelt empfohlen war, dass sie keinen Zweifel in Betreff des Geschlechtes offen liess und die lateinische Flexion durchgängiger übereinstimmend mit der deutschen selber machte: von der Art *Baltho Ildelo Manno Offo Rapso Rico Scudilio Siggo Teto Vassio* und als der älteste und der Grundbeleg der Name des ganzen Volks *Burgundiones.* Die Franken scheinen, gleich den Sachsen und den Oberdeutschen, diess *O* für *A* schon in der eigenen Sprache gebraucht zu haben.

Bekanntlich aber ist, was unsre Grammatik schwache Declination nennt, eigentlich auch starke, nur dass, eben wie bei den lateinischen Substantiven auf *O*, der Stamm noch mit *AN* oder *ON* gebildet und diese Endung mit denen der Flexion eng in eins gezogen, der Nominativus aber noch mehr verkürzt ist. Der stark flectierende althochd. Einzelname *Theodan* und der

---

1) [vgl. auch Haupts Zeitschr. 14, 79 fgg. Friedländers Münzen der Vandalen S. 13. — Ist dem entsprechend auch das *S* des Pluralis abgeworfen? s. unten s. v. *leudus* am Ende.]

latinisierte Volksname *Teutonus* Plur. *Teutoni* ist noch dasselbe Wort mit dem gothischen Appellativum *thiudans* König: der andere Name *Theodo,* die andre Latinisierung *Teuto Teutones,* beide nunmehr schwache Formen sind nur Syncope und Apocope jener volleren starken. Dieser Ursprung der schwachen Declination und eine Art von Bewusstsein dieses Ursprunges wirkt nun das erste Halbjahrtausend des Mittelalters hindurch in auffallender Weise da noch fort, wo deutsche Namen, schwache Masculina sowohl als Feminina, lateinisch zu declinieren sind: die casus obliqui werden da nicht selten wieder durch Verbindung eines ableitenden *AN* (andre Vocalisierung ist minder gebräuchlich) mit den Endungen der ersten, der zweiten, der dritten Declination hergestellt, und es heisst z. B. von *Theoda* der Genitivus *Theodanae* (Cod. Lauresham. dipl. Nr. 356), von *Manna Mannani* und *Mannanis,* der Ablat. *Mannane* (Urkunde von Ravenna 575 bei Marini, Papiri diplomatici Nr. 76), von *Offa* der Dat. *Offano,* der Vocat. *Offane* (Brief Karls d. Gr. vom J. 774), von *Traguila Traquilla Tranquilla Trauvilla* d. i. *Traggvila* (bei Boeth. Consol. Philos. I Pr. 4 *Triguilla* d. i. *Triggvila)* der Accus. *Traguilanem* u. s. w., der Ablat. *Tranquillane* (Greg. Tur. Hist. Fr. III, 31. Fredeg. Epit. 44): die Beispiele gehören den Gothen, den Franken und dem mittleren Deutschland an. Und auch das Burgundische liefert deren. Eine Inschrift hat den weiblichen Genitivus *Gemolane,* und im Rechtsbuch giebt eine Reihe von Handschriften als Genitive der Grafennamen *Offo* und *Siggo* nicht *Offonis Siggonis,* sondern *Offini* und *Sigoni Sicconi,* diese natürlich mit kurzem *O,* mit verstummendem *I,* ebenwie das *A* dort in *Gemolane,* in *Mannani* und *Offano* nur ein kurzes kann gewesen sein. Und so ist auch als Nominativ zu *Unani* nicht allein *Unanus,* wie es den altsächsischen Namen *Unan* giebt, sondern ebenso wohl und vielleicht noch besser *Uno,* die anderweit häufiger belegte Form, anzunehmen. Wie sehr man gerade auf romanischem Boden solcher Behandlung der deutschen schwachen Substantiva gewohnt war, zeigt uns besonders augenscheinlich die Umgestaltung, die das lat. *scriba* dort erfahren hat: man nahm das *A* für die deutsche Endung und sagte nun entweder mit frischer Latinisierung *scribo scribonis* oder, indem man jene Auflösung in Ableitungs- und

Flexionssylbe auch hier anwandte, *scribanus*, ital. *scrivano*, franz. *écrivain*.

Wir knüpfen noch einmal an *Burgundiones* an. Ammianus und Andere schreiben in kürzerer Form *Burgundii Burgundi* Βουργοῦνδοι; im Nibelungenlied werden Nominativ und Genitiv der Mehrzahl auch *Burgonde Burgende* gebildet (2118, 4; 497, 8. 2165, 4. 2179, 4), und schon im Althochdeutschen ist *Burgund* sowohl als *Burgundio* ein Personenname: damit wird, in geradem Gegensatz zu dem eben besprochenen Verfahren, das unterscheidende Merkmal der schwachen Biegungsweise misskannt und ausgewischt. Und das geschieht noch mehrfach. Wiederum bei Ammian, wenn er als die Benennung des obersten Priesters *sinistus* angiebt (XXVIII, 5): die Burgunden sagten jedesfalls *sinista*, so gut sie als die Gothen denen Ulphilas das griechische πρεσβύτερος damit verdeutschte; *sinista* eigentlich der Aelteste, ein als Substantivum gebrauchter Superlativ, dessen Positivus *sini*, abgesehen von Namen wie *Sini* selbst, wie *Sinedrudis Seniauchus* (Amm. Marc. XV, 5) *Ermensina*, appellativ nur noch in der Zusammensetzung *siniscalcus sinescalcus seniscalcus* (Lex Alam. LXXIX, 3. Karls d. Gr. Capitulare de Villis 16. 47 u. a.), wörtlich Altknecht, dem *siniscalco* und *sénéchal* der Italiäner und Franzosen, nachweisbar ist: das Gothische ersetzte denselben durch die weitere Ableitung *sineig*, die ebenso dem lateinischen *senex* entspricht wie *sini sinista* dem lat. Genitivus *senis* und Comparativus *senior*. Noch unmittelbarer wird die schwache Flexion der Superlative auch für das Burgundische bestätigt durch einen Namen der Grafenunterschriften, dessen Genitiv in L und K, hier der besten und der nächstbesten Handschrift, nicht wie Bluhme unrichtig angiebt (ich habe beide selbst mit Genauigkeit eingesehen) *uualesce* sondern *uualeste*, dessen Nominativus also *Walesta* lautet; eine dritte gewährt *uualesti*, die übrigen *uualesse uualesci uualisci*, zum Theil also nach der Declination in *US*, zum Theil auch mit einer Consonantverwechselung die bekanntlich häufig ist, die jedoch nicht überall von einem Versehen nur der Schreiber, die zuweilen, und wahrscheinlich gerade auch in diesem Falle, aus einer Verderbniss der Sprache selbst herrührt. Dieses *Walesta* d. i. *Walista* (vgl. oben S. 375) gehört entweder als Super-

lativ [1]) zu dem Adjectivum *val,* dessen substantivisch gebrauchte schwache Formen *Váli* und *vala* altnordisch die Namen eines Gottes und einer Seherinn sind: den Begriff desselben lassen das altsächs. *welo* Reichthum, die Interjectionen *wela wala wola* und andre Bildungen von eben diesem Stamm errathen. Oder, falls man annehmen darf, die den Romanen beliebte Verrückung des *R* in *L* (Diez Gramm. I, 207 fg. 289 fg.) habe gelegentlich das Deutsch der Burgunden mit ergriffen, es ist in *Valesta* der alte Name der *Varistae* zum Einzelnamen geworden, der Name eines Volks das ja mit auf dem Boden Burgundiens sass und nun *Waresti,* wie schon vorher die *Varistae* auch *Varisti,* oder mit jener Vertauschung des *ST* gegen *SC Waresci Warasci* hiess und der Gau, den es bewohnte, *Warascus* (Zeuss, die Deutschen S. 584 fg.): auch dann ist die Endung superlativisch, *Walesta Varista* der Superlativ zu *var* goth. achtsam (Müllenhoff in Haupts Zeitschr. IX, 132). Daneben finden wir bei den Burgunden selbst und freilich ebenso bei all den Uebrigen die lateinischen Formen — *giselus* und — *gisclus,* während auf Deutsch diese Bildungen doch sicherlich schwach giengen, nicht anders als die auf *ICA* und auf *ILA* (S. 375) und das schon dort verglichene althochd. *Sunichilo:* noch aber beweist die Genitivform *Conigiscle,* die sich einmal als Lesart findet, den richtig schwachen Nominativus *Conigiscla.* Ferner die Schreibungen *Gislabadus Gundobadus Gundobaudus,* denen anderswo Ἄσβαδος *Fridubadus* Ἰλδίβαδος *Cannabaudes* u. dgl. zur Seite und vorangehn: schon aus dem späteren *pato* oder *poto* (S. 366) darf man aber mit Gewissheit schliessen, dass es genauer *Gislabado Gundabado* heissen würde und auf Burgundisch *Gundabada,* vollständiger *Gundabadua* geheissen habe (das *U* aber fiel aus wie in *Nasua* und *Nansa, sarv* und *Sara),* und wirklich auch geht wieder aus dem Genitivus *Gundubade,* der in der Ueberschrift des Gesetzes Lesart ist, *Gundabada* als der eigentlich rechte Nominativ hervor.

Ein Substantivum, dessen Etymologie und Deutung schon durch die Verrückung des Schlusslautes seiner Wurzel uns sehr ist erschwert worden (S. 355 fg.), weicht nicht minder in Betreff

---

1) [vgl. den comparativisch gebildeten gothischen Namen *Vitiza.* Superlativnamen: s. Förstemann 1, 1119.]

der Beugung aus aller Regel heraus. Der Nominativus *wittima* würde nach gothischer Declinationsart den Accusativus *wittiman*, *wittimo* würde nach althochdeutscher *wittimun* oder *wittimon* verlangen: letzteres beides kommt auch vor, *wittimun* jedoch nur so, dass daraus (und gerade die besseren Handschriften bieten das überall) ein lateinischer klingendes *wittimum* geworden ist, und beides nicht als eigentlicher Accusativ, sondern im Sinn eines Ablativus hinter *de* (L. Burg. LXVI, 1. 2. LXXXVI, 2. CI), ja selbst in nominativischem Sinne (LXIX). Solche Erstarrung und Verderbniss wird nur begreiflich, sobald man den Anlass dazu bei den Romanen sucht, die sich in Satzbau und Flexion auf den Nominativ und den Accusativ und oft sogar auf den Accusativ allein beschränkten. Daher rühren ja auch in den verschiedenen Aufzeichnungen des Gesetzes Lesarten wie die Ueberschrift *Gundobado regis prolocus* und die Unterschriften *Signum uinahario com.*, *Signum Siluanum com.*, *Signum gundeulfu com.*: der Bedeutung nach lauter Genitive, der Form nach Accusative, drei davon mit derselben romanischen Abwerfung des Schlussconsonanten wie Tit. 97 in der Lesart *segutio* oder (um von zahllosen Beispielen nur noch eines zu geben) in den Schlussworten einer auf S. 388 angeführten Grabinschrift *post consolato Inportuno.*

Die weiblichen Substantiva endigen lateinisch ein paarmal auf *IS:* so neben *Aunegilde* und *Vistrigilde* auch *Aunegildis*, neben *Aunihilde Chrodechildis;* der Regel nach jedoch auf *A* oder, indem dieser vollere Laut sich abschwächt, eben auf *E* (vgl. S. 370), z. B. *Arigunde Theudelinda Orovelda*, während sonst den Namen dieser drei Arten vielleicht noch häufiger gleichfalls *IS* gegeben wird. Die ersteren werden im Burgundischen selbst als Ausgang des Nominativs ein *I*, die letzteren, je nachdem sie stark oder schwach flectierten, bald auch schon ein *A*, bald aber wie das Gothische ein langes *O* besessen haben. Unverändert diesen Schluss zeigt uns auch wirklich ein Grabstein in dem vorher S. 377 erörterten Namen *Guntello:* es ist, wie Jordanis 58 aus dem Gothischen heraus *Thiudigotho* und *Ostrogotho* schreibt, während ihm mit *A* der Mannsname *Ostrogotha* lautet (Cap. 14 fgg.) und ebenso und *Vesegotha* die beiden Namen des Volkes (Cap. 2. 5 u. s. f.).

Aus der Declination der Adjectiva ist mit dem *unthfanthai*

der Spange von Charnay der starke männliche Nominativ der Mehrzahl belegt. Und wie somit das Burgundische hier denselben Doppellaut als die gothische Mundart, noch nicht aber das gedehnte *E* der althochdeutschen hat, so stimmt es auch in einem andern Falle mit der ersteren überein. Das Gothische verwendet gern die schwache Neutralform des Accusativus Sing. als Adverbium', namentlich als Modaladverbium: dieselbe Form in derselben Bedeutung hat das *kiano* eben jenes Denkmals (oben S. 367); nur ist der Stamm einsylbig *kiun,* nicht *kiuni* anzusetzen, weil der Adverbsaccusativ sonst *kiunio* heissen würde. Im Althochdeutschen und Altsächsischen lautet die entsprechende Casusendung *Â,* so dass, wenn die Adverbia der Art und Weise jetzt noch viel häufiger als schon im Gothischen auf *O* (und zwar jetzt auf kurzes, während es dort lang ist) ausgehn, diess *O* einen anderen Ursprung haben muss: Jac. Grimm belehrt uns, welchen (Gramm. III, 110 fg.). Deshalb eben stelle ich unser *kiano* wohl mit gothischen Adverbien wie *thiubjô sprautô* u. s. f. zusammen, nicht jedoch mit den altsächsischen und althochdeutschen *diopo diapo tiufo, ziaro chuono.* Da aber die Adjectiva all ihre schwachen Formen aus der schwachen Substantivflexion entnehmen, so folgt aus *kianô,* dass die schwachen neutralen Substantiva den Accusativ und den Nominativ ebenfalls mit *O* gebildet haben, und andrerseits dass die früheren Bemerkungen in Betreff der schwachen männlichen Substantiva nun auch für die entsprechende adjectivische Biegung gelten. Zugleich sind *kianô* und jenes *Guntellô* ein Beleg mehr für den Grundsatz der deutschen Grammatik, dass die schwachen Neutra im Nominativ und Accusativ der Einzahl gleich wie die schwachen Feminina lauten.

Unthfanthai, kianô, beides wie im Gothischen, zwei von den drei Worten eines burgundischen Satzes ganz wie es der Gothe that flectiert: das gestattet uns anzunehmen, die burgundische Flexion sei mit der gothischen, die eben nur die alt und allgemein germanische war, noch weiter in eins gegangen, und es erscheint diese Annahme um so mehr gerechtfertigt, wenn wir auch das dritte Wort des Satzes, ein Zeitwort, zwar nicht buchstäblich in gothischer Art, doch derselben ähnlich gestaltet finden. Für den Begriff „gieng" hat das Gothische den Ausdruck *iddja,* in der dritten Person der Mehrzahl *iddjêdun,* einen Aoristus

welcher defectiv und in seinen Lauten auf die gleiche Weise aus *idida ididêdun* verstellt ist (der Stamm ist *id*, griech. ἰϑύς, lat. *iter, comes comitis* u. s. f.), wie in den romanischen Sprachen z. B. *pridias* Glossae Cassell. G 15 aus *parietes, citiet citied* Chanson d'Alexis 21, 5. 34, 2 aus *civitas, amisties amitié* aus *amicitas, pities pitié* aus *pietas*. Unter den übrigen Mundarten des Deutschen kehrt dieses Stück Verbum nur noch in der angelsächsischen wieder und lautet da *eode eodon*, mit Vereinfachung des *D* und im Plural mit derjenigen Verkürzung des Suffixes, die überall nachgothische Regel ist. Ebenso gekürzt nun auch auf der Spange von Charnay *iddan:* aber das *D* ist hier noch doppelt und nur das *I* gleichfalls schon verschwunden: es mochte sich auf ähnliche Art in das *DD* verloren haben, wie es in *Siggo* die Ursache des *GG* ist (oben S. 347). Eines zwar fällt an *iddan* auf, das *A* der Endung, wofür aller sonstige Sprachgebrauch ein *U* oder doch ein *O* erforderte: es ist aber später ein bekanntes Merkmal des verfallenden Althochdeutschen, dass es die verschiedensten Vocale am Schluss der Worte gegen ein und dasselbe *A* vertauscht um so den Schwächungen in stummes *E* oder *I*, die sonst überall da um sich greifen, gleichsam ein Gegengewicht zu geben, und wohl mag diese zwiespältige Vorliebe bald für den entfärbten, bald für den helleren, selbst den unrichtigen helleren Laut ebenso schon in der verfallenden Sprache der Germanenzeit gewaltet haben. Auch das Romanische braucht die mannigfachsten unursprünglichen *A*, aber es beschränkt sich damit auf tonlose Anfangssylben (Diez Gramm. I, 161 fg.), so dass die Vergleichung nur halb zutrifft.

Endlich ist noch eine Conjugationsform auf dem Bracteaten übrig und diese von regelmässig starker Bildung: denn nur so kann das Wort *hag* verstanden werden, „Vithuluf stach oder schnitt", nämlich das Brustbild und die Runen in den Prägestock. Das Präsens dazu muss *higa* lauten, und mit diesem *higa hag* gewinnen wir die Wurzel für *hig heg* angelsächs. Heu, *hag* hochd. Dorngebüsch, *hagen* und *behagen* gefallen, eigentlich anstacheln, *hagal* Hagel, *hagan* Dorn, *hagra höggra* altnord. hauen. Es scheint unnöthig mit Dietrich (Haupts Zeitschr. XIII, 50) ein ablautendes Zeitwort *higvan* zu vermuthen, wozu *hag* der apocopierte Aoristus wäre, und gar bedenklich dessen andere Annahme, *hag* sei nur ein Sprech- oder Schreibversehen für

hiag, den apocopierten Aorist von *hagvan.* Allerdings ist auf den Runensteinen des Nordens das Zeitwort *hagva haugva haga,* im Aoristus *hiag hiog hiug,* der ständig wiederkehrende Ausdruck für das Einmeisseln der Schrift (Dieterichs Runen-Sprach-Schatz S. 180 fg.): aber schwerlich dürfen wir zugeben, dass auch das Burgundische schon den grossen Schritt über die germanisch-gothische Art hinaus gethan und bei der Bildung der Aoriste Reduplication und Wurzelsylbe diphthongisch in eins gezogen habe: ihm lautete von *hagvan* diess Tempus unzweifelhaft noch *haihagv* oder *hehagv.*

II. Die Sprachdenkmäler.

1. *GUNTHIOUS. UITHULUF HAG.* Eingeprägte Runeninschrift eines bei Broholm auf Fünen gefundenen Goldbracteaten, aus dessen Abbildung in dem Atlas for Nordisk Oldkyndighed (Kopenhagen 1857. Nr. XI) wiederholt und besprochen von Dietrich in Haupts Zeitschr. für Deutsches Alterth. XIII, 49 fgg.

2. *UNTHFANTHAI. IDDAN. KIANO FUSIA.* Runeninschrift, eingegraben in die Rückseite einer in dem Todtenfelde bei Charnay (Département Côte d'Or) gefundenen Spange von theilweis vergoldetem Silber, aus deren Abbildung in Baudots Mémoire sur les Sépultures des Barbares de l'Époque Mérovingienne, découvertes en Bourgogne (Dijon u. Paris 1860. Pl. XIV) wiederholt und besprochen von Dietrich in Haupts Zeitschr. XIII, 105 fgg. Vgl. oben S. 352.

3. Aufsatzblech einer Gürtelschnalle, von Kupfer und verzinnt, gefunden im Waadtland zwischen Cossonay und Allens; eine Abbildung davon durch Troyon, der diess gleich dem nächsten Stücke für celtische Arbeit hält, veröffentlicht in den Mittheilungen d. Antiq. Gesellschaft in Zürich II (1844), 2, 28 fg. Taf. II, Nr. 6. Auf dem Rande, der eine Darstellung Daniels zwischen zwei Löwen umgiebt, ist oben in auswärts gewendeter und mehrfach schief gelegter Schrift eingegraben *SOSVISVSOI,*

unten *IMIMAN FONS*. Die obere Zeile scheint in zweimaliger Umkehrung und jedesmal mit andrer Verderbniss den Namen *IESVS* zu meinen; das vorletzte *N* der unteren könnte auch für ein misslungenes *S* gelten.

4. Aufsatzblech einer Gürtelschnalle, von Kupfer und versilbert, gefunden bei Lavigny im Waadtland; ausser einer Abbildung in der so eben erwähnten Arbeit Troyons, Taf. II Nr. 1, liegt mir ein Abguss in der Mittelalterlichen Sammlung zu Basel vor. Als Bild abermals (es muss das eine Lieblingsdarstellung der Burgunden geworden sein: sie kehrt noch mehrmals auf solchen Schnallenblechen wieder) Daniel inmitten zweier Löwen; als Randumschrift *NASVALDVS NANSA † VIVAT DEO VTERE FELEX DANINIL*. Deutlich so, nicht etwa in *DANIHIL*, ist der Name, der das Bild erklären soll, entstellt.

5. Aufsatzblech einer Gürtelschnalle, von Kupfer und versilbert, irgendwo im Waadtland gefunden; ein Abguss in der Mittelalterlichen Sammlung zu Basel. Randverzierung von Thiergestalten; das länglicht viereckichte Mittelfeld dreifach von oben nach unten getheilt: in dem mittleren Theil ein Gefäss mit Blumen; in den beiden äusseren je zwei Reihen Buchstaben: rechts in der oberen Zeile *VVILLIME*, in der unteren *RES F C E F*; links in der oberen *BALTHO E*, in der unteren *MIOCER*. Es ist aber in dem Namen *VVILLIMERES* das zweite *V* zwischen das erste und das *I* wieder dazwischen eingegraben, das andere *I* in verkürzter Gestalt wie nachträglich zwischen *L* und *M* gebracht, *M* und *E* sowie *R* und *E* haben die Langstriche gemeinsam, *S* ist mit dem *F* verschlungen, sodann *E* und *F* sind kleiner und zwischen die Rundung des *C* gesetzt; in dem Theile links sind *A* und *L* verbunden; *TH* ist mit der Rune bezeichnet, aber in solcher Umgestaltung derselben dass ebenso wohl ein *P* zu lesen wäre (vgl. oben S. 353 bei *Athica* und den *Ranthoaldus* d. i. *Randoaldus* einer altchristlichen Mainzer Grabschrift, aus dem in Steiners Cod. Inscript. Roman. II, 341 Nr. 1620 wirklich ein *Ranpoaldus* geworden ist): das folgende *O* steht in deren Rundung, so wie *M* sein *I* in sich, das *O* über sich hat und endlich auch *C* sein *E* in sich. Burgundisch sind hier nur die drei Namen *Willimeres Baltho Emiocer*, *F C E F* dagegen Abkürzungen lateinischer Worte: *F C* bedeutet *FIERI CVRAVIT*, *E F* dann vielleicht *ET*

FECIT, so dass uns mit dem Folgenden der Künstler genannt ist, eben wie auf dem Bracteaten *Vithuluf* und wohl auch auf der Spange von Charnay *Fusia,* letzterer wenigstens als Schreiber der Runen, sich namhaft macht.

Es entgeht mir nicht, dass in Betreff der Inschriften 3—5 eher als in Betreff der vorhergehenden darf gezweifelt werden, ob sie noch innerhalb der Zeitgrenzen fallen, die wir unsrer Betrachtung gezogen haben, ob sie nicht jünger, vielleicht um ein Gutes jünger als der Untergang des Burgundischen Reiches seien. Für solch eine spätere Anberaumung dürfte man namentlich den Umstand geltend machen, dass diese Schmucksachen bei aller Rohheit der Kunst und bei aller sonstigen Uebereinstimmung mit den Fünden von Charnay doch schon einen gewissen Fortschritt über dieselben hinaus erkennen lassen, insofern hier der Zierrath, welcher die Flächen füllt, nicht mehr allein durch Lineamentverschlingungen, sondern bereits durch mannigfache figürliche Darstellungen erzielt wird; in gleichem Sinne könnte man die durchgehende Anwendung der lateinischen Sprache und Schrift, die so wie bei den Angelsachsen und Scandinaviern nur das nationale Zeichen für *TH* noch duldet, die Art von Bekanntschaft mit dem Inschriftenstil der Römer und, wenn man den Vocal des Namens *Fons* erwägt (oben S. 370), die schon weiter gediehene Romanisierung der Sprache in Anschlag bringen. Indess eine chronologische Entscheidung von Sicherheit wird auch mit diesen und dergleichen Bedenken nicht gewonnen, und so gestatte man mir die Belege 3—5 einstweilen in dieselbe Reihe mit den beiden ersten und all den übrigen zu rücken; man gestatte es mir ebenso bei der und jener datumlosen Grabinschrift.

6. In Einer, zugleich sitten- und sprachgeschichtlichen Beziehung legen durch ein merkwürdiges Zusammentreffen die letztaufgeführten drei Stücke gleichmässig Zeugniss ab: ich meine, für den Gebrauch eine Person mit zweierlei Namen neben einander zu bezeichnen, mit *Imiman* und *Fons,* mit *Nasualdus* und *Nansa,* mit *Baltho* und *Emiocer* [vgl. *-lius Imelistanus* unten unter dem letztern Worte]. Ein ferneres auch den Burgunden gehöriges Beispiel solcher Doppelnamigkeit und nicht bloss ein fehlerhafter Wechsel der Schreibung wird es sein, wenn als der Name, den Gundobadas Nichte Sedeleuba „mutata veste“

geführt, bald *Mucuruna,* bald kürzer *Chrona* angegeben wird (Greg. Tur. Hist. Franc. II, 28), ein noch gewisseres die *domna Remila vocabulo Eugenia* oben S. 336. *Vocabulo* d. h. mit ihrem andern, nicht mit dem eigentlichen Namen. Das führt mich auf die Herstellung noch eines Beleges, aus einer lückenhaften Grabschrift vom J. 510, gefunden in S. Just bei Lyon; die Abbildungen bei Alph. de Boissieu, Inscriptions antiques de Lyon (Lyon 1846—1854) S. 578 Nr. 34, und bei Edm. Le Blant, Inscriptions chrétiennes de la Gaule I (Paris 1856) Pl. 10 Nr. 38, geben dieselbe folgender Maassen: HICCVIV : INHOC | CONDVN : : : : : MBRASEPVLCHRO | SARAGA : : : : : : VSESTNOMINE-QVIC | VMOM : : : : : | ETAPVTO : : : : COVIXITA | VTNOMI : : : : : : VOCABOL : : | VITAEMER : TIS COMMENDARET | QVIVIXITANNOSXLOBIIT | IIIINONAS DECEMBRIS | POST-CONSOLATOINPOR | TVNOVVCCLE. Die Lücken alle ergänzen sich leicht, auch die in den Namen. Denn es müssen eben deren zwei vorhanden sein, ein *nomen* und ein *vocabulum,* und das letztere muss Bezug auf die Gastlichkeit haben, die eine Tugend des Burgundischen Volkes überhaupt (vgl. Lex Burg. Tit. 38) und insbesondre nun dieses einen Burgunden war; Le Blant S. 33 fgg. u. 138 führt eine Reihe von Beispielen vor, wo Grabinschriften auch den einen eigentlichen Namen des Verstorbenen wortspielsweise deuten. Also: *Hic, cuius in hoc condun*tur me*mbra sepulchro, Sara Ga*stigod*us est nomine, qui cum* omnibus *et aput* omnes *covixit* ita, *ut nomi*nis sui *vocabol*um *vitae meritis commendaret, qui vixit annos XL, obiit IIII nonas decembris post consolato Inportuno v*iri consularis *c*larissim*e*. Freilich wird der Steinmetz die zwei Worte *viri consularis* mit schlechteren Endungen gesprochen haben, *viro consulare* etwa; den Fehler des zwiefachen *V,* obschon er eben nur Einen Consul nennt, machen auch, wie Le Blant S. 153 nachweist, andre. Der Name *Sara,* anderswo *Saro* und *Sario* und *Sarus* (Jord. 24). wird mit goth. *sarv* Schutzwaffe, althochd. *saro* Waffenrüstung zu verbinden sein; *Gastigodus* habe ich von Ulphilas, der Tim. I, 3, 2 und Tit. 1, 8 φιλόξενος mit *gastigôd* und Röm. XII, 13 φιλοξενία mit *gastigôdei* übersetzt. Vielleicht aber wäre (die Breite der Lücke lässt noch einen Buchstaben mehr zu) die Ergänzung *Gastileubus* vorzuziehen: denn diess, in der Form *Gestiliub,* war wirklich auch auf Althochdeutsch ein

Name. Somit bei den Burgunden, wo doch die Quellen fürwahr nicht überreichlich fliessen, ganzer sechs solcher Fälle, und dieselben sind deutlich so beschaffen, dass jedesmal der eine Name, der im Schreiben vorangestellte, als der eigentliche und ursprüngliche, der andre zweite als ein Beiname muss betrachtet werden, welcher der Person erst später auf den oder jenen Anlass hin von den Uebrigen im Volk und so auch aus der Sprache des Volkes geschöpft ist. Nur wie in dieser Beziehung *Chrona* und *Mucuruna* sich verhalten, ist freilich ungewiss; in der Verbindung *Baltho Emiocer* darf eher das vordere Wort, dessen Sinn wohl bestimmter als der des zweiten im Bewusstsein aller Sprechenden lag, für das *vocabulum* gelten, und *Remila* mag das ihrige, das ja undeutsch ist, nur im Munde der romanisch redenden Einwohnerschaft Viennes geführt haben. Es sind aber, nächst dem Rugierkönig *Feletheus qui et Fava* d. i. der Kleine (Eugyppii Vita S. Severini Cap. 3 u. 9; *qui et Feva* Paul. Diac. I, 19), diese burgundischen Beispiele des Gebrauches von Namen und Beinamen die ältesten oder gewiss doch von den ältesten, die es giebt: zu gleicher Zeit den Gothen (ein neuer Unterschied der beiden Völker) war, wie es scheint, die ganze Sache fremd [vgl. *Badvila* und *Tôtila* unten am Schlusse der Abhandlung]. Denn dem Οὐίσανδος βανδαλάριος bei Procopius B. Gotth. I, 18 ist dieses Wort doch wohl nicht als zweiter Name. sondern als Titel beigefügt, derselbe Titel den Procopius B. Vandal. II, 10 halb griechisch mit βανδοφόρος wiedergiebt (vgl. βάνδον ebd. II, 2, *banderarius* bei du Cange und Diez Wörterb. d. Roman. Spr. I, 50), und wenn in der Urkunde von Ravenna vier Gothen vorkommen, die anders im lateinischen Texte heissen und anders da, wo sie selber gothisch oder auch lateinisch unterschreiben, *Mirica* und *Merila, Optarit* und *Uftahari, Minnulus* und *Willienant, Danihel* und *Igila,* so ergiebt dieser Gegensatz wieder nur ein Verhältniss wie dort bei *Remila Eugenia:* der Name des Textes (er klingt entweder an den der Unterschrift noch mehr oder weniger ähnlich an oder lautet vollkommen anders) ist der, mit welchem die Romanen der Stadt jene Gothen nannten; auch auf diesem Wege kann neben *Iornandes* die Form *Jordanis,* die einzige übrigens die uns eigentlich beglaubigt ist, entstanden sein [1]). Desto allgemeiner in Gebrauch waren Doppel-

---

1) [Oder heisst es nicht *Jordanis,* mit Bezug auf den heiligen

namen wie die unserer Grab- und Schmuckinschriften bei den andern Nachbarn der Burgunden, bei den Franken: da haben wir, aus den verschiedensten Gegenden des Reichs und Kreisen des Lebens belegt, den vielerwähnten Herzog *Guntchramnus Boso* (weshalb so zubenannt, erklärt uns in Kürze Greg. Tur. Hist. Franc. IX, 10) und die Königinn *Austrechildis cognomento Bobila* (ebd. IV, 25), da ferner einen *Chardegisilus cognomento Gyso* (Mirac. S. Martini III, 51), einen *Gundegisilus cognomento Dodo* (H. Fr. VIII, 22), einen *Mummolus abbas, quem Bonum cognomento vocant* (V, 5), einen *Vedastes cognomento Avo* (VII, 3), einen *Wistrimundus cognomento Tattonis* oder *Atto* (H. Fr. X, 29. Vita S. Aridii 19: *Tatto* und *Atto* sind gleichbedeutend). Ueberall hier auch der Beiname aus der Sprache der Franken selbst und so sehr in dem Munde Aller und gelegentlich so viel mehr als der ursprüngliche angewendet, dass letzterer daneben ausser Anwendung kam: Gregor von Tours sagt Hist. Franc. IV, 42 noch vollständig *Eunius cognomento Mummolus* und *Eunius qui et Mummolus,* bei aller ferneren Erzählung von derselben Person jedoch nur *Mummolus;* so bezeichnet auch Eugyppius Cap. 11 und 12 den Rugier Feletheus kürzer bloss mit dem Beinamen *Fava* [1]). Weiter von da, vom siebenten, vom achten Jahrhundert an (ich erinnere nur noch an den *Karolus Tudis* oder *Tudites* oder *Martulus* oder *Martellus* der Franken) häufen sich die Belege je mehr und mehr und aller Orten und bahnt sich der Weg, der zuletzt in die erblich festen Geschlechtsnamen ausmünden sollte, immer breiter: denn es treten nun auch die Angelsachsen und die Scandinavier mit Beispielen ein: in Einhards Annalen 811 der Däne *Osfred cognomento Turdimulo* d. i. Dreckmaul. Im achten und neunten Jahrhundert vernehmen wir denn auch zuerst deutsche Ausdrücke für den Begriff von *cognomentum,* althochd. *bînamo* oder, noch häufiger, *miltinamo,* das unserem *Uebernamen* sich vergleicht, angelsächs. *freonama* d. h.

Flussnamen, sondern *Iordanis* d. i. Eberdäne (vgl. unten s. v. Suavegotta)?]

1) [vgl. Müllenhoff über den Namen *Wuotan* Haupts Zeitschr. 12, 402 fg. Namen von Völkern ursprünglich nur deren Uebernamen? Haupt 6, 256 fgg.]

ein Name den es frei steht zu gebrauchen, in Alfreds Uebersetzung der Kirchengeschichte Bedas II, 5 u. IV, 2; *nomen* im Gegensatze dazu geben die Sanctgaller um das J. 1000 mit *alenamo* d. i. Hauptname: Marc. Capella S. 1 Graff.

7. Einzelne Worte, theils Appellativa, theils und vorzüglich Eigennamen, uns überliefert entweder in der Lex Burgundionum oder in Quellen geschichtlicher Art; auch die aus den Belegen 1—6 bringe ich hier noch einmal unter. Ich ordne dieselben alphabetisch und bezeichne die Namen von Personen des königlichen Hauses mit *K*, die von Weibern mit *W*, die der Grafen, welche das Vorwort des Gesetzes unterschreiben, mit *G*; letztere halte ich für zweckmässiger in der urkundlichen Genitivform aufzuführen. Und zwar wird deren Zahl weit über zweiunddreissig (s. Binding S. 107) hinausgehn, da es geboten scheint solchen Abweichungen der Handschriften, die keine blosse Verderbniss des eigentlichen Namens sind, sondern ihn gegen einen andern auch wirklich üblichen vertauschen, gleichfalls einen Platz zu gönnen.

Abcaris mit den Lesarten *abacaris abhaaris abgaris* G: s. oben S. 345. 372. Bei der letzt angegebenen Lesart spielt entweder der angelsächsische Namenausgang *gâr*, der dem germanisch-gothischen *gais*, hochdeutschen *gêr* (S. 362) entspricht, herein, oder die Schreiber denken an den König *Abgarus* der Christusbildlegende.

Agano Name eines Grafen in der Schenkungsurkunde von S. Maurice, angeblich aus dem J. 523, bei Pardessus Nr. 103. 104. Für *Hagano* von *hagan* Dorn: oben S. 345. 346. Vielleicht auch dass keine Tilgung einer Anfangsaspirata, sondern nur dieselbe Vocalangleichung aus *Agino* (goth. *agjan* schrecken) stattgefunden wie in *Agina* und *Agana*, den zwei Formen des Weibernamens.

Agathei (so auch und nicht *amgathei* in der Handschrift L) *angathei* G. Die gemeinsame Grundlage beider Formen des ersten Bestandtheiles goth. *agan* sich fürchten und *agjan* schrecken: vgl. S. 357; *theus* wie *dius* in *Aridius* und vielleicht auch *fius* in *Alifius* das goth. *thius* Diener: vgl. S. 354. 358.

Aisaberga W. Grabschrift von 491 zu Véséronce im Département de l'Isère; Le Blant II, 25 Nr. 388 giebt *Aisberga*,

die Abbildung aber auf Pl. 45 Nr. 269 zeigt zwischen *S* und *B* eine Beschädigungslücke, die mit *A* oder einem anderen Bindevocal zu füllen ist. *Ais* oder *aisa* ist das althochd. *êr* Erz (vgl. die mit *îsan* und *gold* beginnenden Namen) oder *êra* Ehre, im Burgundischen beides noch mit denselben ältesten Lauten die auch im Gothischen gegolten haben: vgl. S. 361; *berga* gehört, ob in activem, ob in reflexiv-passivem Sinn? zu dem Zeitwort *bergan:* es kehrt bei den Burgunden in *Aliberga Arenberga Vilioberga* und sonst noch oft in weiblichen Namen wieder.

Aliberga W. Grabschrift zu Aoste vom J. 523 bei Le Blant II, 29 Nr. 390. *Ali* vgl. S. 358; *berga* s. *Aisaberga.*

Alifius: Vita Apollinaris episcopi Cap. 6. Vgl. oben S. 358.

Andahari andearii andari G: oben S. 372. 373.

Ansemundus Aviti Epist. 49. 71. 72; Aussteller einer Vienner Stiftungsurkunde von 543 bei Pardessus Nr. 140, anderswo (s. dessen Anmerkung) als Herzog bezeichnet. Wie *Ansleubana* (so hiess die Gemahlinn Ansemunds von Vienne) ein Name der schon in vorchristlicher Zeit muss aufgekommen sein, da *ans* (Jord. 13), altnord. *âs* ein heidnisches Wort für Gott ist; *mund,* althochd. *munt* bedeutet Hand, Schutz, Beschützer: ebenso in *Arimundus Audemundus Aunemundus Ememundus Eunemundus Fredemundus Gundemundus Segismundus,* romanisiert (S. 370) in *Hymnemondus Teudemondus.*

Ansleubana W. Urkunde bei Pardessus Nr. 140: s. *Ansemundus* u. S. 371 [goth. *Ansileubus* Haupts Zeitschr. 1, 387]. Wegen *leubana* vgl. oben S. 337 und unten *Sedeleuba.*

Arenberga W. Grabschrift zu Briord vom J. 501 bei Le Blant II, 6 Nr. 374: *aran arn* ahd. Adler; *berga* s. *Aisaberga.*

Aridius Aredius Collatio episcoporum coram rege Gundebado; Greg. Tur. Hist. Franc. II, 32. Fredeg. Epit. 18 fgg. Vgl. oben S. 336. 346 und vorher *Agathei.* In dem fränkischen Testamentum Erminetrudis (sieb. Jahrhdt., Pardessus Nr. 452) der Weibername *Aridia.*

Arigunde („qui vixit anno: :VIII") W. Grabschrift wahrscheinlich von 538 zu Arandon: Le Blant II, 22 Nr. 384. *Ari* wie in *Aridius* und *Arimundus* für *hari* Heer: vgl. S. 346; das zweite Wort, einer der häufigsten Ausgänge altdeutscher Weiber-

namen, *gunth* oder *gunthja* Schlacht, Krieg: S. 371. Ueber die Endung in *Æ* S. 370.

Arimundus in einer Grabschrift zu S. Maurice-de-Rémens vom J. 486: Le Blant II, 4 Nr. 373. *Ari* s. *Arigunde; mundus* s. *Ansemundus*.

Athala, ein Mannsname der sich aus *ad talem, athelam, athilam, atillam* (Handschr. K, von Bluhme übersehen), *ad illum*, in der Lex Burg. LI, 1 Lesarten neben *Uthilam*, ergiebt: von *athal* Geschlecht, Adel.

Audemundi audimundi, abweichende Lesart neben *ememundi* G. *Aud* (auch in *Audericus Audolena*) goth. und altnord., *ôd* altsächs., *ôt* althochd. Gut, Habe: vgl. *Aunegilde; mund* s. *Ansemundus*.

Auderici G. *Aud* s. *Audemundi; ricus* wie in *Rico Riculfus Coniaricus Hilpericus Sigisricus* und *Viliaric* das goth. *reik* Adj. mächtig, Subst. Machthaber.

Audolena W. in einer Grabschrift ungewissen Alters zu Albigny bei Lyon sowie auf eben solch einem Stein zu Vienne: Boissieu S. 599 Nr. 67 und Le Blant II, 582 Nr. 686. *Aud* wie in den so eben aufgeführten Namen; *lena* erklärt sich aus dem altnord. *lin*, althochd. *len* weich, sanft: althochd. der Mannsname *Lino*, auf Grabsteinen zu Amiens (Le Blant I, 428 Nr. 325) *Leudelinus* und *Valdolina*. Vgl. unten *Theudelinda* und *Sedeleuba*. [*Mummolin* und *Mummolenus* Förstemann 1, 937.]

Aunegilde aunigilde aunegildis W. Lex Burg. LII, 2—4. *Aun* ebenfalls in *Aunemundus*, mit *O* (vgl. S. 363 fg.) in *Onoraccus*, ein Wort von dunklem Begriffe, da es auch sonst nur als Eigenname (althochd. *Ono*, angels. *Eana*) und im Beginne von Eigennamen, z. B. dem angelsächsischen eines Königes *Eanmund*, nachzuweisen ist: s. Jac. Grimm in Haupts Zeitschr. III, 144 fg.; nur so viel scheint sicher, dass es ablautend zusammengehört mit *Iuno* (Haupts Zeitschr. I, 393), *Ionakr, Eunius* oder *Eonius* (Greg. Tur. Hist. Franc. IV, 42. V, 27 fgg.), *Eunemundus* und *Uno, Unigildis, Unemundus*. Vielleicht aber kommt uns Licht von einem andern nahe stehenden her, nämlich von *aud* (s. *Audemundi*), das sich ebenso in eine Ablautreihe *iud aud ud* einfügt: wir haben davon mit dem präsentischen Laute *Eudo* und *Eudoses*, mit dem perfectischen *Udo* u. s. w. *Aunemundi* steht als Lesart zusammen mit *audemundi*, und dieser Parallele von

aud und *aun* schliesst sich noch ein ganzes Gefolge weiterer an, *Audo* und *Ono*, *Audila* und *Onilo*, *Autgildis* und unser *Aunegilde*, *Authari* und *Onheri*, *Authildis* und *Onhildis*, unser *Audericus* und *Onericus*, *Aodulfus* und *Aonulfus* u. s. f. Hieraus denn dürfte sich auch für *aun* der Begriff von Habe und Gut und für beide Stämme, für den mit *D* und den mit *N* gebildeten, eine und dieselbe entfernter liegende Wurzel ergeben: sie bietet sich uns burgundisch in *Eunandus* und noch anderweit in nicht wenigen Namen mit *io* oder *eo* oder *eu*, bei welch letzteren freilich Förstemann (Namenb. I, 392), ich weiss nicht ob richtig, an das althochd. *êwa* denkt, ausserhalb des Deutschen und dem Deutschen zunächst in ἐΰς (vgl. *Eunandus*) und dem lat. *juvo*. Und eben daher mag mit *TH* noch ein dritter Stamm (s. *Uthila*) entsprungen sein, während im goth. *ius* gut (Compar. *iusiza* besser) und dem lat. *jus* ein vierter mit *S* vorliegt. *Gilde* sodann, der zweite Theil von *Aunegilde*, kommt wie in *Vistrigilde* und gleich dem männlichen *gild* in *Ingildus* und *Usgildus* von *gildan* vergelten, opfern [vgl. *novigildus*, *trigildus*].

Aunemundus in einer Grabschrift von 485 zu Grésy-sur-Aix: Le Blant II, 27 Nr. 388 A. Ausserdem *aunemundi aunimundi* G. zweimal, und noch als abweichende Lesart neben *ememundi* G: vgl. *Aunegilde* und *Ansemundus*.

Aunihilde W. in der Lex Burg. LII, 2—4 Lesart für *aunegilde:* vgl. das bei dessen Erklärung angeführte *Onhildis* *Onhilt*, und *Chrodechildis Hildegernus Hildeulfus Ildelo: hild* althd. *hiltja* Kampf.

Baldaridus, *Baldaredus* in Grabschriften zu Briord aus den Jahren 488 und 487: Le Blant II, 8 Nr. 374 A u. S. 16 Nr. 379. *Balda* d. i. *baltha* s. die zwei folgenden Namen; *rid* (über die Brechung in *red*, die auch *Leubaredus* und *Nandoredus* zeigen, vgl. oben S. 368 fg.) habe ich schon im Schweiz. Museum I, 101 fg. erörtert: es kommt von der Wurzel *reiten*, derselben von der auch *reda* in *malahareda*, und ist s. v. a. Reiter oder als bereit; die andern frühesten Belege dieses Ausganges sind vorzüglich den Gothen und Vandalen eigen; bei Polybius I, 77, 4 ein „Gallier" Αὐταρίτης. Procop verschleift zwar die deutsche Normativform *riths*, gefüger für sein Griechisch, in blosses ρις, nimmt aber im Genitiv und Dativ das wurzelhafte *D* wieder auf: wenn also Victor Tunnunensis pg.

331 *Guntharith* schreibt, dann Proc. de B. Vand. II, 25 Γόνθαρις; wenn die gothische Urkunde von Ravenna *Viljarith* und *Optarit*, dann Procopius Οὐλίαρις u. Ὄπταρις: flectiert heisst es auch ihm Γονθάριδι u. dgl. Oder sind, da er den Accusativus wieder Γόνθαριν u. s. w. bildet, die Worte auf ρις nur eben wie jene auf γις (oben S. 376) behandelt, ohne dass er dabei an das *D* der Gothen und Vandalen denkt? Jedesfalls hätte J. Grimm diese Namen nicht (Haupts Zeitschr. III, 147 fgg.) mit denen auf *hari* vermengen sollen.

Balthamodus baldamodus baltamodus baldimodus Lex Burg. LII, 2—4. Vgl. *Baltho* und wegen des Wechsels von *TH*, *D* und *T* oben S. 353. *Môd* Muth, goth. Zorn: auch in *Fremodus Theudemodus Ymnemodus.*

Baltho in der fünften Schmuckinschrift. Goth. *balth*, althd. *pald* kühn: vgl. Jord. 29 „*Balthorum* (od. *Baltharum*) ex genere — qui dudum ob audaciam virtutis *balth* (od. *baltha*) i. e. audax nomen inter suos acceperat (l. acceperant)“. Vgl. oben S. 354.

Burgundio Burgunzio Borgundio Burgundius Burgundus: S. 338 fg. und 380. Als persönlichen Eigennamen finde ich *Burgundio* zuerst bei Greg. Tur. Hist. Franc. VI, 15, dann in einer Grabinschrift zu Lusinay aus dem Jahre 628 auf 629: Le Blant II, 42 Nr. 397 A.

Caretene W. K: in lateinischen Distichen abgefasste Grabschrift, vormals zu S. Michael in Lyon, der im J. 506 gestorbenen Königinn gesetzt: Boissieu S. 572. Binding S. 117 fgg. Schon im J. 506, somit zu früh als dass man aus dem Worte *tena*, womit sonst allerdings nur fränkische Namen zu endigen scheinen (oben S. 362 fg.), auf fränkische Herkunft der sehr christlichen Königinn schliessen dürfte: aber sie wird aus einem den Franken verwandten mitteldeutschen Volke gewesen sein. Solche Herkunft mag auch das *C* d. h. *CH* für *H* erklären (S. 345), wofern man es nicht auf die Rechnung allein des Dichters setzen will, als welchen Le Blant S. 70 fg. mit gutem Anschein Venantius Fortunatus vermuthet. Wegen des Ausganges in *E* vgl. oben S. 370.

Chartenius: „Rediens ab urbe Lugdunensi S. Chartenius episcopus“ Avitus Epist. 38. Schwerlich, da es also Name eines katholischen Bischofs ist, ein eigentlich burgundischer Name: S. 346. 362 fg.; vgl. überdiess S. 372.

Chilpericus s. *Hilpericus.*

Chrodechildis Chrotechildis Chrotchildis W. K. Beide *CH* sind fränkisch für burgundisches *H*, und *D* wie *T* steht für *TH* (S. 345. 354): *hrôð* altn. Ruhm, *hild* s. *Aunihilde.* Die Nebenform *Chrotigeldis* oder mit Ausfall dieses weichen Lautes *Chrodieldis* und *Chrotildis Crotildis* (S. 349) vergleicht sich der umgekehrten Vertauschung von *Aunegilde* gegen *Aunihilde;* die Aenderung *Chlothildis* aber will auch in den Namen der Königinn jenes *chloth* bringen, das in denen der Könige der Franken von Geschlecht zu Geschlecht sich wiederholt: man hat dasselbe mit Schmeller (Bair. Wörterb. II, 442) adjectivisch und im Sinne des griechischen κλυτός zu deuten.

Chrona W. K: die ältere der durch Gundobadus verstossenen Töchter seines Bruders Chilpericus „mutata veste Chrona vocabatur" Greg. Tur. Hist. Franc. II, 28; ebenso die Vita S. Chlothildis. Vgl. oben S. 346. Die Lesart *Corona* ist Latinisierung: S. 335 fg.

Conie comae Come gonie gome G; *Coniarici comarici comericii* G; *Conigiscli conegiscli conigiscle cunigiscli conigiseli* G: *cuni coni* goth. *kuni* Geschlecht, Adel; *ricus* s. *Auderici, giscli giscle giseli* s. oben S. 376 u. 381.

Ememundi G: so jedoch oder vielmehr mit einem Striche zu wenig *emenundi* bloss die Handschrift *L*, die übrigen *audemundi audimundi* oder *aunemundi aunimundi.* Derselbe Name, nur in der vorderen Hälfte schärfer vocalisiert und zugleich, wie es scheint, in ein Wort der Kirche umgeschrieben (vgl. S. 371), in der hinteren aber romanisch entstellt (s. *Ansemundus*), ist der Abt *Hymnemondus* des ersten Textes der Urkunde von S. Maurice, bei Pardessus Nr. 103: der zweite, Nr. 104, giebt *Ymnemodus.* Und eben jene vordere Hälfte haben auch *Imelistanus* auf einer Grabschrift zu Lyon (s. unten), *Imiman* in der dritten und

Emiocer in der fünften der Schmuckinschriften. Nach Otto Abels treffender Vermuthung (die deutschen Personen-Namen S. 50) ist sowohl das einfache *Imino Emino Immo Emma Imo* als das *Imna-, Imi-, Ema-, Emi-* u. s. f. zahlreicher Zusammensetzungen überall nur eine Verkürzung von *irman irmin,* einem Worte von dem gewiss ist, dass es niemals der Name eines Gottes, und wahrscheinlich dass es ein Ausdruck für den Appel-

lativbegriff Volk gewesen: s. Schweizerisches Museum für histor. Wissensch. I, 116 fg. Wegen *ocer* vgl. oben S. 350.

Engebvald: so ohne die lateinische wie ohne die echt altdeutsche Nominativendung in einer undatierten Grabschrift zu Merlas bei Le Blant II, 148 Nr. 465. *Enge* die gebrochene Nebenform von *Ingo*, das sowohl selbständig ein Eigenname ist (es hiess bereits so der Stammvater der Ingävonen) als der erste Bestandtheil zahlreicher zusammengesetzten; Ursprung und Begriff sind freilich noch unaufgehellt: vielleicht, da mit *ing* auch die Patronymica endigen, hat die Wurzel den Sinn des Erzeugens, des Hervorbringens gehabt (vgl. *angar* ahd. arvum) und *Ingo* stellt denselben activ, — *ing* passivisch dar. Das *B* ist ein Versehen des romanischen Steinmetzen, *V* dessen Besserung: also *vald*, zu *valdan* walten, herrschen. Auf Angelsächsisch und Althochd. lautet der Name *Ingvald Incvald* oder althd. verschliffen *Ingold*. Vgl. oben S. 350 u. 378.

[*Eptadius:* Binding S. 188. Vgl. oben S. 341. 346.]

Eunandus in einer Grabschrift ohne Jahresangabe zu Briord. Le Blant II, 21 Nr. 283. *Eu* s. *Aunegilde; nand* (vgl. *Nandoredus*) althochd. Kühnheit, goth. *nanthjan* sich erkühnen: also ein Name ganz übereinstimmend mit dem griech. Εὐτόλμιος, wie denn fast sämmtlichen, die mit *io eo eu* beginnen, gleichbedeutend solche mit εὐ zur Seite stehn, z. B. *Ioman Eoman* Εὔανδρος Εὐήνωρ, *Iolîda Eusendus* Εὐέλθων Εὔπορος, *Eolint* Εὔδημος, *Eumunt* Εὔχειρ Εὔχειρος, *Eurêd* Εὔβουλος, *Euricus* Εὔαρχος, *Eowig* Εὐπόλεμος.

Eunemundi G: Lesart neben *aunemundi*. Vgl. *Aunegilde* und *Ansemundus*.

Fagila („Fagile patri cum conjuge"): Lyoner in lateinischen Distichen abgefasste Grabschrift des fünften oder sechsten Jahrhunderts, die in einer Handschrift des neunten zu Valenciennes sich erhalten hat: Le Blant II, 551 Nr. 665. Zu goth. *faginôn* sich freuen und *fagr* gut, althd. *fagar* schön: anderswo der weibliche Name *Fagala* und Zusammensetzungen wie *Fagalint Faginolf* u. s. w. Es könne aber in der Handschrift statt *fagile* auch *sagile* gelesen werden: dem nun giebt auf Anrathen Jac. Grimms der Ritter de Rossi (Bolletino archeologico Napolitano VI, 11) den Vorzug. Andre und sichere Beispiele von Namen des Stammes *sagen* sind mir unbekannt; das Mittelhochdeutsche

hat einmal (Winsbecke 23, 9 g) ein Appellativum *segelære* im Sinne von Schwätzer oder Uebelredner.

fara Lex Burg. CVII, 11? *faramannus* ebd. LIV, 2. 3: s. oben S. 360 fg.

Fastile G: *Fastila* Deminutivbildung (S. 375) zu altsächs. *fast*, goth. *fastei* fest.

Felocalus in einer Grabschrift vom Jahre 518 zu Écully bei Lyon: Boissieu S. 580 Nr. 37. Der Name kann, wie ebenda z. B. auf S. 550 Nr. 9 eine *Leucadia* († 431), S. 567 Nr. 27 eine *Thalusia* († 501) und S. 597 Nr. 61 ein *Adelfius* genannt wird oder bei Le Blant II, 16 Nr. 379 *Gerontius*, S. 30 Nr. 391 *Singenia*, S. 218 Nr. 492 *Pantagatus*, S. 233 Nr. 497 *Susomina* d. i. Σωζομένη, S. 551 Nr. 664 *Euchirius* vorkommt, es kann dieser Name lediglich aus Φιλόκαλος entstellt, er kann jedoch auch burgundisch sein und enthält alsdann in *felo* das goth. und althochd. *filu* viel, sehr, in *calus* aber dasselbe Wort, womit der Ampsivariername *Boiocalus* (Tac. Ann. XIII, 55 fg.) endigt. Diess *cal* wird zu *kala* altnord. frieren, starren, der Wurzel von *kalt* und *kühl* gehören: es ist mehr als eine bildliche Wendung denkbar, die den Begriff für einen Eigennamen passlich macht.

Fons in der dritten Schmuckinschrift: s. oben S. 352. 386.

Fredeboldus Name eines Grafen in der Schenkungsurkunde von S. Maurice: vgl. S. 354 u. 368.

Fredemundi G: vgl. S. 354 und *Ansemundus*. Auch die Namen, welche die zwei Texte der Urkunde von S. Maurice, bei Pardessus Nr. 103 und 104, einem und demselben Grafen geben, der erste *Fremodus*, der zweite *Fredebundus*, berichtigen sich wechselseitig in *Fredemondus Fredemundus:* man vergleiche, wie auch in Isidors Chronik der Vandalen einzelne Handschriften *Guntamundus* in *Guntabundus* entstellen. Stünde das eine oder das andere allein, so würde bei *Fredebundus* die Zusammenstellung mit *Areobindus Wolfbinth Sigebant*, bei *Fremodus* die Erklärung aus *fri* frei, edel und *môd* (s. *Balthamodus*) nicht irre gehn. Da das *I* jenes Adjectivums eigentlich kurz ist (goth. *freis*, aber *frija*, und angelsächs. *freo*), so durfte daraus nach S. 369 so gut bei den Burgunden ein kurzes *E* werden als bei den Langobarden, wenn diese eine freie Jungfrau (Lex Liutpr.

93. 120. Haupts Zeitschr. I, 554) und die edle Gemahlinn des Götterkönigs (Paul. Diac. I, 8) *frea* nannten und einen Freigelassenen *fulfreals* (aus *fulfrehals:* vgl. goth. *freihals,* fries. *frihals,* angels. *freols* Freiheit, althd. *frîhals,* altnord. *friâls* frei), was zwar die Rechtshandschriften durchweg, zumeist in *fulfreal,* entstellen.

Fridigernus (die beiden ersten Buchstaben sind weggebrochen, und anstatt des *G* hat der Stein oder haben die Abdrücke ein *C*): Vienner Grabinschrift wahrscheinlich von 483 bei Le Blant II, 121 Nr. 448: *gern* begehrend wie in *Hildegernus.*

Fridigisclus fridegisclus fredegisclus fredigisclus fredegiselus fredeglisclus fredegliscus Lex Burg. LII, 2—4: s. oben S. 354 u. 375 fg.

Fusia in der zweiten Schmuckinschrift: s. oben S. 347 u. 352.

Gaudisellus s. *Godegiselus.*

Gebeca K: *gebeccam gebegam gebicam gibicam* Lex Burg. Tit. 3; angelsächs. *Gifica* Vîdsîð Z. 19, altnord. *Giûki,* mittelhd. *Gibeche.* Kosewort (vgl. S. 375) zu der Wurzel *geben,* goth. *giban:* der Name zielt, wie das noch deutlicher die alt- und angelsächsischen Königsappellativa *bâggebo beaggifa* d. i. Ringspender, *goldgifa* Goldspender und *mâðumgifa* Kleinodspender thun, auf die fürstliche Tugend der Freigebigkeit[1]); *Gebo Geba Gibilîn,* das auch ein Kosewort ist, *Gebamundus Gebericus* u. a. nehmen die gleiche Richtung, während sich *Gebawin* eher auf die Seite der von den milden Fürsten empfangenden stellt: zwar ist im Angelsächsischen auch *goldvine* Goldfreund ein Wort für König, im Mittelhochd. aber bezeichnet es den Dienstmann und ebenso das altsächs. *bâgwini.*

Gastigodus? Gastileubus? Lyoner Grabschrift vom Jahre 510: s. oben S. 388 [unten *Sedeleuba*].

Gemola W: auf einem zu Vienne ausgegrabenen Schmuckstücke von Gold der Genitivus (vgl. S. 379) *Gemolane.* Fränkisch und althochd. finden sich auch *Gimo, Gimbert* u. *Gembert, Gimmond* und *Gemmund* u. dgl.: unerklärbar, falls man darin

1) [Geben ist das natürliche Merkmal des Reichthums, Reichthum das der Herrenmacht. *Vulfila* übersetzt πλοῦτος mit *gabei,* πλούσιος mit *gabeigs.*]

nicht den präsentischen Laut zu *gaman* Freude erkennen mag. In der Ableitungssylbe aber kann der eigentlich burgundische Vocal nur *U* gewesen und *O* nur dessen Romanisierung sein: S. 370.

Giscladus K: S. 346. 354.

Gislabadus K: S. 366. 375.

Gislaharius K: *Gislaharium gislaarium gislarium gisclaharium gisclarium* Lex Burg. Tit. 3. Vgl. S. 372 u. 376.

Godegiselus Godigiselus K. Greg. Tur. Hist. Franc. II, 28 fgg. III Prol.: Fredeg. Epit. 17. 22; Marius *Godegeselus;* bei Fredegar auch die Lesart *Gunthegiselus* wie in der Vita Sigismundi *Gondegiselus* und in einer Urkunde von 587 (Pardessus Nr. 196) die Verderbniss *Gaudisellus;* anderswo *Godegisclus Godigisclus. God gud* Gott wie in *Godomarus Gudomarus Godemundus Gudemundus Gudubadus; Gonde* — die Umkehrung der unter *Gundomares* angeführten Fehler; *giselus gisclus isellus* s. oben S. 348 fg. u. 376.

Godemundi godimundi G: s. *Gundomares.*

Gondarius Gondebadus Gondegiselus Gondeulfus Gondomares s. *Gundaharius Gundubada Godegiselus Gundeulfi Gundomares.*

Gotia gutia Lex Burg. CVII, 3; *goticus* ebd. 6: s. oben S. 354. 370.

Gudomarus K. Grabinschrift von 527 aus dem Kloster S. Offange bei Évian: Le Blant II, 578 Nr. 683; *Godomarus* Greg. Tur. Hist. Franc. II, 28. III Prol. u. 6. 11; *Godemarus* Fredeg. Epit. 17. *Godemares* ebd. 34; bei Marius *Godomarus* und *Godemarus. Gud god* s. *Godegiselus; mâri mâr* berühmt S. 372. Die Vita Sigismundi schreibt *Gundemarus,* wie umgekehrt (s. unten) *Gundomares* gegen *Godomares* u. s. f. vertauscht wird.

Gudemundi G. *Gudubadus* K. vgl. *Gundomares.*

Gundaharius K: *gundaharium gundacharium gundocharium gundecarium gundaarium gundarium gondarium* Lex Burg. Tit. 3; bei Prosper Aquit. zum Jahre 435 und denen, die weiter aus ihm geschöpft, *Gundicarius,* wie ebendort *Chunni* statt *Hunni;* Olympiodorus S. 454 Γυντιάριος. Vgl. S. 345 fg. 370. 372.

Gundefuldi gundefulfi Guldefulsi (so die Handschrift K) *gundeulfi gundiulfi* G. Wegen *Gunde—* s. oben S. 371. Was den so wechselnd gegebenen zweiten Bestandtheil angeht, so wird das *fuldi* der besten Handschrift, falls es nicht dennoch ein Schreibfehler ist, mit dem *fuld* oder *fold* der von Förstemann I, 447 verzeichneten Namen *Fuldoin Foldger Foldet Folderich Foldulf* zusammen zu stellen, jedoch nicht aus dem angelsächs. *fultum* Hilfe zu erklären sein (denn *fultum* ist ebenso aus *ful-dôm* entstanden wie *västum* aus *väsdôm* d. i. *veaxdôm),* sondern aus *folda folde fold* altsächs. angels. altnord. Erde, Land: es wäre das eine Namenbildung, die treffende Seitenstücke in den auf *Gau* und den noch zahlreicheren auf *Land* ausgehenden, darunter z. B. auch *Gundoland,* besässe; in Norwegen eine eigens so benannte Landschaft *Fold,* eingetheilt in *Vestrfold* und *Austrfold* (die Deutschen v. Zeuss S. 517. 519), in Deutschland der Personenname *Westarfoldan,* dem sich jedoch nur *Osterlant* gegenüberstellt. Denkbar ist aber auch, dass *F* in roher Art des Sprechens ein *V* vertrete, *fuldus* mithin s. v. a. *vuldus vulthus* (vgl. *Segisvuldi)* sei. Denn diese Verderbniss hat nicht allein lateinische Worte (s. Umdeutschung S. 24 fg. = oben S. 281), sie hat ebenso wohl deutsche betroffen, und wir finden bei den Franken neben *ewa* auch *efa,* neben *Marcoveifa Sunnoveifa* auch *Baudofeifa Vinofeifa:* Jac. Grimm vor Merkels Lex Sal. S. LVII fg. Gesch. d. D. Spr. I, 540. In *feifa* ist diese Verhärtung zugleich eine Assimilation: nicht anders wird die Lesart *Gundefulfi* (nur ein Schreibfehler dafür ist *Guldefulsi)* auf *Gundevulfi,* der volleren Form für *Gundeulfi* (S. 349), beruhen. *Gundeulfus* und im zweiten Texte romanisiert *Gondeulfus* (S. 370) hat auch die Schenkungsurkunde von S. Maurice, Pardessus Nr. 103. 104.

Gundemundi G: s. oben S. 371, *Gundomares* und *Ansemundus.*

Gundiisclus („qui vixit in secolo annus LXVIIII") in einer Grabschrift von 547 zu Revel-Tourdan: Le Blant II, 151 Nr. 461. Für *Gundigisclus:* s. S. 348. 354 u. 375.

Gundiocus Gunthious Gundiacus Gundiricus Gunduicus Gundiucus Gundicus Gundevechus Gundēuchus Gundiochus Gundichus Gundeveus K: vgl. Binding S. 38 u. oben S. 351. 353. 359.

Gundomares K: *gundomarem gundamarem gondomarem*

gondemarem: so in der Lex Burg. Tit. 3 die Hälfte der Handschriften und die besseren: vgl. oben S. 339, die übrigen mit Verlust des *N* und so mit Vertauschung des *gund* gegen *god* (s. oben *Godegiselus),* mit Verwechselung also dieses und eines andern königlichen Namens (s. *Gudomarus), godamarem godomarem godomarum.* In gleicher Weise schreibt Paul. Diac. Hist. misc. XVI *Gudubadus* für *Gundubadus,* und *gundemundi* G. hat neben sich *gudemundi godemundi godimundi,* während *Godegiselus* und *Gudomarus* (s. oben) von der umgekehrten Vertauschung betroffen werden. Die altnordische Sagendichtung verderbt *Gundomâr* in *Guthorm Guttorm Guðzorm;* die deutsche bringt, indem sie gleichwohl die genealogische Allitteration bewahrt, dafür *Gêrnôt* in die Namenreihe; die Thiðriks-Saga, ausgleichend und vermittelnd, nennt neben einander beide: Cap. 170 *Hinn elzti konongs sun heitir Gunnarr, en annarr Guthormr, thridi Gernoz, fiorði Gisler.* Uebrigens hat in Tit. 3 der Lex die Handschrift K noch einmal *gundomarium,* fehlerhaft statt *gundaharium.*

Gundubada Gundobadus Gundebadus Gundibadus Gondubadus Gondebadus Gundebatus Gundobaudus Gundobagandus Gundobaldus Gundibaldus K. der Urheber des nach ihm auch *Gundobada* betitelten Rechtsbuchs der Burgunden: Bluhme S. 497. Binding S. 70. 157; *Gundobadus Gundebadus* hiess auch der Sohn, den der Frankenkönig Guntchramnus von seinem Kebsweib Veneranda hatte: Greg. Tur. Hist. Franc. IV, 25. Fredeg. Epit. 56; ausserdem *Gundobaudus* ein Sohn König Segismunds. Vgl. S. 354. 366. 370. 382. Die Ableitung *Guntbadingi Gundbodingi* ist s. a. „Gundebadal ege viventes“ (Bluhme S. 503), mit ähnlicher Wendung des eigentlich patronymischen Sinnes wie bei *Karolingi* und *Lotharingi: Franci, tiê wir nû heizên Charlingâ* Notk. Boeth. S. 2 Graff; einzelne Quellen (Bluhme S. 504 fgg.) sagen kürzer *Gundebadi* oder *Gundebaldi,* wie Widuk. II, 2 u. a. *Lotharii.*

Guntello W. („Riculfus et jugalis sua Guntello“) in einer Grabschrift ohne Jahresangabe zu Briord: Le Blant II, 18 Nr. 380. Kosende Kürzung und Verkleinerung eines wie *Gunthëuca* mit *gunth* d. i. Schlacht zusammengesetzten Frauennamens: vgl. oben S. 376 fg. Das *O* burgundische Nominativendung: S. 382.

Gunthegiselus K. s. oben *Godegiselus*.

Gunthëuca Greg. Tur. Hist. Franc. III, 6. *Gunthiucha* Fredeg. Epit. 37. W. K: oben S. 351 u. 354.

Gunthiouus K. in der ersten Schmuckinschrift: s. oben *Gundiocus*.

Gutia s. *Gotia*.

hag in der ersten Schmuckinschrift: s. oben S. 385.

hendinos: „Apud hos generali nomine rex appellatur hendinos“ Amm. Marc. XXVIII, 5. Ob dafür *chendines*, ob *hundino* zu lesen? oben S. 343 fgg. 369.

Hildegerni hildierni hilgerni heldegerni heldigerni G: *hild* s. *Aunihilde; gern* s. *Fridigernus; hildierni* oben S. 348.

Hildeulfi heldeulfi hildulfi G: *hild* s. *Aunihilde, ulf* S. 349.

Hilpericus Chilpericus K: Binding S. 38; in der Vita Sigismundi § 3 entstellt *Chilpertus*. Althochd. *hilfa*, altsächs. *helpa* Hilfe (über das *CH* in *Chilpericus* oben S. 345); *ricus* s. *Auderici*.

Hymnemondus s. *Ememundi* und *Ansemundus*.

iddan in der zweiten Schmuckinschrift: s. oben S. 383 fg.

Ildelo in einer aus Briord stammenden Grabinschrift vom Jahre 487: Le Blant II pl. 43 Nr. 253; der Abdruck S. 16 Nr. 379 giebt *Idelo*. Mit Tilgung eines anlautenden *H* (oben S. 346) Deminutivableitung von *hild*: s. *Aunihilde*.

Imelistanus: nächstliegende Besserung von *Imclistanus*, wie Boissieu S. 562 Nr. 21 auf einer beschädigten Lyoner Grabschrift des Jahres 466 liest; davor noch *lius*, wahrscheinlich der Ausgang eines sonst weggebrochenen ersten Namens: vgl. oben S. 387 fgg. *Ime* s. *Ememundi; listanus* wie der spätere männliche Eigenname *Listin* von *list* goth. althochd. Weisheit, Kunst, List. [*listanus Listin*: vgl. ahd. *pilistinôn* Graffs Sprachsch. 2, 285. *Imelistanus*: vgl. *einlisteo filulisteo* das. 284. *tûsentlistcher* Br. Berthold 408, 25.]

Imiman s. *Ememundi* u. S. 378.

Ingildus („qui vixit annis IIII et mensibus octo“) in einer Grabschrift des Jahres 537 zu Aoste: Le Blant II, 38 Nr. 393. Vgl. *Aunegilde* und oben S. 374.

kiano in der zweiten Schmuckinschrift: s. oben S. 367 u. 383.

Leubaredus heisst ein Archidiaconus des Bischofs Apollinaris von Valence in dessen Vita Cap. 10: *leub* goth. *liub* lieb s. *Sedeleuba; redus* s. *Baldaridus.*

leudus leudis leodis leudes, in der Lex Burg. CI, 2 die Benennung eines freien Burgunden von geringerem Stande als dem eines *optimas* oder *mediocris,* also gleichbedeutend mit *minor persona* II, 2 und *inferior* XXVI, 3. *Liud* ist Volk und, gewöhnlich dann pluralisch gebraucht, einer aus der Menge, der Pluralis mithin die Menge selbst: die *inferiores* machten eben auch die grosse Masse des Volkes aus. Die Lesarten *leudis leodis leudes* könnten dadurch besser empfohlen scheinen, dass so mit Flexionsendungen der dritten Declination das Wort auch in den Geschichtsbüchern der Franken vorkommt, bald indem nur die Dienstmannen des Königs, bald auch indem sämmtliche freie Volksgenossen damit gemeint sind (Waitz Deutsche Verfassungsgeschichte II, 222 fgg.), in Rechtsschriften aber wie der Lex Sal., der Lex Fris., der Lex Angl. et Werin., in Capitularen und sonst, um mit einer frischen Kürzung des Begriffes und des Ausdruckes die Busse für einen getödteten Mann, das Wergeld, zu bezeichnen. Indess auch *leudus leudum* nach der zweiten findet sich, namentlich im letztren Sinne (J. Grimms Rechtsalterth. S. 652 und du Cange), aber auch im ersteren („Et dixerunt sapientes Burgundionum „Vivat rex, qui tales habet *leodos!*" wie nämlich Chlodovech: Gesta reg. Franc. 13), und ebenso wird für das Recht der Burgunden das *leudus* der besten Handschrift gelten dürfen, um so mehr als diese Latinisierung durch die deutsche Flexion selbst noch näher gelegt war: *leud* hatte in der Mehrzahl, gewiss auch hier schon ohne *S* (vgl. oben S. 378), *leudei* oder *leudî:* auf gleiche Art nun lat. *leudus leudi.*

Leuvera W. in einer aus Briord stammenden Grabschrift von 487 bei Le Blant II, 16 Nr. 379 kann nur aus *Leuberera* (*Leubovera* bei Greg. Tur. Hist. Fr. IX, 39 fgg.) verschmolzen sein: oben S. 372. *Leub* s. *Sedeleuba; vera* hier wie in anderen Namen das Femininum zu *wer* ahd., *vair* goth. Mann.

Maganus auf einer undatierten Grabschrift zu Vienne: Le Blant II, 89 Nr. 419 A. Als Appellativum bedeutet *magan* im Althochd. und sonst s. v. a. Macht, Kraft.

malahareda Lex Burg. LXXXVI, 1: vgl. S. 357 u. 362.

Manneleubus in einer Grabschrift zu Briord von 487: Le Blant II, 16 Nr. 379; in dem Pariser Testamentum Erminetrudis des siebenten Jahrhunderts (Pardessus Nr. 472) *Manileubus*. Das Althochd. hat *manaliub* als Adjectivum (belegbar die Ableitung *manaliupî*, „humane" d. i. humanitas) wie auch als Namen. Vgl. *Sedeleuba*.

Manno in einer Grabschrift zu Briord von 501: Le Blant II, 6 Nr. 374. Vgl. *Manna* oben S. 379.

morginegyba morgynegyva morgangiba morgangeba Lex. Burg. XLII, 2 Morgengabe; *morgin* stimmt in dem Vocal der zweiten Sylbe zu der gothischen Form des Wortes *(maurgin)*, *morgan* ist die althochdeutsche. Vgl. S. 354 u. 371.

Mucuruna W. K. nach mehreren Texten Gregors von Tours Hist. Franc. II, 28 der Name den Hilpericus ältere Tochter Sedeleuba „mutata veste" führte; die anderen haben *Chrona*. Für *mucu* (das zweite *U* steht durch Angleichung für *A:* S. 370) ergiebt sich aus dem goth. *mukamôdei* Sanftmuth, dem althochd. *mûhho* Heimchen, *mûhhan* auf nächtlichen Raub ausgehn u. s. w. der Begriff des Stillen und Verborgenen; von den häufigen Weibernamen mit *rûna* oben S. 363.

Nandoredus: so am schicklichsten wird das bruchstückhafte und sonst verderbte *ANDOERDVS* einer Vienner Grabschrift von 494 bei Le Blant II, 139 Nr. 458 EE zu ergänzen und zu bessern sein. Le Blant vermuthet *Randoerdus*, also *rand* Schild, für sich allein nicht übel: aber *oerdus?* Könnte diess ebenso für *verdus* stehn wie z. B. *Landoardus* für *Landvardus* (vgl. S. 350), so begegnet doch *werd* d. i. werth sonst nirgend als zweiter Theil von Eigennamen. *Nandored* dagegen ist ein Name: das Ravennatische Testamentum Mannanis vom Jahre 575 (Marini, Papiri diplomatici Nr. 75) hat ihn in der Form *Nanderit*, mit derselben Vertauschung des *TH* (der im Auslaut eintretenden Aspiration des *D)* gegen *T* wie in den lateinisch geschriebenen *Guderit Optarit Wiljarit* der gothischen Urkunde zu Neapel neben dem gothisch geschriebenen *Viljarith*. Vgl. mithin *Eunandus* und *Baldaridus*.

Nansa und *Nasualdus* auf der vierten Schmuckinschrift: vgl. oben S. 350. 353 und *Engebvald*.

novigildus Lex Burg. IX. XIX, 11. XXXVIII, 8. XLV. LXXVI, 2 neunfacher Ersatz wie *trigildus* LXIII, 1 dreifacher.

Der Nominativus kommt nirgend vor, er ist aber nach Anleit der gleichartigen Ausdrücke anderer Rechtsbücher (oben S. 336) und solcher wie *duos geldos* und *novem geldos* in Karls d. Gr. drittem Capitulare von 813 § 23 und 25, wie auch *weregildus* und *widrigildus* männlich anzusetzen: das deutsche Wort *gild kelt* Vergeltung, Ersatz, Bezahlung (vgl. S. 374) hat ebenso wohl männliches als neutrales Geschlecht.

Obtulfus in einer Grabschrift zu Valence von 494: Le Blant II, 176 Nr. 474 B. Vgl. oben S. 341 u. 349.

Offonis Effonis uffunis offini G. *Uffo Offo* in ähnlichem Sinne zu *uf* auf gebildet wie goth. *ufjô* Ueberfluss; in der Form *Offas,* mit griechischer Umbildung des schwachen Nominativus, kommt der Name schon auf einer der Siebenbürgischen Wachstafeln vom Jahre 167 vor (Massmanns Libellus aurarius S. 87 fg. 124), dann *Offa* als Name mehrerer Könige der Angelsachsen. Ueber den Genitivus *Offini* vgl. oben S. 379; zu *Uffunis* kann ein Nominativ *Uffuni* gemeint sein, wie sich ein solcher althochdeutsch in der Form *Offuni* findet.

Onovaccus in einer Grabschrift von 527 aus dem Kloster S. Offange bei Évian: Abbildung derselben und ungenaue Lesung *(Lonovaccus)* durch de Gingins im Anzeiger für Schweiz. Gesch. und Alterthumskunde 1855 Nr. 4, genauere *(Onovaccus)* von K. L. Roth ebd. 1856 Nr. 1. Le Blant II, 578 Nr. 683 vermuthet, als ob hier irgend Raum zu Vermuthungen wäre, *Ebrovaccus.* *Ôn* s. *Aunegilde; vaccus* oben S. 351.

Orovelda in einer Grabschrift zu Briord von 487: Le Blant II, 16 Nr. 379. Es ist ein Name einer nach dem Tod des Herrn freigelassenen Sclavinn, und wie man leibeigenen Leuten gern auch Namen gab, die auf ihre schmutzige Missgestalt hindeuteten (Rîgs mâl Str. 12. 13), wie z. B. in solchem Sinne die Traditiones Corbeienses 229 eine *Horobolla* d. i. Dreckfass zeigen, ebenso wird hier, mit romanischer Abwerfung des *H* (S. 346), das Wort *horo* zu erkennen sein. Der zweite Theil ist entweder, auch unaspiriert, *hild* wie in *Aunihilde,* gebrochen wie in *Heldegernus Heldeulfus,* die Zusammensetzung also abzutheilen *Orov-elda* (möglich, da der volle Stamm von *horo* auf ein *W* ausgeht: gen. *horawes,* adj. *horawin),* oder aber, und besser, da solch ein Hinüberführen des *W* in die Zusammensetzung sonst nirgend nachweisbar ist, das gebrochene

Adjectivum oder Subst. *vild* altnord. wohlgefällig, Wohlgefallen: also *Oro-velda* wie altn. *Bödvild* und fränkisch *Hadowildis Waldovildis*. Vgl. oben S. 349.

Ostrogotho Ostrogotha W. K. Tochter Theodorichs d. Gr., Gemahlinn König Sigismunds. Sie hat diesen Namen, der eben nur s. v. a. Ostgothinn besagt, doch nicht etwa erst von den Burgunden, sondern, wie aus Jord. 58 hervorgeht, bereits daheim erhalten; vgl. weiter unten *Suavegotta* sowie die andere Namensangabe *Theodegotha*. Ueber Jordanis Schreibung *Ostrogotho* oben S. 364 u. 382.

Raspso d. i. *Rapso* in einer Lyoner Grabschrift ungewissen Alters bei Boissieu S. 597 Nr. 58. *Rapso* verhält sich zu dem althochd. *refsen*, Aor. *rafsta*, mit Worten strafen, tadeln, wie *capsa* zu *chafsa* und angels. *väps* zu *wafsa* Wespe. Neben *chafsa* kommt sogar noch im Althochd. selbst ein unaspiriertes *caps*, neben *lefs* Lippe *leps* vor, und so ist auch neben *rafsunga* die Schreibung *rapsunga* kein blosser Schreibfehler: noch im Mittelhochdeutschen ist auch *repsen* nachweisbar [*Raspe* Raumers Hohenst. 4, 213. *der Rasper* Massmann Kaiserchr. 3, 1159. *respen* Altd. Pred. 7, 68].

Remila W. „domna Remila vocabulo Eugenia" vgl. S. 336 u. 388), Tochter von Ansemundus und Ansleubana: Vienner Urkunde von 543 bei Pardessus Nr. 140. Verkleinerungsform (S. 375) zu *rim:* s. *Walarimi*.

Rico Bürger von „Cabilo" (Chalons sur Saone): Aviti Ep. 76. Zu goth. *reik:* s. *Auderici*.

Riculfus in einer undatierten Grabschrift zu Briord: Le Blant II, 15 Nr. 380. Vgl. *Auderici* und oben S. 349.

Sara in einer Lyoner Grabschrift von 510: s. oben S. 388 und unten s. v. *Vassio*.

screunia: screunias excreunias screnias scrinia scrinea excrinea Lex Burg. XXIX, 3: vgl. oben S. 337 fg. Die mit *ex* anfangenden Schreibungen wollen der Romanisierung, welche dem anlautenden *SC* ein *E* vorschlägt (Diez Gramm. der Rom. Sprachen I, 224 fg.), ein besser lateinisches Aussehn geben.

Scudilio in einer Grabschrift von 487 zu Briord: Le Blant II Pl. 43 Nr. 259; der Abdruck aber S. 16 Nr. 379 macht aus dem *D*, so deutlich es ist, ein *P:* wahrscheinlich dass der *Scupilio spatarius*, der das fränkische Testamentum Ermine-

trudis bei Pardessus Nr. 452 mit unterschreibt, dazu verlockte. Mit *D* hat den Namen auch Amm. Marcell. XIV, 10, nur ohne *I* und als den eines Alamannen: „*Scudilonem* scutariorum rectorem". J. Grimm, Gesch. d. D. Spr. I, 222, um das deutsche Wort *Schild* mit σκῦτος *scutum scutulum* etymologisch zu vereinigen (das goth. *skildus* sei umgestellt aus *skidilus)*, fasst dieses alamannische *Scudilo* als Uebersetzung von *scutarius* auf. Ich wage nicht so viel und denke bei *Scudilo Scudilio* lieber nur an das althochd. *scutjan* schütteln, erschüttern, „vibrare": in gleicher Bildungsart und Bedeutung scheint *Wanilo Wenilo* auf *hwenjan* schwingen zu beruhen. Auch *scutisôn* erschrecken dürfte in Betracht gezogen werden: *Scudilo* und *scutisôn* verhielten sich ebenso wie *Agilo Egilo* und *egisôn*, *Hêrilo* und *hêrisôn*, *Richilo* und *rîchisôn*, das deminutive und das intensive Wort. Die Lesung *Scupilio* würde freilich auch zu deuten sein, entweder wie unser *Schöpflin* aus *schopf*, goth. und althochd. *skuft* (dann wieder ein Name wie *Nasua* und die andern auf S. 350 angeführten), oder aus dem ahd. *scuphen* schwingen, schleudern stossen.

Sedeleuba Saedeleuba W. K. nach Fredeg. Epit. 17. 18 der frühere Name der späterhin *Chrona* oder *Mucuruna* genannten Tochter von Gundobadas Bruder Hilpericus; auch in Fredeg. Chron. 22 *Sedeleuba regina*. Ueber *sede saede* s. oben S. 368 fg.; *leuba* das goth. *liub* lieb (vgl. *Leubaredus Leuvera)*, aber nicht, wie es in dem weiter abgeleiteten *Ansleubana* wohl gemeint ist, passivisch zu verstehen, sondern activ, im Sinne von liebend, eben wie auch in unserem *Manneleubus Gastileubus*, in *Fridiliuba Gundileuba* u. a. Die Vita Sigismundi § 3 schreibt jedoch *Sedeolenica*, und das hat zwar den Vorzug einer ausdrücklicheren Compositionsbezeichnung, hat den Bindevocal *O* (oben S. 371 fg.), und das *E* vor demselben geht auf jenes *I* zurück, das Worte wie *sidu* auch in einem Theil ihrer Flexion aufweisen: *lenica* indessen dürfte gleich so viel andrem in dieser Legende nur entstellt sein, aus *leuba* entstellt schon durch den Verfasser selbst oder dessen Schreiber. Sonst könnte man es auch als eine mit *IC* gebildete Koseform (S. 375) zu dem *lena* von *Audolena* ziehn.

Segismundus Sigismundus Segimundus Sigimundus

K: *segismundi* hat in der Ueberschrift des Gesetzes die Handschrift *L.* Vgl. oben S. 369. 374 und *Ansemundus.*

Segisuuldi Sigisuuldi, in zwei Handschriften *Sigesuulfi* G: *sigis segis* s. oben S. 374; *vuldus* S. 354; *vulfus* S. 349.

segucius eine Art Jagdhund: *segucium segutium segutio* Lex Burg. Tit. 97. Vgl. oben S. 367 fg. 382.

Siggonis sicgonis sigoni sicconi G; *Sicco* auch auf einer altchristlichen Grabschrift aus Worms in Steiners Cod. Inscript. Roman. I, 288 Nr. 607. Von *sigu* Sieg: vgl. S. 347. 374 fg. u. 379.

Sigifunsus: „Quidam barbarus, haereticorum comitivam exercens, nomine Sigifunsus" Vita Eptadii, Bolland. Aug. IV. pg. 780. Vgl. S. 352 u. 375.

Sigisricus Segisricus Sigiricus Sigericus Segericus K: vgl. oben S. 374 und *Auderici.*

Siluani G: latinisiertes Burgundisch? oben S. 336. 372.

sinistus: „sacerdos apud Burgundios omnium maximus vocatur sinistus" Amm. Marc. XXVIII, 5. Vgl. oben S. 380.

Suavegotta W. K. Tochter König Segismunds, Gemahlinn des Frankenkönigs Theudericus I: späte und (S. 354) entstellte Ueberlieferung Flodoards, Hist. Rem. II, 1. Unsere Vorfahren liebten es den Kindern Namen zu schöpfen, die zugleich Namen von Völkern oder von solchen abgeleitet oder zusammengesetzt mit solchen waren: Grund und Anlass dazu sind für uns jetzt meistens nicht erkennbar, und schwerlich haben auch überall die gleichen gewaltet. Als Beispiele aus Bairischen Urkunden führt Schmeller in seinem Wörterbuch II, 481 *Alaman Durinc Francho Freaso Hesso Huno Lancpart Peiri Purgund* (vgl. oben *Burgundio)* und *Sahso* an: dazu kommen noch anderswoher *Angilo Anzo* (Volk der *Antes), Baio* (Volk der *Boii), Britto, Cimberius, Dano, Gautus* und *Gauto, Gotho, Haruth, Iuto, Semno, Suab* und *Suabo, Walah* und *Walaho, Wandil* und *Wandilo, Vangio, Warin, Winid* und *Winido* u. a., aus unseren Quellen vielleicht *Walesta* (oben S. 381); Zusammensetzungen *Burgundofaro* oben S. 360 [*Iordanis?* vgl. oben S. 389], *Gauthstradia* Aebtissinn eines Klosters zu Besançon 624 (Pardessus Nr. 235; *stredan* ist angels. fallen und fallen machen), *Thiudigotho* und *Ostrogotho* die beiden Töchter Theodorichs des Grossen, des Ostgothenkönigs, und diese oder jene die Gemahlinn

König Segismunds, *Windemeres* in der Grafenunterschrift der Lex Burg., *Vindemarus* in der Urkunde von S. Maurice, ferner *Enziman, Boiorix, Britobaudes, Danahildis, Warnacharius,* mit einem Stadtnamen *Romualdus* oder *Rumoaldus* u. s. w. [*Hunvil, Vinitharius, Vandalarius* Jord. 14]. Zuweilen sind es zwei Völkernamen, die sich zum Namen einer Person verbinden: so *Engilgoz, Walahun, Wandalgaud;* man könnte vermuthen, um auszudrücken, das Kind stamme vaterseits aus dem einen, mutterseits aus dem anderen Volke (J. Grimm, Gesch. d. D. Spr. 2, 734. 776), dasselbe was der Sinn der mit *halb* gebildeten Namen *Hâlfdanr, Halbduring* und *Halbwalah* scheint [1]). Dem widerspricht indess, obschon das Wort eben hieher zu ziehen ist, unser *Suavegotta,* wo zwar die Mutter eine Gothinn war, der Vater aber doch kein Sueve. Wir erhalten mit dieser Art von Namengebung nur ein Räthsel mehr zu den vielen unserer alten Sprach- und Sittengeschichte, die noch der Lösung warten [2]).

Suniae soniae G: goth. *suni* wahr, *sunja* Wahrheit. Der heil. Hieronymus schreibt seinen 106ten Brief zwei gothischen Geistlichen *Sunniae et Fretelae* d. i. *Frithilae;* bloss mit Verdoppellung der Liquida Johannes Biclariensis (Chron. ad. a. VI Mauritii) der westgothische Mannsname *Sunna,* bei Gregor von Tours (Hist. Franc. II, 9) der fränkische *Sunno.*

Susane W. in einer Grabschrift von 508 bei Boissieu S. 578 Nr. 33. Der Ausgang in *E* (vgl. oben S. 370) giebt dem Wort ein entschieden burgundisches Gepräge, so dass, wenn eigentlich auch der biblische Name *Susanna* gemeint war, derselbe doch auf *sûsan* ahd. „stridere" ist bezogen worden. Anderswo der Mannsname *Suso.*

Teto in einer jahrzahllosen Grabschrift zu Vaison: Le Blant II, 233 Nr. 498. *Tato Tatto* oder mit anderer Vocalisierung *Teto Tetto* eigentlich das Kinderwort für Vater, in welchem, da es einen immer gleichen Naturlaut wiedergiebt, die deutsche Sprache ohne Verschiebung mit den pelasgischen zusammenstimmt (τάτα τέττα *tata),* dann aber auch in beiden Formen häufiger

1) [vgl. *halpswuol* Nib. 878. Herr *HalbLöw*, der Leopart: Eselkönig S. 18.]

2) [Ist zu lesen *Suanegotta?* *Suanila* und *Suanihilda* (Jord. 24 u. a.) sind gothische Namen und daraus macht Saxo Gramm. 8, S. 157 *Swavilda.*]

Eigenname, z. B. *Tato* eines Langobardenkönigs, des Besiegers der Heruler, und *Tatto* oben S. 390, als Eigenname (man gedachte dabei jenes Kinderworts nicht mehr) auf Althochdeutsch mit Verschiebung des *T* in *Z* auch *Zazo Zezo.*

Theodegotha W. K. Während Jordanis Cap. 58 die zwei Töchter Theodorichs *Thiudigotho* als die Gemahlinn Alarichs, *Ostrogotho* als die Gemahlinn Sigismunds bezeichnet, nennt der Anonymus Valesianus dieselben *Arevgani* (was aber soll das heissen?) und *Theodegotha*, und die letztere wird dem Burgunden, die erstere dem Westgothen zum Weib gegeben; ich entscheide nicht, ob er oder Jordanis die gemeinsame Quelle besser benützt habe. *Theodegotha* oder gothischer und theilweis auch burgundischer *Thiudigotho* (oben S. 382) trifft in seinem vorderen Bestandtheil mit *Theudelinda*, im zweiten mit *Ostrogotho* überein.

Theudelinda W. K. In einer Urkunde von 578 bei Pardessus Nr. 196 „ad monasterio, quod est dedicatione sancti Petri scitam (lies *scitum* d. i. *situm)* in Lugduni civitate inter Rodanum et Ararim, substructum a rege Gaudisello et a regina Theudelinda, sua sponsa piissima". *Theude* wie in *Theudemondus Theodegotha* das goth. *thiuda* Volk; das zweite Wort nach gewöhnlicher Ansicht entweder *lint* althochd. Schlange, Drache oder *lintâ* Schild. Häufig aber wird anderswo *Theudelindis* u. dgl., auf einem zu Ebersheim zu Mainz gefundenen altchristlichen Grabstein *Lindis* geschrieben *(Lindis filia Velandu et Thudelindi* Steiners Cod. Inscript. Roman. I, 271 Nr. 575), und dieses *I* am Schlusse, wenn es nicht bedeutungslos sein soll, weist darauf hin, dass unsern Alten hier noch ein drittes Wort und wahrscheinlich nur diess im Sinne gelegen habe, das ahd. *lindi* weich, sanft, ein Adjectivum also das gleichen Begriffes ist mit *lin* und *len* (s. oben *Audolena*) und zu demselben sich so verhält wie im Lateinischen *lentus* zu *lenis.* Wirklich heisst es ausser *Theudelinda* auch *Teudolina* und ausser *Audolena Leudelinus Valdolina* auch *Audolendis* (Grabschrift zu Mainz bei Steiner I, 184 Nr. 390) *Leudelindis Valdelindis.* Wie aber jenes *lindi* noch die einsylbige Nebenform *lind* besass, so mögen wieder hierauf und nicht auf *lint* Schlange noch auf *lintâ* Schild die Namen beruhn, die auf Deutsch mit *lind* oder *lint*, auf Lateinisch mit *linda* endigen wie eben unser *Theudelinda.*

Theudemodus in der ersten, *Theudemondus* in der zweiten Aufzeichnung der Schenkungsurkunde von S. Maurice (Pardessus Nr. 103. 104) Name eines und desselben Grafen; *Teodemodos* oben S. 365. *Thiuda* s. *Theudelinda; modus* s. *Balthamodus; mondus* d. i. *mundus* s. *Ansemundus.*

trigildus s. *novigildus.*

Tullii Major domus, erwähnt von Avitus Epist. 35. Es giebt zahlreiche auf *I* ausgehende Männernamen (Förstemann I, 765 fgg.), in denen dieser Vocal unzweifelhaft dieselbe Deminutivbedeutung hat wie am Schlusse von Appellativen und auf Altdeutsch wie mundartlich noch jetzt: darunter auch, unbestimmt aus welchem Jahrhundert, *Zolli.* Hiefür ist *Tullii* die burgundische Form; sie enthält zwei *I:* das erste dient noch zu anderweitiger Ableitung (vgl. S. 347), zur Ableitung von jenem Grundwort *tul*, auf dem auch der Volksname *Tulingi*, der althochd. Mannsname *Zulling* sammt dem Ortsnamen *Zullinga*, ferner goth. *Tuluni* (so ist bei Cassiod. Var. Epist. VIII, 9. 10 *Tulum*, und wie man sonst noch lese, zu verbessern) und althochd. *Zullini* beruhn. *Zol* ist im Mittelhochdeutschen und noch in Mundarten des Oberlands ein länglicht rundlichtes Stück, besonders Holzstück, bald ein Klotz, bald ein Knebel, und *Klotz* und *Knebel* sind uns auch persönliche Eigennamen.

Uffunis G. s. oben *Offonis.*

Umbdemarus s. unten *Windemeris.*

Unani unnani G; der Nominativ *Unanus* oder noch eher *Uno:* s. oben S. 379 und ausserdem *Aunegilde.*

unthfanthai in der zweiten Schmuckinschrift: vgl. oben S. 361 fg. 373. 382 fg.

Usgildi osgildi, mit unnützer, den romanischen Schreibern gleichgültiger Aspiration *husgild hosgeldi* G: vgl. oben S. 374 und *Aunegilde.*

Uthila: Uthilam, ut illam Lex Burg. LI, 1. Neben der Wurzel *iud aud ud* (s. oben zu *Aunegilde)* muss noch eine bestanden haben, die bei gleicher Vocalisierung (ob auch mit demselben oder verwandtem Begriffe?) auf *TH* ausgieng: von dieser die Namen *Euthio, Iuthungi, Eodunc, Eutharicus* u. a. und ebenso unser *Uthila.* Die Lesarten *ad talem* u. s. f. haben uns den Namen *Athala* ergeben.

Wadamiris G. *Wada* [vgl. als für sich bestehender Name *Vada*, altnord. *Vadi*, ahd. *Wato;* vgl. lat. *Gradivus*] zu angelsächs. *vadan*, altnord. *vaða*, althochd. *watan* schreiten, angreifen; *mir* das goth. *mêr* berühmt in slavischer Umformung (oben S. 361): umgeändert das letztere zeigen die Lesarten *uuadahameris* und *uuidemeris uuidimeris*, mit deren ersterer *uualahameris* gemeint sein mag (vgl. zu *Suavegotta)*, während die letztere den in der Reihe der Unterschriften vorangegangenen Namen wiederholt; gleichfalls nur ein Versehen der Art ist die Lesart *uualaharii*. Derselbe Name mit *Wadamires* würde Ammians alamannischer *Vadomarius* (XVI, 12 u. s. w.) sein, wenn nicht die Mehrzahl anderer Zeugnisse, Aurel. Vict. Epit. 42, Zosimus III, 4 u. s. f. die Form *Badomarius* vorziehn liessen, eine Umkehrung von *Marobodnus* oben S. 366.

Walaharii Vuallaherii (Handschr. K) G; eben jenes und *uualaharis* auch als Lesart für *vuadamiris* und *uualarimi*. *Wal* Walstatt: vgl. *Walarimi; hari* Krieger S. 372. Die Lesart *uallicarii* fasst die fränkische Verhärtung *Walachari* (in dem Pariser Testamentum Erminetrudis bei Pardessus Nr. 452) lateinisch auf: S. 345.

Walarimi uualerimi G: *wal* wie in *Walaharius; rim* (ein weibliches Deminutiv dazu ist *Remila*) auch in fränkischen, altsächsischen und althochdeutschen Namen wie *Dagrim Nandrim* u. s. w.: wohl die kürzere Grundform des goth. *rimis* Ruhe.

Waleste uualesti uualesse uualesci uualisci G: s. oben S. 380 fg.

Wallimeris, Lesart für *uualarimi* G. Gemeint wird *uualameris* sein: *wal* s. *Walaharii; mêr* berühmt: S. 361. 372.

Vassio in einer Lyoner Grabschrift von 473 bei Boissieu S. 563 Nr. 23; auf fränkischem Gebiet in dem Testamentum Erminetrudis bei Pardessus Nr. 452. Kann so wie *vassus* Knecht, Diener (L. Sal. XXXV, 5. L. Alam. LXXIX, 3 u. a.) zu *vidan wetan* binden oder wie *Wasa Wasand Wasuger Wasahilt* zu der althochd. Wurzel *wasan* „pollere" (*waso* Rasen), aber auch zum goth. *vasjan* kleiden gezogen werden: ich erinnere ausser dem oben S. 388 besprochenen *Sara* an goth. *hama* Kleid, Rüstung und an Eigennamen wie *Hamo Hamadeo* u. a. [*Sarus, Sarvus* und *Hamathius:* J. Grimm Haupts Ztschr. 3, 155.] Im

ersteren Falle ist die Verdoppelung *SS* s. v. a. *DTH*, in den letztern rührt sie von dem ableitenden *I*-laut her: vgl. S. 348.

veius oder *vejus* s. oben S. 337. 347.

Wenaharii Auenaharii uinahario G: *wini* althochd. altsächs. Freund, *hari* oben S. 372. Ueber die Lesarten *ueniacariae* und *uenicarii* S. 345 u. 371; *uuanaharii* und das ebenfalls fränkisch rauhere *uuanacharii* ist mit *wân* Erwartung, Hoffnung gebildet.

Widemeris G; dasselbe und *uuidimeris* als Lesart für *Wadamiris; Videmarus* im zweiten Texte der Schenkungsurkunde von S. Maurice: altnord. *við*, althochd. *witu* Holz, Wald und goth. *mêr*, althochd. *mâri* berühmt: vgl. S. 361 u. 372. An *wîd wît* weit zu denken, wie Hartmann von Aue Minnes. I, 329 a *wîte mære* sagt und es wirklich auch ein althochd. *witmâri* als Uebersetzung von insignis giebt (Ammon. CXCIX, 2), verbietet die voller, als hiemit vereinbar wäre, vocalisierte Form *Widiomarus*, die anderweit vorkommt.

Viliaric in einer undatierten Grabinschrift zu S. Laurent-de-Mûre: Le Blant II, 23 Nr. 386. Goth. *vilja* Wille; *ric* vgl. *Auderici*. Ueber den Mangel einer Nominativendung s. oben S. 378.

Villigisclus in einer undatierten, aber den Buchstaben nach dem sechsten Jahrhundert angehörigen Grabschrift zu Anse: Le Blant II, 546 Nr. 661 A. *Villi* goth. *vilja* Wille mit Verdoppelung des *L*: vgl. S. 347; *gisclus* oben S. 375.

Willimeres in der fünften Schmuckinschrift: ein den Burgunden vielbeliebter Name: viermal, mit mannigfach wechselnder Form, unter den Grafen die das Rechtsbuch unterschreiben: *uueliemeris Aueliemeris uuiliemeris willimeris willimiris; vilemeris Viliemeris; auilemeris* d. i. *uuilemeris uillimeris* als Lesart für *vualaharii; aueliemeris* d. i. *uueliemeris* als Lesart für *uualarimi* (Bluhme 30 *Wallimeris;* was hier noch aus L und K angegeben wird, *uuilemeris* und *aueliemeris*, steht in keiner von beiden Handschriften). Goth. *vilja* Wille, zum Theil mit Brechung des *I* oder Verdoppelung des *L*: vgl. oben S. 347 u. 369; *mêr* berühmt und *mir* S. 361.

Villioberga W. Grabschrift von 501 zu Briord: Le Blant II, 20 Nr. 381 u. Pl. 44 Nr. 262. *Villio* vgl. *Villigisclus; berga* vgl. *Aisaberga*.

Windemeris uuindimeris G, Lesart zu *Widemeris,* wie im ersten Texte der Urkunde von S. Maurice ein *Umbdemarus* d. i. *Uindemarus* oder *Uuindemarus* dem *Videmarus* der zweiten gegenübersteht (Pardessus Nr. 103 u. 104). Syncopiert aus *Winidemeres* und Zusammensetzung mit dem Volksnamen *Winid* Wende: vgl. *Suaregotta.*

Vistrigilde W. Grabschrift zu Anse von 485: Le Blant II, 547 Nr. 662. Als vorderer Theil die Bezeichnung einer Himmelsgegend wie in dem alamannischen *Vestralpus* Ammians XVI, 12. XVIII, 2 und dem fränkischen *Wistrimundus* oben S. 390, und wie es auch (diess und die oben bei *Suaregotta* besprochene Verwendung der Völkernamen stehen auf einer Linie) mit den drei übrigen Worten persönliche Eigennamen giebt: vgl. *Westarfoldan* und *Osterlant* oben S. 401, *Austregildis* S. 390, *Ostrogotho* S. 407; der *Nordoalaus* in der nachburgundischen Inschrift eines Reliquienbehälters zu S. Maurice (Le Blant II, 560 Nr. 684) wird in *Nordoaldus* zu bessern sein. *Gilde* wie in *Aunegilde.*

Vithuluf in der ersten Schmuckinschrift: S. 349. 352. 374. 378.

wittimon uuittemon uittemon uuitimon uuitemon uitamon uuittimum uittemum uettimum Lex Burg. LXVI, 1. 2. LXIX (wo nur die Handschrift L in der Rubrik den Schreibfehler *Huuittemum* hat, K dagegen wie sonst auch *Uuittimum*). LXXXVI, 2. CI: s. oben S. 355 fg. u. 382.

wittiscalcus: wittiscalcis uitiscalcis utiscalcis uuidiscalcis, wittiscalcos witiscalcos uitiscalcos Lex Burg. LXXVI, 1. 3: s. oben S. 344. 355.

Vulfie Vulfiae oder *Vulfile uuifile* d. i. *uulfile* G: zweierlei Ableitungen (S. 347 u. 375) von *vulf* Wolf, wie noch späterhin *Vulfio* und *Vulfilo.*

Ymnemodus s. *Ememundi* und *Balthamodus.*

Zusatz.

Auf S. 389 fg. ist ein Beispiel von Doppelnamigkeit bei den Gothen, das gerade auch Marius an die Hand giebt, übersehen worden. Der vorletzte König der Ostgothen hiess eigentlich *Badvila:* so steht auf seinen Münzen, einem authentischen

Zeugniss (Friedländers Münzen d. Ostgothen S. 46 fgg. und Taf. II, desselben Münzen der Vandalen S. 45. 67), so auch in Marius Chronik unter den Jahren 547, 553 u. 568. Aber er führte den Beinamen *Totila:* „Baduillam, qui et Totila dicebatur" Hist. misc. 16 (Muratoris Rer. Ital. Script. I, 107 b) und daraus Eckehard von Urach (Chron. univ. bei Pertz, Monum. VIII, 130). Im weiteren Fortgang der Erzählung jedoch brauchen die Historia und Eckehard nur noch den Beinamen, und Procop, Agathias, Idacius u. a. sagen von vorn herein bloss Τωτίλας Τωτίλλας *Totila.* Man sieht, der Beiname hatte auch hier den eigentlichen Namen so gut als verdrängt und galt nun selber für den eigentlichen: daher bei Sigebert von Gembloux (Pertz VIII, 316) die Umkehrung des Verhältnisses beider: „Totila, qui et Baduilla". *Badvila* ist Ableitung von *badu* oben S. 365, *Tôtila* von *Tato* S. 410, letztre zugleich, ebenwie althd. *Zuozo,* mit dem Ablaut gebildet. Die Bedeutungen, welche hieraus folgen, würden uns, soweit wir das Leben dieses Helden kennen, passlicher scheinen, wenn die Angabe Sigeberts richtig und vielmehr *Badvila* die erst später erworbne Benennung wäre.

Von der deutschen Pedanterei.

(Eine Schulrede, aus Gelzers protestant. Monatsblättern III, 1854, S. 295—309).

Indem ich mich anschicke, unser heutiges Schulfest mit einigen Worten einzuleiten, muss ich von der Theilnahme, welche Sie Vorträgen der Art zu schenken gewohnt sind, mir heut zwiefache Nachsicht erbitten. Denn abweichend von dem meist beobachteten Gebrauch, gedenke ich diessmal nicht, Ihnen ein Probestück und Zeugniss vorzuführen, wie die Lehrerschaft überhaupt und wie in seinem besonderen Fach das gerade sprechende Glied derselben das Gebiet des Wissens durch neue Forschungen zu erweitern, mit neuen Ergebnissen zu bereichern suche: im Hinblick auf diejenigen, denen die Feierlichkeit eigentlich gilt, auf den Theil unserer Jugend, der eine gelehrtere, voraus von Sprach- und Geschichtsstudien getragene Bildung sich erwerben will, hat es mir angemessner geschienen, einen Gegenstand mehr von pädagogischer Art und zwar der Warnung wegen ein Uebel zu besprechen, das mit solcher Gelehrsamkeit, wie sie erstreben, sich gern verbindet. Kaum aber wird von demselben zu reden sein, ohne dass Mancher finden dürfte, es sei damit eine offene Beichte im Namen Vieler, die jetzt auf anderen Bänken als der Schulbank sitzen, abgelegt, und fragen dürfte, wer denn mich berufen habe, auch für Andere als für mich allein zu beichten. Ich werde reden von der Pedanterei; mehr jedoch als etwa nur die Hauptlinien der Betrachtung, als nur die Grundzüge und den Umriss zu geben, kann ich bei solch einem leider allzu reichen Stoffe mich nicht anheischig machen.

Wer ist ein Pedant? was ist Pedanterei?

Gehen wir, um diese Frage zu beantworten, von Beispielen aus, von einzelnen Fällen, in denen wir mehr oder weniger übereinstimmend alle finden werden, dass jene Benennung am Platze sei.

Wenn Jemand statt *lateinisch latinisch* braucht, weil es ja *latinus* heisse, aber doch weder *romisch* noch *gräkisch*, sondern wie die Andern *römisch* und *griechisch;* wenn er nicht von *Janitscharen* redet, sondern besser türkisch von *Jenitscheri*, und zwar *Niuyork* und *Mechico* oder gar unrichtig *Mejico* spricht und doch *Neuholland* und doch weder *Genère* noch *Genera*, *Napoli* noch *Lisboa* noch *Kjöbenhavn;* wenn er, falls du *den Münster* und *das Chor* gesagt hast, mit aufdringlicher Zurechtweisung in seiner Antwort *den Chor* und *das Münster* sagt, als wäre um des Lateinischen willen das nur gültig, und doch nicht *der Mauer* und *der Kanzel, die Kreuz* und *die Dom, das Tempel* und *das Altar,* obwohl die Grundsprache auch alles diess und wie viel der Art sonst noch fordern würde; wenn er, damit ja im Sprechen kein geschriebner Buchstab verloren gehe, Zusammensetzungen wie *Schifffahrt, Rückkehr, Ohrring, Fischschwanz, selbstständig* mit mühsamer Ausdrücklichkeit wieder in ihre Bestandtheile trennt: *Schiff-fahrt, Ohr-ring, selbst-ständig;* wenn er auch im lebendig vorwärts strebenden Gespräche sich stets mit Sorgfalt der strengsten Correctheit des Ausdruckes befleisst und der Anacoluthie. der constructio ad sensum auch da, wo sie die Deutlichkeit befördern würden, mit furchtsamer Berechnung aus dem Wege geht; wenn er schreibend und sprechend seine eigenen Gedanken gern noch mit den Gedanken Anderer umkränzt, mit Anspielungen, mit Anführungen, am liebsten, weil es so am gebildetsten und am gelehrtesten klingt, in fremden Sprachen: solch einen Menschen werden wir alle wohl einen Pedanten oder werden wenigstens diese eine seiner Aeusserungen, diess eine Benehmen und Verfahren eine Pedanterei benennen.

Der Pedant also schulmeistert, auch wenn vor ihm kein Schüler und er selbst durchaus kein Meister ist; er gefällt sich in der Consequenz: aber es ist die eigensinnig geradlinige jener Rattenart des Nordens, die, blind gegen das Links und Rechts und alles Andre, nur vorwärts auf Einen Punkt zu wandert; er will und giebt eine todte Eintönigkeit anstatt mannigfaltigen

Lebens, Kleinigkeiten anstatt des Grossen, Einzelnes anstatt des Ganzen; für ihn ist nur die Bewegung durch Regeln, nur die Theorie, nur die Form da, nicht aber die Freiheit, die Praxis, der Geist, und inmitten derer, die grösser denken, freier handeln, steht er wie der Kleinstädter in der Residenz oder ein Krämer unter Kaufleuten. Der Pedant, wenn seiner Pedanterei nicht andere Eigenschaften gesellt sind, die mit noch stärkerer Unwiderstehlichkeit wiederum das Herz gewinnen müssen, ist ein höchst unliebenswürdiger Mensch, abstossend und nicht in der Gesellschaft, ja selbst in der viel verzeihenden Freundschaft kaum zu brauchen: denn er wird Schritt für Schritt dadurch, dass er alles anders und besser weiss, verletzen; er wird überall, und den Gelehrten selbst nicht am wenigsten, beschwerlich fallen durch sein Prunken mit verzettelter Gelehrsamkeit; er wird zuerst lächerlich, bald aber langweilig sein durch den Ernst, womit er Lappalien erörtert, und durch seine Vorliebe und sein Geschick, gerade über die geringfügigsten Dinge am ausführlichsten, in den gewähltesten Worten, in umständlichem Periodenbau zu sprechen.

Der Pedant: ich hätte stets auch hinzufügen können: die Pedantin. Denn allerdings, wie kein Alter und kein Stand, so ist auch kein Geschlecht von dieser Unart frei. Ein Kind z. B., das mit altkluger Zweifelsucht die Erzählung eines Märchens zurückweist, eine Erzieherin, die grundsätzlich dem Kinde kein Märchen erzählt, weil sie in der Engheit ihres Sinnes keinen Unterschied zwischen Dichtung und Lüge kennt, sie beide sind hierin und schwerlich dann bloss hierin pedantisch. Nur ist bei Weibern und bei Kindern die Pedanterei seltener, darum aber auch auffälliger, und weil man von der Kindeseinfalt am wenigsten solche Befangenheit, von der weiblichen Natur, die sonst auf dem ganzen Gemüthe ruht, nicht diese Halbheiten des Verstandes erwartet, bei ihnen doppelt unangenehm berührend.

Allgemein betrachtet, ist die Pedanterei das leidige Vorrecht derer, deren Sache mehr als des Weibes und des Kindes die Verstandesthätigkeit und somit auch jene beschränkte Ausübung derselben ist, ein Vorrecht des männlichen Geschlechtes, des Jünglings, des gereiften Mannes. Und hier, je nach Amt und Beruf in welcher Mannigfaltigkeit der Kundgebungen kommt sie hier zu Tage! Unter den Künstlern, wenn z. B. ein Componist, statt ein Gedicht seinem ganzen Charakter nach aufzufassen und

diesen in dem ganzen Charakter seiner Musik zurückzuspiegeln, sich an die einzelnen Worte hängt und Wort für Wort eine neue Empfindung zu malen sucht: Lieder durchzucomponiren und nicht auf Eine Melodie zu setzen, dieser Lieblingsgebrauch unserer Zeit hat seinen ersten Ursprung kaum anderswo als in pedantischem Unvermögen; im Wehrstande sodann, wenn dessen Leiter ihre Aufgabe und ihre Lust nur in den Aeusserlichkeiten der Kleidung und der Haltung, in der Ausklügelung nutzloser Kleinlichkeiten und Peinlichkeiten des Exercitiums finden, als Kamaschendienst also; ferner beim Staatsmanne, der über die Formen und seine doctrinären Sätze und im Angesichte der höchsten inneren Berechtigung nicht über die äusseren Bedenklichkeiten hinweg kann, vor jeder grossen Massregel erschrickt und der biblischen Warnung zum Trotz lieber stets nur ausbessert, als ein neues Ganzes macht.

Zumeist aber und mit dem meisten Recht auch wird jener Name auf die vom Gelehrtenstande angewendet. Für sie als die beste Probe auf ihren Gehalt an Pedanterei kann ihre Stellung gegenüber einem neuen bedeutenden Systeme dienen, sei es das einer einzelnen Wissenschaft, wie etwa der Grammatik, oder der Wissenschaft aller Wissenschaften, der Philosophie. Die Wenigsten (wir sehen von Solchen ab, die aus Stumpfheit oder Eigendünkel sich um alles Neue, oder was von anderen kommt, überhaupt nicht kümmern), vielleicht die Wenigsten werden die Probe mit Ehren bestehen, werden der neuen Lehre frei und mit der Berechtigung des eigenen vollen Denkens entweder beifallen oder ihr entgegentreten: die Mehrzahl der Widersprechenden widerspricht nur, weil ihr jeder Versuch, eine Wissenschaft als Ganzes zusammenzufassen und aufzubauen, von Natur zuwider ist; die Mehrzahl der Anhänger hängt nur an, weil sie der blosse Formalismus des Systemes, lediglich die Maschinerie gefangen nimmt. Pedanterei hier, Pedanterei dort; Pedanterei bei den meisten Jüngern Hegels und Beckers, Pedanterei bei deren meisten Gegnern.

Unter den Gelehrten wiederum sind es besonders wir Schulmänner, denen jenes Gebrechen zur Last fällt, denen, wo wir nicht ganz und gar Pedanten sind, doch zum mindesten die oder jene einzelne Pedanterei wie ein neckender Stachel im Fleische sitzt. Auch hat das Wort *pedante* im Italiänischen, woher es stammt, ursprünglich ohne Weiteres einen Schullehrer bezeichnet.

Wir sind zu entschuldigen: wer Tag für Tag von Amts wegen schulmeistert, schulmeistert nur zu leicht auch da, wo es nicht seines Amtes, und schulmeistert bald auch an der Jugend mehr und anders, als recht ist; wer durch sein Amt, wie uns nur zu oft geschieht, an weiteren Fortschritten gehindert wird, und so wenig er weiss, immer doch noch mehr weiss als die Schüler, der wird dieses Wenige, diese Einzelheiten bald überschätzen lernen: es sind ihm theure Reste eines Schiffbruchs, und er klammert sich daran mit verzweiflungsvoller Liebe.

Nicht alle Gelehrten aber, nicht alle Lehrer sind der Gefahr der Pedanterei gleichmässig ausgesetzt. Die in geringerm Grade, die auf eine höhere Stufe der Kenntnisse und des Wirkens gestellt sind: sie führt ihre Gelehrsamkeit, wenn auch nicht zur Wissenschaft (ich nehme das Wort in seinem vollen Sinne), doch zu einer achtungsvollen Ahnung derselben, die dem Missbrauch steuert. Viel mehr dagegen die Halbgelehrten, die Halbwisser, die einseitig nur ein einziges, vielleicht gar schmales Fach, oder die von vielen, von allen Fächern nur den Anfang und hie und da noch sonst ein Bruchstück inne haben, die Vielwisser, die Alleswisser. Diese, wenn sie in ihrem Amte nicht nachlässig sind, werden dann fast ausnahmslos Pedanten und die nächsten und die täglichen Opfer ihrer Pedanterei werden ihre Zöglinge sein; diese werden, in und ausser der Schule, in Lehre und Leben und im Bücherschreiben, bald, wo es das Ganze gilt, als träge Diener der Gewohnheit an dem Ueberlieferten kleben, bald wieder mit müssiger Neuerungssucht jedem Einfalle nachgehn, durch den sie ein Einzelnes besser zu machen hoffen.

Wie aber der Mensch, erklärlich genug, in nichts so mangelhafte Einsicht hat, als was von höheren Dingen ihn zunächst berührt und umgiebt (kennt er doch sich selber stets am allerwenigsten), und dennoch, verkehrt genug, gerade hier die meiste Einsicht schon von Haus aus und die vollste Berechtigung des Dareinredens zu besitzen wähnt (wie viele Professoren ausserhalb der Zunft hat deshalb die Politik, und die Theologie nicht minder): so regt sich die Pedanterei der Pedanten am liebsten und häufigsten und es schlägt auch in Solchen, die sonst von diesem Uebel frei sind, eine pedantische Ader gerne da, wo es die Muttersprache gilt. Diess ist die grosse Allmend, worauf sich die Gelehrten und die Ungelehrten aller Fächer weiden und Blümchen in den Kranz ihrer Verdienste

pflücken: wer sonst vielleicht nichts ohne die genaueste Forschung finden will, hier soll es ihm ungesucht in die Hände wachsen; wer sonst vor dem, was in Natur und Geschichte gegeben ist, eine fast abergläubische Achtung hegt, hier meint er einmal selbst machen zu können; wer sonst auch gar nichts weiss, hier weiss er Alles und Jedes. Hier denn tritt uns die Pedanterei so vollständig wie nirgend mehr mit all ihren Merkmalen, in der ganzen bunten Mannigfaltigkeit ihrer Arten und Spielarten und Unarten entgegen.

Scheinbar noch die bescheidensten hier, weil sie auf den untersten Stufen bleiben, sind die, deren ganze Sprachgelehrsamkeit in Schreibung und Rechtschreibung aufgeht: aber gerade sie werden uns mit jedem neuen Worte von Neuem unbequem, und ohne Noth versetzen sie Schüler und Laien in Gewissensunruhe. Denn sie machen eine Gewissensfrage daraus, ob die lateinische oder die sogen. deutsche Schrift zu gebrauchen, ob nach den Regeln, die sie erfunden haben, nicht *Teil* mit blossem *T*, *Glid* mit blossem *i* und *Gewiszen* mit *sz* zu schreiben sei; sie erörtern mit Tiefsinn, wann *malen* und *wohl* ein *h* und wann sie keines haben; sie wissen sich viel damit, dass sie in *Filosof* hinten und vorn ein *f* und kein *ph* und in *Akzent* ein *kz* und kein doppeltes *c* setzen: die Worte seien damit deutscher geworden; gerade, als wenn wir die Zeichen *f* und *k* und *z* nicht auch aus dem Lateinischen hätten.

Andre, muthiger und höher hinauf, greifen mit ihren Fünden und Satzungen an die Laute selbst und deren Aussprache, an die Bildung der Worte, an die Satzbildung, und quälen z. B., weil sie nicht wissen, dass im deutschen *th* das *h* immer nur die Länge des benachbarten Vocals bezeichnet, die armen Kinder, es gleichwohl eigens hören zu lassen, also *T-hat*, *Wut-h*: eine doppelte Qual und Beängstigung, weil gerade hier die Pedanterei in sich selber uneins ist und vielleicht in Schulbüchern der gleichen Kinder *Tat* und *Wut* auch ohne das *h* gedruckt stehn. Oder sie ändern Worte, die ihrem kurzsichtigen Blick undeutlich sind, frischweg um: *gehorsam*, das von *gehören* kommt, in *gehorchsam*, kostspielig, das s. v. a. Kosten verschwendend ist, in ein sehr sinnloses *kostbillig*. Sie haben zufällig in einem älteren Buche *leschen* mit *e* gelesen: gleich bringen sie das in ihr Deutsch und an die Schüler; *ergötzen* aber und *schöpfen* und *Hölle* und

zwölf und wie viele Worte sonst noch ein früheres *e* gegen *ö* vertauscht haben, die alle gehen sie nichts an. Mit Beharrlichkeit verlangen sie als Lehrer der Mathematik, dass **der** *Drittheil* gesagt werde, wie *der Theil,* nicht **das** *Drittheil:* armer Luther, bei dem Maria dennoch *das* gute Theil erwählt hat; als Lehrer der Geographie *Erdtheil,* ja nicht *Welttheil*, ich weiss nicht, ob auch *Erdmeer* und *Erdgeschichte;* als Lehrer der Geschichte aber *'Araber,* nicht *Aráber.* So sticht der Pedant immer nur je eines heraus; eben derselbe sollte nun auch (aber er thut es nicht) von *Períoden* und *Épochen* und *Katástrophen* sprechen, *Troglódyten* und *Ichthyóphagen* und *Nómaden,* von *Teútonen* und *Hermúnduren* und *Gépiden* und *Vándalen,* von der Besiegung der *Bárbaren* an den *Thermópylen,* von den *Philósophen* des Alterthums und den *Philólogen* der neuern Zeit: denn überall hier gölte dasselbe Recht, als bei jenen einzigen *'Arabern.* Wir betonen eben dergleichen Worte nicht griechisch noch lateinisch, sondern französisch, damit nicht, der Eigenheit unserer Sprache zuwider, so volllautende Schlusssylben tonlos seien.

Es möchte noch hingehen, falls nur Grillen der Art beschränkt blieben auf die Person derer, die sie zuerst gehegt, und auf ihre Schule oder Schulklasse: schon die nächste Beförderung oder nach der Schule das Leben würde dem Knaben, dem Jünglinge das lächerliche Zwangskleid wieder abstreifen. Aber laienhaft, wie solche Einfälle sind, berücken sie durch Wahlverwandtschaft auch die übrigen Laien, die Laien entweder bloss im Sprachstudium oder in den Studien überhaupt, und setzen sich auch in deren Kopf so fest, dass ein Gelehrter, wenn ihm viel daran liegt, was von seinem Wissen die Ungelehrten halten, zuletzt mit den Wölfen heulen und auch *'Araber* betonen muss. Um nun noch durchgreifender so auf die Laien einzuwirken, braucht die Herrschsucht der Pedanterei, nicht unklug, aber doppelt widerwärtig, Zeitungen, die überall hin zu Tausenden verbreitet, Bücher, die von Haus zu Haus und von Geschlecht auf Geschlecht in aller Welt Händen sind. Wäre Jean Paul noch so der allgemeine Liebling wie vordem, die Grille, welcher er in der Gesammtausgabe seiner Werke, 60 Bände hindurch, nachgegangen ist, die Weglassung des Bindelautes *s* in Zusammensetzungen, so dass er sich selbst auch *Legationrath* nannte, diese misslautige Grille würde zahlreicher, als nun geschehen, Nachfolger ge-

funden haben: den Grillen der Allgemeinen Zeitung fehlt es an Nachfolge nicht, ihrem unpasslichen *unbäszlich,* ihrem *St. Gallener* statt *St. Galler,* ihrem *Thüringensch,* ihrem *Züricher sch,* ihrem *Sindflut.* Allerdings hat noch Luther Sindfluth gesagt, und das Wort hat ursprünglich mit *Sünde* nichts zu thun, sondern ist der Ausdruck für jegliche Ueberschwemmung: aber einem Triebe folgend, der vielfach in ihr thätig ist, hat sich die neuere Sprache das unverständlich gewordene alte Wort frisch umgedeutet und gewiss nicht unangemessen umgebildet. Wer dennoch auf *Sindflut* zurück will, der sage nur auch z. B. wieder *Beispell* statt *Beispiel* und *eräugnen* statt *ereignen, Gefügel* statt *Geflügel, Freithof* statt *Friedhof.*

Ist nun aber die gelehrte Pedanterei in allen Fächern der Gelehrsamkeit zu Hause? Mengt sie mit ihren Halbheiten, ihren Willkürlichkeiten, ihrer Langenweile sich gleichmässig in alle Wissenschaften?

Ich glaube, nein. Die mit den Wissenschaften, welche man exacte nennt, sich beschäftigen, der Mathematiker, der Naturforscher, man wird sie, so lange sie innerhalb dieser ihrer Fächer bleiben, vielleicht trocken, vielleicht unwissenschaftlich, als Lehrer vielleicht tyrannisch finden: aber Pedanten wird man sie da schwerlich heissen. Sondern das Reich der Pedanterei erstreckt sich, wie schon aus all den Beispielen, welche bisher gegeben worden, erhellt, lediglich über jene Gebiete des Wissens, wo es sich um Kräfte und Wirkungen, die nicht so dem Maass und der Wage und der Berechnung unterliegen, wo es um die niemals voll zu ergründenden Offenbarungen des göttlichen Geistes in dem Denken und dem Thun der Menschen, wo es sich um Dinge handelt, die stets noch in der Entwickelung, im Wachsthum und Fortschritt begriffen sind: es erstreckt sich über das Gebiet der Geschichte und namentlich das der Sprachwissenschaft. Denn hier ist, um das Einzelne zu verstehen, nothwendiger als sonst auch ein Verständniss des Ganzen erforderlich: wie schwer aber ist letzteres zu gewinnen, wie gross daher und zugleich wie schädlich die Verlockung, bloss an Einzelheiten sich zu heften! Weil die Sprache ein Bewegtes ist, so meint der erste der beste, welcher spricht, auch als bewusste Kraft dabei mitzuwirken, hier hemmen, dort vorwärts treiben zu können: ihm entgeht, dass jene Bewegung nur ein grosser, noch unabgeschlossener Natur-

process ist, dem er und jeder Einzelne ohne bewusstes Dazuthun mitfolgt. Ueber wie viele oder wie wenige Stufen hin eine Sprache, wie mannigfach oder wie ärmlich eine Litteratur sich entwickelt hat, sie hat eben immer sich, sie selbst hat sich entwickelt; sie ist geworden und wird, Niemand hat sie gemacht, noch macht sie Jemand. Der Gelehrte kann auch hier nur forschen, nicht schaffen: die wahre Wissenschaft ist auch hier nur eine exacte, die beobachtet und die Gesetze sucht. Aber der Pedant will von sich aus Regeln geben.

Wenn so die Pedanterei sich vornehmlich in der gelehrten Betrachtung und Behandlung der Sprache zeigt, so ist damit die Frage, seit wann es Pedanten gebe, eigentlich schon beantwortet.

Dem Alterthume, so lange es noch in der vollen frischen Blüte stand, und in gleicher Weise dem Mittelalter, war als ein allgemeiner herrschendes Uebel die Pedanterei noch fremd. Erst da es an beiden Orten zur Neige gieng, da die eigene Sprache ein Gegenstand der Grammatik, die eigene Kunst der sprachlichen Darstellung ein Gegenstand der Rhetorik, und Grammatik und Rhetorik ein Gegenstand des Unterrichtes wurden, da erst gab es auch in Griechenland und Rom Pedanten, Pedanten der Accentlehre, Pedanten der Orthographie, da ward der Edda des Nordens die Skalda mit ihren Regeln und Musterbeispielen des Dichtens nachgeschickt, da machten die deutschen Meistersänger ihre Gedichte nach den Verboten und Strafansätzen der Tabulatur.

In vollstem Strome aber und so, dass es lang und breit noch bis auf uns fortflutet, ist die Pedanterei erst an der Grenzscheide des Mittelalters und der neueren Zeit hervorgebrochen, damals, als plötzlich die ganze fremde Welt des classischen Alterthums an die späten Nachkommen herantrat, als die neue Wissenschaft der Philologie erstand und sie die erste und die Grundlage aller andern Wissenschaften ward, als sich auf ihr die Schule, die Litteratur, alles Leben der Gebildeten neu erbaute. Erst mit dem Humanismus ist als ein trüber Schatten, den er warf, die rechte nachhaltige Pedanterei in die Welt gekommen, und hat alsogleich auch sie die Schule, die Litteratur, das Leben der Gebildeten überschattet.

Aber wie, soll das unterschiedlos von all den Völkern

gesagt sein, in deren Boden der Humanismus seine frühesten Wurzeln geschlagen hat? Auch von denen, aus deren Mitte Manutius und Sigonius und die Scaliger, Muretus und Casaubonus und die Stephanus hervorgegangen? Auch von den Italiänern, unter denen gerade nun ein Maler wie Raphael, ein Dichter wie Ariost, Geschichtschreiber wie Macchiavelli und Guicciardini sich erheben sollten? Auch von den Franzosen, durch welche die antike Baukunst nun zu einer glänzenden Wiedergeburt gedieh? Nein, von ihnen nicht so: ihnen, die mit dem Alterthume noch mannigfach und eng zusammenhingen durch Verwandtschaft des Blutes, durch Gemeinsamkeit des Bodens, durch eine nie ganz unterbrochene Ueberlieferung in Sprache und Litteratur und Kunst, ihnen war dessen volle Erneuerung nichts so Fremdes und Ueberwältigendes: damit ist ihnen auch nicht mit dem Humanismus zugleich als ein Uebel, das sie alle beschlich und wie nothwendig mit dazu gehörte, die Pedanterei gekommen, nicht mit der Sonne zugleich der verfinsternde Trabant. Zwar ist das Wort *pedante* selbst zuerst von den Italiänern gebraucht worden, aber, was bezeichnend genug ist, eben nur als Name eines Schullehrers, nicht eines Pedanten. So hat denn auch bei ihnen und den Franzosen niemals die eigene Sprache so als Gegenstand einer unausgesetzten pedantischen Misshandlung dienen müssen, wie bei uns Deutschen.

Nicht Italien, nicht Frankreich, es ist Deutschland, in welchem damals das böse Unkraut so geil aufgeschossen ist, um endlos fortzuwuchern. In seinen Anfängen noch, wo Namen wie Rudolf Agricola und Erasmus ihn vertraten, war auch hier der Humanismus voller Grösse und Freiheit; alsbald aber sank er hinab in Beengung und alle Kleinlichkeiten, und wie sodann für manches Menschenalter die Pedanterei eine liebevoll bewahrte Mitgift des gesammten deutschen Geisteslebens und eine beständige Verderbniss desselben gewesen sei, das lehrt den Geschichtsforscher jeder Blick, den er auf die Litteratur und die Kunst, auf Schule und Kirche und Staat wirft.

Der Zank um die Abweichungen des evangelischen Bekenntnisses, der von vorne herein die Kirchenbesserung lähmte, die Weitläuftigkeiten von Speier und Wetzlar und von Regensburg, an denen Recht und Reich in Langerweile dahinstarben, sie waren doch nur das Werk jener Pedanterei, welche die Form und die

Formel für das Wesen und die Grillen des Einzelnen je für die Hauptsache hält, derselben Pedanterei, die auch während des sechzehnten Jahrhunderts schon in das Studium der Classiker jene Kritik des subjectiven Dafürhaltens und die Gewohnheit gebracht hat, auch den grössten Autor nur als einen Anlass zum Notenmachen zu behandeln. Und wie hat von eben diesem Jahrhundert an die deutsche Litteratur selbst unter der Ueberlast geseufzt, die mit solchen Eitelkeiten und Nichtigkeiten auch auf sie gelegt war! Hat doch ein Dichtergeschlecht nach dem andern gar nie mehr ehrlich und gerade heraus von Liebe und Wein und Krieg, sondern, damit das Stückchen Gelehrsamkeit auch hier nicht fehle, nur noch von Cypria und Lyaeus und Bellona u. s. w. singen dürfen, und nicht genug, dass allgemach die ganze Geschichtschreibung zu Grunde ging, weil um das Gerüst von Namen und Zahlen, das eine pedantisch-kleinliche Pragmatik aufgezimmert hatte, die pedantische Gelehrtthuerei immer noch ein zweites Gerüst aus bequem zusammengelesenen Beweisstellen glaubte aufzimmern zu müssen: nicht genug an dieser Unart, selbst wo man seine eigenen Gedanken vortrug, erschien es als Pflicht und Schmuck, dass jedem derselben durch ein Citat erst die rechte Bekräftigung gegeben würde. Belachen wir das nicht, als wäre es eine abgethane Lächerlichkeit: auch Manchem wohl unter uns sind zahlreich angeführte Belegstellen das hauptsächlichste Mittel, wodurch er den wissenschaftlichen Werth einer eignen Arbeit zu sichern wähnt, und das Hauptmerkmal, nach welchem er bei einer fremden Arbeit den wissenschaftlichen Werth ermisst; der Graf von Platen hat sogar eins seiner Dramen, die Liga von Cambray, mit geschichtsgelehrten Anmerkungen begleitet, ungewiss, ob bei der Aufführung dieselben vielleicht von einem Chore zu singen seien. Nun gar die deutsche Sprache! Kein Volk auf Erden hat schon so viel und so durch einander an der seinigen gepfuscht als wir, von dem halblateinischen Deutsch der Schulen und der Canzleien bereits des sechzehnten Jahrhunderts an, durch den nicht minder sinn- und geschmacklosen Purismus des siebzehnten und wieder des achtzehnten und wieder des neunzehnten und durch allerlei immer neue Kunststücke der Orthographie hindurch bis auf uns, wo, um die Buntheit zu vollenden und doch wieder nur ein Halbes zu thun, griechische Namen und Worte nicht mehr mit

lateinischen, sondern mit griechischen Lauten, aber doch mit lateinischen Accenten aufgefasst werden, *Aischylos* und *Peisandros* und *Chaironeia*, wo zwar von Obrigkeits wegen festgesetzt ist, wie *Bayern* und *Württemberg* zu schreiben seien, nämlich *Bayern* mit *ay* und *Württemberg* sehr schön mit einem doppelten *t*, wo aber in Betreff des Hauptnamens selbst, des Wortes *deutsch*, noch dieser und jener seine wichtig abweichende Meinung hat und lieber *teutsch* sagt. Schauen wir bis in das erste Jahrhundert unserer neueren Zeit zurück und von da hinab bis in das letzte Jahrzehend, hier lebhafter, dort schwächer, niemals aber gänzlich ruhend, nichts als Kämpfe der Pedanterei gegen Vernunft und Verstand und Kämpfe der Pedanterei gegen die Pedanterei. Pedanterei, wenn unsere *Hölderlin* und *Köpflin* und *Hausschein* und *Kürsner* und *Herbster* sich *Sambucellus* und *Capito* und *Oecolampadius* und *Pellicanus* und *Oporinus* nannten, nicht minder jedoch, wenn um ein Jahrhundert später Philipp von Zesen *Mars* und *Venus* und *Pallas* und *Diana* in *Heldreich* und *Lustinne* und *Kluginne* und *Jagtinne* u. s. f. verdeutschte; Pedanterei, wenn Jemand, der sonst vielleicht kein Wort Englisch noch Spanisch recht auszusprechen vermag, sich gleichwohl mit *Niuyork* und *Mechico* brüstet, nicht minder jedoch, wenn die Allgemeine Zeitung *Nancy* gegen *Nanzig* und Leo, als ob er noch im Mittelalter lebte, *Mantua* und *Pavia* gegen *Mantau* und *Pavei*, *Verona* gegen *Dietrichsbern* und *Lyon* gegen *Wälsch-Leiden* vertauscht; Pedanterei die unter allen Völkern allein uns Deutsche mit den grossen Anfangsbuchstaben der Substantiva behelligt und die in dem wittenberger Bibeldrucke von 1545 gar noch den Unterschied zwischen deutschen und lateinischen Anfangsbuchstaben getroffen hat, dass mit jenen ein guter, mit diesen ein böser Sinn bezeichnet, *Gnade* z. B. mit grossem deutschem *G*, *Zorn* mit grossem lateinischem *Z* gedruckt ward; nicht minder jedoch Pedanterei, wenn jetzt, wo der orthographische oder gar nur kalligraphische Gebrauch einmal seine 300 Jahre besteht, er wiederum mit viel Aufhebens soll abgeschafft werden; Pedanterei, wenn bis vor wenigen Jahrzehenden die Herausgeber kirchlicher Gesangbücher jeden nur einigermassen alterthümlichen Ausdruck meinten modernisiren zu müssen, nicht minder jedoch, wenn nun Andere aus den Gesangbüchern Antiquitätensammlungen machen möchten; Pedanterei genug in den Schulen vor

Basedow, nicht minder jedoch, nur anders, nur kindischer angethan bei Basedow selbst und noch bei manchem pädagogischen Steckenpferdritter späterer und noch unserer Tage.

So die Deutschen; und falls in solchen Dingen noch ein anderes Volk ihnen gleichkommen oder gar sie noch übertreffen mag, dann nur ein Volk ihrer Nachbarschaft und nächsten Verwandtschaft, die Holländer. Allerdings hat auch hier (und wer wüsste davon nicht?) die Pedanterei alle Verhältnisse des Lebens und alle Lebensthätigkeit tief durchdrungen. Nirgend hat je in so reicher Blüte als bei den Holländern die philologische Notengelehrsamkeit gestanden; aus holländischem Boden ist die peinliche Kunst der Genremalerei (jenen Gherard Dow konnte die Vollendung eines Besenstieles drei Tage lang beschäftigen), aus ihm die pedantische Verklärung des Genrebildes, das Stillleben, erwachsen, das mit täuschender Treue der Nachahmung Hausgeräth und Küchengeschirr vor Augen stellt; in Holland auch ist die grosse Angelegenheit der Orthographie wiederholendlich theils durch Erlasse der Regierung, theils durch Gelehrtencongresse geregelt worden.

Wie aber kommt es, dass die Pedanterei mit ihrem Halbwissen und Wissensdünkel, mit ihrer anmasslichen Aufdringlichkeit, mit ihren Einfällen, die oft nur wie schlechte Spässe aussehen, mit all diesen Widerwärtigkeiten oder Lächerlichkeiten ihre Heimath gerade unter den Holländern, den Deutschen hat, denselben Deutschen, die man gewohnt ist um ihres Ernstes, ihrer Gründlichkeit, ihrer Gewissenhaftigkeit willen zu rühmen und manchem andern Volke deshalb vorzuziehen? Wohl, eben diese Tugenden sind es, aus denen durch Misswachs solch eine Untugend, wenn man das starke Wort gebrauchen darf, hervorgeht und hervorgegangen ist, aus denen durch eine schiefe, halbe, krankhafte Anwendung auf Dinge des geistigen Lebens die Pedanterei geworden ist und wird. Sie haben aber so misswachsen, und es hat das ungesunde Wachsthum für so lange hinaus sich fest verhärten können, weil zu der Zeit, da Deutschland das Erbe der Wissenschaft und Kunst des Alterthums antrat, die Zustände des Staats und der Gesellschaft eine freiere, grössere, höhere Verwerthung unmöglich machten, weil es mehr als damals irgend ein anderes Land, weil es seit dem vierzehnten Jahrhundert schon politisch und sittlich und litterarisch so tief

gesunken und in sich selbst zerbröckelt war, dass es in das sechzehnte und in manches dem noch folgende Menschenalter nicht mehr Kraft genug mitbrachte, um ein Ganzes zu erfassen und an dem Grossen wieder gross zu werden, sondern nur noch die Befähigung, das Grosse kleinlich zu behandeln, und eine Geistesarmuth, die bloss von den Aeusserlichkeiten der Form noch berührt ward. Bentley, wäre er ein Deutscher oder ein Niederländer gewesen, kaum ist zu zweifeln, dass seine Gelehrsamkeit und sein Scharfsinn auf den tiefer liegenden Stufen wären stehen geblieben, auf denen damit sein Gegner Peter Burmann weilte: die freiere Luft, das grössere Leben Englands hat ihm selbst auch die Grösse und Freiheit des Genius verliehen.

Dieser verwandtschaftliche Zusammenhang zwischen den Tugenden der Gewissenhaftigkeit und des strengen Ernstes und den Verirrungen der Pedanterei giebt oft genug zu Missbrauch und Missdeutung Anlass. Wie Mancher lehnt unter dem Vorwand, nur Pedantereien abzulehnen, bei einer theoretischen Wissenschaft die Begründung durch Geschichte von sich ab, die der Gewissenhaftigkeit Bedürfniss wäre, und baut, unpedantisch allerdings, ob aber auch mit wohlthuendem Gefühl einer ganz erfüllten Pflicht? seine Sätze schimmernd in die Luft hinaus! Wie Mancher auch, dessen Geist für den Geist verschlossen ist, und der nur Auge für die Dinge, nur Sinn für das Handgreifliche hat und Nutzen nur von dem unmittelbar Nützlichen erwartet, dem es deshalb unbegreiflich bleibt, wozu die Geschichte des Alterthums und des Mittelalters treiben, da Griechenland und Rom und die Heerstrassen der Kreuzfahrer ja ausserhalb unseres Gewerbs- und Handelsverkehrs liegen, wozu eine Sprache auf ihre Gesetze hin erforschen, da mit Geläufigkeit sie zu sprechen die Hauptsache sei, wie Mancher, der in solcher Art selbst geistig beschränkt ist, nennt es darum frischweg eine Pedanterei, wenn dennoch jene Geschichts- und Sprachforschung Männern ein mit Ernst, Jünglingen ein mit Eifer verfolgter Gegenstand ihrer Studien ist! Noch ärger aber ist der Missbrauch, wenn man den Scheltnamen der Pedanterei gradans auf das sittliche Verhalten selbst überträgt und, um die eigene oder fremde Sittenlosigkeit zu rechtfertigen, von einer pedantischen Moral spricht. Es wäre kein gutes Wort, wenn ein Beamter die Verletzungen seiner Amtspflicht durch Unordnung oder gar durch Untreue, wenn ein

Arzt seine mit dem Leben der Kranken spielenden Versäumnisse damit beschönigen wollte, dass er eben kein Pedant sei, und so ist es auch kein gutes Wort gewesen, als die Beschwerde eines Deputirten, wie häufig auf den französischen Eisenbahnen Unglücksfälle vorkämen und wie selten doch auf den deutschen, von dem Minister Guizot damit abgefertigt ward, die Franzosen seien eben nicht solche Pedanten wie die Deutschen. Es ist das freilich wahr, und insbesondere pflegen auch ihre Sprach- und Geschichtsgelehrten und Lehrer keine Pedanten zu sein, aber wie oft nur deshalb, weil ihnen zugleich der gute sittliche Grund der Pedanterei, der Ernst, die Gründlichkeit, die Gewissenhaftigkeit, abgeht!

Und nun ein Wort zu euch, meine jungen Freunde! Habt nicht auch ihr schon einen Lehrer, der es genau mit euch und genau mit der Sache nahm, einen Pedanten geheissen? Habt ihr nicht auch schon das cursorische Lesen zwar noch erträglich, das statarische aber pedantisch gefunden? und eine Pedanterei, wenn ihr angehalten wurdet, von den Spracheigenheiten eines Schriftstellers euch ein Bild zusammenzutragen und in Aufsätzen hübsch Acht zu haben auf Logik und Grammatik? Und vielleicht habt auch ihr nur deshalb so geurtheilt, weil ihr merket oder meint, dass all diese Einzelheiten selbst und unmittelbar späterhin nicht mehr in eben solchen Betracht kommen. Das heisst, ihr seid der Ansicht, weil im Ernst des Kampfes nicht so genau auf Zollsbreite geschwenkt und von Allen gleichmässig Tempo für Tempo das Gewehr kann geladen werden, so sei das Exercieren den Recruten unnütz und lediglich eine Pedanterei. Allerdings, was ihr jetzo lernt, ihr lernt es alles für eine spätere Freiheit: aber eben deswegen dürft ihr nicht mit dem beginnen, was ihr jetzt schon Freiheit nennen würdet. Auch das Volk Gottes ist durch das Gesetz für die Freiheit erzogen worden.

Also sehet euch vor, dass ihr nicht den unnachgiebig pflichtgetreuen Ernst, womit euch ein Lehrer in der Ausübung seines Berufs entgegentritt, und nicht die Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit in Allem, die er hinwiederum von euch verlangt, vorurtheilsvoll und um eurer Bequemlichkeit willen nur als Pedanterei verurtheilet. Sehet aber, wenn euch euer Streben ein ernstes ist, wenn ihr euch des Fleisses und des Gewinnes

von eurem Fleisse freut, sehet euch selbst auch vor, dass ihr nicht zu Pedanten werdet. Ein pedantisches Kind mag man noch mit Lächeln betrachten: ein pedantischer Jüngling aber ist nur widerwärtig: er setzt schon Frucht an, da er noch blühen sollte, und die Frucht ist verschrumpft und verkrüppelt schon vor der Zeit ihrer Reife.

Erwerbet euch also mit all der sittlichen Freudigkeit, deren die Jugend so beneidenswerth noch fähig ist, erwerbet und sichert euch den Besitz jener Tugenden, der Zierde eures deutschen Geblütes: zugleich aber, damit sie nicht auch euch auswachsen in Pedanterei, haltet von eurem Geistesleben fern die Engbrüstigkeit und die Kurzsichtigkeit; übt an den Alten, die mit glänzenden Mustern täglich vor euch stehn, euren Blick für das Hohe und Grosse, euren Athem für das weit und frei Bewegte; ergänzt, was euch die Schule nicht bieten kann, noch durch eigenen Fleiss und bereichert euer Wissen und eure Empfänglichkeit nach immer neuen Seiten hin! Tretet an jegliche Wissenschaft ohne Eigendünkel, tretet an sie nur mit der Begier des Forschens heran und stets mit Ehrfurcht, wie vor ein Wunder, das nicht auszuforschen ist: dann wird die Treue auch im Kleinen, die Gründlichkeit in jedem Einzelnen euch der Weg zu dem Ganzen, dann wird auch die unvollständige Kenntniss keine Halbwisserei und die Vielseitigkeit des Wissens keine Vielwisserei sein. Seid Jünglinge jetzt und suchet euch die Jugendlichkeit, das kindliche Gemüth mit der Kraft des Mannes, auch hinüber in das spätere Alter noch zu retten: dann seid ihr jetzt in den Jahren der Blüte bewahrt vor der pedantischen Altklugheit und einst in reiferen auch vor den Kindereien der Pedanten.

Und wahrlich, euch davor zu hüten ist euch leichter gemacht als Tausenden eurer Altersgenossen, die unter anderen, engeren Staatsformen erwachsen, deren eigene freiere Entwickelung vielleicht schon durch die Pedantereien eines überall hin verzweigten Schreiberregimentes beeinträchtigt ist, ist euch jetzt leichter, als es uns Aelteren gewesen, wie es uns schon leichter gewesen ist als unseren Vätern. Denn bereits ein Jahrhundert entlang von Geschlecht zu Geschlecht hat unsere Lebensluft immer mehr jenen bösen Dunst ausgesondert. Wie gereinigter ist die Alterthumswissenschaft seit Friedr. Aug. Wolf

und wiederum durch Jac. Grimm, die Geschichtschreibung seit Joh. v. Müller und nun bei Ranke, die deutsche Litteratur überhaupt seit Lessing und Herder und Goethe und Schiller! Darum, wenn gleichwohl noch in der Dämmerung des halben Wissens hie und da ein Irrlicht kleiner Pedantereien selbstgefällig tanzt, so soll euch diese Neckerei nur vor den Gefahren eines verdorbenen Bodens warnen, aber irre leiten darf sie euch füglich nicht mehr.

Anhang.

Lebensskizze, Characteristik und Schriftenverzeichniss W. Wackernagels.

(Aus Höpfner und Zachers Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 2, S. 330—342. Mit einigen Nachträgen.)

Karl Heinrich Wilhelm Wackernagel wurde geboren zu Berlin den 23. April 1806; sein Vater, zu Ende des vorigen Jahrhunderts aus Thüringen nach Berlin gezogen, war Buchdrucker in der Ungerschen Druckerei. Die Aeltern starben früh und hinterliessen den Kindern keine Glücksgüter, so dass die Jugendzeit zumal dieses jüngsten Sohnes eine harte war. Es fehlte ihm zwar nicht die aufopfernde Liebe zweier ältern Schwestern und des Gatten der einen, auch Nachhülfe durch seinen ältern Bruder Philipp und dessen Gattin, dann nahmen auch ferner stehende Gönner sich der verwaisten Jünglinge thätig an: dennoch hat er seine Jugendzeit unter Entbehrungen hingebracht, wie sie auch unter den mittellosen selten sich finden mögen. Der begabte Jüngling zeigte ein zwiefaches hervorragendes Talent, für Zeichenkunst und Sprachenkunde; er versuchte eine Zeit lang beides zu vereinigen, aber der treue Rath eines vorzüglichen Künstlers — Schadows, wenn wir nicht irren — wies ihn an, sich nur einem ungetheilt hinzugeben, und die Sprachforschung trug über die Kunst den Sieg davon, so wenig ihn der Sinn für diese und ihre tiefeingehende Kenntniss durch sein ganzes Leben verlassen haben.

Dem Studium der Sprache, und zwar dem seit kurzem erst aufgeblühten der deutschen Sprache, gab sich nun Wackernagel mit einem eisernen Fleisse hin, der ihn schon in der Jugend das doppelte Ziel einer umfassenden Kenntniss des ganzen Sprachgebietes nach Zeit und Raum, und einer eindringenden Vertrautheit mit den einzelnen Erscheinungen und ihren Gründen erstreben, ja in derselben Jugend schon in einem seltenen Grade erreichen liess. Die Studienjahre verbrachte er auf dem Gymnasium des grauen Klosters, dann, von 1824 bis 1827, an der Universität zu Berlin. Sein hauptsächlichster Lehrer war Lachmann, dem er so bald ebenbürtig an die Seite trat, dem er mit treuer Liebe anhieng, und dessen Grösse er,

bei mehrfachem Widerspruch gegen einzelnes, stets laut anerkannte, zumal als nach dessen Tode sich Stimmen ungescheut erhoben, die sich gegen den gefürchteten Lebenden nicht hervorgewagt hatten.

Von 1828 bis 1833 lebte Wackernagel, Anfangs in Breslau, dann wieder in Berlin, als privatisierender Gelehrter, seine Sprachstudien in immer grossartigerer Weise erweiternd und vertiefend. Schon die ersten Veröffentlichungen des Jahres 1827, die Spiritalia theotisca und das Wessobrunner Gebet, erregten die Aufmerksamkeit der Sachkundigen in ungewohntem Grade, und stellten ihn unter die Autoritäten seines Faches, auch die Geschichte des Deutschen Hexameters und Pentameters vom Jahre 1831 mit ihrer reichen und saubern Ausführung zeigte, wie sein Wissen, so seine Kunst der Darstellung in hellem Lichte. Gleichwohl eröffnete sich ihm keine Lehrthätigkeit, bis im Jahre 1833 Basel, das schon mehreren Grössen des Auslandes — wir erinnern nur an De Wette — eine Stätte geboten, und wo Freunde aus den Universitätsjahren ihn kannten und liebten, ihn an seine Hochschule berief. Freudig trat er in den neuen Wirkungskreis, der zwar keineswegs ein glänzender noch müheloser war. Die Mitglieder der philosophischen Facultät waren zugleich Lehrer an dem Pädagogium (Gymnasium) von Basel, und so hatte Wackernagel neben seinen germanistischen und ästhetischen Vorlesungen auch den deutschen Unterricht in drei Schulklassen zu ertheilen. Aber hier trat nun seine Liebe zur Jugend und seine Begabung für Unterricht und Bildung derselben in der ansprechendsten und wirksamsten Weise hervor. Ernst in seinen Forderungen an die Schüler wie an sich selbst, streng gegen Unfleiss oder Ueberhebung oder gar Unsitte, war er von seinen Schülern zugleich geliebt und im guten Sinne gefürchtet; die Schwächern aber Pflichttreuen leitete er freundlich, den Begabten und Strebsamen war er ein liebevoller und begeisternder Führer. Es war ihm nicht zu gering noch zu lästig, wöchentlich die Stilübungen der Schüler genau zu prüfen und zu bessern; wo er Lust und Geschick zu eigner Production fand, da trat er ermunternd, belehrend, begeisternd hinzu. So hat sich eine kleine Dichterschule um ihn gebildet, und aus den Schülern ist ein reicher Kreis dankbarer und liebender Freunde um ihn emporgewachsen. Seine lebensvollen, von Begeisterung getragenen akademischen Vorträge aber, die gleich Anfangs auch von ältern Collegen besucht wurden, gaben dem gründlichen Studium reichen und gewählten Stoff, und zugleich einer allgemeinen Bildung edle und wirksame Nahrung. Aus seiner akademischen Stellung giengen dann vom Antritt seines Lehramtes bis in seine letzten Jahre eine Reihe von Programmen hervor, die in immer reicherer Gestaltung für Litteratur, Geschichte, Alterthümer und namentlich immer mehr für Sprachforschung in Verbindung mit Culturgeschichte, Fundgruben des Wissens eröffneten und eine unerschöpfte Fülle anziehender und belehrender Anschauungen darboten.

Es lag in diesen Einzelarbeiten, für die er so zu sagen aus allen Reichen der Natur und des Geistes den Stoff zu gewinnen wusste, ein besonderer Reiz für ihn, der es oft die Freunde, bei allem belehrenden Genusse, bedauern liess, dass er nicht zu grösseren Werken gelangte, die ihm vorschwebten und die er wie kaum ein anderer auszuführen geeignet gewesen

wäre. Doch hat er ein Hauptwerk geschaffen, sein Deutsches Lesebuch, dessen ältern Theil wie die Dichtung des spätern, er auch mehrfach überarbeitete. Die Vorzüge dieses Werkes bedürfen für keinen, der es auch nur flüchtig kennt, einer Entwicklung: ebenbürtig tritt ihm die Geschichte der Deutschen Litteratur zur Seite, die aber leider durch ungünstige Umstände niemals zur vollen Oeffentlichkeit gelangt und nicht vollendet herausgekommen ist (doch ist Hoffnung, dass diese Vollendung aus dem Nachlasse hergestellt werde). Wir glauben nicht zu irren, wenn wir auf Grund dieser Werke und aus vielfacher mündlicher Besprechung behaupten, dass kaum ein anderer das Gebiet unserer Litteratur in solcher gründlicher und eindringender Weise von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart beherrscht, verstanden und geschätzt habe. Nicht minder zeugen dafür die kleinern biographischen Darstellungen aus seiner Feder: auch durch kritische Ausgaben — Schwabenspiegel, Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue — hat er bedeutendes auf diesem Gebiete geleistet, und wieder in anderer Richtung durch die „Altfranzösischen Lieder und Leiche." Kaum minder verdanken ihm die Germanischen Alterthümer, die er in grössern Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften darstellte. Auch die Rechts- und Kunstgeschichte, so wie die Aesthetik sind nicht ohne Bereicherung in seinen Arbeiten geblieben. Die Masse endlich seiner kleinern Beiträge in Haupts Zeitschrift und anderswo umschlingt wie ein reiches Rankenwerk diese tiefen und ernsten Leistungen. — Diesen Leistungen entsprach denn auch der wachsende Ruf und die wohl ungetheilte Anerkennung des Mannes. Auch die äusseren Ehren fehlten nicht: wir erinnern nur an seine Wahl in die von König Max von Baiern gestiftete historische Commission, und wie er nach dem Tode von Jacob Grimm mit schmerzlicher Freude den Preussischen Verdienstorden empfieng, den dieser getragen.

Aber im Gelehrten war bei Wackernagel der Mensch längst nicht aufgegangen. Nicht nur galt all sein Studium nicht todtem Wissen, sondern der Kräftigung des geistigen und sittlichen Lebens: sondern in alle Lebensgebiete trat er mit der vollen Kraft seines starken und reichen Gemüthes ein. Vor allem war es das Deutsche Vaterland, dem seines Herzens tiefstes Leben angehörte, dessen Stärke und Einigkeit das Ziel seiner Wünsche war, wo er sie gefährdet und unterdrückt sah sein bitterstes Leid, wo er sie siegreich sah und hoffte seine reichste Freude. Seinen höchsten Wunsch, die Einigung des gesammten Deutschlands in eine Weltmacht, hat er nicht erlebt; aber die Hoffnung auf dieses Ziel, die er nach noch so schmerzlichen Erfahrungen immer neu sich erbaute, hat ihn bis zum Tode nicht verlassen.

Und wiederum erfasste er seine neue Heimath mit aller Kraft und Hingebung des treusten Bürgers. Nicht nur für Wissenschaft und Kunst, beide in Basel von jeher wohl gepflegt, wirkte er unermüdlich, im Senat der Universität, in den verschiedenen Schul-Aufsichtsbehörden, als thätiger Theilnehmer an der „Historischen Gesellschaft," als hervorragendes Mitglied des Vorstandes der Kunstsammlung, und ganz besonders durch Anlegung, Eröffnung, Anordnung, Erläuterung der „mittelalterlichen Sammlung," die ganz eigentlich sein Liebling und das Kind seiner Sorgen und Freuden war.

Nicht minder lebte er mit ganzer Seele als Bürger des im Umfange — seit der Theilung von 1833 — kaum über die Stadt Basel hinaus reichenden, geistig aber in der Eidgenossenschaft bedeutenden Freistaates, der ihn in seine Mitte aufgenommen hatte. So von Anfang seines Aufenthaltes in Basel, sodann noch in erhöhtem Masse, als ihm 1837 das Ehrenbürgerrecht geschenkt worden war. Zuerst mehr nur in gemeinnützigen Bestrebungen, der Förderung von Jugendbildung, geistiger und körperlicher, von Handwerksschulen, Lesesälen und ähnlichen Leistungen bethätigt, bewegte sich diese Bürgertreue immer mehr auch im politischen Leben, bis er im Jahre 1856 auch in die gesetzgebende Behörde (den grossen Rath) seines Kantons eintrat. Aber auch die Kämpfe eines treuen Bürgers sind von ihm nicht ungekämpft geblieben. Zugleich mit dem Sinne für geschichtliches Recht wie mit dem Streben nach Freiheit erfüllt, trat er öfter nach rechts oder links dem Zuge des Tages in den Weg: wie er die Umgestaltung der Schweiz im Jahre 1847 mit Befriedigung begrüsst hatte und dem neuen Bunde aufrichtig zugethan war, so galt ihm geistlose Gleichmacherei und ordnungslose Massenherrschaft für verderblich. Auch das lange Zeit fast ausschliesslich conservative Basel musste die Zeitelemente an sich heran und in sich hereinkommen sehen. Wackernagels echter Liberalismus erschien den Vordringenden nicht ausreichend, und schliesslich gelang es seinen Gegnern, bei der periodischen Erneuerung der Behörde seine Nichtwiederwahl zu erwirken. Der Schmerz, mit dem diese Erfahrung ihn erfüllte, zeigte aufs lebendigste, wie sein Basel ihm am Herzen lag und wie für dessen Bestes zu wirken seines Herzens Wunsch und Streben war. Aber nach der ersten Entmuthigung gab er die Liebe und die Sorge für dieses Basel keineswegs auf, wirkte vielmehr in allen Kreisen, die ihm offen standen, unermüdet fort und hatte denn auch im Jahre 1868 die Freude, wieder in dieselbe oberste Behörde des Kantons einzutreten, in der er zwar, von Krankheit hingehalten, nicht oft mehr persönlich wirken konnte, deren Verhandlungen er aber bis zum Tage des Todes mit lebendiger und eifriger Theilnahme verfolgte.

Auch das kirchliche Leben Basels ward durch Wackernagel gefördert. Frei, wie es ein Mann von seiner umfassenden Gelehrsamkeit nicht anders sein konnte, von aller exegetischen und dogmatischen Befangenheit, und dem engen und kleinlichen auf dem religiösen Gebiete abgeneigt, hatte er nicht minder das Bedürfniss nicht nur einer gläubigen Weltanschauung gegenüber einem todten philosophischen Schematismus oder gar einer materiellen Leugnung göttlicher Dinge, sondern auch einer regen Theilnahme am Leben der Kirche. Wie er selbst nicht nur ein regelmässiger Besucher der geistreichen Predigten mehrerer seiner Freunde, sondern auch ein freudiger Theilnehmer des Gottesdienstes der Gemeinde war, so unterstützte er mit Vorliebe kirchliche Bestrebungen; namentlich verdankt es das im Jahre 1854 herausgegebene neue Baslerische Gesangbuch hauptsächlich der fortgehenden und eindringenden Mitwirkung dieses litterarisch und ästhetisch so durchgebildeten Mannes, dass es zu dem Besten gerechnet werden muss, was die auf diesem Felde so reiche Thätigkeit der Neuzeit hervorgebracht hat.

Ganz besonders endlich machte sich Wackernagel um Basel verdient, indem er die an ihn ergangenen ehrenvollen Rufe der grössten Deutschen Universitäten, München, Berlin und Wien ablehnte, um dem stillen Wirkungskreise in seiner zweiten Heimath treu zu bleiben. Man konnte auch das im Interesse der Wissenschaft bedauern, aber man musste diese Anhänglichkeit hoch achten, und auch Basel durfte sich sagen, dass ein gleich heimathliches und befriedigendes Leben ihm doch keine Residenzstadt zu bieten vermocht hätte, wie er es hier bei aller Bescheidenheit seiner äussern Stellung genoss.

So war Wackernagel in den weitesten Kreisen seiner Heimath geachtet und beliebt, voraus aber war er der belebende und hochgehaltene Mittelpunkt eines reichen Freundeskreises, von ältern Männern bis zu einem viel jugendlicheren Geschlechte. Nicht dass er nur Freunde gehabt hätte: seiner hohen Sinnesart war alles Unedle, waren unredliche Wege oder unberechtigte Ansprüche zuwider, und in seiner energischen Weise — ohne die er nie solche Thatkraft entwickelt hätte — konnte er dem, was ihm so erschien, schroff, vielleicht hart entgegentreten, und damit schwache oder empfindliche Naturen verletzen. Aber mit Willen hat er sicher Niemandem Unrecht gethan, und wo es ohne seinen Willen geschehen, da war er in demselben hohen Sinne bereit zur offenen Zurücknahme und zur Versöhnung, ja wir wissen dass er nach solcher ernst gestrebt, auch wo er sich keines Unrechts bewusst war. Und so waren es eben mit wenigen Ausnahmen die Mitstrebenden und für des Lebens höhere Güter Begeisterten in der Nähe und Ferne, die sich der herzlichen Verbindung mit ihm freuten und rühmten. Wem aber das Glück zu Theil wurde, der nähern und nächsten Freundschaft dieses Mannes zu geniessen, dem war ein Reichthum von Liebe und Treue erschlossen, wie er nur je eines Lebens helle Tage verschönen und erheben, die Trüben erquicken und trösten konnte. Denn mit diesem mit den höchsten Zielen beschäftigten Geiste vereinigte sich ein Herz, das jeder zartesten Empfindung offen stand, und ein Sinn für das Gemütliche und Innige, dem das Geringste nicht zu gering war und das Kleinste nicht unbeachtet vorübergieng; ein Bedürfniss der Liebe, das die Hingebung und Anhänglichkeit auch des weit unter ihm Stehenden als ein werthvolles Gut in dankbar lebendigster Erwiderung entgegennahm.

Am reichsten bewährten sich diese Eigenschaften des Herzens, wie es nicht anders sein konnte, im Kreise seiner Familie. Wackernagel verehelichte sich im Jahre 1837 mit Louise Bluntschli von Zürich, der Schwester J. C. Bluntschlis, mit dem er wie mit den Basler Freunden auf der Universität zu Berlin in nahe Gemeinschaft getreten war. Begabt mit hoher Anmuth, zarter Innigkeit und zugleich starker Seele, schuf diese Gattin das Glück des bis dahin in seiner Einsamkeit oft düstern Mannes, trug mit ihm die nicht seltenen Entbehrungen seiner damals noch sehr beschränkten Lebensstellung, und erfüllte, auch von den ihrem Manne befreundeten Familien in ihrem hohen Werth erkannt, das stille Haus mit dem edelsten innerlichen Lebensgenusse. Sie hatte ihm vier Söhne und eine Tochter geboren — von denen die Tochter im zwölften Jahre, der jüngste Sohn in früher Jugend wieder gestorben — als im Herbst 1848 ein rascher Tod den

erst heranwachsenden Kindern und dem zärtlichen Gatten sie entriss. Sein Schmerz war nach der Gewalt seiner Empfindungen masslos, sein Geistesleben wie gebrochen, auch seine leibliche Gesundheit tief bedroht. Da sorgten die Freunde, dass eine Erholung fern von der Stätte seines Leides ihn wieder herstellen möchte; er trat im Frühjahr 1849 eine grössere Reise nach Südfrankreich, Spanien und Italien an, von der er dann, vielfach in seinem Wissen bereichert und körperlich und geistig gestärkt, im Herbst des Jahres zurückkehrte. Und derselbe Winter brachte ihm auch noch die volle Heilung seines Gemüthes, da eine edle Freundin der verstorbenen Gattin, Maria Sarasin von Basel, ihm die Hand bot, um des Vereinsamten neue Lebensgefährtin und die Mutter seiner verwaisten Kinder zu werden. Es wäre der noch Lebenden gegenüber unzart, die Eigenschaften des Geistes und Herzens zu schildern, durch welche diese zweite Gattin das neue Lebensglück ihres Mannes erbaute: jedoch die Hingabe ihres Herzens an das ganze Wesen und alles Thun des geliebten Gatten, die Mutterliebe und Muttertreue für seine Kinder, das volle Mittragen mehrfachen Leides, das Tod, Krankheiten und schwere Erfahrungen über das Haus brachten, die unermüdete Pflege und Sorge für den je mehr und mehr von Krankheit heimgesuchten Mann — das darf, wie es dieses Lebensglück immer tiefer befestigte, wohl auch heute schon genannt werden. Solche Liebe und Treue wurde aber auch reichlich belohnt durch die Zärtlichkeit des Gatten, der nicht nur sein ganzes Herz mit allen Freuden und Sorgen mit der Gattin theilte, sondern auch bis an sein Ende ihr Leben mit aller Anmuth zarter Aufmerksamkeit und dem Reichthum innigster Liebe umgab. Auch dieser zweiten Ehe entsprossten eine Tochter und drei Söhne, und es war ein herzerfreuender Anblick, diese Schar vom grössten zum kleinsten — nur der älteste Sohn weilte fern von der Heimath — um den zärtlichen, für das Gedeihen und die Erfreuung eines jeden bewegten Vaters versammelt zu sehen. Zugleich hatte diese Ehe Wackernageln auch in eine durch Geistes- und Gemüthsreichthum ausgezeichnete Familie geführt, deren Glieder ihm theilweise schon früher nahe standen, und deren heller Mittelpunkt er auch bald wurde, die Schwester und die Brüder seiner Gattin mit ihren Familien jedes in seiner Weise erfreuend und in seinen Bestrebungen unterstützend, und der Schwiegermutter, einer Frau von seltener Frische und Fülle des Verstandes und Herzens, ein aufs innigste liebender und geliebter Sohn. Wer ihn namentlich auf dem stillen Landsitze dieser Mutter in den grünen Wiesen- und Waldhöhen des Witwald, wo sie jedes Jahr eine der Familien ihrer Kinder um sich sammelte, gesehen, Bäume pflanzend, Wege bauend, Lauben rüstend, in Ernst und Scherz das Haus belebend, dem musste das Bild eines beglückten und beglückenden Menschen unvergesslich bleiben.

Noch eines darf eine Schilderung Wackernagels nicht übergehen, seine dichterische Thätigkeit. Seinem tiefen Gemüthe war diese Gabe der Dichtung, die den Fluss der Erscheinungen und Empfindungen in lebendigen Gestalten festhält, in reichem Masse verliehen. Schon 1828 gab er ein Büchlein „Gedichte eines fahrenden Schülers“ heraus, in welchem, neben kunstreichen und ergreifenden Nachbildungen altdeutscher Stoffe und Formen

und jugendlichem Scherz um die Tageslitteratur, sich schon die Klänge der zartesten, meist dunkel gefärbten, Seelenstimmungen erheben. In diesem Sinne gab er sich immer reicher und tiefer in einer Reihe lyrischer Gedichte kund, die zumeist in den mit Hagenbach und Fröhlich von ihm herausgegebenen „Alpenrosen" der dreissiger Jahre und mehrern „Weihnachtsgaben" erschienen: die schönsten und bedeutendsten, vermehrt durch den „Liebesfrühling" des zum Lebensglück Erwachten, sammelte er in den „Neuen Gedichten" von 1842, denen 1848 die „Zeitgedichte" (mit Beiträgen von B. Reber) folgten, diese besonders für sein deutsches Herz ein machtvolles Zeugniss. 1845 folgte noch das „Weinbüchlein," ein Kranz heller, munterer Lieder alter und neuer Zeit. Dann gab er keine Gedichte mehr heraus, aber der Quell der Dichtung sprudelte in ihm fort und fort bis ans Ende, wo irgend eine Erregung des Herzens ihn weckte. Kein öffentliches Fest, keine Feier im Kreise der Seinen ist wohl vorüber gegangen, der er nicht einen längern oder kürzern Gruss seiner Dichtung geschenkt hätte. Solche Gelegenheitsdichtung kann zweifelhaften Werthes erscheinen, er selbst hat wohl scherzend seines „Stadtpfeiferamtes" gedacht, aber wir fürchten keine Widerlegung, wenn wir sagen: es ist von allen diesen Gedichten keines ohne den Geist und das Leben der Poesie, und es ist in allen keine Zeile die prosaisch zu nennen wäre. Die Art und Weise von Wackernagels Dichtung stand der von Rückert am nächsten, in der vorherrschenden Lyrik, in der ungehemmten, durch Reichthum der Sprachkunde und Dichterkenntniss getragenen Beherrschung der Rede, nicht in der gesuchten und fremdartigen Künstlichkeit mancher Rückertischen Gedichte, aber in der Erschlossenheit des Geistes für alle Poesie der Welt, in ihrer klaren und reinen Wiedergabe, und in dem tiefgeistigen Hintergrunde, welche die einfachsten und besten Gaben aus dem unerschöpften Füllhorn jenes Dichterfürsten wecken und zieren. Die Dichternatur spiegelte sich auch in den prosaischen Werken Wackernagels, in seinem blühenden Stil, in den wirksamen Wiederholungen, Ellipsen, Inversionen (technisch zu reden) seiner Sätze, die zuweilen an das Künstliche streifen, aber nie unerfreulich werden, und in der Fülle der Anschauungen und deren empfindungsreicher Darstellung, wie sie z. B. seine Vorträge über Pompeji und Sevilla, die Früchte seiner Reise, den erfreuten Hörern und Lesern boten.

Wilhelm Wackernagel war eine hohe Gestalt, ein Bild eines blonden Deutschen wie in den alten Heldenzeiten. Seinem starken Geist entsprach sein kraftvoller, durch die Entbehrungen der Jugend noch gestählter Leib. Aber die Ueberlast der Arbeit und die Gewalt seiner gemüthlichen Bewegungen, bei einer dauernden Ueberreizung der Nerven, die ihm namentlich oft allen Schlaf raubte, untergruben die Kraft dieses Leibes. So suchten ihn seit den funfziger Jahren mehrfache Krankheiten heim, Hautleiden, rheumatische Uebel, Magenschwäche. Am wirksamsten war ein Winteraufenhalt in Nizza, der ihn aus einer tödtlichen Schwäche wieder zu neuer Lebensfülle zurückrief. Aber neue Geschäftslast nahm auch die Kräfte wieder neu und schwerer in Anspruch, er musste viel des Arztes gebrauchen, Badecuren, in Baden im Aargau, durchmachen, vielfach sich dem Kranksein anbequemen. Der Sommeraufenthalt in den grünen Thälern und Höhen von Baselland erquickte

ihn stets, aber nur vorübergehend; er musste seine Lehrstunden am Pädagogium aufgeben und sich auf die Universität beschränken. Am schwersten fasste ihn eine böse Krankheit im Winter 1867 auf 68, tief herabgebracht suchte er wieder an Badens heissen Quellen Genesung. Aber so gross war die Kraft und Elasticität dieses vom Geiste getragenen Körpers, dass er immer wieder aus dem Siechthum erstand, ja dass er mitten in der Krankheit zu arbeiten begehrte und vermochte. So schrieb er im letzten Frühjahr in der Krankenstube sein letztes Buch „Johann Fischart von Strassburg und Basels Antheil an ihm," ein Buch so voll des reichsten und lebendigsten Studiums, so voll freudiger Schaffenslust, wie nur je ein Gesunder sie zu haben und zu leisten sich wünschen möchte. Er schien auch glücklich hergestellt, genoss des Sommers auf dem Lande, nahm an der Sitzung der historischen Commission im Herbste theil, und kam froh und frisch angeregt von der Münchner Reise zurück. Auch die Lehrerthätigkeit übernahm er mit neukräftiger Lust. „Ich gedenke, schrieb er noch am 26. October, diesen Winter etwas frisch aufzunehmen, das ich seit Jahren und Jahrzehenden habe liegen lassen, nämlich (neben dem germanistischen) wiederum ein litterarisches Kränzchen, in welchem Neueres und auch Fremdes gelesen und besprochen und von den jungen Leuten auch eigenes Dichten versucht wird. Es ist jetzt gerade ein Flug von solchen vorhanden, die ebenso gut zu solchen Zusammenkünften passen wie einst die ** und ** und ** und wie die übrigen hiessen. Mich freut meine Freude darauf, weil sie mir beweist, dass ich noch einige Jugend in mir trage."

So hoffte, wer ihn liebte, mehr als je auf die abermalige Erhebung aus den Anfechtungen, die, weil sie immer wieder gekommen, fast den Wunsch zur sichern Erwartung werden liess. Da kam im November ein neues Unwolsein, nicht heftig, doch bedeutend genug, um ihm das Bittere aufzulegen, dass er dem Sterbebette und dem Leichenbegleite der theuren, unerwartet erkrankten Schwiegermutter ferne bleiben musste. Auch jetzt schien er zu genesen und dachte eben Bette und Haus zu verlassen, als die böse vorjährige Krankheit ihn am 11. December neu und schwerer als zuvor angriff, und, von aller Sorge der Aerzte und Pflege der Seinen unaufgehalten, in harten Leiden ihn dem Tode entgegenführte, bis er zuletzt doch noch sanft, am Morgen des 21. unter den Thränen und Gebeten der Seinigen entschlummerte. Die Leiche war wunderbar schön, jede Spur des Kampfes vor dem Ausdruck der Verklärung entwichen. Seine Freunde, Pfarrer Stockmeyer und Professor Hagenbach, hielten, jener die Leichenpredigt in der Elisabethkirche, dieser die Rede am Grabe. Des Nachts bewegte sich ein Trauerfackelzug der Studierenden nochmals zum Grabe; einer aus ihnen, dessen dichterische Leistungen der liebende Lehrer gefördert hatte, gab dem Dank der Jugend Worte, und ein jüngerer College und Verwandter des Dahingeschiedenen antwortete mit dem Gelübde, dem Vorbild seiner Treue zu folgen. Dann gieng die Kunde hinaus in die Lande, und es werden wenige Stätten geistigen Lebens sein in deutschen Landen, wo sie nicht Verehrung und Liebe, Klage und Dank hervorgerufen hätte.

Wackernagel schrieb einst unter sein Bild ein Gedicht, und der Redner an seinem Grabe hat es aufgenommen:

„Ein Tropfe fällt: es klingt das Meer nur leise;
Die Stelle wird umringt von Kreis' an Kreise.
Und weiter, immer mehr. Nun ruht es wieder.
Wo kam der Tropfe her? Wo fiel er nieder?
Es war ein Leben nur und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur sich zu erwerben."

Ja wohl, eine reiche, gesegnete, unvergängliche Spur!

Zürich. S. VOEGELIN.

Chronologisches Verzeichniss der Schriften W. Wackernagels.

1827. 1. Kiurenbergii et Alrammi Gerstensis carmina. Berol. 8 s.

2. Zwölf mhd. lyr. Gedichte. Berol. 14 s.

3. Spiritalia theotisca. Sermonum sex ecclesiast. et orationis domin. rhythmis expositae fragmenta. Vratisl. 22 s.

4. Das wessobrunner Gebet und die wessobr. Glossen. Berlin. 95 s.

5. Nur in so fern, als er dem Humor der Zwecklosen gewidmet ist, nicht zweckloser Abdruck zweyer Küchenrecepte des XIV. Jahrhunderts aus der Würzburger Pergamenthandschrift Fol. 162, A. b. Ein guot lecker Köstelin. So mache zvom iüngesten ein klein. lecker Köstelin u. s. w. Berlin. Neujahr 1827. 1 Bl. 4°. Nur auf einer Seite bedruckt.

6. Zwey Bruchstücke eines unbekannten mittelhochdeutschen Gedichtes. Herrn H. Hoffmann von Fallersleben. Erstes Blatt. A. a. Bi eime stein geuelle. den risen slafende vant. u. s. w. 4 bll. 4°. Auf der letzten Seite unter 7 Textzeilen ein Kupferstich, zwei mit einander kämpfende Hirsche, deren einer durch einen jungen Mann mit dem Schwerte getödtet wird. Darunter die Unterschrift: Hie tôtet waltram zwen hirze. 1827.

1828. 7. Ahtzehen wahtel in den sac! Friedrichsstadt. Jan. 1828. (ed. princ. aus der Wiener Hs. CXIX). 8 S.

8. Anmerkungen zum Wahtelmære; in Denkmäler deutscher Sprache und Lit. von H. F. Massmann 1. München 1828. (S. 105—112).

9. Lieder eines fahrenden Schülers. Berlin. 125 S.

1829. 10. Aufsätze in Hoffmanns Monatsschr. von und für Schlesien. Breslau. (Zur schles. Kirchengesch. — Zeichenunterr. in Schles. — Ueber Gotfr. v. Strassburg. — Zwei mittellat. Fabeln von Fuchs Reineke. — Zur Kunstgesch. von Breslau. — Gegen Kannegiessers Uebers. einer Stelle in Dantes göttl. Comöd. — Uebers. dreier Ged. d. Catull. — Aug. Hagens Nürnberg. Novellen).

11. Theaterrecensionen und kleinere Gedichte; in d. Bresl. Zeitung, Febr. 1829 bis April 1830.

12. Gedichte, in: Zweckloses Leben und Treiben, hsg. v. d. zwecklosen Gesellsch. in Breslau. 2 Jahrg.

13. Gedichte, in: Weinbüchlein zum Besten der wasserbeschädigten Schlesier, hrsg. v. d. zweckl. Gesellsch.

1830. 14. Haecce ad vetustissimum abbatis cornardorum ebroicensium et rotomagensium cornu Friderico Lewald bonisque quae domum et vitam eius ornant mulieribus cecinit Guilelmus Wackernagel cognominatus Arrodian de Cologne cum licentia chymica Neapoli sub scuto mariae aureae inter picta et sculpta typis quam nitidis sumptibus quam minimis VIII. Cal. Jan. 1830. Kl. 8°. Ohne Pagin. Enthält 13 deutsche Gedichte, wovon 4 im Weinbüchlein wieder gedruckt.

15. Gedichte, in: Poesien der dichtenden Mitglieder des Bresl. Künstlervereins (Geisheim, Grünig, Hoffmann v. Fallersleben, K. Schall, W. Wackernagel, K. Witte).

16. Ueber Conjugation und Wortbildung durch Ablaut im Deutschen, Griech. und Lat.; in Seebodes Archiv f. Phil. u. Paed. 1, 17—50.

17. Die mhd. negat. Partikel *ne*. — Glossar für das XII—XIV. Jh., von Hoffmann u. W.; in Hoffmanns Fundgruben f. Gesch. deutscher Sprache u. Lit. 1, 269—306. 347—400.

1831. 18. Gedichte, in: Berliner Musenalmanach.

19. Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock. Berl. 68 S.

20. Ueber Conjugation u. Wortbildung durch Ablaut im Deutschen, Griech. u. Latein. in: 1. Supplementband zu Seebodes u. Jahns N. Jahrb. f. Philologie u. Paedag. (Lpzg. 1831. 8°.) S. 17—50.

1832. 21. Gedichte, in: Deutscher Musenalmanach. Lpz. 1832. 33. 34. 35. 37.

22. Gedichte, in: Schweizerische Alpenrosen. Aarau 1832. 33.

23. Anzeige v. Simrock, der arme Heinrich, ein erzählendes Gedicht des Hartmann v. Aue, metrisch übersetzt. Nebst der Sage von Amicus u. Amelius u. verwandten Gedichten des Uebersetzers. 1830. 8°. in: Allgem. Litteraturzeitung vom J. 1832 (Halle) Bd. I. Jan.—April. No. 74 u. 75. S. 588—600.

1833. 24. Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Litt. Akadem. Antrittsrede, 17. Mai. Basel. 41 S.

25. Gedichte Walthers v. d. Vogelweide, übers. v. Simrock und erl. v. Simrock u. W. 1. 2. Berlin.

1834. 26. Gedichte, in: Weihnachtsgabe zum Besten der Wasserbeschädigten in der Schweiz. Basel.

1835. 27. Zur Erklärung u. Beurtheilung v. Bürgers Lenore. Progr. d. Paedag. 20 S. 4°. Wiederholt, mit Nachträgen von W. u. Hoffmann, in Haupt u. Hoffmann, Altdeutsche Blätter. Leipz. 1836. 1, 174—204.

28. Deutsches Lesebuch. I. Altdeutsches Lesebuch. Basel. 872 Sp.

1836. 29. Deutsches Leseb. II. Poesie seit 1500. Basel. 1614 Sp.

30. Aufsätze in Haupt u. Hoffmann, Altdeutsche Blätter I. (Bruchst.

eines unbek. Ged. aus d. Dietrichssage. — Geistl. Lehrged. aus d. XII. Jh. — Glossen aus dem XII. Jh.)
31. Die altdeutschen Hss. d. Basler Universitätsbibl. Progr. Basel. 64 S. 4. Nachtrag in Altdeutsche Bl. 2, 124.

1837. 32. Schweizerisches Museum für hist. Wissenschaften, hsg. v. Gerlach, Hottinger u. W. Frauenfeld.
a) Die germanischen Personennamen. 1, 96—119.
b) Die epische Poesie. 1, 341—372; 2, 76—102. 243—274.

1838. 33. Gedichte, in: Schweizerische Alpenrosen, hsg. von Fröhlich, Hagenbach u. W. Aarau 1837. 38. 39.
34. Herr Nithart, in: Minnesinger v. F. H. v. d. Hagen. 4, 436—442.
35. Ueber die dramatische Poesie. Progr. Basel. 51 S. 4.

1839. 36. Vorbericht zu: Beiträge zur vaterl. Gesch. hsg. v. d. hist. Gesellsch. zu Basel. Bd. I. S. 5—16.
37. Gedichte, in: Weihnachtsgabe zum Besten der Wasserbeschädigten in der Schweiz, hsg. v. Fröhlich, Hagenbach u. W. Basel.

1840. 38. Beiträge zu Haupt u. Hoffmann, Altd. Bl. II.
(Lyr. Gedd. des 12.—14. Jh. — Sprüche u. Sprichwörter, deutsch u. lat.)
39. Das Landrecht des Schwabenspiegels. Zürich. 342 S.
40. Vorrede zu: Beitr. z. Basler Buchdruckergesch. v. Stockmeyer u. Reber. Basel.
41. Gedichte, in: Gedichte zur Feier des Johannistages 1840. Basel.
42. Festreden bei d. 4. Saecularfeier d. Erfindung d. Buchdruckerkunst in Basel, 24. Juni 1840. Nebst einer Beschreibung des Festes. Basel. 4.
43. Gedichte, in: Weihnachtsgabe f. Brandbeschädigte im Kanton Zürich, hsg. v. Schuster u. S. Vögelin. Zürich.

1841. 44. Deutsches Lesebuch. III, 1. Prosa von 1500—1740. Basel. 1076 Sp.
45. H. Fr. Drollinger. Akad. Festrede. Basel.

1842. 46. Die Gottesfreunde in Basel, in: Beitr. z. vaterl. Gesch. Basel. 2, 111—163.
47. Beiträge zu Haupts Ztschr. f. deutsch. Alterth. II.
(Der sælden tor. — In den Wald wünschen. — Zwölf Schwerter und neun Herzen. — Theilen, theilen und wählen, theilen und kiesen. — Verlöbniss und Trauung. — F, H, Th. — Drei Lügenmärchen.)
48. Neuere Gedichte aus den J. 1832—41. Zürich. 368 S.
49. Gedichte, in: Weihnachtsgabe für Hamburg, hsg. v. Fröhlich, Hagenbach u. W. Basel.

1843. 50. Zeitgedichte, mit Beiträgen von Balth. Reber. Basel. 192 S.
51. Beiträge zu Haupts Ztschr. f. d. A. III.
(Sechzig Räthsel u. Fragen. — Sagen u. Märchen aus d. Aargau. — Die Vogelhochzeit. — Niederl. Lied von d. Brennenberger. — Altdeutscher Cento. — Segensformeln. — Biblische Glossen zu Engelberg u. Rheinau. — Proverbia Salomonis.)

52. Deutsches Lesebuch III, 2. — Prosa v. 1740—1842. Basel. 1526 Sp.
53. Das Siechenhaus zu S. Jacob. 21 Neujahrsbl. f. Basels Jugend. Basel. 25 S. 4.

1844. 54. Redaction und Vorrede von: Die Schlacht bei S. Jakob in den Berichten d. Zeitgenossen. Säcularschrift d. hist. Gesellsch. zu Basel. Basel. 4.
55. Das vierte Säcularfest d. Schlacht bei S. Jakob an der Birs. Im Auftr. d. Comites beschr. v. W. Basel. 73 S. 4.
56. Beiträge zu Haupts Ztschr. f. d. A. IV.
(Die s. gallische Rhetorik. — Geographie d. Mittelalters. — Die 12 Meister zu Paris. — Beschreibung d. Gestalt Christi. — Bruder Berthold u. Albertus Magnus. — Kirchl. u. unkirchl. Segnungen. — Zu Hartmann v. Aue.)
57. Gedichte, in: Elsässische Neujahrsblätter hsg. v. Stoeber u. Otte. Basel. 1844. 45. 46.

1845. 58. Weinbüchlein. Leipz. 112 S.
59. Walther von Klingen. Progr. Basel. 31 S. 4.
60. Beiträge zu Haupts Zeitschr. f. d. A. V.
(Altdeutsches Kochbuch. — Provenzalische Diätetik. — Gedichte des Archipoeta Waltherus. — Die Schlettstädter Glossen. — Deutsch-lat. Hexameter. — Volkslied d. 15. Jh.)

1846. 61. Familienrecht und Familienleben der Germanen, in: Schreibers Taschenb. für Gesch. u. Alterth. in Süddeutschl. Freiburg. 5, 259—316.
62. Altfranzösische Lieder u. Leiche. Basel. 253 S.
63. Ueber das Schachzabelbuch Konrads von Ammenhausen; in: Kurz u. Weissenbach, Beitr. z. Gesch. u. Litt., vorzüglich aus d. Archiven u. Bibl. d. Kantons Aargau. 1. Aarau. S. 28—77. 158—222. 314—378.
64. Aufsätze in den Beiträgen d. hist. Ges. zu Basel III.
(Bischof Udalrich v. Basel. — Schrutan v. Winkelried. — Das Rosenbad u. d. Rosengarten von S. Jacob. — Buck dich, Jäcklin! du must in Ofen.)

1847. 65. Deutsches Lesebuch. N. A. I. Poesie u. Prosa bis z. 15. Jh. mit einem Wörterbuche. 1088 u. 632 Sp. II. Poesie seit 1500. 1786 Sp.
66. Vocabularius optimus. Zur Begrüssung d. Philologen u. s. w. Basel. 58 S. 4.
67. Mitherausgabe der Fest- u. Abendmahlslieder für Basels evang. Gemeinden. Basel.
68. Die altdeutschen Dichter des Elsasses: Otfried von Weissenburg. Heinrich der Gleissner, in: Elsässische Neujahrsblätter 1847, 210—237. 1848, 190—216.

1848. 69. Altdeutsche Predigten und Gebete aus Hss. Mit Abhandlungen. Ein Beitrag zur Kirchen- und Litteraturgesch. Deutschlands. Basel. (Nur theilweise gedruckt und noch nicht ausgegeben.)

70. Beiträge zu Haupts Ztschr. f. d. A. VI.
(Die Anthropogonie der Germanen. — Das Glücksrad und die Kugel des Glücks. — Hellegrâve. — Der Welt Lohn. — Die deutsche Heldensage im Lande der Zähringer und in Basel. — Niederländ. Reimsprüche. — Schretel und Wasserbär. — Das Todtenreich in Britannien. — Die Spottnamen der Völker. — Mete, Bier, wîn, lît, lûtertrank. — Das Lebenslicht. — Der Wolf in der Schule. — Erde der Leib Christi. — Gold im Munde. — Windsbraut u. Windgelle. — Ein Weib und drei Liebhaber. — Vor Liebe fressen. — Haus, Kleid, Leib. — Ital. Liebeszauber und Krankheitssegen. — Rom u. der Pfenning. — Liber sententiolarum.)
71. Geschichte der deutschen Litteratur. Basel. Heft 1. 1848, 2. 1850, 3. 1855. 496 S. bis zum Beginne des 17. Jahrh. reichend.
1849. 72. Beiträge zu Haupts Zeitschr. f. d. A. VII.
(Tung. — Wergeld Christi u. Psalmenzauber. — Predigten.)
73. Pompeji. Oeffentl. Vortrag. Basel. 57 s. — Zweite, durchgesehene Ausgabe. 1870.
1850. 74. Meinauer Naturlehre. Bibl. d. lit. Ver. in Stuttg. No. 22. Stuttg. 19 S.
75. Mitherausgabe des evangel. Gesangb. für Basel. Probedruck.
76. Umrisse der Basreliefs am Museum zu Basel ausgeführt durch J. J. Oechslin, Bildhauer in Schaffhausen, auf Stein gezeichnet von J. Neithardt. Mit erläuterndem Texte von Prof. W. Wackernagel. Schaffhausen 4°. (1850) 6 Seiten Text.
1851. 77. Beiträge zu Haupts Zeitschr. f. d. A. VIII.
(Der starke Boppe. — Vier Sprüche von Hans Folz.)
1852. 78. Das Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel in deutscher Aufzeichnung des 13. Jahrh. Progr. Basel. 43 s. 4.
1853. 79. Ueber neuere Bearbeitungen der deutschen Litteraturgeschichte; in Gelzers protest. Monatsblätt. Gotha. 2, 55—63.
80. Gewerbe, Handel und Schiffahrt der Germanen. Oeffentl. Vortrag. Erweitert abgedr. in Haupts Ztschr. 9, 530—578.
81. Beiträge zu Haupts Ztschr. f. d. A. IX.
(Der Todtentanz. — Kochbuch v. Maister Hannsen, des von Würtenberg Koch.)
82. Vorrede zu: Buch der Sinnsprüche u. s. w. von W. K. Leipzig.
1854. 83. Mitherausgabe von: Die Universität von Basel, was ihr gebricht und was sie sein söll. Polit. Tagesschrift. Basel.
84. Sevilla. Oeffentl. Vorträge. Basel. 149 S. — Neue unveränd. Ausg. 1870.
85. Von der deutschen Pedanterei. Schulrede. In Gelzers prot. Monatsbl. 3, 295—309.
86. Mitherausgabe des Evangel. Gesangb. f. Baselstadt u. Baselland. Basel.

1855. 87. Der arme Heinrich Herrn Hartmanns von Aue u. zwei jüngere Prosalegenden verwandten Inhalts. Basel. 101 S.

88. Die deutsche Glasmalerei. Geschichtl. Entwurf mit Belegen. Lpzg. 180 S.

89. Lessings Nathan der Weise. Rectoratsrede. In Gelzers prot. Monatsbl. 6, 232—256.

90. Vorwort zu Emil Wellers Liedern des dreissigjähr. Krieges. Basel.

1856. 91. Das Erdbeben von 1356 in den Nachrichten der Zeit und der Folgezeit bis auf Christ. Wurstisen. — Der Todtentanz (Erweiterung d. Abh. v. J. 1853); in: Basel im 14. Jahrh. Geschichtl. Darstellungen zur 5. Säcularfeier des Erdbebens am S. Lucastage 1356, herausg. von d. hist. Gesellsch. zu Basel. S. 213 bis 250. 377—425.

1857. 92. Die goldene Altartafel von Basel. Abbildung, Erklärung u. Zeitbestimmung. Progr. Basel. 34 S. 4. (Auch in den Mittheilungen d. Basler antiq. Ges.)

93. Ueber die mittelalterliche Sammlung zu Basel nebst einigen Schriftstücken aus derselben. Progr. Basel. 17 S. 4.

1858. 94. Vorrede zu: Geistl. Lieder eines Elsäss. Zimmermannes, herausg. v. Pfarrer E. Staehelin. Basel.

95. Konrad v. Würzburg aus Würzburg oder aus Basel? in Pfeiffers Germania. Wien. 3, 257—266.

96. Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter. 36. Neujahrsblatt für Basels Jugend. Basel. 32 S. 4.

97. Lieder für die Knaben in den Sonntagssälen zu Basel, herausg. u. mit Beiträgen von W. Basel. — N. verm. Aufl. 1868.

98. Otto von Passau, in Herzogs Realencycl. f. prot. Theol. u. Kirche. Erlangen. 9, 741—743.

1859. 99. Katalog der mittelalterl. Sammlung zu Basel. 1859. 1862. 1866.

100. Altdeutsches Lesebuch (des deutschen Leseb. Th. I). N. A. Basel. 1348 sp.

101. Die deutschen Appellativnamen. In Pfeiffers Germania 4, 129—160; 5, 290—356.

1860. 102. Ἔπεα πτερόεντα. Ein Beitrag zur vergleich. Mythologie. Jubelschrift zur 4. Säcularfeier d. Univ. Basel 6. Sept. 1860. Basel. 50 S. 4.

103. Gedichte auf das Universitätsjubiläum, mitgeth. in d. Beschreibung der 4. Jubelfeier d. Stiftung d. Univ. Basel am 5.—7. Sept. 1860, von J. W. Hess. Basel.

1861. 104. Wörterbuch zum altdeutschen Lesebuch, oder Altdeutsches Handwörterbuch. Neue sehr verm. Ausg. Basel. 402 S.

105. Die Umdeutschung fremder Wörter. Progr. Basel. 53 S. 4. — Zweite verb. Aufl. Basel 1863. 62 S. 4.

1862. 106. Die Lebensalter. Ein Beitrag z. vergleich. Sitten- und Rechtsgeschichte. Basel. 74 S.

107. Walther von der Vogelweide nebst Ulrich von Singenberg und Leutold von Seven. Hsg. von Max Rieger u. W. W. Giessen. XLVIII, 290 S.

108. Nachtrag z. Geschichte des grossen Erdbebens v. 1356 im Basler Taschenbuch f. 1862. S. 235—247.

1863. 109. Gedächtnissrede auf Ludw. Uhland, vorgetragen bei der Uhlandsfeier zu Basel, 13. Jan. 1863. In Gelzers protest. Monatsbl. 1863. 20 S.

1864. 110. Kunstschätze der mittelalterl. Sammlung zu Basel, herausg. von W. W. u. Jac. Hoeflinger. Photogr. 3 Lieferungen.

1865. 111. Leben und Wirken Walthers v. d. Vogelweide. In Herzogs Realencycl. f. prot. Theol. u. Kirche; Suppl. Band. 16 S. — Sebastian Brant. Ebendas. 19, 259—262.

112. Das Hündchen von Bretzwil u. von Bretten. Ein Versuch in der Mythenforschung. — Im Neuen schweizerischen Museum. Basel. 5, 339—350.

1866. 113. Sechs Bruchstücke einer Nibelungenhandschrift aus d. mittelalterl. Sammlung zu Basel herausg. Progr. Basel. 48 S. 4.

114. Vorwort zu: Rud. Hotz, Lesebuch für Elementar- u. Volksschulen. Basel.

115. Basel und die eidgenössische Universität. In den Beilagen d. Augsb. allg. Zeitung. 1866.

1867. 116. Voces variae animantium. Progr. Basel. 54 S. 4.

1868. 117. Beiträge zur Zeitschr. f. deutsche Philologie v. Höpfner u. Zacher. Halle. (Zur Alexandersage I. Zum Jul. Valerius. — Die altsächs. Bibeldichtung und das Wessobrunner Gebet.)

118. Sprache u. Sprachdenkmale der Burgunden, in: Binding, Gesch. des burgundisch-romanischen Königreichs. Leipzig. S. 329—404.

1869. 119. Voces variae animantium. Ein Beitrag zur Naturkunde u. zur Geschichte der Sprache. Zweite verm. u. verb. Aufl. Basel. 179 S.

1870. 120. Joh. Fischart von Strassburg u. Basels Antheil an ihm. Basel. 214 S.

1871. 121. Gothische und altsächsische Lesestücke nebst Wörterbuch. Basel. 192 Sp.

1872. 122. Ueber den Ursprung und die Entwickelung der Sprache. Academische Festrede gehalten am 8. Nov. 1866 bei der Jahresfeier der Universität Basel. Basel. 58 S. 8°.

123. Kleinere Schriften. Bd. I. Abhandlungen zur deutschen Alterthumskunde und Kunstgeschichte. Leipzig. 434 S. 8°. (von M. Heyne hrsg.)

124. Gedichte. Basel 1873. 391 S. (von S. Vögelin besorgt). Auswahl.

125. Geschichte der deutschen Litteratur bis zum 30jährigen Kriege. (Titelausgabe v. E. Martin, mit Inhaltsverz. u. Register). Basel. 540 S. gr. 8°.

1873. 126. Deutsches Lesebuch. Th. I. Altdeutsches Lesebuch. 5. Aufl. Bas. 1528 Sp. (von M. Rieger besorgt).

127. Poetik, Rhetorik u. Stilistik. Academ. Vorlesungen. Herausg. von L. Sieber. Halle. 452 S. Gr. 8°.

128. Kleinere Schriften. Bd. II. Abhandlungen zur deutschen Litteraturgeschichte. (Herausg. von M. Heyne.) Leipzig. 504 S. 8°.

1874. 129. Kleinere Schriften. Bd. III.

1875. 130. Altdeutsche Predigten und Gebete aus Handschriften. Mit Abhandlungen. Ein Beitrag zur Kirchen- und Litteraturgesch. Deutschlands. Herausgegeben von W. W. und fortgesetzt von Max Rieger u. Karl Weinhold. Basel. (Unter der Presse.)

Verzeichniss der Vorlesungen W. Wackernagels*).

1. 1833. Deutsche Grammatik (6). — **2.** 1833. Deutsche Metrik (7). — **3.** 1833. Vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen (2). — **4.** 1833. Tacitus Germania (6). — **5.** 1834. Deutsche Syntax und Stilistik (2). — **6.** 1834. Gedichte Walthers von der Vogelweide (13). — **7.** 1834. Erklärung des altdeutschen Lesebuchs (13). — **8.** 1835. Vergleichende Grammatik des Deutschen, Griechischen und Lateinischen (13). — **9.** 1835. Handschriftenkunde (1). — **10.** 1836. Poetik und Rhetorik (1). — **11.** 1837. Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur (7). — **12.** 1837. Poetik, Rhetorik und Stilistik (13). — **13.** 1838. Nibelungenlied nach Lachmanns Ausgabe (8). — **14.** 1838. Germanische Alterthümer (12). — **15.** 1839. Einhardi vita caroli Magni (1). — **16.** 1841. Uebungen im Stil und im freien Vortrage (6). — **17.** 1845. Erklärung und Beurtheilung ausgewählter Dramen (1). — **18.** 1847. Geschichte des deutschen Predigtwesens im Mittelalter (2). — **19.** 1848. Geschichte des deutschen Dramas mit Lesung und Erklärung ausgewählter Beispiele (10). — **20.** 1851. Geschichte der deutschen Litteratur seit der Reformation (9). — **21.** 1854. Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Schlusse des Mittelalters (1). — **22.** 1855. Erklärung des Armen Heinrich von Hartmann von Aue (7). — **23.** 1856. Stilistik (3). — **24.** 1856. Geschichte der deutschen Verskunst mit Erklärung ausgewählter Stücke (1). — **25.** 1857. Poetik (2). — **26.** 1857. Germanistisches Kränzchen (22). — **27.** 1864. Erklärung des alt- und angelsächsischen Lesebuches von Rieger (2). — **28.** 1867. Reinke de Vos nach Lübbens Ausgabe (1).

Basel. J. G. WACKERNAGEL.
L. SIEBER.

*) Die vorangeschickten Jahrzahlen geben an, in welchem Jahre die betreffende Vorlesung zuerst, die dahinter eingeklammerten Ziffern, wie oft sie gehalten worden ist.

INHALT.

Leipzig. Druck von Grimme & Trömel.